

Illustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nachrichten

über alle wesentlichen

Zeitereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst

156. Band

Januar bis Juni 1921

Leipzig

Druck und Verlag von J. J. Weber

Illustrirte Zeitung.

364417

156. Band. Januar bis Juni 1921.

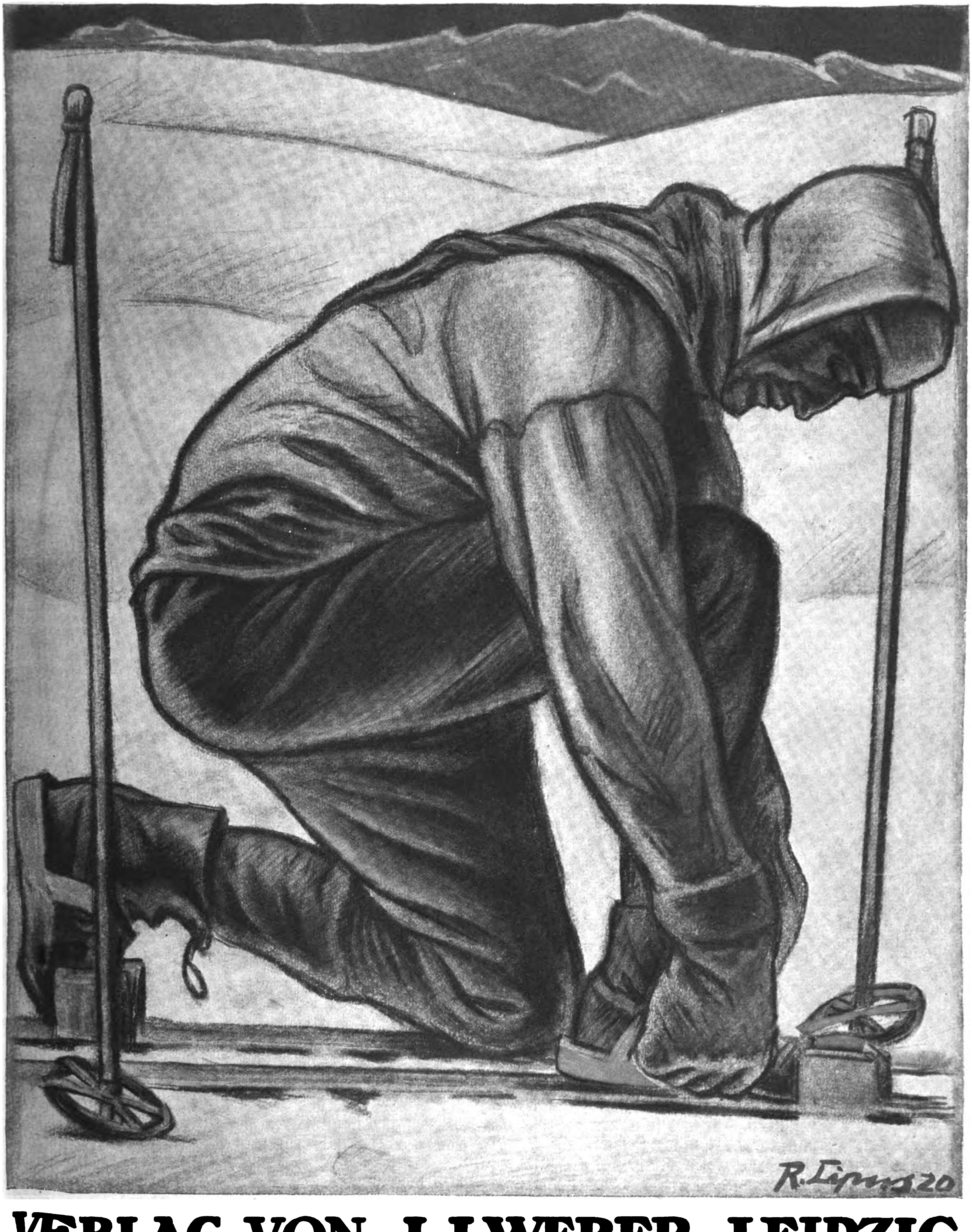
Abkürzungen: B. = Beitrag. B.-B. = Beitrag mit Bildern. G.-B. = Gruppenbild. S.-B. = Szenen- oder Bühnenbild. Abb. = Abbildung. Algr. = Algraphie. Gem. = Gemälde. Lith. = Lithographie. Phot. = Photographie. Rad. = Radierung. Zeichn. = Zeichnung.

Allgemeines.

Länder, Städte und Völker.

Porträte, Biographien.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON J. J. WEBER LEIPZIG

Nr. 4039 Einzelpreis 6 Mark (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Kreiselwirkung der Molekularströme. Die einzige einigermaßen plausible Theorie des Magnetismus ist bekanntlich die von André Marie Ampère aufgestellte. Dieser Theorie zufolge wird jedes einzelne Molekül des Eisens und der anderen magnetisierbaren Stoffe dauernd von einem winzigen in sich geschlossenen Strom umflossen. Setzt man also Eisen der Wirkung einer stromdurchflossenen Drahtspule aus, so müssen zwischen dem Strom in dieser Spule und den Milliarden von Elementarströmchen der einzelnen Eisenmoleküle die bekannten elektrodynamischen Wirkungen eintreten; d. h. alle diese Strömchen müssen so gerichtet werden, daß sie in parallelen Ebenen in gleicher Richtung umlaufen. Dann aber müssen sich ihre Wirkungen nach außen addieren, gewaltig verstärken und die Erscheinungen der magnetischen Anziehung, Abstoßung und Polarität hervorrufen. In der Tat erklärt die Ampèresche Theorie alle Erscheinungen des Magnetismus in glänzender Weise. Aber sie muß, wie gesagt, die Voraussetzung machen, daß um die Moleküle einiger weniger magnetisierbarer Stoffe seit alle Ewigkeit geschlossene Ströme fließen. Diese Annahme hat lange Jahre hindurch wenig befriedigt. Erst seitdem wir auch über den Bau der Atome selbst einiges zu wissen glauben, erscheint uns diese Hypothese in günstigerem Lichte. Wir nehmen heute an, daß alle Atome wie kleine Planetensysteme gebaut sind, in denen Elektronen, d. h. Elementaratome der Elektrizität, als Planeten ihre Bahnen um eine elektropositive Sonne ziehen. Wir wissen ferner, daß ein bewegtes Elektron einer elektrischen Strömung identisch ist. Die Ampèreschen Molekularströme sind also durch die Weiterentwicklung der Theorie bestätigt. Wir brauchen nur noch anzunehmen, daß bei den nicht magnetisierbaren Stoffen rechts- und linksläufige Planeten in solcher Anzahl, Verteilung und Laufgeschwindigkeit vorhanden sind, daß ihre elektrodynamische Wirkung nach außen sich aufhebt, während bei den magnetisierbaren Stoffen die Planeten in der Hauptsache in dem gleichen Sinne um den Atomkern kreisen. Ist nun aber diese Theorie wirklich richtig, so muß sich ein solches Atom und Molekül eines magnetisierbaren Stoffes auch wirklich wie ein mechanischer Kreisel verhalten. Es muß auf alle Versuche, seine Drehachse nach irgendeiner Richtung hin zu verändern, durch eine dazu rechtwinklige ausweichende Bewegung antworten. Die rechnungsmäßige Verfolgung dieses Gedankens führt zu den zwei Forderungen, daß ein Eisenstab, der durch eine Stromspule magnetisiert wird, eine mechanische Drehbewegung um seine Achse ausführen muß, und daß umgekehrt ein Eisenstab, der um seine Achse gedreht wird, eine Magnetisierung aufweisen muß. Der experimentelle Nachweis dieser Erscheinungen, der für das Bestehen der gesamten neuzeitlichen Atomtheorie von größter Wichtigkeit war, ist nun gelungen. Einstein, de Haas und Beck haben in der Tat nachgewiesen, daß die erwarteten Erscheinungen wirklich eintreffen. Für unsere Kenntnis vom Wesen der Materie ist diese Bestätigung rein theoretisch ermittelter Voraussagen von gewaltiger Bedeutung. Wenn über die Größe der gemessenen Werte heute noch Differenzen zwischen den genannten Forschern bestehen, so hat dies wenig auf sich. Der Umstand, daß einige dieser Messungen bis auf 2 Proz. die auf anderem Wege ermittelten Werte für die Masse und die elektrische Ladung des Elektrons bestätigen, zeigt wohl, daß die Wissenschaft hier am Werke ist, der Natur wieder ein Geheimnis zu entreißen. Hans Dominik.

Kohlenreichtum der Welt. Um zwei Pole wird in Zukunft unser deutsches Wirtschaftsleben sich drehen: um Kohle und Eisen. Für Kohle wird bald Ersatz geschafft sein, sobald sie aufgebraucht ist. Petroleum und Wasserkraft werden an ihre Stelle treten. Man hat die Kohlen der Erde inventarisiert und für die einzelnen Länder Zahlen gefunden, die zwar stark auf Schätzungen beruhen, aber doch genannt werden müssen, weil sie trotz ihrer Unsicherheit einen Maßstab für die Vorräte geben. Die Schätzungen gehen auf das Jahr 1911 zurück und betragen für 1000 Tonnen für China 13 000 000, Indien 12 488 726, Japan 17 632 710, Neusüdwales 8 833 570, Neuseeland 2 099 231, übriges Australien 1 740 030, Österreich-Ungarn 49 089 892, Belgien 23 125 140, Frankreich 39 350 041, Deutschland 234 259 061, Italien 510 029, Rußland 23 197 000, Spanien 3 550 000, Schweden 311 809, England 276 332 960, Westkanada 5 500 000, Ostkanada 6 602 000, Mexiko 1 800 000, Vereinigte Staaten von Amerika 455 720 550, Südafrika 6 914 500. Das ist ein Weltkohlenvorrat von 1 182 017 249 000 Tonnen. Rudolf Hundt.

Versicherungen an Eidesstatt. Die Fülle der neuentstandenen Behörden hat im Verein mit der leider noch immer herrschenden großen Erschwernis bei der Beschaffung des oft gerade Nötigsten einer feierlichen Beteuerungsformel — der eidesstattlichen Versicherung — zu bedauerlichem Aufschwunge verholfen. Auf den mit der Abgabe der Versicherung ersehnten Endzweck hin wird unausgesetzt aus hunderterlei Gründen leichten und frohen Herzens „an Eidesstatt" versichert. Die Beteuerung gilt meist als leere Formalität, als geringes Hemmnis, das mit der Abgabe der geforderten Erklärung rasch und schmerzlos beseitigt ist. Wie selten mag demgegenüber wohl die Gefahr unwahrer Erklärungsabgabe recht gewürdigt werden! Und doch ist das Gesetz in diesem Punkte wahrlich streng genug. Es bedroht nämlich jeden mit Gefängnis bis zu drei Jahren, der gegenüber einer zur Abnahme eidesstattlicher Versicherungen zuständigen Behörde eine derartige Versicherung wissentlich falsch abgibt. Wer also, etwa um seinen Ausfuhranträgen den gewünschten Nachdruck zu verschaffen, um der auf fremdem Boden gewachsenen Doktorarbeit den Nimbus eigenen Fabrikats zu geben, um dem Zollamte ein Schnippchen zu schlagen oder aus welchem Grunde sonst immer die Wahrheit trotz Beteuerung an Eidesstelle verletzen möchte, der mache sich zuvor klar, daß ihn zufällige Entdeckung längere Gefängnisstrafe kostet. Dabei wollen wir uns nicht über die gelegentlich strittige Frage den Kopf zerbrechen, welche Behörden zur Abnahme eidesstattlicher Versicherungen zuständig sind, eine Frage, die von den einschlägigen Bestimmungen der Reichs- und Landesgesetze beantwortet wird. Nehmen wir statt dessen zur Mehrung unserer Gewissenhaftigkeit und Vorsicht lieber an, daß regelmäßig die Behörden eidesstattliche Versicherungen nur dann verlangen und entgegennehmen, wenn sie hierzu von Rechts wegen befugt sind. Straffällig macht uns wissentliche Falschabgabe, gleichviel, ob wir die betreffende Behörde bei persönlicher Anwesenheit oder ob wir sie schriftlich unter Berufung auf unseren Eid anlogen. Nicht in Gegenwart der Behörde also, sondern überhaupt gegenüber der Behörde müssen wir eidesstattlich vollste Wahrheit walten lassen. Darum eben muß uns auch eine der Behörde übersandte, an Eidesstatt gegebene wissentlich unwahre Zusicherung zum Verhängnis werden. An genau vorgeschriebenen Wortlaut ist die Beteuerungsformel übrigens nicht gebunden; der Buchstabe gibt also keinen Ausschlag; vielmehr macht verlogene Erklärung beispielsweise „an Eidesstelle" genau so strafbar wie eine wissentliche falsche „Versicherung an Eidesstatt". Wer sich aber wirklich zu einer Lüge hinreißen ließ, der suche ihre Folgen durch eiligsten Widerruf von sich abzuwenden. Nach Ausspruch des Reichsgerichts gilt nämlich die eidesstattliche Versicherung dann als gar nicht abgegeben, wenn der Widerruf vorher oder gleichzeitig der betreffenden Behörde zuging. Dr. Hans Lieske. Prien (Obb.).

Der Hirnanhang. Der Hirnanhang, eine kleine Drüse unterhalb der eigentlichen Gehirnmasse, vor kurzem noch als verkümmertes Überbleibsel aus der Darwinschen angeblichen Ahnenreihe des Menschen angesehen, bietet ein vorzügliches Beispiel für das erstaunlich verwickelte Ineinandergreifen der Leistungen des Körpers. Dieses Organ, nicht größer als eine kleine Kirsche, besteht aus drei Abteilungen. Zwei Krankheitszustände lenkten nun zuerst die Aufmerksamkeit der Krankheitsforschung auf den Hirnanhang. Erstens: Bei der zuckerfreien Harnruhr findet man oft Zerstörung des Hinterlappens der Drüse; aber man findet auch Hinterlappenschädigung, ohne daß diese Stoffwechselstörung sich im Leben geltend gemacht hat, in diesen Fällen war auch der Vorderlappen geschädigt. Eine Erklärung hierfür bieten Experimente, die besagen, daß der Hinterlappen hemmend auf die Urinausscheidung wirkt, der Vorderlappen anregend. Zweitens: Bei dem krankhaften Riesenwuchs, der nach abgeschlossener normaler Wachstumszeit Knochen und Weichteile an Händen, Füßen, Gesicht zu plumper Verunstaltung anwachsen läßt, zuweilen auch den ganzen Körper zu Riesengröße erhebt, findet man Reizung und Vergrößerung des Vorderlappens und dabei Reizerscheinungen der Geschlechtsorgane. Umgekehrt findet man bei Zwergwuchs frühen Ausfall der Funktion des Vorderlappens. Wenn in früher Jugend der Hirnanhang leidet, so behält der Körper kindliche Form, auch die Keimdrüsen und die Ausbildung der Geschlechtsmerkmale werden gehemmt, gleichzeitig bildet sich ein starkes Fettpolster aus. Leidet der Hirnanhang nach Abschluß des Wachstums, so bildet sich Späteunuchoidismus aus. Sodann hat der Hirnanhang Einfluß auf die Schilddrüse; Entfernung der Schilddrüse hat Vergrößerung des Hirnanhanges zur Folge, und Entfernung des Hirnanhangvorderlappens ist gefolgt von Schilddrüsenvergrößerung. Viele Formen von erblicher Fettsucht mit gleichzeitiger wässeriger Aufschwemmung des Körpers beruhen auf gleichzeitigen Funktionsstörungen in Hirnanhang, Schilddrüse, Geschlechtsdrüse. Die Hirnanhangdrüse und die Schilddrüse sind stark beansprucht bei den Vorgängen der Schwangerschaft und bei der Körperumbildung, die in den Pubertätsjahren erfolgt. Wenn daher nach Abschluß dieser Zustände Schwächeerscheinungen (Müdigkeit, Konzentrationsunfähigkeit, Hinterkopfschmerz, Ischiasschmerzen) sich einstellen, so ist der Verdacht naheliegend, daß eine Erschöpfung des Vorderlappens im Hirnanhang vorliegt. Gleichzeitig kann dabei dann auch Schilddrüsenschwäche bestehen, die sich in Frostgefühl, Neigung zu Fettansatz, Kopfdruck, vorzeitigem Grauwerden der Haare, Brüchigkeit der Nägel, Kribbeln der Fingerspitzen, Sprödigkeit der Haut äußert. Dr. Engelen, Düsseldorf.

Pflanzen im Wundfieber. Wundfieber bei Pflanzen? — Der Laie schüttelt ungläubig den Kopf. Aber dem biologisch geschulten Leser erscheint das Phänomen durchaus nicht so wunderlich. Er weiß, daß die Pflanzen Lebewesen sind gleich den Tieren, daß sie atmen, Nahrung zu sich nehmen und sie verarbeiten. Und er folgert: wenn die Tiere durch Verletzungen Temperaturerhöhungen erfahren können, warum soll dies Krankheitssymptom sich nicht auch bei Pflanzen zeigen? Ist doch die Ursache des Fiebers stets die nämliche: der verwundete oder erkrankte (durch ein Krankheitsgift geschädigte) Körper beschleunigt seine Atmung und seinen Stoffwechselprozeß, um das Krankheitsgift schneller auszustoßen oder um, bei Verletzungen, bald neue Gewebe zu bilden, die die verletzten ergänzen, beziehentlich sie völlig ersetzen. Wer wollte leugnen, daß die gleichen Bedingungen auch bei den Pflanzen zutreffen, daß es auch für sie von Vorteil wäre, wenn beschleunigte Atmung, ein beschleunigter Stoffwechselprozeß ihnen schnell neue Gewebe bescheren würde? Der Grund dafür, daß wir von Fiebertemperaturen bei Pflanzen bis heute noch so wenig gehört haben, liegt nur darin, daß die Temperatur der Pflanzen — weil ihre Atmung sehr gering ist — sich nur wenig über die ihrer Umgebung erhöht; zumeist wird die geringe Wärmemenge, die so erzeugt wird, sehr schnell in die umgebende Luft abgeleitet, so daß sie überhaupt kaum meßbar wird. Sie ist aber doch gemessen worden. Böhm, Stich, Richards und andere haben sie mit thermoelektrischen Aparaten gemessen; sie haben mit sehr feinen Thermometern operiert, die Hundertstelgrade noch genau anzeigen, und sie haben so festgestellt, daß eine angeschnittene Kartoffel eine Temperaturerhöhung von 0,21° anzeigt, doch nur, wenn sie dicht hinter der Schnittfläche gemessen wird. 0,15 mm hinter der Schnittfläche betrug die Temperaturerhöhung nur noch 0,05°. 0,20 mm hinter der „Wunde" war sie gar nicht mehr nachzuweisen. Bei der Küchenzwiebel glückte das Experiment besser; bei ihr war der wärmesteigernde Wundreiz auf viel größere Strecken hin nachweisbar. Auch Versuche mit anderen Pflanzen ergaben ganz verschiedene Resultate. Die einen reagierten sehr bald durch „Fieber" auf die empfangene Verletzung, die anderen erheblich später, die dritten gar nicht, gerade so, wie die Tiere auch tun, die sich von den Pflanzen nicht so sehr unterscheiden, als die Menschen oft glauben. H. Welten.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4039. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 6 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg., mit 10% Teuerungsaufschlag. 13. Januar 1921.





St. Blasien Weltbekannter Jahreskurort u. Wintersportplatz des südlichen Schwarzwaldes, 800 m ü. M.

Beste Heilerfolge bei Erkrankungen des Nervensystems, der Atmungsorgane und inneren Leiden; Kriegserholungsbedürftigen besonders empfohlen. Alle Kurmittel der Neuzeit. Angenehmste Temperaturverhältnisse. Ausgedehnte Tannenhochwälder mit bestgepflegten Fuß- und Fahrwegen. Eis- u. Rodelbahn. Prachtvolles Skigelände. Alpenfernsicht. Kurkapelle. Täglich Kraftwagenverbindung von der Eisenbahnstation Titisee u. Albbruck. Neuzeitlich eingerichtete Kuranstalten, Hotels, Fremdenheime und Privatwohnungen. Auskünfte u. Prospekte d. d. Kurverwaltung.

St. Blasien Südlicher Schwarzwald. 800 m ü. d. M.

Sanatorium Luisenheim
Kurhaus (Klostergasthof und Schwarzwaldhaus)

Für Herz-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel- und Nervenkranke sowie Erholungsbedürftige (ausgenommen infektiös Erkrankte). Physikalische Heilmittel jeglicher Art. Wintersport.

Diätkuren. Vorzügliche Einrichtungen für Winterkuren.
Im Winter gemeinsame Küche im Luisenheim. Näheres durch den Prospekt.

NG-Busch Menisken
Brillengläser
sind auf Grund der Tscherning-Gullstrand'schen Forschungen errechnet und vervollkommnet; sie gewährleisten deutliches Sehen in jeder Blickrichtung

Nitsche u. Günther Optische Werke Rathenow. | **Emil Busch A.-G.** Optische Industrie Rathenow.

Menisken-Brillengläser sind in den optischen Ladengeschäften erhältlich.
Jedes Glas trägt die eingeätzte Schutzmarke



Rein's Durchschreibe-Bücher. Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier. Kartenregister.



Abstehende Ohren werden durch **Egoton** sofort anliegend gestaltet. Gesetzl. geschützt. Erfolg garantiert. Prosp. gratis u. franko. Preis Mk. 22.— exkl. Nachnahme-Spes. Zu haben in den meisten Friseurgeschäften, Drogerien u. Apotheken u. direkt von J. Rager & Beyer, Chemnitz i. Sa.



Tannenhof S.-R. Dr. Bieling Heilanstalt Friedrichroda in Thüringen.

Friedrichroda Thüringer Wald 430—710 m ü. M.
Der Kurbetrieb wird in diesem Winter aufrecht erhalten, Pflege aller Wintersportarten, Gesellschaftl. Veranstaltungen. Prospekt: Städt. Kurverwaltung.

Webers Illustrierte Handbücher. Verzeichnis kostenfrei. J. J. Weber in Leipzig.

Der gute Ton und die feine Sitte. Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. 7. Auflage. M. 8,50. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

System. **Herzmuskel Pflege** Anleitung d. Broschüre d. K. Ried. 10 M.; Ausland 20 M. **Landshut** (Bayern), **Altstadt 87** II. Postscheck-Konto: München 28230.

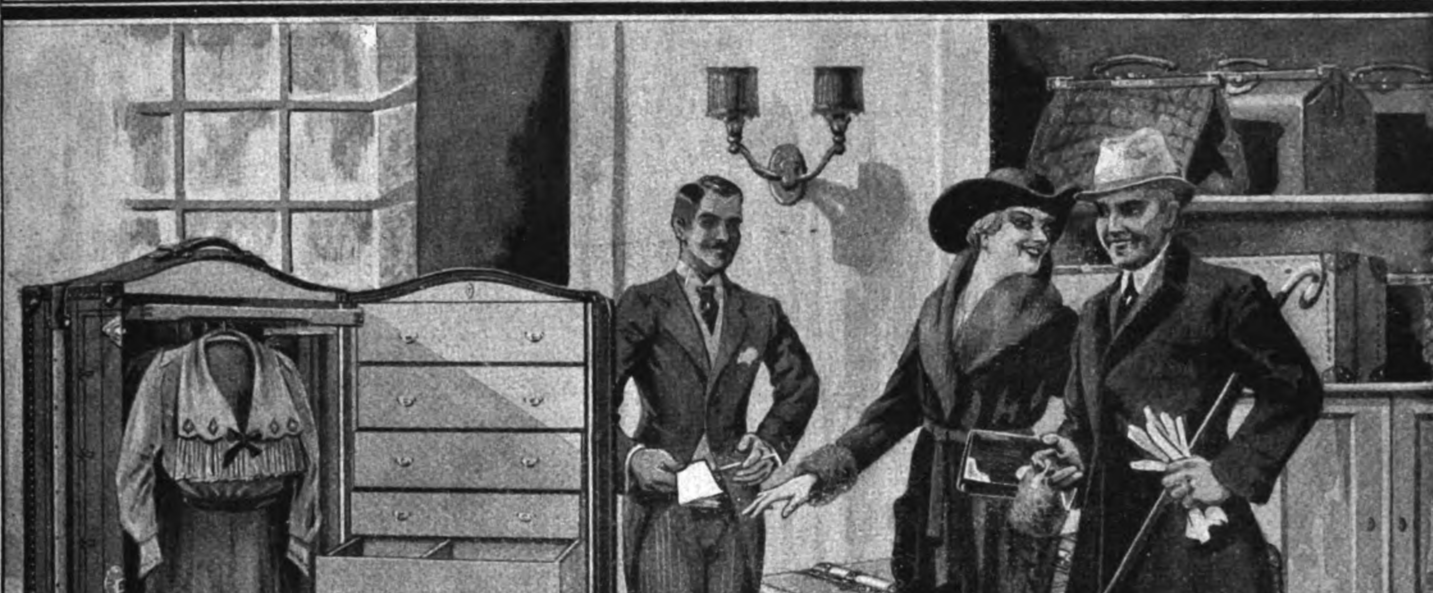
Stotterer bevorzugen die Anstalt von **Robert Ernst Berlin**, Großbeerenstr. 67. Prospekt gratis.

Wie beseitige ich die Folgen vernachlässigter Gicht?

Drei Folgen hat die vernachlässigte Gicht: 1. ständige Schmerzen in den Knoten, die an den Gelenken entstehen; 2. das häßliche Aussehen der Glieder, die wie verkrüppelt erscheinen; 3. das Unbrauchbarwerden der Glieder. Diese Folgen vernachlässigter Gicht kann jeder vermeiden, der dem natürlichen Entstehungsprozeß der Gicht auf natürliche Weise entgegentritt. Wer die bewährten, unschädlichen **Levathol-Tabletten** benutzt, läßt auf normalem Wege die Knoten abtragen, da dies wissenschaftlich zusammengestellte Levathol die lösenden Bestandteile in leichtverdaulicher Form enthält. Levathol ist seit vielen Jahren erprobt.

Fordern Sie **ausdrücklich Levatholpräparate**, weisen Sie andere Fabrikate zurück. Levathol ist in den Apotheken zu haben. Alleinige Fabrikanten C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

MÄDLER KOFFER



Illustr. Preisliste kostenlos:

MORITZ MÄDLER LEIPZIG-LINDENAU GEGR. 1850

VERKAUFS-LOKALE: LEIPZIG Petersstr. 8 — BERLIN W. Friedr. Str. 62 — HAMBURG Jungfernstieg 6/7 — FRANKFURT/M. Kaiserstrasse 29 — KÖLN/Rh. Hohestr. 129

Kunstfreunden
und Sammlern zur gefl. Beachtung! Die Originalvorlagen der Jllustrirten Zeitung, Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen usw. sind verkäuflich. — Ständige Ausstellung im Festsaale der Jllustrirten Zeitung, Leipzig, Reudnitzer-Str. 1-7. — Wir laden zu unverbindlichem Besuche ergebenst ein. **Verlag der Illustrirten Zeitung in Leipzig.**

Browning Kal. 7,65 M. 250, Kaliber 6,35 M. 250, Mauser M. 350, Jagdwaffen. Bessendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.



Vom Deutschtum in aller Welt.

Drei verschiedene Standpunkte. Bei der Gründung des Ortsausschusses des deutsch-schwäbischen Kulturbundes in Neu-Werbaß sprach der Vertreter der serbischen Staatsgewalt folgendes: „Seid gute Deutsche, wenn ihr nur zugleich auch treue Söhne eures Vaterlandes seid. Wir Serben achten die Deutschen und schätzen die deutsche Kulturarbeit, wir können nur denjenigen Deutschen keine Sympathie entgegenbringen, die keine Deutschen sein wollen.“ Das ist der eine Standpunkt. Die kroatischen Interpreten des Wahlgesetzes erklären: „Die Deutschen sind zwar grundsätzlich vom Wahlrecht ausgeschlossen, aber diejenigen unter ihnen, die trotz ihrer deutschen Namen von den Behörden und der Gesellschaft als Slawen anerkannt werden, können trotzdem in die Wählerlisten aufgenommen werden.“ Das ist der zweite Standpunkt. In Laibach endlich befehlen die Slowenen: „dein Bekenntnis gilt uns nichts, dein Name ist alles, und weil dein Name auf slawische Abkunft deutet, so müssen deine Kinder slawische Schulen besuchen und zum Slawentum zurückgeführt werden. Das ist der dritte Standpunkt.

Ein serbisches Urteil über das Abstimmungsergebnis in Kärnten. Das Organ von Nikola Pasic, die Belgrader „Samo uprava“, gibt folgendes überaus bemerkenswerte Urteil über die Ursachen der Niederlage der jugoslawischen Partei in Kärnten ab: „Mit unserer schlechten Staatseinrichtung und mit unseren noch schlechteren Zeitungen waren wir in Kärnten die besten Agitatoren für Österreich. Die Bevölkerung hat sich nach den augenblicklichen Nützlichkeiten entschieden. Die Wahl war nicht schwer. Während sich unser Königreich als ein noch nicht geordnetes Staatswesen mit zerstörter Rechtsordnung präsentierte, in der die Sicherheit der Person und das Eigentumsrecht übel verbürgt ist, hat Österreich trotz seiner Verluste im Kriege dennoch das Bild eines geordneten Rechtsstaates geboten. Es ist demnach nicht wunderlich, daß sich die Berölkerung für Österreich entschieden hat“.

Die deutsche Oberrealschule in Kowno. Vor einiger Zeit fand in Kowno eine bedeutsame Versammlung statt, die so recht zeigt, daß auch das Deutschtum in der Zerstreuung streng an seinem Volkstum festhalten will. Der Vorstand des Deutschen Schulvereins für Litauen teilte dem Elternrat mit, daß der Staat nicht in der Lage sei, für die bereits bestehende deutsche Ober-

realschule Geldmittel zur Verfügung zu stellen, da erstens der stark belastete Etat des Staates dies nicht zulasse, zweitens die augenblickliche politische Lage zu unklar sei. Aus diesem Grunde beschloß der Elternrat, nicht nur das monatliche Schulgeld um 70 v. H. zu erhöhen, sondern beauftragte den Vorstand, nach eigenem Ermessen jeweils das Schulgeld zu erhöhen. Da die Schüler gezwungen sind, in den Abendstunden das jüdische Schulgebäude zu benutzen, weil die Deutschen kein eigenes Schulhaus haben, so wurde beschlossen, ein Gebäude zu erwerben. Sammlungen wurden bereits eingeleitet. Es ist ein Vergnügen, dieses eifrige Streben der in schwerer Lage befindlichen Deutschen zu sehen. Wollte doch erst das deutsche Mutterland solche Unternehmungen werktätig unterstützen. Der „Deutsche Schutzbund" (Berlin NW. 52, Schloß Bellevue) und der „Verein für das Deutschtum im Ausland" (Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 105) sind die berufenen Stellen, die Geldspenden für diese Zwecke entgegennehmen.

Allgemeine Notizen.

Der nächste Weltpostkongreß soll im Jahre 1924 in Stockholm stattfinden und mit dem 50. Jahrestag der Begründung des Weltpostvereins zusammenfallen. Aus den Ergebnissen des verflossenen Madrider Kongresses ist noch nachzutragen, daß die Bemühungen der Vertreter des amerikanischen Staatenblocks, der spanischen Sprache zum Range der offiziellen Weltpostvereinssprache zu verhelfen, gescheitert sind. Die französische Sprache bleibt die offizielle Sprache des Weltpostvereins.

Die Gesellschaft für kolonialen Fortschritt e. V. in Berlin NW. 7, Neue Wilhelmstraße 2 hat eine „Rednerschule für Weltpolitik" gegründet, die unter besonderer Betonung weltwirtschaftlicher und kolonialwirtschaftlicher Probleme das Verständnis für Weltpolitik fördern soll. Die Rednerschule soll eine Grundlage schaffen für die Zusammenarbeit aller Kreise ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit. Die Leitung liegt in den Händen des bekannten Weltwirtschaftspolitikers Dr. Paul Leutwein. Die Gesellschaft erteilt auf Verlangen nähere Auskunft.

Das Ausland auf der Leipziger Messe. Während an der Leipziger Frühjahrsmesse 1918 sich nur 122 ausländische Firmen als Aussteller beteiligten, ist diese Zahl seitdem ständig gewachsen und hat bei der vergangenen Herbstmesse 550 erreicht, das sind etwa 4 v. H. der ge-







samten Ausstellerschaft. Dies spricht mehr als alles andere für die internationale Bedeutung der Leipziger Messe.

In Friedrich Meyers Buchhandlung und Antiquariat, Leipzig, Teubnerstraße 16, erscheint in Kürze ein neuer Katalog, der in der Hauptsache die Bestände der Bibliothek des Berliner Literarhistorikers Daniel Jacoby verzeichnend, eine reiche Auswahl aus den Gebieten Literaturgeschichte, Kunst, Philosophie, Kulturgeschichte und anderen Wissenszweigen bei anerkannt mäßigen Preisen bieten wird.

Auflösung der Familiengüter. Die preußische Gesetzsammlung veröffentlicht die durch Artikel 155 der Reichsverfassung erforderlich gewordene Verordnung über die Zwangsauflösung der Fideikommisse, die am 1. April 1921 für Fideikommisse und am 1. April 1923 für Hausvermögen in Kraft tritt. Die Verordnung sieht mit Rücksicht auf die Interessen der Beteiligten eine allmähliche Auflösung der Fideikommisse vor. Im Regelfall tritt sie mit dem Tode des jetzigen Besitzers ein. Dessen Erbe erhält das Vermögen „frei“, d. h. nicht mehr beschränkt durch „Gebundenheit“ der Fideikommißbestimmungen. Durch diese Bestimmungen verteilt sich die Auflösung der Fideikommisse auf eine längere Zeit. Aufgehoben werden durch die Verordnung alle Bestimmungen über den beschränkten Umfang der Verpflichtung des Fideikommißfolgers aus den von seinem Vorgänger abgeschlossenen Verträgen, insbesondere Dienst- und Pachtverträgen. Die Verordnung beseitigt weiter die Beschränkung in der freien Verfügung über das Fideikommißvermögen (die Veräußerlichkeit). Zu der Veräußerung bedarf der Fideikommißinhaber nur noch einer Ermächtigung durch die Auflösungsbehörde, die ihre Prüfung darauf einzustellen hat, ob die Veräußerung mit Rücksicht auf die Ziele der Bodensiedlung dem öffentlichen Interesse entspricht. Eingehende Bestimmungen bringt die Verordnung über die Erhaltung der großen, volkswirtschaftlich überaus wichtigen Fideikommißwaldungen.

Der Dux-Sieg bei der Vergaserwettbewerbefahrt des Sächsischen Automobilklubs wird in Automobilkreisen mit Recht als ein großer Erfolg angesprochen. Wie das Institut für Kraftfahrwesen der Technischen Hochschule zu Dresden festgestellt hat, verbrauchte das neue 17/50-PS-Modell der Dux-Automobil-Werke, A.-G. für 89,3 km nur 8,25 kg Kraftstoff. Bei sechs Personen Besetzung in gebirgigem Gelände, entsprechend einem Aufwand von 9,24 kg für 100 km. — Diese überraschend niedrige

Ziffer [illegible]t derart aus dem Rahmen der bisherigen Statistik, [illegible] man sie für einen Bluff halten möchte, wenn sie ni[illegible] das Ergebnis einer langwierigen und wissenschaftli[illegible] begründeten Prüfung wäre. Der Brennstoff, mit dem der 17/50 PS-Dux unter 39 Bewerbern den ersten Preis für den geringsten Verbrauch errang, war nicht etwa hochwertiges Leichtbenzin, sondern eine mit Wasser- und Schmutzbeimengungen durchsetzte, gelbliche Flüssigkeit vom spez. Gewicht 0,743. Die Dux-Automobil-Werke, die dem Deutschen Automobil-Konzern (D. A. K.) in Leipzig angehören, haben bereits nach ihren ersten Versuchsfahrten Verbrauchszahlen bekannt gegeben, die vielfachen Zweifeln begegneten, die aber durch die jetzt abgeschlossene und veröffentlichte Begutachtung der maßgebenden akademischen Stelle sogar herabgemindert wurden. Die Leistung wurde nicht von einem Vergaser-Spezialisten, sondern von einem Herrenfahrer erzielt.

Wintersportgeräte in Personenzügen. Der Reichsverkehrsminister hat eine Verfügung erlassen, nach der die Beförderung von Wintersportgeräten als Gepäck- und Expreßgut auf den Reichseisenbahnen wieder zugelassen wird. Sie dürfen auch als Handgepäck in die 3. und 4. Klasse der Personenzüge mitgenommen werden. Die Mitnahme in die 1. und 2. Wagenklasse bleibt aber ausgeschlossen; ebenso die Mitnahme in Schnellzügen.

Die schlechte Volksgesundheit, hervorgerufen durch die Unterernährung und deren Folgen, macht den menschlichen Organismus für Krankheitserscheinungen in erhöhtem Maße empfänglich. Hierzu kommt noch die Kohlennot, die auch in diesem Winter das Auftreten von Erkältungskrankheiten begünstigen wird. Jeder schenke daher den Katarrhen der Atmungsorgane, wie Husten, Heiserkeit und Verschleimung, größere Aufmerksamkeit, um chronischen Leiden vorzubeugen. Als wirksames Schutzmittel sind die ärztlich erprobten und bestens empfohlenen Baden-Badener Pastillen in weiten Kreisen bekannt, beliebt und geschätzt. In allen einschlägigen Geschäften sind Baden-Badener Pastillen zu M. 4.— die Schachtel zu kaufen. Das Schutzwort „BADAG“ und die B/B Marke sind die Kennzeichen der Echtheit.

Vorbeugungsmittel gegen Grippe und Influenza sind die Sauerstoff-Menthol-Dragees Heliozon der Theodor Teichgraeber Aktiengesellschaft in Berlin S 59, Camphausenstraße 26, und Königsberg i. Pr. Erhältlich sind die Heliozon-Dragees in Apotheken und Drogerien.


Riquet
Mammut-Kakao
VOLL KRAFT
Riquet & Co., A.G. Firma gegr. 1745 in Leipzig


HENKELL TROCKEN
IN UNÜBERTROFFENER GÜTE UND PREISWÜRDIGKEIT
BEI VERBÜRGT FÜNFJÄHRIGEM FLASCHENLAGER
WIEDER AUF DEM MARKTE!

Illustrirte Zeitung

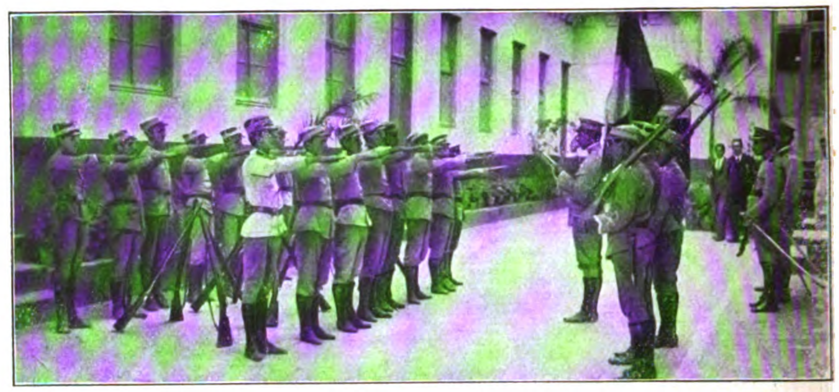
Nr. 4039 156. Band



Verlorenes altes deutsches Land: Abend in Reichenweier im Elsaß. Nach einem Gemälde von Siegfried Mackowsky.



Amerikanische Proteste gegen die englische Gewaltpolitik in Irland: Enthusiastische Begrüßung von Mrs. Mac Swiney, der Witwe des verstorbenen Bürgermeisters von Cork, in Washington.



Die militärische Ausbildung der brasilianischen Schuljugend: Übungen im Anchieta-Gymnasium in Porto-Alegre in Gegenwart einer Militärkommission.



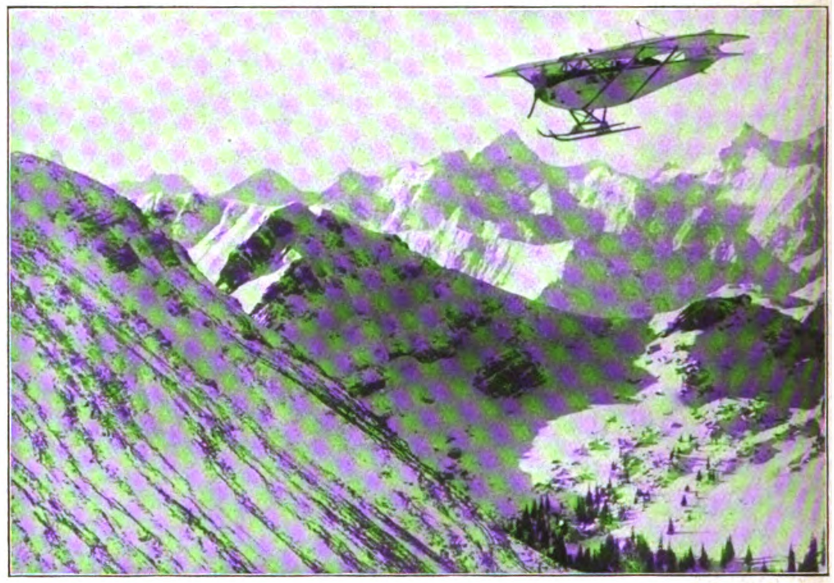
Deutsche Kulturarbeit: Tartarische Analphabeten mohammedanischen Glaubens erhalten im bolschewistischen Internierungslager Wünsdorf bei Berlin Unterricht im Lesen und Schreiben.



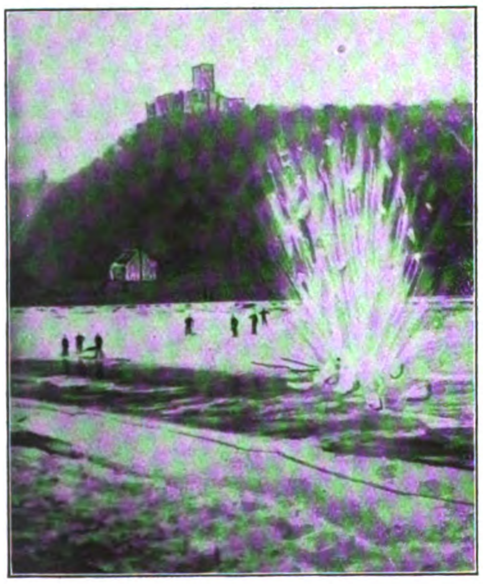
Wie die Polen ihre litauischen Gefangenen ausplündern: Rechts ein litauischer Soldat in Uniform vor der Gefangennahme; links sechs litauische Soldaten, die ausgeplündert aus der Gefangenschaft zurückkehrten.



Der erste Empfang beim deutschen Botschafter in Madrid: Freiherr Langwerth v. Simmern (1) mit Gemahlin (2) und Töchtern (×), umgeben von den Mitgliedern der deutschen Kolonie.



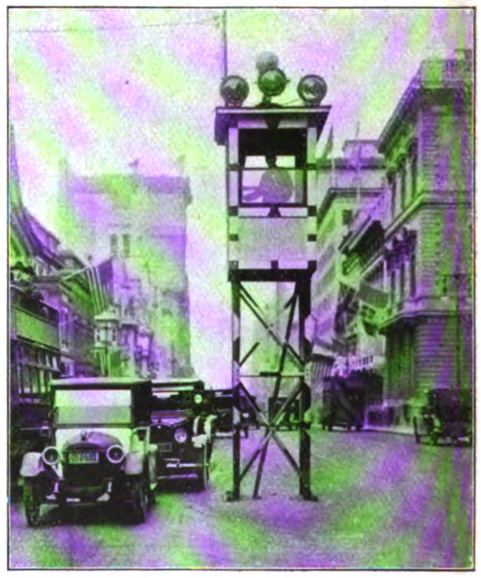
Schneeschuhe im Dienste des Luftverkehrs: Ein Sablatnig-Flugzeug mit schneeschuhartigen Kufen zum Ablauf und Landen auf Schneeflächen bei einem Flug über die Alpen.



Im Kampf gegen Schnee und Eis: Eissprengung auf der Lahn, um bei Eintritt von Tauwetter den Abgang des Eises zu erleichtern.



Zur Rückkehr des Königs Konstantin nach Griechenland: Einzug des griechischen Königspaares in Athen (König Konstantin ist im Wagen oberhalb der im Vordergrund befindlichen Fahne sichtbar).



Riesenverkehr in Neuyork: Eine der elektrischen Signalstationen, die in der 5. Avenue zur Regelung des Kraftwagenverkehrs errichtet worden sind.

Das erste Friedensjahr. / Von Dr. Hermann Diez.

Am 10. Januar 1920 ist der Friede von Versailles in Kraft getreten, wir haben also ein erstes „Friedensjahr" hinter uns. Dieser Friede ist in Wahrheit kein Friede, sondern eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln; er ist ein Werk lebendigen Hasses, unversöhnlicher Rachsucht und schrankenloser Habgier. Er ist aber auch kein Friede, weil er Unvereinbares zu vereinigen sucht: er will im Geiste Clemenceaus das Deutsche Reich politisch und wirtschaftlich zugrunde richten und 20 Millionen Menschen, die es nach der Meinung des Siegers zu viel hat, entweder zur Auswanderung zwingen oder Hungers sterben lassen, und er will zugleich aus diesem planmäßig zugrunde gerichteten Lande unerhörte Summen herauspressen, die nach den perversen Phantasien französischer Finanzpolitiker in die Billionen gehen sollen. So steht das Leben des deutschen Volkes unter dem fürchterlichsten Druck, und es ist kein Wunder, daß auch am Ende des ersten Friedensjahres noch kaum ein Zeichen beginnender Gesundung sich feststellen lassen will. Ja, es ist eigentlich ein Wunder, daß Deutschland als Staat überhaupt noch leben kann. Noch vor wenigen Jahren hätte es jeder Volkswirt und Finanzpolitiker als schlechthin unmöglich bezeichnet, daß ein Staat mit 250 Milliarden Schulden (darunter etwa 160 Milliarden schwebende Schuld), mit einem Papiergeldumlauf von rund 75 Milliarden bei einem Metallvorrat von wenig mehr als einer Milliarde Mark auch nur einen Tag zu existieren vermöge. Es hat sich indes gezeigt, daß das praktische Leben in gewissem Sinne elastischer ist als die Theorien und Axiome der Volkswirtschaft, und daß das Dichterwort, das dem weiten Gehirn die hart im Raum sich stoßenden Sachen gegenüberstellt, somit auch eine Umkehrung zuläßt. Aber solange die Gesetze des menschlichen Lebens und Denkens überhaupt gelten, muß es auch Grenzen jener Elastizität geben, und wenn die Schuldenlast des Deutschen Reiches in dem nun zu Ende gehenden Jahre um mehr als 60, die Papierflut um mehr als 27 Milliarden Mark gestiegen ist, so braucht man keine Prophetengabe, um vorauszusagen, daß der Zusammenbruch nicht ausbleiben kann und nahe vor der Tür steht. Dabei sind in all diesen Riesensummen eigentliche Zahlungen aus dem Friedensvertrage nur insofern enthalten, als wir die Kosten für die Besatzungsheere aufbringen, die die Böswilligkeit unserer Feinde so wahnsinnig in die Höhe schraubt, daß sie höher sind als die ganze Zinsenlast aus der Reichsschuld; im übrigen aber haben wir bisher nur Sachgüter, wie unsere Handelsflotte, Maschinen, Vieh usw., ausgeliefert.

Die angestrengten Bemühungen, eine gewisse Milderung der unerträglichen Bestimmungen des Friedensvertrages zu erreichen, sind bisher ohne Erfolg geblieben. Wohl ist, wenn nicht formell, so doch tatsächlich auf den Kaiserprozeß verzichtet worden, weil das tapfere Holland die völkerrechtswidrige Zumutung der Auslieferung standhaft ablehnte, und die Aburteilung der sogenannten Kriegsverbrecher ist, unter erheblicher Kürzung der ursprünglichen Liste, vorläufig dem Reichsgericht überlassen. Sonst aber sind die Fortschritte gering. Man hatte gewisse Hoffnungen auf die Konferenz gesetzt, die vom 5. bis zum 16. Juli in dem belgischen Badeorte Spa tagte, und tatsächlich ist es auch gelungen, wenigstens eine kleine Herabsetzung der Kohlenmengen zu erreichen, die Deutschland nach dem Friedensvertrage an seine Gegner zu liefern hat. Diese geringfügige Herabsetzung unerfüllbarer Ansprüche wurde indessen in ihrer moralischen Wirkung völlig aufgehoben dadurch, daß die Drohung mit dem Einmarsch bei Nichterfüllung der Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag förmlich in das Protokoll aufgenommen wurde, und sie steht nun darin, wenn auch die deutschen Unterhändler ausdrücklich erklärt haben, daß ihre Unterschrift eine Zustimmung zu dieser Klausel nicht bedeute. Auch der Ton, den die Entente in Spa anschlug, war noch weit von dem des Verhandelns auf gleichem Fuße entfernt; es wurde viel mehr diktiert als verhandelt. Erst ganz zum Schluß wurde in Aussicht gestellt, daß man späterhin die Wiedergutmachungsfrage auf neutralem Boden, vielleicht in Genf, nach einem anderen System erörtern wolle. Bisher ist es aber Frankreich gelungen, diese zweite Konferenz zu vereiteln, und es hat einstweilen nur in Brüssel eine Vorbesprechung der Finanzsachverständigen begonnen, bei der Deutschland seinen Standpunkt vertreten konnte und tatsächlich wirkungsvoll vertreten hat. Vorausgegangen war, ebenfalls in Brüssel, zu Ende September und Anfang Oktober ein internationaler Kongreß von Finanzpolitikern, dessen Beratungen jedoch einen rein akademischen Charakter trugen. In Genf hat von Mitte November bis Mitte Dezember die erste Vollversammlung des Völkerbundes stattgefunden, dem Deutschland noch nicht angehört, und zu dem es sich auch nicht drängt, solange er vom Geiste Frankreichs beherrscht wird. Daß das aber der Fall ist, beweist u. a. die Aufsehen erregende Erklärung, mit der Argentinien seine Mitarbeit am Völkerbund eingestellt hat, nachdem seine Anträge auf Abänderung des Völkerbundspaktes auf die lange Bank geschoben worden waren. Das einzige positive Zeichen einer Besserung der Stimmung und Gesinnung im Lager unserer bisherigen Feinde ist der von England spontan und selbständig ausgesprochene Verzicht auf die eventuelle Beschlagnahme deutscher Nachkriegsguthaben auf Grund der allgemeinen Bestimmung des Friedensvertrages, wonach die alliierten und assoziierten Mächte überhaupt zu jeder Maßregel berechtigt sind, wenn Deutschland in der Erfüllung seiner Verpflichtungen bösen Willen zeigt.

Zur Ausführung des Friedensvertrages gehören die Volksabstimmungen in denjenigen Grenzgebieten, über deren Zukunft und Staatszugehörigkeit der Wille der Bevölkerung entscheiden sollte. Diese Abstimmungen bilden, soweit sie wirklich stattgefunden haben und nicht wie in den Kreisen Eupen und Malmedy durch ein sinnloses und niederträchtiges Gaukelspiel ersetzt wurden, das dem wirklichen Willen der Einwohner ins Gesicht schlug, eins der wenigen erhebenden Erlebnisse des Jahres und einen Beweis dafür, daß Niederlage, Revolution und alles sonstige Unglück den nationalen Sinn im deutschen Volke nicht auszurotten vermocht haben. Daß die erste, nördliche Zone in Schleswig eine dänische Mehrheit ergeben würde, verstand sich nach der Art ihrer Abgrenzung von selbst, und es war an und für sich ein durchaus befriedigendes Ergebnis, daß die am 10. Februar vollzogene Abstimmung rund 25 Proz. deutscher Stimmen aufwies; die Ungerechtigkeit lag hier darin, daß eine rein deutsche Stadt und ein vorwiegend deutscher Kreis wie Stadt und Kreis Tondern in diese erste Zone einbezogen wurden, statt in die zweite. In dieser zweiten Zone wurde am 14. März abgestimmt, und das Ergebnis war ein überwältigender Sieg des Deutschtums, 79 Proz. der Stimmen für Deutschland! Trotzdem wurde die Grenzlinie noch weiter zuungunsten des Reiches korrigiert, wenn auch die Hoffnungen der dänischen Chauvinisten auf Flensburg nicht in Erfüllung gingen. In Ost- und Westpreußen, wo die Abstimmungen am 11. Juli vollzogen wurden, trat es noch viel schärfer als in der zweiten schleswigschen Zone zutage, daß die Abstimmung als solche in diesen vollkommen deutschen Gebieten ein Unfug war; in den ostpreußischen Kreisen waren 98,2 Proz. der Stimmen deutsch, in den westpreußischen 92,4 Proz.; trotzdem wurde auch hier noch die Selbstbestimmung der Bevölkerung zugunsten der Polen vergewaltigt, um diesen die volle Herrschaft über die Weichsel und ihre Ufer zu sichern.

Nun steht noch die Abstimmung in Oberschlesien aus, das unsere europäischen Feinde bekanntlich ohne weiteres an Polen ausliefern wollten, und das nur unter amerikanischem Druck in die Liste der Abstimmungsgebiete aufgenommen wurde. Da nun die Vereinigten Staaten von Amerika den Friedensvertrag, vor allem wegen des ihm einverleibten Völkerbundsstatuts, bisher noch nicht ratifiziert haben, so daß wir mit ihnen formell noch im Kriege leben, ist der amerikanische Einfluß zur Zeit ziemlich ausgeschaltet, und das benutzen die anderen Mächte, um die Abstimmungsweise zu unseren Ungunsten zu ändern. Man wollte ursprünglich die 350000 Oberschlesier, die im Reiche wohnen, ihres Stimmrechts überhaupt berauben, getraute sich schließlich aber doch nicht, die ausdrücklichen Bestimmungen des Friedensvertrages so offenkundig zu brechen; so schlägt man vor, diese Stimmberechtigten entweder in Köln oder vierzehn Tage nach der stimmberechtigten Einwohnerschaft Oberschlesiens abstimmen zu lassen, unter dem Vorwand, daß das Eintreffen der Oberschlesier aus dem Reiche zu Unruhen führen könnte. Der wirkliche Grund ist, daß man die moralische Einwirkung dieses mächtigen Zustroms von Gesinnungsgenossen auf das deutsche Element in Oberschlesien fürchtet, das durch die polnische Schreckensherrschaft zeitweise sehr stark eingeschüchtert war. Die Polen haben sich allerdings die möglichste Mühe gegeben, die Schuld an den schweren Unruhen, die in der zweiten Hälfte des August und in der ersten Hälfte des September in Oberschlesien geherrscht haben, den Deutschen zuzuschreiben, weil am 17. August eine Demonstration der deutschen Bevölkerung von Kattowitz gegen die befürchtete Verletzung der Neutralität durch Truppen- und Munitionstransporte für Polen den verhältnismäßig harmlosen Anstoß zu diesen Unruhen gegeben hatte. In Wahrheit aber zeigte der ganze Verlauf, daß die deutsche Bevölkerung Oberschlesiens vollkommen waffen- und wehrlos war, während es auf polnischer Seite nur eines Druckes auf den Knopf bedurfte, um viele Tausende wohlbewaffneter Polen von diesseits und jenseits der Grenze nach einem sorgfältig vorbereiteten Kriegsplan in Marsch zu setzen. Und nicht minder deutlich zeigte sich, daß die französischen Besatzungstruppen den polnischen Insurgenten nicht nur freie Hand ließen, sondern sich geradezu mit ihnen verbrüderten. Gegen die Sonderbarkeit der vorgeschlagenen Abstimmungsmodalitäten hat nun formell auch Polen protestiert; es liegt aber offen zutage, daß dieser Protest nur eine Maske ist, und daß es sich in Wirklichkeit um ein Manöver zugunsten Polens handelt.

Sind die Abstimmungen im großen und ganzen zugunsten Deutschlands ausgefallen, und hat auch die Anschlußbewegung in Österreich unverkennbare Fortschritte gemacht, so hat dagegen der 10. Januar, an dem der Friedensvertrag von Versailles in Kraft trat, die entsetzlichen Verstümmlungen des Deutschen Reichskörpers zur vollendeten Tatsache gemacht und nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch Danzig, den größten Teil von Westpreußen und Posen, das Memelland und das sogenannte Hultschiner Ländchen vom Reiche abgetrennt, das Saargebiet für mindestens 15 Jahre unter die Fremdherrschaft gezwungen sowie die Besetzung der übrigen Gebiete des linken Rheinufers samt den Brückenköpfen auf dem rechten Ufer des deutschen Stroms aus einer Kriegsmaßnahme zu einem, wenn auch vorübergehenden Teile des Friedens gemacht. Der Zweck ist, uns dafür zu strafen, daß wir den Krieg in Feindesland verlegt haben, und er wird gründlich erreicht. Die Hand der fremden Besatzungen lastet schwer auf der Bevölkerung dieser hart geprüften Gebiete, und die himmelschreienden Klagen über die „schwarze Schmach", mit der Frankreich die europäische Kultur schändet, verhallen ebenso ungehört wie der Nachweis, daß die wahnsinnig hohen Kosten der Besatzung unsere Wiedergutmachungsfähigkeit auf ein Mindestmaß reduzieren. Aber das ist Frankreich noch nicht einmal genug, wie die Ausdehnung der Besetzung beweist, die vom 6. April bis Mitte Mai auch in Frankfurt und Darmstadt ihr Mütchen gekühlt hat.

Das innere politische Leben des Reiches hat seinen Stempel im wesentlichen durch den Kapp-Putsch vom 13. März und die von ihm ausgelösten Gegenbewegungen, sodann durch die Reichstagswahlen vom 6. Juni empfangen. Jener Putsch, der die Reichshauptstadt für etwa acht Tage in die Hände einer Art von Gegenrevolution brachte und die Reichsregierung zwang, über Dresden nach Stuttgart auszuweichen, wo am 18. März auch die Nationalversammlung zusammentrat, erwies sich als so schlecht vorbereitet, daß er die Sache, der er dienen wollte, lediglich kompromittiert hat. Bedeutsam und schmerzlich waren aber die mittelbaren Wirkungen, sofern der Versuch einer Gegenrevolution, insbesondere im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, einen sozialistisch-kommunistischen Aufstand entfesselte, dessen Unterdrückung erhebliche Zeit und Opfer kostete und nebenbei auch noch zu dem obenerwähnten Einmarsch der Franzosen in Frankfurt a. M. und Darmstadt führte. Zu den Mitteln, die aufgeregten Geister zu beruhigen, gehörte auch das Versprechen der Regierung, nunmehr unverzüglich an die Sozialisierung des Kohlenbergbaues zu gehen, ein Versprechen, das unsere Politiker und unsere Wirtschaftler gerade in diesen Wochen vor das schwerste aller Probleme stellt. Auch die Beschleunigung der Reichstagswahlen gehört zu den Nachwirkungen des Putsches. Am 21. Mai hielt die Nationalversammlung ihre letzte Sitzung ab. Die Wahlen zum ersten Reichstag der deutschen Republik am 6. Juni ergaben einen erheblichen Rückgang der sozialdemokratischen und demokratischen Stimmen und Mandate, ein starkes Anwachsen der Unabhängigen, aber auch der Deutschen Volkspartei. Die bisherige Regierungskoalition aus Sozialdemokratie, Demokratie und Zentrumspartei hatte die Mehrheit des Hauses nicht mehr hinter sich, und in einen nach rechts hin erweiterten Regierungsblock einzutreten, lehnte die Sozialdemokratie ab, während andererseits die Unabhängigen sich weigerten, an einer Koalitionsregierung teilzunehmen. So wurde schließlich eine rein bürgerliche Regierung, bestehend aus Deutscher Volkspartei, Zentrum und Demokraten, gebildet, die aber auch keine Mehrheit hinter sich hat und eben nur bestehen kann, weil und solange die Sozialdemokratie sie stillschweigend unterstützt. Das Reichskanzleramt übernahm der bisherige Reichstagspräsident Fehrenbach, das Vizekanzleramt und zugleich das Reichsjustizministerium Dr. Heinze, das Reichsministerium des Auswärtigen Dr. Simons. Auch in Bayern und Württemberg sind im Laufe des Jahres die sozialdemokratischen Mitglieder auf Grund der Wahlergebnisse aus der Regierung ausgeschieden, während im Freistaat Sachsen eine rein sozialistische Regierung gebildet worden ist, obwohl die Landtagswahlen einen überaus starken Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen gebracht haben und auch die knappste sozialistische Mehrheitsbildung nur mit Hilfe der sogenannten Neukommunisten möglich ist, d. h. des unter Moskauer Diktat „selbständig" gewordenen linken Flügels der Unabhängigen. In Preußen hat sich die alte Koalition, wenn auch mühsam, das ganze Jahr hindurch erhalten, und schließlich ist auch die neue Verfassung zustande gekommen, auf Grund deren im Februar der erste Landtag gewählt werden soll.

So ist das innere politische Leben des Reiches weitergegangen, und zwar vorwiegend in einer von den Zielen der Revolution abgekehrten Richtung. Aber auf welchem Standpunkt man auch stehen mag, es ist leider nicht zu verkennen, daß, einige kleine Zeichen beginnender Besserung wie z. B. auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens abgerechnet, die Zustände noch allerwärts untröstlich sind, und daß insbesondere auch große Teile unseres Volkes einen geradezu erschreckenden sittlichen Tiefstand zeigen. Der Kriegsgewinnler ist durch den Revolutionsgewinnler völlig in den Schatten gestellt. Die fortwährenden Schwankungen des Markkurses, der zeitweise auf weniger als 2,5 holländische Cents und auf 4,5 Schweizer Centimes gesunken war, hat ein wildes Spekulationsfieber entzündet, und das ganze Jahr hindurch hat an unseren Börsen eine Schwindelkonjunktur unerhörte Orgien gefeiert. So geht neben der unaufhaltsam fortschreitenden Verarmung des Mittelstandes und der allgemeinen Not ein wüstes Schlemmerleben und eine maßlose Vergnügungssucht einher. Außerdem aber hat die öffentliche Unsicherheit einen erschreckenden Grad erreicht, und unter den zahllosen Verbrechen, die Tag für Tag verübt werden, nehmen diejenigen Untaten besonders überhand, die von einer abgrundtiefen Verrohung zeugen. So gibt es in ganz Deutschland kaum eine dem nationalen oder religiösen Empfinden heilige Stätte mehr, die nicht von verbrecherischem Gesindel geschändet und ausgeraubt worden wäre. Die Mausoleen in Charlottenburg und Friedrichsruh, die letzten Ruhestätten der Königin Luise, Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks, sind ebenso geplündert worden wie die Fürstengruft in Weimar oder der Sarg der Heiligen Elisabeth in Marburg. Tiefer kann ein Volk wohl kaum mehr sinken. Es wäre Zeit, daß es wieder aufwärts ginge mit uns, wenn wir uns nicht selbst zum Ekel werden sollen.

Die deutschen Arbeitgeberverbände. / Von Dr. jur. Tänzler.

Die deutschen Arbeitgeberverbände marschieren sowohl nach ihrer zeitlichen Entwicklung als auch nach ihrem Umfange und ihrer Bedeutung an der Spitze der entsprechenden Organisationen der gesamten Industriestaaten. Hierbei ist unter „Arbeitgeberverband" der korporative Zusammenschluß der einzelnen Unternehmer zur Wahrung ihrer solidarischen Interessen gegenüber der korporierten Arbeiterschaft zu verstehen; in diesem Sinne ist der Name zu einem technischen Begriff geworden. Die Entstehung der Arbeitgeberverbände geht in ihren Anfängen bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück; damals führte das geschlossene Auftreten der organisierten Arbeiter zwecks Durchsetzung der Maifeier zu den Abwehrverbänden der Arbeitgeber in Hamburg und zum Zusammenschluß in der Metallindustrie. Den Hauptanstoß zu weiteren solchen fachlichen Zusammenschlüssen und zu deren Zusammenfassung in einer zentralen Organisation war jedoch im Winter 1903/04 die Streikbewegung der Textilarbeiter in Crimmitschau, die über die örtlichen Verhältnisse hinaus in ganz Deutschland weitest gehende Aufmerksamkeit erregte. Die Notwendigkeit, dem einheitlichen und geschlossenen Vorgehen der in den Gewerkschaften organisierten Arbeiter eine möglichst ebenso einheitliche und zentral zusammengefaßte geschlossene Arbeitgeberschaft entgegenzustellen, führte im Frühjahr 1904 zur Gründung der „Hauptstelle Deutscher Arbeitgeberverbände" und kurz darauf des „Vereins Deutscher Arbeitgeberverbände". Diese beiden zentralen Arbeitgeberorganisationen, deren Mitglieder die bis dahin entstandenen und neugegründeten fachlichen oder gemischt-fachlichen Verbände waren, arbeiteten nach einem übereinstimmenden Programm, in freundschaftlicher Beziehung und durch einen Kartellvertrag verbunden, nebeneinander, bis im Jahre 1913 der Boden für eine Vereinigung beider Zentralverbände bereitet war: im April 1913 wurde durch die Verschmelzung der beiden genannten Verbände die „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" gegründet. Von den führenden Männern der Industrie, die bis dahin an der Spitze dieser Bewegung standen und sich um sie verdient gemacht haben, nennen wir die Herren Hüttenbesitzer Richard v. Vopelius in Sulzbach bei Saarbrücken, Landrat a. D. Rötger in Berlin, Geheimer Kommerzienrat Heckmann in Berlin, Kommerzienrat Menck in Altona, Generalsekretär Bueck in Berlin und Fabrikbesitzer Garvens in Hannover.

Bei der Betrachtung der Aufgaben der Arbeitgeberverbände ist davon auszugehen, daß sie als Abwehrorganisationen gegen übertriebene und unberechtigte Forderungen und Maßnahmen der organisierten Arbeiterschaft gegründet sind. Sie haben also als Widerstandsorganisationen der geschlossenen Macht der Arbeiter die geschlossene Front der Arbeitgeber entgegenzustellen. Die Aufgaben der Arbeitgeberverbände lagen deshalb vor dem Kriege vorwiegend in der organisierten Abwehr der Streiks und in der Möglichkeit von Aussperrungen, d. h. von organisierten Massenentlassungen der Arbeiter zwecks Abwehr der durch Gewalt zu erzwingenden Forderungen der Arbeiter. Hierin haben die Arbeitgeberverbände zweifellos große Erfolge gehabt. Sie haben die Möglichkeit solcher geschlossenen Abwehr insbesondere auch dadurch geschaffen, daß sie die von Streiks betroffenen Arbeitgeber durch Bereitstellung erheblicher finanzieller Mittel in die Lage versetzten, den unberechtigten Forderungen der Arbeiter Widerstand entgegenzusetzen. Daneben versuchten die Arbeitgeberverbände auf die Arbeiterbeschaffung durch die Einrichtung von Arbeitsnachweisen Einfluß zu gewinnen. Es wurden von zahlreichen Arbeitgeberverbänden solche Arbeitsnachweise gegründet, deren Leitung und Geschäftsführung in der Hand der Industrie lagen. Diese Arbeitgebernachweise haben auch volkswirtschaftlich eine große Bedeutung insofern gehabt, als sie den Arbeitsmarkt für eine überaus große Zahl von Arbeitern geregelt, vielen Hunderttausenden von Arbeitern lohnende Beschäftigung nachgewiesen und für die Unterbringung geeigneter Kräfte an den richtigen Stellen gesorgt haben.

Während des Krieges trat der Abwehrcharakter der Arbeitgeberverbände mit Rücksicht auf den zunächst herrschenden Burgfrieden vor der Fürsorge für die Kriegsteilnehmer und ihrer Angehörigen sowie für die im Lande zur Kriegsarbeit verbliebenen Arbeiter und endlich für die Kriegsbeschädigten zurück. Die letzteren Aufgaben traten immer mehr in den Vordergrund und führten von der ursprünglichen gegnerischen Stellungnahme zu den Gewerkschaften der Arbeiter immer mehr zu einer sachlichen und persönlichen Annäherung, so daß gegen Schluß des Krieges vielfach auf diesen Gebieten eine Gemeinschaftsarbeit bestand.

So war die Grundlage gegeben, daß, nachdem das unglückliche Kriegsende uns vor schwere, fast unlösbare Aufgaben gestellt hatte, und nachdem durch die Revolutionsereignisse in den Köpfen der Massen vielfach überspannte, der Wirklichkeitsentwicklung fremde Ideen auftraten, im November 1918 der Gedanke der Gemeinschaftsarbeit bei den Arbeitgeberverbänden und den Gewerkschaften sich durchsetzte und zur Gründung der „Zentralarbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands", kurz „Arbeitsgemeinschaft" genannt, führte. Damit begann ein neues Aufgabengebiet für die Arbeitgeberverbände, das sich in der Folge als überaus umfangreich und bedeutungsvoll erwies. An die Stelle der Bekämpfung und der Durchsetzung der Forderungen im Wege des Machtkampfes trat der Gedanke, durch das Mittel des kollektiven Arbeitsvertrages, des sogenannten Tarifvertrages, die Arbeitsverhältnisse in den einzelnen Betrieben und Industrien zu regeln. Dieser Aufgabe war in der Folge in allererster Linie die Tätigkeit der Arbeitgeberverbände und ihrer zusammenfassenden Spitze, der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände", gewidmet. Wenn wir uns jetzt, nach Ablauf von zwei Jahren, vergegenwärtigen, was es heißt, die Arbeitsverhältnisse der gesamten deutschen Industrie und des Gewerbes, die bisher im Wege der vom Arbeitgeber aufzustellenden Arbeitsordnung geregelt waren, nunmehr durch kollektive Verträge zu regeln, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es sich dabei um Hunderttausende von Betrieben und um Millionen von Arbeitern und Angestellten handelte, und wenn wir jetzt feststellen können, daß diese Arbeit in der Hauptsache zum Abschluß gelangt ist, so wird man begreifen, welch eine Fülle von Arbeit zu erledigen und welch ein Maß von Widerständen zu überwinden war, bis diese gewaltige Umstellung der gesamten deutschen Industrie als erfolgt angesehen werden konnte. Diese gewaltige Arbeit hat denn auch die Arbeitgeberverbände immer mehr gefestigt, den Zusammenhalt der Arbeitgeber gestärkt und zur Gründung neuer notwendiger Arbeitgeberverbände, sei es durch die Zusammenfassung der Fachgenossen innerhalb einer Industrie, sei es durch die Zusammenfassung der Arbeitgeber der verschiedenen Industrien innerhalb eines Bezirkes, geführt.

Die Aufgabe der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" als der anerkannten Gesamtorganisation für Industrie und Gewerbe war es, bei dieser Sachlage neben der reichhaltigen Tätigkeit auf organisatorischem Gebiete (Gründung neuer Verbände, Herstellung der entsprechenden Zusammenschlüsse auf fachlichem und bezirklichem Gebiete) den Verbänden das notwendige Material und Rüstzeug bei den Verhandlungen zwecks Abschlusses von Tarifverträgen zu bieten. Aus der bei der „Vereinigung" eingerichteten Tarifabteilung ist denn auch überaus reichhaltiges und wertvolles Unterrichtungsmaterial, das aus den verschiedensten Bezirken und Industrien bei der „Vereinigung" einging, den angeschlossenen Verbänden zugesandt worden. In der Rechtsabteilung der „Vereinigung" wird fortdauernd sachgemäße rechtskundige Auskunft über die Bestimmungen der zahlreichen für die Regelung der Arbeitsverhältnisse maßgebenden Gesetze und Verordnungen gegeben. In der Presseabteilung wird die Verbindung mit den Tageszeitungen und Fachzeitschriften aufrechterhalten und die Herausgabe der eigenen Zeitschrift „Der Arbeitgeber" geleitet. In der Werbe- und Organisationsabteilung wird für die Ausbreitung des Gedankens des Zusammenschlusses und für die zweckmäßige organisatorische Zusammenfassung der Verbände gearbeitet. Die „Vereinigung" hat — veranlaßt durch die Ausdehnung des Arbeitsgebietes und zum Zwecke der Zusammenfassung der Verbände in den einzelnen Landesteilen — bezirkliche Zusammenschlüsse veranlaßt und gefördert sowie an verschiedenen Stellen des Reiches, namentlich in München, Dresden, Königsberg, Landesstellen errichtet. Die Verbindung mit den Arbeitgeberverbänden des besetzten Gebietes wird durch eine besondere Abteilung wahrgenommen. In der Auskunftsstelle wird über die bestehenden Vereine, die sich die Förderung wirtschaftlicher, kultureller oder politischer Ziele zur Aufgabe gestellt haben, Auskunft erteilt. Die Frage der Streikversicherung, d. h. die Zahlung einer bestimmten Entschädigung für den Streikfall, wird in der mit der „Vereinigung" in Verbindung stehenden Entschädigungsgesellschaft der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" „Deutscher Streikschutz" erledigt. Zu diesen Aufgaben, die sich aus der Aufzählung der einzelnen Abteilungen ergeben, kommt ferner hinzu die überaus umfangreiche und bedeutsame Mitwirkung bei der Schaffung neuer sozialpolitischer Gesetze und Verordnungen. Die Produktion auf diesem Gebiete ist bekanntlich sehr groß. Die Regierung bedient sich hierbei erfreulicherweise des Rates und der Begutachtung der Interessenten und zieht naturgemäß in erster Linie die zusammenfassende Organisation der Arbeitgeber, die „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände", hinzu. Diese Mitwirkung bei der sozialpolitischen Gesetzgebung führt zwangsläufig auch zu internationalen Verbindungen, da es immer mehr im Interesse der deutschen Sozialpolitik liegen muß, wenn die übrigen Staaten in gleichem Maße sozialpolitische Neuerungen einführen. Dazu kommt, daß durch den „Friedensvertrag" von Versailles ein internationaler Verband der Arbeit gegründet ist, dem auch das Deutsche Reich beigetreten ist. In den alljährlich stattfindenden Internationalen Arbeitskonferenzen (1919 in Washington, 1920 in Genua, 1921 in Genf) werden gemeinsame Grundsätze sozialpolitischer Gesetze und Einrichtungen beraten und beschlossen. Zur Auswahl der auf diese Konferenzen zu entsendenden Arbeitgeber ist die „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" berufen.

Bei dieser Sachlage nimmt es nicht wunder, daß der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" immer neue Mitglieder zuströmen, so daß sie binnen Jahresfrist die Zahl der angeschlossenen Verbände fast verdoppeln konnte. Mehr als 1600 Verbände mit weit über 100000 Betrieben und 6 bis 7 Millionen beschäftigter Arbeiter haben in der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" ihre gemeinsame Spitze gefunden, die nach innen durch einheitliche gemeinsame Direktiven den Zusammenhalt der Arbeitgeber schafft und festigt, nach außen als anerkannte Vertretung gegenüber den Organisationen der Arbeiter und Angestellten, gegenüber der Öffentlichkeit und den gesetzgebenden Faktoren auftritt. Es besteht kein Zweifel, daß in dieser Hinsicht der Zusammenschluß der Arbeitgeber in Deutschland am weitesten vorgeschritten ist, und daß die deutsche Organisation für die entsprechenden Zusammenschlüsse in den übrigen Industriestaaten vorbildlich ist.

Wiener Kongreß und Versailler Friede. / Von J. März.

Der Wiener Kongreß hat eine seiner Ausgaben darin gesehen, in territorialer Beziehung das alte buntscheckige Bild der europäischen Landkarte vor dem Revolutionszeitalter, wo es nur irgend ging, wiederherzustellen, vor allem, und unterstützt durch dynastische Eifersucht, in unserem Vaterlande. Manches staatsrechtliche Kuriosum verdankt ihm sein Weiterbestehen, manches seine Neuschöpfung. Der Versailler Vertrag hat etwas mit ihnen aufgeräumt, allerdings nur da, wo es zu unserem Ungunsten war, und meist zum Mißvergnügen der Nächstbeteiligten. So hat Preußen sein Mitherrschaftsrecht an dem sogenannten „Neutralen Gebiet von Moresnet" an Belgien abtreten müssen (Art. 32). Zwischen dem annektierten Kreise Eupen und Belgien gelegen und mit der Nordspitze auch an die Niederlande stoßend, war sein früher wertvolles Galmeibergwerk der Grund, weshalb man sich in Wien über seine Aufteilung nicht einigen konnte. Das sicherte den Bewohnern auch manche Sonderrechte, man verfiel auf den Ausweg einer gemeinsamen Ausübung der Herrschaftsrechte durch Preußen und Belgien. Letzterem ist das Ländchen nunmehr zugesprochen worden, die Einwohner haben freilich gebeten, unter deutsche Oberhoheit zu kommen. Aber um das Selbstbestimmungsrecht ist es ein eigenes Ding.

Millerand und Motta haben sich unlängst in Lausanne getroffen. Frankreich will durch Gewalt eine alte Grenzfrage regeln. Im Jahre 1815 wurde Genf als Kanton wiederhergestellt, hätte aber keine Verbindung mit der übrigen Schweiz gehabt. Zuerst gestand ihm Frankreich nur die Straßenbenutzung am Westufer des Sees über Versoix zu, erst im Zweiten Pariser Frieden wurde es zur Abtretung eines 2 km breiten Gebietsstreifens veranlaßt, die Zollgrenze wurde aber noch darüber hinaus zugunsten der Schweiz bis an die natürliche Grenze der benachbarten, französisch gebliebenen Landschaft Gex gelegt. So bekam Genf das unbedingt nötige Hinterland. Ebenso wurde Hochsavoyen mit dem Südufer des Genfer Sees neutral erklärt; die Schweiz erhielt das Recht, bei kriegerischen Verwicklungen und Bedrohung dort mit ihren Truppen einzurücken. Leider ließ sie dieses Recht später verfallen, als die Abstimmung von 1860 das Südufer an Frankreich brachte. Obwohl nun die Zollfreiheit bezüglich Gex sich nur auf gewisse Mengen von Waren erstreckte, betrachtet Frankreich jetzt auch die dortigen Verhältnisse als überholt und verlangt (Art. 435) von Deutschland die Anerkennung aller etwaigen Verträge darüber mit der Schweiz im voraus. Diese sollen jetzt einseitig zugunsten Frankreichs abgeschlossen werden, worüber die Verstimmung selbst in der Welschschweiz groß ist. Denn die französischen Wünsche gehen so weit, daß die Zollgrenze jetzt sogar den ganzen Kanton Waadt bis an das Seeufer einbeziehen soll, also eine gerade Umkehrung des bisherigen Verhältnisses zugunsten Frankreichs.

Solche Zolleinschlüsse und -ausschlüsse haben wir auch in Deutschland, z. B. die Freihafengebiete, wie sie in unseren Seehäfen jetzt auch die Tschechoslowakei erhalten soll, und Helgoland. Auch Luxemburg ist im Zollverein gewesen — dem hat der Friedensvertrag ebenfalls ein Ende gemacht. Die badische Gemeinde Büsingen mit ihrem Gebiet, mitten im Kanton Schaffhausen gelegen, ist für uns ebenfalls Zollausland. Sie hat unlängst um Aufnahme in den Schweizer Staatsverband nachgesucht. Wirtschaftlich würde dadurch nichts an dem jetzigen Zustand geändert, die Tatsache verdient jedoch als Ausdruck der zentrifugalen Bestrebungen aus wirtschaftlicher Selbstsucht verzeichnet zu werden.

Der Versailler Vertrag hat manchem harmlosen Rest der alten Kleinstaaterei und ihrer diplomatischen Kleinarbeit ein Ende gemacht. Aber dafür hat er eine Reihe mehr oder weniger lebensunfähiger Klein- und Mittelstaaten neu geschaffen, und das ist für eine „europäische Flurbereinigung" kein Fortschritt.



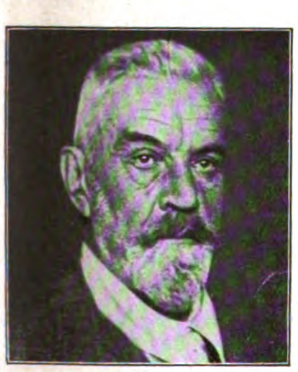
Eine Vorstandssitzung der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände in Berlin.

Sitzend von links nach rechts: 1. Fabrikbesitzer Konietzny, Breslau; 2. Dr. Zapf, Zweibrücken; 3. Rudolf Blohm, Hamburg; 4. Professor Dr. Zickermann, Nürnberg; 5. Fabrikbesitzer Clemens Dietel, Greiz; 6. Generaldirektor Dr. A. Langen, Köln-Deutz (stellvertr. Vorsitzender); 7. Kommerzienrat Wiedemann, Augsburg; 8. Direktor Schultze-Rhonhof, Berlin (stellvertr. Vorsitzender); 9. Dr.-Ing. h. c. Sorge, Berlin (Vorsitzender); 10. Direktor Dr. Bonhoeffer, Elberfeld; 11. Dr. jur. Tänzler, Berlin; 12. Geheimer Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. E. v. Borsig, Berlin-Tegel; 13. Kommerzienrat Ludwig Ephraim, Cottbus; 14. Architekt E. Behrens, Hannover; 15. Generaldirektor Lehmann, Königsberg i. Pr.; 16. Fabrikbesitzer W. Langelott, Dresden; 17. Dr. Töwe, Hannover (i. V. von Direktor Tischbein, Hannover); 18. Direktor Vielhaber, Essen (i. V. von Direktor E. Poensgen, Düsseldorf); 19. Fabrikbesitzer Otto Moras, Zittau i. Sa. Stehend von links nach rechts: 1. Justizrat Brandt, Berlin; 2. Ing. Dr. Krause-Reymer, Berlin; 3. C. A. Lieberich, Berlin.

(Photographische Sonderaufnahme für die „Illustrirte Zeitung" von H. Noack, Berlin.)



Zur Errichtung des Freistaats Fiume: Der Hafen von Susak, die Grenze zwischen Fiume und Jugoslawien.



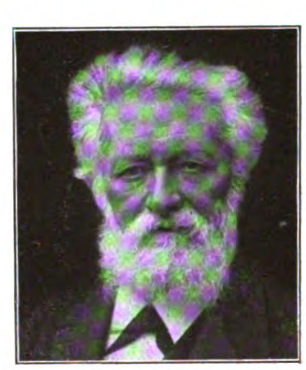
Dr. Theobald v. Bethmann Hollweg, von 1909 bis 1917 deutscher Reichskanzler, als Staatsmann, dessen Politik die Feuerprobe des Weltkriegs nicht bestanden hat, viel umstritten, † am 2. Januar auf seinem Landsitz Hohenfinow.



Bergrat Alfred Siemens, hochverdienter Vorsitzender des Deutschen Braunkohlen-Industrie-Vereins, früher Generaldirektor der Werschen-Weißenfelser Braunkohlen-Akt.-Ges., † am 23. Dezember in Halle a. S. (Phot. A. Pieperhoff, Halle a. S.).



Enrica v. Handel-Mazzetti, namhafte Romanschriftstellerin katholischer Richtung, Verfasserin des bekannten Romans „Jesse und Maria", feierte am 10. Januar ihren 50. Geburtstag. Vergleiche die Charakteristik der Dichterin auf Seite 36. (Phot. Rudolf Jobst, Wien.)



Professor Dr. Rudolf Eucken, Geheimrat, der Nestor der deutschen Philosophen, ein Gelehrter von Weltruf, langjähriger Lehrer an der Universität Jena, 1908 Nobelpreisträger für Literatur, feierte am 5. Januar seinen 75. Geburtstag. (Phot. Alfred Bischoff, Jena.)



Dr.-Ing. h. c. Otto v. Steinbeis, Geheimer Kommerzienrat, einer der ersten Großindustriellen Süddeutschlands, ein Pionier der Holzindustrie und Erbauer der Wendelsteinbahn, † Ende Dezember in Brannenburg im Alter von 82 Jahren. (Phot. Fr. Müller, München.)



„Bauerntanz.“



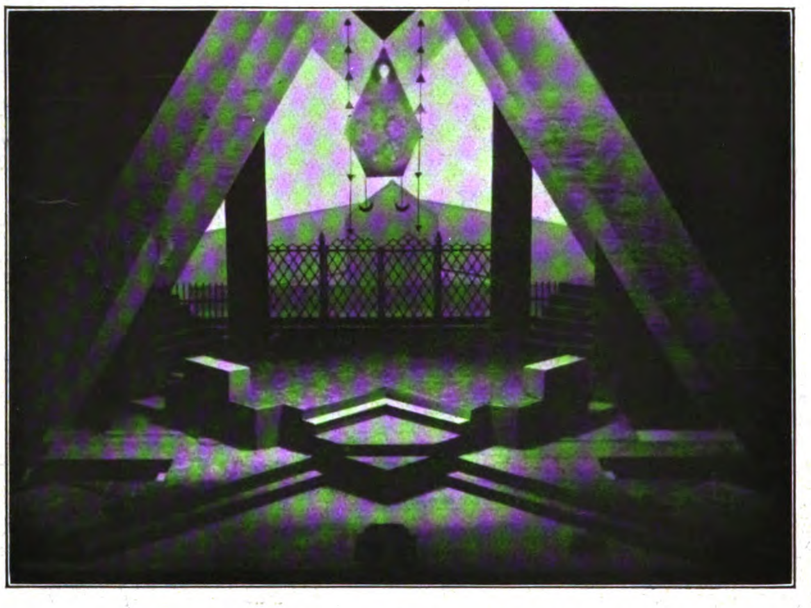
Ein neuer Tanzstern: Senta-Maria, das 12jährige liebliche Töchterchen des bekannten Münchner Schriftstellers Prof. Dr. Bastian Schmid, das bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in München durch die Poesie, Natürlichkeit und künstlerische Vollendung seiner Darbietungen einen außerordentlichen Erfolg errang. (Photos von Hanns Holdt, München.)



„Donauwellen.“



Gerda Müller vom Schauspielhaus in Frankfurt a. M. als Tamara, Königin von Georgien, bei der Uraufführung des Hamsunschen Schauspiels im Hessischen Landestheater zu Darmstadt. (Kostümentwurf von Th. C. Pilartz.)



Von der Uraufführung des Schauspiels „Königin Tamara“ von Knut Hamsun, dem Träger des Nobelpreises für Literatur im Jahre 1920, im Hessischen Landestheater zu Darmstadt (in Szene gesetzt vom Intendanten Gustav Hartung): Bühnenbild nach dem Entwurf von Th. C. Pilartz. (Phot. Herrmann Collmann, Darmstadt.)



Szenenbild von der Uraufführung der drei Akte „Sieger“ von Paul Nikolaus am Nationaltheater zu Mannheim. Von links nach rechts: Mädchen (Annemarie Wisser), Freund (Robert Vogel), Jüngling (Paul Rose), Kokotte (Lore Busch).



Bild 5: Die Frau und der Ehemann (Magda Madelain-Mohr und Viktor Schwanneke).

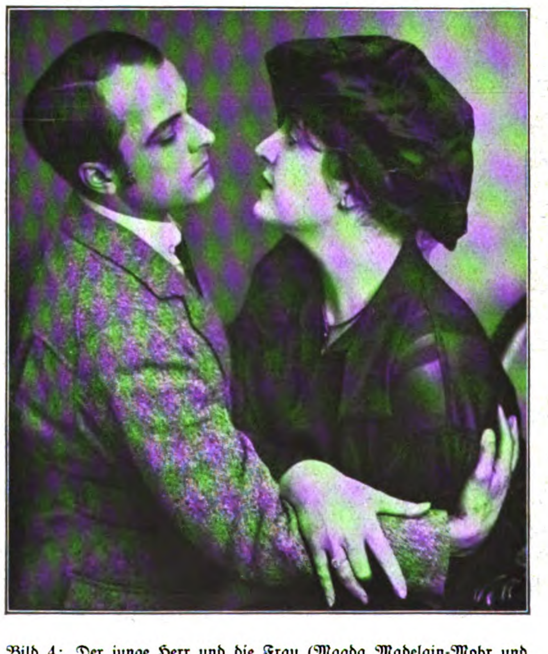


Bild 4: Der junge Herr und die Frau (Magda Madelain-Mohr und Ernst Hofmann).



Bild 8: Der Dichter und die Schauspielerin (Karl Ettlinger und Blanche Dergan.

Von der Aufführung von Arthur Schnitzlers Zehn Dialogen „Der Reigen“ im Kleinen Schauspielhaus zu Berlin. Das Stück wurde zuerst als unmoralisch polizeilich verboten, dann aber wieder freigegeben, da es trotz seines erotischen Inhalts als künstlerische Schöpfung anerkannt werden mußte. (Photos von Zander & Labisch, Berlin.)

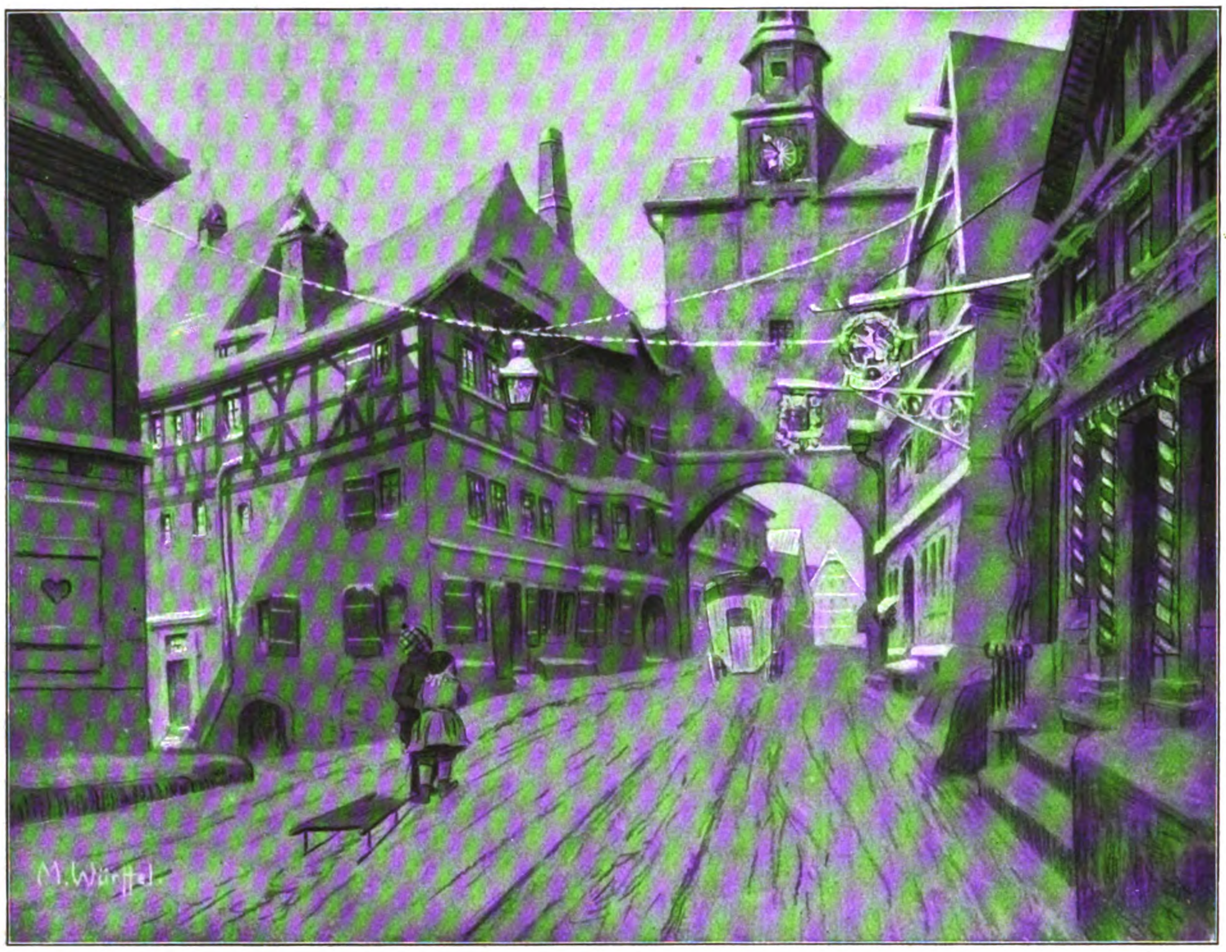


Städte, die nur heute leben: Aufbau einer Filmstadt bei München. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Der Schnee in der Landschaft. / Von Prof. Dr. C. Kaßner.

Die Schneedecke ist das Leichentuch der Natur, so hört man oft sagen; diese Redewendung ist sicherlich im Flachlande entstanden, denn nur da, wo keine Erhebung, kaum ein Baum oder Strauch oder ein Haus die Schneeschicht unterbricht, kann eine solche Vorstellung entstanden sein. Aber schon im Hügellande und erst recht im Hochgebirge ist der Schnee ein Dekorationskünstler ersten Ranges. Wer zu beobachten lernte und die Schneedecke bei Sonnenschein und bei trübem Winterhimmel, zu Mittag und bei Sonnenuntergang studiert hat, der wird so viel Leben darin finden wie im parischen Marmor und Lichter und Farben vom reinsten Weiß bis zum Rosa oder Blau entdecken.

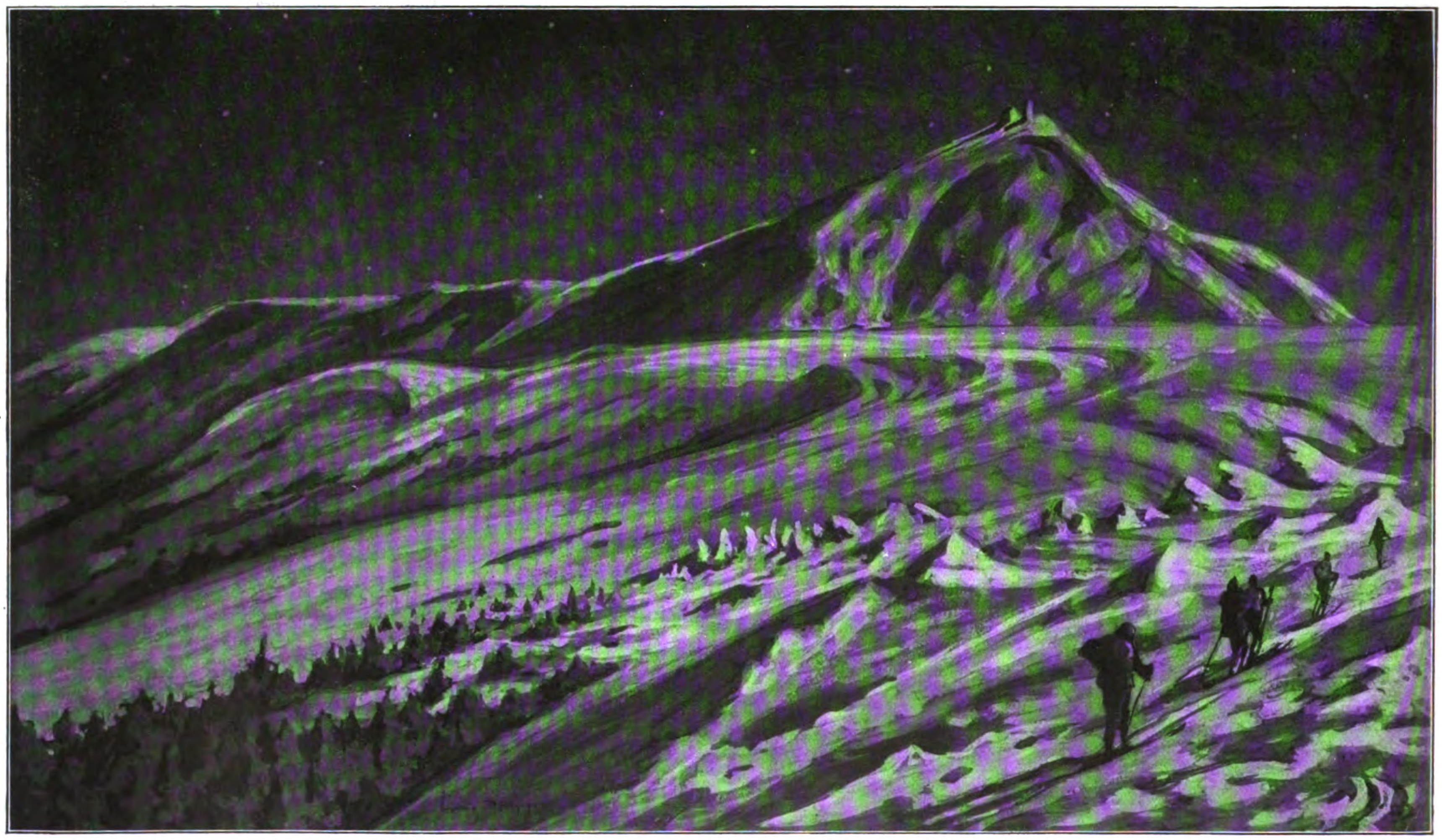
Freilich darf man solche Studien nicht in der Umgebung einer Großstadt oder in einer Industriegegend anstellen, denn dort senkt sich bald eine Rußschicht auf die Schneedecke, nachdem schon der fallende Schnee viel Staub und Ruß mit herabgebracht hatte. Jedoch selbst fern von jedem rauchspendenden Schornstein, hoch auf den Alpen, gibt es bisweilen Staubschichten, die fernen Ursprungs sind. So entdeckte man 1903 auf weiten Gletscherflächen eine rötliche Schicht, deren Herkunft vom mittleren Sudan lückenlos und einwandfrei nachgewiesen werden konnte, während es sich bei einer grauen Schicht in Schweden vor drei Jahrzehnten um unzweifelhaft kosmischen Staub handelte, da er metallische Bestandteile aufwies. Werden solche Schichten von Schnee überdeckt, und verfirnen sie zu Gletschereis, so kann man Jahrzehnte später an ihrer Lage feststellen, wieviel Wasser in Schnee- und Eisform dort in dem verflossenen Zeitraume festgehalten wurde — ein für das Gletscherstudium wichtiger Wert.



Wintermorgen in Rothenburg o. d. Tauber. Nach einer Zeichnung von Max Würffel.

Unter besonderen Bedingungen kann der lagernde Schnee ganz eigenartige Formen annehmen. Liegt ein Schneestreifen auf einem Aste oder Geländer oder Haussims, und wird er durch Besonnung und Frost eisartig, so kann er allmählich abgleiten und als frei schwebender Bogen, als Schneegirlande, herabhängen. Das erste Bild davon habe ich 1907 veröffentlicht; es zeigte einen Schneeseilbogen von nicht weniger als 1,15 m Weite und 40 cm Durchhang bei 7 bis 12 cm Dicke.

Wird ferner eine auf etwas geneigtem Hange liegende Schneedecke leicht angeschmolzen und gefriert dann wieder, so kann stärkerer Wind unter einzelne hochstehende Teile fassen, sie aufheben, nach vorn umkippen und aufrollen. So entstehen muffähnliche Walzen, Schneewalzen oder Schneeroller genannt, mit immer zunehmender Breite, so daß an den Seiten trichterförmige Öffnungen, bisweilen auch durchgehende Löcher sich bilden und dadurch die Ähnlichkeit mit einem Damenmuff noch erhöhen. Die größten bekannt gewordenen Walzen sind auf den Orkneyinseln mit 1,07 m Länge und 76 cm Durchmesser gefunden worden. Damals zählte man auf je 30 qm eine, wenn auch meist kleinere Walze. — Während bei den Girlanden und Walzen eine Erklärung über den Bildungsvorgang leicht zu geben war, ist die Entstehung bei der letzten zu erwähnenden Form, dem Büßerschnee, noch etwas rätselhaft. Zuerst wurde man in den Hochanden auf ihn aufmerksam, wo aus dem mehrere Meter hohen Schnee, der schon etwas vereist ist, 1 bis 2 m, vereinzelt bis 6 m hohe Zacken durch Wegschmelzen der Umgebung entstehen. Solcher Zacken stehen gewöhnlich Hunderte beieinander, oft etwas reihenförmig angeordnet, die zumal bei Mondschein weißgekleideten knienden Büßern ähneln. Kleine solche Zacken hat man auch in den Hochalpen gefunden, und ich sah sie bei Sofia 1913. Ursache ist wahrscheinlich kreuzwellenförmiges Zusammendrücken des Schnees durch den Wind und Ausschmelzen der lockeren Teile zwischen den härteren Kreuzstellen.



Wanderung zur Schneekoppe in der Winternacht. Nach einer Zeichnung von Ludwig Danziger.

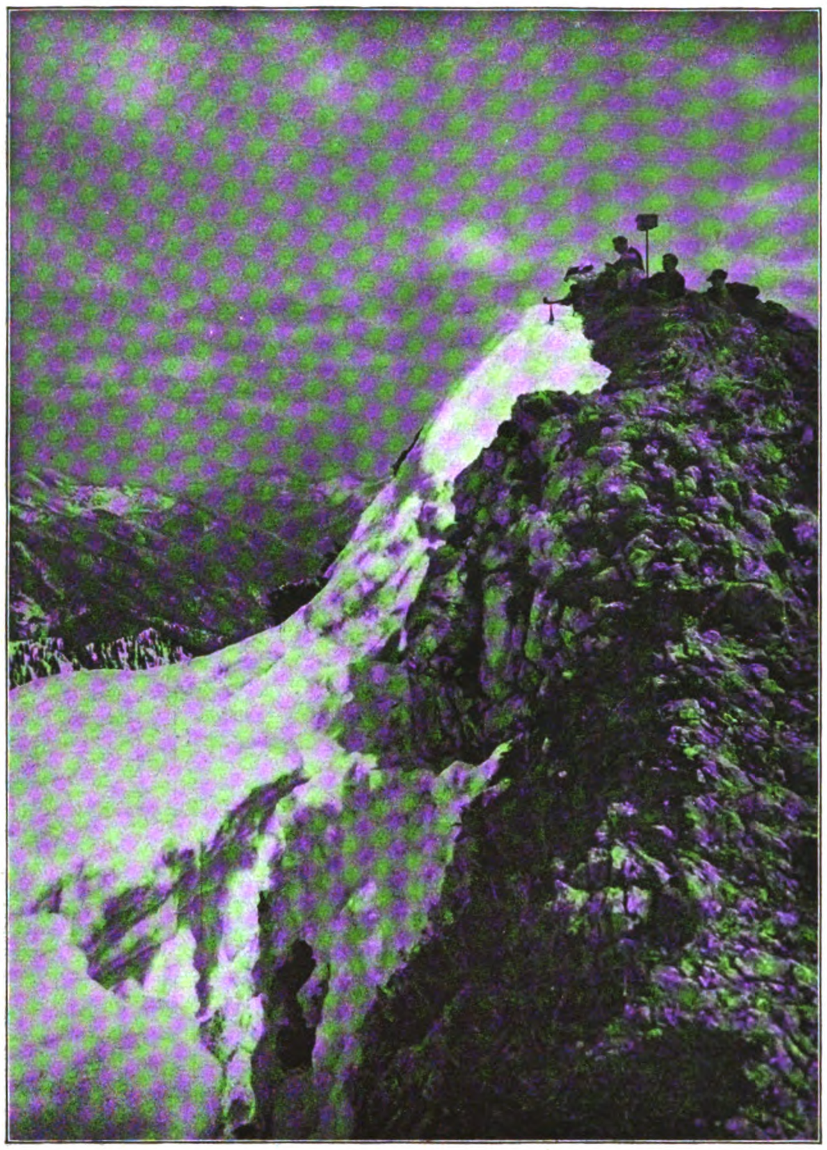


Aus einem modernen Wintersportplatz: Am Übungshügel.

Nach einem Temperagemälde von Maximilian Schels.

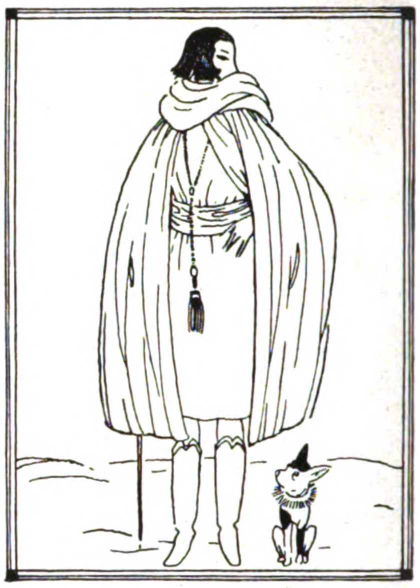






Der Winter in Oberbayern: Der Risserkogel (1826 m) bei Tegernsee.





*

Neue Wintersportmoden in St. Moritz. Links oben: Kostüm für den Bobsport; unten: Kostüm für den Schlittschuhsport. Rechts oben: Kostüm für den Skisport; unten: Wanderkostüm. (Vgl. den Artikel auf S. 36.)



Winterzauber im Engadin: Der Piz Albana bei St. Moritz im Schneekleide. (Phot. Albert Steiner, St. Moritz.)



Goldbänder halten den Brustlatz am Gürtel fest.

Vom Dekolleté

Von Margarete v. Suttner.

Mit sechs Abbildungen nach Zeichnungen von Lotte Oldenburg-Wittig.



Wenig Taille, aber eine um so größere Kette aus grünen Steinen.

Viele betrachten das moderne Dekolleté als eine Art böser Epidemie, die energisch bekämpft werden muß, oder gar als den Ausdruck moralischen Siechtums. Diese Entrüstung ist ebenso edel als uralt. Man glaube nicht, daß die hochmoralischen Elemente in jüngst und längst versunkenen Jahrhunderten mit der Art und Weise, wie die damaligen Frauen die Frage des Kleidausschnittes lösten, einverstanden waren. Man bedenke, daß sogar die „tugend- und ehrsame“ Bürgersfrau, die durchaus nicht so sittenstreng war, als die Allgemeinheit annimmt, die Brust in einem Maße entblößte, das selbst eine moderne „Nackttänzerin“ als Übermaß bezeichnen würde.

Heute hat sich das Blatt gewendet: Man bedeckt die Brust in ziemlich dezenter Weise und entblößt dafür den Rücken. Um zu diesem neuen System zu gelangen, bedurfte es der neuen Frau, ihrer Schlankheit und ihrer Körperpflege, ihrer nur sehr sanft oder gar nicht durch ein Schnürleib gefesselten Glieder.

Als man im Herbst daran ging, die Wintermoden auf Herz und Nieren zu prüfen, da erklärten die Modediagnostiker, die sich stets ganz ungebeten in übergroßer Fülle zum Wort melden, den Höhepunkt der aktuellen Dekolletémoden für überschritten. Diese Gefühlsdiagnose gereicht ihnen zur Ehre, aber — subtile Sentiments versagen wohl immer bei der Beurteilung von Masseninstinkten. Wer sie in Betracht zieht und Wahrscheinlichkeitsrechnungen aufstellt, der wird — obwohl das Prophezeien in der Mode eine heikle Sache ist! — meist zu richtigeren Schlüssen gelangen.

Und so erwies sich denn meine eigene Diagnose als die richtige, die Behauptung, das Dekolleté — von oben wie von unten — würde in diesem Winter ebenso drastisch sein wie im vergangenen. Nun, da man den Frauen das Machtmittel, oder sagen wir, die Möglichkeit, etwas mehr von ihren höchsteigenen Privatschätzen zu zeigen als vor etlichen Jahren, auslieferte, werden sie nicht ganz sang- und klanglos von einer Saison auf die andere Verzicht leisten; dem kann sich kein Frauenkenner verschließen.

Gänzlich verständnislos steht man dagegen all jenen gegenüber, die sich über die Formen des modernen Dekolletés bei jeder passenden und auch unpassenden Gelegenheit wortreich entrüsten, auch dann, wenn seine Grenzen von weisem Geschmack kontrolliert werden, während sie bei den paradiesischen Nacktaufführungen, die den fashionablen deutschen Seebadestrand kennzeichnen, als tatkräftige Akteure mitwirken. Wenn es den einen recht ist, vormittags im grellen Sonnenlicht stundenlang, fast nackt, rauchend Hof zu halten und überausgiebig zu flirten, so ist es den anderen billig, abends, im Dämmerlicht verschleierter Lampen, übertrieben moderne Kleider zu tragen, die oft, gleichsam wie durch Zauberertrick, an ihnen haften; denn die dünne Kette aus Straßsteinen oder gar der Träger aus fleischfarbenem Krepp Georgette, die das, was man „Taille“ nennt, am Herabgleiten hindern, verschwinden von weitem. — Man bekommt in den großen Modesalons und auch auf den Berliner öffentlichen Bällen tatsächlich oft Erstaunliches zu sehen. Es gibt Kleider, die eine Rückenaktstudie nicht nur bis zum Gürtel, sondern noch ein wenig tiefer hinab ermöglichen, solche, die es erlauben, die Rippen zu zählen — der Elite-Mannequin ist ja mager, ach Gott, so jämmerlich mager! — denn das Kleid hört seitlich schon im Taillenschluß auf. Und daneben Kleider, die, als sollte die Linke nicht wissen, was die Rechte tut, silbern schimmernd wie Lohengrins Rüstung, vorn fast bis zur Halsgrube hinaufsteigen, hinten dagegen „fehlen“. Ein flacher Latz bedeckt die Brust, an ihm hängen zwei Ketten, sie kreuzen auf dem Rücken und halten den in Gürtelhöhe endenden Rock. Oder noch anders: Vier ungleichseitige Stoffdreiecke. Zwei entspringen dem Gürtel vorn, zwei hinten. Je zwei Zipfel werden zusammengenommen, und schon ist die primitiv-raffinierte Büsten- und Rückenbekleidung fertig, denn zwischen den Stoffteilen kein anderer Schmuck als die samtweiche, spiegelklare Haut. Es liegt auf der Hand, daß derlei nicht als allgemeiner Modetypus, sondern als Modelltypus zu bezeichnen ist, der schneiderische Kühnheiten demonstriert, deren Bestimmung es ist, weniger im Originalzustand getragen zu werden, als vielmehr Anregung zu sein für neue Gestaltungsmöglichkeiten. Die Frau von Geschmack faßt sie als solche auf, und weiß sie so auszugestalten, daß sie auch für den feinen Salon brauchbar werden.



Aktstudie bis zur Taille herab; als Träger dienen Pelzstreifen.

Obwohl die vollkommen ärmellose Taille, über die man noch im vergangenen Winter ein wenig entrüstet war, nun als vollkommen salonfähig anerkannt ist, wollen oder können doch sehr viele Frauen sie nicht tragen. Tatsächlich ist sie weder bei großer Körperfülle kleidsam noch beim Gegenteil, und man tut gut, die Taille mit Tüllärmeln auszustatten zu lassen, die bald eng anliegend, bald mehr flügelartig geformt sind. Der kleine Puffärmel, den man uns als große Neuheit vorschlug, ist sozusagen einstimmig abgelehnt worden. Zur Deckung der Blößen tragen von zehn Frauen neun einen hauchdünnen, schwarzen Tüllschal, den sie malerisch um sich drapieren.

Denn wie man die Sache auch drehen und wenden mag, ein bißchen nackt und leicht geschürzt ist das moderne Abendkleid. Und so wurden denn in gewissen Sinne die Stimmen all der vielen erhört, die die Pflege der Körperschönheit forderten, das Recht auf ihre freie Entfaltung, die Rückkehr zur Natur, die Beseitigung des Schnürleibes, das Recht jedes einzelnen, an diesen Dingen teilnehmen zu dürfen. „Die Geister, die ihr riefet . . .!“



Die einseitig arrangierte Taille, Goldbrokat und Tüll.



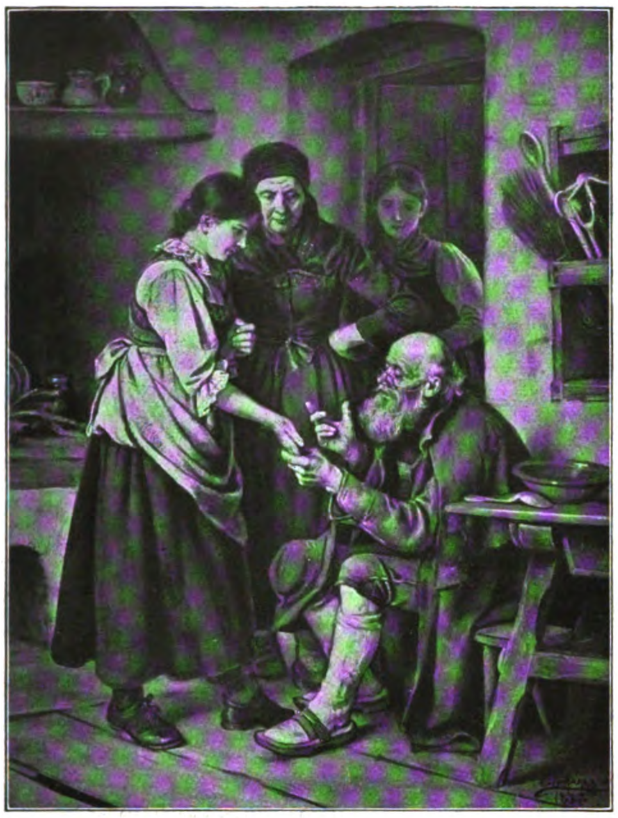
Goldbrauner Chiffon verhüllt Achsel und Oberarm.



Schwarzer Seidenkaschmir, mit Goldfaden gestickt, verhüllt durch einen Tüllschal.

Franz v. Defregger.

Von Dr. Egbert Delpy.



Der Wahrsager. Gemälde, 1887. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)



Franz v. Defregger. Letzte Aufnahme des am 2. Januar verstorbenen Künstlers von M. Obergaßner, München.

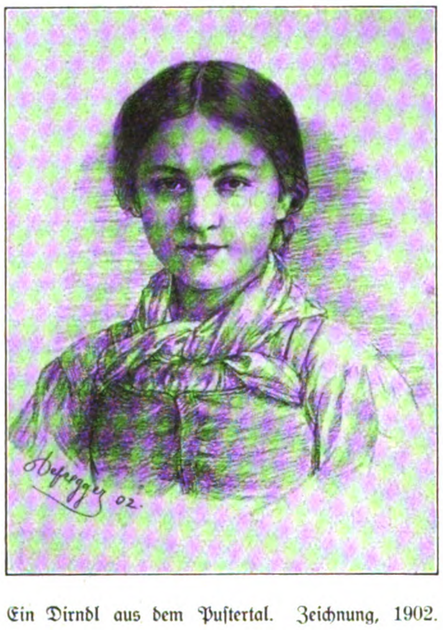


Die drei Kleinsten. Gemälde, 1892. (Phot. Joseph Schwertl, München.)

Am 2. Januar ist Franz v. Defregger im 86. Lebensjahre aus dem Leben geschieden. Ein besonderer Glücksstern hat über seinem ungewöhnlichen Leben und Schaffen geleuchtet. Er, der Bauer, gehört zu den wenigen Künstlern, die gleichsam in ihren Beruf hineingeboren wurden. Die äußeren Lebensumstände machten ihm erstaunlich wenig Mühe, mit schneller Hand räumte das Schicksal die Hindernisse hinweg, die seiner besonderen Laufbahn hätten im Wege sein können. Um seine Kunst brauchte er nicht zu ringen, sein Stoffgebiet ergab sich ihm ohne jedes Tasten und Suchen, ungezwungen sind seine Werke um ihn herangereift wie etwas Selbstverständliches, Naturnotwendiges. Und so liegt über seinem ganzen Schaffen eine Frische und Naivität ausgebreitet, die das Geheimnis seiner Erfolge und seiner beispiellosen Popularität gewesen ist.

Der Drang zu künstlerischer Betätigung äußerte sich bei dem Sohn des wohlhabenden Ederhofbauern im Pustertal erstaunlich frühzeitig. In den verschiedensten Materialien versuchte sich der junge Franzl. Als ihm Pfannkuchenteig, Rüben und Kartoffeln nicht mehr genügten, wandte er sich Papier und Bleistift zu und entwickelte bald im Abzeichnen eines Fünfzig-Gulden-Zettels eine derartige Gewandtheit, daß es der Ortsobrigkeit und seinem Vater angst und bange dabei wurde. Durch den Tod des Vaters frühzeitig in den Besitz des Hofes gelangt, mit dem er herzlich wenig anzufangen wußte, ging er kurzerhand daran, seinem eigentlichen Trieb zu folgen. Mit dem Erlös des Hofes zog er nach Innsbruck und versuchte sich dort als zwanzigjähriger Bursche bei dem Professor Stolz in der Bildhauerei. Da es hiermit jedoch nichts Rechtes wurde, so schickte der Lehrmeister ihn nach München, wo sich Defregger nun als Maler von der Kunstgewerbeschule sachte bis zur Akademie emporarbeitete. Merkwürdigerweise packte auch ihn das Reisefieber nach dem gelobten Lande deutscher Maler in damaliger Zeit. Zwei Jahre hat er, innerlich einsam, im lärmenden Paris verbracht. Dann trieb ihn Heimweh mit elementarer Gewalt nach Deutschland zurück. Er wußte bereits, daß er nie etwas anderes werde malen können als jene Bilder aus der geliebten Tiroler Heimat, die ihn in der Fremde unablässig bedrängt hatten. Dennoch hielt er zuvor noch ein ausgiebiges weiteres Münchener Studium in Karl v. Pilotys strenger Kompositionsschule für nötig. Dann erst trat er mit ersten eigenen Werken an die Öffentlichkeit.

Die zeigten der Welt sofort einen neuen Spezialisten. Hier trat einer auf, der mit inbrünstiger, unermüdlicher Hingabe das Land Tirol als alleiniges Stoffgebiet behandelte, und der Natur und Menschen mit so lebendigem Realismus wiederzugeben schien, daß dem bis dahin im Bann einer pathetisch-leeren Geschichtsmalerei stehenden Publikum das Herz aufging vor Lust und es den Gipfelpunkt einer herzerfrischenden Natürlichkeitskunst in diesen Bildern zu erblicken meinte. Da waren die eisgrauen Älpler mit den malerisch verschlissenen Hosen, die prallen bildhübschen Dirnen mit der Flechtenkrone und den schalkhaft lachenden Augen, da die prachtvoll zerlumpten Wilderer mit dem famosen Stutzen, da die nicht weniger malerischen kleinen Bauerngören, die ihre Nasen neugierig mit in alles hineinstecken usw. Gerade der durchgehende Zug zum **Heitern, schelmisch Lebensfrohen in diesen** nach Pilotyschem Rezept überaus geschickt aufgebauten Figurenbildern hat die Massen allerorts im Fluge erobert. Diese Defreggerschen Sonntagsälpler sind in die Phantasie des Volkes eingedrungen wie kaum irgendwelche andere Gebilde zeitgenössischer Kunst, sicherlich auch deshalb, weil sie alle etwas vom Zauber einer geschickt pointierten, ohne weiteres verständlichen, heiteren Theaterszene ausströmen.



Ein Dirndl aus dem Pustertal. Zeichnung, 1902.

Leider hat sich Defregger mit den Erfolgen dieser seiner Genremalerei nicht begnügen wollen. Es war eine Sache des Menschen und seines innersten Fühlens, nicht eigentlich des Künstlers, was ihn mehr und mehr der Tiroler Historienmalerei zutrieb. So verließ er den eigentlichen Nährboden seines Könnens, die schalkhaft gemütvolle Sphäre, und ging mit ernstestem Eifer daran, die Kämpfe der Tiroler gegen Napoleon zu verherrlichen. Es ist bemerkenswert, zu sehen, wie in einigen Bildern kleineren Umfangs die Anspannung aller Kräfte, die sein begeistertes Wollen herbeiführte, ihn tatsächlich über sein Normalmaß hinausgehoben hat. Seine berühmteste Leistung „Das letzte Aufgebot" ist erfüllt von dramatischen Akzenten und besitzt eine Wucht des Ausdrucks, die ihm nie wieder in solchem Maße erreichbar gewesen ist. Wo er sich zum Geschichtsbild in Lebensgröße verstieg, wurde die Komposition gekünstelt, verlor sich in Einzelheiten, und das Kolorit (seine schwache Seite!) in seiner kalten Buntheit verdarb die Wirkung vollends. — Nachdem er seinen patriotischen Gefühlen in einer Menge Bildern Genüge getan, ist Defregger schließlich erfreulicherweise zur Tiroler Genremalerei seiner Jugend zurückgekehrt und hat mit neuen Serien heiter-gefühlvoller Art neue Popularität gewonnen.

Freilich — eine neue Zeit mit einem feiner geschulten Gefühl für Wirklichkeitswerte gibt sich längst keinen Täuschungen mehr hin über die „Echtheit", den Pseudorealismus dieser stets rosig geschminkten, stets im schönsten Sonntagsstaat und in schmunzelnder Seelenstimmung parodierenden Welt Defreggers. Aber sie fühlt doch auch, soweit sie nicht parteifanatisch voreingenommen ist, daß eines Künstlers zärtliche Liebe, frei von jeder bewußten Pose, hinter diesen Dingen steht. Für Defregger waren in Wirklichkeit die Menschen alle so, ganz so, wie er sie malte. Für ihn war Tirol in Wahrheit das schönste Land auf Erden, das Land, wo die stolzesten Burschen und die blitzsaubersten Mädel wohnen. Es war ihm Herzensbedürfnis, seine geliebte Heimat durch die Kunst, die ihm ein wunderbares Schicksal überraschend in die Wiege legte, zu verherrlichen, zu idealisieren. Und weil so sein Herz, sein Glaube, seine Phantasie beständig bei den Dingen waren, die er malte, sind Frische, Naivität, heitere Laune, Gemüt und Humor seines eigenen Wesens in sie übergeströmt und lebendig geblieben selbst in der schönfärberisch poetisierenden Aufmachung seiner Bauern. Sie werden da auch immer Wirkung auf unbefangene Beschauer üben, mag Kunstanschauung und Mode noch so weit sich von solcher Darstellungsart entfernt haben. Denn schließlich überzeugt in der Kunst weder Stoff noch Technik, sondern letzten Endes immer nur die Persönlichkeit, die sich offenbart. Und daß der Defregger-Franzl ein ganzer, fest in sich geschlossener, einheitlicher Kerl in seiner Kunst gewesen ist, den es in dieser Sonderart nur einmal gibt, **das kann nur ein Unehrlicher leugnen!**



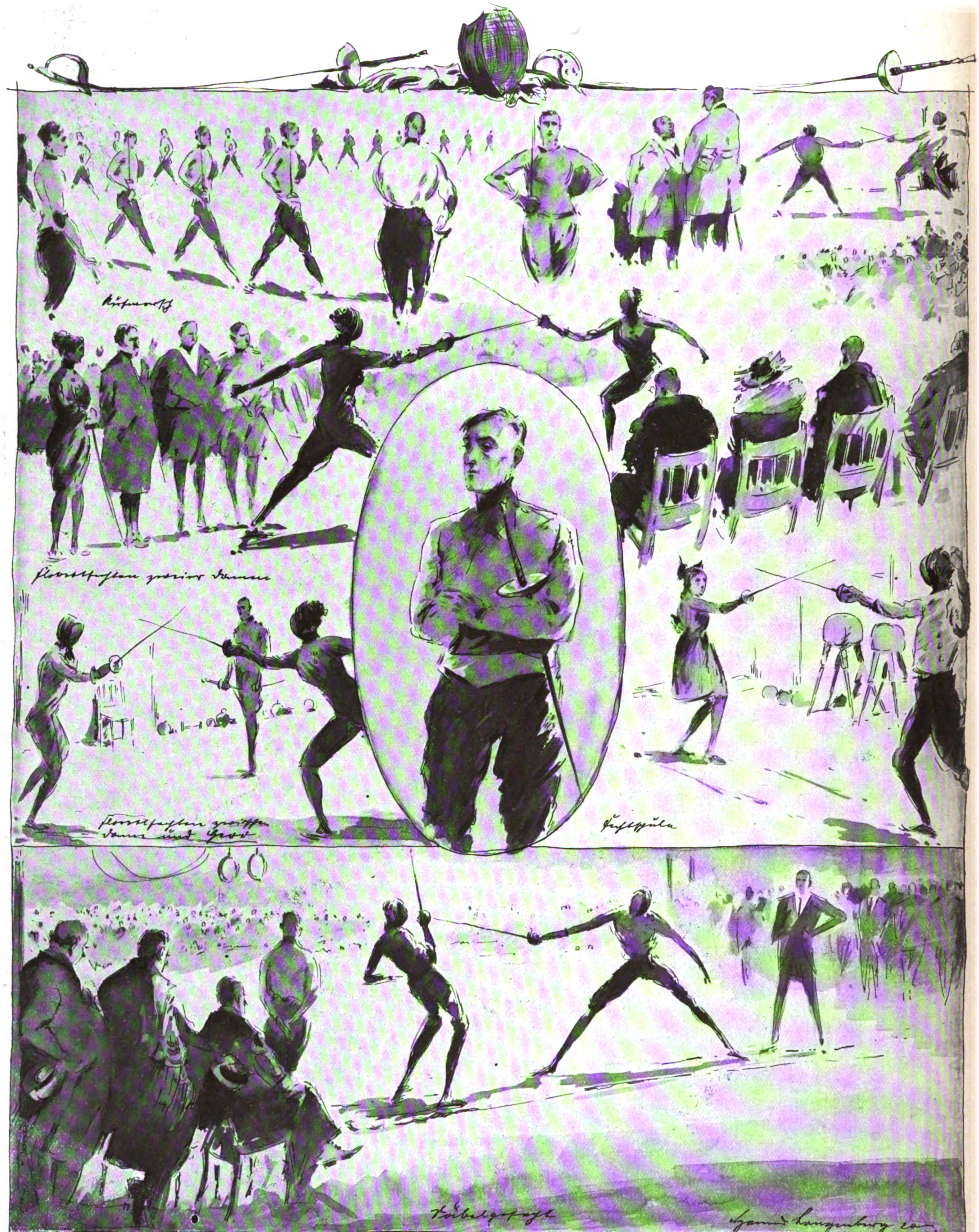
Das Tischgebet. Gemälde aus dem Jahre 1875 im Besitz des Städtischen Museums in Leipzig. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)



Letztes Aufgebot (Szene aus der Tiroler Volkserhebung im Jahre 1809). Nach einem Gemälde von Franz v. Defregger aus dem Jahre 1874. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)



Die Erstürmung des Roten-Turm-Tores in München durch den Schmied von Kochel am Weihnachtsmorgen des Jahres 1705. Nach einem Gemälde von Franz v. Defregger aus dem Jahre 1881. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)



Das Fechten als Volkssport: Vorführungen anläßlich eines Werbefechtens in Leipzig.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hanns Langenberg.

Das Buch der Kindheit

Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter.

(3. Fortsetzung.)

Schauen und Wachsen.

Mein lieber Vater hatte in seiner Güte schmerzlich bedauert, mich meinem kindlichen Freundeskreis in Dessau entreißen zu müssen. Rückblickend kann ich es nur als ein Glück für meine Entwicklung betrachten. Die Konvention des feinen deutschen Bürgertums, von der die Mädchen weit enger umschlossen sind als die Knaben, war zu stark. In dem fortwährenden vergnüglich plauderhaften Austausch von kleinen Nichtigkeiten mit den andern Schulmädchen würde ich wahrscheinlich zu dem oberflächlichen Geschöpf geworden sein, das, geschmackvoll gekleidet, hübsch anzusehen und von der üblichen Bücherbildung geformt, eine „Dame" genannt wird. Die „Dame" hat gewiß in der menschlichen Gesellschaft ihren Platz auszufüllen, zu dem sie, in ihrer Wesensart, der alle unregelmäßigen Ecken und Kanten sorgsam abgeschliffen wurden, am besten geeignet ist. Doch das Schicksal hatte ja etwas anderes mit mir vor und findet immer die Wege, zu seinem Ziel zu kommen.

Weil heute von den meisten Frauen soziale, politische, berufliche Arbeit verlangt wird, bemüht man sich, ihre Ausbildung zu vertiefen und der der Knaben anzunähern. Aber macht man nicht an beiden Geschlechtern die Erfahrung, daß es ihnen an fruchtbarer Initiative, an selbständigen Gedanken fehlt? Eine Berufsausbildung kann niemals nachholen, was am kindlichen Gehirn versäumt wurde. In der Zeit, da es am aufnahmefähigsten ist, zwingt man es zu einer reinen Verstandestätigkeit, die alle Mächte des Lebens nur in Abstraktionen bewältigen muß. Was erfährt denn ein Knabe, ein Mädchen, besonders in den Städten, an unmittelbarer Anschauung der Welt, ihrer Gesetze, Ursachen und Wirkungen, ihrer bewegenden Kräfte? Wie oft werden die Kinder den Dingen selbst gegenübergestellt, anstatt nur Autoritatives über sie zu hören! Wann tritt ihre Phantasie in Tätigkeit, um durch das Labyrinth menschlichen Daseins den goldenen Faden zu spinnen, der sie sicher endlich zu Licht und Freiheit führen wird, wenn sie nur treu dem Dämon in ihrer Brust vertrauen? Wie viele wissen von diesem göttlichen Lenker ihrer Seele? Haben sie noch eine Seele oder nur einen verkümmerten Rest, den man eher als Sentimentilität bezeichnen muß?

Es gibt Lernekinder, und es gibt Erkenntniskinder. Die von der ersten Art kommen bei der herrschenden Erziehungsmethode wohl auf ihre Kosten und werden zu brauchbaren Menschen. Die von der zweiten Art werden immer die Stiefkinder der Erziehung sein. Im besten Falle beginnen sie sich zu entwickeln, wenn sie ausgestoßen und sich selbst überlassen sind.

Die Kinder des Volkes sehen das Leben in seiner Entsetzlichkeit ohne die Kultur, die seine Schrecken mildert. Die Kinder der Oberklassen werden vertraut mit allem Reichtum der Kulturen, ohne das Leben kennenzulernen, dem diese doch entstiegen sind.

Vor mir öffnete sich durch glückliche Umstände die bunte Fülle der Welt bis in ungeheure Vergangenheiten hinauf, wie ein gewaltiges Bilderbuch. Zugleich erhielt mir die zarte Fürsorge der Eltern die frohe Unschuld der Kindheit. Alle gewonnene Anschauung blieb wie unter einem Ahnungsschleier verborgen in meinem jugendlichen Geiste ruhen. Erst einem viel späteren Entwicklungsabschnitt war es aufbewahrt, den Schleier zu lüften und den Text zu der aufgespeicherten Bilderfülle enträtselnd zu begreifen. Meine kurzsichtigen Augen sahen die Gegenstände um mich her nur undeutlich. Ich gewöhnte mich, in Träumen umherzugehen. Doch war es erstaunlich, wie viel ich dabei auffaßte und beinahe unbewußt im Gedächtnis aufspeicherte. Ja, es scheint mir heute, daß die Dinge erst beim Durchwandern durch die Phantasie festere Konturen und stärkere Farben gewannen.

Das Spiel ist des Kindes Welt — in seinen Abenteuern erlebt es ihre Wunder. In Dessau hatte ich mit den Freundinnen geschwatzt, doch kaum noch gespielt. Durch ein Bedürfnis nach Verträglichkeit geleitet, war ich mehr die Aufnehmende oder Duldende gewesen. Nun war ich gezwungen, mich zur Unterhaltung den Brüdern zuzuwenden. Hieraus entstand ein erfreulicher Zustand für alle Teile. Thomas und Atti ergänzten sich vorzüglich als meine gehorsamen Trabanten. Thom hatte eine Fülle von praktischen Einfällen, er war ein kleiner Bastler und Erfinder, dabei von behaglichem Phlegma. Atti, beweglicher, sensitiv, leicht zu Zorn und Tränen oder zu graziöser Lustigkeit entflammt, folgte mit der Phantasie hingebend allen Wegen, auf denen ich voranflog. Mani wurde nur zu Nebenrollen hinzugezogen, und Lola war noch ganz in der Obhut der Mama. Große, durch Wochen uns beschäftigende Spiele erfüllten uns mit einem tiefen, frohen Glück. Planen und Ausspinnen mit allen Vorbereitungen bildeten nicht den geringsten Teil. Die Geduld und Großmut der Mama gestattete uns, eine Fülle der verschiedensten Gegenstände aus der ganzen Wohnung zusammenzuschleppen. Der Schauplatz war das Schlafzimmer der Jungen — bei mir störte die Anwesenheit von Fräulein Clara — oder das flache Dach. Oh — diese ausgiebigen Sonntagnachmittage — wie wir uns auf sie freuten! Es war entsetzlich störend, daß man zum Mittagessen mußte, und wir konnten kaum den Augenblick erwarten, wenn wir, den Nachtisch als letzte Rettung in Hungersnot und Gefangenschaft mit ausführend, in unsere Welt zurückkehren konnten.

Mein Lieblingsbuch war der „Robinson" in der Bearbeitung von Campe, ich konnte ganze Kapitel davon aus dem Gedächtnis hersagen. Außerdem hatte eine abenteuerreiche Erzählung von Gerstäcker mir unauslöschlichen Eindruck gemacht. Es ist daher nicht zum Verwundern, daß wüste Inseln eine große Rolle spielten, wenn ich als edle, verfolgte Fürstin mich stets auf großen Reisen befand. Das von Moskitogardinen umgebene Doppelbett der Brüder wurde zur geräumigen Kalesche, denn vor den Feinden, die mein Schloß verbrannt hatten, mußte ich ja bis zum Nordpol fliehen. Dort sollte es ein warmes Land geben, dessen Krone mir versprochen war. Ob wir es je erreichten, weiß ich nicht mehr. Aber während die Frühlingszeit schon recht hohe Temperaturen aufwies, saßen wir, in alle Decken und Plaids gewickelt, die aufzutreiben waren, schweißtriefend im sonnenburchglühten Zimmer und träumten uns in Eis und Schnee. Die Jungen hatten genug zu tun, die Stuhlpferde zu bändigen, die vor Donner und Blitz beständig im Durchgehen begriffen waren. Sie mußten als Bären brummen, als Löwen heulen, als Wilde mit gräßlichem Geschrei angetobt kommen, so daß sie sich schließlich vor sich selber zu fürchten begannen. Ich war mit Feuerreiser beschäftigt, den geretteten Kronschatz zu verteidigen, die zum Übermaß des Jammers an Scharlach und Fieber erkrankten Kinder zu pflegen und alles draußen Vorgehende zu dirigieren. Dann gab es auch zärtliche Wiedererkennungsszenen mit dem treuen Kutscher, der sich endlich als der König und Gemahl zu erkennen gab.

Spielten wir auf dem Dache, so boten die Wäschefässer, die dort aufbewahrt wurden, Gelegenheit zur Durchschiffung gewaltiger Ströme, und ein Schiffbruch war nicht zu umgehen: Der Seewind wehte lustig durch unsere Haare, die leuchtende ägyptische Sonne bräunte unsere Wangen, und weit hinter den weißen Häusern, über die der Blick von unserer Höhe schweifte, glitzerte ein blauer Streifen des Meeres.

* * *

Ich hätte Ursache gehabt, der unerfreulichen Mademoiselle Besin dankbar zu sein, daß sie mir einige Fertigkeit in der verhaßten französischen Sprache beigebracht hatte. Gelegenheit, sie zu üben, fand sich genug. Nur in der Weihnachtskiste aus Deutschland kam ein „Töchteralbum", sonst war ich auf die Bände der Bibliothee rose angewiesen; zuweilen waren sie spannend, aber ihre Illustrationen erschienen mir unerträglich geziert. In den französischen Märchen verschaffte die Fee dem Cendrillon eine Kiste voll Pariser Toiletten. In Deutschland fielen für Aschenbrödel das silberne und das goldene Kleid vom Baume auf der Mutter Grab. Die Pariser Toiletten bedeuteten mir eine greuliche Entweihung. Die englischen Kinderbücher hingegen waren herzlich langweilig und so sehr moralisch. Wie beneidete ich Thom und Atti, die binnen eines Vierteljahres und ohne alle Bücher gelernt hatten, fließend französisch, italienisch und arabisch zu plaudern. Aber sie gingen ja auch in die Missionsschule, wo es viel lustiger war als in den einsamen Unterrichtsstunden bei Fräulein Clara. Sie war uns eine freundliche Begleiterin bei den Spaziergängen und der Mutter eine treue Hilfe in der Beaufsichtigung der wilden Jungen, aber eine Freundin wurde sie mir nicht. Diese Anforderung stellte man damals noch nicht an eine Erzieherin. Und ist eine Freundschaft zwischen Lehrerin und Schülerin überhaupt ratsam? Im besten Fall schraubt die Reifere die Jüngere auf eine Höhe, die ihr nicht natürlich, und füllt sie mit Interessen, die dem kindlichen Alter an sich nicht dienlich sind.

Zuweilen besuchte Fräulein Clara mit mir eine levantinische Familie, deren deutsche Erzieherin ich mir heimlich für mich gewünscht hätte. Sie gehörte zu den tüchtigen, klugen Pionierinnen für deutsches Wesen, denen der Orient soviel verdankt. In Konstantinopel, Kleinasien und Ägypten hatte sie sich mannigfach umgesehen und wußte lebendig und bedeutend zu erzählen. In ihrer jetzigen Stellung war sie nicht an ihrem Platze. Ihre Schülerinnen: Argentine und Stelleanie, zeichneten sich hauptsächlich durch eine ungeheuerliche Korpulenz aus. Sie nährten sich den ganzen Tag von allen Arten türkischer, englischer und Pariser Süßigkeiten. Ich sollte mit ihnen französisch plaudern; wir wußten uns nichts zu sagen und saßen schweigend, doch angenehm beschäftigt, um große Bonbonnieren mit glasierten Mandeln und Maronen.

Unser Hauswirt war gleichfalls Levantiner. In seinen Freistunden spielte er mit der umfangreichen Madame Baccos Tricktrack (ein Brettspiel) in dem spärlich möblierten Salon, wo die Jalousien nie geöffnet wurden. Hier übte eine der Töchter eine Arie aus „Robert dem Teufel". Sie übte sie die ganzen vier Jahre, während deren wir über ihnen wohnten, ohne sie fehlerfrei zu lernen. Es gab außer ihr noch eine Menge erwachsener und junger Kinder, die alle paarweise benannt waren. So fand sich ein Georg und eine Georgine, ein Paul und eine Pauline, ein Viktor und eine Viktorine, und damit der jüngste Jean nicht leer ausging, kam am Sonntag noch eine kleine Kusine Jeanette zum Besuch. Wir unterhielten einen mäßigen Höflichkeitsverkehr. Miteinander redeten sie griechisch. Es waren lärmende, gutmütige Menschen.

Auch der Sohn unseres damaligen deutschen Generalkonsuls parlierte nur französisch und machte durchaus den Eindruck eines kleinen levantinischen Gecken.

Sehr viel wohler fühlte ich mich bei einer lieben schweizerischen Familie, mit der uns herzlichste Freundschaft verband. Bei anderen Schweizern hörte ich den Kleinen, der noch auf dem Arm getragen wurde, von der Wärterin mit „Junkerle" angeredet. Das erschien mir für den Sohn eines Kaufmanns und einen jungen Republikaner höchst verwunderlich. Als ich später das stolze Stammschloß der alten Patrizierfamilie kennenlernte, verstand ich eher, warum die Tradition unter ihren Mitgliedern so streng aufrechterhalten wurde.

Ich freute mich jedesmal auf die Besuche, die ich mit meiner Mutter machen durfte. Immer gab es etwas Merkwürdiges dabei zu sehen und zu hören. Sehr gern hatte ich Miß Harris, die gelehrte und lustige Mulattin, die mir über der Wiege geweissagt hatte, ich würde einmal Bücher schreiben. Ihr Vater war ein würdiger, weißhaariger Engländer, der dieser Tochter einen unschätzbaren Papyrus als Heiratsgut gegeben hatte. Doch pflegte sie resigniert zu meiner Mutter zu sagen: "My dear, J have no marrying colour" (Meine Liebe, ich habe keine Heiratsfarbe). Miß Harris wohnte hoch über der Stadt, neben dem Fort Kom-el-Dik — von der Veranda ihres Hauses überschaute man bei dem Genuß von köstlichem plum-cake und jam das ganze weithingebreitete Alexandrien.

Auch Wilsons wohnten dort oben, deren kleiner Junge das kurze, karierte Faltenröcklein und die nackten Knie der Schottländer-Knaben trug. Ihre Wohnung wurde im nächsten Jahre durch eine Explosion des Pulverturmes in zwei Teile zerrissen, während die von Miß Harris gänzlich von der Erde verschwand. Sie selbst befand sich glücklicherweise in England.

In Ramleh, der Sommerfrische der alexandrinischen Gesellschaft, besaß Mama eine gute Bekannte, deren Existenz mir äußerst romantisch erschien. Mrs. Sinett kam aus Indien. Die zarte vornehme Schönheit der jungen Witwe wurde durch ihre lang wallenden Trauergewänder noch gehoben. Sie bewohnte mit ihrem kleinen Jungen in Ramleh einen eisernen Pavillon, der ganz kurios vereinzelt in der weiten Sandfläche lag. Er bestand nur aus einem Zimmer und zwei Veranden. Aber der Teetisch war immer tadellos gedeckt mit Blumen und schwerem Silbergeschirr. Und Thommy sah aus wie ein süßer, langlockiger, kleiner Lord.

Auf einer Klippe über dem Meer stand das Haus einer anderen Familie, immer umbraust vom Seewind. Der Vater war deutscher Kaufmann, die Mutter eine "english lady born at Malta", sehr dunkel, eine sonderbare Mischung von Nord und Süd — die Kinder ganz deutsch aussehend, aber nur englisch sprechend. Und dann hatte Herr M. noch eine Tochter, die einer früheren Verbindung mit einer Araberin entstammte. Sie hieß Bambe und hatte einen indischen Prinzen geheiratet — einen ganz legitimen Erben des gewaltigen Königreiches Lahore. Doch war die Heimat ihm verschlossen, er lebte mit seiner Gemahlin in England unter der Aufsicht der dortigen Regierung. Meine Mutter hatte ihn kurz vor seiner Vermählung kennengelernt, er war in weiße Seide gekleidet, mit maisgelbem Turban und vielen Edelsteinen geschmückt und von fabelhafter Schönheit. Dieser Prinz hatte eine mystische Vorliebe für die Zahl vierzehn. Daher gab er seine Geschenke immer vierzehnfach — seine Braut erhielt auf einmal vierzehn Kleider, vierzehn Ringe, vierzehn Brillantdiademe. Ich habe dieses exotische Wunder zu meinem größten Bedauern nie gesehen.

Kairo.

Im Februar 1869 reiste ich mit meinen Eltern nach Kairo. In der schönen Villa, die sich unsere deutschen Freunde an der Schubra-Allee gebaut hatten, fanden wir die liebenswürdigste Aufnahme. Herrn M.s Geschäft war bedeutender und ausgebreiteter als das meines Vaters. Er besaß eigene Pferde und Wagen, wir konnten die Sehenswürdigkeiten Kairos auf das bequemste genießen. Mit Fanny, dem ältesten Töchterchen, verstand ich mich gut. Sie war klug und verständig und hatte dieselben Liebhabereien wie ich. Wir wußten uns nichts Schöneres, als uns vor den wilden kleinen Schwestern in irgendeinem Winkel des Gartens zu verstecken, jedes in ein Geschichtenbuch vertieft. Wer hätte damals geahnt, daß das gesunde, kräftige Mädchen wenige Monate später nicht mehr unter den Lebenden weilte?

Jene Frühlingswochen stehen mir noch in heiterem Andenken. Die großen Eindrücke, nach denen erlesene Menschen weite Reisen unternehmen, wyrden uns Kindern täglich in neuer Fülle geboten. Wir waren keineswegs reif dazu, sie richtig zu würdigen, aber wir freuten uns an ihnen. In die Wüste fuhren wir, zu den Pyramiden, und betrachteten die große Sphinx. Das alles war zu kolossalisch für ein Kind. Von diesem Ausflug sind mir allein die Späße der Beduinen und das fröhliche Picknick auf den Sandhügeln geblieben. Viel bedeutender erschienen mir die alten merkwürdigen Grabmäler, wenn ich sie später, einsam und fern unserer Welt, vor dem orangegelben Abendhimmel als rätselhafte Dreiecke stehen sah. Fein dunkelgoldig war der Wüstensand, warm und leicht rieselte er durch die Finger. Und wie grün erschienen die Kleefelder neben dem ungeheuer vielen Gelb. Meine Mutter erzählte, daß sie früher auf einem Kamel, seekrank wie auf schaukelndem Schiffe, in Gesellschaft des alten Pastors Fliedner aus Kaiserswerth die Pyramiden besucht habe; der tapfere Diakonissenvater bereiste damals den Orient, um Kranken- und Waisenhäuser zu gründen. Jetzt fuhren wir auf glatter Chaussee, unter jungen, schattenspendenden Akazien, im bequemen Landauer, und schon wurde an einer Bahnlinie gebaut, die den Ausflug noch weniger zeitraubend gestalten sollte. Der Besuch der Pyramiden gehörte selbstverständlich zu dem Programm, das für die fürstlichen Gäste entworfen war, die zum Herbst, zur Feier der Einweihung des Suezkanals, erwartet wurden.

Wir sahen auch das Schloß Gezireh, wo die Kaiserin der Franzosen wohnen sollte. Durch einen deutschen Baumeister, Franz-Bey, hatte es Ismael-Pascha mit unmäßig viel Gold, Marmor, Samt und Seide europäisch einrichten lassen. Eugeniens Schlafzimmer schimmerte ganz und gar in himmelblauem Atlas. Es war wie ein Kapitel aus einem Roman der Marlitt. Zum Einweihungsball waren auch unsere Eltern geladen. Fanny und ich wurden zornig und böse in dem Streit, welche von unseren Müttern die Schönste war: ob die Hellblonde in grüner, golddurchwebter Gaze oder die Dunkeläugige mit dem Brillantstern im braunen Haar und im lichtblauen Kleide von schwerer Lyoneser Seide.

Während wir uns im Kinderzimmer zankten, waren die Eltern durch eine Panik, die bei der Einfahrt entstand, in nicht geringer Lebensgefahr. Meine Mutter hatte überhaupt nicht viel Freude an diesen üppigen Festen, deren sie eine ganze Reihe besuchte. Sie wußte, daß eine Neigung zur Eifersucht in ihres Mannes Natur lag. Durch ihre große Liebe zu ihm wurde es ihr leicht, auf den Tanz zu verzichten und ihre Schönheit selbst zu dämpfen, indem sie sie in die Schleier einer müden Gleichgültigkeit hüllte. So kam sie, als Mädchen eine gefeierte Ballkönigin, als Frau in größerer Geselligkeit selten mehr auf ihre Kosten. Sie hatte dafür die Genugtuung, ihren Mann kühl zu sehen gegen alle Reize südländischer Grazie und Formenüppigkeit.

Als gute Geschäftsleute berechneten die Väter am nächsten Tage die Kosten, die das gewaltige Fest wieder dem Lande auferlege. Für uns Kinder war die Schilderung des großartigen Büfetts anziehender. Gespannt hörten wir von vergoldeten Bäumen, die Schalen mit Konfekt in ihren Zweigen trugen, von Pfauen, die mit ihrem hundertäugigen Schweif auf der Tafel prangten und kalte Gelees von Geflügel in sich bargen, von dem Aufbau südlicher Früchte, die an Farbenglanz die Stilleben alter Meister beschämten. Hier drängten sich die Scheich il belet, die Vorsteher der Dörfer am oberen Nil, mit ihren langen Bärten und großen Turbanen. Gemächlich ließen die Würdigen Torten und Champagnerflaschen unter ihren weiten Kaftanen aus buntem Tuch oder in den Falten ihrer bauschigen Pluderhosen verschwinden. Von diesen Scheichs erzählte mein Vater eine launige Geschichte. Man hatte sie in Kairo versammelt, um Ägypten nach Europas Muster eine Verfassung und so etwas wie ein Parlament zu schaffen. Nun wurde ihnen erklärt, rechts hätten die Getreuen der Regierung, links diejenigen, die mit ihren Anordnungen nicht einverstanden seien, ihre Plätze einzunehmen. Nun waren die Scheichs bisher bei dem leisesten Versuch zur Widersetzlichkeit mit Bastonade oder mit dem Sack, der sie in die Fluten des Nils beförderte, bedroht worden. Es entstand ein wildes, eiliges Gedränge nach rechts, man schlug und raufte sich um die Plätze, die linke Seite blieb leer und öde. Man mußte erst wieder durch die Androhung von Bastonade und Ersäufen die zu einem geregelten Parlamentsbetrieb notwendige Opposition herstellen.

Wenn mein Vater solche Dinge erzählte, hörte ich mit allen Sinnen zu, und auch was ich damals nicht verstand, ist mir im Gedächtnis haftengeblieben. Stets war er bereit, mir die Ereignisse des öffentlichen Lebens zu erklären, immer mit einem humoristischen Lächeln und einem Anflug feiner Ironie.

Eine andere Festlichkeit, an der ich teilnehmen durfte, war die Hochzeit von Herrn Mir, dem Kairoer Geschäftsführer von Papa, einem levantinischen Juden. Herr Mir bewohnte mit seiner Mutter und vielen Schwestern eine düstere, kühle Wohnung im Innern der Stadt. Die Familie von sieben Personen besaß zusammen nur sechs Augen, so hatte die ägyptische Augenkrankheit unter ihr gewütet. Von der Zeremonie der Trauung entsinne ich mich nur des Augenblickes, da die orientalisch gekleidete, dichtverschleierte Braut unter dem Baldachin dem Gatten zugeführt wurde. Später saßen alle weiblichen Gäste in einem steingepflasterten Raume um ein großes Himmelbett, das mit rosa Gardinen, Spitzenbehängen und Girlanden von künstlichen Blumen auf das prächtigste geziert war. Die Frauen trugen die allerschönsten smaragdgrünen, rosen- und apfelsinenfarbenen Pantalons und goldgestickte Überkleider, auch die Gazekäppchen auf ihren Köpfen funkelten von Edelsteinen und Goldmünzen. So bewegten sie sich, laut schwatzend, wie ein schillernder Regenbogen um das Brautlager her; die älteren, sehr fetten Damen, mit schwarzseidenen Perücken, saßen auf Stühlen, die den Wänden entlang aufgestellt waren. Dienerinnen reichten große Präsentierbretter mit Konfekt herum. So viele Zuckermandeln, Pralinés und Bonbons hatte ich noch nie auf einem Flecke beieinander gesehen. Mit Suppenkellen füllten die bunten Damen sich davon in den Schoß, und es begann ein allgemeines Geknabber und Gelutsche, aus dem ich leider fortgeführt wurde, so daß ich die weitere Entwicklung der Ereignisse nicht mehr erleben durfte.

Nach dem jähen Tode meines Vaters suchte Herr Mir mit allen Kassenbeständen das Weite, und dies ist das Letzte, was ich von der Familie erfuhr.

Weit mehr als das moderne, protzige Gezireh, in dem noch die Maurer und Gärtner gearbeitet hatten, zog mich die Insel Rhodos an. Ein halbverfallenes, orientalisches Marmorschlößchen träumte hier inmitten einer Wildnis von Palmen und mannshohen Bambus, von Bananen, Sykomoren, von wildem Pflanzengerank und süßen, schweren Blumendüften. Auf einem Kahn fuhr man über das gelbe Nilwasser — unter dessen Schilfhalmen einst das Körblein mit dem Moseskinde gestanden haben sollte. Sah man nicht die Prinzessin mit der altägyptischen Haube, die Glieder von feinem Byssusgewande fest umwickelt, heraustreten aus der grünen, schattigen Wildnis, gefolgt von schwarzen Dienerinnen mit Fliegenwedeln, gestickten Tüchern und goldenen Kannen, wie man täglich die vornehmen Frauen in die Bäder wandeln sah? Orangeglänzender Abendschein lag wie damals über dem stillen, fließenden Strom. Barken mit den braunen großen Segeln zogen in der Ferne dahin — die Düfte Ägyptens, diese wunderbar starken und herben Gerüche des Orients, wie sie einst das Pharaonenfräulein und das kleine ausgesetzte Judenkindchen eingeatmet hatten, umwehten nun auch uns... Wie nahe waren die alten Legenden — wie versanken die Zeiträume ins Wesenlose...

Ein anderer Nachmittag. Noch hielten die Mütter ihr Schläfchen, wir wurden, sauber gekleidet, in den Garten geschickt mit der Warnung: „Wer sich schmutzig macht, muß zu Hause bleiben!“ Der Gärtner war beschäftigt, die Beete zu bewässern. Das wurde im kleinen in derselben Weise bewerkstelligt, wie das ganze Land Ägypten seine befruchtende Feuchtigkeit vom Vater Nil empfing. Um jedes kleine Gemüse- oder Blumenfeld lief ein Kanälchen, und alle wurden von dem großen Schöpfrad aus gespeist. Dann durchbrach der Gärtner die Dämme, und das Wasser floß in Strömen über die niedriger gelegenen Pflanzungen. Irgendwo fanden wir auf unseren Wegen einen Haufen Bambusstöcke. Sofort wurde mit ihnen eine Dampferwettfahrt an den Kanälen veranstaltet. Fanny und ich gehörten zu diesen tollkühnen amerikanischen Kapitänen, die auf den mächtigen Strömen das Leben ihrer Passagiere rücksichtslos aufs Spiel setzen, um eine Minute früher ans Ziel zu gelangen. Ha, wie wir unsere Dampferstöcke trieben, wie Thekla und Hanna schrien und gegeneinander wetteten und die kleine Lullu, immer glühroт vor Eifer, hinter uns herjagte. Eines der Fahrzeuge drohte zu scheitern. Die Kleine sprang auf das sumpfige Beet und stieß einen Schrei aus — ihre Füßchen sanken und sanken in dem braunen Schlamm. Wir sprangen nach, sie auf den festen Weg zu ziehen. Gott sei Dank! es öffnete sich kein Erdspalt, wie ich schon gefürchtet hatte — aber wie sahen unsere feinen, grauen Zeugstiefelchen aus! Ei, der Schreck! Wir stahlen uns zur Hintertreppe, wo der Diener das Putzzeug verwahrte, und dort ging es an ein eiliges Putzen, Waschen und Bürsten! Schweißtropfen der Großen und Tränen der Kleinen flossen durcheinander. Nur Thekla war noch nicht völlig gesäubert, da klang die rufende Mutterstimme, und wir liefen wie ein Rudel geängstigter Rehe dem Wagen zu. Eilig, eilig sprangen wir hinein und zogen unsere Füße ganz eng unter die Sitze — und die Mütter plauderten und achteten unserer nicht besonders. Wir waren schon weit vom Hause entfernt, als Frau M.s Blicke plötzlich auf Theklas mit braunem Schlamm überzogenen Stiefelchen haftenblieben. Da gab 's freilich ein Donnerwetter — aber zurückgeschickt konnte doch nun keines mehr werden. Und hinaus ging 's ins Freie, durch blühende Aprikosengärten! Ein hauchzarter Rosenschein, so weit das Auge schauen mochte, und über dem Rosenrot der blaue, blaue Himmel.

Dann verließen wir den Wagen und betraten andachtsvoll den schlichten arabischen Gemüsegarten, in dem Bohnen, Zwiebeln und Tomaten wuchsen. Inmitten des Gartens stand der Marienbaum — die greisenhafte Sykomore, mit dem tiefen, hohlen Stamm, in dem die Jungfrau mit dem Christkindlein sich vor ihren Verfolgern verborgen hatte. Wir hörten hier aus dem Munde unserer Mütter die liebe Legende, wie die Kriegsknechte den Garten durchsuchten und Gott der Herr ein Spinnlein sandte, das die Öffnung des Baumes mit ihrem Netze überspann. Der Hauptmann der Kriegsleute aber sagte: „Hier kann sie nicht sein, sie würde ja beim Hineintreten das Netz zerrissen haben!“

Mit heiligen Schauern betrachteten wir das knorrige Skelett eines Baumes, der solche Dinge erlebt hatte. Unsere Phantasie zeigte uns die süße Mutter Gottes lieblich in dem Garten walten. Wir stellten uns vor, sie habe sich die Sykomorenfeigen, die gleich einem Pilzgewächs aus den Ästen hervorquillen, zur Speise gebrochen, war leise singend mit dem Kindlein über die Wege gewandelt, hatte seine kleinen Windeln über die Balsamstauden gebreitet, die seitdem ihren herrlichen Duft behalten hatten. Ach — man muß kein zweifelsüchtiger Reisender sein, der solche durch fromme Sagen geweihte Orte in Gesellschaft schnatternder Vergnügungspilger besucht. Man muß ein Kind sein mit gläubigem Gemüt, dem alles farbiges, wahrhaftiges Leben wird, das Wochen und Monde darüber träumt und die holden Wunder in seinem Herzen mit hinausträgt durch die Nüchternheit der entgötterten Gegenwart.

Auch die dunklen Zeiten des Christentums stellten sich uns dar in dem finsteren Koptenviertel, in das man aus der lichten Welt des Tages hinunterstieg wie in ein Reich düsterer Schatten. Da standen noch die eisernen Torflügel, die des Nachts geschlossen wurden, um die orientalische Christengemeinde vor der Wut der Heiden und später der Mosleminen zu schützen. Hier hausen sie noch heute in ihren licht- und luftlosen Wohnklüften, eng aneinandergepfercht — die Männer und Kinder mit den strengen, altägyptischen Profilen, so schlank und hager, als habe die Natur sie gezeichnet nach den Hieroglyphen auf den Obelisken des Sonnentempels von Heliopolis. Diese Menschen, die sich streng und trotzig vor der Sonne verbargen, um den Gekreuzigten anzubeten, den Christus, dessen ältestes Bildnis, von dunklem Bart umrahmt, in der uralten Krypta der uralten Kirche aufbewahrt wurde. War dieses schauerlich strenge Bild auf verdunkeltem Goldgrunde derselbe Heiland, der von seiner lieben Mutter durch die Blumen des Mariengärtleins getragen wurde? Seltsam verschieden malte sich das Bild derselben Religion in den Geistern verschiedener Menschen und Rassen!

(Fortsetzung folgt.)

Pastelle. / Von Arthur Silbergleit.

Die Seele.

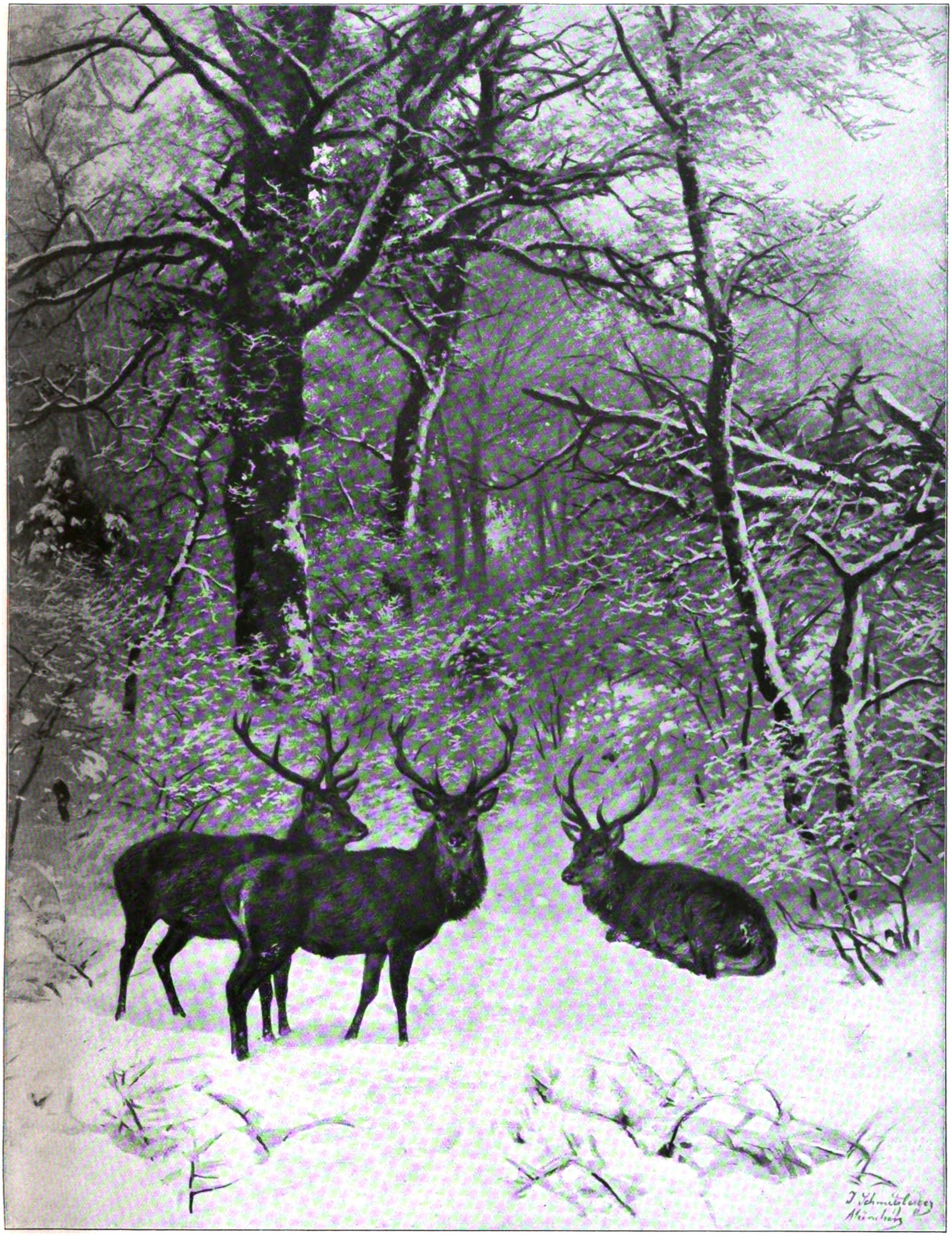
Es war des Ewigen Wunsch, daß der Mensch außer seiner vergänglichen, irdischen Mutter auch eine unvergängliche, überirdische besitze; daher erschuf er die Seele. Nun sehnt sich die gefangene Gottestochter Tag und Nacht, sich vom Erdenkerker ihres Körpers zu lösen, aber ehe sie in die väterlichen Gefilde zurückzukehren vermag, entsendet sie ihrer heiligen Heimat durch die Herolde ihrer Märchen und Lieder, Gedichte und Gebete feierliche Grüße.

Kleines Heiligenbild.

Der Madonna, der Demutkönigin dörflichen Friedens, schenkt Bruder Eusebius allabendlich die Weihe seines Geigenliedes. Wenn sich der Mond durch die schöngeschliffenen Fenster der Kapelle stiehlt, streift sein dünner Strich wie ein silberner Fiedelbogen die Saiten. Bei seinem Klange lächeln die Madonna und ihre Engelscharen. Zur Pforte der Kapelle aber drängen sich in langer Wallfahrt aus Forstdickicht waldnachtanbetende Rehe als heimliche Lauscher, und ihr verhaltener Atem ist der leiseste und heiligste Andachtsgesang.

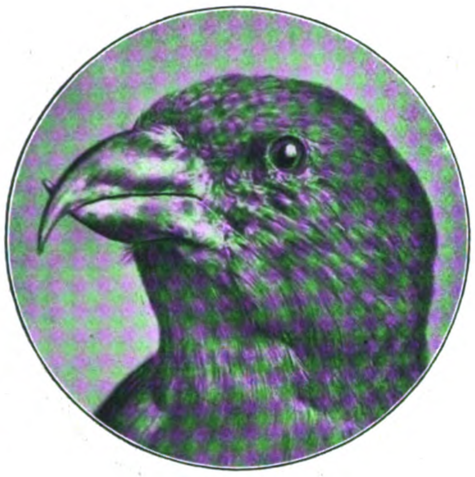
Gobelin.

Ein gelber Postillon läßt unter lustigem Horntrara seine Braunen an der schlanken Anmut einer Wipfelstraße vorübertraben. Er zieht an glitzernden Wellen vorbei, auf denen sich weiße Weiherprinzessinnen, Schwäne, wiegen, und an der heiteren Freistatt einer Wiese, auf der erlauchte Damen und edle Herren, Komtessen und Marquis, in schäferlichen Trachten und Reigen lustwandeln. Ihre gepflegten Antlitze leuchten so puderweiß wie die Silberwölkchen des Horizonts. Das Rädergespann des Postillons entrollt, das Scherzo der Paare erstirbt, und in die Teppiche der Landschaft und Laubstille stickt nur noch das liebliche Glockenspiel eines zierlichen Elfenbeintürmchens klingende Perlen.

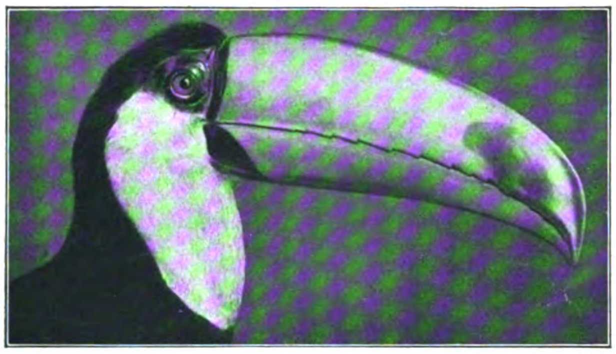


Hirsche im Winterwald. Nach einem Gemälde von Professor Josef Schmitzberger.

(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)



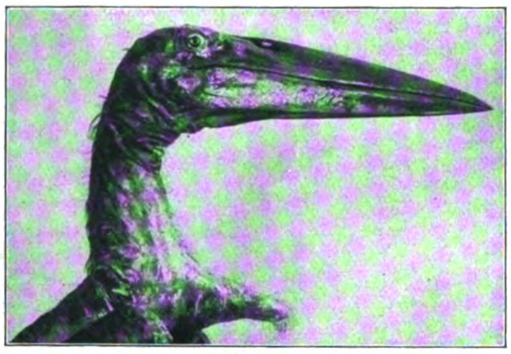
Unser Kreuzschnabel.



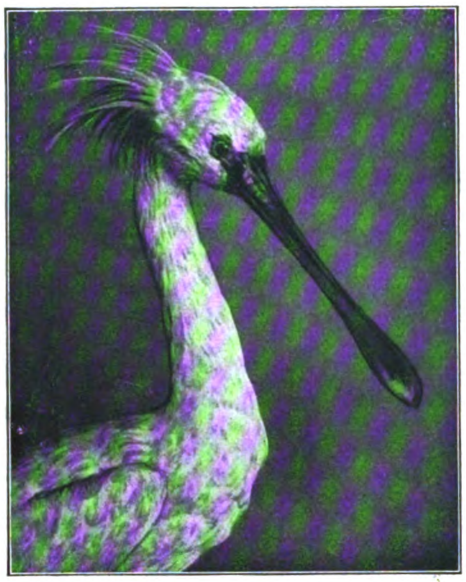
Riesentukan (Rhamphastus toco), der größte aller Pfefferfresser; Brasilien.



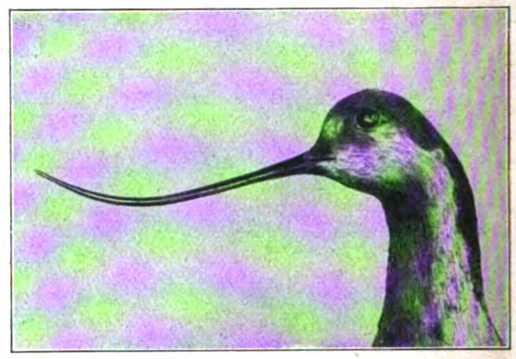
„Vater Schuh“ (Schuhschnabel, Balaeniceps rex); Mittelafrika.



Indischer Kropfstorch („Adjutant“, Leptoptilus javanicus), Verwandter des afrikanischen Marabus, des „Geheimrats“.

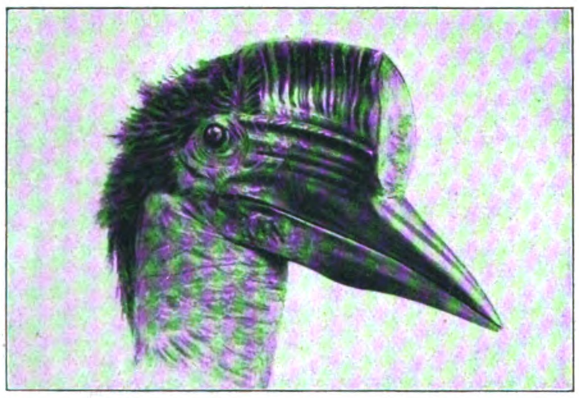


Löffler (Platalea leucerodia), ein Ibisvogel; Mittelasien, tropisches Afrika, Südeuropa bis Holland.

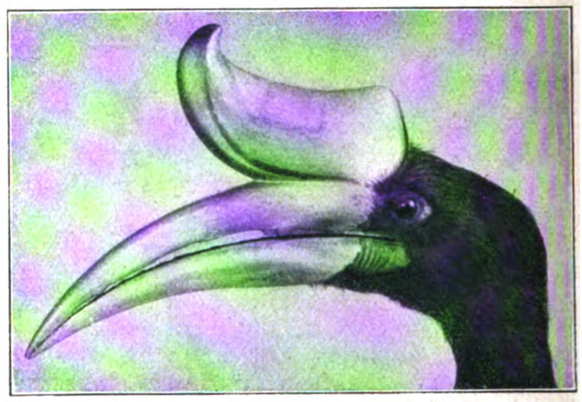


Säbelschnäbler (Recurvirostra avocetta); Süd- und Mitteleuropa bis Nord- und Ostsee, Afrika und Asien.

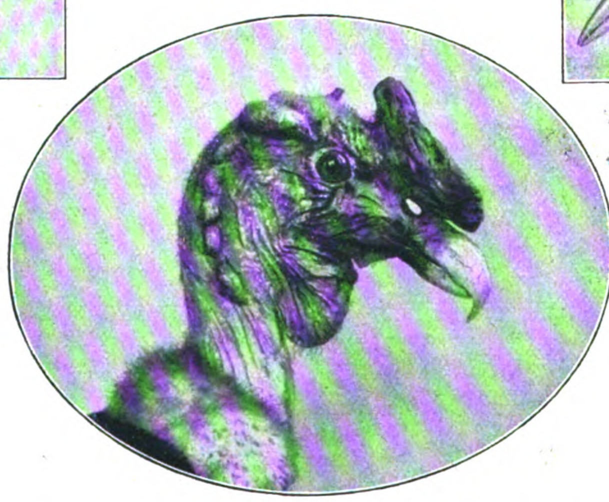
Merkwürdige Schnabelformen.



Schildschnabel (Rhinoplax vigil), der einzige Nashornvogel mit festem Schnabel, mit dessen abgestutzter Vorderfläche von elfenbeinartiger Härte der Vogel Nüsse aufklopft; Malakka, Borneo und Sumatra.



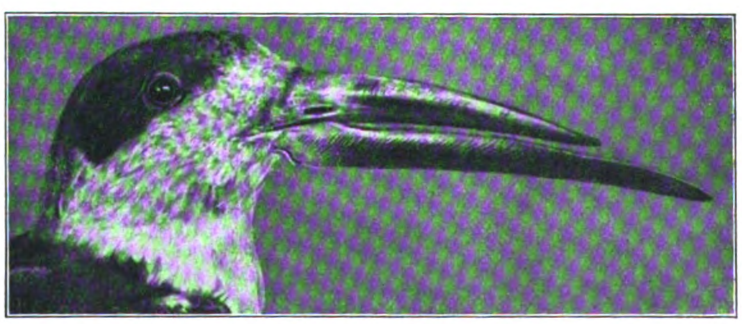
Gemeiner Nashornvogel (Buceros rhinoceros), trotz des unheimlichen Schnabels ein harmloses Geschöpf; Java und Sumatra.



Kondor (Sarcorhamphus gryphus), der größte Raubvogel der Erde; chilenische und peruanische Anden.



Riesen-Eulenschwalm (Podargus strigoides), an die Nachtschwalbe, den kleinen Ziegenmelker, erinnernd; australische Region.



Schwarzer Scherenschnabel (Rhynochops nigra); tropisches Amerika.



Schiefschnäbeliger Regenpfeifer (Anarhynchus frontalis); Neuseeland. Die Aufnahme von oben zeigt den merkwürdigen, seitlich auslenkenden Schnabel.

Wie dem Vogel der Schnabel gewachsen. / Von Dr. Bergner.

Der Schnabel des Vogels dient ihm nicht allein zur Aufnahme der Nahrung, er ist zugleich das Werkzeug, mit dem der Vogel sein Gefieder putzt, das Nest baut und die Jungen hegt und pflegt, ja oft genug auch Wehr und Waffe. Deshalb ist er auch äußerst mannigfach in seiner Form, doch darf man auf Grund der Schnabelbildung nicht ohne weiteres auf die Lebensweise schließen. Mit wahrer Scheu betrachten die Besucher unserer Tiergärten die unheimlichen Schnäbel der schwarzen Nashornvögel, die durch die sonderbaren Helmaufsätze nur noch furchtbarer erscheinen. Und doch ist das nicht grimme Wehr und Waffe, sondern Maskerade, denn die Nashörner der Vogelwelt sind harmlose Geschöpfe. Auch ihre Nahrung gibt uns keinen rechten Aufschluß über den Zweck der wunderlichen Schnäbel, sind doch die meist nur raben-, höchstens truthahngroßen Vögel Allesfresser, die selbst Eidechsen und andere kleine Wirbeltiere nicht verschmähen, obwohl sie hauptsächlich von Früchten leben. Nur der Schildschnabel braucht seinen elfenbeinartigen Schnabelhöcker, um Nüsse damit aufzuklopfen. Sonst sind die Riesenschnäbel überraschend leicht gebaut, denn unter der verhältnismäßig dünnen Hornscheide liegt nur ein luftiges Maschenwerk von Knochenbälkchen, die Strebepfeilern gleich dem Ganzen Halt verleihen und leichtestes Gewicht mit möglichst großer Festigkeit vereinen. Nur eine einzige Familie noch hat ähnliche, wennschon stets glatte Riesenschnäbel, die Pfefferfresser, die in der Neuen Welt das Gegenstück zu unseren Nashornvögeln bilden, denen sie in ihrer Lebensweise ähneln. Ihr bekanntester Vertreter ist der Riesentukan, der aber nur die Größe einer Elster hat. Mit seinem mehr als körperlangen Schnabel zermalmt dieser Vogel die Knochen kleiner Tiere, zerbricht die Vogeleier, zieht den Käfer unter der Rinde vor und schält das Fruchtfleisch von den Beeren seiner Leib- und Magenspeise, des Zwergpfeffers. Sein Werkzeug ist ihm also Zange, Messer, Dolch und Schere; die außerordentliche Länge aber setzt ihn erst instand, die Früchte von den schwanken Ästen abzuernten, die ihn selbst nicht tragen würden.

Von Fischen nährt sich der „Vater Schuh“, wie die Araber den gewaltigen Reiher wegen seines kolossalen, einem plumpen Schuh gleichenden Schnabels nennen. Der bräunlichgraue, seltene Vogel lebt in den undurchdringlichen Schilf- und Papyrussümpfen des oberen Nils, wo er, nach Storchart auf einem Beine stehend oder laut mit seinem Schnabelungetüm klappernd, auf Schilfinseln rastet, jäh zufahrend, sobald ein Fisch in seine Nähe kommt.

Was soll man von einem Schnabel denken, wie unsere Abbildung 12 ihn zeigt, der schmal wie eine Messerklinge ist, und dessen Unterhälfte den gleichfalls abgestutzten Oberschnabel überragt? Man riet denn auch viel hin und her, wovon der Scherenschnabel lebe, bis man den Magen untersuchen konnte und hauptsächlich Fische darin fand. Der scheinbar unbrauchbare Schnabel muß als Fanggerät gute Dienste leisten.

Recht sonderbar, wie schon der Name sagt, ist des Löfflers Schnabel, der weich und biegsam, nur am spatelförmigen Vorderende hart und hornig ist. Dazu hat er an seinen Innenrändern blattartige Querleisten wie die Entenvögel. Er lebt denn auch von deren Nahrung, von Schnecken, Würmern u. dgl. m., nach denen er, am Uferrande watend, den Morast durchschnattert, wobei freilich manch Fischlein seine Zukost bildet. Die Heimat dieses blendend weißen Vogels mit dem so auffallend geformten schwarzen, vorn gelbrandigen Schnabel ist Afrika und Südeuropa, doch brütet er auch noch in Holland und klappert fröhlich in den Rohrsümpfen Ungarns.

Den schlammigen Strand der Küsten oder salziger Binnenseen liebt auch der Säbelschnäbler, ein bei uns nicht häufiger Sommergast. Der etwa taubengroße, lang gestelzte Vogel bevorzugt gleichfalls weiche Kost, und dennoch ist sein Schnabel so beschaffen, daß man sich staunend fragt, wie er mit diesen dünnen und dazu vorn aufgewippten Fischbeinstäbchen den Daseinskampf bestehen kann. Doch unser schwarz und weiß gekleideter Säbler lebt gar nicht schlecht, da er mit seinem formvollendeten, vorn abgeflachten Zänglein ohne weiteres unter Tang, Muscheln und Steine fährt, um die darunter verborgenen Krebschen, Würmer u. dgl. zu erbeuten. Er watet wohl auch bis zum Bauch im Wasser und streicht mit seinem Schnabel im aufgewühlten Schlamme nach Fischrogen, Würmern und Insektenlarven hin und her.

Ein Freund des Wassers ist ferner der auf unserem Bilde dargestellte kleine Regenpfeifer, der Neuseelands Vogelwelt ein ganz besonderes Gepräge gibt. Ist doch die Schnabelspitze nach der einen Seite derart umgeknickt, daß man dies anfänglich für eine Mißbildung ansah. Man konnte sich den Zweck solcher Gestaltung lange nicht erklären, bis man erkannte, daß eine Ungleichheit in Zeichnung und Farbe des Gefieders damit Hand in Hand geht, die unserem Sonderling jedenfalls zustatten kommt, wenn er am Strand sich Nahrung sucht, indem er seinen merkwürdigen, oft rechtwinkelig gebogenen Schnabel unter die Steine schiebt.

Der Marabu vom oberen Niltal hat den Storchenschnabel unverändert beibehalten, nur ist er mächtiger entwickelt, da ja der Vogel selbst viel stärker ist als unser Adebar. Er ist der häßlichste von allen Störchen und dazu so gefräßig, daß er die Dorfschaften vom Abfall säubert, ja sogar Rinderfüße samt den Hufen herunterwürgt. Das in seiner Gestalt und seinem Benehmen ulkige Tier heißt scherzhaft auch „Der Geheimrat“, in Indien „Der Adjutant“.

Einen Schnabel, der weit geöffnet wie ein Trichter gähnt, aus dem es kein Entrinnen gibt, da starre Borsten an den Seiten das unmöglich machen, hat die Nachtschwalbe. Gleich einem Spuk huscht dieser amselgroße Vogel durch die laue Nacht, ein Knacken und ein Knistern, Schmetterlings- und Käferflügel wirbeln nieder, und schon wandert die Beute unzerstückelt durch den breiten Schlund. Die Kieferränder sind mit Ausnahme der hornigen Spitze biegsam und können um so weniger fest zubeißen, als ja die Unterkieferschneiden in der Mitte ein Gelenk besitzen, um im Verein mit dem gelenkig mit der Stirn verbundenen Oberschnabel den Durchmesser des Rachens zu vergrößern. Natürlich können die Vögel mit solchen Schnäbeln sich nicht wehren, deshalb schrecken diese Kinder der Dämmerung nur durch den unheimlich aufgerissenen Rachen und durch ihr heiseres Fauchen.

Machtvoll ist des Kondors Hakenschnabel, der diesen größten Flieger aller jetzt lebenden Vögel zum größten Räuber machen würde, wären die Fänge ebenso stark entwickelt. Deshalb packt auch der Riesenvogel nur kleinere Tiere, die er durch Aushacken der Augen wehrlos macht. Treibt ihn der Hunger, fällt er zwar auch größere Geschöpfe an, die er bis zur Erschöpfung hetzt und dann mit wuchtigen Flügelschlägen in den Abgrund schleudert, oder denen er im Fluge mit dem starken Schnabel tödliche Wunden reißt. Gefallenen Tieren aber gibt er den Vorzug, denn er ist und bleibt ein schmutziger Geier, so achtunggebietend auch der reichlich ein Meter hohe Vogel wirkt.

Den sonderbarsten Hakenschnabel hat ein hübscher Fink, den man Kreuzschnabel nennt. Bald biegt die Unterkieferspitze links, bald rechts empor, während der Oberschnabel abwärts strebt, so daß ein Zänglein mit sich kreuzenden Armen entsteht, das sich vorzüglich eignet, die Deckschuppen der Kieferzapfen abzusprengen.

Zwar mußten sich im Hinblick auf die Formenmannigfaltigkeit der Schöpfung die angeführten Beispiele auf einige besonders auffallende Schnabelformen beschränken; sie haben aber wohl gezeigt, daß der Vogel lebt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Mögen sie darum zu weiteren Studien der Schnäbel unserer einheimischen Vögel anregen, denn wer diese aufmerksam betrachtet, wird manchen Einblick in deren Lebensweise tun und damit tiefer eindringen in die reizvollen Geheimnisse unserer gefiederten Freunde.

Ein rosenrotes Seidenknäuel.

Novelle von Else Marstadt.

Es war etwas Leidvolles um Tante Gisa und um ihre Umgebung. Adelgisa Friderici hieß sie übrigens mit ihrem vollen Namen und war ein altes Fräulein. So freundlich es auch bei ihr war, so wat das doch immer wie eine Freundlichkeit aus einer anderen Welt. Eine lautlose Freundlichkeit, wie durch Schleier verhangen. Schleier, wie sie die Vergangenheit hinter sich fallen läßt, die abdämpfen und verklären zugleich. Man hätte gut und gerne denken können, Tante Gisa sei gestorben und führe nun im Himmel ihren kleinen Hausstand weiter. Besonders als zwölfjähriges Mädel, wo die Phantasie am tollsten arbeitet, konnte ich mich mal einen ganzen Sommer lang dieses Eindrucks nicht erwehren. Er kam und nahm mich gefangen, sobald ich nur die grün lackierte hölzerne Gartenpforte aufklinkte. Der Weg durch den kleinen Vorgarten, mit der vielen, vielen Reseda, deren Duft so seltsam müde machte, daß man wie im Traume ging, war der Vorraum zum Himmel. Dann kamen die vier Himmelsstufen, die zu der braunen Haustür mit dem messingenen Klopfer führten — eine Sonne stellte er dar — die verstärkte die Müdigkeit noch. Denn sie leuchtete wie Gold unter den Strahlen ihrer größeren Schwester. Man mußte die Augen schließen, sah man sie länger an. Und wenn man sie wieder öffnete, führten schwarze Punkte einen tollen Tanz auf. Die Tür mußte man sich übrigens selbst aufmachen. Sie war nie verschlossen. „Wer soll mir denn etwas tun?“ pflegte Tante Gisa milde lächelnd zu sagen. Und sie hatte recht. Böse Menschen gab es nicht im Städtchen. Obgleich aber nie einer kam, zu öffnen, rührte ich doch immer wieder den Klopfer, so oft ich auch Tante Gisa besuchte. Einmal, um ihr anzuzeigen, daß sich jemand ihrem Himmelreich nahte, das andere Mal aber, und das war die Hauptsache, weil er drinnen auf der gewölbten Diele ein so seltsam hohles, unirdisches Echo herausforderte. Und ich blieb danach auch immer noch erst eine Weile draußen stehen, als müsse mir jemand besonderes, der zu diesem Himmelreich passe, die Tür öffnen.

Ich kann es ja ruhig sagen, mit wem ich in jenem phantasievollen Sommer rechnete, selbst auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden. Heut lächle ich ja selbst darüber. Aber mit einem wehmutsvollen Lächeln, mit dem man Vergangenes grüßt. Also, ich rechnete — ich rechnete —? Mit dem heiligen Petrus selbst! Hätte er plötzlich in dem üblichen Apostelkleide die Tür weit vor mir aufgerissen, würde ich mich auch nicht ein bißchen gewundert, im Gegenteil, ich würde es als recht und billig empfunden haben. Und nach der Tür kam die dämmerige Diele mit dem weiß schimmernden Estrich — als läge sie in ewiger Mondscheinbeleuchtung, wirkte sie — dann kam die braune Eichentreppe, mit den ganz unhimmlischen, gottlosen Drachenköpfen, und dann kam Tante Gisa. Klein und zierlich, in einem silbergrauseidenen Gewande mit einem weißgrauen Schleier um die schmalen Schultern, erwartete sie ihren Gast oben an der Treppe. Die ganze Gewandung, das sanfte Gesicht mit den drei weißen Ringellöckchen zu jeder Seite gaben ihr etwas Engelhaftes. Für mich wenigstens. Denn ich war damals in dem Alter, in dem man von einem Engel nicht in erster Linie Jugend, sondern Güte verlangt. Und dann kam das himmlische Reich mit blüteweißen Mullgardinen, einem sonnengelben Kanarienvogel, giftgrünen Ripsmöbeln und weiß und silbern gestreiften Tapeten. Jedesmal störten mich in diesem kleinen Heiligtum die widerlich auftrumpfenden eisernen Hufeisen meiner Schulstiefel, die mir aufgeschlagen wurden, obwohl ich ein Mädel war und trotz meines Protestes. Mein Vater, der sehr ökonomisch veranlagt war, behauptete, anders könne er bei meiner Wildheit und Quecksilberigkeit nicht gegen die Schusterrechnungen an. Und so hatte ich mich denn gewöhnt, bei Tante Gisa auf Zehenspitzen zu gehen. Eine Ehre, die ich sonst niemandem antat. Und eine Selbstüberwindung, die ich nur für Tante Gisa übrig hatte.

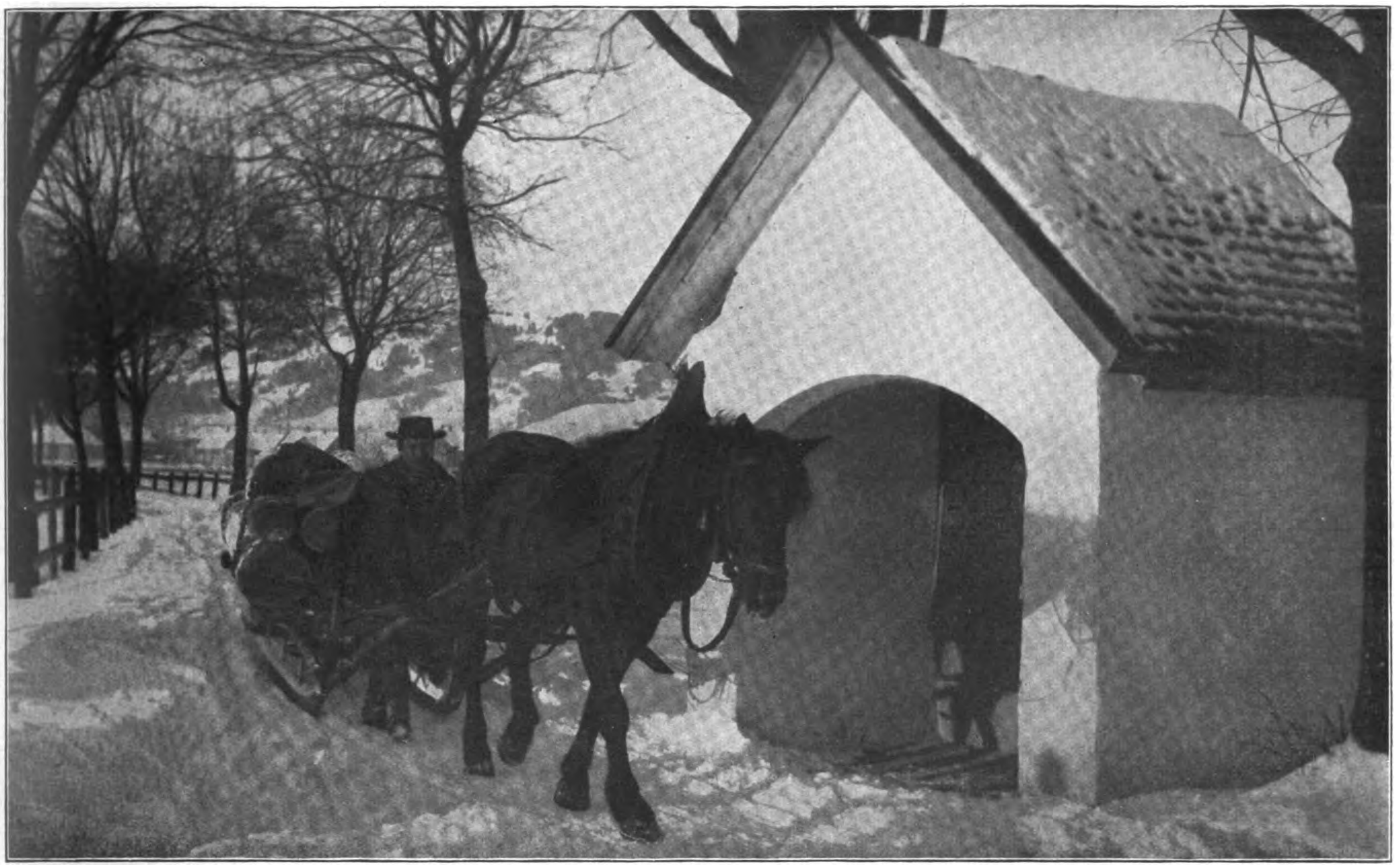
Im himmlischen Reich gab es übrigens wunderschönen Kuchen und herrliche, selbsteingekochte Himbeerlimonade. Zwei Glas wurden stets kredenzt. Eines zum Trinken, das andere zum Lachen. Das zum Lachen war nämlich ein Vexierglas. Sein Inhalt sah so verlockend aus. Aber so sehr man das Glas auch kippte, in die Kehle rann nichts daraus. Hatte ich mich ausgelacht, wanderte das Glas wieder in die zierliche Servante, wo es neben einer Meißner Tasse seinen Platz hatte.

Ich aber schmauste und erzählte halblaut, als ob ich im Beichtstuhl spräche, und beantwortete artig und vernünftig — zwei Prädikate, die mir mein Vater im gewöhnlichen Leben ganz entschieden absprach — Tante Gisas Zwischenfragen. Nachdem ich auf ihre freundliche Aufforderung hin auch noch das letzte Stückchen Kuchen gegessen hatte — eines ließ ich aus Anstand liegen, und zwar das kleinste, ich taxierte das vorher genau mit den Augen ab und hatte darin ein gutes Maß — als also das letzte Stückchen Kuchen verschwunden war, holte Tante Gisa aus dem dunkelmahagoni Bücherschrank mit den Sprossen über den Glastüren ein in braunes Leder gebundenes Büchlein. „Vergißmeinnicht“ stand mit Goldschrift darauf. Und wenn es die Goldschrift nicht verriet, so hätte es das Blümchen gesagt, das sich in himmlischer Bläue von dem dunklen Braun des Leders abhob.

Was in dem Büchlein stand, war lauter Ergebenheit und Scheiden und Meiden und Auseinandergehen, alles Dinge, die ich damals als unnötig und gleichzeitig regulierbar empfand. Von einem anderen hätte ich sie unter keinen Umständen angehört. Aber unter Tante Gisas feiner, müder Stimme wurden sie zu Musik. Zu Sphärenmusik. In diesem Hause wandelte sich alles. Selbst ich. Und das wollte schon etwas sagen.

Als ich älter wurde, erfuhr ich das, was alle erwachsenen Familienmitglieder kannten, daß Tante Gisa in ihrer Jugend eine unglückliche Liebe gehabt und deswegen nicht geheiratet hatte. Nun wußte ich, weshalb bei ihr die Sonne wie durch Milchglas schien, weshalb mir in dem kleinen Heim immer war, als hörte ich Celloklänge unter einem Dämpfer. Das Leid einer Jugend, einer Liebe war in dem alten Hause eingesargt. Lebendig. Es konnte nicht sterben, solange Tante Gisa nicht starb. Und deshalb war mir auch damals in meinen Kinderjahren der Vergleich mit dem Himmel gekommen. Meine Kindesseele hatte unbewußt ein Geheimnis erraten, das sie nicht fassen konnte, und das ihr ebenso unbewußt Ehrfurcht abnötigte. Den Himmel oder die Hölle löst eine unglückliche Liebe im Menschen aus. Tante Gisa hatte sich zu den Engeln geschlagen.

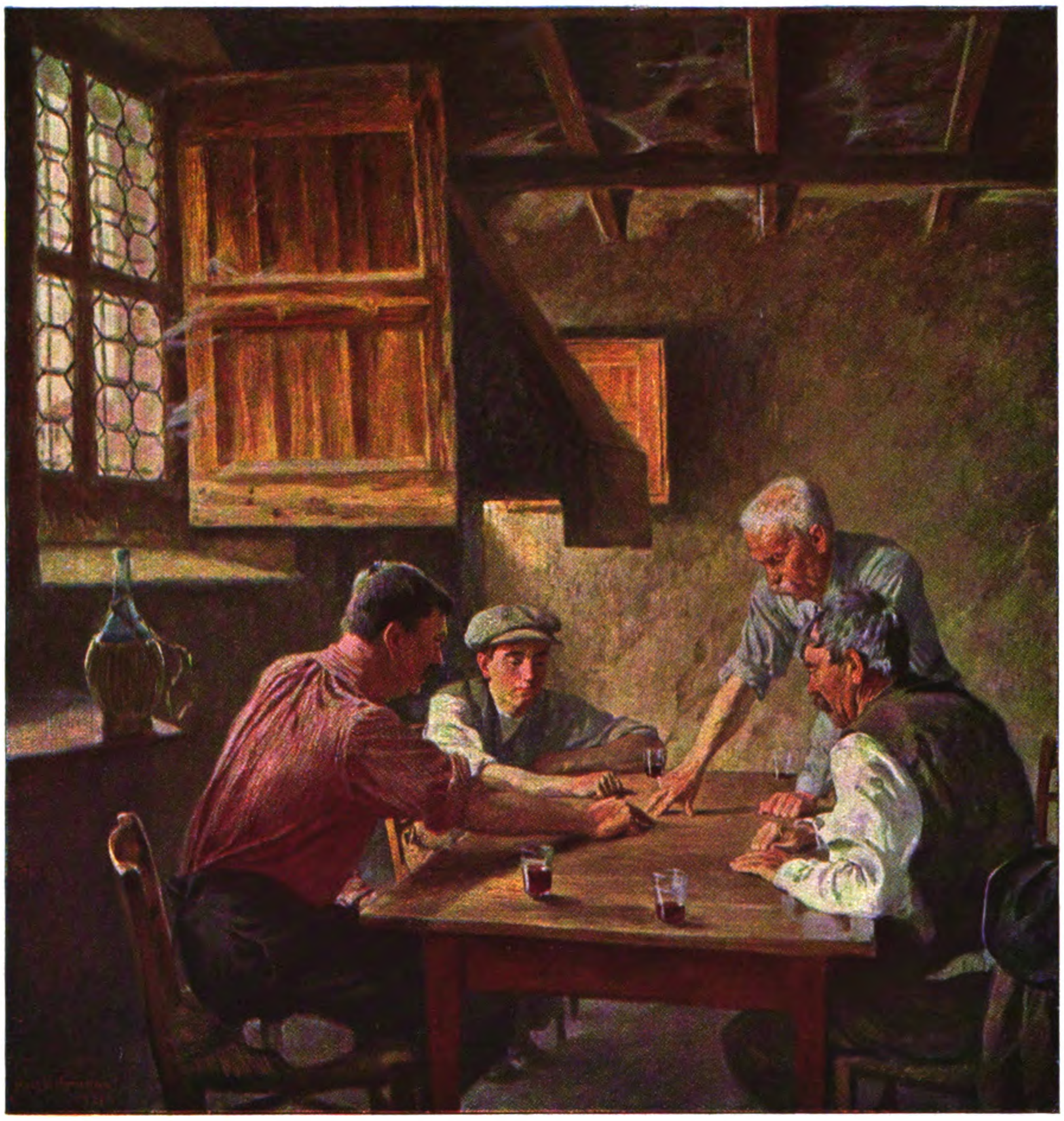
Als sie mich für vernünftig genug hielt, hat sie mir einmal ihre Liebesgeschichte erzählt, die erstaunlich kurz war und jeder Tragik entbehrte. Nach meiner Ansicht,



Die Holzfuhre. Nach einer photographischen Aufnahme von Richard Wörsching, Starnberg.

nach der Ansicht eines modernen Mädels hätten sich zwei Menschen, die sich so liebhatten wie Gisa Friderici und Robert Normann, unbedingt kriegen müssen. Ihnen hatte nur eine Aussprache ungestört und unter vier Augen gefehlt, die damals allerdings als unschicklich verpönt war. Nun muß ich freilich sagen, daß Robert Normann ein sehr schüchterner Liebhaber gewesen sein muß, der scheinbar darauf gerechnet hatte, daß ihm sein Mädel die Liebe erklären sollte. Mit Worten wenigstens, denn mit Blicken hatten sie sich so oft schon heißeste, unwandelbarste Liebe versichert. Aber die brachten dazumalen keine Verlobung zustande, noch weniger eine Hochzeit.

Robert Normann war wohlbestallter Aktuar gewesen, Gisa Fridericis Vater Amtmann. Die beiden hatten von Berufs wegen viel miteinander zu tun, und so kam es, daß Robert Normann bald in des Amtmanns Hause aus und ein ging. Es war nicht schwer zu erraten, daß die Aktenbögen mit diesem häufigen Kommen nichts zu tun hatten. Aber in jenen Zeiten durften die Erwählte und deren Eltern erst etwas von des Freiers Absichten ahnen, wenn er im hechtgrauen Zylinder, den Blumenstrauß in der Hand, am Sonntagvormittag „zum Anhalten“ kam. Freilich sah auf diese Art das Städtchen jede Zusage, was nicht gefährlich war, und jeden Korb, der sich schon unangenehmer nach Hause tragen ließ. Aber



Morafpieler. Nach einem Gemälde von Hans Lietzmann.

das war nun mal nicht zu ändern. Es war so Sitte.

Gisas und Roberts Augen also hatten gesprochen. Und einmal sogar halb sein Mund. In der Geißblattlaube hinter dem Hause war's gewesen. Gisa hatte an einer rotseidenen Börse gearbeitet für einen vorläufig noch unbekannten Besitzer. Das heißt, sie wußte schon, wer sie bekommen sollte, nur durfte sie es, der Sitte gemäß, nicht sich, noch viel weniger anderen eingestehen. Da hatte ein Schatten den Laubeneingang verdunkelt: der Herr Aktuar, von Jette, dem alten Faktotum, die vielleicht ein wenig Vorsehung spielen wollte — Tante Gisa wenigstens behauptete, daß sie sie stark im Verdacht gehabt habe — dorthin geführt. Hingeführt, ohne ihn dem Herrn Amtmann, der Frau Amtmännin zu melden. Das war etwas Unerhörtes und rächte sich fast auf dem Fuße. Denn kaum hatte sich der Herr Aktuar, von Gisa artig eingeladen, auf dem grün gestrichenen Gartenstuhl niedergelassen, kaum hatte er ein paarmal „Mamsell Gisa, teuerste Mamsell Gisa“ gestammelt — seines Herzens übermächtige Empfindung hatte dabei aus seinen Augen gestrahlt; das sind Tante Gisas eigene Worte — als vom Hause her die Stimme der Amtmännin klang: „Gisa, Kind, beeile dich, du sollst sehen, wie von den Einmach-Erdbeeren der Schaum abgeschöpft wird! Den Herrn Aktuar bitte ich, eine Weile verziehen zu wollen!“ Da

war Gisa erschreckt und traurig aufgefahren, dem Rufe der Mutter, wie sich das für eine wohlerzogene Tochter ziemte, zu folgen. Sie beide aber hatten wohl gefühlt, daß es sich bei der Frau Amtmännin weniger um die Einmach-Erdbeeren handelte. Im Vorüberhuschen hatte der Aktuar nach ihrer Hand gefaßt. Ein sanfter, schüchterner Druck — — — Vorbei war sie und das Glück.

Als sie nach einer kleinen Viertelstunde in Begleitung der Mutter zurückkehrte, nahm sie artig, wenn auch innerlich seufzend, ihre Handarbeit wieder auf. Und Robert Normann saß ihr steif, mit aneinandergepreßten Knien gegenüber. Man sprach von des Amtmanns Laubfrosch, der nun schon seit zwei Tagen unten im Glase hocke, während die Sonne scheine und das Barometer nicht höher stehen könne. Dann kamen die Senfgurken im Küchengarten daran, die dick würden wie kleine Kürbisse. Was galten den Liebenden Laubfrosch und Senfgurken! Gisa fühlte, daß sie rosenrot war wie die Seide ihrer Börse. Rosenrot und machtlos! Dann war die Seide aufgehäkelt, und sie mußte neue wickeln. Nur wenig fehlte noch, dann war die Börse fertig. Der Herr Aktuar erbot sich schüchtern und doch galant, ihr den dünnen Strang zu halten. Auch ein Papier kramte er eilig aus der Westentasche zum Daraufwickeln. Und während er die Seide hielt, erzählte er, daß heute seine Versetzung nach der Kreisstadt gekommen wäre, die zugleich eine Amts- und Einkommenserhöhung bedeute. Die Frau Amtmännin sagte ihm darauf viel Angenehmes, Gisa schaute ihn traurig an. In ihren Blicken stand zu lesen: Fort von mir — —? Und Robert Normann mußte diese Blicke verstanden haben, denn beim Abschied, als sich die Amtmännin einen Augenblick bückte, um eine Fuchsie hochzurichten, flüsterte er Gisa zu: „Mamsell Gisa, unser beider Geschick liegt in Ihren lieben Händen, lassen Sie mich nicht zu lange warten!"

Nie hat Tante Gisa, wie sie mir sagte, diese Worte vergessen, und nie hat sie ihren Sinn verstanden, wiewohl sie sie studiert hat wie ein Rabbiner den Talmud. Die Worte waren nicht geheimnisvoll und sind ihr doch ein ewiges Geheimnis geblieben.

Nach zwei Wochen machte der Herr Aktuar Robert Normann der Familie des Amtmanns Friderici einen feierlichen Abschiedsbesuch, bei dem von allem andern die Rede war, nur nicht von Gisa, worüber sich der Herr Amtmann und die Frau Amtmännin wunderten und Gisa beinahe das Herz brach. Und unverständlich wie des Aktuars Worte blieb auch Gisa sein trauriger Abschiedsblick. Ob er eifersüchtig gewesen war auf einen jungen Vetter, der täglich bei den Fridericis verkehrte?

Nicht wahr, diese Liebesgeschichte ist doch für die Empfindungen und die Sitte der damaligen Zeit ganz alltäglich? Tragisch ist sie erst geworden nach des alten Fräuleins Tode, der mir die rosenrote Börse und das Knäuel in die Hand spielte, zu dem der weiland Aktuar Normann die Seide gehalten hatte. Ich fand beides in einem kleinen Nähkörbchen in der Ecke des Sprossenschrankes, den sie mir als Andenken vermacht hatte. Und in dem rosenroten Seidenknäuel fand ich den Knoten, den das Schicksal in der Liebesgeschichte der Adelgisa Friderici geschürzt hatte.

Ich liebe alte Sachen. Und die rosenrote Geldbörse hatte es mir angetan. Lange habe ich mir überlegt, ob es pietätlos sei, wenn ich sie fertighäkelte und mich täglich an ihr freute. Und dann tat ich, wozu es mich drängte. Tante Gisa würde sicher nichts dagegen haben.

Und ich häkelte und häkelte, Stäbchen, Luftmaschen und feste Maschen. Fein eingeteilt hatte es Tante Gisa. Bei der letzten Masche hing auf meinem Schoß des Seidenfadens Ende. Im Knäuelbecher aber lag jenes zusammengefaltete Papierstückchen des Aktuars Normann. Ich weiß nicht, ob es anderen so geht wie mir. Was von Gewesenen stammt, stimmt mich feierlich und trübe zugleich. Mir ist, als hielte ich eine blasse, kühle Hand, als sähe ich Augen, die mir etwas erzählen wollten.

Und der Herr Aktuar Robert Normann — Gott mag wissen, wo er selig oder unselig ruht — hatte mir noch etwas zu erzählen. Was mich bewog, das weiße Zettelchen auseinanderzufalten, ich weiß es nicht. Ich tat es gedankenlos, ohne hinzuschauen. Und als ich dann hinschaute, hatte es sich plötzlich mit zierlichen, verblichenen Buchstaben bedeckt:

„Meine teuerste Mamsell Gisa! Ich habe Sie lieb, aber man läßt mir keine Gelegenheit, es Ihnen zu sagen. Den geraden Weg zum Herrn Amtmann scheue ich, weil ich nicht weiß, inwieweit Ihr hochgeschätzter Vetter, der Herr v. Renken, bei Ihnen, teuerste Mamsell, und Ihren mir nicht minder teuren Eltern Gnade gefunden hat. Wenn ich den Weg zu Ihrem Hause machen darf, um Sie für mich und mein bescheidenes Heim zu erbitten, dann haben Sie die Huld, an einem der nächsten Abende bei den Feuerbohnen am Ende Ihres Gartens zu sein, dort, wo der Weg in die Felder führt.

Ich bin Ihr hoffender, ungeduldig harrender und sich in Liebe verzehrender

Robert Normann, Aktuarius."

Und ich faltete das Papier, den Schlüssel, der zu Pforten führte, die sich nicht mehr öffnen ließen, wieder zusammen. Zwei Herzen, die in Freude hätten schlagen können, hatten zwei Menschenleben lang in Schmerz gezuckt. Wie waren die Menschen doch damals so seltsam! Der eine wickelt seine Sehnsucht in rosenrote Seide, die andere, der sie galt, macht ein Erinnerungszeichen daraus, anstatt ein Gegenwartsglück — — — — —

Für die Frauenwelt.

Teint und Farbe. Stets spielten in der Mode besondere Farben eine bedeutsame Rolle, die aber meist in ziemlich kurzer Zeit wieder verschwanden. Die Frauen, die sich dieser Farben bedienten, dachten wenig über den Ursprung dieser Bevorzugung nach. Sie folgten willig der Diktatur der Mode, deren Bestimmungen sie kritiklos anerkannten. In der glücklichen Periode der schönen Königin Marie-Antoinette dominierte eine Modefarbe „Cheveux de la reine", die die Lyoner Seidenfabrikanten erfanden, um der schönsten Frau Frankreichs, wie sie Marie-Antoinette nannten, eine Huldigung darzubringen. Fast alle Farben, die plötzlich auftauchen, um allen modischen Dingen mit diesem Ton eine aktuelle Note zu geben, haben einen ähnlichen oder verwandten Ursprung. Meist kam eine in der Gesellschaft besonders beachtete Frau auf den Gedanken, durch diese sie gut kleidende Farbe eine Sensation zu erwirken. Es ist jedoch verfehlt, diese Anregungen nicht unter eine besonders scharfe Lupe zu nehmen. Augenblicklich werden alle roten Schattierungen, besonders Kupferrot, bevorzugt. Es sieht in vielen Geweben sehr hübsch aus, paßt jedoch bei weitem nicht zu allen. Blondinen können sich nicht mit ihm auseinandersetzen. Für sie sind zarte grüne Farben weitaus ratsamer. Eine generelle Entscheidung zu treffen, ob eine bestimmte Farbe zu einem bestimmten Teint, zu einer Augen- oder Haarfarbe paßt, muß zu einem verfehlten Resultat führen, da zahllose Umstände mitwirken, den letzten Eindruck zu erzielen. Jede Frau muß ganz genau selbst entscheiden, ob sie diese oder jene Farbe wählen darf. Ist der Stoff für ein Abendkleid gedacht, so kann man nicht bei Tageslicht wählen. Künstliches Licht verändert die Wirkung, und da nur sehr wenige Frauen am Abend ausgehen, ohne sich ein wenig zu pudern, sich sogar meistens der Schminke zu bedienen, entsteht durch diese scheinbaren Nebensächlichkeiten ein vollständig veränderter Eindruck. Schwarz wird stets für den Abend günstig sein, da es die helle Haut eines Ausschnittes vorteilhaft umrahmt. Eine ähnliche Kraft besitzt Marineblau, während stahlblaue Töne, besonders in elektrischer Beleuchtung, oft allzu hart und aufdringlich aussehen. Es liegt nahe, alle Pastelltöne zu bevorzugen, da ihre Leuchtkraft nicht zu intensiv und deshalb die Rückwirkung auf den Teint in gleichem Maße nicht allzu schroff sein kann. Ebenso wesentlich wie die Farbenwahl ist die Wahl des Materials. Samt schmeichelt meist mehr als die übrigen Gewebe. Der Schimmer, der über Samt liegt, dämpft allzu lebhafte Nuancen und nimmt ihre Lautheit. Darum wechselt scheinbar auch die

Wirkung der Farben. Große Kleidsamkeit besitzt schwarzer Samt, aber auch sehr weiche, mit hohem Glanz versehene Seiden erhöhen durch diesen Schimmer ihren Reiz. Über Braun sind die Ansichten vollkommen verschieden. Brauner Tüll erweckt andere Wirkungen als z. B. brauner Samt oder braune Seide. Sehr dunkle braune Töne haben meist etwas Unfrohes. Aus diesem Grunde sind sie nur mit Vorsicht und unter Berücksichtigung des Zweckes, dem ein Kleid in dieser Farbe dienen soll, aufzunehmen. Für die Straße ist Braun zweifellos angebrachter als für den geschlossenen Raum. Ola Alsen.

Strumpfmode und Strumpfnot. Die Strumpfmode ist, wie jede andere Mode, eigentlich nur ein Teil der großen Mode. Die Strumpfmode richtet sich in Farbe, Länge, Form und Webart der einzelnen Stücke genau nach den Kleidern, Mänteln, vor allem nach den Schuhen. Immer neue Wirkarten und Farbentöne kommen auf, und dennoch kann man von einer Strumpfnot sprechen, denn die Strumpfpreise sind noch immer unerschwinglich hoch. Man hat vielfach versucht, durch Ansetzen von praktischen Füßlingen den kleinen Vorrat, auf den sich die Dame beschränken muß, zu strecken, indessen, solch angesetzter Strumpf kommt nur für den hohen Schuh in Betracht, und der selbstgestrickte Strumpf wird sich schon darum kaum einbürgern, weil das Rohmaterial außerordentlich kostspielig und nur für solide Winterstrümpfe geeignet ist. Der moderne Strumpf ist einfarbig hell oder dunkel; Streifen, Punkte, Stickereien sind in diesem Jahre nicht vorgesehen, dagegen gibt es ungefähr vierzig neuartige Kleider- und Schuhfarben; daraus darf man wohl folgern, daß in den kapitalkräftigen Kreisen auf eine gewisse Auswahl Wert gelegt wird. Lederfarbige Strümpfe vom hellsten Ocker bis zum dunkelsten „Ochsenblut" werden sehr viel getragen und den hohen und flachen Schuhen im Ton sorgfältigst angepaßt, für Gesellschaftsanzüge findet man indessen eine überaus raffinierte Farbenskala. Es ist nicht uninteressant, sich einmal etwas näher mit der neuesten Strumpfmode zu beschäftigen und dabei auf die verschiedenen Webarten und die ebenso verschiedenen Preise zu achten. Man wird erstaunt sein, wie viele Wirkwaren dieser Art fabriziert werden; selbstverständlich variieren die Preise. Es gibt Baumwollstrümpfe von 10 Mark an, in schwarzer und farbiger Makoimitation kosten sie bedeutend mehr, der Mindestpreis wäre annähernd 14 Mark, handelt es sich aber um echtes Mako oder Florgewebe, so kosten sie mindestens 19 Mark. Ein schwarzer Seidenflorstrumpf ist unter 25 Mark kaum erhältlich, für einen durchsichtigen Musselinstrumpf muß man wenigstens 20 Mark anlegen. Ein Seidenflorstrumpf, der als Seidenersatz gelten darf, wird von 25 Mark an wirklich brauchbar sein, für ein reines Kaschmirgewebe muß man mindestens 45 Mark bezahlen. Tramaseidene Strümpfe sind noch kostspieliger, in dieser Webart gibt es allerdings sechzig Farbentöne. Dürfen wir uns wundern, wenn solch ein Luxusstück über 100 Mark kostet? Ein Viertelstündchen in einem bekannten großstädtischen Strumpfladen ist stets recht unterhaltsam. Hier ist der Treffpunkt der verschiedensten Frauen; hier findet man sie, die Damen und die, die es sein wollen; hier, beim Strumpfeinkauf, enthüllen sie ihr ursprüngliches Wesen und Begehren, das durchaus nicht immer mit dem Inhalt ihrer Geldscheintaschen im Einklang steht. Vornehm gediegen oder — eben anders! E. L.

Die schöne Hand. Ich sah einmal in dem Ankleidezimmer einer jungen Dame hinter dem Spiegel das Bild einer Tänzerin stecken, einen primitiven Druck, aus irgendeiner illustrierten Zeitung ausgeschnitten, und ich fragte, ob sie die Tänzerin besonders schön fände oder bewundere, was ich erstaunlich finden würde. Sie meinte, daß ihr an der Tänzerin wenig gelegen sei, ich solle mir aber einmal die Hand ansehen, die auf dem Pelz ruhe. „Ich bin nämlich eine leidenschaftliche Verehrerin schöner Hände," fuhr sie fort, „und um einerseits mir einen Genuß zu bereiten und anderseits mich selbst zu einer schönen Hand zu erziehen, steckt dieses Bild hier; ich schaue es immer mal wieder an, wenn ich vor meinem Spiegel sitze, und immer wieder erinnert es mich daran, auf meine Hände zu achten. Natürlich", sie lachte, „nicht wegen der gepflegten Nägel, denn die hat wohl jeder von uns, aber wegen de[r] Haltung der Hände. Ich gebe immer acht, daß meine Hände vollkommen entspann[t] bleiben, sowie sie nicht in Tätigkeit sind. Wenn ich die Arme am Körper herab hängen lasse, müssen die Hände ganz schlaff sein, und wenn sie auf dem Schoß, de[m] Tisch, dem Muff ruhen, lasse ich die Finger ganz lose, ganz schlank; das habe ich mi[r] nun so angewöhnt, daß ich bald nicht mehr daranzudenken brauche. Wir habe[n] als Kinder eine glänzende Körperpflege genossen, aber merkwürdigerweise hat webe[r] meine Mutter noch unsere Erzieherin je zu uns gesagt: ›Faß' nicht so fest zu, nic[ht] mit der ganzen Hand, nimm die Fingerspitzen zum Greifen‹, und, sehen Sie, deshal[b] mußte ich diese Erziehung nun selbst an mir vornehmen. Ich bin überzeugt, daß si[e] veredelnd gewirkt hat, denn durch die stete krampfhafte Angespanntheit der Händ[e] müssen sie ja muskulöse, dicke Finger bekommen." Und mit ihren schlanken Hände[n] nahm sie ein Blatt aus ihrem Gedankenbuch, es schwebte zwischen ihren alleräußerste[n] Fingerspitzen. „Das sagt Peter Altenberg zu diesem Thema: ›Hand, Hand, edelstes allerzartestes Gebilde, du Kunstwerk Gottes, wann erblickt man dich? Jahre un[d] Jahre sieht man Tatzen und Pratzen, plumpe, klobige Gebilde, wie von kindische[n] Bildnern aus widerspenstigem Fleische geformt. Wo, wo sieht man eine Hand na[ch] Gottes Plänen, zart und beweglich, jedem Hauch des Innern nachgebend und See[le] und Geist zum zarten Ausdruck bringend in Beweglichkeiten? Nicht schieben soll di[e] Hand in plumpem Ausdruck an schwerbeweglichem Geiste, sondern leicht erbebend tanzend, das letzte Schwingen von Geist und Seele sein.‹" O. M. Mo[...]

Die neue Wintermode von St. Moritz für 1920/21. In den Großstädten Europas finden wir in den großen Modegeschäften die buntesten Winterkostüme für die sportfreudige Menschheit ausgestellt. Maßgebend für die Schöpfungen ist die Farbigkeit. Vorherrschend in diesem Jahre ist Orange mit bunt gestreiften Hosen oder karierten Röcken. Diese Farbenpracht hat zweifellos ihre Berechtigung, denn das unendliche Weiß der Landschaft und das stahlharte Blau des Himmels verlangen zu ihrer Belebung eine Unmenge farbiger Punkte, die der künstlerischen Phantasie freien Spielraum gewähren. Von St. Moritz aus wird gegenwärtig eine neue originelle Mode für die Hauptsportarten lanciert. So sehen wir bei Bob Anlehnung an die lappländische Tracht, das Skikostüm erinnert an die Eskimotracht, die Schlittschuhkleidung zeigt Anlehnung an russische Pelzjacken, und das Touristenkostüm erinnert an die buntmalerische Kleidung der Zuaven. Stellt man sich vor, daß diese Kostüme alle Nuancen von Rot, Gelb, Violett, Grün, Blau, Grau usw. aufweisen, so wird man sich eine Idee von der fröhlichen Buntheit dieser Modeschöpfungen machen können, die die ungezügelte Lebensfreude ihrer Träger zum Ausdruck bringt. Z.

Literatur und Kunst.

Enrica v. Handel-Mazzetti.

Zu ihrem fünfzigsten Geburtstage am 10. Januar. Von Dr. Hanns Martin Elster.

Man hat die in Wien geborene Steierin Enrica v. Handel-Mazzetti zeitweise der Ebner-Eschenbach gleichgestellt, ist ihr damit aber nicht gerecht geworden. Diese Gleichstellung vermochte nur die Eigenart und Einseitigkeit der katholischen Dichterin zu enthüllen, nicht aber ihre Bedeutung. Während die Ebner-Eschenbach von Beginn ihres Schaffens an dem Gebote des rein Menschlichen gehorchte, das auch immer das Künstlerische ist, hat Enrica v. Handel-Mazzetti sich nie aus der Verschlingung der kirchlichen Fesseln zu lösen vermocht. Diese Verschlingung, tief in ihrer Seele seit den Jahren, da sie bei den Englischen Fräulein in Kremsmünster aufwuchs, hat ihre dichterische Entwicklung vernichtet.

Enrica v. Handel-Mazzetti ist von Natur aus im Besitze kraftvollen, ursprünglichen chöpfertums. Dies bei einer Frau in solchem Umfange und in solcher Selbständigkeit on jeher seltene Vermögen stellte sie nicht absolut in den Dienst menschlichen Erlebens, ndern nur eines Erlebniskreises, der religiösen Inbrunst. Sie erfuhr, gewiß aus ienschlichen Gründen heraus, aufs tiefste und erschütterndste den Gegensatz des rotestantismus und Katholizismus. Nachdem sie ihn in ihrem ersten auf unbedeutende ovellen folgenden Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“ 902, wie alle ihre Bücher bei Jos. Kösel in Kempten) noch einseitig im verzerrten ilde des protestantischen Berlins im 17. Jahrhundert gesehen hatte, gelang ihr in Jesse und Maria“, ihrem bedeutendsten Werke, der volle menschliche und religiöse usgleich für den Bekenntniskampf. Ihre stets antithetische Natur baute den Gegen-ız in der männlichen und der weiblichen Hauptfigur, umrahmt vom kulturhistorisch hin-ißend geschilderten Milieu der Gegenreformationszeit in ihrer steirischen Heimat, mit ndrucksvoller Energie bis zur furchtbaren Katastrophe auf und schuf in dem Inein-nderfließen von religiös-katholischer Treue und weiblichen Liebesgefühlen, von geistlichem Tugendstolz und weichem Herzensempfinden eine Welt, die in katholischen wie protestantischen Kreisen als hohe Kunstschöpfung angesprochen werden muß.

Wäre es der Baronin Handel-Mazzetti nun gelungen, sich von den einseitigen Einflüssen streng-katholischer Kirchlichkeit zu befreien und zu jener Freiheit der Ebner-Eschenbach durchzudringen, hätte sie sich wohl neben die Lagerlöf, die Droste und die Ebner stellen können. Bei ihr blieb die Entwicklung aber infolge Kirchentreue aus. So wiederholte sie sich in der „Armen Margaret“, in „Stefana Schwertner“, in „Brüderlein und Schwesterlein“, in der ruthenischen Geschichte „Ilko Smutniak“ und im nachnapoleanischen Roman „Der deutsche Held“ in Motiv, Stoff, seelischem und geistigem Gehalt derart, daß sie nur noch in der Art der Ausführung ihre künstlerische Eigenart suchte. Hier übersteigerte sie sich aber bald: was ihr vorher echt und fest aus Volksdialekt und Chroniktum an stilistischer Fülle, aus kirchlicher Sphäre an Schmerzen-, Blut- und Weihrauchromantik zugeströmt war, wurde nun in Manier zur blutrünstigen Ekstase, zu Sentimentalität, zur Häufung von Einzelheiten und zu drastischem Naturalismus, zur Übersteigerung der seelischen

Temperatur und zu greller Antithetik. Es stellte sich ein Abstieg ein, den auch ihre Gedichte und Balladen nicht wettzumachen vermochten.

Eine große Dichterin ging ganz Deutschland durch die Treue zur katholischen Kirche verloren. Ein großes Werk — „Jesse und Maria“ — blieb. Dafür gebührt der Dichterin Dank vom protestantischen wie katholischen Deutschland. Reichste Religiosität gebar in ihr ein Kunstwerk, dessen Schönheit und Fülle sich noch lange auswirken werden.

Empfehlenswerte Kalender. „Kunst und Leben“, 13. Jahrgang, (1921), ein Abreißkalender mit Originalzeichnungen und Originalholzschnitten sowie zahlreichen Beiträgen deutscher Dichter und Denker (Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf). — „Natur und Kunst“ 1921, ein ebenfalls gut illustrierter Abreißkalender, herausgegeben von der Vereinigung deutscher Pestalozzi-Vereine zugunsten armer Lehrerwaisen und bedrängter Lehrerwitwen (Verlag Holland & Josenhans, Stuttgart). — „Héroux-Kalender“ 1921, eine Sammlung von Bildern des beliebten Leipziger Radierers Professor Bruno Héroux, zum Teil zur Verwendung als Postkarte eingerichtet (Verlag M. Kimmelstiel & Co., Hamburg). — „Dresdner Kalender“ 1921, ein Jahrbuch über das künstlerische, geistige und wirtschaftliche Leben in Dresden, herausgegeben von Joh. Erich Gottschalch unter Mitwirkung von Professor Dr. Paul Schumann (Verlag Oskar Laube, Dresden).

Bücherei der „Jugend“. Der Verlag der bekannten Münchner Zeitschrift hat den guten Gedanken gehabt, die künstlerisch wertvollsten der im Laufe der Jahre in der „Jugend“ veröffentlichten Erzählungen, die es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet herauszugeben. In handlichen Bänden, die sich bequem in die Tasche stecken lassen und als Reiselektüre besonders geeignet sind, liegen bisher vor: „Ernste und heitere Erzählungen“, „Bunte Skizzen“, „Phantastische Geschichten“, „Süddeutsche Erzählungen“, „Märchen für Erwachsene“, „Liebesgeschichten“. „Nordische Erzähler“, „Dorfgeschichten“ und „Zeitgenössische Erzählerinnen“.

Naturheilbestreben, Herzmuskelpflege v. K. Ried. Der gütige Schöpfer hat uns einen Herzmuskel verliehen, der bei akuten Krankheiten ganz selbsttätig als Repräsentant des Naturheilbestrebens auftritt und mit entsprechendem Fiebergrad die im Blute gesammelten Abfallstoffe hinausbefördert. Bei schweren chronischen Krankheiten versagt aber dieses Heilbestreben, weil dem Herzmuskel bei teilweiser Lähmung die benötigte Lebensenergie mangelt. Die Vertreter der Schulmedizin sprechen dann von Neigung zu Arterienverkalkung und schicken solche Personen in Sanatorien (Bozen-Gries, Wörishofen, Karlsbad, Nauheim usw.); bei Hautpflege, entsprechender Kost wird durch Dr. Ortels Terrainkur, Kneipp'sche Güsse, Mineralwasser-Trinkkuren belebend auf den Herzmuskel eingewirkt. Der Erfolg schwächt sich im Laufe der Jahre, auch in Folge der Zunahme von Abfallstoffen ab und erliegen solche Personen meist in den 50er Jahren dem Zustande ihrer abgelebten Organe. Dr. Haig hat zuerst erkannt, daß all' diesen Stoffwechselkrankheiten eine gemeinsame Blutentmischung zugrunde liegt und nannte diese (kolos der Leim) Collämie. Eine Gruppe von Ärzten kämpft gegen diese erfolgreich durch ausschließliche mineralreiche Pflanzenkost, d. h. wirkt belebend auf den Herzmuskel ein. Wir wissen, daß täglicher Fleischgenuß diese Blutgifte erzeugt, täglicher Alkoholgenuß deren Ausscheidung verhindert. Es fragt sich nun, ob wir unter Beibehaltung des gewohnten Lebensgenusses den Herzmuskel dazu gewinnen können, daß Collämie verhindert wird. Eine über 30jährige Erforschung des Erfolges einer systematischen und methodischen Herzmuskelpflege von täglich nur 3 Minuten hat ergeben, daß Collämie verhindert wird (zugleich Krebspräservativ), auch Blutgifte metall., mineral., pflanzl., syphil. usw. Ursprungs werden zur Ausscheidung gezwungen; bei leichter Anwendung können Personen, die bereits monatelang, oder schon mit Altersbrand ans Lager gefesselt sind zunächst auf die Füße gestellt, dann bei normaler Anwendung physisch verjüngt werden bis zum wirklichen Ausleben der Organe — Makrobiotik — durch solche Fälle wurde erwiesen, daß das Blut die Amme unserer Organernährung, der Herzmuskel Pulsator unseres Lebens ist. Möge eine einflußreiche Person am eigenen Leib den Versuch machen und anderen Hilflosen ein Mäcen werden. Siehe Inserat auf Seite 5.





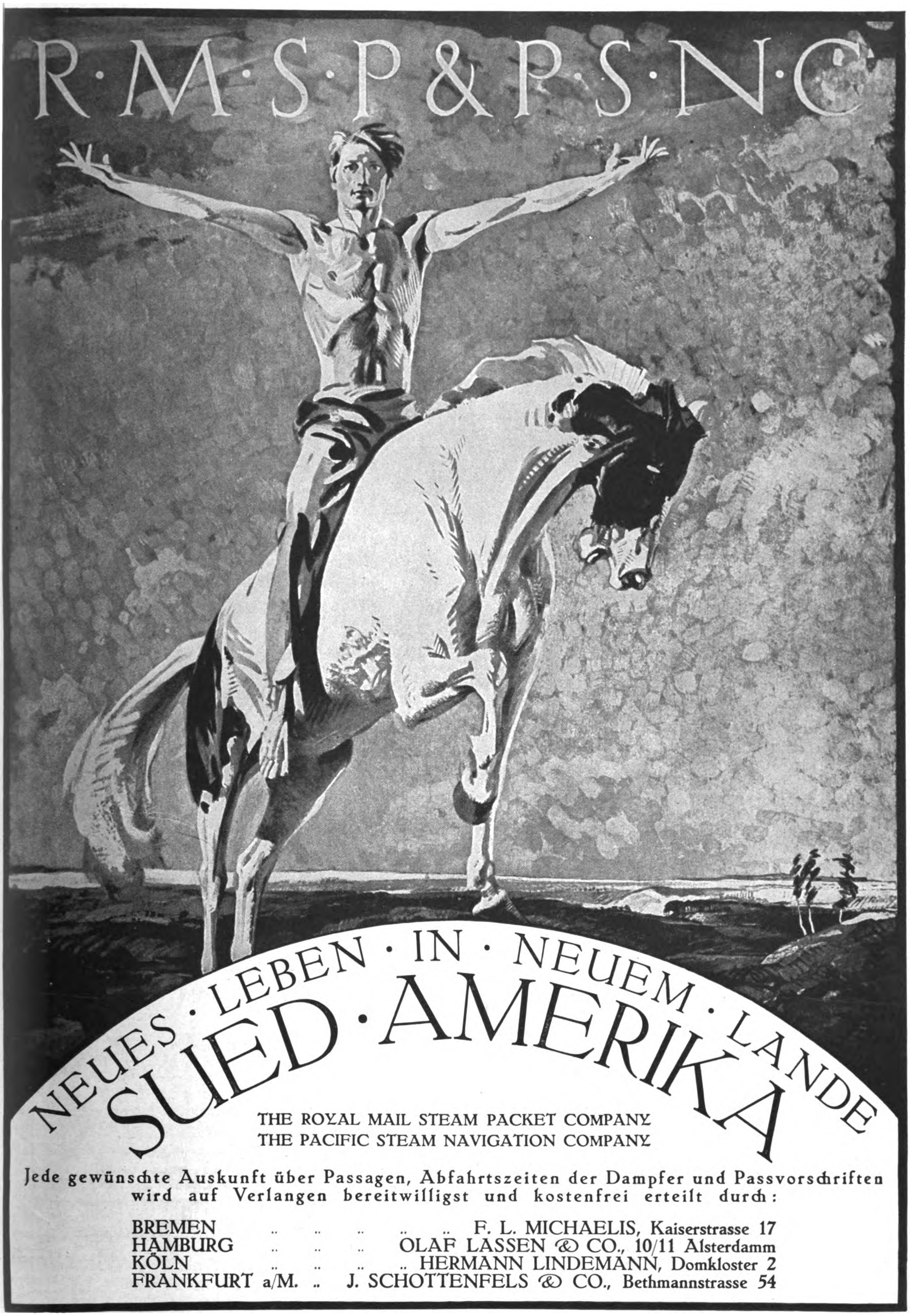


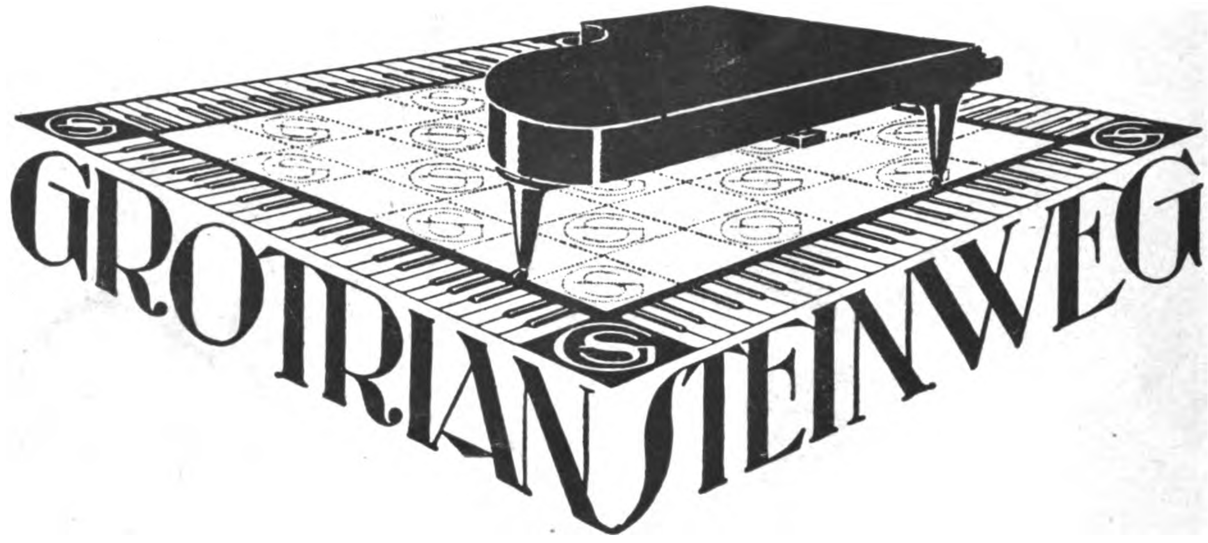






Aus W. Döring, Handbuch des Feuerlösch- und Rettungswesens. Brand des alten Rathauses von Amsterdam am 7. Juli 1652.


R·M·S·P & P·S·N·C
NEUES · LEBEN · IN · NEUEM · LANDE
SUED · AMERIKA
THE ROYAL MAIL STEAM PACKET COMPANY
THE PACIFIC STEAM NAVIGATION COMPANY
Jede gewünschte Auskunft über Passagen, Abfahrtszeiten der Dampfer und Passvorschriften wird auf Verlangen bereitwilligst und kostenfrei erteilt durch:
BREMEN .. .. F. L. MICHAELIS, Kaiserstrasse 17
HAMBURG .. .. .. OLAF LASSEN & CO., 10/11 Alsterdamm
KÖLN .. .. HERMANN LINDEMANN, Domkloster 2
FRANKFURT a/M. .. J. SCHOTTENFELS & CO., Bethmannstrasse 54

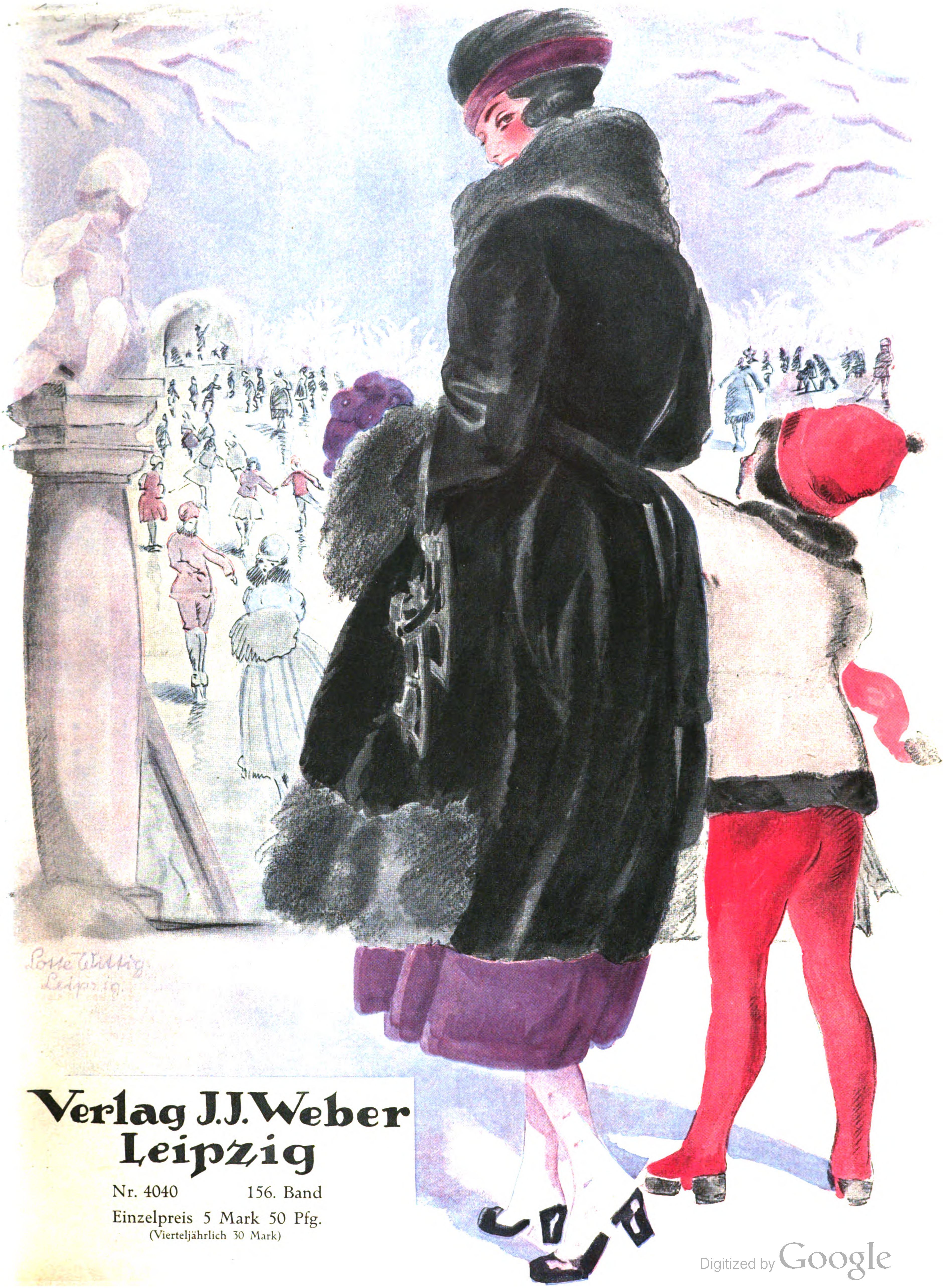






Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H. Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Verlag J. J. Weber Leipzig

Nr. 4040 156. Band

Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg.
(Vierteljährlich 30 Mark)

Aus Wissenschaft und Technik.

Winterkälte und Pflanzenwelt. Unter den Eigentümlichkeiten der pflanzlichen Organisation, die wir als Anpassungserscheinungen zu deuten pflegen, fehlen sichtbar die gegen extrem hohe oder tiefe Temperaturen. Es macht den Eindruck, als ob im Zellaboratorium des pflanzlichen Plasmas Bedingungen im Chemismus gegeben wären, die gewisse Pflanzen befähigen, sehr tiefe bzw. sehr hohe Temperaturen ohne Schaden zu ertragen. Welcher Art diese Bedingungen sind, darüber fehlt uns jegliche Kenntnis. Bekannt ist nur, daß Salzlösungen und gewisse organische Verbindungen erst bei sehr tiefem Wärmeabfall ihren Aggregatzustand ändern. Wir sehen nun, daß manche ruhende Pflanzenteile: unterirdische Stämmchen, Wurzeln, Knollen, Zwiebeln, in schneelosen Wintern in 10 bis 20 cm Erdtiefe Temperaturen bis 10° Kälte ertragen, ohne in ihrer späteren Lebenstätigkeit hiervon berührt zu werden. Experimentelle Untersuchungen haben dargetan, daß lufttrockene Samen bis 60° unter Null abgekühlt werden können, Sporen von Pilzen sogar bis 200°, ohne getötet zu werden. Ja, für Sporen mancher Schmarotzerpilze wirkt der Kältereiz geradezu keimungsfördernd. Wie wäre es auch möglich, daß in den nördlichen und südlichen Polarländern Moose, Flechten, Pilz- und Bakteriensporen bei tiefen Temperaturen von 60 bis 70° lebendig blieben? Wer tiefer über diese Dinge nachdenkt, muß zu der Überzeugung gelangen, daß unserer Beurteilung ein ganz relativer, menschlicher Maßstab angelegt ist. Wir bezeichnen Temperaturen unter dem Gefrierpunkte des Wassers als Kälte und beobachten ihren lebensvernichtenden Einfluß an Blättern, Blüten und saftreichen Stengeln. Nicht aber bei allen Pflanzen. Nadelbäume behalten ihre Blätter, ruhen nicht, atmen sogar und hauchen Kohlensäure aus. In unseren Gärten überdauern das Hungerblümchen (Draba verna), manche Sämlinge von Zierpflanzen sowie das Heer der Stauden, das Winterblätter im Herbste anlegt, das Rapünzchen und auf den Feldern die junge Saat, kurz, eine ganze Reihe Sämlinge einjähriger Gewächse starke Erniedrigung der Luft- und Erdtemperatur. Wenn wir nun hören, daß in den Tropen Wärme von 4 bis 5° C schon den Tod durch Erfrieren an manchen Pflanzen zeitigt, so folgt mit Notwendigkeit, daß unser menschlicher Temperaturmaßstab für die Gewächse und auch für viele Tiere ohne Berechtigung basteht. Wundern dürfen wir uns also nicht, wenn Kjellman in seinem „Leben der Polargewächse" erzählt, daß eine kleine krautige Pflanze: Cochlearia fenestrata, Löffelkraut, die furchtbare Winterkälte der Polarnächte 1878/79 freudig grünend ertrug, wenn berichtet wird, daß in Werchojansk (67° n. Br.), in diesem waldreichen Gebiete Sibiriens, Temperaturabfälle bis — 64° keine Seltenheit sind, wenn Heer aus unseren Alpen berichtet: „Anfang September 1828 fand ich die Erde in 2535 m Höhe fest gefroren, während Aretia, Phyteuma, Potentilla frigida (Fingerkraut) in schönster Blüte standen. Sie litten nicht im geringsten; mittags tauten sie auf und blühten fröhlich weiter." Lassen wir also bei unseren biologischen Betrachtungen menschliche Maßstäbe beiseite; treten wir unbefangen in die Natur! Sinnend schweift der Blick zurück in die fernen Zeitperioden, wo die „Anpassungen" an diese tiefen Temperaturen entstanden sein dürften. Die einen meinen, die Umwelt wandele die Pflanzenwelt direkt um, so daß die Tausende von Formen das Züchtungsprodukt ebenso vieler Bedingungskonstellationen seien. Andere glauben, die aus dunklem Urgrund hervorquellende Formenmannigfaltigkeit besiedelt die Stellen der Erde, die ihr konform sind. Wer vermag diese Kardinalfrage zur Entscheidung zu bringen? Dr. B. Stange, Leiter des Botanischen Zentralschulgartens in Leipzig.

Das Amazonasbecken. Der wirtschaftlichen Erschließung des mit Naturschätzen reich gesegneten Amazonasbeckens stellen die noch gänzlich unentwickelten Verkehrsverhältnisse des Landes große Schwierigkeiten entgegen. Der Amazonas mit seinem weitverzweigten Netze von schiffbaren Nebenflüssen bietet zwar ausgedehnte Verkehrsmöglichkeiten, die es z. B. den großen Überseedampfern aus Liverpool und Neuyork gestatten, 3000 km weit flußaufwärts bis an den Fuß der Kordilleren nach Iquitos, dem Stapelplatz der peruanischen Montanzone, zu fahren, aber der ganze Verkehr ist nur auf die Flüsse beschränkt und ermöglicht infolgedessen nur die Ausbeutung der verhältnismäßig schmalen Landstreifen zu beiden Seiten der Flüsse. Die geographische Erforschung des Landes, die fast ausschließlich in nordamerikanischen Händen ruht und deshalb auch durch den Krieg keine Unterbrechung erfahren hat, befaßt sich daher auch in erster Linie mit der Erforschung des Flußnetzes und mit der Befahrung der Flußläufe des Landes. Im Jahre 1913 unternahm der ehemalige Präsident Theodor Roosevelt eine solche Erkundungsfahrt auf dem rechtsseitigen Nebenflusse Madeira und entdeckte dabei einen neuen Nebenfluß des Madeira, der Rio Theodoro getauft wurde, und im gleichen Jahre befuhr eine vom Universitätsmuseum in Philadelphia ausgerüstete Expedition unter Farabees Leitung den linksseitigen Nebenfluß Rio Negro und dessen Nebenfluß Rio Branco bis ins Quellgebiet; auf vier weiteren Reisen, die sich bis Ende 1916 ausdehnten, drang Farabee bis in die Quellgebiete des Amazonas und seiner Nebenflüsse Purus, Tapajos und Xingu vor, wo überall noch unberührte Indianerstämme angetroffen und reiche naturwissenschaftliche Sammlungen angelegt wurden. Mit Unterstützung der Londoner Geographischen Gesellschaft hat der amerikanische Arzt Dr. Hamilton Rice in den Jahren 1907/08, 1912/13 und 1917 die nordwestlichen Teile des Amazonasbeckens am Ostabhang der Kordilleren erforscht und dabei wertvolle Beobachtungen über die Oberflächengestaltung, Hydrographie und das Klima Nordwestamazoniens gemacht, über die ein Teilnehmer an der zweiten Expedition, Peter v. Bauer, in seiner Münchener Dissertation eingehend berichtet hat. Schließlich kam vor kurzem die Nachricht, daß die Columbia-Universität in den Vereinigten Staaten im Begriff stehe, eine neue wissenschaftliche Expedition zum Oberlauf des Amazonas zu senden; die wissenschaftlichen Teilnehmer, die verschiedenen nordamerikanischen Universitäten angehören, werden in erster Linie die Tier- und Pflanzenwelt studieren und besondere Aufmerksamkeit auf die Suche nach neuen offiziellen Pflanzen, besonders solchen mit ölhaltigem Samen, verwenden. Die Ausbeutungsmöglichkeiten des seiner ganzen Ausdehnung nach mit tropischem Urwald bedeckten Amazonasbeckens sind auch wegen des ungesunden Klimas nur gering. Nur in den westlichsten Teilen des Beckens, die allmählich zu den Kordilleren ansteigen, liefern ausgedehnte Gummiwälder große Mengen von Rohgummi, während hochwertige Nutzhölzer, besonders Zedern und Mahagoni, zwar massenhaft vorkommen, aber nicht abtransportiert werden können. Die noch näher am Gebirge liegenden Gebiete eignen sich dem Boden und dem Klima nach vorzüglich zur Baumwollkultur in großem Maßstabe und würden auch sehr gut zur Anlage von Kolonien mit europäischen Einwanderern passen. Zur Erschließung dieser Zone plant die bolivianische Regierung die Errichtung einer Schiffahrtslinie unter bolivianischer Flagge, deren Dampfer von Porto Velho am Madeira den Amazonas abwärts direkt nach Europa, Nordamerika und der südamerikanischen Westküste laufen würden. Dr. Fitzau.

Verborgene Trinkwasserquellen. Wer des öfteren größere Wanderungen unternimmt, weiß den Wert eines frischen, kühlen Trunks zu würdigen. Denn das Wasser in der Feldflasche erwärmt sich schnell — es reicht auch zumeist nicht sehr lange, da durch die Transpiration und den schnelleren Stoffwechselprozeß der Wasserbedarf des Körpers erheblich steigt — und Ersatz ist nicht immer zu beschaffen, wenn der Weg nicht just über Landstraßen führt, wo fast an jedem Meilenstein ein Wirtshaus steht. Im Walde, bei Gebirgswanderungen kann der Durst oft qualvoll, bei Reisen durch den tropischen Urwald kann er gar zu einer Lebensgefahr werden; man kann verdursten, oder man kann — was noch häufiger der Fall ist — durch einen Trunk von schlammigem, unreinem Sumpfwasser sich infizieren und tödliche Krankheitskeime in sich aufnehmen. Denn wenn der Durst quält und brennt, so, daß „man es gar nicht mehr aushalten kann", dann fragt man nicht mehr danach, ob das Wasser rein ist oder nicht. Man wirft sich erschöpft im Schlamm zu Boden und trinkt das mit Typhuskeimen durchsetzte faulige Wasser in langen durstigen Zügen. Jeder Reisende, der die Tropen kennenlernte, schildert ähnliche Szenen. Und doch könnten sie, sehr häufig wenigstens, dem Touristen erspart bleiben, wenn er in der Botanik ein wenig Bescheid wüßte und auf die großen, armstarken Lianen achten würde, die gerade im Urwald überaus zahlreich sind und sich als Schlinggewächse fast um jeden Baum ranken. Denn viele von diesen Lianen, vornehmlich Cissus, Uncaria, Vitis pubiflora, enthalten sehr viel Wasser, und wenn man einen nicht zu dünnen Lianenstamm mit dem Messer durchschneidet und oberhalb der Schnittfläche den Stamm mit dem Messer durchhaut, dann tropft aus dem abgetrennten Stück, sobald man es lotrecht hält, Wasser in überraschend großen Quantitäten heraus. „So konnte ich", schreibt Molisch in seiner „Wanderung durch den javanischen Urwald", „bei einer Uncaria acida *Hunter* aus einem 3 m langen und 5,5 cm dicken Zweigstück im ganzen 590 ccm, also mehr als einen halben Liter Wasser auffangen." Zwar ist dieses Wasser manchmal — aber durchaus nicht immer — ein wenig durch Harz oder Milch verunreinigt; doch solche Verunreinigungen sind leicht zu entfernen, und dann erhält man ein Trinkwasser, das außerordentlich rein und völlig bakterienfrei ist. Auch unsere einheimischen Lianen, die wilde Weinrebe, die Waldrebe u. a., geben Wasser, wenn sie in der angeführten Weise behandelt werden. Und wenn es auch nicht so viel ist, so ist es doch immer genug, um mit ihm den Durst zu löschen. H. W.

Beethovens Krankheiten. Die Tatsache von dem frühzeitig einsetzenden, sich rasch verschlimmernden Gehörleiden Beethovens, das schließlich zu völliger Ertaubung führte, mußte schon immer als Ausdruck einer erschütternden Tragik gelten. Der Meister litt seelisch besonders schwer unter diesem harten Geschick, und zahlreiche Hinweise in seinen Briefen und Äußerungen geben seinen Schmerz, seine Verzweiflung und seine Resignation kund. In der „Münchner Medizinischen Wochenschrift" unterzieht Dr. Schweisheimer das Gehörleiden und die anderen Krankheiten Beethovens einer medizinisch-historischen Untersuchung. Der Beginn der Gehörverschlechterung geht mindestens schon auf das 28. Lebensjahr zurück. Verschiedene Einzelangaben lassen vermuten, daß es sich um eine Erkrankung des inneren Ohres handelte. Das Gehörzentrum im Gehirn war nicht betroffen und das innere Hören ungestört. Die Klangvorstellungen, das Klangbewußtsein gestalteten sich in normaler Weise. Erkrankt war lediglich der vom Ohr zum Gehirn ziehende Nerv. Aber die Ursache der Erkrankung ist ein sicherer Anhaltspunkt nicht gegeben. Gegen die Schwerhörigkeit wurden von verschiedenen Ärzten alle bekannten Mittel angewandt, ohne daß der Übergang in völlige Taubheit verhindert werden konnte. Jahrelang half sich Beethoven einigermaßen durch den Gebrauch von Hörrohren. An seinem Klavier wurde ein schallverstärkender Deckel angebracht. Im letzten Jahrzehnt mußte er sich die Antworten auf seine Fragen schriftlich geben lassen. Er führte dazu eigene Schreibhefte mit sich, in die die Antworten eingetragen wurden. Unabhängig von seiner Schwerhörigkeit begann sich schon frühzeitig ein anderes Leiden bemerkbar zu machen, das im weiteren Verlauf den Grund zu der letzten Krankheit des nur Sechsundfünfzigjährigen legte. Schon mit 30 Jahren klagte er häufig über Verdauungsbeschwerden der verschiedensten Art. Der Zustand wechselte, ward bald besser, bald schlechter. Badereisen wurden nötig, so nach Teplitz, wo Beethoven und Goethe sich kennenlernten. Die Leber war bald irgendwie angegriffen, denn im Jahre 1821 wird bereits von einem Gelbsuchtsanfall berichtet. Zuletzt entwickelte sich höchstwahrscheinlich eine Leberzirrhose, d. h. eine Schrumpfung und Verhärtung der Leber. Auf der Rückreise von Gneizendorf nach Wien im Spätherbst des Jahres 1826 zog sich Beethoven bei naßkaltem Wetter in ungenügender Unterkunft, leicht gekleidet, eine Lungenentzündung zu. Nach ihrem Abklingen traten heftige Schmerzen in der Lebergegend auf, starke Gelbsucht usw. Es entwickelte sich durch die Stauung im Leberkreislauf starke Wassersucht in den Beinen und im Bauch. Verschiedene Punktionen zur Entleerung der Flüssigkeit aus dem Bauch wurden erforderlich. Beethoven nahm die Operation mit ernstem Verständnis, aber doch mit Humor auf, denn er sagte beim Erblicken der abströmenden Flüssigkeit, der Operateur komme ihm wie Moses vor, der mit seinem Stab auf den Felsen schlug und ihm Wasser entlockte. Er wußte nur zu gut, daß die ausgeführte Punktion keine Heilung bedeute, sondern nur zu Linderungszwecken vorgenommen wurde. Ein heftiges Gewitter mit Schneegestöber rollte über der Stadt, als Beethoven am Nachmittag des 26. März 1827 die Augen für immer schloß. Er war sich der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes durchaus bewußt und sah mit vollkommener Fassung dem Ende entgegen.

Neue Forschungen über die Wassermannsche Reaktion. Nicht selten geschieht es in der Medizin, überhaupt in der Wissenschaft, daß Gedankengänge zu praktisch wichtigem Ergebnis führen, die sich später als unrichtig herausstellen, und daß jetzt umgekehrt, ausgehend von der praktischen Tatsächlichkeit, die richtige theoretische Grundlage erst geschaffen wird. Die Wassermannsche Reaktion, heute die Grundlage aller Syphilisdiagnose und damit Vorbedingung der rechtzeitigen Behandlung, ist ursprünglich auf theoretischen Voraussetzungen aufgebaut worden, die sich bald mit den Erfahrungstatsachen nicht restlos in Einklang bringen ließen. Anfänglich war angenommen worden, daß diese Reaktion gleich anderen Immunitätsreaktionen darauf beruhe, daß die im Körper eingenisteten Krankheitserreger (bei der Syphilis ein mikroskopisch kleines Tierchen, die Spirochaeta pallida) als Gift (Antigen) auf den Körper einwirken und ihn zur Bildung von Gegengiften (Antikörpern) veranlassen. Zur Ausführung der Reaktion wurden Syphiliserreger oder alkoholische Extrakte aus syphilitischen Organen als Grundlage angenommen. Es zeigte sich indes bald die merkwürdige, mit der Theorie nicht übereinstimmende Tatsache, daß die Reaktion bei Syphiliskranken auch dann positiv wird, wenn man zu ihrem Blutserum alkoholische Extrakte aus normalen Organen von Menschen und Tieren setzt, besonders Extrakte aus normalen Meerschweinchenherzen, oder auch Lezithin und Cholesterin. Der praktische Wert der Wassermannschen Reaktion für die Syphilisdiagnose war dadurch nicht beeinträchtigt, aber mit der ehemaligen theoretischen Deutung entstanden Unstimmigkeiten. Der Entdecker der Reaktion, der Berliner Serologe A. v. Wassermann, hat neuerdings seine durch den Krieg unterbrochenen Forschungen weitergeführt und von den neuesten Ergebnissen in einem Vortrag in der Berliner Medizinischen Gesellschaft Mitteilungen gemacht. Danach ist es gelungen, Theorie und Praxis durch eine neue Auffassung des Vorgangs bei der Reaktion in Übereinstimmung zu bringen. Es handelt sich demzufolge nicht um eine Reaktion der Syphiliserreger oder ihrer Ausscheidungen mit den Antikörpern, sondern um die Folgen einer „Umstellung des lipoiden Stoffwechsels" im syphiliskranken Organismus. Im Blutserum der Syphilitiker befindet sich ein Stoff, der mit dem Organextrakt in Gegenwart des zur Wassermannschen Reaktion gleichfalls nötigen Komplements eine umkehrbare Verbindung eingeht. Der Extrakt hat als charakteristischen Bestandteil nicht die Erreger der Syphilis oder ihre Bestandteile, sondern alkohollösliche, fettähnliche (= lipoide) Stoffe. Im Blut der Kranken kreisen also auch Lipoidsubstanzen, die Antikörper hervorzurufen imstande sind. Bisher hatte man die Fähigkeit der Antikörperbildung nur eiweißartigen Stoffen zugeschrieben. Die Antikörper im Syphilitikerserum sind nicht gegen die Syphiliserreger direkt gerichtet, sondern gegen bestimmte, unter der Einwirkung dieser Erreger im Körper stark vermehrte Lipoidstoffe. Wird bei Anstellung der Wassermannschen Reaktion das Serum eines Syphilitikers benützt, so wird sie daher mit allen Extrakten aus lipoidhaltigen Organen positiv sein müssen, gleichgültig, ob letztere von syphiliskranken oder normalen Körpern stammen. Die schon immer bekannte Behandlung der Syphilis mit Quecksilber wirkt auf die krankhaft veränderten Zellen ein, die Behandlung mit Salvarsan sucht die Krankheitserreger direkt abzutöten. Die Verbindung beider Behandlungen, wie sie jetzt in der Therapie üblich ist, greift also gleichzeitig an den großen Krankheitserregern und an der Stelle bereits erfolgter Schädigung an. Dr. W. Schweisheimer-München.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4040. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg, mit 10 % Teuerungszuschlag. 27. Januar 1921.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Fischers Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina Berlin W, Zietenstr. 22
Seit 1886 best. 5511 Zöglinge, dar. 1919: 91 Abiturienten einschl. Dam. Internat.

Marie Voigts Bildungsanstalt, Erfurt i. Thür.
Die Wiedereröffnung der technischen Seminare für Hauswirtschafts-, Handarbeits- und Turnlehrerinnen findet zum April 1921 statt. Schülerinnenheim. Auskunftsheft kostenlos.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873
Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Dr. Buslik's Röntgen-, Bakteriologie- u. Chemie-Schule für Damen, Leipzig I, Keilstr. 12. Schulauskunft u. Jahresber., 18 frei.

Pädagogium Neuenheim in Heidelberg-Neuenheim.
Kleine Gymnasial- u. Real-Klass. Sexta/Prima. Erfolgr. Überleitg. in alle Klass. der Staatsschulen. Abitur. Prima. (Einjähr. 7./8. Kl.). Wandern. Sport. Eigenes Spielfeld. Garten u. Landbau sichern die Verpflegung. Familienheim i. eigener Villa ohne Schlafsäle. Fluß- u. Hallenbad. Werkstätte. Förderung körperlich Schwacher u. Zurückgebliebener. Einzelbehandlung. Aufgaben in tägl. Arbeitsstunden. Seit 1895: 808 Primaner, (Einjähr. 7./8. Kl.) und Abitur.

Umlernen muß heute die ganze Welt, jedoch gar mancher wird davon besonders schwer betroffen. Er muß den ihm lieb gewordenen Beruf aufgeben und steht damit vor einer fast unlösbaren Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet die Methode Rustin (5 Direktoren höherer Lehranstalten. 22 Professoren als Mitarbeiter), ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des einzelnen durch den persönlichen Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufmann, Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einj.-Freiw.-Prüfg., Abit.-Examen, Gymn., Realgymn., Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Mittelschullehrerprüfg., Zweite Lehrerprüfg., Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbausch., Präparand., Konservatorium. Ausführlicher Prospekt über bestandene Examina kostenlos durch
Bonneß & Hachfeld, Potsdam, Postfach 284.

Lesen Sie Little Puck
und Le Petit Parisien, die lustigen Sprachzeitschriften! Bestes Mittel, Ihre englischen und französischen Sprachkenntnisse aufzufrischen und zu erweitern. Leicht verständlich, anregend, lehrreich. Kein lästiges Nachschlagen im Wörterbuch, da Vokabeln und Erklärungen beigefügt. Über 30000 Abonnenten! — **Jede Zeitschrift vierteljährlich M. 7.20** durch Buchhandel oder Postamt, **M. 7.80** direkt von **Gebr. Paustian**, Verlag, **Hamburg 82**, Alsterdamm 7.
Postscheckkonto: 189 (Hamburg). Probeseiten kostenlos.

Fördernd sind **Handschrift-Analysen**, wie sie der Verfasser von „Seelen-Aristokratie" (450 Seiten) intim ausarbeitet. Seit 24 Jahr. Prospekt. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, Best.

Bücher die man lieb gewinnt
Katalog kostenlos
H. Willems, Verlag Krefeld 10

Lesen Sie die Literarisch - musikal. Monatshefte
Die Zeitschrift ist eine vornehme Monatsschrift für Literatur, Musik, Theater, bildende Künste und Vortragswesen.
Abonnementspreis halbjährl. M. 9,50, jährlich M. 18,—, bei direkter Zusendung vom Verlag. — Probenummern stehen gern zu Diensten.
Expedition der Literarisch-musikalisch. Monatshefte (Verlag Aurora) Weinböhla b. Dresden

Briefmarken
Deutsch-Neuguinea, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln. Togo 3—25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 4.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der Deutschen Briefmarken-Zeitung.
F. Junghanns, Leipzig 13, Postschließfach 6.

Mutterschaft
Werden, Geburt, Pflege und Erziehung des Kindes. Von Clara Ebert. Mit vielen Abbildungen. Kartoniert M. 13.80, geb. M. 16.20. Ein Haus- und Mutterbuch. Von jeder Buchhandlung oder
Strecker & Schröder, Stuttgart Z.

Webers Illustrierte Handbücher.
Prospekte kostenlos.
Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

KRIEGSMARKEN Nr. 6, 42 versch., Wert M. 119.— für M. 38.—, Nr. 2-7, 250 versch., Wert M. 500.— für M. 225.—, 100 versch. Bulgarien M. 135.— 187 verschiedene Revolutionsmarken, Wert M. 514.— nur M. 185.—

8 Serbien Doppelk. 16.50	8 Lichtenstein . . 9.—	9 Saargebiet . . . 8.—
30 franz. Kolonien 7.50	12 Deutschösterr. 6.80	8 Lettland . . . . . 12.—
5 Mexiko Revolution 5.—	5 Chcziny . . . . 17.—	11 Japan . . . . . . 3.—

Je 1 Kriegsmarkensammlung in 2 Bänden, Wert M. 17000.— zu M. 12000.— Wert M. 7000.— zu M. 5000.—. **Alfred Kurth, Colditz 121a** (Sachsen). Probenummer der „Sächsischen Briefmarken-Zeitung" gegen Antwortkarte

Technikum Altenburg Sa.-A.
Jngenieur- u. Techniker-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. Oeffentl. Material- u. Maschinenprüflaboratorien
Programm frei!

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elek.-Ing.,
Techniker u. Werkmeister.
Programm frei.
Fabriklehrwerkstätten.
Beginn des Sommersemesters 1. April, des Vorunterrichts dazu 15. März.

Jngenieur-Schule Zwickau (Sachsen)
Jngenieur- und Techniker-Kurse für Masch.-, Elektr.- u. Betriebstechnik.
Semester-Beginn
Anfang April u. Oktober.
Auskünfte kostenlos.

Einf. i. d. Stimmbildung nach ital. Methode und Rezitation.
Dr. phil. Dobbriner, Leipzig, Münzgasse 7. Tel. 3175.

Halle/Saale
Dr. Harang's Lehranstalt
Vorbereitg. f. Abitur., Obersek.-Reife Reichsverbandsprüfg., sowie f. alle Schulkl., Umschulg. 56jähr glänz. Erfolge. Schülerheim. Bericht frei.

Grosse Kunst-Ausstellung
Arthur Dahlheim, Berlin, Potsdamer Str. 118b.
Ständige Ausstellung von Werken zahlreicher Künstler wie:
M. Liebermann, H. Thoma, H. v. Zügel, Thomas Herbst †, Ad. Schreyer †, W. Leibl †, A. Weczerzick, Osw. und Andr. Achenbach †, W. Trübner †, J. Sperl, C. Spitzweg †, E. Hausmann †, F. v. Defregger, E. Bracht, F. v. Stuck, J. Corot, L. Corinth, N. V. Diaz, F. v. Lenbach, W. v. Dietz, G. Schönleber †, F. A. v. Kaulbach, J. Gallegos, K. Hagemeister, H. v. Marées, A. Hengeler, J. Israels, M. Slevogt, H. v. Habermann, A. Feuerbach † usw.

Magische Blätter
MITTEILUNGEN ÜBER PRAKTISCHE GEHEIMWISSENSCHAFTEN
Das einzige seriöse Organ dieser Art
Probenummer M. 3.30. Prospekte kostenlos
TALIS-VERLAG, LEIPZIG-Go.

Der literarisch Gebildete verlange sofort den Roman
Von der Pflugschar in den Hörsaal
Schicksale eines deutschen Landmädchens von Christine Holstein
Verlagshaus Herm. Heck, Könitz in Thüringen

Bücher, von denen man spricht.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, Kurt Martin, Weinböhla b. Dresden.

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8.

Briefmarken-Auswahl ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto.
Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50. Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken-
Sammlung in jeder Größe, sowie Einzelmarken kauft bar höchstzahl.
Max Lehmann, Berlin, Krausenstraße 12.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

Notgeld- u. Briefmarkensammler erhalten Auswahl ohne Kaufzwang geg. Refer.
J. Řehoř, Prag II. Naplavavní 11.

Schierke
Bedeutendster Winterkur- und Sportplatz des Harzes!
Prospekte durch die Kurverwaltung. Telephon Nr. 50

Sanatorium Schierke im Harz.
Das ganze Jahr geöffnet.
Ärztliche Leitung: San.-R. Dr. Kratzenstein.
Wirtschaftl. Leitung: Th. Johannsen. — Näheres durch Prospekt.



Weltbekannter Jahreskurort und Wintersportplatz 800 m ü. M.
Beste Heilerfolge bei Erkrankung des Nervensystems, der Atmungsorgane, Herz-, Magen- und Darmleiden. Kriegserholungsbedürftigen besonders empfohlen. Alle Kurmittel der Neuzeit. Angenehme Temperaturverhältnisse. Ausgedehnte Tannenhochwälder mit bestgepflegten Fahr- und Fusswegen. Alpenaussicht. Kurorchester. Eis- und Rodelbahn. Täglich kursmässiger Kraftwagenverkehr nach den Eisenbahnstationen Titisee (Höllentalbahn) und Albbruck (Strecke Basel—Konstanz). Neuzeitlich eingerichtete Kuranstalten, Hotels, Fremdenheime und Privatwohnungen.
Auskunft und Prospekte durch **die Kurverwaltung.**

Kriegs-Briefmar[illegible]

7 Saar I. Ausg. 13.50	20 Liechtenstein . . 10.75	36 [illegible]
15 alte Montenegr. 7.50	8 Russ. Südw. Armee 12.50	18 [illegible]
3 Kowno . . . 4.75	7 Lettland Befreiung	[illegible]
3 Riga Befreiung 3.75	u. Jubilä 22.50	11 [illegible]
9 Thurn und Taxis 15.—	100 verschied. Kriegsmarken 22.50	300 verschied. [illegible]
6 Polen Reichstag . 7.50	200 verschied. Kriegsmarken 90.—	500 verschied. [illegible]

Max Herbst, Markenh., Hambu[rg]
Jllustrierte Preisliste auch über Kriegsnotgeld [illegible]

Briefmarken Sammler, verlangt meinen groß. illustrierten Katalog. Versand nur an ernsthafte Interessenten gegen Einsendung von Mark 2.—, worüber Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8, Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Briefmarken enorm billig. Auswahl zu Dienst. Jul. Reimers, Hamburg, Gr. Burstah 53 f.

Stotterer bevorzugen die Anstalt von **Robert Ernst** Berlin, [illegible]beerenstr. 67. Prospekt gratis.

Dr. Warda-Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Blankenburg, Thüringerw[ald]
Dr. Karl Schulze's
Sanatorium Am Goldberg
Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Dr. W[illegible]

Waldsanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg, Th[illegible] Prosp. für nervöse u. in[illegible]

Sanatorium Hochstein
Oberschreiberhau
Riesengebirge, 710 m über d. Meere
Besond. geeignet für Winterkuren
Unter neuer Verwaltung / Ärztl. Leitung: Dr. W[illegible]

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen
(Bayerisches Hochgebirge)
Sanatorium
für innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbed[ürftige]
Gute zeitgemäße Verpflegung.
5 Ärzte. Auskunft [illegible]

KURHAUS für Nerven- u. Gem[illegible] **Tannen[illegible]**
bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tesch[illegible]

Davos-Dorf (Schweiz). **Sanatorium Se[illegible]** Chefarzt Dr. Alexander. Preise täglich Fr. 17[illegible]

Luzern **Kurhaus Sonnmatt** für Erholungsbedürftige, [illegible] dauungsleid., Herzkranke. Vorzügl. Verpflegung [illegible]

Bilz
Sanatorium Dresden-Radebeul
Winterkur. Prospekt frei.

Wendelste[in]
Bayerns erste B[illegible]
Berghotel W[illegible]
1840 m Höhenlage [illegible]

Thüringer Wa[ld]
[illegible]
Südlage, daher ganz [illegible] für Herbst- u. Win[ter] geeignet.

[illegible]
S.-R. Dr. [illegible]

Emser Pastillen
gegen Heiserkeit Husten u. s. w.
Warnung vor Nachahm[ungen]

Vom Deutschtum in aller Welt.

Deutscher Lehrerverein in Rio de Janeiro. Vor einiger Zeit wurde der lange gehegte Plan, einen Lehrerverein zu gründen, verwirklicht. Derselbe will das deutsche Schulwesen in Brasilien fördern, die Standes- und Berufsinteressen wahren und kollegialen Verkehr seiner Mitglieder pflegen. Er will allen Mitgliedern und Kollegen, vor allen Dingen neu angekommenen, mit Rat und Tat zur Seite stehen. Der Verein hat seinen Sitz in Rio de Janeiro. Er soll die Schulen und Lehrkräfte in den Staaten Rio de Janeiro, Districto Federal, Espirito Santo, Minas und den Norden Brasiliens umfassen. Kollegen und Förderer des Schulwesens können nähere Auskünfte durch genannten Verein, Rua do Senado 247, erhalten.

Deutsche Arbeit in Uruguay. Aus Montevideo kommt die Botschaft, daß sich ein Verband deutscher Vereine gegründet hat. Der Arbeitsplan ist dem des Deutschen Zentralverbandes in Brasilien ähnlich. In Montevideo besteht eine deutsche Handelskammer und ein deutscher Klub, beide verfügen über erhebliche Vermögen, so daß zu hoffen ist, daß der Verband bald eine segensreiche Arbeit entfalten kann. Es wird von großem Vorteil sein, wenn alle Vereine in Deutschland, die sich für Uruguay, Einwanderung, Deutschtum usw. interessieren, ihre Anfragen an den Verein für das Deutschtum im Ausland in Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 105 zur Weiterleitung richten.

Deutsches Theater in Südamerika. Nach Mitteilungen des Theaterdirektors Gustav Bluhm ist die Gründung der Aktiengesellschaft „Deutsches Theater in Südamerika" nun endgültig erfolgt und durch die Erlangung der Rechte einer juristischen Person auch vollständig gesichert. Sieben Monate waren zu den Vorarbeiten nötig. Der wagemutige Direktor ist jetzt in Südamerika auf Werbereisen, um in Montevideo, Porto Alegre, Rio Grande, Blumenau, Joinville, Curityba, Sao Paulo und Rio de Janeiro Abschlüsse zustande zu bringen. Dann fährt Direktor Bluhm mit seinem Mitarbeiter Leving nach Deutschland und Österreich, um namhafte Künstler für die deutsche Bühne zu gewinnen. Es ist die Bildung einer Opern- und einer Schauspieltruppe geplant, auch soll ein bedeutender Vertreter deutscher Musik als Dirigent verpflichtet werden. Bis jetzt sind feste Kontrakte mit dem Theater Coliseo in Buenos Aires und dem Municipal Theater in Sao Paulo abgeschlossen worden.

Deutsch-österreichische Gelehrte für Brasilien. Der während der Kriegszeit um die Ausgestaltung des jetzt aufgelösten „Militär-Geographischen Instituts“ in Wien verdiente k. und k. Feldmarschalleutnant Artur Hübl, ein bekannter Geograph von großer Bedeutung, wurde zusammen mit einigen Herren seines ehemaligen Stabes vom Servicio Geographico des brasilianischen Bundesheeres in Dienst gestellt.

Die Deutschen in Südslawien. Südslawien zählt nach den letzten statistischen Angaben 1030895 Deutsche.

Allgemeine Notizen.

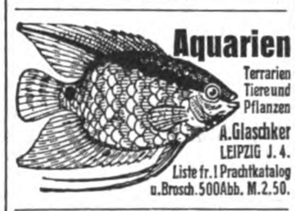
Die Universität Leipzig im Winterhalbjahr 1920/21. Nach erfolgter Beendigung der Immatrikulationen für das Wintersemester 1920/21 beläuft sich die Besuchsziffer der Leipziger Universität auf Grund des unterm 30. November v. J. abgeschlossenen Personalbestandsverzeichnisses auf 5793 immatrikulierte Studierende, unter denen sich 390 Frauen befinden. Nach Hinzurechnung von 1218 Personen (darunter 159 Frauen), die durch Erlaubnis des Rektors zum Besuch der akademischen Vorlesungen zugelassen sind, beträgt der Gesamtbestand der Hörerschaft 7011. Die Zahl der immatrikulierten Studierenden des Vor-Semesters belief sich auf 5583. Bis zum 30. November gingen ab 1279 Studierende. Unter Berücksichtigung der bis zum 30. November erfolgten 1489 Neuimmatrikulationen — 643 Sachsen und 846 Nichtsachsen, ist der vorgenannte gegenwärtige Bestand von 5793 — 3534 Sachsen und 2259 Nichtsachsen — zu verzeichnen. Von diesem Bestand entfallen auf die theologische Fakultät 359 (darunter 3 Frauen), auf die juristische Fakultät 1210 (darunter 21 Frauen), auf die medizinische Fakultät 87 (darunter 82 Frauen), auf die Studierenden der Zahnheilkunde 391 (darunter 18 Frauen). Von den Angehörigen der philosophischen Fakultät studieren 63 Pharmazie (9 Frauen), 190 Naturwissenschaften (20 Frauen), 429 Chemie (27 Frauen), 366 Philosophie (40 Frauen), 91 Pädagogik, 539 Philologie (73 Frauen), 224 Neuere Sprachen (35 Frauen), 203 Mathematik (15 Frauen), 350 Landwirtschaft (4 Frauen), 207 Cameralwissenschaften (14 Frauen) und 293 Staatswissenschaften (16 Frauen). In der philosophischen Fakultät betrug der Bestand des Vor-Semesters 2894, hiervon gingen 650 bis 30. November 1920 ab, so daß nach Hinzunahme von 711 Neuimmatrikulationen der jetzige Bestand 2955 (266 Frauen)















beträgt. Die neugegründete, der Universität angegliederte, unter Leitung des Universitätsprofessors Dr. phil. Schmeidler stehende Volkshochschule hat ihre Geschäftsstelle Schillerstraße 7, Erdgesch., errichtet. Als Beirat fungieren der Vertreter des akademischen Senats, Rektor Geh. Hofrat Prof. Dr. jur. Rich. Schmidt, und je ein Abgeordneter der theologischen, juristischen und medizinischen Fakultät sowie je einer der philologischen, historischen und naturwissenschaftlichen Abteilung der philosophischen Fakultät, und ein Vertreter der Pädagogik. Die Vertreter aus den verwandten Bildungsanstalten und Verbänden der beteiligten Volkskreise werden jedes Semester in dem Vorlesungsverzeichnisse der Volkshochschule mitgeteilt.

Aufruf zum 600jährigen Todestag Dante Alighieris. Im September 1921 wird in allen Ländern, soweit die europäische Kultur reicht, der sechshundertjährige Todestag Dante Alighieris gefeiert werden. Das deutsche Volk wird sich von der Feier des Dichters, der „zehn christlichen Jahrhunderten eine Stimme gegeben hat", nicht ausschließen. Von Goethe angefangen, haben die vornehmsten Geister seine tiefe Wirkung empfunden; zur Danteforschung, zur Deutung seines Werkes hat Deutschland eine große Zahl der besten Mitarbeiter gestellt; mehr als dreißig Übersetzungen bezeugen, welche Rolle die Göttliche Komödie im deutschen Geistesleben spielt. Und mehr als je scheint es in dieser Zeit geboten, dem sittlichen Ernst und der strengen Gerechtigkeitsliebe zu huldigen, die Dante verkörpert. Die dichterische Offenbarung des Menschengeistes in ihm richtet sich an alle Welt. Den Mann, der in düsterster Zeit, in Armut, Verbannung und Schmach an den höchsten Hoffnungen festhielt, zu feiern, sei ein Symbol. So wenden wir uns denn an alle Verehrer Dantes und seines Werkes mit der Bitte, für eine würdige Feier mitzuwirken. Unterzeichnet ist dieser Aufruf von dem ersten Vorsitzenden des Festausschusses Wirkl. Geh. Rat Exzellenz v. Harnack (Berlin-Grunewald, Kunz-Buntschuh-Straße 2).

Amerikas Anspruch auf ein deutsches Kabel. Vor dem Senatsausschuß, der die Frage der Kabelverbindungen zu untersuchen hat, führte Unterstaatssekretär Davis aus, daß die amerikanische Regierung hinsichtlich der früheren deutschen Kabel ein Anrecht auf eine direkte Kabelverbindung mit Deutschland, wie sie vor dem Kriege bestand, geltend mache. Heute gebe es keine solche Verbindung, denn alle gingen über englische Linien. Ka-

pitän Hill, der die Handelsabteilung für Südamerika leitet, erklärte, die Handelstelegramme, die während des Krieges über englische Linien gingen, seien alle in die Hände englischer Firmen gelangt. In der Internationalen Kabelkonferenz sei es zwischen den französischen und amerikanischen Vertretern zu einem Zwist gekommen, der daraus entstand, daß die Amerikaner drohten, alle französischen Kabel, die an den amerikanischen Küsten vorüberführen, abzuschneiden, wenn die französischen Vertreter auf ihren Forderungen hinsichtlich des Kabels New York—Brest (des früheren deutschen Kabels New York—Emden) beharrten.

Ein beliebter Gartenfreund ist soeben in seiner 304. Ausgabe 1921 auf den Plan getreten: F. C. Heinemanns Hauptverzeichnis. Wie seine zahlreichen Vorgänger ist er überaus reich illustriert und übersichtlich zusammengestellt, sodaß auch dieses Verzeichnis von F. C. Heinemann, Samenzucht und Samenvertrieb in Erfurt, von Gärtnern und Laien als unentbehrliche Bezugsquelle bester Samen, Pflanzen, Knollen und Zwiebeln für Garten, Feld, Haus, Hof und Küche überall gern gesehen werden wird. Heinemann's weltberühmte Gemüse- und Blumensamen sind anerkannt sortenecht und gut keimend mit bestem Erfolg.

Die Ostmesse Königsberg i. Pr. findet vom 13. bis zum 18. März 1921 statt. Aus den zahlreichen Anmeldungen ergibt sich, daß der deutsche Handel dem Osten Deutschlands und den russischen Randstaaten heute die größte Aufmerksamkeit schenkt.

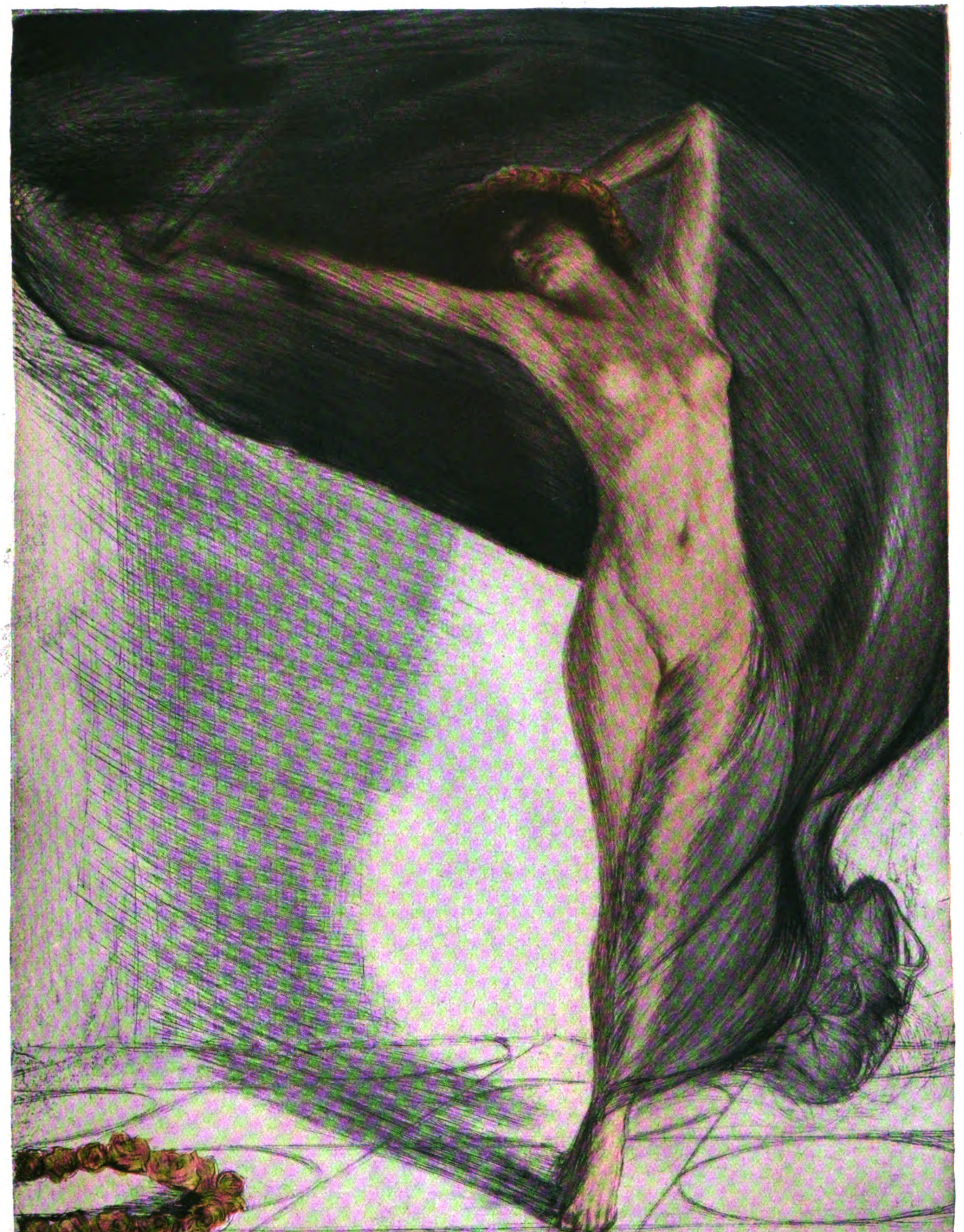
Vorübergehend zweifarbige Buchdruck-Briefmarken. Um den großen Bedarf an höherwertigen Postfreimarken, die namentlich im Paket- und Auslandsverkehr gebraucht werden, zweckentsprechend befriedigen zu können, gibt die Postverwaltung bis zum Erscheinen der Markwerte der neuen Freimarken des Künstlerwettbewerbs, zweifarbige Buchdruckmarken zu 1, 1¼, 2 und 4 M. mit dem Bilde der Germania heraus.

Zu den Hilfsmitteln der Schönheit zählt auch das Haarfärben. Man sollte jedoch nur dort davon Gebrauch machen, wo die Färbung dem Teint und der Individualität der Trägerin entspricht und das Verfahren keine ernstlichen, gesundheitlichen Schäden verursacht. Gerade auf diesem Gebiet weiblicher Schönheitspflege wird oft durch Anwendung falscher oder schlechter Mittel schwer gesündigt. Deshalb ist es ratsam, sich einem Fachmann anzuvertrauen, dessen Ruf guten Erfolg ohne Gefahr verbürgt. Ein solcher ist die Firma: Haar-Winzer in Berlin-Schöneberg, Bayerischer Platz 8.


FEUER BREITET SICH NICHT AUS
HAST DU MINIMAX IM HAUS
Sie haben Sachen von hohem Werte,
teilweiſe ſogar unerſetzbar, in Ihrem Hauſe!
Warum haben Sie nicht für den Bedarfsfall
zum Schutze Ihres und Ihrer Angehörigen
Leben und Eigentum einen Minimax-Apparat?
Sie erhalten koſtenloſe Aufklärung über unſere Beſtrebungen u. unſere Erfolge bei unſeren Geſchäftsſtellen u. von unſeren Vertretern in allen Städten Deutſchlands.
Eindreiviertel Million Apparate im Gebrauch Fünfzigtauſend Brände gelöſcht · Einhundertzwölf Menſchenleben gerettet.
MINIMAX · BERLIN A 52 · UNTER DEN LINDEN 2.
CÖLN · HAMBURG · STUTTGART · WIEN · ZÜRICH · PRAG · STOCKHOLM · VALPARAISO ·
E. REUSCH


GOLD
STOLLWERCK
KAKAO
SCHOKOLADE

Illustrirte Zeitung



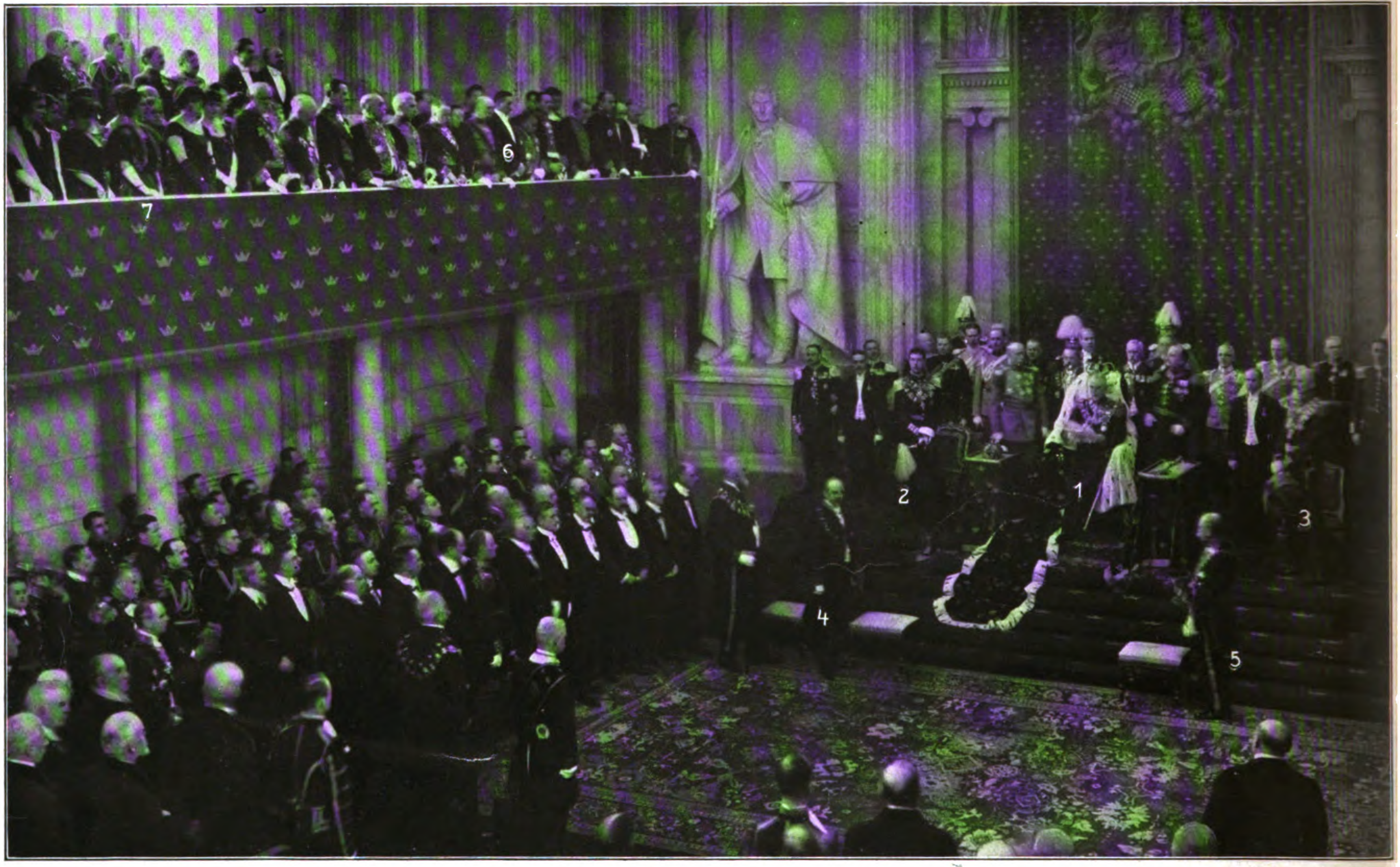
Schleiertänzerin. Nach einer farbigen Radierung von Hela Ebbecke-Peters.



Von der Reichsgründungsfeier der Berliner Universität am 18. Januar: Der Festzug unter Vorantritt der studentischen Chargierten auf dem Wege zum neuen Aulagebäude.



Von der Trauerfeier für den verstorbenen portugiesischen Gesandten in Berlin, **Lambertini Pinto**, am 18. Januar: Der Sarg wird unter Vorantritt der Geistlichkeit zur Gruft in der **Hedwigskirche** getragen.



Von der Eröffnung des schwedischen Reichstags in Stockholm am 11. Januar: Verlesung der Thronrede durch König Gustaf V.

1. König Gustaf. 2. Kronprinz Gustaf Adolf. 3. Prinz Carl, der Bruder des Königs und bekannte Vorsitzende des Schwedischen Roten Kreuzes. 4. Ministerpräsident Freiherr de Geer. 5. Minister des Äußern Graf Wrangel. 6. Deutscher Gesandter Nadolny. 7. Gemahlin des deutschen Gesandten.



Weibliche bolschewistische Soldaten in Sowjetrußland: Eine Patrouille empfängt von einem kommandierenden Offizier Instruktionen.



Syndikalisten-Unruhen in Barcelona (Spanien): Die Bürgergarde reitet gegen die Aufrührer an und treibt sie nach allen Richtungen auseinander.

Das Schaltwerk der Weltwirtschaft. / Von E. A. Bratter.

Die Neuyorker Börse rühmt sich, den Krieg gewonnen zu haben. Nicht alles, wessen man sich in Amerika rühmt, hält einer sachlichen Prüfung stand; meist liegen die Dinge so, daß um ein Stümpfchen Wahrheit sich phantastische Übertreibung rankt. So auch in diesem Falle. Nimmt man als gegebene Tatsache an, daß der Weltkrieg letzten Endes durch den Eintritt der Vereinigten Staaten entschieden worden ist, so hat das an der Neuyorker Fondsbörse, der Stock Exchange, geborene, aufgewachsene und groß gewordene amerikanische Finanzkapital tatsächlich einen erheblichen Anteil an diesem Erfolge. Es hat sich schon vor der Beteiligung Amerikas an dem Kriege, zur Zeit der vorgeblichen Neutralität der Vereinigten Staaten, in dieser Richtung betätigt. Milliarden wurden für die Errichtung von Munitionsfabriken und ähnliche, Ententezwecken dienende Einrichtungen sowie für Darlehen an die Ententestaaten aufgewendet; in John Pierpont Morgans Bankpalais war ein ganzes Stockwerk in eine Einkaufszentrale für englische, französische und russische Kriegsbedarfsartikel umgewandelt; und Morgan selbst, der in Göttingen Mathematik studiert und deutsche Gedichte verfaßt hatte, Morgan, einer der mächtigsten Herrscher von Wall Street, hat im Kriege diese Macht gegen Deutschland in Bewegung gesetzt. Es ist schon richtig, daß die Neuyorker Börse mit dem Ausgange des Weltkrieges so manches zu tun gehabt hat. Mehr braucht sie nicht, um ihre Weltbedeutung zu offenbaren. Die Übertreibung, daß sie den Krieg gewonnen habe, kann sie sich, ohne ihrer Bedeutung im geringsten zu schaden, ruhig schenken. Denn der Krieg hat sie zum ausschlaggebenden Faktor des internationalen Geldmarktes gemacht, hat sie auf den beherrschenden Platz gerückt, den früher London eingenommen hatte. Von der Neuyorker Börse wird heute der ganzen Welt die Bewertung des Geldes, der Stand der Valuta, somit also der Warenpreis diktiert. Das bedeutet ungefähr, daß die Finanziers, Industriellen und Kaufleute der ganzen Welt mit ihren geschäftlichen Dispositionen und Kalkulationen von der Neuyorker Stock Exchange direkt oder indirekt abhängig sind. Nicht zum wenigsten gilt dies von dem Kurs der deutschen Mark. Je nach dem Umfange, in dem Neuyork in Markankäufen oder -verkäufen spekuliert, fällt oder steigt die Markvaluta. Es sind dies reine Spekulationsmanöver, die natürlich immerhin von Erwägungen und Berechnungen der Spekulanten über die nächsten Aussichten der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung abhängen. Von Neuyork aus wirkt diese Markspekulation in kleinerem Umfange nach London, in größerem nach Amsterdam hinüber, von dort aus über Köln nach ganz Deutschland. Die deutsche Mark genießt also heute den wenig neidenswerten Vorzug, ein Objekt der Börsenspekulation geworden zu sein, und zwar nicht einmal der einheimischen, sondern einer transatlantischen Börse, die jetzt freilich auch für viele — fast alle — sonstigen Wertbemessungen ausschlaggebend geworden ist.

* * *

Wenn man von der Neuyorker Fondsbörse spricht, sagt man gemeinhin „Wall Street". Das Börsengebäude liegt aber gar nicht in Wall Street selbst, sondern in einer Querstraße, der verkehrsreichen Broad Street, die gegenüber der „Sub-Treasury", dem Unterschatzamt, von Wall Street abzweigt. Nur ein Seiteneingang führt von und nach der „Mauerstraße" (wie Wall Street auf deutsch heißt). Der neue, 1903 eröffnete Börsenpalast, der ohne den Grund und Boden, auf dem er sich erhebt, drei Millionen Dollar gekostet hat, kann wohl als eines der architektonisch eigenartigsten, dabei prächtigsten Gebäude der Welt angesprochen werden. Dabei ist er nur drei Stockwerke hoch und zwischen lauter „Wolkenkratzer" eingeklemmt; trotzdem imponiert er durch die künstlerische Ausschmückung seiner Marmorfassade, die sechs kolossalen korinthischen Säulen, die sich bis zum Giebel recken, und die vornehme Plastik, die das Giebeldreieck ausfüllt. Das gleichfalls mit Marmor ausgeschlagene Innere des Gebäudes ist von einem Hasten, Treiben, Drängen erfüllt, das sich an Tagen, an denen Außergewöhnliches vorliegt, zu einem alle Sinne verwirrenden Tumult steigert. Der Umfang der Börsengeschäfte, die in diesen Räumen abgeschlossen werden, läßt dieses Hasten, diese Aufregung begreiflich erscheinen; der Umsatz an Aktien, die an einem Tage die Hände wechseln, beläuft sich nicht selten auf dreißig Millionen Dollar. Die Vereinigten Staaten bringen mehr Börsenpapiere hervor als irgendein anderes Land, daher diese enormen Geschäfte an „'Change", wie die Stock Exchange abgekürzt genannt wird; und diese gewaltige Produktion an Aktien, Obligationen und sonstigen „securities" erklärt sich aus der riesigen Zahl und dem entsprechend großen Kapital der finanziellen, industriellen und Eisenbahnunternehmungen, die das Land aufzuweisen hat, aus der engen Geschlossenheit des amerikanischen Kapitals und seinen vielfachen Verbindungen mit dem europäischen Kapital. Dieser letztere Umstand ist, wie bekannt, durch den Krieg schärfer als je in die Erscheinung getreten. Amerika ist der Geldgeber und Gläubiger Europas — einschließlich Englands — geworden. Es hat während der Kriegsjahre allein an die verbündeten Mächte zehn Milliarden Dollar verliehen. Dieses mächtige Finanz- und Industriekapital beherrscht das Kreditwesen, die Warenproduktion, die Preisbildung, den Verkehr des Landes und der ganzen westlichen Erdhälfte uneingeschränkt; es schafft immer neue Betriebe, neue Unternehmungen, vereinigt neue und alte zu großen Trusts; und in dem Maße, in dem diese unaufhörliche Betätigung wächst, steigert sich auch der Umfang des Börsenbetriebes, denn „'Change" nimmt den größten Teil der neu geschaffenen oder „konvertierten" Bank- und Industriepapiere in seine Spekulationsliste auf und verbreitert so ohne Unterlaß die Grundlagen des Börsengeschäfts. Nur ein Beispiel: die Eisenbahnwerte allein, die 1913 an der Neuyorker Börse gehandelt wurden, beliefen sich auf 19 796 Millionen Dollar, also 82 Milliarden Friedensmark! Daß eine solche Überfülle an Spekulationsobjekten schwere Gefahren in sich birgt, liegt nahe. Die Leiter der Neuyorker Börse (die im Gegensatz zu den deutschen eine keiner Staatsaufsicht unterliegende, selbständige Privatvereinigung ist) haben gegen solche Gefahren Schutzwälle zu errichten versucht, indem sie die Mitgliedschaft, d. h. die Zulassung zu den Börsengeschäften, von dem Ankauf eines „Sitzes" abhängig machten und die Zahl der zugelassenen Börsenmitglieder auf 1200 beschränkten; ein solcher Sitz kostet bis zu 80 000 Dollar — je nach der augenblicklichen Geschäftslage — und außerdem hat das Mitglied eine hohe Eintrittsgebühr, einen gleichfalls nicht geringen Jahresbeitrag und einen Beitrag für den Unterstützungsfonds zu entrichten. Daß aber alle diese Vorsichtsmaßregeln nicht immer den erstrebten Schutz gewähren, bewies zuletzt die unheilvolle Panik, die im November 1907 von der Neuyorker Börse ausging und auch Europa stark in Mitleidenschaft zog. Auch gegenwärtig bereitet sich allem Anscheine nach eine ähnliche Krise vor; Handel, Industrie und Landwirtschaft leiden unter sehr bedenklichen Stockungen, und der Börsenregulator scheint völlig zu versagen. —

Die schweren Bedingungen, die an die Zulassung zur „Stock Exchange" geknüpft sind, haben zur Folge gehabt, daß sich ganz in der Nähe des Börsengebäudes eine Straßenbörse aufgetan hat, im Volksmunde „The Curb" (der Rinnstein) genannt, eine Winter wie Sommer unter freiem Himmel arbeitende, sozusagen unoffizielle Börse. Dort rennen, schreien und toben in pittoreskem Durcheinander Tausende von kleinen Maklern, Jobbern, Spekulanten und handeln in Börseneffekten, die an „'Change" nicht zugelassen sind. Aber auch so mancher ist unter ihnen, der das Geld für einen Sitz an der Stock Exchange besitzt, der aber die leichteren Spekulationsmöglichkeiten und die größere Ungebundenheit des „Curb" dem gemessenen, schärfer kontrollierten Geschäftsgange der offiziellen Börse vorzieht, an der alle Transaktionen genau verzeichnet und überwacht werden. Diese „Winkelbörse", wie sie von den Börsenmagnaten (mit nicht immer aufrichtiger Geringschätzung) genannt wird, hat sich, obwohl obdachlos, zur zweitgrößten Börse Amerikas herausgebildet, deren Umsätze denen der „Stock Exchange" nicht erheblich nachstehen. So mancher Geldfürst der Vereinigten Staaten hat seine ersten Millionen dem „Curb" zu verdanken.

Es mag nebenbei erwähnt werden, daß man sich in Europa von der Zahl dieser amerikanischen Geldfürsten vielfach irrige Vorstellungen macht. „Multimillionäre", also (um einen ziemlich gemeingültigen Maßstab zu gebrauchen) Personen mit einem Jahreseinkommen von einer Million Dollar und darüber, hat es in Amerika 1919 nur 67 gegeben. Selbst im Jahre 1916, als Amerika durch Munitionsverkäufe an die Entente zwei Jahre lang riesige Summen verdient hatte, belief sich die Zahl dieser Millionäre nur auf 205, während man in deutschen Zeitungen von 4000 bis 5000 las. Immerhin sind es noch genug, wenn man bedenkt, daß es augenblicklich in Amerika annähernd 3 Millionen beschäftigungslose Arbeiter gibt — eine Rekordziffer seit dem früher erwähnten Unglücksjahr 1907.

Die Bedeutung der Suggestion im täglichen Leben.

Von Universitätsprofessor Dr. med. phil. jur. Max Kauffmann, Halle a. S.

Man spricht in neuester Zeit soviel von Massensuggestion, von Kriegs- und Massenhypnose, ohne dabei imstande zu sein, das Wesen der Suggestion erschöpfend zu erklären. Diese Schwierigkeit ist indes durch die dunklen Tiefen unseres Geisteslebens bedingt, wo eben die Suggestion einsetzt.

Außer unserem bewußten Denken, Fühlen und Wollen spielen sich nämlich in unserem Innern unterbewußte Vorgänge ab; Triebe, Leidenschaften wirken in uns, ohne daß wir diese genau beobachten könnten. Und eben mit diesen unterbewußten Vorgängen, dem „Unterbewußtsein", wie man sich auch ausdrückt, beschäftigt sich die Suggestion. Man bezeichnet sie zweckmäßig als eine Beeinflussung des Unterbewußtseins oder einfacher als eine unterbewußte Beeinflussung. Ein Beispiel mag hier Klarheit schaffen: Lacht jemand in einer Gesellschaft, so kann er andere erheitern, er kann eine sogenannte lächerliche Stimmung erzeugen, und manche Personen zeigen dann eine heitere Miene, sozusagen ohne es zu wissen und zu wollen. Würde ich aber nun diesen Leuten sagen: Ich fange jetzt an zu lachen, und Sie werden von meinem Lachen angesteckt werden, so erzielte ich wahrscheinlich gar keinen Erfolg, weil ich eben die Personen auf meine Absicht aufmerksam gemacht, also damit jeder unterbewußten Beeinflussung vorgebeugt hätte.

Unzweifelhaft gibt es verschiedene Stufen von Bewußtsein. Wenn wir aber unser alltägliches Tun überdenken, so finden wir, daß so viele, ja die meisten unserer Handlungen mehr oder weniger unbewußt vor sich gehen. Wir könnten uns z. B. am Abend eines Tages nicht Rechenschaft darüber geben, mit welchem Fuß wir aus dem Bette gestiegen sind, wie wir uns angezogen haben, was wir zuerst ausgeführt haben, wie viele Teller Suppe wir mittags gegessen haben usw. Vieles geschieht sozusagen automatisch, wir sprechen deshalb auch von einer Automatisierung geistiger Vorgänge. Führen wir dagegen neuartige Tätigkeiten aus, so geschieht dies vollkommen bewußt, bei gespannter Aufmerksamkeit, und dauert dies längere Zeit, so merken wir bald an der intensiven Ermüdung, daß wir eine hochwertige geistige Arbeit hinter uns haben. Nach einiger „Übung" werden aber die meisten unserer alltäglichen Handlungen automatisch und versinken dann mehr oder weniger in das Unterbewußte. Beispiel: Ich schließe das Schloß einer Haustür zum ersten Male auf — dabei passe ich scharf auf —, nach einigen Wiederholungen schließe ich schon ganz mechanisch auf. So hat man denn auch von einer Mechanisierung geistiger Vorgänge gesprochen.

Weil nun die Mehrzahl der Menschen mehr automatisch arbeitet, das Unbewußte also eine große Bedeutung im menschlichen Leben aufweist, so spielt auch dessen Beeinflußbarkeit, d. h. ganz allgemein die Suggestibilität des Menschen, eine ausschlaggebende Rolle. Gehen wir zu den verschiedenen Arten der Suggestion über, die ziemlich allgemein herrschen.

Eine Suggestion von einschneidender Bedeutung im menschlichen Leben ist die Gewohnheit. Warum und wie wirkt sie? Eben rein mechanisch, unbewußt. Wir können mit Schiller sagen, daß sie morgen gilt, weil sie heute gegolten hat, „die Gewohnheit nennt er (der Mensch) seine Amme". Man hat neuerdings die Macht der Gewohnheit auf gewisse stereotype Gefühle zurückführen wollen, aber auch damit kommt man nicht weiter, weil die Domäne der Gewohnheit so ganz im Unbewußten, Unerklärlichen liegt. Mit dieser vielleicht stärkten Suggestion muß man im menschlichen Leben rechnen, denn der Mensch ist ja nun einmal ein Gewohnheitstier; der Erzieher, der Politiker, der Richter, der Gesetzgeber, sie alle verwerten und kennen die Macht der Gewohnheit. Ist z. B. irgendeine Regel zur Gewohnheit geworden, so wissen wir, daß sie fest haftet; sie ist sozusagen mechanisiert, wirkt automatisch.

Eine weitere mächtige Suggestion stellt das Beispiel dar. So kann ich einem Kinde einen Befehl wiederholt ohne Erfolg geben; sieht es aber andere, besonders große Massen, diesen Befehl ausführen, so ahmt es das Beispiel sozusagen unwillkürlich nach. Diese Suggestivwirkung des Beispiels kennen wir vor allen Dingen aus Massenbewegungen. Anstrengende Märsche, gewaltige Schlachten, mühsame Arbeiten sind nur möglich kraft der gegenseitigen Suggestion. Ohne diese unbewußte Beeinflussung könnten wir z. B. nicht verstehen, wie Zehntausende von Kriegsgefangenen die mühsamsten Sklavenarbeiten für ägyptische Pharaonen geleistet haben, wie Galeerensklaven, bis an ihr Lebensende an ihr Ruder geschmiedet, fortleben konnten, ohne den Verstand zu verlieren. Gewohnheit und Beispiel lassen Gewaltiges, ja scheinbar Unmögliches leisten und ertragen, was wir ja auch in dem jetzigen großen Kriege erfahren haben.

Weil nun der Mensch nicht bloß ein Wachbewußtsein hat, sondern vielmehr im Unbewußten und Unerklärlichen lebt, so wirkt von jeher das Gebiet des Unerklärten auf ihn, Religion, Zauberei und Aberglaube. Man mag sich noch so sehr bemühen, das Unvernünftige mancher religiösen Gebräuche darzutun, das Volk hält an seinen Jahrtausende alten Gewohnheiten fest. Doch mag man immerhin die Berechtigung religiöser Anschauungen und Gebräuche anerkennen; aber das merkwürdigste ist, daß auch sinnlose abergläubische Vorstellungen, oft bei hochintelligenten Menschen, so tief sitzen können. Napoleon I. war abergläubisch wie andere Männer der Geschichte, z. B. Cäsar und Wallenstein. Und heute erleben wir noch allerlei Überraschungen: Weigern sich doch sonst gebildete, hochstehende Menschen, in einem Hotelzimmer Nr. 13 zu übernachten oder am Freitag zu verreisen usw. Daß der Aberglaube, eben die Macht des Unbewußten, tief in uns steckt, besonders im weiblichen Geschlecht, läßt sich aus sehr vielen alltäglichen Erfahrungen und Gebräuchen entnehmen, die ich als bekannt voraussetzen darf.

Es gibt nun Zustände, bei welchen das Wachbewußtsein vollständig ausgeschaltet ist und doch eine Einwirkung möglich ist; wir nennen dies Hypnose. Der Hypnotisierte ist insofern noch suggestibler als der Wachende, weil dessen Unterbewußtsein ohne die kontrollierenden Hemmungen des Wachbewußtseins beeinflußbar ist. Diese Suggestibilität kann dann so weit gehen, daß man manchen Menschen nicht bloß Sinnestäuschungen, sondern sogar Verbrechen anbefehlen kann. So habe ich in einer Vorlesung einem jungen Mann in der Hypnose den Auftrag gegeben, einen

Herrn mit einem als geladen bezeichneten Jagdgewehr zu erschießen oder ihn tätlich zu beleidigen, welche Befehle er auch glatt ausführte. Doch lassen sich im allgemeinen nur wenige Menschen Verbrechen suggerieren, eben vor allen Dingen solche, die auch im wachen Zustand ihrem Charakter nach mehr zum Verbrechen neigen, also haltlose, leichtfertige Menschen. Andererseits kann man aber die Hypnose auch bei geeigneten Fällen dazu verwerten, Charakterdefekte zu korrigieren, wenn diese nämlich hauptsächlich auf nervöser Grundlage beruhen. So ist es mir wiederholt gelungen, verbrecherische Kinder, bei denen allerdings eine auffallende Zerfahrenheit oder Zerstreutheit vorhanden war, von allerlei schlechten Eigenschaften, wie Stehlen, Lügen, Betrügen usw., zu befreien, während sich vorher die härtesten Strafen als vollkommen aussichtslos erwiesen hatten. Solche Fälle erschöpfend zu erklären, ist sehr schwierig, wie ja überhaupt das dunkle Gebiet der Triebe und Leidenschaften nur erschlossen, nicht beobachtet werden kann.

Daß man durch Hypnose alle möglichen nervösen Leiden, wie Angst, Zwangsvorstellungen, Migräne, Neuralgien usw., heilen kann, mutet ja wohl fremdartig an, verliert aber manches von seiner Unerklärlichkeit, wenn man bedenkt, daß allein kraft der Vorstellungen (z. B. bei Schreck) Haare plötzlich ergrauen, oder daß Erbrechen auftritt, wenn man an irgendeine widerliche Speise „denkt". Nun geht manchmal die Fremdbeeinflussung über in Selbstbeeinflussung oder Autosuggestion, d. h. es suggeriert sich jemand allerlei Empfindungen, Ideen, Gefühle usw. Häufig läßt sich nicht feststellen, ob jemand seine Lebensauffassung, diese oder jene fixe Idee, seinen Glauben mehr durch fremde Beeinflussung oder durch eigenes Grübeln sich zurechtgelegt hat. Kurz zu erwähnen wäre hier die Macht der Resignation, der Fatalismus, das islamitische Kismet. Aber auch in der Ehe spielt die Suggestion, die unbewußte Beeinflussung, eine viel größere Rolle, als man im allgemeinen annimmt. So sagte mir einmal eine Dame: „Mein Mann muß alles tun, was ich will, aber ich lasse es ihn nicht merken!" Aus diesem Beispiel, das für Millionen von Familien gilt, erkennt man wieder die Macht des Unbewußten und seinen Einfluß.

Daß die unbewußte Einbildung oder Eingebung in der Liebe eine große Rolle spielt, erkennen wir ja aus dem Sprichwort: „Liebe macht blind." Aber auch in der Kunst spielt die Suggestion eine überwältigende Rolle; so können wir durch gute Schauspieler zu Tränen gerührt werden, eine stimmungsvolle Musik kann uns gewaltig packen; und doch handelt es sich bloß um die Macht der Einbildung. Wenn die Suggestion in der Mode, in der Religion, besonders aber in der Krankheit eine große Rolle spielt, so hat sie ferner gerade eine ausschlaggebende Macht auf dem Gebiete der Politik.

Zwischen den Deutschen und den Griechen hat man manche Parallelen gezogen, z. B. die Neigung zur gegenseitigen Zerfleischung, das Vorherrschen des Parteigeistes und vor allen Dingen die Abneigung gegen großzügige Politik. Beide Völker sind als stark individualistisch zu bezeichnen, die einer Massensuggestion kritisch widerstreben. Vielleicht beruht auf dieser Eigentümlichkeit das politische Unvermögen der Deutschen. Jedenfalls hat es uns auch an geeigneten Suggestoren gefehlt, also an Männern, die die Masse mitreißen konnten. Treffend bezeichnet Keynes dagegen Lloyd George als einen Mann, der eine fast mediumartige Empfindlichkeit für jedermann in seiner Umgebung hatte, „telepathische Instinkte", und der den Präsidenten Wilson, diesen „blinden und tauben Don Quichotte", vollkommen unschädlich machte. Wenn irgendeine Tatsache für die Macht der Suggestion angeführt werden kann, so ist gerade das Auftreten von Clemenceau und Lloyd George in der heutigen Zeit für die Kraft der Idee beweisführend. Es werden eben die Menschen viel mehr von unterbewußten Eingebungen beherrscht als von klaren Verstandesurteilen.

Weib und Liebe im Drama der Jüngsten. / Von Fritz Mack.

In seinem Roman „Das Heim und die Welt" läßt Rabindranath Tagore Nikhil, den geistigen Menschen, dessen Frau sich von ihm ab- und Sandip, dem Tatmenschen, zugewendet hat, in einer Stunde tiefsten Leids, die aber gleichzeitig die Geburtsstunde reifsten Erkennens ist, folgende Worte sagen: „Ich glaube, eins habe ich jetzt angefangen zu verstehen. Der Mensch hat die Flamme der Liebe zwischen Mann und Weib so angefacht, daß sie über ihr rechtmäßiges Gebiet hinaus um sich gegriffen hat und er ihr jetzt nicht mehr Halt gebieten kann. Der Mensch hat aus seiner Liebe einen Götzendienst gemacht. Aber es wird Zeit, daß die Menschenopfer an ihrem Altar aufhören ..."

Wenn unsere jüngste Dichtergeneration, von den indischen Denkern und Dichtern zweifellos wesentlich beeinflußt, heute ebenfalls auf dem Standpunkt Tagores angelangt ist, so darf das Verdienst August Strindbergs (wie immer man auch zu ihm stehen mag) an dieser Entwicklung nicht vergessen werden. Mit einer Intensität und leidenschaftlichen Unerbittlichkeit, die keiner vor ihm auch nur annähernd aufgebracht, hat er in seinen Dramen immer wieder das Schicksal des Mannes gestaltet, der am Weibe leidet, an seiner Liebe zum Weibe zerbricht. Die fanatische Verbissenheit, mit der er immer aufs neue das gleiche Lied singt, wird allmählich zur Manie, sein Haß gegen das Weib nimmt schließlich pathologische Formen an. Viele seiner Männer zeigen in ihrer geistigen Physiognomie deutlich Züge von Verfolgungswahn. Und doch ist Strindbergs Haß nichts anderes als enttäuschte Liebe. Wie Don Juans unersättliches sinnliches Begehren im Weibe immer neue Sensationen suchte, um schließlich doch ewig ungestillt zu bleiben, so hat Strindbergs Seele immer wieder im Weibe Befriedigung seiner geistigen Sehnsüchte gesucht und nie gefunden. Auch Strindberg hat aus seiner Liebe zum Weibe einen Götzendienst gemacht, hat auf ihrem Altar schwerste seelische Opfer dargebracht. Weil er die Frau in seinem Innersten immer zu hoch gestellt, weil er an ihre Seele zu hohe Anforderungen gerichtet, die sie ihrer ganzen Natur nach nie erfüllen konnte, wurde er stets aufs neue enttäuscht. Und jede neue Enttäuschung wurde Nahrung für seinen Haß. So ist es letzten Endes doch ein ununterbrochener Opferdienst vor dem Altar der Liebe, wenn es auch für oberflächlichere Betrachter den Anschein haben mag, als wolle der Dichter nur die Sinn- und Nutzlosigkeit dieses Kults aufzeigen. Die Hellhörigen vernahmen den leisen Unterton von Resignation, der in den leidenschaftlichen Auseinandersetzungen des Dichters mit dem urewigen Problem jeweils mitzitterte. Sie überprüften ihre eigene Stellung dazu und kamen, je nach Temperament und Anlage, zu neuen Ergebnissen.

Frank Wedekind sah die Ursache des zermürbenden Geschlechterkampfes in der falschen ethischen Einstellung der Gesellschaft zum Weibe. In den willkürlichen Schranken, die eine nach seiner Ansicht heuchlerische, verlogene Moral dem Weibe in seinem Sexualleben aufzwang, erblickte er die Quelle aller Leiden für Mann und Weib. Er macht aus dem seelisch-geistigen Problem ein soziologisches. Die Welt, der Staat hätten sich, teils aus Gemeinheit und Unverstand, teils aus Egoismus, mit allen Waffen gegen die Sinnlichkeit bewaffnet. Daraus sei eine falsche Suprematie des Geistes über die Sinne entstanden. Die hat der Dichter dann auch konsequent bekämpft. Er ist dabei freilich ins andere Extrem geraten und hat in gewissem Sinne das Freudenmädchen als den idealen Weibtypus propagiert. Jedenfalls hat Wedekind mit seinen Bemühungen, Geist und Sinnlichkeit in ein bestimmt normiertes Verhältnis zueinander zu bringen, bei dem keines mehr oder weniger hat als das andere, zur Lösung des Hauptproblems nicht allzuviel beigetragen.

Von einer ganz anderen Seite ist Ernst Barlach an die Menschheitsfrage herangetreten. In seinem Drama „Der tote Tag", in dem er den freilich nicht geglückten Versuch macht, einen neuen Menschheits-Mythos zu schaffen, ist das Weib das Symbol des Erdverhaftetseins des Menschen, die Verkörperung des Tierisch-Triebhaften, der mit tausend Ketten an die Materie gefesselten Kreatur schlechthin. Der Mann dagegen ist ihm Symbol der nach Unsterblichkeit ringenden Seele, des Geistigen, Göttlichen im Menschen. „Sohnes Zukunst ist Mutter Vergangenheit." — „Sonderbar, daß der Mensch nicht lernen will, daß sein Vater Gott ist." Über den Tod des Weibes hinweg, durch die Überwindung des Erdverbundenen, der Kreatur, führt für Barlach der Weg zur geistigen Erlösung des Menschen.

In den gleichen Spuren wandelt Walter Hasenclever in seinem Drama „Jenseits". In diesem Werk, einer seltsamen Mischung von Kino und Mysterium, kommt der Held Raul, ein Okkultist und Spiritist, zum Schluß ebenfalls zu der Erkenntnis, daß das Ende des Lebens, die Erlösung des Geistes nicht hier ist. Während für Jeane, seine Geliebte, die Liebe Segen bedeutet, ist für ihn Liebe Mord. Der Mensch ist sein Feind, den er liebt. Er muß töten, was er liebt, muß die Kreatur in sich, das mit der Erde Verwurzelte überwinden, um sein Dasein aus dem Chaos der Welt herauszureißen. Darum tötet er das ihm in Liebe verbundene Weib. Durch Leid geläutert, vermag er dann ins Reich der Vergänglichkeit zu blicken. Er ist zum letzten Male Mensch gewesen. Auch bei Hasenclever werden Mann und Weib zu Symbolen des Göttlichen und des Irdischen im Menschen; auch dieser Dichter erhofft die Erlösung des Menschen von der Überwindung des Erdgebundenseins, des Tierisch-Triebhaften.

Bisher ist also die dichterische Gestaltung des Problems letzten Endes immer in die Antithese gemündet: Geist und Materie, Körper und Seele. Fritz v. Unruh kommt in seinem Drama „Platz" (dem zweiten Teil der Trilogie „Ein Geschlecht") zu ganz neuen Ergebnissen. Dietrich, der jüngste Sohn, der als Vermächtnis seiner Mutter die Weisung empfing, die Weltrevolution durchzuführen, erkennt schon bald, nachdem er mit der Ausführung der übernommenen Mission begonnen, eine ungleich wichtigere Aufgabe: sein eigenes Ich umzugestalten, mit der Umformung in seinem Innern, an seiner Seele, zu beginnen. Er will erst selbst Mensch in einem höheren Sinne werden, will in ein wahres Verhältnis zu seinen Mitmenschen zu kommen suchen, erst selbst Schöpfung werden, ehe er Schöpfer sein kann. Was liegt näher, als daß sich dieses neue, wahre Menschentum im Verhältnis zum Weibe, in der Liebe erprobe? Dietrich, der Mann, das Symbol des Willens, der Tat, des Geistes, steht Irene, dem Weib, das hier aber Symbol der Seele, des Gefühls, des Herzens ist, gegenüber. Auch Dietrich will ursprünglich, um seines Werkes willen, über das Weib hinweggehen, will das Herz opfern. Aber das Weib kämpft um sein Recht. Anklagend ruft Irene dem Manne zu: „Führ' eine Welt, in der wir Menschenmütter, zum Tier entwürdigt, säugen und gebären, vom Tisch des Geistes ewig fortgestoßen —, in dumpfer Trauer weiter hoffen." Sie ruft die Herzen auf, den Geist der Männer von seinem Throne zu donnern. „Wer nicht lieben kann, soll sterben!" ist ihr Kampfruf. Liebe nur entsühnt des Mannes Leben. „Liebe nur schafft neue Liebe." Dietrich aber, endlich bezwungen von der Macht des Herzens, weist als erstes Zeichen seiner Wandlung auf eine Lüge in der Welt, auf daß sie sterbe: „Ich bin's! Der Mann, der ewige Held!" Er erkennt nun mit Irenen als den wahren Weltenherrn: Liebeseinheit. In einer neuen Verbindung zwischen Mann und Weib, in der Verschmelzung des Männlichen mit dem Weiblichen wird der Mensch erst zu wahrem Menschentum gelangen. „Erst wenn das Ich in seiner buntesten Gier wie Rotgeblüm des Tages in Nacht versank, löst sich des Wesens milde Geistigkeit wie Mondnacht auf" Dietrich hat den Egoismus des Mannes überwunden, Irene darf hoffen, daß seine Kraft „aus neuer Liebe neue Menschen schafft".

Nach der ursprünglichen, über alles Maß hinausgehenden Verherrlichung des Weibes, nach dem Götzendienst, den die Dichter mit der Liebe getrieben, kam die Ernüchterung. Geist! hieß das Schlagwort der Geistigen. Man geriet in das andere Extrem, wollte das Weib vom Tisch des Geistes ganz vertreiben. Das Weib ward zum Symbol dessen, das überwunden werden müsse. Es ist, über die sonstigen Vorzüge seiner „Platz"-Dichtung weit hinausreichend, das große Verdienst Fritz v. Unruhs, einer geistigen Bewegung, die drauf und dran war, in die Irre zu gehen, zum mindesten aber ein neues Unrecht in die Welt zu bringen, einen neuen Weg gezeigt zu haben. Einen Weg, der über den bisher zu eng umgrenzten Begriff „Liebe" hinweg an ein ungleich höheres Ziel führt, zu der allumfassenden Liebe.

Gedankensplitter.

Was ist vergangen? Nur das, was kein Erinnern in der Gegenwart verlangt.

Das tastende Suchen ist der Genuß, das Zugreifen wird Brutalität.

Die Entwicklung eines Menschen ist nur zu oft ein Protest gegen seine Erziehung.

Die großen Dummheiten gelingen uns meist dort, wo wir die besten und edelsten Absichten gehabt haben.

Der Große kann böse sein, wo der Kleine boshaft ist. Das ist der Unterschied.

Darauf kommt es an: Die Brücke schlagen zu können von dem Verstande zur Sache selbst. Das ist der Weg, entweder zu der Sache oder von ihr.

Wo es eine Grenze gibt, dort gibt es schon Haß.

Die Freude ist wichtiger als der Grund zur Freude.

Bewundern heißt, begreifen, daß etwas unbegreiflich sein kann.

Wer von dir fordert, der beherrscht dich.

Noch nicht! Das ist das Gebet vor dem Unvermeidlichen.

Über erkannte Fehler beruhigen wir uns erst dann, wenn wir neue Vorsätze gefaßt haben.

Du begibst dich in Gesellschaft? Du begibst dich in Gefangenschaft!

Hast du es schon bemerkt, wie du dich plötzlich im Unrecht fühltest, als dir der andere recht gegeben hatte.

Oskar Glaser.

Eine glückliche Ehe ist stets das Verdienst der Frau. Eine Frau, die den Mann unlösbar an sich fesseln will, muß es verstehen, auch zugleich seine Geliebte zu sein. Er muß sie jeden Tag aufs neue erkämpfen.

Man muß nicht immer verstehen wollen — manchmal ist Dreinhauen wie eine Erlösung.

Niemand versteht so seine Wünsche zu verschleiern wie eine Frau.

Manches Menschen Augen sind seine Lebensgeschichte.

Es ist notwendig, daß die Welt undankbar ist. Fortschritt und Überholung bedingen diese Undankbarkeit.

Je mehr du gibst, um so unersättlicher verlangt man von dir.

Das Wort ist oft das Totenhemd des ihm zugrunde liegenden Gedankens. Es gibt keinen eigenen Gedanken, der völlig in ein hergebrachtes Wort paßt.

Kritik noch vor der Vollendung verdirbt das Werk.

Für sein Steckenpferd gibt mancher mehr als für Weib und Kind, Haus und Hof.

Das Schlechte tun wir meist mit mehr Liebe und Ausdauer als das Gute.

Die Zivilisation schwelgt in höchsten Wonnen, wenn es ihr wieder einmal gelang, aus einem Löwen ein frommes, bescheidenes Haustier oder gar ein Kaninchen zu machen.

Josef Stollreiter.



Bergwinter im Algäu. (Blick auf die Mädelegabelgruppe.)



Winterabend am Starnberger See.

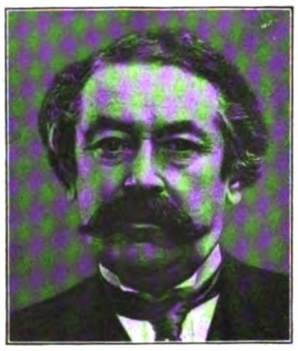
Der Winter in den bayrischen Bergen. Nach photographischen Aufnahmen von Richard Wörsching, Starnberg.



Adolf v. Hildebrand,
Professor, Dr. phil. h. c., Dr. med. h. c., Dr.-Ing. h. c., berühmter Münchner Bildhauer klassischer Richtung, † am 18. Januar im 74. Lebensjahre.



Dr.-Ing. h. c. Albert Würth,
Generaldirektor der Gebr. Körting-Akt.-Ges. in Hannover-Linden, erhielt von der Technischen Hochschule in Hannover die Würde eines Dr.-Ing. ehrenhalber.



Aristide Briand,
der neue französische Ministerpräsident und Minister des Äußeren. Das neue Kabinett ist das siebente, das Briand zu bilden berufen worden ist.



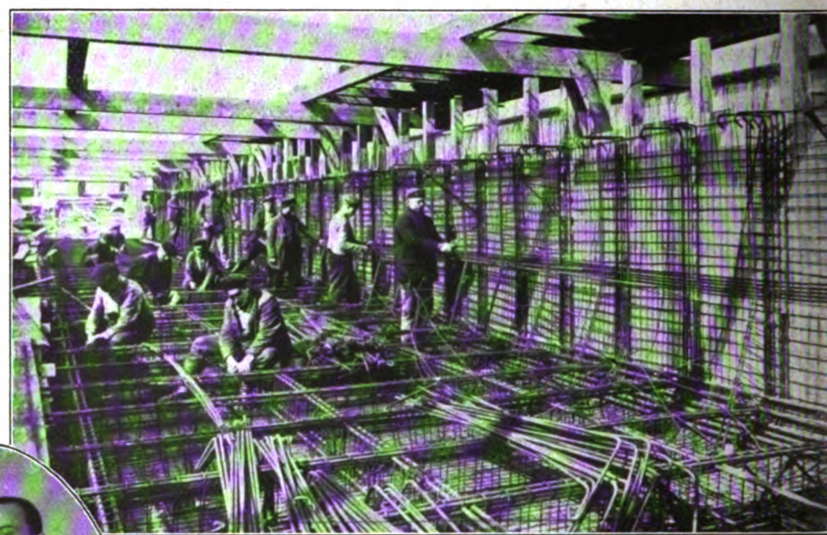
Dr. Anton Wildgans,
der neue Direktor des Wiener Burgtheaters, bekannter österreichischer Lyriker und Dramatiker. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.) Siehe Bühnenschau S. 70.



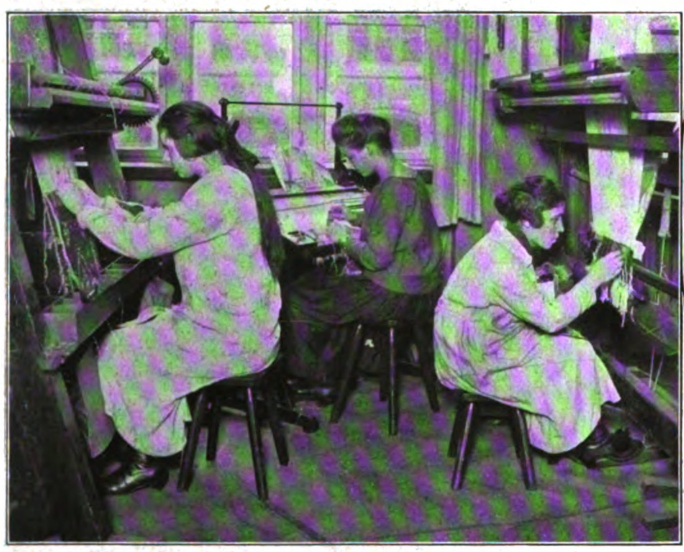
E. Hioki,
der neue japanische Botschafter in Berlin, vordem Gesandter in Stockholm und bereits von 1906 bis 1908 als Botschaftsrat in Berlin tätig.



Zur Befestigung des Panamakanals durch die Vereinigten Staaten von Amerika: Eine der zu schützenden Schleusenanlagen im Panamakanal.



Der Eisenbetonschiffbau in Deutschland: Die Eisenarmierung eines auf der Neußer Schiffswerft im Bau befindlichen Eisenbetonschiffes.



Aus der Höheren Fachschule für Textil- und Bekleidungsindustrie der Stadt Berlin: Kunstgewerblerinnen beim Anfertigen von Knüpfteppichen und Gobelinwebereien.



Vom Tanzturnier um die Wintermeisterschaft von Deutschland im Marmorsaal des Berliner Zoos am 15. Januar: Das Berufstänzerpaar Janos und Olivia, das den 1. Preis für mondäne Grotesken errang. (Phot. A. Binder, Berlin.)



Vom hundertjährigen Jubiläum des Berliner Postzeitungsamtes: Beim Zurechtmachen der Zeitungsbündel für die Absatzpostanstalten.



Die Wirtschaftskrise in England: Arbeitslose in London. In England waren bis zum 15. Januar 589000 Arbeitslose vorhanden, ihre Zahl hatte sich gegenüber der Vorwoche um 110000 vermehrt.



Eine neue Kraftquelle durch Atomzerstäubung?: Der vielbesprochene Apparat des Ingenieurs Willy v. Unruh, der es angeblich ermöglichen soll, die in den Atomen gebundene Energie zu lösen und wirtschaftlich zu verwerten. Sachverständige beurteilen die noch ungeprüfte Erfindung skeptisch.



Aus Hans Müllers Drama „Die Sterne" in der Aufführung des Staatlichen Schauspielhauses zu Berlin am 7. Januar. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)
Von links nach rechts: Viktor Blum als Dichter Milton, Annemarie Seidel als Marina, Albert Bassermann als Galileo Galilei.



Vom russischen Gastspiel (Wass. Wronskij mit seiner Truppe) im Kleinen Theater zu Berlin: Szene aus Iwan Turgenjews Einakter „Die Provinzialin". (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Szene aus Hugo Hofmannsthals Casanova-Komödie „Florindo" in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zu Berlin: Liselotte Denera als Cristina und Alexander Moissi als Florindo. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Aus der im Stadttheater zu Halle a. S. (Intendant Leopold Sachse) uraufgeführten Pantomime „Das Wandbild" von Ferruccio Busoni, Musik von Othmar Schoeck. (Hofphot. Pieperhoff, Halle a. S.)
Student Novalis (Josef Krahé), das Mädchen (Hedwig Nottebohm).



„Florian Geyer" von Gerhart Hauptmann im Großen Schauspielhaus zu Berlin: Ernst Klöpfer als Florian Geyer und Fritz Richard als Jude Döderlein. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Barbara Kemp als Carlotta und Josef Mann als Alviano bei der Erstaufführung der Oper „Die Gezeichneten" von Franz Schreker in der Berliner Staatsoper am 5. Januar. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Von der Uraufführung des Dramas „Kain" von Anton Wildgans im Stadttheater zu Rostock (Direktion: Ludwig Neubeck) am 12. Januar: Szene des II. Aktes (Inszenierung durch Oberregisseur Alfons Godard).
Oben Mitte: Kain (Gerhard Meinecke); links sitzend: Eva (Grete Köpcke); am Boden hockend: Abel (Hans Böhm); rechts: Adam (Otto Götze).

(Siehe zu den Bildern die „Bühnenschau" auf Seite 70.)

Theaterpublikum von einst und jetzt

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm

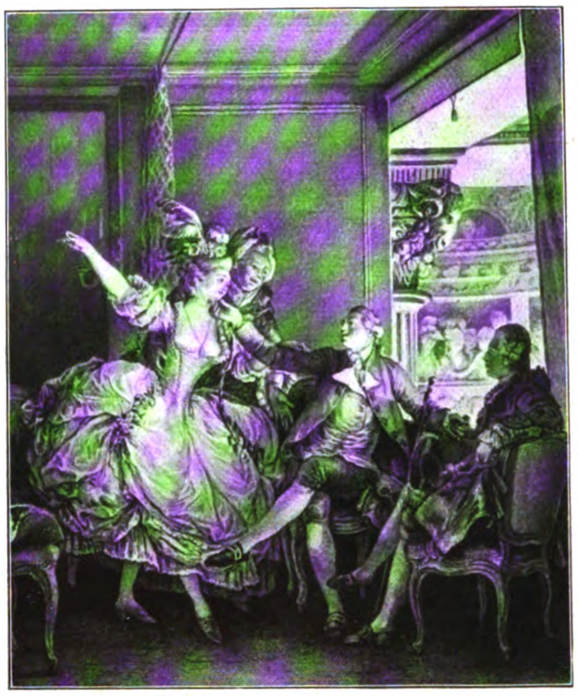
Können wir uns noch das ungebärdige, vornehme Publikum vorstellen, wie es zu Zeiten Shakespeares und Corneilles vorn auf der Bühne saß, viel prächtiger und malerischer angetan als die Schauspieler selbst? Es rief ab und zu Gefallen oder Mißfallen in die Szene und trieb sein eigenes Liebesspiel mit auffälliger Lässigkeit. Die klassischen Stücke seiner Dichter sind geblieben, sein eigen Wesen zog vorüber wie die Ereignisse der Weltgeschichte.

Das Publikum ist viel wandelbarer als die Kunst selbst, wenn sie sich auch gern, ja allzu gern nach seinem Geschmack richtet, denn es trägt viel stärker die Mode der eigenen Zeit im Gewand und im Herzen.

Als die große Tragödie, die politisch und sittlich ihr Publikum, das kaum lesen und schreiben konnte, erzogen hatte, im Modegeschmack der großen Welt der prächtigen Ausstattungsoper Platz machte, wie sie die großen neugebauten Theater der Barockhöfe erfüllte, benahm sich das Publikum jenem zeremoniösen Stil entsprechend. Es war festlich gekleidet, die Damen schmückten die entblößten Schultern mit Perlen und Diamanten. In den Logen begann flüsternd der Flirt sein Wesen zu treiben, und die ersten unbeholfenen Operngläser — Lorgnetten genannt — wurden von den Herren auf die Bühne und in den Zuschauerraum, wenn auch verstohlen, gerichtet.

Ein Kreis von bewußt literarischen Zuschauern, die das Gefühl hatten, über das Schicksal eines Stückes und eines Dichters durch ihr Urteil zu entscheiden, bildete sich erst im Jahrhundert der Aufklärung ziemlich gleichzeitig in Europas Kulturländern. Kühne Schriftsteller brachten die Fragen der eigenen Zeit auf die Szene, vor einem Publikum erstaunter Weltleute gab Beaumarchais' „Figaros Hochzeit" einen Auftakt der Revolution, rissen Schillers „Räuber" die Mannheimer zu dröhnendem Beifall hin, hielt Sheridan in „The scool for scandal" den Zeitgenossen einen treffenden Spiegel vor. Bei diesen Werken, die jetzt der Weltliteratur angehören, spielte das Publikum als erster Kritiker eine wichtige Rolle.

Damals gedachten die Dichter, die Zuschauer erziehen zu können, aber die Menge stellte immer wieder oft stürmisch das Verlangen, sich zu unterhalten, und lachte lieber über den dressierten Pudel, dessen Auftreten Goethes Rücktritt von der weimarischen Theaterleitung veranlaßte, als den schönen Versen der „Natürlichen Tochter" zu lauschen, die selbst Madame de Staël „un noble ennuy" nannte.



Die kleine Loge. Nach einem Kupferstich von J. M. Moreau (1741 bis 1814) im Besitz des Kupferstichkabinetts in Berlin.

Zu wirklichen Theaterschlachten kam es in Paris zwischen Anhängern der italienischen Oper und der modernen Musik, die Gluck vertrat. Man verfeindete sich in den Logen und im Parkett über den musikalischen Geschmack, Liebespaare trennten sich, und andere fanden heimliches Glück in den versteckten Logen, während einschmeichelnde Arien ihnen zu Ohren klangen.

Den Zuschauerraum wirklich zum Schauplatz künstlerischer Entscheidungsschlachten zu machen, gelang erst den Romantikern. Ihr wildflatterndes Haar löste die zierliche Frisur des 18. Jahrhunderts ab, ihre ungezügelte Phantasie den stilvoll klassischen Bau. Das Publikum wurde weniger bunt und prächtig, es blieb aber gewählt und begann sich mehr für die Bühne zu interessieren, als es der Brauch gewesen, solange die Oper vor allem nur gesellschaftliche Unterhaltung war. In Paris siegte unter Victor Hugo die romantische Dichtung, in Mailands Scala schwärmte man, wie Stendhal erzählt, von Musik und Liebe, der sich politische Umtriebe gesellten, und in Deutschlands großen Städten begann sich langsam jenes festgeschlossene Stammpublikum zu bilden, das aus den „Abonnenten" bestand und ein gutes „Repertoire" verlangte.

Es wurde harmlos in der Biedermeierzeit, blieb harmlos um die Mitte des Jahrhunderts, liebte große Operngläser und dicke Beine in Trikots, gutgebaute Stücke und Frauen, viel Rührung, etwas Witz und um Gottes willen nichts, das ernstlich erschütterte. Es kam in der Krinoline und im Cul de Paris, es kam im Zylinder und im Frack, es flirtete und fühlte sich literarisch oder musikalisch, wie es gerade die Laune der Mode gebot. Stets wechselnd und doch innerlich gleich, bot es den Dichtern immer Anlaß zu neuen Glossen; sie gaben vor, es zu verachten, und umbuhlten es; sie fürchteten sich immer, wenn sie mit ihm in Berührung kamen, und machten sich vor, „da unten säßen doch Kohlköpfe, die einem eigentlich nichts tun könnten".

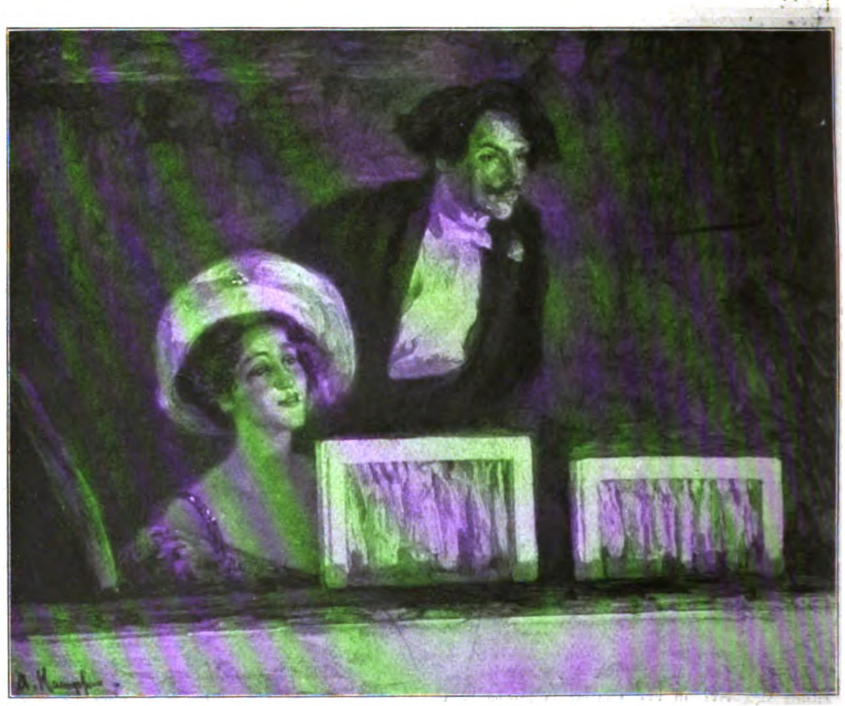
Heute sieht es wieder ganz anders aus als vor zehn Jahren. Eine andere Eleganz macht sich breit, Neureiche drängen sich ein und wollen unterhalten werden; das Volk erscheint in breiten Massen, durch die Logen zittert nicht mehr die schwüle Luft der verbotenen Liebe, und die literarischen Leute, weil sie sich doch immer mit der Menge in Gegensatz befinden müssen, wollen das Langweilige und nennen das Unterhaltende „Kitsch". Aber Ben Akiba lacht, es ist alles schon dagewesen, auch das Publikum, wie es heute ins Theater geht.



Um 1880 auf der Galerie im Hamburger Stadttheater. Nach einem Gemälde von Hans Speckter im Besitz der Kunsthalle in Hamburg.



Theaterpause im Jahre 1918. Nach einem Gemälde von Hugo Krayn.



In der Loge. Nach einem Gemälde von Professor Artur Kampf.

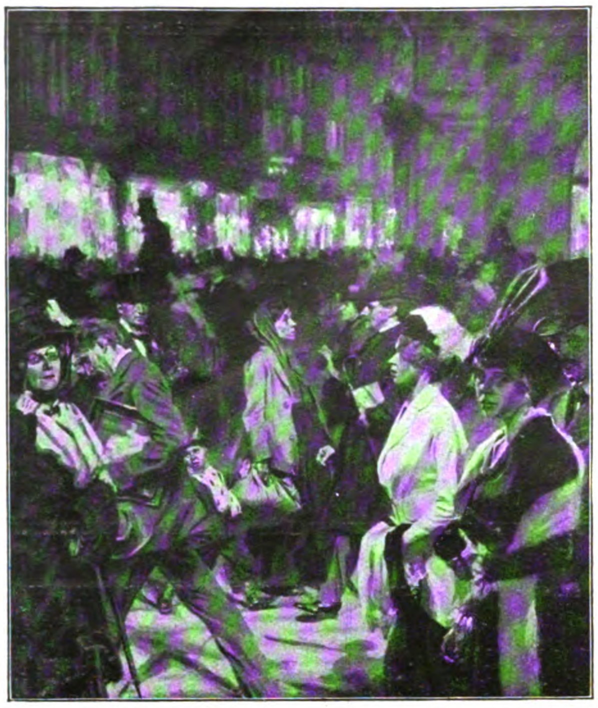


Im Theater.

Nach einem Gemälde von Otto Pippel.

René Reinicke.

Von Richard Braungart.



Großstadtbild (Museum, Zwickau).
(Mit Genehmigung des Verlags Braun & Schneider in München.)



Meine Tante Amalie.



Sonntagstoilette.
(Mit Genehmigung des Verlags Braun & Schneider in München.)

Wenn die Jugend von heute die modernen Zeichnungen und Aquarelle aus der eleganten Welt von Lendecke, Dudovich, Heilemann u. a. m. und selbstverständlich auch noch die älteren von Reznicek bewundert, so tut sie das, ohne zu fragen, wie alle diese schönen Dinge in die Welt gekommen sein mögen. Sie nimmt wohl ohne weiteres an, daß sie gewissermaßen vom Himmel gefallen seien, ja, daß sie da sein müßten, gerade so, wie sie nun einmal sind. Und kaum einem wird es in den Sinn kommen, sich darüber Rechenschaft zu geben, daß doch alles in der Welt geworden ist und seine nachweisbare Entstehungsgeschichte hat, daß also auch etwas scheinbar so Selbstverständliches wie die „feschen" Zeichnungen der oben Genannten und zahlloser anderer, die keine bekannten Namen haben, seine Genesis haben muß.

Wir Älteren, die wir zur Generation vor der heute heraufkommenden gehören, wissen nun allerdings ganz genau, wo die Quellen für die mondänen Aktualitäten von heute zu suchen sind. Als wir noch Studenten waren und „Jugend" und „Simplizissimus" zwar schon in der Luft lagen, aber noch nicht gegründet waren, da suchte und fand man die modernen Zeichner, die den neuen Ton brachten, unter anderm auch in den „Fliegenden Blättern". Zu den interessantesten, rassigsten und am unmittelbarsten ansprechenden unter diesen aber gehörte René Reinicke. Er war wohl so ziemlich der erste, der sich die damalige elegante Welt auf der Straße und an den Orten, wo sie mit besonderer Vorliebe verkehrte, auf das allergenaueste ansah und seine absolut zutreffenden, wenn auch leicht satirisch gefärbten Beobachtungen mit einer an Menzels unerbittlichen Realismus erinnernden Treue wiedergab.



Kaffeeklatsch.

Reinicke zeichnete und malte mit einer Gewissenhaftigkeit, der keine Linie im Gesicht und kein Fältchen am Kleid entging, die Menschen seiner Umgebung: mit besonderer Vorliebe die elegante Welt, die er in dieser Form für die Kunst eigentlich erst entdeckt hat, aber auch jeden anderen Mitmenschen, Männlein und Weiblein, die schönen und die häßlichen, die interessanten und die gleichgültigen. Für seinen Stift und Pinsel war jeder Kopf und jede Gestalt, jede Miene, Haltung und Tracht ein des Schilderns wertes Objekt. Die Komik dieser Galerie zeitgenössischer Alltagsmenschen aber beruhte gerade darin, daß sie größtenteils unfreiwillig war. Und zu zeigen, daß die meisten Menschen so, wie sie sind, schon Anlaß zum Lächeln, wenn nicht zum Lachen geben, ist ja letzten Endes die Aufgabe solcher klar und scharf sehender Beobachter, wie René Reinicke einer gewesen und bis zum heutigen Tage geblieben ist.

Achtundzwanzig Jahre lang hat Reinicke für die „Fliegenden Blätter" gezeichnet. Kein Wunder, daß sich da von seiner Kunst eine Tradition hergeleitet hat, die heute noch nachwirkt, und an deren Früchten die Gegenwart eine ebenso große Freude hat, wie sie die letzten Jahrzehnte an Reinickes Kunst und an der seiner zahlreichen mehr oder weniger talentvollen Nachahmer und Mitläufer empfunden hat. Man darf aber nicht glauben, daß René Reinicke in dieser reichen illustrativen Tätigkeit von der auch die Jahresbände der Leipziger „Illustrirten Zeitung" aus der Vorkriegszeit ein beredtes Zeugnis ablegen, sein Genügen gefunden hätte. Es mußte ihn zu allen Zeiten locken, die Resultate seiner wahrhaft glänzenden Beobachtungsgabe auch in selbständigen Schöpfungen niederzulegen. Und das tat er in seinen zahlreichen Aquarellen und Ölbildern, die allerdings ungefähr das gleiche Stoffgebiet wie seine illustrativen Arbeiten, aber eben doch den Vorzug größerer Freiheit und Intimität haben. Gar nicht zu reden von den koloristischen Reizen, die bei dieser ungemein bunten Welt von tatsächlicher Unerschöpflichkeit sind.

Es soll der Wert der Ölbilder Reinickes nicht irgendwie verkleinert werden; und gerade wer das Glück gehabt hat, einige der jüngsten, in Öl gemalten Stilleben und Landschaften dieses in allen Sätteln gerechten Universalkönners zu sehen, wird von dessen Beruf zur Ölmalerei unbedingt überzeugt sein. Aber was René Reinicke als Aquarellist (Gouachemaler) leistet, scheint mir doch die Krone seines künstlerischen Schaffens zu sein. Reinicke gewinnt dem Aquarell Wirkungen ab, die, rein technisch gewertet, beinahe unfaßbar sind. Und man kann sagen, daß diese Arbeiten das Äußerste darstellen, was dem Realismus auf diesem Spezialgebiet zu erreichen überhaupt möglich gewesen ist. Auch hier ist die Erinnerung an Menzel kaum auszuschalten. Es führt unzweifelhaft eine direkte Linie von ihm zu Reinicke.

Über das Leben dieses Meisters, der leider aus dem Bewußtsein der Gegenwart allmählich durch andere Talente verdrängt worden ist, die ungefähr dasselbe wie er, aber in moderner Sprache und Nuancierung sagen, ist nicht viel zu berichten. Geboren ist er 1860 in Strenz-Naundorf in der Provinz Sachsen. Er hat u. a. bei Ed. v. Gebhardt in Düsseldorf studiert, bei diesem Physiognomiker ersten Ranges, dessen Realismus sicher nicht ohne Einfluß auf Reinickes Kunstanschauung geblieben ist, und später in München, wo er bis heute lebt und schafft, dem ersten Präsidenten der Münchner Sezession, Bruno Piglhein, beim Malen seines einst berühmten, durch Feuer zerstörten Panoramas „Die Kreuzigung Christi" geholfen. Mehr ist an Daten und besonderen Dingen, die für die Öffentlichkeit wichtig wären, aus Reinickes Leben kaum zu erzählen. Um so beredter sind dafür seine Werke.



Im Hofbräuhaus zu München (Großer Saal).



Kunstmaler X.

Zum links stehenden Bilde: „. . . Die schweren Zeiten . . . und dann die neuen Richtungen . . Wenn ich auch jetzt solche Sachen machen muß . . . nach Photographien . . . ich weiß aber, ich habe etwas gemacht, früher, das über kurz oder lang heraufkommen, zur Geltung kommen wird . . . und das hält mich aufrecht."



Verstimmung. (Mit Genehmigung des Verlags Braun & Schneider in München.)



Der Künstler in seinem Atelier. (Phot. Kester & Co, München.)

René Reinicke in seinen Werken.



Die neue Gouvernante. (Neue Pinakothek, München.)



Mutter und Tochter.



Im Restaurant. (Mit Genehmigung des Verlags Braun & Schneider in München.)

Tanzkunst und Tanzkultur.

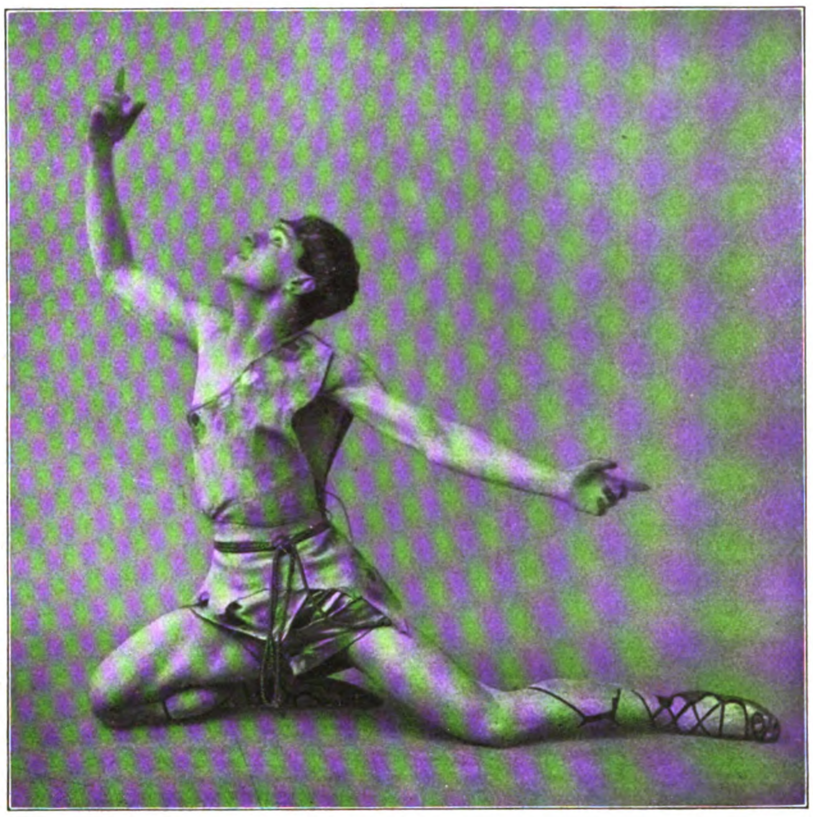
Von Andreas P. Scheller.

Aus dem Urgrund des Seins heraus ist der Tanz Erscheinung geworden. Eine neue Welt ist gestaltet, die in Inhalt und Form nur sich selbst hat. In der Tänzerin hat das tänzerische Leben das Ausdrucksmittel gefunden. Im Tanz tritt das Vitale, unabhängig von allen anderen Daseinsformen des Lebens, neu hervor. Das Weib, Quell und Träger allen vitalen Lebens, ist Verkünder und Hoherpriester des Tanzes. Die moderne Tanzkunst wurde geschaffen von Tänzerinnen, die sich aus der Gemeinschaft, sei es die Tanzschule, sei es das Ballettensemble, loslösten und als Einzelpersönlichkeiten, als von allem abgeschlossene Eremiten der Kunst, nur aus sich selber heraus ihren Tanz, den Tanz schufen. Sie haben sich offenbart, ganz unabhängig voneinander, und sie haben durch ihre Kunst die Elemente einer Tanzkultur geschaffen. Die Kristallisation und Gestaltung des Tänzerischen in einem Weibe, das in seinem Tanz den ganzen Kreis seines Erlebens bringt, macht die Tänzerin zum Ausgangs- und Mittelpunkt einer Welt, die mit dem Tanz entsteht und wieder versinkt. Die Tänzerin schafft um sich ein neues Dasein, dessen absolute Herrscherin sie ist. Außerhalb der Ausstrahlungssphäre ihres Tanzes ist für sie nichts vorhanden, innerhalb dieser Sphäre ist alles fremd, was ihr tänzerischer Wille nicht gewollt hat. Jeder Tanz leuchtet auf, schließt sich in sich selber ab, tritt überhaupt nicht in Beziehung zu allen übrigen Daseinserscheinungen und vergeht wieder, nichts zurücklassend als ein Erlebnis. Fremd ist jedem Tanz auch jede andere tänzerische Erscheinung. Grundverschiedene Welten führen ihr Dasein unabhängig voneinander, ohne Beziehungen zueinander und ohne Ähnlichkeit im inneren Verlauf der Lebenswellen. Und selbst wenn ein gemeinsamer Rausch, erzeugt von dem gleichen musikalischen Erlebnis, bei allen der letzte Ausgangspunkt des Entstehens ist und ein gemeinsamer Formwille, der auch aus der Musik kommt, den zeitlichen Verlauf bestimmt und geistig gestaltender Faktor wird: jeder Tanz ist eine Welt für sich. Die Erkenntnis dieser Tatsachen zeigt die Situation, in der sich die moderne Tanzkunst befindet. Eine Fülle von tänzerischen Individualitäten, die alle für sich dastehen und durch nichts anderes miteinander verbunden sind, als daß sie alle den Namen „Tänzerin" führen, gibt der modernen Tanzkunst das Gepräge. Jede Tänzerin, die Eigenes bringt, hat ihren Stil, jede große Tanzschöpfung soll stilvoll durchgeführt sein. Die moderne Tanzkunst als solche ist ein Chaos. Keine Macht hält die auseinanderstrebenden Elemente zusammen, kein gemeinsamer Wille, dessen Ausgangspunkt und Ende eine allumfassende Idee ist, schafft den Stil des Tanzes und damit eine Tanzkultur.

Eine starke Persönlichkeit, die ordnend hineingreift, eine große Tänzerin, die als leuchtendes Vorbild voranschreiten könnte, beide werden die Tanzkultur nicht bringen, ohne das tänzerische Leben, das aus allen strömt, an den wesentlichsten Stellen zu zerstören. Nur eins kann zusammenfassen und alle Kräfte verwertend aufbauen: die Gemeinschaft tänzerischer Individualitäten, deren künstlerischer Ausdruck „Gruppentanz und Tanzspiel" sein werden. Von der Tänzerin muß alles ausgehen. Sie ist nicht Mittel zum Zweck, aus ihr fließen die Quellen, und sie ist Trägerin des tänzerischen Lebens und wird es immer bleiben müssen. Aber ihr Tanz soll nicht nur Verkörperung ihres ureigenen Wesens sein, sondern die Verkörperung der Idee des Tanzes werden. Ihre Eigenart soll nicht verwischt werden, die stärkste Persönlichkeit soll ihr Recht behalten, aber in der Gemeinschaft wird das tänzerische Leben, das unaufhörlich aus allen sprudelt, zur höchsten Steigerung gebracht werden und dem Tanz die letzte Weihe geben.



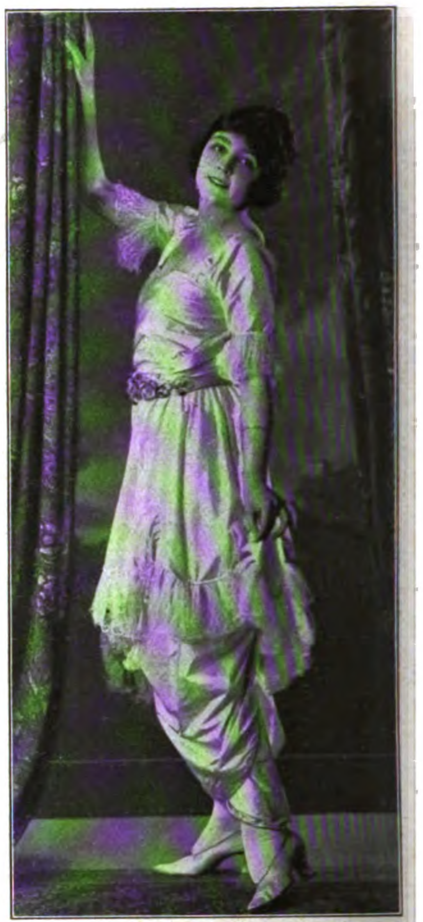
Neuer Reitdreß mit Gummimantel und Weste. (Frau Baronin v. Helmholt.) Modell: Gerard Bresser, Berlin. (Phot. Atelier Balázs, Berlin.)



Der Tänzer Irail Gadescov, der in Berlin mit großem Erfolge auftrat und sich als einen der ersten Meister durchgeistigter Tanzkunst erwies. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Eine Berliner Attraktion: Das Ballett Eric Charell beim Tanz „Der Vogelfänger". (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Amerikanisches Abendkleid aus marineblauem Taft, verziert mit Straußenfedern verschiedener Schattierung. Der Rock verengt sich nach unten. Der Gürtel ist mit handgestickten buntfarbigen Blumen geschmückt.

Aus Kindermund.

Die vielen Väter. Die Mutter hat eine Mußestunde dazu benutzt, das Familienalbum vorzuholen und den Kindern die einzelnen Photographien zu erklären. „Siehst du," sagt sie zur Jüngsten, indem sie in dem Album blättert, „das ist dein Vater, das ist auch dein Vater, das auch, und das ist wieder dein Vater."

„Aber Mutti," sagt plötzlich die Kleine, „da habe ich ja schrecklich viele Väter gehabt."

Aus Lieschens Schulaufsatz. „Homer war einer der größten Dichter des klassischen Altertums. Er soll blind gewesen sein, als er das Licht der Welt erblickte."

Die Zensur. In der Schule sind die Jahreszensuren verteilt worden. Auf dem Nachhausewege sagt ein kleiner Lockenkopf zur Freundin: „Im Schreiben und Rechnen habe ich nur 3, in der Liebe aber 1." Sie meinte die Zensur in Ordnungsliebe.

Früh übt sich ... Mutter (zur kleinen Erika): „Möchtest du noch ein Schwesterchen haben?"

Erika: „Gewiß, Mutti, aber es darf nicht hübscher sein als ich."

Der Kaminkehrer.

Von Fritz Müller.

Vor einem winzigen Häuschen in der Vorstadt ging ich vorbei, als ein Kaminkehrer ins offene Fensterchen hineinrief: „Morgen kimm i kehr'n!"

„Morg'n können S' net kehr'n kommen", rief eine Stimme von drinnen.

„Bittschön, a Kaminkehrer kann kehr'n kommen, wann er mag!"

„Bittschön, bei mir kann a Kaminkehrer net kehr'n kommen, wann er mag!"

„Ha, warum sollt bei Ihnen a Kaminkehrer net kehr'n kommen können, wann er mag!"

„Weil'n mir kein' Ofen ham!"



Karneval. Nach einem Gemälde von Walter Ernst Webster.

Wiener Musik-Salons. / Von Claire Patek.

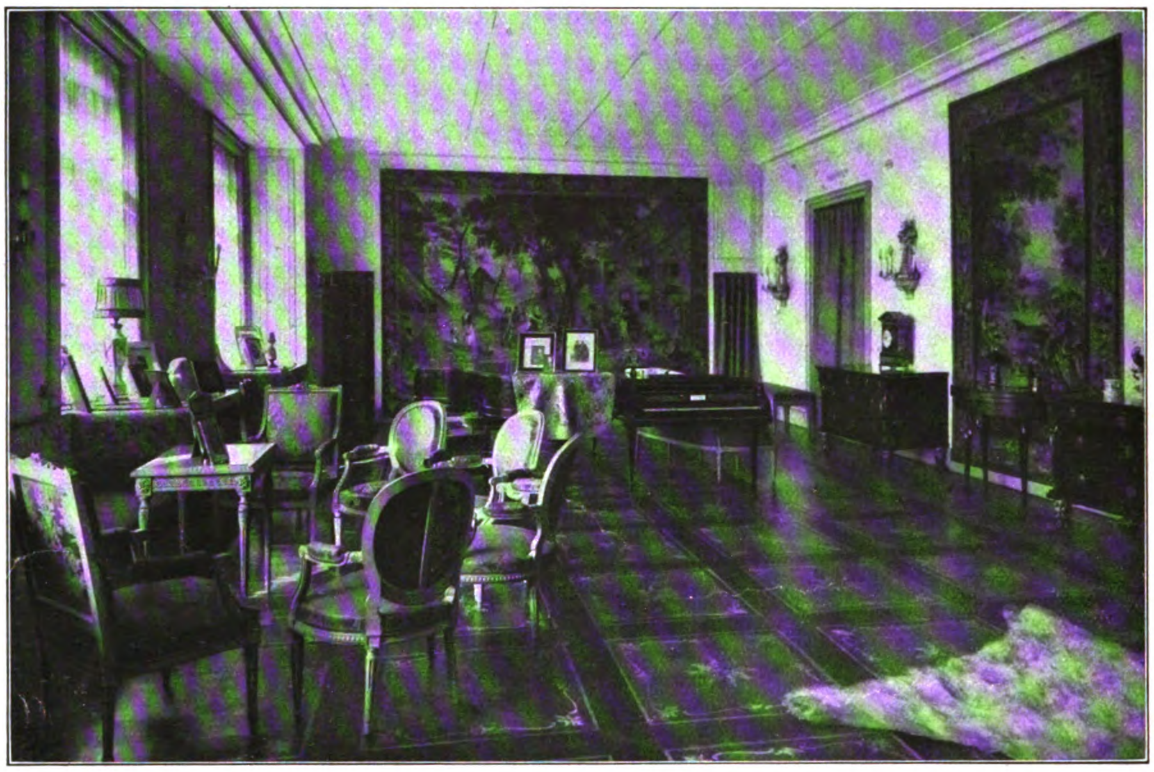


1. Musikzimmer von Felix v. Weingartner. (Phot. Reiffenstein, Wien.)



2. Musikzimmer des berühmten Tenors Leo Slezak.

Beim Musikzimmer müssen der persönliche Geschmack und die Vorliebe zum modernen Komfort den Mittelweg halten. Denn eben bei diesem Raum muß intime Wirkung durch irgendein lauschiges Eckchen erzielt und dennoch darauf gesehen werden, daß der Raum nicht eng und gedrückt wirkt. Man liebt es, im Musikzimmer, wenn es groß und imposant ist, durch Rundung des Plafonds den Schall der Töne gleichsam einzufangen und dadurch die Akustik zu erhöhen; Bilder oder Gobelins an den Wänden, maßvoll verteilt und derart ausprobiert, daß ebenfalls der Schall nicht leidet, sind geschmackvollste Zier, und strahlendes Sonnenlicht, durch breite Fenster fallend, ist bei Tage ebenso wichtig wie abends die Fülle von elektrischem Licht, das sich brillierend und blitzend über den großen Musiksalon ergießen muß.



3. Musiksalon der berühmten Sängerin Selma Kurz. Entwurf: Professor Loos. (Phot. Reiffenstein, Wien.)

Wenn wir von dem großen, wirkungsvollsten Musiksalon sprechen, den Abbildung 5 zeigt, einem Interieur bei dem hervorragenden Kunstkenner und -sammler Dr. Josef Kranz, so sehen wir gleich den runden Plafond. Der Raum ist von einem der ersten Architekten, Professor Ohmann, entworfen. Prunkvollst und doch äußerst geschmackvoll halten Marmorsäulen den weißen Plafond, der nur durch Holzschnitzereien in Dunkel an den Seiten und zum Abschluß der Scheinbogenform gehoben wird. Dieses Arrangement ist sehr wirkungsvoll, auch die mit rotem Brokatdamast bekleideten Wände sind derart in Lambris gefaßt (Louis XV. und XVI.). Goldmöbel mit prachtvollen antiken Gobelinmusterungen, das mit herrlichen Spitzen bedeckte Klavier mit der stilechten Goldbank, die Fülle von Kristalleisten, das spiegelnde, teppichlose Parkett machen diesen Musiksalon zu einem der schönsten in Wien. — Die weltberühmte Primadonna der Wiener Staatsoper, Selma Kurz, liebte es, ihren Musiksalon (Abbild. 3, Entwurf von Prof. Loos) in Hellgrau zu halten. Graue Holztäfelung, gelbgrauer Brokatdamast als Möbelbezug, ebensolche Portieren anstatt Türen, eine entzückend intim wirkende Nuance. Gobelins an den Wänden, zwei Klaviere, kunstvoll eingelegte Parkette zeigen ebenso wie die bloß mit einem Stück Brokat gezierten, sonst in ihrer glänzenden Politur wirkenden Musikinstrumente die Vornehmheit und die Geschmackskultur der Bewohnerin.

Das Musikzimmer bei Felix v. Weingartner, Direktor der Volksoper in Wien (Abbild. 1), ist neben den vergoldeten Louis-XV.-Möbeln auch in Weiß eingerichtet, eine Mischung, die reizend ist. Auch hier lauschige Ecken und viel Licht.

Der berühmte Opernsänger Leo Slezak hat seinem Musikzimmer seinen persönlichen Geschmack verliehen. Viel Licht und die Hauptsache sein „Bechstein" (Abbild. 2). — Der Musikraum einer der begabtesten und interessantesten Frauen Wiens ist Abbildung 4 bei Ella Zirner-Zwieback. Das absolute Zurücktreten aller anderen Gegenstände des Raumes ist hier in bester und künstlerischster Weise gelöst. Die Musikinstrumente und das Licht bei Tage und auch abends sind hier bestimmend.



4. Musikraum bei Frau Ella Zirner-Zwieback.



5. Musiksalon bei Dr. Josef Kranz. Entwurf: Professor Ohmann. (Phot. Reiffenstein, Wien.)

Das Buch der Kindheit

Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter.

(4. Fortsetzung.)

Die Türken und der Chiccolani-Garten.

Nach all diesen Eindrücken war der Unterricht in der Geschichte und Mythologie der alten Völker, das Lernen der Erzählungen des Alten und Neuen Testamentes, der Psalmen und Prophetenworte nur ein Weiterleben in dem Geschauten, ein festeres Ausbauen dessen, was schon sicherer Besitz von Geist und Seele geworden. Der Lehrerin erging es wie der Schülerin. Wir trieben miteinander, was uns Freude machte, was uns innerlich wirklich beschäftigte. Alles andere, wie deutsche Grammatik und besonders das Rechnen, war lästige Beigabe, die wir möglichst schnell erledigten, um zur Hauptsache zurückzukehren. In den neueren Sprachen kamen wir beide durch Übung schneller vorwärts als durch ein systematisches Studieren, das freilich nicht ganz vernachlässigt werden durfte. So blieb meine Schulbildung lückenhaft. Manches habe ich nie gelernt und nie begriffen, in anderen Dingen war ich später meinen Altersgenossinnen weit voraus.

In der Straße hinter unserem Hause wohnte der älteste Bruder meiner Mutter, ein gutmütiger blonder Riese, mit seiner brünetten, kraushaarigen, kleinen Frau. Durch Vermittelung meines Vaters war er mehrere Jahre in einer Zuckerfabrik in Kafr Zajat tätig gewesen, hatte dann aus mir unbekannten Gründen seine Stellung aufgegeben und lebte von allerlei Gelegenheitsgeschäften, auf eine Anstellung wartend. Die Wohnung der Verwandten war so bescheiden wie möglich und erschien mir doch als ein Hort der Gemütlichkeit. Tante Minnas Wunsch nach einem eigenen Kindchen wurde nie erfüllt. Schließlich artete er zur krankhaften Leidenschaftlichkeit aus, bis sie und ihr Gatte sich entschlossen, ein kleines Mädchen zu adoptieren. Aufs innigste schloß sich die gute Tante an uns, ihre Nichte und die kleinen Neffen, an. Sie war und blieb selbst zeitlebens ein Kind an Gemüt und quecksilbernem Temperament. Ich mußte schon damals zuweilen über sie lächeln und hatte sie doch unbeschreiblich lieb. Tante Minnas Wirtschaften mit dem „Jungen“, einem vierzehnjährigen Fellah aus dem gelben Lehmdorf oben am Nil, glich dem eifrigen Kochenspielen von zwei Kindern. Unter ihrer Anleitung entwickelte sich Mohamed zu einem tadellosen Diener für alles. „Behmers Junge“ reinigte nicht nur die Zimmer, kochte, wusch und plättete die weißen Kleider, buk Brot, stopfte Strümpfe, es gab bald nichts im Haushalt, was dieser immer lachende ägyptische Dorfjunge nicht in der Vollendung ausgeübt hätte. Natürlich sprach er auch Deutsch. Aber daß er mir auch meine schriftstellerische Laufbahn öffnen würde, hatte wohl keiner von uns beiden gedacht. Guter Mohamed — der Zoll meines Dankes sei dir hierdurch abgestattet. Sicher weilst du nicht mehr unter den Lebenden, denn die Kinder des ägyptischen Bodens werden nicht alt.

Es gab keine hilfreichere Natur als Tante Minna. Auch war sie gänzlich unbeschwert von den gesellschaftlichen Vorurteilen der Kaufmannsfrauen in den Städten. Die europäischen Familien pflegten keinen Verkehr mit den Türken. Man besuchte nur einmal den Harem des Vizekönigs oder eines der Prinzen als Kuriosität, wie man die Pyramiden und Moscheen besuchte, nicht anders. Doch in Kafr Zajat, wo es keinen Europäer gab, hatten sich mancherlei Anknüpfungen zwischen der Tante und den türkischen Damen gesponnen. Ihre Hilfe in Krankheitsfällen wurde gern angenommen und sehr geschätzt. Durch sie wurde ich denn auch bei einer Paschafamilie eingeführt. Man wurde dort immer für den ganzen Tag geladen. Leider war meine Kenntnis des Arabischen noch zu gering, als daß ich mit den Kindern gemütlich hätte schwatzen können. Wußte man nicht mehr, was beginnen, so wurde der Schmuck der beiden Schwägerinnen, die gemeinsam Haushalt führten, hervorgesucht und ihre vielen, bunten, mit Gold und Silber reich bestickten Festkleider herangeholt. Da gab es denn freilich genug zu schauen. Recht unangenehm war es mir, daß alles, was ich selbst am Leibe trug, von den Damen, ihren Kindern und den schwarzen Dienerinnen neugierig untersucht und mit endlosem Gekicher kritisiert wurde. Die Mode gebot, europäische Gebräuche nachzuahmen. Es wurden gleich ebensolche Wäschestücke, Stiefel und Kleider bestellt, wie wir sie besaßen. Statt in ihren kleidsamen bunten türkischen Kittelchen waren Fatme und Ali bald in europäische Dutzendware eingezwängt. Nur gegen die Stiefel pflegte Ali zu rebellieren; da der kleine, fünfjährige Bengel der unumschränkte Gebieter des Harems war, trug er denn weiter seine bequemen roten Pantöffelchen zu dem englischen Matrosenkostüm. In unserem Hause hatte er mit Entzücken eine Nähmaschine gesehen. Leider erlaubte man ihm nicht, sie anzurühren. Bei meinem nächsten Besuch zeigte er mir triumphierend eine Nähmaschine, an der er allein den ganzen Tag drehen konnte. Wir erzählten ihm, wie herrlich die kalten Seebäder bei der Sommerhitze wären, und sofort beschloß er, ebenfalls Seebäder zu nehmen — ein unerhörtes Beginnen in einem ägyptischen Harem. Aber was half's! Ali gebot, und seine Mutter, seine Tante, seine Schwester und vier Negersklavinnen mußten sich aufmachen, ihn in die Badeanstalt bei der Nadel der Kleopatra zu begleiten, wo er uns treffen wollte. Badeanzüge und Bademäntel nach europäischer Art waren gekauft worden.

Das gab ein Gedränge und Gekribbel und Geschnatter in der von uns gemieteten Kabine. Man stieg von hier aus ein Treppchen hinunter in das große Bassin, wo sich schon viele Frauen und Kinder fröhlich an den aufgespannten Seilen im Wasser schaukelten.

Ali konnte kaum erwarten, bis er ausgekleidet war. Es schien ihm zu reizend, auf dem mit weißen Schaumkrönchen geschmückten grünen Kristall dort unten herumzuspringen. Kaum war ihm das Badehöschen übergestreift, da war er auch schon wie ein Blitz davon, die Treppe hinunter und versank in der Tiefe. Glücklicherweise packte ihn im selben Augenblick Fräulein Clara, die unten gestanden. Prustend, spuckend, brüllend tauchte er wieder empor aus der tückischen Flut — und keine Überredungskunst konnte ihn zum zweiten kalten Seebad bewegen.

Alis und Fatmes Mutter war eine hohe dunkle Frau, deren linkes Auge, ziemlich abscheulich anzusehen als ein grauweißes Gallert, halb aus seiner Höhle hing. Sie hatte gegen uns ein freundliches, mütterliches Wesen und flößte mir mehr Zutrauen ein als die rothaarige und sehr mokante Schwägerin.

Später aber hörte ich, daß der Pascha, ihr Gatte, meinem Onkel einmal geklagt habe, sobald er eine Sklavin kaufe, die ihm gefiele, so gäbe ihr die Frau ein Tränklein, daß sie sterben müsse, und er habe auf diese Weise schon manche tausend Piaster umsonst ausgegeben.

Da war es denn doch ein unheimlicher Gedanke, mit einer vielfachen Giftmischerin so gemütlich die Finger in eine Eßschüssel getaucht zu haben.

Die trockene Sommerhitze war nach der Abkühlung der Seebäder in unseren hohen, verdunkelten Räumen ganz erträglich. Von schweren Krankheiten blieben wir in diesen Monaten verschont. Nur meine Mutter wurde häufig von der Krisis befallen, die furchtbar in ihrem armen Körper wütete, und gegen die die Ärzte kein Mittel wußten. Halb besinnungslos vor Schmerzen, kühlende Zitronenscheiben auf der Stirn, lag sie an ihren Migränetagen im Bett, unfähig, ein Wort zu reden; ihr Wimmern und Stöhnen drang durch das Haus. Obwohl uns der Anblick gewohnt war, befiel mich jedesmal ein verzweifeltes Mitleid. Sah ich Mamas schöne Stirn von der weißen Kopfwehbinde umwickelt, stand mein Herz fast still vor Schrecken. Sie kam — sie kam — die Bestie, das heimtückische Gespenst . . . Ob, wie geduldig sie litt — die Arme, Geplagte — ich meinte oft, sie hätte sich zur Wehr setzen, um sich schlagen, zornig werden müssen — aber sie hatte nicht einmal die Kraft, ein böses Wort zu sagen, wenn die Brüder hereingestürmt kamen. Natürlich hielt Fräulein Clara die Kleinen an solchen Tagen möglichst fern. Nur ich durfte ihr kleine Dienste leisten. Und so lernte ich früh im Krankenzimmer leise Schritte, behutsame Bewegungen, eine gedämpfte, freundliche Stimme. Nach einem tiefen Schlaf trat dann gegen Abend — oft auch erst am zweiten Tage, eine plötzliche Besserung ein. Ich durfte Tee und Keks bringen. Mit friedlichem Ausdruck lag sie in den Kissen, ich las ihr vor, oder wir plauderten miteinander. Das waren die Stunden in dem dämmerigen Leidenszimmer, in denen ich meiner Mutter zuerst seelisch näher kam. Jede Einladung, jedes Vergnügen hätte ich dafür geopfert.

Einmal aber mußte ich doch bedauern, Fräulein Clara und die Brüder auf dem täglichen Spaziergang nicht begleitet zu haben. Freudig aufgeregt kamen sie heim. Sie waren eine breite, sonnige Straße hinabgetrottet, die von einer hohen Mauer begrenzt wurde. Ein paar wilde, hoch sich bäumende Reitpferde wurden ihnen entgegengeführt. Um den scheuenden Tieren auszuweichen, hatte Fräulein Clara die Kinder dicht an ein grünes Tor in der Mauer gedrängt. Das Tor öffnete sich, die Gäule einzulassen. Fräulein Clara und die Jungen flohen zur Seite, um Raum zu geben, und befanden sich in dem zauberhaftesten Garten, der sich denken läßt. Auf ihre Bitte hin hatte der Türhüter ihr erlaubt, ihn zu besichtigen, und sie selbst sowie die Brüder überboten einander in der Schilderung all der Schönheiten, die er enthielt. Meine Neugier war heftig erwacht, die Spannung wurde vergrößert durch die Unsicherheit, ob es uns gelingen würde, den herrlichen Garten noch einmal zu betreten. Schon in den nächsten Tagen wurde der Versuch gemacht.

Fräulein Clara hatte mir kurz zuvor erlaubt, das Goethe-Märchen „Der neue Paris“ zu lesen, mit dem meine Phantasie sich lebhaft beschäftigte.

Nun mein Erstaunen: Ich finde die lange Mauer — die grüne Pforte, gekrönt von einem Geflecht goldener Lanzenspitzen. Wir treten ein — der Alte an der Tür nickt freundlich, seine Handbewegung fordert uns auf, nur weiter zu gehen.

Ein Kranz von Bäumen mit feingefiedertem Laub und rosenroten Beerentrauben, verbunden durch leichte Girlanden von bunten Rankenblüten, umstand ein stilles Gewässer, aus dem ein künstlicher Springbrunnen funkelnde Wasserkugeln in die Luft warf.

Jenseits des Rondells öffnete sich ein schimmernder Marmorpfad, den weiße, hohe Götterstandbilder umgrenzten. Er führte auf eine heitere Villa zu. Breite Glastüren gaben den Blick in einen schönen, mit Blumen und grünen Gewächsen geschmückten Saal frei. Zierlich geschwungene Brücklein über Wasserläufe fehlten nicht, überall rieselte, rauschte, sprudelte es von himmlisch erquickendem Naß, und das Grün, die vielen Blumen dufteten und glänzten in der feuchten Frische. Wohl war alles ein wenig verschieden von dem Zaubergarten des jungen Paris-Goethe, und doch gab es eine wundersame Ähnlichkeit. Die goldenen Lanzenspitzen der grünen Pforte konnten sich neigen, in dem Saale erwartete ich beinahe die drei holden Göttinnen in dem grünen, dem roten, dem gelben Gewande sitzen zu sehen — jeden Augenblick konnte das reizende Mädchen mit seinem Zauberspielzeug hinter dem Busche hervortreten, und wie gern würde ich seiner Aufforderung gefolgt sein und die lebendig werdenden Soldaten gegen die Bäume geworfen haben. Denn daß alles Spielzeug ein ihm eigenes Leben besitzt und nur auf die Zauberformel wartet, um aus seiner Erstarrung erlöst zu werden, war mir eine gewohnte und liebe Vorstellung. Jedenfalls verschmolz dieser Garten in meiner Phantasie so sehr mit dem Goetheschen Zaubergarten, daß ich völlig überzeugt war, die grüne Pforte bei einem erneuten Besuch nicht wiederzufinden.

Die Dinge entwickelten sich realer und doch höchst erfreulich. Die Villa, deren Wände feine Malereien in pompejanischer Manier schmückten, mit dem schönen Garten in seiner gepflegten Künstlichkeit wohl der Besitzung eines vornehmen Römers der Kaiserzeit würdig, gehörte einem gewissen Herrn Chiccolani, dem Inhaber der größten und prächtigsten Warenhäuser auf dem Konsulsplatz. Der alte Junggeselle verbrachte seine Tage meist in Paris — die Villa in Alexandrien wurde selten von ihm bewohnt. Mein Vater, der ihn gut kannte, nahm Rücksprache mit ihm, und die Benutzung des Gartens wurde uns gern gestattet.

Viele, viele Nachmittage haben wir dort zugebracht, mit unseren Schularbeiten, Büchern und Spielsachen. Immer wieder war es bezaubernd, aus der girrenden weißen Sonnenglut, dem weißen Kalkstaub der Straße, aus der heißen, trockenen Luft, die so sandig in der Kehle brannte, in sein frisches, duftiges Schattengrün einzutreten. Nie wurden wir müde, seine Wunder anzustaunen. Wie viele Marmorbänke luden an seinen Wasserkünsten zum Träumen ein! Aus einem Teich mit Goldfischen erhob sich eine Grotte aus Tuffsteinen, ganz überblüht von zahllosen Kallas, deren ernste weiße Kelche so feierlich ihren schöngeformten Blättern entsteigen.

Eine Riesen-Paulownia war mein Liebling. Der edle Baum stand ganz frei auf einem grünen Platz, und im Frühling, wenn er nur eine Kuppel blauer Blüten bildete, hing ihr starker Duft wie eine Wolke von schwerer, betäubender Süße über dem Garten.

Durch den Rosengang führte der Weg zur Araukarie. Hoch wie eine mächtige Tanne, in der strengen Symmetrie ihrer Äste, die schleppend rings die Erde bedeckten und dann in Pyramidenform sich bis zur feinsten Spitze verjüngten, wirkte sie überwältigend, und man lernte verstehen, daß Menschen Bäume als Gottheit verehrten.

Außer den Gärtnern und Dienern, die unaufhörlich beschäftigt waren, die Besitzung in tadelloser Ordnung zu erhalten, sah man keinen Hausbewohner. Es wirkte daher ziemlich ernüchternd, als endlich einmal ein alter Herr in einem Schlafrock von schwarzem Samt mit roten Troddeln aus der Glastür hervortrat, uns freundlich lächelnd begrüßte und wir erfuhren, dies sei der Herr Chiccolani, der Besitzer unseres geliebten Gartens. Auch eine Dame mit einem mächtigen, dunklen Chignon und einem kornblumenblauen Seidenkleid sahen wir in jener Zeit auf der Veranda sich in einem Schaukelstuhl wiegen. Ich fand sie reizend und sprach es auch aus. Aber Fräulein Clara und das Kindermädchen wechselten bedeutungsvolle Blicke, und Fräulein Clara befahl mir mit einem Gesicht, das die äußerste Verachtung ausdrückte, nicht zu dieser Person hinüberzusehen. Eine von den drei so sehnlich erwarteten Zaubergöttinnen konnte es also nicht gewesen sein!

Später ging es mit dem Chiccolani-Garten wie mit allen seltenen Dingen dieser Erde. Auch anderen Familien wurde der Eintritt gestattet. Aber während wir, unter der strengen Aufsicht unserer Erzieherin und auch aus Ehrfurcht vor der gepflegten Schönheit, uns stets gehütet hatten, etwas zu beschädigen, rissen die verzogenen italienischen Kinder Früchte und Blumen ab, sprangen auf die Beete und verübten so viel Unfug, daß zuletzt der Gärtner allen den Eintritt verbot. Nur an Sonntagen war der Garten noch für das Publikum geöffnet, und hierdurch verlor er seinen Zauber für uns.

Leidenszeiten.

Im Herbst, als mein Vater wieder seine gewohnte Einkaufsreise angetreten hatte, erreichte uns die Nachricht vom Hinscheiden der guten Großmutter. Schon gehörte sie nicht mehr zu meiner Wirklichkeit, das starke Erleben des letzten Jahres hatte sich vor die Erinnerung an Dessau gedrängt. Schnell wurde ich mit Schmerz und Tränen fertig, und es reizte meine Ungeduld, Mama immer verweint und mit einem traurigen Gesicht in ihren schwarzen Kleidern einhergehen zu sehen. Ich fühlte, wie ihr Kummer mir sie entfernte. In mir grollte die erste bewußt werdende Auflehnung gegen das Leiden der Welt, das auf solche Widerstände froher, junger Menschen doch gar keine Rücksicht nimmt. Ich sollte es bald an mir selbst erfahren.

Eines Mittags wurde ich mit einer Bestellung zu Behmers geschickt. Mama befahl mir, zu eilen, da das Essen schon warte; ich verschwatzte mich aber und lief dann mit großen Sprüngen die alte, ausgetretene Treppe hinab, mein Fuß blieb hängen, ich überschlug mich und lag unten.

Als ich mich erheben wollte, fühlte ich einen starken Schmerz in der Schulter; schwindlig und halb betäubt, setzte ich mich auf die unterste Stufe und weinte. Nach einer Weile kam Thom, den meine Mutter ausgesandt hatte, um mich zu holen, und der, nicht wenig erschrocken, mich heimführte.

Der Arzt stellte den Bruch des Schlüsselbeins fest: „Nichts Gefährliches." Er legte den Arm in einen schweren Verband, empfahl einige Tage Bettruhe und begab sich auf die Reise zu den Festen, die bei der Einweihung des Suezkanals abgehalten wurden. Mir schien es unmöglich, mit dem schweren Verband aufzustehen und herumzugehen; ich fühlte mich außerdem so schlecht, so benommen im Kopf, daß meine Mutter mich im Bett liegen ließ, bis ihr meine eigentümlich schiefe Haltung auffiel und sie zum Arzt sandte. Der war in Suez, ein Vertreter nicht bestellt, und überdies hatte mein Vater Weisung gegeben, keinen levantinischen Arzt zu den Kindern zu lassen. Als Dr. F. zurückkehrte und den Verband abnahm, war der Bruch zwar geheilt, aber die Sehnen des Halses hatten sich verkürzt, der Kopf lag schief auf der Schulter und war ganz unbeweglich. Er fauchte mich an, das seien alberne Einbildungen. Mit einem Fluch packte er mein armes Haupt zwischen seine Männerfäuste und versuchte es herumzureißen, mit dem einzigen Erfolg, daß ich einen mörderlichen Schrei ausstieß. Von diesem Augenblick an wurde ich von heftigsten Kopfschmerzen geplagt. Er zuckte die Achseln, erklärte, ich müßte nach Europa gebracht und dort operiert werden. Darauf ging er seiner Wege.

Meine unglückliche Mutter verzehrte sich in Selbstvorwürfen, doch war es ihre Art, wenn etwas sie tief bewegte, still und starr zu werden. Dem Vater seinen Liebling als einen armen, kleinen Krüppel entgegenzuführen, muß ihr namenlose Qualen bereitet haben, und sie hat gewiß tausendmal mehr gelitten als ich selbst.

Ich ging in einem sonderbaren Traumzustand umher. Viel zu sehr mit meinen Phantasien beschäftigt, um wirklich eitel zu sein, hatte ich doch die unmäßigen Schmeicheleien, mit denen hübsche blonde Kinder von den Südländern beschenkt werden, nicht überhören können. Nun zeigte mir der Spiegel mein völlig verzerrtes Gesicht, jede Bewegung verursachte mir Schmerzen; ich war weinerlich, verdrossen, müde, und wußte doch kaum, warum.

In dieser trübseligen Zeit lebte Ägypten in einem Rausch von Festen. Der Suezkanal war unter großem Pomp übergeben, Kaiserin Eugenie fuhr durch die Straßen und entzündete alle Herzen. Die deutsche Kolonie empfing den preußischen Kronprinzen, das Ideal männlicher Kraft und Schöne, wie die Pariserin das Urbild weiblichen Reizes darstellte. Es wäre meines Amtes gewesen, „unserm Fritz" einen Blumenstrauß zu überreichen; davon konnte nun keine Rede sein. Fräulein Clara und die Knaben sahen ihn von weitem und jubelten ihm zu.

Hätte ich in jenen Monaten die Bücher nicht gehabt! Mit nie ermüdender Begierde verschlang ich alles, was die Bekannten mir zutrugen, mochten es nun Märchen, Romane oder Biographien sein. Mama drückte ein Auge zu, wenn manches nicht für mein Alter passen mochte!

Ende Januar kehrte mein Vater heim, fand in Kairo einen deutschen Chirurgen, der mich in Behandlung nehmen wollte, und so begab ich mich mit den Eltern im Februar zur Operation dorthin.

Wir wohnten diesmal im Hotel du Nil, allen Reisenden jener Jahre wohlbekannt. Der Eingang durch ein dunkles, feuchtes Seitengäßchen der Muskieh ließ eine Verbrecherhöhle erwarten. Statt dessen empfingen uns der helle Garten, um den sich die Zimmer gruppierten, der freundliche deutsche Besitzer, der behende tüchtige Direktor. Wie oft ist der letztere mit dem Menü zu dem kranken Kind gekommen und hat gefragt, welche Lieblingsspeise er wohl einfügen könne. Und die Gäste bekamen überraschend oft Pommes en robe de chambre zum Nachtisch — weil Prinzeßchen Ella das so befahl!

An Kranke war man gewöhnt im Hotel du Nil — die meisten seiner Gäste trugen ein Leiden mit sich herum, oder ein naher Angehöriger lag im verschwiegenen Zimmer, lag im deutschen Krankenhaus, und sie waren gekommen, ihm die letzten Leidensstunden zu versüßen. Viele verborgene Tränen mögen die Räume geschaut haben. Doch an der Table d'hote gab es ein munteres und interessantes Geplauder, dem ich aufmerksam und begierig zuhörte. Wie gut waren sie alle zu mir, wie wie wurde ich verwöhnt! Entsetzlich erschien mir nur jeder Gang durch die Muskieh. Der tobende Lärm in dieser noch völlig orientalischen Geschäftsstraße, das Andrängen der vielen Händler, Bettler, Krüppel, durch das man sich zuweilen nur mit aufgehobenem Stock einen Weg bahnen konnte, versetzte mich in eine so namenlose Angst, daß ich schluchzend flehte, wieder umzukehren. Und da kein Wagen die enge Straße passieren durfte, so war meine gute Mutter gezwungen, das Hotel während unseres Aufenthaltes nicht zu verlassen. Die Operation war inzwischen vonstatten gegangen, schmerzhafte Übungen folgten, aber endlich wurde mir die steife Binde abgenommen, der Kopf saß wieder gerade. Ich war im Garten allein und fühlte plötzlich, daß ich mich wenden und drehen konnte, wie ich wollte! Welch ein Glück! Ich drehte das dünne Hälschen rechts, ich drehte links — alles ging wunderschön! Da gab es plötzlich einen Knack in meinem armen Schädel, und wieder saß der böse Kopf eisern fest, aber diesmal auf der anderen Seite! Als der Dr. S. eine halbe Stunde später zur Visite antrat, stieß auch er einen Fluch aus, der dem seines alexandrinischen Kollegen an Saftigkeit nichts nachgab.

Die Kur mußte von frischem begonnen werden. Neue Operationen standen in Aussicht. Und nun kam von Hause die Nachricht, daß der zarte kleine Lola lebensgefährlich an Dysenterie erkrankt sei.

In dieser schrecklichen Situation bewies Frau M. sich als seltene Freundin. Sie erbot sich, mich in ihr Haus aufzunehmen, obschon es wahrhaftig keine Kleinigkeit war, die Verantwortung für ein nervös-überreiztes krankes Kind zu tragen. Auch mußte ich sie stündlich an den Verlust ihres ältesten Töchterchens erinnern. Aber diese frische, kräftige Frau kannte keine Hemmungen, wenn es galt, etwas Gutes zu tun.

Ich siedelte in die Schubra-Allee über. Nun erst begann ich den Verlust der lieben Fanny recht zu fühlen — alle die Stellen, an denen wir miteinander gelesen, geschwatzt und gespielt hatten, waren leer. Die kleinen Geschwister konnten sie mir nicht ersetzen, ich fürchtete ihre stürmischen Bewegungen, ihre lauten Stimmen taten mir weh in den Ohren. Die Erzieherin nahm sich freundlich meiner an. Aus irgendeinem Grunde fühlte sie sich nicht wohl in der Familie und wählte mich zu ihrer Vertrauten, vor der sie alle ihre Klagen ausschüttete. Ich fand es grenzenlos undankbar von mir, solche Klagen überhaupt anzuhören, andererseits war uns die Erzieherin doch Autorität! Man durfte ihr nicht heftig widersprechen, und sie tat mir auch leid, weil sie so unglücklich zu sein schien. Diese seelische Not, die ich in gesunden Tagen schwerlich so ernst empfunden haben würde, vermehrte noch mein Unbehagen.

Zuweilen bemerkte Dr. S. bei seinen täglichen Besuchen, ich sollte ein wenig Scharpie zupfen, er müsse wieder einen kleinen Schnitt tun. — Da saß ich denn, zupfte meine Leinenflöckchen, und die Tränen fielen auf die weißen Flöckchen, doch erreichte ich es, daß er nicht mehr den schrecklichen Apparat von Assistenzärzten, Händefestbinden usw. brauchte. Ich hielt ihm tapfer meinen Hals hin und zuckte nicht einmal mehr unter seinem Messer.

Viele Chamsien gab es in dem Frühling. An solchen Tagen war die Luft mit Elektrizität geladen und mit heißen, gelben Staubwirbeln erfüllt. Alle Tiere waren unruhig und versteckten sich. Auch in den Stuben vermochte man kaum zu atmen und wußte vor Kopfweh und Nervosität nicht aus noch ein. Von Hause bekam ich trübe Nachrichten. Lola war zwar in der Besserung, doch noch keineswegs gesund, als mein Vater an schwerem Wechselfieber erkrankte. Die Mutter war mit ihm nach Ramleh gegangen. Das Leben schien jeder Freude beraubt und gänzlich hoffnungslos. Ich kam mir vor wie in einer qualvollen Verbannung und weinte mich regelmäßig vor Heimweh in den Schlaf.

Einmal wurde ich narkotisiert. Zwischen Betäubung und Erwachen hörte ich ein Flüstern an meinem Bett. Eine Stimme sagte: „Der Arzt bekam sie nicht wieder wach, schlug ein Glas entzwei und öffnete ihr mit der Scherbe die Adern."

Gott weiß, wer diesen Unsinn schwatzte, oder ob es nur ein Traum war. Jedenfalls durchdrang mich die furchtbare Gewißheit: Ich bin tot, kann mich nicht rühren und doch alles hören; ich werde fühlen, wie man mich in den Sarg legt, wie man mich begräbt. Entsetzlich ist es, tot zu sein und alles zu fühlen — zu hören. Mit Gewalt riß ich mich unter dem Einfluß dieser namenlosen Angst ins Bewußtsein zurück, öffnete mühsam die Augen und stotterte einige Worte. Später erfuhr ich, daß ich in der Tat sehr schwer zu erwecken gewesen sei.

Einen Lichtblick in diesen Leidensmonaten gab es durch einen Besuch bei Tante Minna, deren Mann jetzt Leiter der Zuckerfabrik von Herrn M. hinter Schubra geworden war. Herr M. nahm mich auf einer Inspektionsfahrt mit. Die Tante war hier ganz in ihrem Element in einem puppenfeinen Häuschen und einem ebenso zierlichen, sauberen Gärtchen. Den schönsten Mondscheinabend verbrachten wir in der Laube von Bambusstäben, die hoch über dem gelben, träge strömenden Nil hing. Es war so hell, daß man die feinste Schrift lesen konnte, und doch war das Licht milder und zarter als bei Tage. Wir sahen weit hinaus in das Land, das mit seinen Klee- und Rohrfeldern so friedlich ruhte. Scharf gegen den Himmel standen die Dreiecke der alten Pyramiden.

Von den vielen Fremden, die das gastliche Haus der M.s besuchten, ist mir nur der Name Luise Mühlbach geblieben. Ihre historischen Romane waren damals modern, sie befand sich als Gast des Khedives in Ägypten, um auch über ihn ein Buch zu verfassen. Doch ihr Anblick enttäuschte mich grenzenlos. Eine kleine, dickliche Dame in einem schwarzseidenen Kleide! Das sollte eine Dichterin sein? Ich wußte doch ganz genau, wie eine Dichterin auszusehen habe: Hoch und schlank, das edle, bleiche Gesicht von blauschwarzen Lockentrauben umwallt, die großen, träumenden Augen mit dem Blick tief geheimer Trauer.

Später habe ich Gelegenheit gehabt, viele Dichterinnen kennenzulernen — einmal sah ich sogar 95 Stück beisammen in einem Saal — aber keine glich meinem Phantasiebild.

Da mir prophezeit war, ich werde einmal Bücher schreiben, betrachtete ich mich zuweilen im Spiegel, ob die Spuren meines zukünftigen Berufes sich wenigstens äußerlich zeigen wollten. Der schwermütige Blick war ja schon da, aber die Augen blieben grau, das Haar dunkelblond, es war alles in allem ein zartes, kränkliches Kindergesicht, das mir entgegenschaute — nichts von hehrer Geistesschönheit.

Allmählich besserte sich mein Zustand. Nach Verlauf eines peinvollen Vierteljahres heilten die Wunden, die Sehnen begannen wieder zu arbeiten, die Schmerzen ließen nach, die Gesichtszüge kehrten in ihre normalen Formen zurück, der Kopf wurde beweglicher. Bei dem gesunden Leben in der freien Luft, unter der vernünftigen Behandlung von Frau M., die stets heiter und freundlich mit mir umging, ohne viel Wesens von meinem Leiden zu machen, gesundeten die zerrütteten Nerven. Ich bin heute überzeugt, daß ich für diese Zeit bei ihr weit besser aufgehoben war als unter der allzu ängstlichen Fürsorge meiner Eltern. (Fortsetzung folgt.)

Bühnenschau. / Von Dr. Karl Blanck.

(Zu den Abbildungen auf Seite 61.)

Der wirtschaftlichen Not des heutigen Theaters scheint die künstlerische Krisis auf dem Fuße zu folgen. Strindberg und Wedekind sind bis in ihre schwächsten Schöpfungen totgespielt worden, das revolutionäre Kindergeschrei der metaphysischen Ekstatiker wirkt in seiner ewigen Übersteigerung allmählich mehr einschläfernd als aufpeitschend, und die Bühnen beginnen in ihrer Angst vor unbegrenzten Defiziten auf handfeste Publikumsware oder längst bewährte Werke der vorletzten Generation zurückzugreifen.

Eine Überraschung hat das neue Jahr der deutschen Bühne allerdings schon gebracht: die Wahl des Dichters **Anton Wildgans** zum Wiener Burgtheater-Direktor. Wildgans ist im Jahre 1881 in Wien geboren und zuerst als Lyriker, dann als Bühnendichter hervorgetreten, mit den Dramen „Liebe", „Armut", „Dies irae", die gleichfalls zu lyrischer Gehobenheit streben. Diesen modernen Mysterien folgt jetzt ein Spiel aus den Urtagen der Menschheit, das mythische Gedicht „**Kain**" (Uraufführung in Rostock) als erster Teil einer Trilogie, die in der Gestalt Christi gipfeln soll. Der ewige Kampf zwischen Geist und Materie in der Menschennatur wird hier sinnbildlich ausgetragen: „Immer wieder wird Abel geboren — und immer wieder wird Kain den Abel erschlagen."

Auch der Österreicher Hans Müller, der vielgewandte Dichter der „Könige", des Ärztedramas „Der Schöpfer", der Dirnentragödie „Flamme", will in seinem neuen Werk „**Die Sterne**" (Erstaufführung im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin) die historische Gestalt des Galilei im Kampf für die Freiheit des Geistes gegen die Autorität des Dogmas zum Träger ewiger Symbole erheben.

Von den ehemaligen Reinhardt-Bühnen brachte das Große Schauspielhaus eine Neueinstudierung von Gerhart Hauptmanns „**Florian Geyer**". Die Riesenarena war ein würdiger Schauplatz für die Massenauftritte aus dem Bauernkrieg, doch wenig geeignet für die Szenen, in denen sich das einsame Geschick des Helden vollendet. Stilgerechter erscheint das Gastspiel des galanten Sünders Casanova in den Kammerspielen des Deutschen Theaters, in zwei früheren Werken Hugo Hofmannsthals, einmal in der Gestalt des jungen „**Florindo**", der Urfassung von „Cristinas Heimreise", das andere Mal als altgewordener Liebesritter im „Abenteurer und die Sängerin" — eine glänzende Doppelrolle für Moissis virtuose Darstellungskunst. Einen Abglanz aus den Tagen des Moskauer Künstlertheaters brachte das russische Gastspiel im Berliner Kleinen Theater mit der Ausgrabung von Turgenjews altväterisch graziösem Gesellschaftslustspiel „**Die Provinzialin**".

Die Berliner Oper erlebte einen großen Tag mit der Erstaufführung von Schrekers Oper „**Die Gezeichneten**", einem dramatisch bewegten und von starker musikalischer Sinnlichkeit durchglühten Spiel aus den schönheitsfrohen Tagen der Renaissance, das die eifersüchtige Liebe des häßlichen Patriziers Alviano zu der schönen Künstlerin Carlotta feiert. Ein musikalisches Ereignis war auch die Uraufführung der Pantomime „**Das Wandbild**" des Schweizer Komponisten Othmar Schoeck, mit dem Text von Ferruccio Busoni. Die romantische Handlung beruht in der mystischen Belebung eines geheimnisvollen Mädchenbildes, und die Musik schwelgt in den wilden Reizen einer dämonischen Phantastik.

Berliner Bälle. / Scheinwerferskizzen von F. W. Koebner.

Mit vier Abbildungen nach Zeichnungen von Lutz Ehrenberger.



Indien in Berlin.

Hopla he — hopla he — dreht sich das Karussell.

Sssst — saust es die Rutschbahn herunter.

Träää — bläst eine Kindertrompete. Dröhnend fällt das Orchester ein.

Siedeheiß, fast feucht ist die Luft im Saal, der erfüllt ist von dem kreischenden, ohrenbetäubenden Lärm der dampfenden, stampfenden Menge.

Kinder. Babys. Puppen. Teddybären. Ringellocken. Wadenstrümpfe. Heiße Gesichter. Nackte Arme. Glänzende Augen.

Lärm. Krach. Jazz band. Böser-Buben-Ball.

Nicht der, dem Meinhard und Bernauer vor dem Kriege alljährlich einmal in der Philharmonie zum Ruhme verhalfen.

Ein x-beliebiger Kinder-Puppen-Baby-Buben-Ball, aufgebaut auf dem Prinzip der kurzen Röckchen und damit verbundener kindlicher Ausgelassenheit.

Sssst — saust es die Rutschbahn entlang. Hoch flattern die Röckchen über nackten oder straffen, seidenbestrumpften Beinen. Gellendes Kreischen folgt der atemraubenden Fahrt.

Unten greifen vier kräftige Arbeiterfäuste in das Spitzengewirr, heben die Puppen auf, stellen sie auf die Beine, wischen sich den Schweiß von der Stirn, erwarten mit aufgekrempelten Hemdärmeln die nächste. Ernst und sachlich verrichten sie inmitten tobenden Lachens ihre Arbeit. . .

Drüben umtoben Gören allen Alters den Verkaufsstand der Bären und Puppen. Fünfhundert Mark so ein Bär — und einer nach dem andern findet seinen Käufer. Glückselig ziehen die „Kinder“ davon.

Wie denn? Klebt nicht überall an den Säulen Berlins ein Plakat: „Kinder in Not!“ — — —

Nur nicht daran denken. Nur nicht aufwachen aus dem Taumel — — —

„Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht?“ fällt plärrend der Leierkasten ein. Das Karussell wird gestürmt.

Hopla he — hopla he —

Träää — bläst eine Kindertrompete.

* * *

Indien.

Aus großen Weihrauchbecken wallt der betäubende Dampf und lastet auf Lunge und Augen.

Immer schwüler wird die Atmosphäre, die der Klang fremdländischer Instrumente durchzittert.

Alle Lichter sind in bunte Farben getaucht. Rot, grün, gelb schimmert das weiße Fleisch, das aus den orientalischen Kostümen in leuchtender Fülle bricht. Überall gleißt es sinnverwirrend inmitten klirrenden Schmucks und bunter Stoffe.

Braungeschminkt kommt dort die Bajadere mit dem golddurchwirkten Tüllrock, der wie ein Reifrock um die nackten Glieder steht. An ihren Gelenken klirren goldene Spangen.

Ach — das ist ja — richtig — eine unserer bekanntesten Filmkünstlerinnen. —

Und da drüben der Mann in Turban und hohen weißen Stulpenstiefeln — sahen wir ihn nicht so oft im Film als Maharadscha?

Die Trommeln dröhnen in monotonem Rhythmus. Becken gellen wie dumpfe Gongschläge dazwischen.

Inmitten der exotischen Pracht muten die Fracks und Smokings der Herren noch eigenartiger an als die weißen Tropenhelme oder die Khakiröcke, die plötzlich auf dem Tanzparkett auftauchen.

Der Kegel eines Scheinwerfers schrillt grellweiß in das Halbdunkel. Er beleuchtet ein Podium, auf dem eine indische Tänzerin tanzt. Ein schwarzer, silberdurchwirkter Schal umhüllt die schlanken, nackten Glieder.

Man fröstelt, wenn man denkt, wie kalt das Metall auf der warmen Haut liegen muß.

Wir verlassen die erstickend heiße Atmosphäre und schöpfen auf der Straße etwas Luft.

An uns vorbei eilen dichtverschleierte Orientalinnen, in kostbare Pelze gehüllt, steigen mit turbanbehaupteten Frackherren in hell erleuchtete Autos, gleiten in die Nacht hinaus — — —

Ein Zeitungsjunge bietet Morgenblätter zum Kauf an — — —

* * *

Redoute.

Die riesige Eisarena des Admiralspalastes ist mit Parkett ausgelegt. Viele hundert Paare — fast hätte ich gesagt: drehen sich im Walzertakt — also: fortrotten vorüber! In ruhigen, winzig kleinen, gleitenden Schritten, die Arme zurückgebogen unterhalb der Taille die guten Tänzer. In unruhig wechselnden, hüpfenden Bewegungen die neuen Reichen, denen tausend Tanzstunden nicht helfen werden.

Die Kleider der Frauen sind durchweg von unerhörter Kürze. Oft vorne länger als hinten, reichen sie in den meisten Fällen nur wenig über das Knie und schieben sich beim Tanzen noch höher. Das Dekolleté, das vorn meist noch Maß hält, entblößt den Rücken oft bis zur Taille. Die Männer tragen fast durchweg den Smoking. Zu lächerlich wirkten auch bei den modernen Tänzen die flatternden Frackschöße. Von den Armen der Frauen baumeln große Straußenfächer in den grellsten Farben.

Buntes Konfetti deckt das Parkett und macht jeden Tanzschritt noch gleitender. Von den Logen flattern bunte Papierschlangen in die Arena, verfangen sich in den Beinen der Männer, den Reihern der Frauen. Bunte Glasplatten schieben sich abwechselnd vor die Scheinwerfer und tauchen das bunte Bild in helles Gelb oder flammendes Rot. In den Ecken tanzen für sich einzelne Meisterschaftspaare, von einem Kreise interessierter Zuschauer umgeben.

Ohne Pause spielt die Musik. Eine Kapelle löst die andere ab — niemand kommt zur Besinnung — früh genug noch sieht man den grauen Alltag, der draußen auf der Straße lauert und uns zum Bewußtsein bringt, wie krampfhaft diese Lustigkeit ist, die eine kleine Valutaschwankung im Kursblatt der Morgenzeitung im Keime erstickt. . .



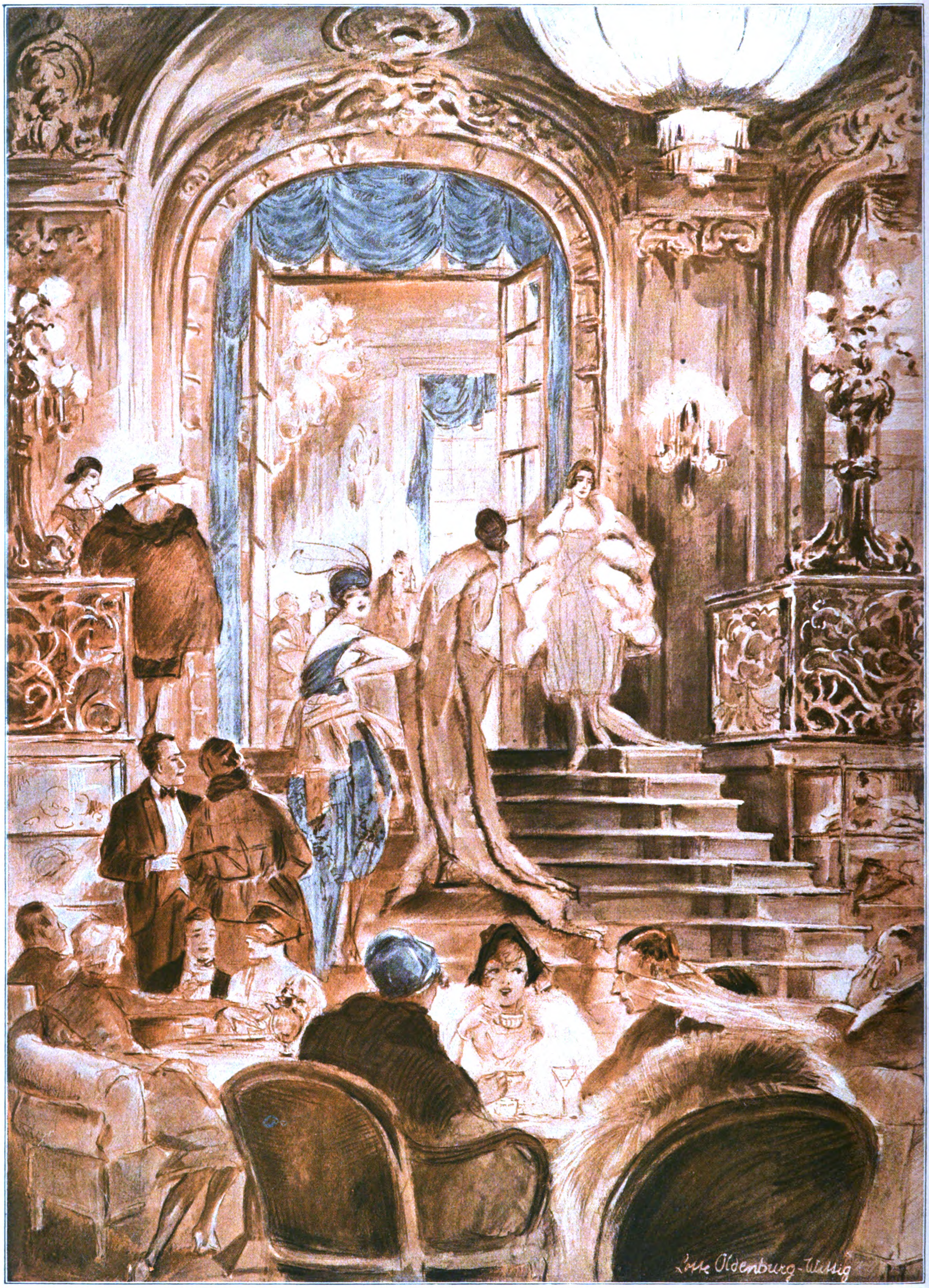
Loge im Admiralspalast.



Film-Revue-Ball.



Böser-Buben-Ball.



Vorführung der neuesten Modeschöpfungen beim Fünf-Uhr-Tee in einem vornehmen Berliner Hotel.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.



Hausball beim Schieber Franz

Von Paul Georg Münch. Mit Zeichnungen von Hanns Langenberg.



Schmalzler-Franz und seine Rike — / Vor dem Kriege Schnapsbudike, / Anno fünfzehn Branchenwechsel: / Haferpräparat aus Häcksel. / Sechzehn endlich freie Bahn / Dem Talente — großer Plan: / Deutschlands Fette gehn zur Neige, / Aus Armen werden neue Reiche, / Man muß in solchen Fällen nur / Zu nützen wissen Konjunktur!

Zwischen Breslau und Ostende / Ramscht der Franzl Restbestände / Von Pferdefett und Walfischtran, / Von Talgabfällen und derlei. / Jetzo rührt den Zauberbrei! / Die Firma Franz und Kompanie / Betreibt mit Eifer Alchimie / Und erfindet „Schmalzolin" / (Rasch verbrauchen, sonst wird's grün!). / Den Erfolg macht nur der Name, / Sie geben deshalb für Reklame / Fabelhafte Summen aus. / „In jedem guten Bürgerhaus / Braucht man zum Backen und zum Braten / Schmalzolin! Führt jeder Laden! / Schmalzolin schmeckt warm und kalt!" — / Eh' sich der Herr Staatsanwalt / Eine Probe ausbedang / Und Schließung der Fabrik erzwang, / Hatte Franz die Million / Schon in Basel in Pension.



Reichtum macht erst wahre Freude / Wenn ihn schätzen andre Leute. / Zu Ansehn kommt das Kapital / Doch erst im Gesellschaftssaal / Bei Sekt und Austern, Flirt und Tanz! / Drum gaben Rike sich und Franz — / Pardon! Sie nennt sich jetzt Rikette, / Ihre Zofe heißt Nanette. — / Drum gaben beide sich die Ehre, / Freunde, millionenschwere, / Zum Gelage herzubitten. / Reichtum rings — und sie inmitten! / Große Faschingssoiree! / Sie sah sich schon als Frühlingsfee / Wandeln durch den Wintergarten. . . .

Auf handgeschöpften Büttenkarten / Wurden zu dem Fest geladen: / Herr Adolf Schulze aus Wiesbaden / (Palmenöl durchs Loch am Rhein). — / Max Schmidt vom Schmer-Preistreib-Verein. — / Herr Franz, Berlin, und Frau Hermine, / In Firma Meyer, Margarine. — / Der Fabrikant von Tafelbutter, / Herr Nathan, Bomst, samt Schwiegermutter. — / Dazu Herr Friedrich Wilhelm Klamt / Vom Butterüberwachungsamt. — / Herr Bradsky, Fabrikant in Posen / (Prima Gänseschmer in Dosen). — / Olivenkönig Heinrich Kohn. — / Herr Dr. Aron Sobelsohn / Von der Leinölschiebergilde. — / Herr Teutschbein (Brennöl). — Fräulein Hilde, / Hautfettpuder. (Purer Schwindel.) — / Der Huber-Hias, Münchner Kindel, / Kuscinsky und der Ignaz Mandel / (Kokosfett im Kettenhandel). — / Kommerzienrat Sylvester Kahle, / Vertrauensmann der Talgzentrale. — / Herr Graf Jaques Julien d'Avron / (Schiebt Butter, Faßfett im Waggon / Von Köln nach Frankfurt über Danzig!). — / Summa summarum:





neunundzwanzig / Von der neuen Hotwullee. / Und dreie aus der Puwertee, Jugendfreunde des Herrn Chef: / Klauert, Stupke. Koczmanew / Die sollen staunen und beneiden!

Der Tag ist da. Es rauschen Seiden. Ein Strahlen geht von goldnen Lüstern. / Parfüme duften. Geigen flüstern. / Fasching-Masken tänzeln lachen. / Nixen sieht man, Engel, Drachen. / Franzl ist in Panzerkleid / Und Pallasch alter Adelsritter. / Einer mimt den Leichenbitter. / Stupke, altdeutsch, spielt den Zecher. / Klauert-Ede als Verbrecher / Wirkt am echtesten von allen! / Es wird lustig. Pfropfen knallen. / Küsse schmatzen. Kanapee. / Frau Schmalzler trägt als Maienfee / Im Stirnhaar Rosen, weiter hinten / Blühen stolze Hyazinthen. / Rings Herrscher aus dem Reich der Fette / Und mittendrin Madame Rikette, / Die schönste all der schönen Damen!





Alle, die geladen, kamen. / Ausgenommen Graf d'Avron, / Er wohnt in Plötzensee Garçon.

Man demaskiert sich ganz allmählich. / Es sind zwei Damen überzählig: / Die eine heißt Lisette Yvonne, / Die andre nennt sich „Freiin von“, / Sie mischt in einer Bar Chartreuse. / Lisette ist Privat-Masseuse. / Sind beide auch nicht eingeladen, / Der Franzl freut sich ihrer W—orte. / Man findet sich in kleinen Runden. / Champagner fließt. Es fliehn die Stunden. / Man jazzt, foxtrottelt, lebt und liebt, / Man schwatzt und schachert, schwitzt und schiebt / (Schiebt Tänze und dazwischen Fett), / Und findet es so riesig nett!



Während zweie Talg verkaufen, / Fängt der Hias an zu raufen, / Herr Friedrich Klamt hat einen Schwips, / Herr Nathan gibt die neusten Tips / Für Pflanzenfett aus Kopenhagen. / Meyer wechselt seinen Kragen. / Rikette schwebt in höchsten Wonnen: / Der Franzl schob zweihundert Tonnen / Fett soeben in die Schweiz. / Süßer Taumel, holder Reiz! / Faschingszauber, selig Schmachten! / Man will bei Franzl übernachten. / Edelsteine, Ringe funkeln. / Klauert-Ede fischt im Dunkeln. / Er sammelt Busennadeln, Kämme / Und fühlt sich wie in der Kaschemme. / Der Koczmanew sitzt stumm und stiert, / Er ist an Löffeln interessiert. / Freund Stupke trägt als Amulett / Bereits ein silbernes Tablett / Unter seiner Ärmelweste, / Franzl trinkt aufs Wohl der Gäste.



Jetzt hält sie Cercle, Frau Rikette. / Entsetzlich! Statt von Talg und Fette / Spricht Herr Kommerzienrat von Psyche. / Rikette schlägt die Augenlider / Schämig wie ein Backfisch nieder. / Psyche, pfui, was der wohl meint . . . / Sie schaut ihn an, und sie verneint. / Sie spricht von Einsteins Greisen-Drüsen, / Und ob die Sache auch bewiesen. / (Sie meint Professor Steinach, Wien.) / Dann fragt sie Tanten aus Ruppin, / Ob ihr auch stehe, ihr als Fee, / Das prangende Dékotelettee. / Und freut sich ihrer Kotelette, / Frau Kriegsgewinnlerin Rikette.

Nanette, die Jungfer, sitzt am Morgen / Nachdenklich, wie in schweren Sorgen, / Und Schmalzlers fragen, was ihr fehlt. / „Mir nichts, nur Ihnen . . . !“ Und sie zählt / Die Eßbestecke und so weiter. / Der Franzl sagt vergnügt und heiter: / „Man mach mir nicht die Freunde schlecht! / Die Lumpenmasken waren echt!“



Hausball beim Schieber-Franz. Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg.

Für die Frauenwelt.

Die neuen Linien der Frühjahrsmode. Der geistreiche Amerikaner Prentice Mulford behauptet, daß neue Kleider die Lebensfreude steigern, und daß es heilsam sei, sich mit farbigen Dingen zu umgeben. „Was das Auge erfreut, erfrischt den Geist, und was den Geist erfrischt, erfrischt auch den Körper. Die Natur spart nie nach Menschenart an Gefieder, Fell und Farbenschmelz. Sonst würde ihre herrschende Farbe bald die alter Hosen sein und Gottes Firmament glänzte speckig wie ein Trödlerladen dritten Ranges." Nun scheint man in jenen erfinderischen Gebieten, in denen „Mode" geschaffen wird, Mulfords Auffassung zum Leitmotiv genommen zu haben. Erstens gibt man der Mode, also Kleidern und Hüten, einen neuen Kurs und macht einen Schnitt zwischen heute und gestern. Zweitens lebt kraftvolle Farbenfreudigkeit auf, die einem übermütigen Kobold gleicht und launenhaftes Spiel treibt. Marie-Antoinette sagte einmal bezeichnend zu ihrer Lieferantin: „Diese Rosenranke kenne ich schon. Lassen Sie für morgen eine neue an meinem Hute erblühen." — Die Rosenranken, die den neuen Frühjahrshüten Reiz und Buntheit verleihen, sind vielfach aus einem lederähnlichen Stoff hergestellt. Sie sind jedoch stumpf gehalten. Aber auch andere Blüten aus duftigem Material bemühen sich, Frühjahrshüte lebhaft zu machen. Die sogenannten Modefarben sind „Holz" und „Kupfer". Daneben schätzt man einen Butterton, vielfach in Gemeinschaft mit Schwarz. Bei den Formen steht die Glocke dem aufgeschlagenen Hute gegenüber. Die Größe wechselt nach Belieben und Kleidsamkeit. Außerordentlich modern sind seitlich herabhängende Bänder und Crêpe-de-Chine-Zipfel, so lang, daß man sie um den Hals schlingen kann. Diese Eigenart ist im Augenblick das Bemerkenswerteste an den letzten Hutschöpfungen. Die Tendenz der Kleidlinien scheint Geradheit zu bedeuten. Bei den Mantelkleidern kehrt man zu der vor einigen Jahren beliebten Kittelform zurück, die mehr oder weniger eng gearbeitet wird. Auf jeden Fall erstrebt man eine schlanke gerade Linie, die hier und da durch schärpenartige Gürtel unterbrochen wird. Dieser schärpenartige Gürtel ist auch meist der Träger einer besonders prägnanten Farbe. Farbige Zurückhaltung ist im Augenblick ein gänzlich überwundener Standpunkt. Matte Töne, stille Wirkungen besitzen momentan keine Rechte. Farbliche Sensationen treten überall in Aktion. Sie haben auch das Straßenkleid erobert. Die gegürtete Jacke ist vollkommen vorbei. Neben dem klassischen Tailormade-Stil, der erstklassige Schneiderarbeit erfordert, und bei dem man nach wie vor lange Jacken kultiviert, werden jetzt kleine kurze Sakkos gezeigt. Sehr fesch, flott und jugendlich. Sie haben vielfach einen hochstehenden Kragen, weit ausfallende, nicht ganz lange Ärmel und, ist ihr Grundton dunkel, eine ergänzende leuchtende zweite Farbe. Noch immer wird das Cape die beliebteste Mantelform bleiben, obgleich die große Capemode ein wenig im Verschwinden begriffen ist. Wenigstens scheint es so. Im Augenblick ist es jedoch sehr schwer, auf dem Gebiete der Mode kassandrische Weisheiten zu offenbaren, da häufig in letzter Stunde, bevor eine neue Mode einsetzt, ein durchgreifender Wandel stattfindet. Immerhin werden die Grundideen der augenblicklichen Richtlinien zweifellos festgehalten.

Ola Alsen.

Die Dame und das Kino. Soll eine Dame überhaupt ein Kino besuchen? Eine echte, eine richtige, eine vornehme Dame? Die einen lehnen es kühl ab, der Gedanke, daß „etwas derart Kitschiges" für sie selbst als Zeitvertreib in Betracht kommen könnte, taucht überhaupt nicht auf. Die anderen fühlen sich dieser Erhabenheit gegenüber etwas befangen, denn, wenngleich sie sich durchaus auf demselben Kulturniveau wissen wie jene, so — es muß zugegeben werden — schauen sie sich doch von Zeit zu Zeit einmal einen Film an. Weshalb sie es tun? Sie legen sich ganz klar Rechenschaft darüber ab, sie wollen einmal mit Muße bei einer anderen schönen Frau sehen, wie man es machen und wie man es nicht machen soll. Und gibt es nicht wirklich schöne Filmschauspielerinnen, solche, die eine kecke, rassige Geschmeidigkeit haben, und solche, die von einer großen lässigen Anmut sind! Natürlich, das Gebaren all der „kleinen Filmgrößen" will man beileibe nicht sehen, aber man weiß es, diese ist es und jene, bei der man immer wieder mit Vergnügen beobachtet, wie ihre schlanken Fingerspitzen die Zigarette halten, wie sie die Hand reicht, und wie sie den Kopf wendet. Und wie alles andere, so kann auch Schönheit, das Bestreben, schön zu sein, nur in steter Anregung und Wechselwirkung lebendig bleiben. Und solche Anregung können unbestreitbar jene Filme in konzentrierter Form geben, in denen ein schöner Filmstar handelt und wandelt. Man sollte sie eigentlich gerade darum solchen Frauen empfehlen, die von der Natur nicht überreich mit Anmut ausgestattet sind. Fast jedes weibliche Wesen hat Sinn für Schönheit und weiß, was an einer anderen schön und was an ihr häßlich wirkt. Und wenn sie sich dann und wann auf der flimmernden Leinwand eine Stunde lang nachdenklich eine anmutige Schönheit betrachtet hat, wird sie allmählich jenen Gesetzen auf die Spur kommen, auf die die Anmut gegründet ist. Und sie wird finden, daß sie sich manches davon aneignen kann: die Ruhe der Bewegungen, die Entspanntheit der Glieder und Gesichtszüge und die rasche elastische Anspannung der Kraft im Augenblick des Handelns. Und da man das Gute nehmen soll, wo man es findet, warum soll man nicht also auch als Dame Anregung zur Kritik und Selbstkritik im Kino suchen?

O. M. Moß.

Altes und Neues über das Schnüren. Der weibliche Brustkorb erscheint etwas länger als der männliche. Bei Frauen, die sich stark schnüren, wird der untere Umfang des Brustkorbes auffallend verkleinert, die rechts- und linksseitigen falschen Rippen werden zusammengedrängt und die Knorpel der achten Rippen stoßen selbst zuweilen vor dem Schwertknorpel aneinander. Betrachtet man den menschlichen Körper vom Schönheitsstandpunkt, wie dies Ernst Brücke getan hat, so wird man ihm recht geben müssen, wenn er sagt: „Eine wesentliche und höchst abscheuliche Entstellung erfährt der weibliche Bauch durch frühzeitigen Gebrauch des Mieders, des Schnürleibes. Denn einerseits wird dadurch mit dem unteren Teile des Brustkorbes auch der obere Teil des Bauches verunstaltet, andererseits werden die Weichen weggeschnürt." Sind aber die Weichen weggeschnürt, so ragt der Darmbeinkamm wie eine Leiste hervor. Eine noch weiter gehende Entstellung besteht darin, daß Haut und Fett des Bauches nach abwärts gedrängt werden und hier einen Wulst über dem Beckenrande bilden. Auch Goethe entsetzt sich, vom Standpunkt des Schönen, über eine „Jungfrau, deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüste verdorben und entstellt worden" und fügt hinzu: „Alles dieses sind Dinge, von denen sich der gute Geschmack abwendet, und die bloß in dem Schönheits-Katechismus der Philister ihre Stelle haben." Denn zu Goethes Zeit herrschte auch in bürgerlichen Kreisen die Unsitte, selbst die Kinder stark zu wickeln und bald zu schnüren, um, wie die Mama sagt, „in Zeiten eine recht gute Taille zu geben, und den Körper an diesen Zwang zu gewöhnen". Gottfried August Bürger hat diesen besonders in adeligen Kreisen herrschenden Unfug in Form eines Gesprächs beim Ball treffend gegeißelt. Erst Sömmering ist in seinem noch heute lesenswerten Buch „Über die Schädlichkeit der Schnürbrüste" (1788), dem heute noch die beweiskräftigen Abbildungen der Illustrierung der Schäden entnommen werden, dieser Unsitte entgegengetreten. Seit diesen Zeiten hat sich manches gebessert, was sich in dem Wort „Reformtracht" zusammenfassen läßt. Trotzdem bleibt auch heute den Ärzten in dieser Beziehung noch genug zu tun übrig. Mögen manche auch gerade keine Gegner des Korsetts sein, so verlangen sie doch mit Recht, daß es nicht geschnürt, sondern nur als Rückenstütze getragen wird. Würde dieser einfache Ratschlag befolgt werden, dann gäbe es z. B. keine „Schnürleber", die fast ein ausschließliches Privilegium des weiblichen Geschlechts ist. Sie wird durch das Korsett veranlaßt, das sowohl die Leber nach unten drängt als auch eine „Schnürfurche" bedingt, die schon allein durch das feste Binden

der Unterröcke in der Taille veranlaßt sein kann. Infolgedessen wird der unterhalb derselben gelegene Leberteil zu einem sogenannten „Schnürlappen“. Auf diese Weise wird eine Entfaltung des Zwerchfells und eine gesunde Zwerchfellatmung unmöglich gemacht, wie überhaupt durch Einengung des unteren Brustkorbes die Atmungstätigkeit Schaden leidet. Durch das Schnüren scheint sich auch teilweise der dem Weibe eigentümliche Atemtypus zu erklären. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Weibliche Wunderkinder. Das Wunderkind als Produkt des Elternehrgeizes und der Erziehung ist eine Erscheinung, die sich erst während der Renaissance besonders bemerkbar zu machen begann. Der Humanismus wirkte in dieser Richtung fördernd. Es lag in ihm eine verführerische Lockung zu frühzeitiger Beschäftigung mit den Wissenschaften und Künsten, um recht umfassende Kenntnisse zu sammeln, durch die man vor der Welt glänzen konnte. Die Gleichberechtigung, welche die Renaissance den Frauen neben den Männern in allen Fragen der Bildung einräumte, mußte notwendigerweise auch zu einer sehr frühen Schulung des Geistes bei den Mädchen führen. So hören wir zum Beispiel, daß Battista Sforza, Herzogin von Urbino, schon im Alter von vier Jahren lateinische Reden hielt. Eine andere Prinzessin, Anna Gonzaga, trat siebenjährig in der „Andria“, einer Komödie des Terenz, auf. In Deutschland waren es vornehmlich Töchter von Gelehrten, die sich schon als Kinder durch ihr reichhaltiges Wissen auszeichneten. Manche Väter gingen geradezu darauf aus, ihre Töchter zu Wunderkindern heranzubilden. Die Zeitgenossen konnten sich für eine solche Dressur lebhaft begeistern. Selbst ein Philosoph wie Leibniz sah darin nichts Unnatürliches und meinte, einem Kinde müßten schon vor seinem sechsten Lebensjahre die Kenntnisse mehrerer Sprachen und die Grundlagen der Geschichte beigebracht werden. Von Sophie Gutermann, der Jugendfreundin Wielands, die später eine gefeierte Schriftstellerin wurde, erzählt man sich, daß sie bereits in ihrem dritten Jahre Unterricht bei ihrem Vater genoß und mit fünf Jahren die Bibel fließend las. Viele jener Mädchen haben diese künstlich großgezogene Reife, wie Anna Maria Cramer, die Tochter eines Magdeburger Pastors, mit einem frühen Tode bezahlt oder sind, wie man das häufig bei musikalischen Wunderkindern findet, auf einer gewissen Stufe der Entwicklung stehengeblieben. Eine der wenigen Ausnahmen bildete Anna Maria v. Schurmann, die man wohl als das begabteste weibliche Wunderkind bezeichnen darf. Sie wurde 1607 in Köln geboren. Als Dreijährige las sie bereits die Bibel; sie erlernte spielend Latein und andere Sprachen, von denen sie vierzehn allmählich sich aneignete, schrieb lateinische, griechische, französische, ja sogar hebräische Verse, veröffentlichte bereits mit acht Jahren bei Gelegenheit der Einweihung der Utrechter Universität lateinische Gedichte, zeichnete sich durch ihr musikalisches Talent sowie durch ihre Fertigkeit im Malen und Kupferstechen aus, modellierte in Wachs, verfertigte Holzschnitzereien und betrieb außerdem gelehrte Studien in Theologie, Philosophie, Geschichte und Mathematik. Wunderkinder auf musikalischem Gebiet pflegt man wohl am häufigsten anzutreffen. Aber hier verblaßt auch ihr Ruhm ebenso schnell, wie er aufgegangen ist. Solche Meteore, die leuchtend vorüberzogen, umjubelt und beklatscht von einer beifallsfreudigen Menge, weiß die Musikgeschichte zu Hunderten aufzuzählen. Aber die Zahl derer, welche die hohen Erwartungen, die man an sie gestellt hatte, vollkommen erfüllten, bleibt doch verhältnismäßig gering. Zu diesen Auserkorenen gehören auch einige berühmte Sängerinnen, wie Henriette Sonntag, Jenny Lind und die Patti, die schon als kleine Mädchen durch ihre Gesangskunst das Publikum in Begeisterungstaumel versetzten. Viel seltener begegnet man man schon den dichterischen Talenten. Es gab einige unter ihnen — ich denke vor allem an die 1621 in Greifswald geborene Sibylla Schwarz und die Petersburgerin Elisabeth Kuhlmann — die zu großen Hoffnungen berechtigten, doch traf sie das gleiche Schicksal wie manche ihrer gelehrten Geschlechtsgenossinnen: kaum zur Jungfrau herangereift, mußten sie sterben. Dr. Valerian Tornius.

Literatur und Kunst.

Zeitferne Bücher. Los von der Gegenwart — das ist für viele unserer Erzähler der kategorische Imperativ ihres Schaffens geworden. Nur nicht mehr in brennenden Wunden wühlen. Sich und den Ungezählten, nach Ruhe, Erheiterung, Ablenkung im Reiche der Kunst Verlangenden hellere Welten aufzubauen, das ist ihr neues Ziel, dem sie mit Spürsinn und großem Aufgebot von Phantasie nachjagen. Das Gros der Leser folgt ihnen mit Begeisterung auf dieser Flucht in die besseren Gefilde von Utopien und guter alter Zeit. Im folgenden sei eine namhafte Korona solcher absichtsvoll Zeitfernen zusammengestellt. Da gibt es solche, die sich ganz und gar der Phantasie anvertrauen und von ihr sich in die Gefilde des Märchens, des Wunders, des Niedagewesenen entführen lassen. Sie landen dabei zuweilen an merkwürdig extravaganten Gestaden. Das ist der Fall bei Hugo Hofmannsthals (das „von“ hat er dem Geist der neuen Zeit geopfert!) eiskalter chinesischer Literatengrübelei von der „Frau ohne Schatten“ (S. Fischer, Berlin), zu deren Genuß man schon über ein Expressionistengehirn verfügen muß. Auch Karl Hans Strobls Überphantasie vom „Umsturz im Jenseits“ (Rösl & Co., München) überschlägt sich im Bereich vierdimensionaler Geisterakrobatik. Als Satire wäre dieser Kampf emanzipierter Geister gegen die Menschheit wohl möglich. Als ernsthaft vorgetragene Jules-Verneside ist er für erwachsene Menschen doch etwas schwer verdaulich. — Andere namhafte Könner haben sich vom lauten Weltgeschehen zur Stille privater Freuden hingewendet, die sie früher vielleicht kaum beachteten, und spüren Idyllen in der Natur, im Tierleben, im Alltag auf, die sie liebevoll mit ihrem besten Gefühls- und Gedankengold umspinnen. Ein reizvolles Musterexemplar dieser Gattung ist Thomas Manns Buch „Herr und Hund“ (S. Fischer, Berlin), das nichts weiter tut, als des Dichters Beobachtungen und Erlebnisse mit Bauschan, einem drollig burschikosen Exemplar von Hühnerhund, wiederzugeben. Es liegt ein unwiderstehlicher Humor in dem Aufwand von wissenschaftlicher Exaktheit und gefeiltestem sprachlichen Ausdruck, mit dem hier Mann sich der Offenbarungen einer Hundeseele annimmt. Er weiß staunenswerte Dinge zu berichten, lüftet Schleier von kaum durchdringlichen Hundegeheimnissen und gibt mit alledem ein Stück Natur in neuer und zugleich so amüsanter Beleuchtung, daß man aus dem Staunen und Schmunzeln nicht herauskommt. Weniger befreunden kann ich mich mit dem angehängten „Gesang vom Kindchen“, der die Vaterfreude des Fünfzigjährigen in gravitätischen Hexametern besingt. Der künstlerische Gehalt ist hier doch etwas dünn. — Steht man bei Mann gewissermaßen noch in einem amüsanten Vorhof der Natur, so führt uns die von Mathilde Mann übersetzte Geschichte des Uhus „Stryx“ von Svend Fleuron (Eugen Diederichs, Jena) mitten in ihr Inneres hinein. Dies Buch ist eine Welt für sich, geoffenbart von einem Auserwählten, der im tiefen schweigenden Wald zu Hause ist wie kein anderer. Nur wer das Tier als Bruder empfindet, der kann ihm so nahe kommen, ihm so in sein verschwiegenstes Leben hineinlauschen wie dieser Däne. Mit unerhörter Anschaulichkeit läßt Fleuron die Schauer der Waldeinsamkeit aufrauschen. Wie eine Ballade zieht das Leben des einsamen Nachtvogels vorüber, der vor seinem Todfeind Mensch immer höher hinauf in nordische Waldnacht flieht. Ein entthronter König, der mit Schlange, Marder, Adler wilde Kämpfe auf Tod und Leben ausficht, stirbt Stryx endlich altersmatt in letzter zorniger Auflehnung gegen den Störenfried Mensch. Dies köstliche Waldbuch schrieb ein großer Dichter. Es bedarf keiner Empfehlung. — Den Natursuchern reihen sich die Gottsucher an. Isolde Kurz hat in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, einen Band „Legenden“ veröffentlicht, die mittelalterliche Glaubensmystik der Renaissance neu aufleben lassen. Nach meinem Gefühl

hat sich die Dichterin allzu streng an italienisch-katholische Vorbilder gehalten. Wir modernen Menschen möchten die kirchliche Dogmatik durch reiche innige Menschlichkeit ersetzt sehen. An Märtyrergeschichten und den üblichen Kirchenwundern, mögen sie noch so glatt und gläubig erzählt werden, ist uns wenig gelegen. Der moderne Legendendichter soll uns seine persönliche Kraft im Dienste liebenden und opfervollen Menschentums erweisen, wie das in ganz vortrefflicher Weise der Tiroler Rudolf Greinz in seinem Legendenbuche „Pforten der Ewigkeit“ (L. Staackmanns Verlag, Leipzig) tut. Hier wird mitten aus dem Strom des modernen Lebens heraus immer neu die Brücke hinauf zum Göttlichen, Jenseitigen, geschlagen. Frische deutsche Luft strömt durch diese Gottsuchererzählungen, die sich bald zu lieblichen Märchen, bald zu düsteren Balladen kristallisieren. Die dichterische Schöpferkraft und das schöne, nirgends die warmen Quellen innigen Mitgefühls verleugnende Ethos sind in diesem kerndeutschen Legendenstrauß gleich erfreulich und erquickend. — Inbrünstiger umworben als die himmlische wird freilich nach wie vor die irdische Liebe von allen zeitabholden Erzählern. Emil Ertl, der feinsinnige Österreicher, weiß, wie wohl dieser beliebteste Balsam wunden Herzen tut, und gibt gleich einen ganzen Band entzückender Liebesmärchen, die er in goldenen jungen Tagen erlebte, bei L. Staackmann, Leipzig, neu heraus. Das Herz blüht auf beim Lesen. Von Liebe singt auch der Norddeutsche Gustav Schröer in seinem großen neuen Bauernroman „Die Leute aus dem Dreisatale“ (Quelle und Meyer, Leipzig). Aber wie viel herber, dunkler klingt sein Sang, den in Einsamkeit hart um die eigene Scholle kämpfenden Menschen angemessen, die ihr Gefühl fest in sich verschließen. Bei ihm geht Liebe hart an düsterer Schuld, an wildem Haß, an Verzweiflung vorbei, muß sich durch Berge von Arbeit an der Scholle und am eigenen Ich hindurchbohren, bis sie endlich kristallklar und quellfrisch zutage bricht, um mit seligem Glück zwei Menschen für ein kommendes, gemeinsames Leben der Arbeit zu stärken. Ein prächtiges Buch! Die tiefsten Quellen deutscher Art rauschen darin. Es ist eine Freude, zu sehen, wie Schröer von Werk zu Werk wächst und reinere Werte zutage fördert. — Ganz auf vornehme Geistigkeit gestellt ist die neue, in der Hochgebirgseinsamkeit des Karersees spielende Erzählung Franz Karl Ginzkeys „Die einzige Sünde“ (L. Staackmann, Leipzig). Eine Meisterhand rührt hier an Grundprobleme der Liebe. In selbstanklagender Trauer wird die Erbsünde des Mannes umschrieben. Letzte höchste Vergeistigung der Liebe kann er nicht ertragen. Eher opfert er das herrlichste Weib, als daß er auf körperlichen Sieg und Genuß verzichtet. So dunkel das Thema ist, der klassisch vornehmen Erzählungskunst und Psychologie Ginzkeys gibt man sich mit wahrhaftem Genusse hin. — Etwas für Feinschmecker, die einen stillen, prachtvoll überlegenen Humor zu schätzen wissen, ist der Roman „Kinder des Schicksals“ von Jakob Schaffner (Grethlein & Co., Leipzig). Wie hier zwei dem Leben ziemlich wehrlos preisgegebene wertvolle Menschlein, eine junge Witwe und ein Dichter, vom Schicksal nachdrücklich solange aufeinandergestoßen werden, bis sie begriffen haben, daß sie füreinander bestimmt sind und nur gemeinsam die schwierige Lebensfahrt meistern können, das ist mit so viel Laune und Dichterbehagen erzählt, daß einem froh und warm dabei ums Herz wird und man nicht aufhört zu lesen, bis sie sich glücklich haben. — Freunde von derberem satirischen Humor werden Fritz v. Briesen für seine extravaganten Spaziergänge durch Himmel, Welt und Hölle, die er in seinem Band Erzählungen „Das verrückte Buch“ (L. Staackmann, Leipzig) vollführt, dankbar sein. Selbst die Lust am Kobolzschießen ist also noch nicht ganz aus dieser Welt verschwunden. Wer so etwas vollbringt, um seine geplagten Mitmenschen wieder ans Lachen zu gewöhnen, der hat allen Anspruch auf unsern Dank, selbst wenn man ihm anmerkt, daß ein Tropfen Bitternis in seinem Humor brennt und er zuweilen bessere Laune vortäuscht, als er in Wirklichkeit besitzt.

Dr. Egbert Delpy.

Bildende Kunst. Die Veröffentlichungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst sind in diesem Jahre besonders zahlreich. An die Spitze sei die „Geschichte der deutschen Kunst“ von Georg Dehio gestellt (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin und Leipzig; geb. 40 Mark). Das zweibändige Werk, von dem der eine Band den Text, der andere die Abbildungen enthält, wendet sich, wie der Verfasser im Vorwort schreibt, nicht an die Fachgelehrten, „es sucht seine Leser in dem weiteren Kreise, den man den der Gebildeten zu nennen pflegt“. Es wird allein die deutsche Kunst behandelt und auch diese nur bis zum Mittelalter inbegriffen. Dehio gehört zu jenen Kunsthistorikern, die ein umfassendes tiefgründiges Wissen in prägnante und klare Form zu gießen verstehen. Er hascht nicht nach originellen Ideen und geistreichen Redewendungen, er vermeidet alle verblüffenden Hypothesen, er bleibt immer sachlich und gegenständlich. Darum hat diese neue Kunstgeschichte, weil sie unbedingt zuverlässig ist, für denjenigen, der sich informieren will, bleibenden Wert. Von Springers bekanntem „Handbuch der Kunstgeschichte“ (Alfred Kröner Verlag, Leipzig) ist der 5. Band (20 Mark), der die Kunst von 1800 bis zur Gegenwart behandelt, in 7. Auflage erschienen. Max Osborn, der schon die letzten Auflagen revidiert hatte, zeichnet auch diesmal als Bearbeiter. Seine Aufgabe war es vornehmlich, die Entwicklung des letzten Jahrzehnts — die Überwindung des Impressionismus, die veränderte Kulturrichtung, die Lossagung von der Überlieferung und den neuzeitlichen Expressionismus — im Schlußkapitel darzustellen, eine Aufgabe, die er mit Umsicht, scharfer Konzentration auf das Wesentliche und prägnanter Charakteristik einzelner Künstler und Strömungen durchaus einwandfrei und geschickt gelöst hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß die in den letzten Jahren entstandenen Sammelbüchereien für bildende Kunst dank dem billigen Preise der einzelnen Bändchen das Verständnis für Malerei und Plastik sehr gefördert haben. Frühzeitig tat sich der „Kunstwart“-Verlag Georg D. W. Callwey auf diesem Gebiet hervor. Er beschert uns diesmal eine „Holbein-Mappe“ (13,50 Mark), die nicht bloß eine Neuauflage der vergriffenen ist, sondern auch inhaltlich manche Bereicherung aufweist, und die sich hinsichtlich der Reproduktion aller jener Vorzüge erfreut, welche wir von früher erschienenen Mappen her kennen. Avenarius hat ihr einen Text vorangestellt, der, ohne sich im Kunsthistorischen zu verlieren, lediglich dem Betrachter der Blätter eine Anleitung zum Sehen und Genießen geben will. Ferner liegt uns eine andere Mappe (24 Mark) vor, die dem Schweizer Ernst Kreidolf, dem Maler der einzigartigen, phantasiereichen Blumenmärchenbilder und Schöpfer reizvoller Bilderbücher, gewidmet ist. Die Einführung schrieb mit feinem Verständnis Leopold Weber. — Entzückende Bändchen — eine Art Universalbibliothek der bildenden Kunst — sind die Delphin-Kunst-Bücher, die seit der kurzen Zeit ihres Bestehens sich viele Freunde erworben haben. (Jedes Bändchen kostet 80 Pf.) Ihr Reiz besteht hauptsächlich darin, daß sie neben vielen Abbildungen, welche die besten Leistungen des betreffenden Meisters veranschaulichen, außer Lebensdaten noch allerlei Brief- oder Tagebuchbekenntnisse bringen, die uns auch die Menschlichkeiten der einzelnen Künstlerpersönlichkeiten nahebringen. Erschienen sind bisher Spitzweg, Schwind, Waldmüller, Feuerbach, Richter, Oberländer, Rethel, Rubens, Thoma, Menzel, Grünewald, Corinth, Leibl. Jedes Bändchen hübsch in sich abgeschlossen und nett ausgestattet. — Etwas Ähnliches beabsichtigen die meist von E. W. Bredt im Verlag Hugo Schmidt, München, herausgegebenen Künstlerbreviere, nur daß sie umfangreicher sind und auf die Wiedergabe farbiger Bilder verzichten. Die Bändchen tragen schon mehr den Charakter von Monographien. Besonders hingewiesen sei auf das Bändchen „Menzel-Wanderung“ (8 Mark), auf Altdorfer (5,50 Mark), Adam Elsheimer, herausgegeben von Bode, und Velasquez, herausgegeben von Hugo Kehrer (5,50 Mark). — Zu diesen bestehenden Sammelbüchereien ist nun eine neue unter dem Kollektivnamen „Orbis Pictus“ (Verlag Ernst Wasmuth, Berlin) hinzugetreten. Der erste, den Paul Westheim bearbeitete, beschäftigt sich mit „Indischer Baukunst“ (12 Mark) und zeigt uns an einer Anzahl indischer Tempelbauten und Pagoden den gewaltigsten Ausdruck architektonischer Phantasie. Der nächste, „Altrussische Kunst“ (16,50 Mark) von Famina Halle, führt uns das Kunstschaffen Rußlands in der Zeit vom 11. bis zum 17. Jahrhundert vor und zerstört die Fabel von

(Fortsetzung S. 82.)







Henkell Trocken wieder auf dem Markt!

Das in schweren Zeiten erlassene Zucker-Verbot zwang unser Haus, sich während einiger Jahre vom Markte zurückzuziehen: es erschien uns mit unseren Traditionen unvereinbar, Ersatzmittel irgendwelcher Art zu verwenden.

Als der Betrieb dann teilweise wieder aufgenommen werden konnte, brachten wir vor etwa 2 Jahren zunächst unseren „Henkell Privat" und unseren „1911er Henkell" in den Handel.

Nachdem nunmehr eine Dosierung in größerem Umfange wiederum möglich ist, können wir auch unsere alte populäre Marke „Henkell Trocken" in unübertroffener Güte und Preiswürdigkeit unseren Gönnern durch den Weinhandel anbieten.

Unsere erzwungene Zurückhaltung gestattet es uns, eine Cuvee zum Versand zu bringen, die 1916 auf Flaschen gefüllt wurde, und somit ein fast fünfjähriges Flaschenlager aufweist.

Henkell & Co.

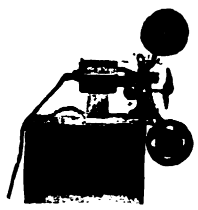
Gegründet 1832

BHD

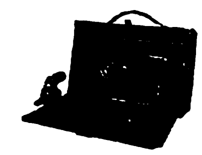
Der Film

in Verbindung mit kleinen handlichen Vorführungs-Apparaten, welche an jede elektr. Leitung anzuschliessen und von jedermann sofort ohne irgendeine Feuersgefahr zu bedienen sind, erübrigt Musterkoffer, doppelte Kollektionen, teure Reise- u. Frachtspesen.

Wir machen Filmaufnahmen für
Gewerbe, Handel, Industrie und Sport und verkaufen
Vorführungs-Apparate.



INDUSTRIE FILM



Gesellschaft mit beschränkter Haftung

Offizielles Aufnahmeorgan des Reichsverbandes für Zucht und Prüfung deutschen Halbblutes.

20 Filialen und Generalvertreter im In- und Ausland.

Berlin W. 35, Potsdamerstr. 35
Fernspr. Nollendorf 1670.

D.A.K.

DEUTSCHER AUTOMOBIL KONZERN GMBH

DUX · MAGIRUS · PRESTO · VOMAG

LEIPZIG·TRÖNDLINRING 4

DUX PERSONENWAGEN — MAGIRUS LASTKRAFTWAGEN — PRESTO PERSONENWAGEN — VOMAG LASTKRAFTWAGEN

Farben-Fabriken Berger & Wirth Leipzig



Telegramm-Adresse: Bergerwirt Leipzig
* Fernsprecher: No. 108, 408 und 658. *

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam.

Farben-Lieferanten der Leipziger Illustrirten Zeitung.

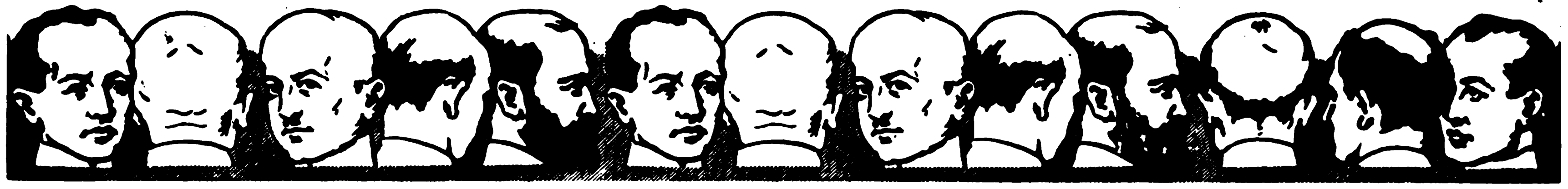


Salit das Einreibemittel

Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen. In Apotheken Flaschen zu 35 und 70 Gramm.

Die nächste Generation wird kahlköpfig sein!

Immer mehr nimmt, auch unter den jüngeren Männern, die Zahl der allzuhohen Stirnen, der unfreiwilligen Tonsuren zu, die Zahl der Geheimratswinkel und der ausgesprochen kahlen Köpfe. Unsolide? Das ist nicht gesagt. Genie? Nicht immer! Krankheit schon eher. Viel Schaden hat das Tragen des unhygienischen Stahlhelms angerichtet, der schwer auf den Kopfnerven lastete und das Atmen der Kopfhaut unterband. In den weitaus meisten Fällen aber ist fehlende oder unzweckmäßige Pflege des Haares schuld daran! Wo rechtzeitig vernünftige Haarpflege einsetzte, wie sie das Javol-Haarpflege-System bietet, da wurde dem Uebel rechtzeitig Einhalt geboten. Javol, das Kräuterhaarwasser der Exterikultur, hat sich seit Jahrzehnten bewährt in der Verhütung von Haarausfall und frühzeitigem Ergrauen, in der Beseitigung von Kopfschuppen und Schinnen. Das Haar wird und bleibt voll, weich und gesund; die Kopfnerven werden durch das köstliche Kräuterparfüm wohltuend erfrischt. Javol ist in jedem einschlägigen Geschäft erhältlich. Was so vielen half — sollte es nicht auch dir helfen? **Pflege dein Haar, eh' es zu spät! Pflege dein Haar mit Javol!**



Das Neueste aus aller Welt

bringen die **„Aktuellen Bilder"** der Jllustrirten Zeitung in anerkannt vorzüglicher Tiefdruck-Ausführung. Allwöchentlich erscheinen Serien bis zu 8 Bildern, die für jedes offene Ladengeschäft eine **billige** und doch **wirksame Schaufenster-Reklame** sind. In geschmackvollen Sammelbüchern aufbewahrt, eignen sich die „Aktuellen Bilder" auch als Auslagen in Reise- und Verkehrsbüros, Hotels, Sanatorien und dergl. und stellen auf diese Weise einen beliebten Unterhaltungsgegenstand der Gäste dar. Unverbindliche und kostenlose Preisofferte nebst Probebildern erhältlich von der Abteilung Bilderdienst der **Jllustrirten Zeitung, Verlag J. J. Weber, Leipzig.**

Kaloderma



KALODERMA-SEIFE
KALODERMA-GELEE
KALODERMA-PUDER
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut.
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE
BERLIN-WIEN

Zu haben in Apotheken, Drogen-, Friseur- und Parfümerie-Geschäften.



Für die kalte Jahreszeit!

Bei *Husten* und *Heiserkeit* benutzen Sie zweckmäßig, zugleich als Vorbeugungsmittel gegen Grippe und Influenza unsere

HELIOZON

Sauerstoff-Menthol-



DRAGÉES

Erhältlich in Apotheken u. Drogerien.
Theodor Teichgraeber Aktiengesellschaft
BERLIN S. 59 · KÖNIGSBERG i. Pr.

Nachahmungen weise man zurück.



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel **entfettet** d. Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohlen. Dosen zu Mk. 2.—, Mk. 3.50 und Mk. 5.— bei **Damenfriseuren, in Parfümerien u. Drogerien** od. von Pallabona-Gesellschaft, München 39D.

Kunstfreunden und Sammlern zur gefl. Beachtung!

Die Originalvorlagen der Jllustrirten Zeitung, Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen usw. sind verkäuflich. Ständige Ausstellung im Festsaale der Jllustrirten Zeitung, Leipzig, Reudnitzerstrasse 1—7. Wir laden zu unverbindlichem Besuche ergebenst ein. Verlag der Jllustrirten Zeitung, J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1—7.

Stuttgarter Neues Tagblatt



Die bedeutendste Zeitung Württembergs
Täglich zwei Ausgaben

Die Jdeale der Hautpflege!

Mitin-Creme, Mitinpasta
Mitinpuder, Lichtmitin
Frostmitin

Dieselben zeichnen sich durch äusserst günstige Beeinflussung der Haut aus und sind im Gebrauch äusserst angenehm.

Krewel & Co., G. m. b. H., chem. Fabrik, Köln a. Rh.

Lyra-Zigaretten

nur Qualität!

Eisenberger Hundepark für Rassehunde-Zucht und -Handlung

Richter & Co., Eisenberg (S.-A.) 26

Lieferanten höchst. Herrschaften, f. Offiziere, Geistliche usw.



Lieferung sämtl. reiner **Rassehunde** vom größten Renommier-, Begleit- u. Wachhund bis zum kleinst. Schoßhündchen. **Jagdhunde**, **Polizeihunde.** Versand nach allen Ländern zu jeder Jahreszeit. Garantie gesunder Ankunft. Reelle, gewissenhafte und kulante Bedienung. **Prachtalbum** mit Illustrationen und Beschreibung der Rassen inkl. Preisliste Preis 5 Mark. Illustrierte Hauptpreisliste 2 Mark 50 Pf. Zahlreiche, freiwillig eingesandte Dankschreiben beweisen am besten die Vorzüglichkeit unserer Lieferungen.

Gebrüder Fischer

Pobershau i. Sa.

Holz- und Spielwaren-Fabrik

Abt. I: Kegelspiele von der einfachsten bis zur feinsten Ausführung. Holzdrechslerwaren. Kinderspielwaren. Massenanfertigung klein gedrehter und gefräster Holzwaren aus allen Holzarten. Schach- u. Halmafiguren.

Abt. II: Holzmodeknöpfe. Holzknopfformen. Holzperlen.

Export nach allen Ländern. — Stets Neuheiten.
Messe Leipzig, Petersstr. 37 (Goldn. Hirsch) I. Stock, Z. 19.

Holz- und Spielwaren. ▽ Jouets d'enfant

Holz- und Spielwaren. ▽ Toys for children



Marke „Turm"

Back- u. Brathauben,
Gas-Back- u. Bratöfen,
Heizöfen für Petroleum,
Gas, Spiritus und Grude.
Kaffeeröster f. d. Haushalt.
Zu hab. in einschläg. Geschäften.
Metallwarenfabrik
Meyer & Niss G. m. b. H.,
Bergedorf 10 b. Hamburg.



DEINHARD — HOCHGEWÄCHS

DEINHARD — KABINETT

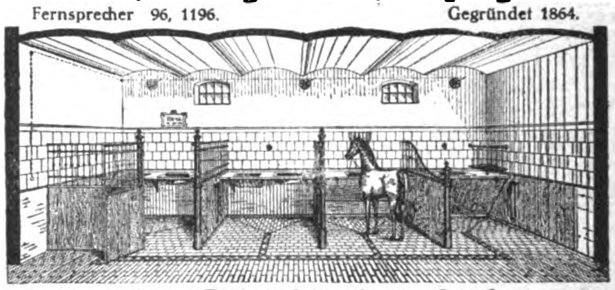


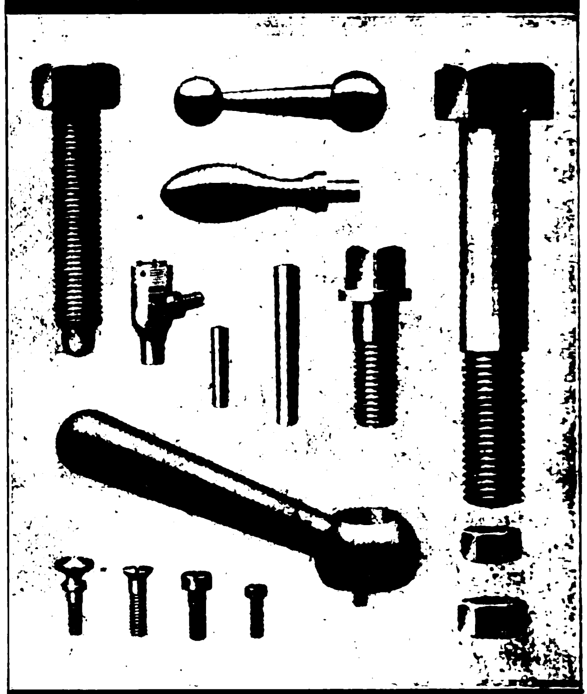
DEINHARD — RIESLING AUSBRUCH

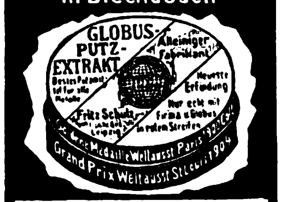
Literatur und Kunst (Fortsetzung von Seite 78).

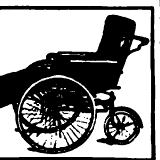
der Jugend des russischen Volkes, denn es hatte schon früher, wie aus den Bildern hervorgeht, seine künstlerische Tradition. Der „Archaischen Plastik der Griechen", herausgegeben von Woldemar Graf Uexküll, und der „Chinesischen Landschaft", herausgegeben von Alfred Salmony, sind die beiden letzten Bände gewidmet und halten sich auf der gleichen Höhe hinsichtlich der Gediegenheit sowohl des Inhalts als auch der Ausstattung. Der Schluß in diesem Reigen von Kunstbüchern möge ein kleines Werk von Curt Glaser „Der Holzschnitt" (Bruno Cassirer, Berlin) sein. Es ist ein nettes, instruktives Büchlein, das mit wenigen Worten und Bildern die Entwicklung des Holzschnittes von seinen Anfängen bis zur Gegenwart begleitet. Dr. B. T.

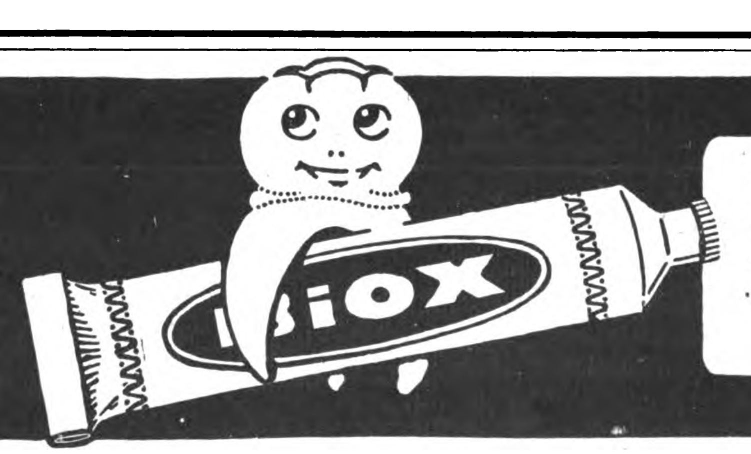
Aus der Werkstatt der Dichter und der Welt des Theaters. Ein neuartiges, groß angelegtes Unternehmen, dessen Leitung in der bewährten Hand des Literarhistorikers Dr. Hanns Martin Elster liegt, darf darauf rechnen, von allen Liebhabern der Dichtkunst und besonders von allen Autographenfreunden mit Freuden begrüßt zu werden. Es nennt sich „Deutsche Dichterhandschriften" (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden; jeder Band 25 Mark) und gibt in Jahresreihen bemerkenswerte dichterische Schöpfungen nach der Urschrift in originalgetreuem Faksimiledruck wieder. Man erhält so einen intimen Einblick in das dichterische Schaffen, sieht, wie der Autor hier verbessert, dort gestrichen hat, und wie leicht oder sauer ihm die Arbeit an seinem Werke geworden ist, wie er gefeilt und nach dem bezeichnendsten Ausdruck gesucht hat, bis das Gedicht oder die Erzählung der Vollendung entgegenreifte und die endgültige Gestalt gewann. Die Bände erscheinen in Quartformat und stehen ausstattungstechnisch auf der Höhe. Die Beigabe von Autobiographien, chronologischen Verzeichnissen der Werke und sachkundigen Einleitungen erhöhen den Wert der Publikationen. In der ersten Jahresreihe erscheinen Thomas Mann, Wilhelm Raabe, Walter v. Molo, Clara Viebig, Börries Frhr. v. Münchhausen, Hermann Hesse, Ernst v. Wildenbruch, Carl Hauptmann, Cäsar Flaischlen, Wilhelm Schäfer. Eine ähnliche Veröffentlichung, nur in kleinerem Umfange, stellt die „Jahresgabe deutscher Dichter" dar (Walter Hädecke Verlag, Stuttgart; gebunden 5 Mark).



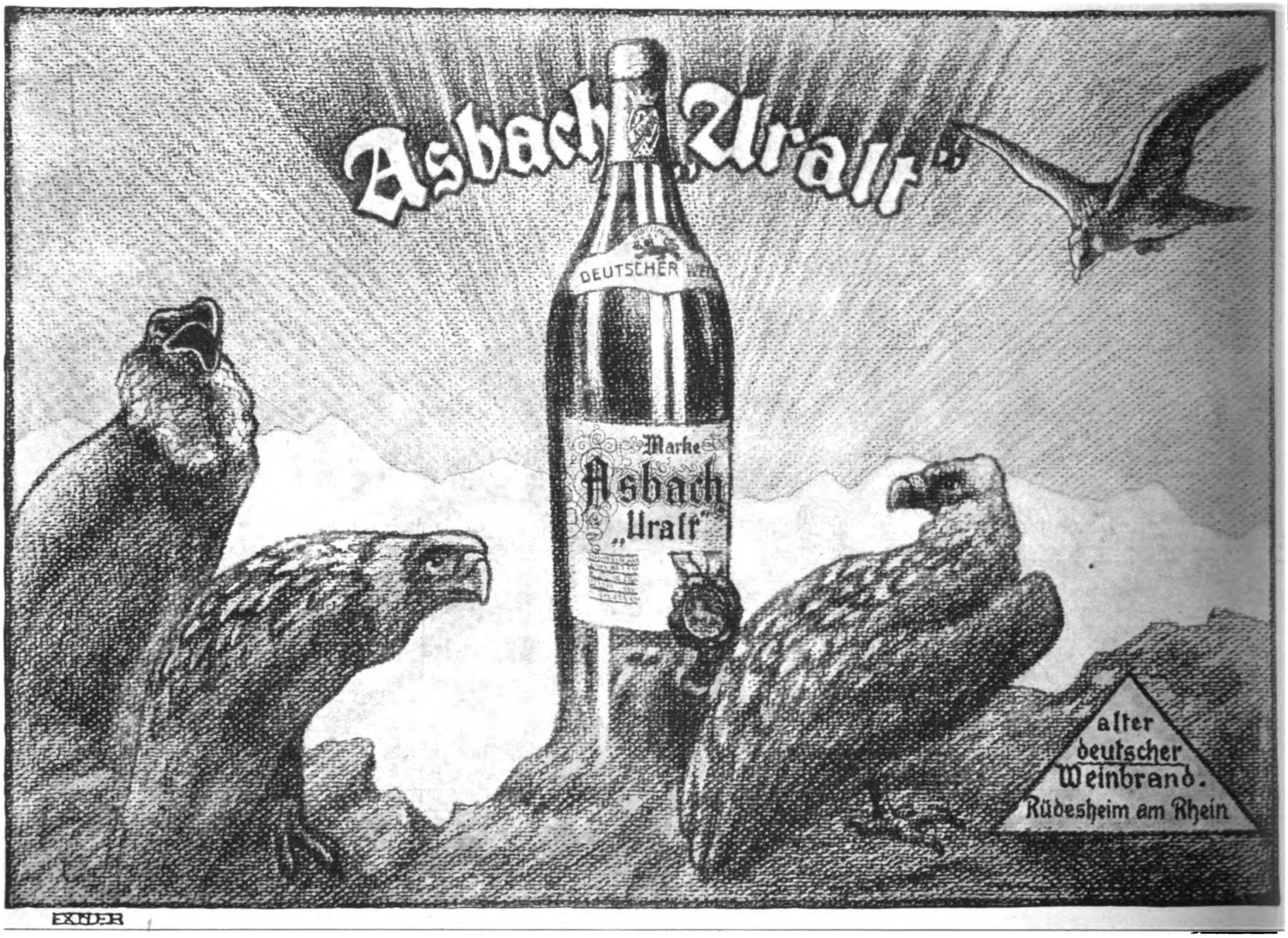








die 21 Beiträge der bedeutendsten Dichter der Gegenwart in Wiedergabe der Urschrift enthält und geradezu zu graphologischen Studien herausfordert, da sie die Verschiedenartigkeit der Dichtercharaktere schon in der Handschrift dokumentiert. — In das Gebiet der strengen literaturgeschichtlichen Forschung gehört die als viertes Heft der Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für Psychologie in Leipzig herausgegebene Abhandlung „Wandlungen literarischer Motive“ von Dr. Bruno Golz (Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig; 6 Mark), in der der Verfasser Hebbels „Agnes Bernauer“ und die Legenden von den Altvätern vom motivgeschichtlichen Standpunkt aus behandelt und damit zugleich einen beachtenswerten Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Geisteslebens liefert. — Die Literatur über Ibsen, den durch Strindberg und das moderne expressionistische Drama etwas ins Hintertreffen geratenen norwegischen Problemdichter, erfährt eine wertvolle Bereicherung durch das ungemein aufschlußreiche Buch „Ibsens Bühnentechnik“ (Sibyllen-Verlag, Dresden; gebunden 23 Mark), in dem der bekannte Berliner Theaterkritiker Dr. Monty Jacobs beweist, daß er bis in die letzten Geheimnisse Ibsenscher Bühnenkunst eingedrungen ist. Wie Ibsen charakterisiert, motiviert, kontrastiert, steigert, spannt, das wird bis ins Kleinste und Feinste aufgezeigt. Unseren modernen, dramaturgische Schleuderarbeit liefernden Dramatikern sei das Buch zur Lektüre angelegentlichst empfohlen. — Fesselnde Schauspielerporträte bietet Friedrich Rosenthal in dem Buche „Schauspieler aus deutscher Vergangenheit“ (Amalthea-Verlag, Wien; gebunden 7,50 Mark), in dem Iffland, Sophie Schröder, Ludwig Devrient, Anschütz, Seydelmann und Mitterwurzer eine liebevolle Charakteristik finden. — Mit Genuß liest man auch die mit Geist und Grazie geschriebene Monographie über das „Burgtheater“ von Hermann Bahr (Wiener Literarische Anstalt). — Einen willkommenen Führer durch das Labyrinth des expressionistischen Dramas hat Dr. Manfred Schneider in seiner Schrift „Der Expressionismus im Drama“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart; 1,80 Mark) allen denen an die Hand gegeben, die sich über das Drama jüngster Richtung rasch und zuverlässig orientieren wollen. Der Verfasser steht der neuen Richtung kritisch gegenüber, aber er sucht ihr verständnisvoll gerecht zu werden und verschließt sich nicht ihren Entwicklungsmöglichkeiten. Dr. A. Pl.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

Nr. 4041 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band

Aus Wissenschaft und Technik.

Das Alter des Menschen auf deutschem Boden. Als der Elberfelder Gymnasiallehrer Dr. C. Fuhlrott 1857 dem Naturforschertag zu Bonn seinen Fund menschlicher Skelettreste aus dem Neandertale (unweit Düsseldorf) vorlegte und für das eiszeitliche Alter dieser in vielen Beziehungen so auffallenden und von den heutigen Formen so abweichenden Menschenknochen eintrat, „war man zwar erstaunt und machte große Augen über das, was man sah, aber man zuckte auch allseitig die Achsel über das, was man hörte, und niemand“, so berichtet er selber, „fand sich in der Versammlung, der meiner Ansicht über das geologische Alter des Fundes mit einem ermutigenden Worte beigetreten wäre.“ Dieser heute so berühmte „Neandertaler“, der einer ganzen Urzeitrasse den Namen gegeben hat, war der erste einwandfreie Diluvialmenschenfund auf deutschem Boden. Die nicht genügend beobachteten Fundumstände brachten es mit sich, daß wir diesen eigentlichen Neandertaler auch heute noch nicht mit unbedingter Sicherheit einem bestimmten Eiszeitabschnitte zuweisen können. An seinem diluvialen Alter aber kann nicht der geringste Zweifel bestehen, und da alle anderen zur gleichen Rasse gehörenden Funde in die Riß-Eiszeit, in die dritte Eiszeit, gehören, dürfen wir auch ihn hier dem geologischen Alter nach einfügen und ihm ein Alter von etwa 100000 bis 140000 Jahren zuerkennen. Der Neandertaler ist nun nicht der einzige Diluvialmenschenfund auf deutschem Boden geblieben. Wir besitzen heute vielmehr solche aus Taubach (1895) und Ehringsdorf (1914/15) im Ilmtal bei Weimar, aus Mauer (1907) unweit Heidelberg und Obercassel (1914) bei Bonn, um nur die bedeutsamsten zu nennen. Die beiden Obercasseler Skelette sind in den Ausgang der Eiszeit zu stellen, etwa 10000 bis 25000 Jahre alt, die Funde von Taubach und Ehringsdorf fallen in die letzte Zwischeneiszeit (etwa 50000 Jahre v. Chr.), der bei Mauer gefundene außerordentlich massige Unterkiefer aber gehörte einem Menschen an, der aller Wahrscheinlichkeit in der ersten Zwischeneiszeit im heutigen Deutschland gelebt hat. Da seit dieser Günz-Mindel-Zwischeneiszeit wenigstens 250000 Jahre verflossen sind, ist der Kiefer des Menschen von Mauer oder, wie ihn sein Bearbeiter Otto Schoetensack genannt hat, des „Heidelbergmenschen“, der bislang älteste auf deutschem Boden gefundene menschliche Skelettrest. Er ist, fügen wir hinzu, bis heute auch noch der älteste überhaupt geblieben und seiner ganzen Form nach so urtümlich, daß man ihn morphologisch als an der Schwelle der Menschheit stehend bezeichnen muß. Ob der Mensch schon vor der Eiszeit in Europa lebte, läßt sich noch nicht einwandfrei nachweisen. Die 1911 bis 1913 in älteren Schichten bei Piltdown (Sussex, Südengland) gefundenen Schädelreste gehören nicht zusammen: der Kiefer ist der eines Menschenaffen, die Schädelbruchstücke gehören nach Klaatsch' Untersuchungen einem Neandertaler an. Ganz neuerdings glaubt der Göttinger Paläontologe Freudenberg unweit Antwerpen sogar Fußspuren des Tertiärmenschen, in Ton eingedrückt, gefunden zu haben. Auch hierüber sind die Akten noch nicht geschlossen.

Dr. Adolf Heilborn.

Neuere Bestrebungen zum Aufsuchen von Bodenschätzen. Unsere Kenntnis vom Weltall rundet sich mehr und mehr ab. Wir wissen jetzt, welche Ausdehnung und Gestalt jenes System von Fixsternen besitzt, dem unsere Sonne angehört. Wir haben ergründet, daß es seinerseits wieder nur ein Glied eines noch größeren Gebildes ausmacht, des Systems der Sternhaufen, und wir sind imstande, auch für dieses Gestalt und Größe anzugeben. Die Erdoberfläche bietet nur noch wenige und kleine Bereiche, die noch von keines Menschen Fuß betreten worden sind. Die Lufthülle ist bis zu einer Höhe von über 10 km von uns bereist und darüber bis in ihre äußersten Grenzen durch die luftelektrische, die erdmagnetische und die Polarlichtforschung in ihrem Aufbau enthüllt. Unüberwindlich aber erscheinen uns die Schwierigkeiten, in das Erdinnere einzudringen. Von dem ganzen Riesenraum des Weltalls war dieses winzige, aber für uns Menschen so wichtige Stück unbekannt. Die letzten Jahrzehnte haben uns jedoch auch hier erheblich vorwärts gebracht. Wir verdanken das der Neugründung vieler, über die ganze Oberfläche zerstreuter Erdbebenwarten. Die Erschütterungen der Erdbeben gehen als Wellen zum Teil die Oberfläche entlang, zum Teil wandern sie aber auch quer durch die Erde. Das gab das Mittel an die Hand, zu erkennen, daß die Erde aus einem innersten Kern aus gasförmigem Eisen, Nickel und Kobalt besteht, den wieder eine vergleichsweise dünne Schicht von Schmelzflüssen umgibt. Auf ihr ruht, etwa 1500 km dick, der Gesteinsmantel. Näher bekannt sind uns nur seine alleroberstenSchichten, dringen doch die wenigen tiefsten Bohrlöcher nur knapp über 2 km hinab. Diese dünne Haut ist der Vorratsraum für unsere Bodenschätze, wobei dann noch ein großer Teil durch das Meer verdeckt wird. Die wichtigsten sind die Metalle und die Salze. Kennen wir alle die uns technisch zugänglichen Lager der Art? Man zweifelt jedenfalls daran und bemüht sich, neue zu finden. Zu den bewährten geologischen Methoden ist in den letzten Jahren eine ganze Anzahl physikalischer getreten. Da solche Massen immer schwerer oder leichter sind als das umgebende taube Gestein, so hat man mit Instrumenten, die die feinsten Änderungen der Schwereanziehung feststellen können, namentlich in bezug auf Salz, mit Erfolg gearbeitet. Weiter hat man künstlich starke Explosionen hervorgerufen und mit Erdbebenmessern, die im richtigen Abstand rundherum aufgestellt waren, berechnet, wo festere Massen lagerten, die die Richtung der Stoßwellen änderten. Ferner sandte man elektrische Wellen in den Erdboden, um zu prüfen, ob sie etwa an Metalladern abgelenkt würden. Da Eisen- und Nickelerze stark, Salz- und Gipslager jedoch sehr viel schwächer magnetisch sind als die umgebenden Gesteine, so kann man auch durch erdmagnetische Messungen über Tage den Sitz solcher Bodenschätze ermitteln. Alle diese Verfahren werden zur Zeit bei uns in Deutschland angewendet, und so steht zu hoffen, daß wir in Bälde neue Werte aus unserem Boden heben werden. Ihrer Natur nach können diese Messungen noch nicht von den Gruben- und Bergwerksingenieuren ausgeführt werden, sondern sie stützen sich auf unsere Hochschulen und Forschungsinstitute. Der Unterzeichnete ist gern bereit, ernsten Interessenten eingehende Auskunft zu geben.

Prof. Dr. Nippoldt, Potsdam.

Was das Amphibienauge vollbringt. Ist auch nicht jede Angabe Paul Kammerers unumstritten, so wird doch unwiderlegt bleiben, was er am Olmauge fand: daß dieses ganz rudimentäre Organ des blinden Höhlentiers sich bei Tageslicht, falls dieses von Geburt an einwirkt, sich wieder zu voller Größe und Sehfähigkeit entwickeln kann; es ist das einer der schönsten Beweise der Zweckmäßigkeit des Organischen. Ihre Deutung fällt verschieden aus, und zwar je nach dem Standpunkt des Naturbetrachters entweder vitalistisch, als „primäre“ Zweckmäßigkeit, oder mechanistisch, als schlummernde, einst zweckmäßig gewesene und im Kampf ums Dasein erworbene Labilität. Neuere Regenerationsversuche von Horst Wachs in Rostock bringen ferner in Erinnerung, daß bei dem fabelhaften Neubildungsvermögen der Schwanzlurche die operativ entfernte Augenlinse sich von einem fremden Mutterboden her, nämlich von der Regenbogenhaut oder Iris aus, neubildet. Auch dieses ist höchst zweckmäßig, denn die ursprüngliche Linse entsteht stets aus der Haut, die jedoch nach Fertigstellung des Auges von der Stelle der künstlichen Verletzung zu weit entfernt liegt. Gustav Wolff, der die „atypische“ Linsenregeneration der Tritonen 1894 fand, wollte darin einen Beweis für die „primäre“ Zweckmäßigkeit des Organischen erblicken, da sich dieses Geschehen nicht im Naturzustande entwickelt haben könne, sondern im Experiment zum ersten Male eingetreten sei. Schon damals meinte jedoch der Darwinianer Weismann, diese atypische Regeneration könne vielleicht auch in der Natur vorkommen und im Kampf ums Dasein erworben sein. Und mit dieser Erklärung oder vielleicht mit der Annahme eines ehemals schärferen Kampfes ums Dasein werden zumeist die Forscher vorliebgenommen haben, obschon sie etwas Gezwungenes zu haben schien. Daß sie nicht erkünstelt ist, sondern durchaus dem heutigen Naturverhalt entspricht, lehrt nun in überraschender Weise der Befund von Wachs, daß auch im Freileben der Linsenverlust vorkommt und in der besagten Weise geheilt wird. Unter etwa 600 Larven von Triton cristatus, dem Kammolch, wurden zwei mit verstümmelten Augen und fehlender, im natürlichen Kampf ums Dasein verlorener Augenlinse gefischt, also 0,5 Proz., die nicht anders regenerierten als im Experiment. Demnach ist es der Kampf ums Dasein, der dieses Regenerationsvermögen erforderlich macht. Somit ist dem Vitalismus wieder einmal ein Stützpunkt abgerungen worden, so sehr auch die Zweckmäßigkeit des Amphibienorganismus uns heute viel erstaunlicher erscheint als einst einem Darwin, der die grundsätzliche Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit in der Auslese des Bestangepaßten fand.

Prof. V. Franz, Jena.

Die Gifte in der Dichtung und in der Weltgeschichte. Das häufig zitierte Wort: „Gift in den Händen eines Weisen ist ein Heilmittel, ein Heilmittel in den Händen eines Toren ist ein Gift“ hat seine volle Berechtigung. Wie Erich Harnack gezeigt hat, hat das Motiv der Vergiftung auf das Drama von jeher einen verlockenden Einfluß ausgeübt. Besonders Shakespeare hatte dafür eine ganz besondere Vorliebe. Harnack hat sogar daraus, daß Goethe in den Werken seiner reiferen Zeit sich wenig mehr mit Vergiftungen abgibt, den Schluß ziehen zu müssen geglaubt, daß seine späteren Dramen nicht mehr unter dem Einfluß Shakespeares standen. Bei dieser Gelegenheit äußert Harnack, es wäre eine Arbeit riesigen Umfanges, das Gift in der Weltgeschichte zu verfolgen. Diese gewaltige Arbeit hat jetzt L. Lewin geleistet, indem er uns sein groß angelegtes Werk unter diesem Titel vorlegt (Berlin, Julius Springer, 1920). Immer an der Hand von Quellen werden die Berichte kritisch betrachtet. Berühmte Vergifterinnen und Vergifter im Altertum ziehen an uns vorüber. Denn es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß sowohl in der Geschichte der Vergiftungen als auch in derjenigen der Arzneikenntnis so oft Frauen sich betätigt haben. Auch in kirchlichen Kreisen fand das Vergiften in der Zeiten Lauf seinen Platz, und mancher Papst ist dem Vergiftungstode zum Opfer gefallen. Bewunderungswürdig ist, wie aus den Varianten in den Berichten über das entscheidende Vergiftungsmahl und das Ende von Papst Alexander VI. sich noch heute nach Lewins zwingenden Schlüssen mit aller Sicherheit die Vergiftung mit Arsen erweisen läßt. Da müssen die Stimmen der Historiker verstummen, die den Papst an „Malaria und Schlaganfall“ sterben lassen wollen. Die absonderlichsten Wege und Mittel wurden erdacht, um das Gift besonders unauffällig dem Körper beizubringen. Schwieriger war manchmal schon die Herausbringung der Gifte aus dem Körper, wenn ein Gegengift fehlte. Man griff daher zu dem anscheinend einfachen, aber recht eigenartigen Mittel, die Vergifteten an den Beinen aufzuhängen. Diese Methode ist öfters an hervorragenden Personen geübt worden und hat lange als besonders wirkungsvoll gegolten. Auch Blut von jugendlichen Menschen — angeblich der verjüngenden Wirkung wegen — wurde z. B. vergeblich beim Papst Innozenz VIII. angewandt. — So gibt in der Tat, wie Lewin sagt, das, was aus allen Zeiten an Beziehungen von geschichtlichen Menschen zu Gift auf uns gekommen ist, in seiner Gesamtheit „einen eigenartigen Ausschnitt aus den moralischen Verirrungen der Menschheit“. Und ein Gift, das nicht gleich wirkt, ist darum kein minder gefährliches Gift, läßt Lessing mit Recht Claudia in „Emilia Galotti“ sagen.

Dr. Erich Ebstein.

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

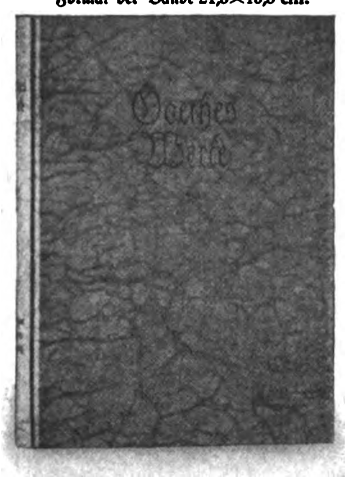
Nr. 4041. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg., mit 10% Teuerungsaufschlag. 10. Februar 1921.



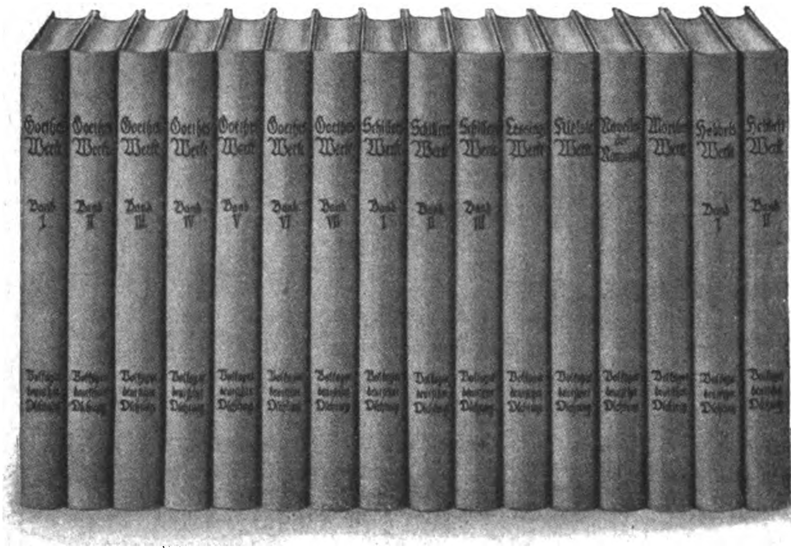
Volksgut deutscher Dichtung

Ausgewählt und herausgegeben von Professor Dr. Max Hecker und Dr. Hans Wahl.

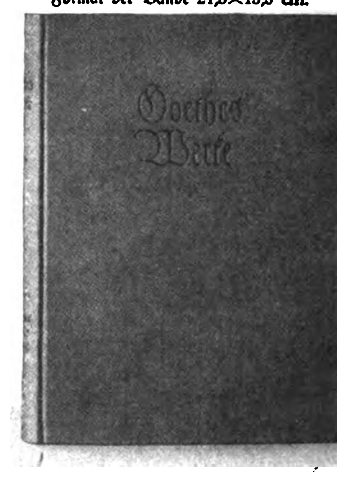
Vorderseite der Bände bezw. der Einbanddecken vom „Volksgut deutscher Dichtung“. Format der Bände 21,5×15,5 cm.



Ansicht des Pappbandes. Preis der Einbanddecke zu einem Pappband 4.— M.



Vorderseite der Bände bezw. der Einbanddecken vom „Volksgut deutscher Dichtung“. Format der Bände 21,5×15,5 cm.



Ansicht des Leinenbandes. Preis der Einbanddecke zu einem Leinenband 5.— M.

Unsere Klassiker

bequem anzuschaffen in Lieferungen oder in Einzelbänden.

„Heft 1 und 2 sind bereits erschienen und machen einen recht guten Eindruck . . . So darf man dem „Volksgut deutscher Dichtung“ mit gutem Gewissen besten Erfolg wünschen.“
Casseler Tageblatt.

„Sie sind auf einem festen Papier sauber und sehr gefällig gedruckt und zeigen ein Format, das Handlichkeit mit einer gewissen klassischen Würde verbindet.“ Regensburger Anzeiger.

„Ausstattung trotz des geringen Preises vorzüglich. Sehr empfehlenswert.“
Schwäbischer Schulanzeiger.

„Druck und Ausstattung sind gut.“ Die Arbeiterin, München.

„Zweck und Ausführung lobten sich, wie die ersten Hefte erweisen, gleichermaßen selbst.“
Fürstenwalder Zeitung.

„Es ist ein sehr guter Gedanke, auf das Lieferungssystem . . . zurückzugreifen und auf diese Weise die unerschwingliche Ausgabe, die heute für die meisten Menschen das Anschaffen auch nur der wichtigsten Klassiker bedeutet, in eine Reihe kleiner zu zerlegen. In drucktechnisch tadelloser Ausstattung liegen die ersten beiden Hefte vor, die recht viel für das gesamte Werk versprechen: gutes Papier, sehr sorgfältige Textprüfung sichern eine einwandfreie Auswahlausgabe.“
Wirtschaftl. Lehrerzeitung.

„Der Verlag hat einen Weg gefunden, um der breiten Masse bei der Teuerung die klassische Literatur zugänglich zu machen. Volksbildner sollten diese Neuerscheinung prüfen. Unsere Klassiker gehören ins Volk.“ Der Mitarbeiter, Frankfurt a. M.

„Daß hier feines Verstehen und gediegene Kraft am Werke sind, dafür bürgt nicht nur der altrenommierte Verlag, dafür bieten auch die beiden verantwortlichen Namen allererster Fachgrößen Gewähr.“
Wiener Mittag.

Lieferungsausgabe:

Es ist jederzeit Wunsch und Bedürfnis vieler Tausender, gute Ausgaben unserer Dichter zu besitzen. Daß unsere großen Dichter den Weg ins Volk leicht finden können, ist eine kulturelle Notwendigkeit. Bei den allgemeinen heutigen Preisverhältnissen gibt es jedoch viele, denen schon die Anschaffung einer guten Ausgabe eines Dichters auf einmal zu kostspielig ist; deshalb haben wir uns entschlossen, deutsche Klassiker in Lieferungen herauszugeben. Das Werk, das etwa 125 Lieferungen zu je Mk. 2.50 (kein Teurungszuschlag) umfassen soll, soll Werke der nachfolgenden Dichter enthalten: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Novellen der Romantik (Tieck, Fouqué, Arnim, Brentano), Mörike, Hebbel. Es verfolgt nicht nur den Zweck, die leichte Anschaffung dieser Klassiker zu ermöglichen, es stellt sich gleichzeitig die Aufgabe, eine Auswahl des heute noch Lebendigen und Weiterwirkenden zu geben, dessen, was auch der Gebildete von heute, trotz der Verpflichtungen, die ihm das Schrifttum der Gegenwart auferlegt, noch kennen sollte. Denn, wer die wichtigsten Werke unserer klassischen Literatur nicht kennt, gewinnt auch kein literarisch sicheres Urteil über die Gegenwart. Die Namen der beiden Herausgeber bürgen dafür, daß die Auswahl bei den einzelnen Dichtern literargeschichtlich wie künstlerisch der Aufgabe des Sammelwerkes entspricht, sowie daß vor allem auch die Texte aufs zuverlässigste geprüft werden und den Anforderungen moderner Textkritik entsprechen. Der Ausgabe jedes Dichters wird eine Einführung in sein Leben und seine Werke vorausgeschickt. Es ist beabsichtigt, sofern uns nicht unvorhergesehene Umstände zu größeren Pausen zwingen, am 1., 11. und 21. jedes Monates ein Heft auszugeben. Wer mit der Subskription beginnt, wenn schon mehrere Hefte erschienen sind, muß nicht alle Hefte auf einmal abnehmen, sondern kann ebenfalls alle 10 Tage ein Heft nachbeziehen. Sofern es uns ein entsprechender Rückgang der Kosten möglich erscheinen läßt, beabsichtigen wir durch Vermehrung der Zahl von 40 Seiten die Anzahl der Lieferungen zu kürzen. Der jetzt auf etwa 125 Lieferungen geschätzte Umfang unseres Sammelwerkes ergibt 16 Bände verschiedenen Seitenumfanges (Goethe 7, Schiller 3, Lessing 1, Kleist 1, Novellen der Romantik 1, Mörike 1, Hebbel 2).

Es sollen geschmackvolle, preiswerte Einbanddecken geliefert werden. Es wird immer von Zeit zu Zeit angegeben, welche Lieferungen einen Band ausmachen. In der Lieferungsausgabe erscheinen immer zwei verschiedene Werke bzw. Bände nebeneinander, so daß Lieferung 1, 3, 5, 7 usw. und Lieferung 2, 4, 6, 8 usw. zu einem Bande gehören. Das „Volksgut deutscher Dichtung“ bietet Auswahlausgaben, die sich auszeichnen durch würdige Ausstattung, eindrucksvolles Format, sorgfältig geprüfte Texte, kundige, lebendige, den heutigen Anforderungen entsprechende Auslese.

Bandausgabe:

Um zahlreichen Wünschen entgegenzukommen, soll neben der Lieferungsausgabe her für diejenigen, die einen größeren Betrag auf einmal anlegen wollen, eine Ausgabe in Bänden erscheinen. Der auf etwa 125 Hefte geschätzte Inhalt der Lieferungsausgabe des „Volksgut deutscher Dichtung“ kann also auch in 16 Bänden bezogen werden. Der Seitenumfang der einzelnen Bände wird verschieden sein. Die Einteilung der einzelnen Bände ist die gleiche, wie sie die Lieferungsausgabe ergibt, wenn die einzelnen Lieferungen später in Einbanddecken zu Bänden vereinigt werden. Die 16 Bände der Bandausgabe des „Volksgut deutscher Dichtung“ sollen einen Durchschnittspreis von je Mk. 27.— für den Leinenband, von je Mk. 25.75 für den Pappband haben. Wenn es uns ein entsprechender Rückgang der Herstellungspreise während des Erscheinens möglich erscheinen läßt, beabsichtigen wir die späteren Bände im Preise herabzusetzen. Es soll ungefähr, wenn keine unvorhergesehenen Hindernisse eintreten, alle zwei Monate ein Band erscheinen. Der erste Band erscheint im April.

Subskriptionen werden nur auf das vollständige Werk angenommen. Einzelne Lieferungen können nur in Ausnahmefällen abgegeben werden, einzelne Bände, soweit sie überhaupt einzeln geliefert werden können, sind nur zu einem höheren Preise als dem Subskriptionspreise zu beziehen.

Wer auf das „Volksgut deutscher Dichtung“ subskribiert, schafft sich nach und nach auf bequeme Weise

eine vorzügliche Sammlung deutscher Klassiker.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.



FEUER BREITET SICH NICHT AUS
HAST DU MINIMAX IM HAUS
MINIMAX
BERLIN W 8
UNTER DEN LINDEN 2
BERLIN - CÖLN
HAMBURG-STUTTGART
MINIMAX
WIEN - ZÜRICH
PRAG · STOCKHOLM
VALPARAISO
J. FENNEKER



Julius Blüthner
Leipzig



Rosa
centifolia
der Duft der dunkelroten Rose in wunderbarster Natürlichkeit
Originalflasche im Karton Mk.35.– u. Mk.52,50
Probeflasche im Karton Mk.22.–
J. F. Schwarzlose Söhne
·Berlin·
Detailverkauf: Markgrafenstr. 26
Fabrik: Dreysestrasse 5
Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften.
Parfümierte Karten von „Rosa Centifolia" und unsern anderen Spezial-Parfüms stehen gratis und franko zur Verfügung.

Allgemeine Notizen.

Preisaufgaben. Von der Universität Leipzig werden für das Universitätsjahr 1920/21 folgende Preisaufgaben gestellt: Von der Theologischen Fakultät: „Gewünscht wird eine Würdigung der Lettres édifiantes als Quelle für die allgemeine Religionskunde“. Von der Juristischen Fakultät: „Die Teilklage im geltenden Zivilprozeßrecht“. Von der Medizinischen Fakultät: „Pflanzt sich der Erregungsvorgang in einer gleichmäßig narkotisierten Nervenstrecke mit einer konstanten Geschwindigkeit fort?“ Von der Philosophischen Fakultät, und zwar von der philologisch-historischen Abteilung: 1. Fragmenta historicorum anonyma in papyris et membranis Aegyptiacis servata (praeter Ox. Pap. 842) colligantur, recenseantur quoad lieri potest, commentario illustrentur. 2. Wilhelm Wundts Prinzip der schöpferischen Synthese. Von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung: „Die Bedeutung der oberen Kreidediskordanz in den Ostalpen.“ Die Preisbewerbungsschriften der Theologischen und der Juristischen Fakultät sind spätestens am 31. Juli 1921, die der Medizinischen und der Philosophischen Fakultät spätestens am 15. September 1921 an die Universitäts-Kanzlei abzuliefern.

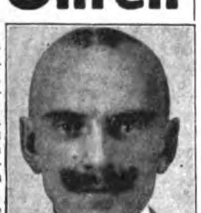
Vom Heidelberger Schloß. Im Heidelberger Schloßverein, der seit 1913 zum erstenmal wieder eine ordentliche Hauptversammlung abhielt, gedachte Prof. Wille des jetzigen Zustandes des Heidelberger Schlosses. Die zerstörende Wirkung der Zeit sei, wenn auch unwesentlich, von Jahr zu Jahr zu beobachten. Das gelte hauptsächlich für den Ott-Heinrichsbau. Man sei sich darüber einig, daß man der Zerstörung entgegentreten muß, jedoch nicht über die Frage, ob durch eine völlige Wiederherstellung des Baues oder durch Stützen, Streben usw. Baurat Seitz, der die geheimsten Regungen des Schlosses wie ein sorgsamer Vater kenne und die geringsten Veränderungen wahrnehme, rechne mit einem rascheren Zerfall als andere, ebenfalls treffliche Kenner der Ruine.

Die Verlegung der deutsch-böhmischen Hochschulen. Der Hochschulring deutscher Art veröffentlicht einen Aufruf, in dem er um Beiträge für die „Prager Hilfe“ bittet, die dazu bestimmt ist, die Verlegung der deutschen Hochschulen Prags in das deutsch-böhmische Sprachgebiet finanziell zu erleichtern. Spenden sind einzuzahlen auf das Konto: Martin Ehrenforth, Berlin 104140 unter Kennwort „Prager Hilfe“.













Die Wiederherstellung unserer nationalen Ehre ist ein derart dringendes Bedürfnis, daß wir uns allen Ernstes mit dieser Frage beschäftigen müssen. In diesem einen Gedanken müssen wir uns, Männer und Frauen aller Parteien und Konfessionen, zusammenfinden, um unsern Bedrückern und dem Auslande zu zeigen, daß der Sinn für nationale Ehre in uns nicht untergegangen ist. Wir sind es auch jenen zwei Millionen Männern und Jünglingen schuldig, die ihr Leben füt uns hingaben und draußen in fremder Erde ruhen. Wir bekämpfen uns in nutzlosen Parteigezänken und unsere Gegner freuen sich ob dieser Uneinigkeit, denn dadurch stärken wir ihre Stellung; sie können fordern, was sie wollen. Noch ist es Zeit, setzen wir ihren maßlosen Forderungen ein Halt entgegen, einig und kräftig nach alter deutscher Art. Nicht Haß wollen wir säen, aber die Wahrheit und Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen. Die Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Wahrheit, Recht und Ehre in München 2 SW. wird diese Bewegung einleiten und bittet Frauen und Männer aller Stände und Parteien um Mitarbeit. Arbeitsgruppen sollen in allen Städten Deutschlands gebildet werden. Weitere Mitteilungen folgen an alle sich Meldenden.

Das deutsche Buch ins Ausland! Ludwig Finckh, Gaienhofen/Bodensee, und Waldemar Bomels richten an ihre Dichtergenossen folgenden Aufruf: Draußen in der Welt sind die Augen auf uns gerichtet. Millionen von Menschen aus deutschem Blut sehen bang auf uns und fragen: „Wird sich das wunde Volk verbluten? Schlägt sein Herz noch?“ Aber keine Antwort von uns bringt zu ihnen. Unser Mund ist verschlossen, wir haben ihn selber stumm gemacht. Man lechzt nach geistiger Nahrung von uns, nach deutschen Büchern. Es gibt einen kurzen Weg zur Verständigung, mitten ins Herz hinein! Wir leiden körperlich, aber wir lassen uns seelisch nicht verdunkeln. Wir hungern, aber wir sind nicht so elend, daß wir nicht noch sättigen könnten. Wir dürsten, aber wir sind nicht so vertrocknet, daß wir nicht tränken könnten. Wir sind arm, aber nicht so dürftig, daß wir nicht noch schenken könnten. Liebe Freunde, macht eure Quellen auf: stiftet eure Bücher ins Ausland als Dank für Sorge und Lohn für Treue. Man soll wissen, wer wir sind, und wie wir es tragen. Wendet euch an eure Verleger, daß sie sich mit euch verbinden. Deutsche Buchhändler und Bücherfreunde, seid weitblickend; traget

den deutschen Namen mit hinaus. — Das deutsche **Buch** ins Ausland! Jedes Buch trage die Handschrift: **„Deutsche Dichterspende."** Geschenkt von . . . . (ist vom **Spender** auszufüllen), an . . . . (wird vom Deutschen **Ausland-Institut** ausgefüllt). Das deutsche Ausland-**Institut** in Stuttgart, Neues Schloß, wird die **Vermittlung** besorgen, Bücher annehmen, Geld in Bücher **verwandeln** und sie an Stellen bringen, wo der Same **auf** fruchtbaren Boden fällt.

Handel und Verkehr mit Spanien. Im Anschluß an **die** Erläuterungen über die Handelsbeziehungen zwischen **Deutschland** und Spanien in unserer **Spanien-Nummer (Nr.** 4037 vom 16. 12. 20) teilen wir zunächst mit, daß **unser** Generalvertreter für Spanien El Globo in **Barcelona**, Escudillers Blanchs 3 bereit ist, in Spanien und in spanisch-sprechenden Ländern Auskünfte über Inserate zu geben und solche für unsere „Illustrirte Zeitung" entgegenzunehmen. — Sodann verweisen wir auf die Äußerungen des Vertrauensmanns des Außenhandels-Verbandes (Handelsvertragsverein) in Barcelona, der in der Zeitschrift „Deutscher Außenhandel" unter anderm schreibt: „Bei der häufigen Anfrage nach Vertretern habe ich als stillschweigend vorausgesetzt angenommen, daß man nach deutschen Herren sucht. Diese sind aber zur Zeit so mit Arbeit überhäuft und haben so viele Angebote von Vertretungen, daß es kaum möglich ist, sie für weitere Sachen zu interessieren. In einigen Fällen, da die Fabrikanten besonderes Interesse zeigten, habe ich selbst die ersten Verkaufsversuche gemacht, doch kann ich jetzt weitere Artikel nicht mehr übernehmen. Im allgemeinen kann man sagen, daß gewisse Artikel, besonders Rasierapparate, Solinger Waren, Feuerzeuge, Aluminiumgeschirre, zur Zeit gar keine Aussicht auf Erfolg haben, so daß jedes Suchen nach Vertretern nutzlos ist. Automobile und Lastwagen, landwirtschaftliche Geräte und dergleichen, dann Parfüme und Schaumweine oder Heilmittel haben nur dann Aussicht, wenn der Fabrikant gewillt ist, einen Vertreter mit ziemlich kostspieliger Reklame zu unterstützen. Im allgemeinen sind alle Angebote, die Vorausbezahlung eines Teiles oder des ganzen Betrages vorsehen, absolut nutzlos. Man kauft heute hier nur noch nach der jetzt üblichen Bedingung: Nachnahme durch den Zollagenten bei Eintreffen im Hafen. Ebenso ist jedes Angebot, das in irgendwelcher Weise eine Verklausulierung vorsieht und nicht zur festen Lieferung und zu festen Preisen anbietet, zwecklos. Wenn diese

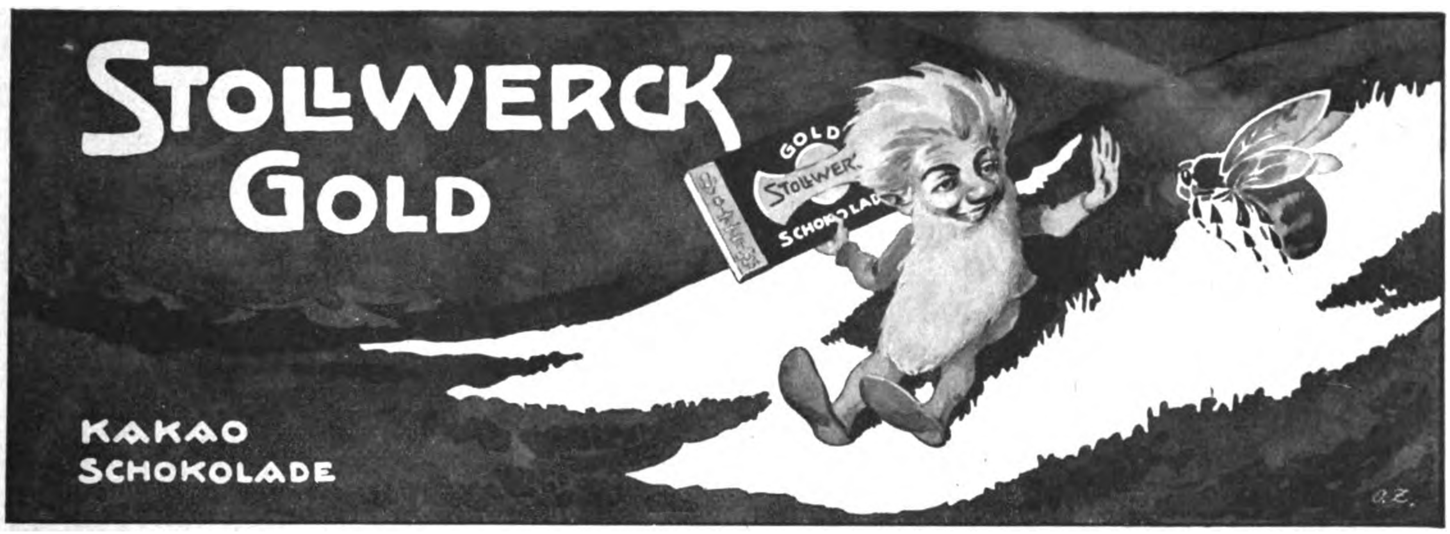








Punkte berücksichtigt werden, würde sich ein großer Teil der Anfragen erübrigen. — Spanische Privatpersonen kann ich als Vertreter mit gutem Gewissen nicht empfehlen. Wennschon ein großer Teil ohne Zweifel sehr ehrenwerte Leute sind, so ist doch u. a. der Mangel an Ausbildung ein Punkt, der mir zu große Verantwortung auferlegen würde. Was das Einziehen der Forderungen angeht, so ist es in jedem Falle zweckmäßiger, damit ein Sonderinstitut zu beauftragen, oder aber evtl. gezogene Tratten dem hiesigen „Banco Alemán Transatlántico“ zu übergeben, denn wenn sich Geschäfte nicht glatt abwickeln, so hat in der Regel eine Privatperson nicht das geeignete Mittel an der Hand, einen stärkeren Druck auszuüben, abgesehen davon, daß bisweilen die Geschäfte der Vertrauensleute es nicht ratsam erscheinen lassen, einen säumigen Kunden für Rechnung anderer schroff zu mahnen. Die Beschaffung von Adressen ist hier nicht so leicht als in anderen Ländern, da die Adreßbücher nicht so zuverlässig sind wie anderswo. Vielleicht empfiehlt es sich, das Adreßbuch von Baily-Balliere anzuschaffen, das wohl das beste hier sein dürfte und den Mitgliedern zur Information dienen könnte. Es sind auch bisweilen Anfragen an mich gestellt worden, die man als eine nutzlose Beanspruchung bezeichnen dürfte. Wenn z. B. nach Adressen gefragt wurde und sich nachher zeigte, daß die Firma am Platze schon vertreten ist, so ist dies wohl eine Belastung des Verbandes, die man mit viel mehr Recht dem bezahlten Vertreter übertragen sollte. Ebenso ist mir vorgekommen, daß man eindringlichst einen Vertreter suchte, und als ich nach längerem Bemühen einen Herrn gefunden hatte, der sogar auf eigene Rechnung ein Lager halten wollte, man mir antwortete, daß man bereits eine Vertretung habe. Dadurch wird nicht nur die Lust, den Anfragenden zu dienen, genommen, sondern man setzt sich auch der Gefahr aus, als wenig ernst angesehen zu werden. Ein Brief nach dem Ausland wird nach dem Beschluß des Postkongresses künftig 40 Cents kosten. Dies ist nach deutschem Geld heute 4 Mark, und bei der Häufigkeit der Anfragen stellt dies am Ende des Jahres eine ziemliche Summe dar. Es wäre wohl nicht zu viel verlangt, wenn die Anfragenden einen internationalen Kupon zur Rückantwort beilegen würden, wie es ganz vereinzelt Firmen schon tun. Es bleibt dann den Vertrauensleuten immer noch die Arbeit, die Wünsche zu prüfen, sich zu informieren und den Fall zu beantworten.“



Wer arbeiten soll

bedarf einer hochwertigen Ergänzung der noch immer knappen Lebensmittel.

Gute Schokolade

ist das altbewährte Mittel, um zu jeder Tageszeit den ermüdenden Körper zu stärken und ihm

jeden Rest des Hungergefühls

zu nehmen. — Das Erzeugnis der einheimischen Schokoladen-Industrie erfüllt diese Ansprüche des deutschen Volkes besser als irgend ein Auslandsfabrikat es vermag. Darum kauft nur

Deutsche Schokolade

Verband deutscher Schokolade-Fabrikanten (e. V.) Dresden.

System. **Herzmuskel Pflege**
Anleitung d. Broschüre d. K. Ried. 10 M.; Ausland 20 M. **Landshut** (Bayern), **Altstadt 87 II.** Postscheck-Konto: München 28230.

Echte Reiher



das vorn 10fache Büschel **25,-** M.,
20fache **70,-** „
30 „ **150,-** „
40 „ **300,-** „
50 „ **500,-** „

Echte Atama Edel-Straussenfedern

30 cm lang nur 18,— M., 35 cm lang nur 25,— M., 40 cm 45,— M., 45 cm 60,— M., 50 cm 95,— M. Echte Straußfederboas 30,— M., 60,— M., 100,— M., 300,— M. Hut-, Ball-, Vasen-, Kranzblum., Laub, Beeren, Pilze, Einzelblum. Ranken. Versand per Nachn. Preisl. fr.
Hesse, Dresden, Scheffelstr.

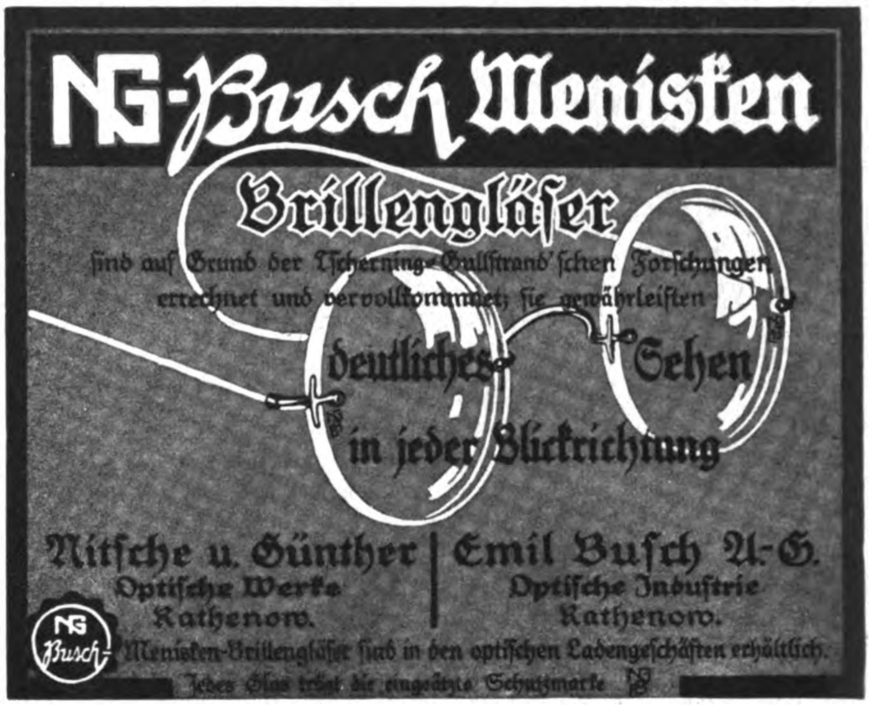
Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia

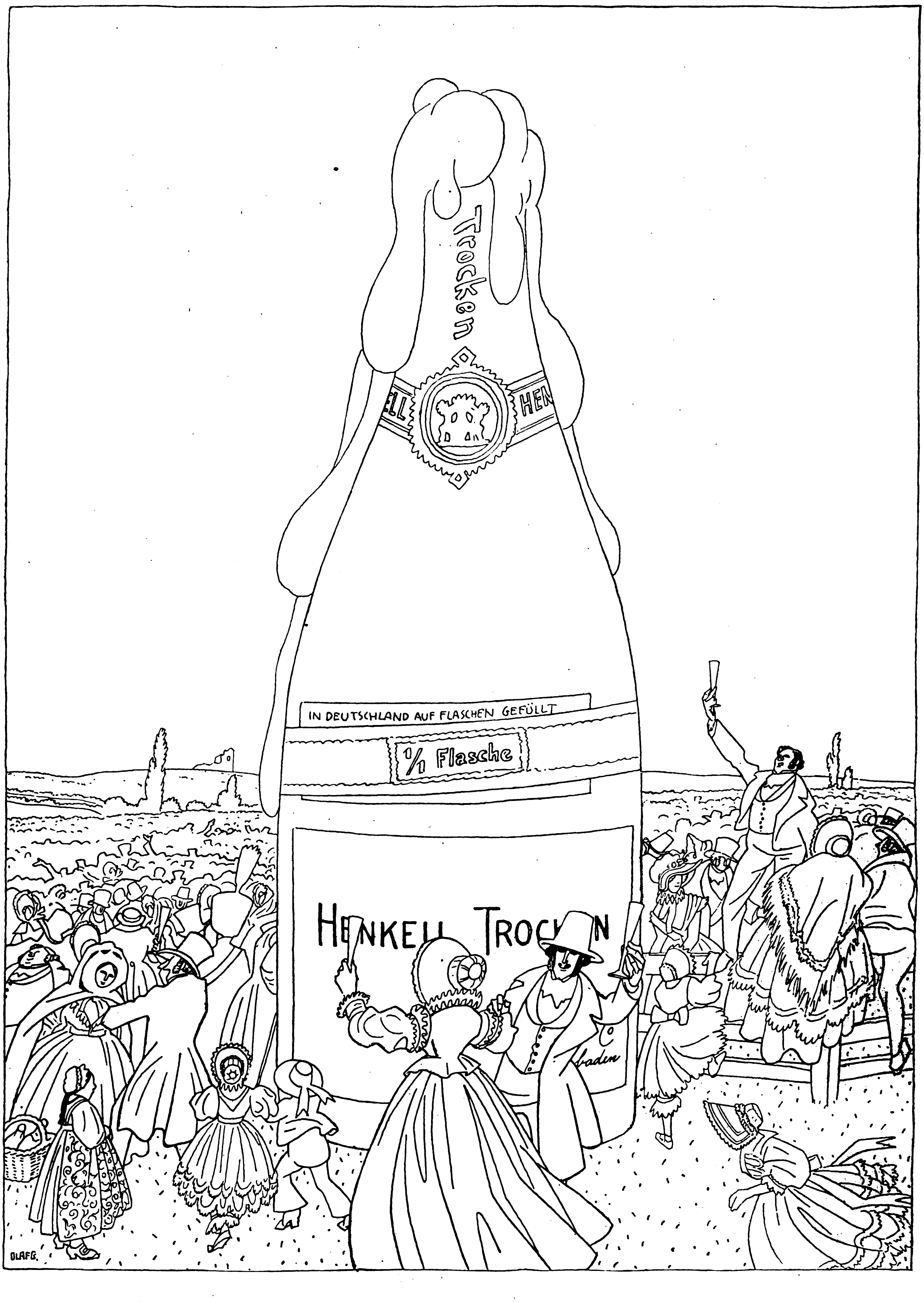
in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.






Trocken
IN DEUTSCHLAND AUF FLASCHEN GEFÜLLT
1/1 Flasche
HENKELL TROC N
OLAF G.

Illustrirte Zeitung



Grauer Tag: Winterstimmung in der Münchener Vorstadt. Nach einer Zeichnung von Roman Feldmejer.



Die politische und wirtschaftliche Erdrosselung Deutschlands: Konferenz der Ententestaatsmänner im Ministerium des Auswärtigen in Paris, auf der beschlossen wurde, die von Deutschland zu verlangende Entschädigung auf 226 Milliarden Goldmark, zahlbar in 42 Jahren, festzusetzen. Außerdem wird während dieser Zeit eine Abgabe von 12 % des Wertes der gesamten Ausfuhr Deutschlands verlangt.

(Sitzend von links nach rechts: Bonin Longare, italienischer Minister des Auswärtigen Graf Sforza, Lord Curzon, englischer Ministerpräsident Lloyd George, französischer Ministerpräsident Briand, Barthou, Berthelot, belgischer Ministerpräsident Jaspar, Comerlynk.)



Die Reichsgründungsfeier auf dem Marktplatz in Greifswald am 23. Januar. Die Veranstaltung war eine machtvolle nationale Demonstration, die in dem Bekenntnis ausklang, über die Parteistellung hinweg vor allem Deutsche zu sein.



Zur Schlagwetterkatastrophe auf dem Friedens-Schachte bei Oelsnitz i. E., die 54 Todesopfer erforderte: Die Beisetzungsfeier in Oelsnitz, an der sich etwa 50000 Leidtragende beteiligten.

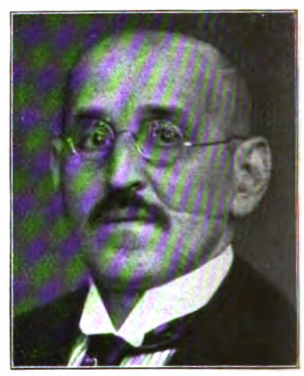


Sanator Alfredo Frassati, wurde zum italienischen Botschafter in Berlin ernannt.



Die Enthüllung der Irredenta-Denkmäler auf dem Freiheitsplatz in Budapest am 16. Januar. (Die vier Monumente bedeuten die durch die Friedensbedingungen der Entente von Ungarn im Osten, Westen, Süden und Norden abgetrennten Gebiete.)

Links: Ungarische Magnaten mit der heiligen Fahne (in der Mitte des Bildes sichtbar) auf dem Wege zur Enthüllungsfeier. Rechts: Das Denkmal Südungarn.



Gustav Boeß, der bisherige Berliner Stadtkämmerer, wurde zum Oberbürgermeister von Groß-Berlin gewählt.



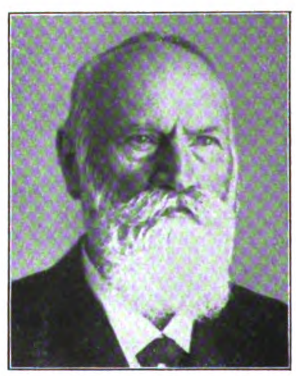
Geh. Hofrat Dr. Oskar v. Hase, Seniorchef des bekannten Musikverlags Breitkof & Härtel in Leipzig, ein um die Entwicklung des deutschen Verlagsbuchhandels und Buchgewerbes hochverdienter Mann, † am 26. Januar im 75. Lebensjahre.



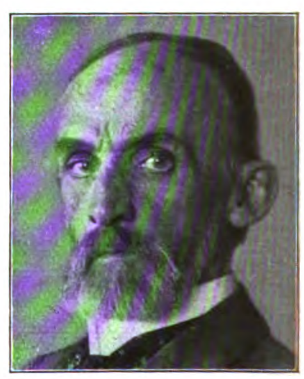
Professor Georg Schillings, bekannter Afrikareisender, der sich in drei großen Expeditionen nach Ostäquatorialafrika als erster besonders photographischen Aufnahmen von Tieren in der Wildnis gewidmet hat, † am 29. Januar. (Phot. Nicola Perscheid, Berlin.)



Geheimrat Prof. Dr. Wilh. Förster, der Nestor der Berliner Gelehrtenwelt, früher langjähriger Direktor der Berliner Sternwarte und Professor der Astronomie an der Universität Berlin, † am 18. Januar im Alter von 88 Jahren.



Prof. Dr. Wilh. v. Waldeyer-Hartz, Geheimer Obermedizinalrat, der Altmeister der deutschen Anatomen, von 1883 bis 1917 ordentlicher Professor der Anatomie und Direktor des 1. anatomischen Instituts der Universität Berlin, † am 23. Januar im Alter von 84 Jahren.



Geheimrat Prof. Dr. Th. Schiemann, namhafter Historiker, Autorität auf dem Gebiete der Geschichte Rußlands, bis vor kurzem ordentlicher Honorarprofessor und Direktor des Seminars für osteuropäische Geschichte und Landeskunde an der Berliner Universität, † am 25. Januar im Alter von 83 Jahren.

Arbeit und Wirtschaft. / Von Professor Fr. Thiele, Leipzig.

Arbeit ist kein Spiel und unterscheidet sich von dieser Art der Beschäftigung durch den Zweck, der wirtschaftlicher Natur ist. Menschen, die arbeiten, machen sich die Dinge der sie umgebenden Außenwelt dienstbar und passen sie ihren Bedürfnissen und Zwecken an.

Freilich ist die Neigung der Menschen zum zweckbewußten Kräfteverbrauch, zur Arbeit, nicht gleich groß. Der Mensch hat hierin seine Freiheit. Viele stimmen in ihrer Lebensauffassung mit unsern spielenden Kindern überein, die sich nur beschäftigen, um ihre Zeit zu verbringen, sich zu erheitern und zu unterhalten. Sie beschäftigen sich mit Musik, Kunst, Literatur und sonstigen Wissenschaften, ohne dabei einen wirtschaftlichen Zweck zu verfolgen. Andere Menschen wieder gehen nur widerwillig an die Arbeit und gehen ihr am liebsten aus dem Wege. Sie ist ihnen eine Last, und nur durch äußere Umstände, durch die Not, lassen sie sich zur Arbeit bereit finden. Die Lebensbedürfnisse sind ihr Herr und Meister. Durch sie werden sie zur Arbeit gezwungen. Sie sind unfrei, und ihre Arbeit bringt keinen Segen. Ihre Arbeit wirft ihnen kaum soviel ab, als sie zu ihrem Lebensunterhalt nötig haben, und die Allgemeinheit zieht keinen nennenswerten Nutzen aus ihrer Tätigkeit. Zum Erwerb sowohl als auch zum Dienst für die Allgemeinheit bedarf es des freien Entschlusses zur Arbeit, der **Arbeitslust**. „Wer schaffen will, muß fröhlich sein." Der Arbeitende soll sich in der Verwendung seiner Arbeitskraft nur durch seinen eigenen freien Willen leiten lassen, dann wird er Freude am geleisteten Werk haben, **produktiv** arbeiten, d. h. wirtschaftliche Werte schaffen, die der Welt zugute kommen.

Der Arbeitende soll den Bedarf an Gütern allgemein befriedigen, soll **wirtschaften**, seine Arbeit seinem eigenen zweck- und planmäßigen Handeln unterwerfen und mit möglichst geringem Aufwande und geringer Anstrengung sich durch seine Arbeit den größtmöglichen Nutzen verschaffen. Als Wirtschafter soll er nachdenklich zu Werke gehen, soll haushälterisch sein und den höchsten Ertrag für sich zu erzielen suchen, dann erwirbt er, d. h. hat **Einkommen**. Wenn alle Menschen sich diesem sogenannten **ökonomischen Prinzip** unterwerfen, entsteht der freie Wettbewerb, dessen Triebkraft der **Eigennutz** ist. Dieser soll die Menschen beim Wirtschaften leiten. Der Eigennutz darf aber nicht in Selbstsucht ausarten. Niemand hat ein Recht darauf, beim Erwerb ohne Rücksicht auf seine Mitmenschen zu handeln. Sie sind auch da und wollen leben. Deshalb gilt als sittlicher Grundsatz aller wirtschaftlichen Arbeit: „Leben und leben lassen." Von jedem Menschen wird beim Wirtschaften **Gemeinsinn** gefordert, jeder soll in seinem Handeln Rücksicht auf die Wohlfahrt der Gesamtheit nehmen. Er soll nicht sein liebes Ich in den Vordergrund stellen, sondern auch die Sorge um die Wohlfahrt aller walten lassen. Dieses Ethos wird durch das Zusammenleben der Menschen in der Gesellschaft bedingt, selbst wenn im übrigen die freie Arbeit des einzelnen als Wirtschaftsgrundsatz von der Allgemeinheit aufgestellt worden ist.

Selbständig sein, d. h. für sich selbst arbeiten, so daß er die Früchte seiner Arbeit allein erntet, kann nicht jeder. Veranlagung und äußere Verhältnisse bedingen vielfach die Abhängigkeit in der Arbeitsgemeinschaft. Dann muß sich der Arbeitende als dienendes Glied in der Kette der Arbeitsgemeinschaft einem andern anschließen. Doch soll der Mensch auch innerhalb seiner Abhängigkeit produktiv arbeiten.

Man sagt, Arbeit sei das Ergebnis der Kulturentwicklung, weil sie von den Menschen aus dem Spiel heraus entwickelt worden sei. Gewiß, aber die Kultur ist doch wohl die Folge der Arbeit; denn damit, daß die Menschen Muscheln und Steine zum Schleifen verwandten und durch allerlei Werkzeuge ihre Hände und Finger zur Arbeit tauglicher machten, schufen sie die **Kultur**, und ein Mensch, der nicht aus freiem Entschluß durch seine Arbeit an der kulturellen Weiterentwicklung der Welt tätig ist, kann nicht den Anspruch auf die Bezeichnung eines Kulturmenschen machen.

Unsere technischen Einrichtungen bedingen sicher eine gewisse Unfreiheit in der Arbeit. Der Fabrikarbeiter ist an den Gang seiner Maschine, der Beamte an seine Bureaustunde und der Lehrer an seine Schulstunde gebunden. Aber innerhalb der von den technischen Einrichtungen geschaffenen Grenzen kann der Mensch doch Kulturwerte schaffen, kann frei sein und sich als Mittelpunkt seines Wirkungskreises fühlen.

Die **geistige Arbeit** ist freier als die körperliche. Die Tätigkeit der leitenden Personen, der Kaufleute, Ingenieure, Architekten, Lehrer, Ärzte, Schriftsteller und Künstler verträgt keinen Zwang, sofern sie der Menschheit zum Segen gereichen soll. Geistige Arbeiter sind deshalb in erster Linie die Träger der Kultur und sorgen für ihre Weiterentwicklung. Leider steht heute geistige Arbeit in der Bewertung der körperlichen nach. Das ist ein ungesunder Zustand. Geistige Arbeit ist die Vorbedingung zur körperlichen, die ohne sie nicht geleistet werden kann. In einer Fabrik muß z. B. die kaufmännische Leitung erst die Roh- und Hilfsstoffe, die zu einer anzufertigenden Maschine benötigt werden, besorgen, der Ingenieur die Berechnung vornehmen und die Zeichnung anfertigen, bevor die körperliche Arbeit der Arbeiter, die die Maschine bauen sollen, einsetzen kann. Dann hat die Arbeit Erfolg, ist produktiv und schafft wirtschaftliche Werte.

Damit ist nun nicht gesagt, daß die Arbeit der geistigen Arbeiter unproduktiv sei. Sie ist im Gegenteil im höheren Grade produktiv zu nennen. Der Grad der Produktivität der Arbeit hängt von dem Nutzen ab, den die Menschen davon haben. Geistige Arbeit nützt vielen Menschen zugleich. Das Konzert des Musikers wird von vielen gehört und der Roman des Schriftstellers von vielen gelesen. Körperliche Arbeit kommt dagegen nur wenigen oder gar nur einem zugute. Das Möbelstück, das der Tischler anfertigt, kann nur von einem gekauft werden, der es gebraucht.

Unproduktiv ist eine Arbeit, wenn sie keine neuen Werte schafft, sondern nur den Wert der gearbeiteten Produkte erhöht, sie um den Mehrwert hinaufsetzt. Jemand produziert Stiefel und benutzt die Marktlage so, daß er beim Verkauf seines Vorrats 100 Proz. Gewinn mehr erzielt, ohne daß er dafür auch nur ein einziges Paar Stiefel mehr produziert hat. Dieser Gewinn ist **Mehrwert**. Er wird als eine Ungerechtigkeit empfunden, da er dem Spekulanten allein zufällt, während derjenige, der die produktive Arbeit geleistet hat, leer ausgeht. Seit Jahrzehnten hat man sich den Kopf nach einem Wege zerbrochen, den Mehrwert zu erfassen und ihn gerechter zu verteilen. Das ist bisher nicht gelungen. Man möchte heute durch Ausschaltung des Marktes und Rationalisierung der Produktion und des Bedarfs den Mehrwert erst gar nicht zur Entstehung kommen lassen. Aber diese Versuche sind gescheitert. Durch eine Änderung unserer Wirtschaftsführung kann das Ziel nicht erreicht werden. Wohl aber dadurch, daß wir in Zukunft besser auf den Zusammenklang von produktiver und unproduktiver Arbeit achten. Dieser Zusammenklang liegt im Gelde.

Alle Werte, gleichgültig, ob wirkliche Werte aus produktiver Arbeit oder Mehrwerte aus Spekulation, werden in **Geld** ausgedrückt und laufen als solches im Verkehr um. Geld dient als Konsumtionsmittel und zur Ansammlung von Ersparnissen. Soweit dieses Geld nun zur weiteren Produktion verwandt wird, kann niemand gegen seinen Besitz etwas einzuwenden haben. Aber das Geld aus dem Mehrwerte dient diesem Zwecke nicht allein. Es ermöglicht seinem Besitzer auch eine größere Nachfrage. Er kann über seinen notwendigsten Lebensbedarf hinaus kaufen und sich mehr gestatten als derjenige, der nur Geld aus produktiver Arbeit gezogen hat. Dabei ist indes nicht zu verkennen, daß er durch die Erhöhung seines Lebensunterhaltes die Produktion anregend beeinflußt und durch sein Geld den allgemeinen Fortschritt in der Wirtschaft bedingt. Deswegen kann auch gegen eine derartige Verwendung der aus der Spekulation herrührenden Gelder keine Einwendung gemacht werden. Reiche Leute sollen ihren Reichtum wieder unter die Leute bringen und damit den Arbeitern Lohn und Brot geben.

Anders verhält es sich mit dem Teil des Geldes, der in der Produktion keine Verwendung finden kann, der in Schränken und Truhen liegt, lediglich um ihn dem Zugriff der Steuerbehörde zu entziehen. Dieses Geld ist überflüssig und drückt auf unsere Volkswirtschaft. Es muß aus seiner Verborgenheit herausgezogen werden, dann wächst die Produktivität der Arbeit, die in ihrem Werte steigt und den Mehrwert auf ein natürliches Maß beschränkt.



Ausblick von der Terrasse



Gruppe von Festteilnehmern.

Vom Berliner Presseball am 29. Januar. Nach Zeichnungen von Paul Gerd Guderian.

Adolf v Hildebrand zum Gedächtnis. / Von Alexander Heilmeyer.

Nun ist auch der letzte Stern von dem einst in der abendländischen Plastik erglänzenden Dreigestirn: Hildebrand, Rodin, Meunier, mit dem Hinscheiden Hildebrands erloschen. Die großen Meister im Reiche der Kunst werden immer seltener. Rodin wie Meunier haben keine nennenswerte Nachfolge gefunden. Ihr Wirken wie ihre Werke erscheinen weniger als ein Anfang denn ein Ende. Die Plastik in den romanischen Ländern, in Frankreich, Belgien sowohl als auch in Italien, hat sich nach jahrhundertelanger Blüte erschöpft. Deutlich zeigen dies die in malerische Impressionen sich verflüchtigenden Plastiken wie „Femme à la violette“ des Italieners Rosso Medardo.

Während also in den romanischen Ländern die Nachfolge bereits im Abendschatten eines sinkenden Gestirns wandelt, steht unsere Plastik noch im Lichte Hildebrands, deren ätherhellen Tag er mit heraufführte. Seine einzigartige Bedeutung liegt gerade darin, daß er das Wesen und die Natur der Plastik erkannte und in vollendeten Werken vor Augen stellte. Denn Meunier und Rodin wirkten nicht allein nur durch die Sprache der Plastik, die Form, sondern ebensosehr durch das Stoffliche und Gegenständliche ihrer Darstellung. Meuniers Ruf gründet sich sogar hauptsächlich auf seiner Entdeckung der modernen Arbeit und des Elendes der Arbeit für das Bereich seiner Kunst.

Auch in Rodins Schaffen mischen sich deutlich wahrnehmbare literarische Reminiszenzen und Einflüsse. In Rodin erblicken wir ein Phänomen. Einzigartig in seiner suggestiven Erscheinung als raffinierter Virtuose, aber ohne innere Kultur. Daher auch sein Beispiel und sein Einfluß nur im negativen Sinne wirken konnten. Anders Hildebrand, der mit seiner Kunst in die Tiefe und in die Breite wirkte und in Deutschland den Boden für eine fruchtbare Nachfolge bereitete. Daher seine Kunst weniger ein Ende als vielmehr einen Anfang bedeutet. Einen Anfang, in dem erstaunlicherweise in seinen eigenen Werken schon zugleich ein so hoher Grad der Vollendung beschlossen ist, daß eine Steigerung darüber hinaus kaum mehr möglich erscheint. Hildebrand stand von Anfang an ein klares Ziel vor Augen. Er war, was Hans v. Marées einen geborenen Künstler zu nennen pflegte. Ihm schien mühelos alles gegeben, wonach andere zeitlebens ringen müssen. Und so kam es, daß sein Werk wie der gesetzmäßige Verlauf einer organischen Entwicklung von Werden und Entstehen, Blüte und Reife anmutet.

Schon bei seinem ersten Auftreten 1873 auf der Wiener Ausstellung erschien er mit Werken, der Marmorfigur eines schlafenden Hirtenknaben, der Bronzestatuette eines trinkenden Jünglings und einer Bildnisbüste, die gänzlich frei von den Irrungen der Zeit waren und auf einen kommenden neuen Frühling der Bildhauerkunst hinwiesen. Mit einer geradezu naiven Selbstverständlichkeit hatte hier ein außergewöhnliches Talent den unmittelbaren Weg betreten, der zur Natur und zu den reifsten Offenbarungen seiner Kunst hinführte. Eine weitere zehnjährige Vertiefung in das plastische Problem brachte dann die glänzenden Resultate zustande, mit denen Hildebrand im Jahre 1884 in der Akademie in Berlin hervortrat. Im Mittelpunkt dieser interessanten Ausstellung stand die sogenannte „männliche Figur“: ein jugendlich kräftiger Körper, hoch und stattlich gewachsen, von vollen weichen Formen, in einer ruhig lässigen Haltung aufrecht dastehend. Der besondere geistige Akzent dieser Leistung ruhte aber nicht allein in dieser Darstellung der Natur, sondern in ihrer Bedeutung als Statue. Zum ersten Male wieder seit den Griechen und Michelangelo war darin die volle Bedeutung des Statuarischen, als einer Verkörperung des in der plastischen Form ruhenden Menschenbildes, erkannt und mit intuitiver Sicherheit festgehalten.

Diese Statue bildet darum nicht nur einen Markstein in Hildebrands Werk, sondern auch einen solchen in der Entwicklung der modernen Plastik. Mit Recht konnte darum Hermann Helferich schreiben: „Eine grundlegende Statue für alle deutschen Bildhauer, die nach Hildebrand kommen.“

Das Licht Hildebrands ward mit dieser Ausstellung auf den Leuchter gestellt, und sein Einfluß mußte sich allmählich stärker und stärker bemerkbar machen. Als er daher 1891 mit neuen bedeutenden Werken auf der Münchner Ausstellung erschien, erhielt die Wirkung seiner Kunst sogleich auch eine breitere und allgemeinere Basis.

Eine Periode unendlich fruchtbaren Schaffens setzte mit Hildebrands Übersiedlung nach München ein. Werk folgte auf Werk, eine glänzende Reihe von Schöpfungen auf jeglichem Gebiete der Plastik, im öffentlichen wie im privaten Leben. Mit die stärksten Anregungen und Wirkungen gingen von Hildebrands Brunnen aus, weil er, wie die großen alten Meister, den Brunnen wieder mit dem Städtebau, dem Stadt- und Platzbilde organisch verband. Ausgezeichnete Beispiele dieser Art bilden sein Wittelsbacher- und St.-Hubertus-Brunnen in München und der Reinhardsbrunnen in Straßburg. Gerade letzterer gab dem Platz vor dem Theater erst sein Gesicht. Geradezu unverständlich muß es deshalb erscheinen, daß diese wundervolle Platzanlage durch die Demolierung des Brunnens zerstört wurde. Die entzückende Situation eines Hof- und Gartenbrunnens in einem vornehmen Hause veranschaulicht der Nautilusbrunnen im Hause Mendelsohns im Grunewald.

Hildebrands Bestreben ging immer dahin, der Plastik im Leben wieder ihren alten Platz zurückzugewinnen, daher er vor allem auf den Anschluß der Bildnerei an die Architektur drang und, wo immer es ging, sein Werk mit dem Bestehenden, Gebäuden, Plätzen usw., verknüpfte. Das Bild des Menschen den Menschen freundlich und ehrwürdig näherzubringen, bemühte sich Hildebrand in vornehmen Bildnisbüsten, die in Gestalt von Hermen aufgestellt oder als Bronzen in die vertraute Umgebung des Hauses aufgenommen werden konnten. Seinen Bildnisschöpfungen eignet eine gewisse typische Größe, aber auch ein ebenso packender Ausdruck künstlerischer Naturwahrheit. Eine lyrisch musikalische Grundstimmung geht durch viele seiner Reliefs und Statuen und waltet auch in seinen architektonischen Schöpfungen, auch ein Beweis, wie reich und voll das Leben in dieser gottbegnadeten schöpferischen Seele erstand. Die Welt, in der sie sich offenbarte, war die der reinen Plastik. Hildebrand lebte ganz in jenen heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen. Sein Auge sah die Welt, den Menschen noch in göttlicher Gestalt. Ihm schien die Sonne Homers, er wandelte in ihrem Lichte in der glückhaften Ruhe und Heiterkeit eines antiken Menschen. Mit ihm ist vielleicht der letzte Homeride des Abendlandes dahingegangen.

Island. Von Dipl.-Ing. Gustav Funk, Nürnberg.

(Siehe hierzu die Abbildungen auf Seite 110 nach Originalaufnahmen des Verfassers.)

Ultima Thule nannten die alten Römer das heutige Island, das sie wohl mehr ahnten als kannten. Auch heute noch, nachdem das Land seit beinahe 1000 Jahren besiedelt ist, herrschen selbst in Deutschland, in dem man sonst soviel Interesse für fremde Länder hegt, noch die merkwürdigsten Vorstellungen von dieser Felseninsel und ihren Bewohnern. Man träumt von Eskimos, die in Erdhöhlen, umgeben von ewigem Eis und Schnee, ein kümmerliches Dasein führen. In Wirklichkeit gibt es überhaupt keine Eskimos auf Island, vielmehr lebt dort ein recht aufgeklärtes, sympathisches Völkchen von etwa 90000 Seelen meist germanischer Rasse in einem Lande von der Größe Süddeutschlands.

Beinahe die Hälfte der Bevölkerung lebt von Fischfang und Handel in kleinen Ansiedlungen an der Küste, von denen die Landeshauptstadt Reykjavik die größte ist und über 18000 Einwohner zählt. In diesem Städtchen kann man am deutlichsten erkennen, wie rasch sich der Isländer die Fortschritte unserer modernen Kultur zu eigen machte, besonders seitdem die Kriegskonjunktur auch in dieses ferne Land einen plötzlichen, jetzt aber vollkommen versiegten Goldstrom lenkte. Da finden sich hübsche Häuser aus Eisenbeton, asphaltierte Straßen, belebt von zahlreichen Autos, Kinos, ein ausgebreitetes Telephonnetz, eine Station für drahtlose Telegraphie und seit einem Jahre sogar ein Flugzeug, mit dem man den langsamen Postreiter in dem rauhen und wegelosen Lande zu ersetzen wünscht, aber wohl kaum mit Erfolg, wegen der häufigen und äußerst heftigen Stürme. Der Hafen von Reykjavik wurde mit einem Aufwand von 6 Mill. Kronen erst während des Krieges vollendet und weist einen recht lebhaften Verkehr auf, da fast der ganze Bedarf des Landes an Industrieprodukten und Lebensmitteln eingeführt werden muß, während der größte Teil der Produktion (Klippfisch, Tran, Schaffleisch und Wolle) nach dem Auslande geht.

Ein wahres Idyll ist das Leben der isländischen Bauern, von deren bescheidenen, aber oft recht malerischen Heimstätten die Abbildungen einen Begriff geben mögen. Da das rauhe Klima Ackerbau nicht zuläßt — nur die Kartoffel gedeiht spärlich — so ist der Bauer ganz auf Schafzucht angewiesen. Ein unentbehrlicher, treuer Diener des Landbewohners ist das Pferd, eine Art Shetland-Pony, und es bildet das einzige Verkehrsmittel in dem wegearmen, weiten Lande, in dem es noch keine Eisenbahnen gibt.

Mit einer wahrhaft rührenden Liebe, wie der Schweizer an seinen Bergen, so hängt der Isländer an seiner Heimat. Zunächst scheint uns Mitteleuropäern dies unverständlich, da das Land, dem der Schmuck des Waldes fehlt, einen öden, furchtbar rauhen Eindruck auf uns macht.

Berge und Meer, Gletscher und erloschene Vulkane, rauhe Lavafelder und saftig grüne Weiden, zahllose Seen und Flüsse mit malerischen Wasserfällen bringen aber Abwechslung in das Landschaftsbild, das im Sommer von weidenden Schafen und wilden Pferdchen belebt wird.

Während der Wirren des Weltkrieges wurde es kaum beachtet, daß Island im Jahre 1918 zu einem souveränen Staate erklärt wurde, der nur noch durch Personalunion mit Dänemark verbunden ist und ein eigenes Parlament, eigene Gesetzgebung und Verwaltung, ja sogar eine besondere Handelsflagge besitzt.

Wir gönnen dem kleinen Volke gerne seine neu errungene Selbständigkeit, um so mehr, als weite Kreise desselben für deutsche Sprache, deutsche Literatur lebhaftes Interesse zeigen und trotz der drohenden Nähe Englands während des Krieges mit ihrer Sympathie auf deutscher Seite standen.

Bühnenschau. Von Dr. Karl Blanck.

(Siehe hierzu die Abbildungen auf Seite 103.)

Die Berliner Theaterkritiker, die infolge von Differenzen mit der jetzigen Leitung der ehemaligen Reinhardtbühnen — zum heimlichen Ergötzen manches wildzerzausten Mimen und zum tiefen Kummer aller ruhmsüchtigen Bühnendichter — mit der Einstellung ihrer Besprechungen drohten, hätten auch bei einem kritischen Generalstreik auf der ganzen Linie nicht allzuviel versäumt, wenn man etwa von den Neuinszenierungen von „Kabale und Liebe“ im Deutschen Theater und von Shakespeares „Komödie der Irrungen“ und der späten Erstaufführung von Rabindranaths „Postamt“ in der Volksbühne absieht. Als ernsthafte literarische Premiere ist sonst eigentlich nur noch H. E. Jacobs Schauspiel „Beaumarchais und Sonnenfels“ zu nennen. (Erstaufführung im Neuen Volkstheater, Buchausgabe im Verlage von Georg Müller in München). Zwei Weltanschauungen begegnen sich in dem genialen Abenteurer und dem nicht minder bedeutenden Staatsmann. Beide aber finden sich in dem gemeinsamen Kampfe gegen das beharrende und rückläufige Moment in der Ordnung der menschlichen Dinge, und am Ende läßt der pflichtgetreue Diener des Staatsgedankens gegen Recht und Gesetz den entlarvten Hochstapler, den er selbst einsperren ließ, wieder entspringen, weil er durch die Kraft und Biegsamkeit seines unsentimentalen Lebensgefühls sich innerlich überwunden und zu einer freieren Anschauung und zu tatkräftigem Handeln bekehrt fühlt.

Im übrigen scheint der heutige Mitmensch seine Erholung vom Alltag vorzugsweise in der leichtesten Form des Kunstgenusses, abseits der literarischen Ereignisse, zu suchen, und die Theater bemühen sich mit sichtbarem Erfolg, ihm hierbei entgegenzukommen. Rudolf Lothar ist mit seinem Lustspiel „Casanovas Sohn“ (Uraufführung im Berliner Kleinen Theater) auf diesem Wege ein bißchen weit gegangen, insofern als er einen etwas heiklen Stoff — ohne Umschweife gesagt: einen erotischen Kuhhandel zwischen Vater und Sohn — mit sehr gewagten Mitteln behandelt. Der Erfolg von soviel Liebesmüh ist denn auch nicht ausgeblieben, und der glückliche Autor wird verdientermaßen als erster deutscher Dichter nach dem Kriege den Vorzug genießen, sein Werk in französischer Übertragung auf einer Pariser Bühne zu bewundern, wo er gewiß volles Verständnis für seine verliebten Extravaganzen finden wird.

Das Städtische Schauspiel in Leipzig hat neuerdings Sternheims Lustspiel „1913“ (Buchausgabe bei Kurt Wolff in München) herausgebracht. In der Hauptgestalt des ehemaligen „Snobs“, jetzigen Freiherrn Maske v. Buchow, hat Sternheim hier noch einmal den Typus des kaltherzigen Strebers im großen Format gezeichnet. In „1913“ entwickelt sich der Tanz ums goldene Kalb langsam, zu langsam fast für die jagende Nervosität des Dichters selbst, zum großen Totentanz. Aber es besteht ein Mißverhältnis zwischen den weltanschaulichen Gesamtaspirationen und dem immerhin stark begrenzten tatsächlichen Gesichtsfeld der Komödie, die nicht mehr die volle Schlagkraft des Sternheimschen Witzes besitzt und eher die Fratze als das ganze grausige Antlitz der Zeit selbst widerspiegelt.

In die zeitlose Ferne märchenhafter Vergangenheit führt Gustav Mrazeks Oper „Ikdar“ mit dem Text von Guido Glück (Uraufführung am Dresdner Opernhaus): Die Tragödie des Künstlers, der in der Königin das ersehnte Traumbild der Schönheit findet, um es durch Rachsucht des Gatten wieder zu verlieren, den die Strafe der Götter durch das Werk des geblendeten und in seinem Schaffen gelähmten Künstlers trifft.







Bildnisrelief Rudolf v. Seitz' im Vestibül des Bayrischen Nationalmuseums in München (Terrakotta).

Links: Der Hirsch aus dem St.-Hubertus-Brunnen in München (Bronze). (Phot. Rehse & Co., München.)

Rechts: Brunnenfigur (Vater Rhein) vom Reinhardsbrunnen auf dem Broglieplatz in Straßburg i. E. (Bronze).



Grablegung. Steinrelief an der Kirche in Cronberg im Taunus.

Zum Gedächtnis Adolf v. Hildebrands, des am 18. Januar in München verstorbenen berühmten Bildhauers.



Aus der romantisch-burlesken Operette „Der Schwan von Siam“ von Dr. Br. Decker und Robert Pohl, Musik von Viktor Hollaender, nach der Uraufführung im Operettentheater (Olympia) zu Dortmund (Direktion: Hans Baars): Oberhofmeisterin Arimaska (Annie Boedecker) und Regent Kalakawa (Albert Riesler.)



Szene aus dem im Neuen Volkstheater zu Berlin zur Uraufführung gelangten Schauspiel „Beaumarchais und Sonnenfels“ von Heinrich Eduard Jacob. Links: Sonnenfels (Erich Pabst), rechts: Beaumarchais (Arnold Czempin). (Phot. Oertel, Berlin-Schöneberg.)



Von der Uraufführung des Lustspiels „Casanovas Sohn“ von Rudolf Lothar im Kleinen Theater zu Berlin: Szene aus dem III. Akt. Mady Christians als Baronin Carla und Eugen Burg als alter Graf Weyer. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Carl Sternheims Schauspiel „1913“ im Alten Theater zu Leipzig, inszeniert durch Schauspieldirektor Dr. Alwin Kronacher. (Phot. Selma Genthe, Leipzig.)

Von links nach rechts: Sekretär Krey (H. Zeise-Gött), Ottilie (M. Kupfer), Freiherr v. Buchow (Fritz Reiff).



Von Berliner Kostümbällen: Das kurze Tanzkleid aus Seide und Tüll. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Von Berliner Kostümbällen: Das Tanzhöschen, eine Folge der neuen Tänze. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Von Berliner Kostümbällen: Pierrotkleid aus grünem Tüll (Modell Drecoll). (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



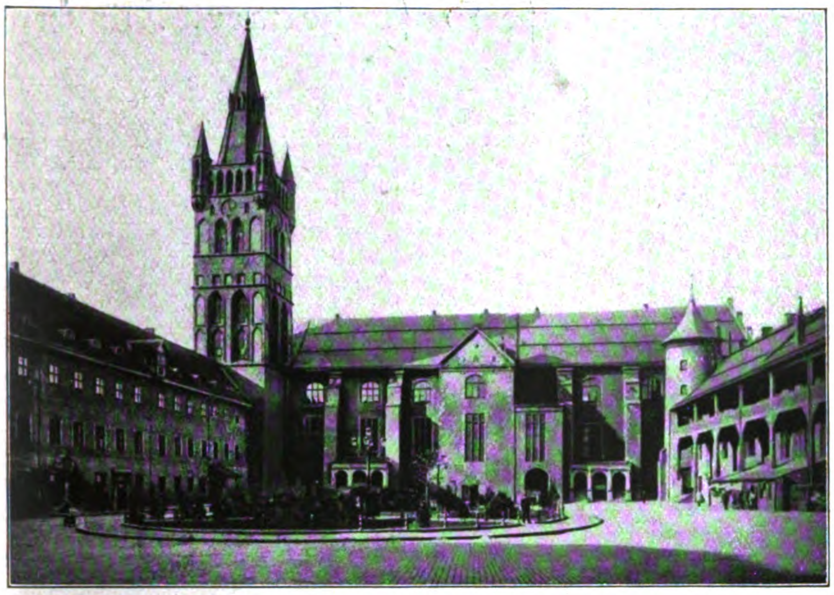
Von der Uraufführung der Oper „Ikdar“ von Joseph Gustav Mraczek, Dichtung von Guido Glück, in der Sächsischen Staatsoper zu Dresden. (Phot. Martin Herzfeld, Dresden.)

Links: Mnorgis, Eroberer des Ikdar-Reiches (Robert Burg), neben ihm: Riânâ, sein Weib (Eva Plaschke-von der Osten.)

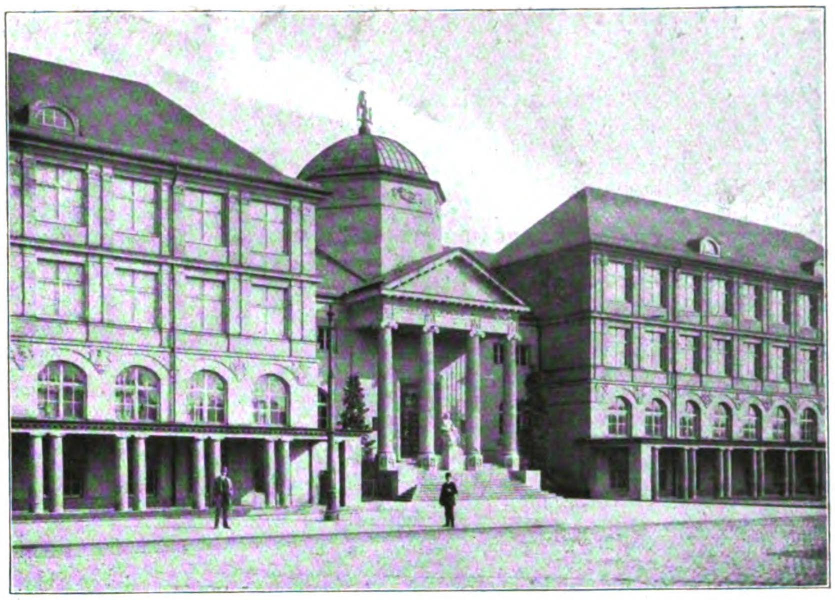


Manda v. Kreibig, die erste Solotänzerin des Bayrischen Nationaltheaters zu München, in einem Grotesktanz. (Phot. A. Stiffel, München.)

(Siehe zu den Theaterbildern die „Bühnenschau“ auf Seite 99.)



Zur Einrichtung des Königsberger Schlosses als Landesmuseum von Ostpreußen: Blick in den Schloßhof in Königsberg; rechts das historische Gebäude des Blutgerichts. (Das Museum ist zunächst den bildenden Künste gewidmet. Das Kunstgewerbe und die Sammlungen des Prussia-Museums sollen später einbezogen werden.)



Das nach dem Entwurf von Professor Dr. Fischer in München erbaute neue Museum in Wiesbaden. (Das Museum enthält unter anderm eine umfangreiche Altertumssammlung, darunter sehr wertvolle römische Funde in Nassau sowie nassauische Altertümer, eine große naturhistorische Abteilung sowie die Gemäldesammlung der Stadt Wiesbaden.)



Amerikanische Abwehrmaßnahmen gegen den Bolschewismus: Kommunistenausweisung aus Ellis Island, der Einwandererstation von Neuyork, die auf Kosten der Vereinigten Staaten zurückreisen.



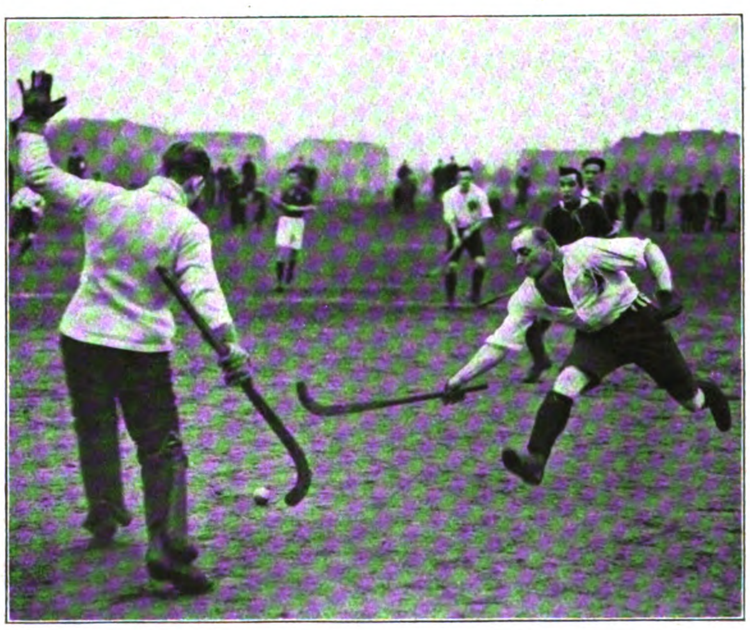
Zur Verlobung im griechischen Königshause: König Konstantin von Griechenland mit dem Brautpaar, Prinzessin Helene von Griechenland und Kronprinz Carol von Rumänien.



Die Arbeitslosigkeit in Amerika: Andrang am Schalter des Städtischen Asyls für Obdachlose in Neuyork. Die Zahl der Erwerbslosen in den Vereinigten Staaten ist im Januar auf $3^1/_2$ Millionen gestiegen.



Der Berliner Eiskunstläufer Paul Kreckow, der vom Kurverein in St. Moritz als Trainer für Eislauf verpflichtet worden ist, beim Eiskunstlauf auf der St.-Moritzer Bahn.

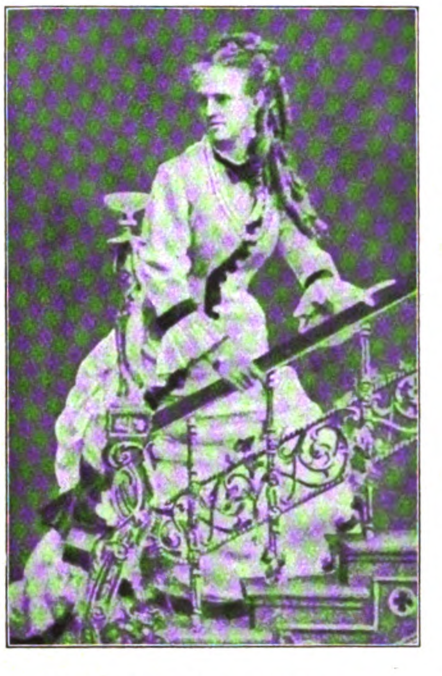


Hockey-Meisterschaftsspiel in der Liga-Klasse zwischen B. F. C. Preußen und Teutotib auf dem Preußenplatz in Berlin-Mariendorf: Der Torwächter von Teutotib wehrt den Angriff eines Preußenstürmers ab.



Vom Internationalen Eiskunstlauf-Wettbewerb im Admiralspalast zu Berlin: Frl. Klebe und Hr. Paul Metzner vom Berliner Schlittschuhklub beim Vorführen einer Walzerspirale.

Strindberg und die Frau. / Von Dr. Elise Dosenheimer, München.



Siri v. Essen, Strindbergs erste Frau.

Der Gegensatz zwischen den Geschlechtern in Liebe und Ehe ist, wenn auch in der Dichtung aller Zeiten vorhanden, in der grundsätzlichen Bedeutung, die ich hier meine, nämlich als dramatischer Mittelpunkt, als tragisches Problem, eine Erscheinung erst der Literatur des 19. Jahrhunderts. In Kleists „Penthesilea", in Grillparzers „Libussa" eröffnet, gelangt dieses Problem in der Dichtung Hebbels, die letzten Endes nichts anderes ist als dessen künstlerische Symbolisierung, zu seinem Höhepunkt. Bewußt oder unbewußt stehen nach dieser Seite hin Ibsen und Strindberg, beide verschieden in Stellungnahme, Form und Gehalt, auf den Schultern Hebbels.

Wie Schopenhauer, wie Nietzsche, gilt Strindberg als der typische Frauenhasser schlechthin. So einfach ist die Sache denn doch nicht. Wenn in vielen Dramen Strindbergs die Frau als der Inbegriff alles Schlechten und Gemeinen, als das den Mann herabziehende böse Prinzip erscheint, wenn Mann und Weib sich in grimmigem Haß zerfleischen bis zur Vernichtung, so steht hier hinter diesem Haß die Idee einer metaphysisch-ursprünglichen Einheit, so ist jenes fanatisch-einseitige Bild der Frau hervorgegangen aus einer Reaktion, aus der Enttäuschung eines Zugroßforderndens, der Nichterfüllung eines Ideals. Denn wie Goethe, wenn auch unter anderen Voraussetzungen, in anderer Form, sieht auch Strindberg in der Frau im Grunde nicht mehr und nicht weniger als die Retterin, die Erlöserin, das „Ewigweibliche".

„Dem Weiberhasser", sagt Hermann Eßwein in seinem bedeutenden Buche „August Strindberg", „sitzt eben die Frauenverehrung, die tiefe, echte, die mit knieschwacher Galanterie nichts zu tun hat, tief im Blute. Die selbstverständliche Gepflogenheit der meisten Männer, das Weib instinktiv, trotz aller jener Galanterie, als minderwertig, als unebenbürtig zu behandeln, fehlt ihm von Anfang an völlig. Schon damals hat er keinen Sinn für jenes landläufige »Ein Auge zudrücken« um des Minnesoldes, um des lieben Friedens willen." Eine Einstellung, die ihre poetische Versinnlichung in seiner großen Trilogie „Nach Damaskus" erfährt, wo zuletzt die Frau und die Mutter, die Liebende und die Erlöserin, die den Mann vom Fluche der Sünde und des Hasses rein waschen soll, ineinander übergehen. „Zwei Drittel von unserer Frau ist unsere Mutter", hatte er zu Carl Ludwig Schleich gesagt.



Frida Uhl, Strindbergs zweite Frau.



August Strindberg (Juli 1899). Nach einer im Nationalmuseum zu Stockholm befindlichen Zeichnung von Carl Larsson.



Harriet Bosse, Strindbergs dritte Frau.

Ideal und Enttäuschung! Wie die jeden echten Dichters, ist auch die Dichtung Strindbergs eine „Konfessi n", das ist eine Symbolisierung und Objektivierung subjektiver Erfahrungen; wie jeder wahre Dichter gestaltete er, was er erlebte, erlebte er, was er war.

„Ich habe wie ein feuerspeiender Berg dreimal geliebt", konnte er von sich sagen. Dreimal geliebt, dreimal das Ideal in Händen zu halten glaubend und dreimal enttäuscht! Und „einmal glaubte ich die Versöhnung nahe, das war durch ein Weib, aber kein Irrtum war größer, denn damals begann die siebente Hölle." Das war bei seiner ersten Frau. In sieben Büchern hat er seine Leidensstationen dargestellt, in der „Beichte eines Toren", einem der hervorragendsten autobiographischen Werke der Weltliteratur, die seiner ersten Ehe. Ein Buch der Leidenschaft, des bis zum Fanatismus gehenden Bekennerfreimutes, des maßlosen, elementarischen, bis zum gegenseitigen Vernichtungswillen gehenden Hasses, bei dem man aber trotzdem den Urgrund, aus dem er hervorgegangen, die große Liebe noch herausfühlt. Was hier Wahrheit, was Dichtung ist, was objektiver Tatbestand und subjektives Formen, wer kann es ermessen? Durch die Darstellung, die Form gelangt dieses autobiographische Buch zu einem künstlerischen Werte, der vielen Phantasieschöpfungen Strindbergs in diesem Grade abgehen dürfte.

„Ich liebe sie, sie liebt mich, und wir hassen einander mit dem wilden Haß einer Liebe, die sich durch die Trennung steigert!" So zur zweiten Frau, von der er an anderer Stelle gesagt hatte, daß mit ihr „ein ganz neuer Typus" in sein Leben getreten sei, „weich, füllig, dunkel! Und ein Racker!"

In der schon erwähnten Tragödie, der faustischen Dichtung „Nach Damaskus", sehen wir den dichterischen Niederschlag dieses zweiten Eheerlebnisses. Wie im „Totentanz" die Orgie des Hasses mit Verzeihen endet, so sehen wir auch hier, wie schon angedeutet, die Frau den Weg von der Geliebten über den Teufel zur Erlöserin gehen. Die Ehe wird hier als ein Martyrium, ein läuterndes Fegefeuer, als der Weg zum Heil gefaßt, die Gatten sollen einander hinquälen zur Versöhnung mit Gott, „nach Damaskus".

Und zum dritten Male geht der Dichter, der vom Leben nichts lernen will, die Ehe ein, dieses Mal mit Harriet Bosse, einer der größten Schauspielerinnen Schwedens, um zum dritten Male die tragische Desillusionierung zu erleben — In Arbeit und Einsamkeit findet er dann die Erlösung, die ihm dort nicht geworden war.

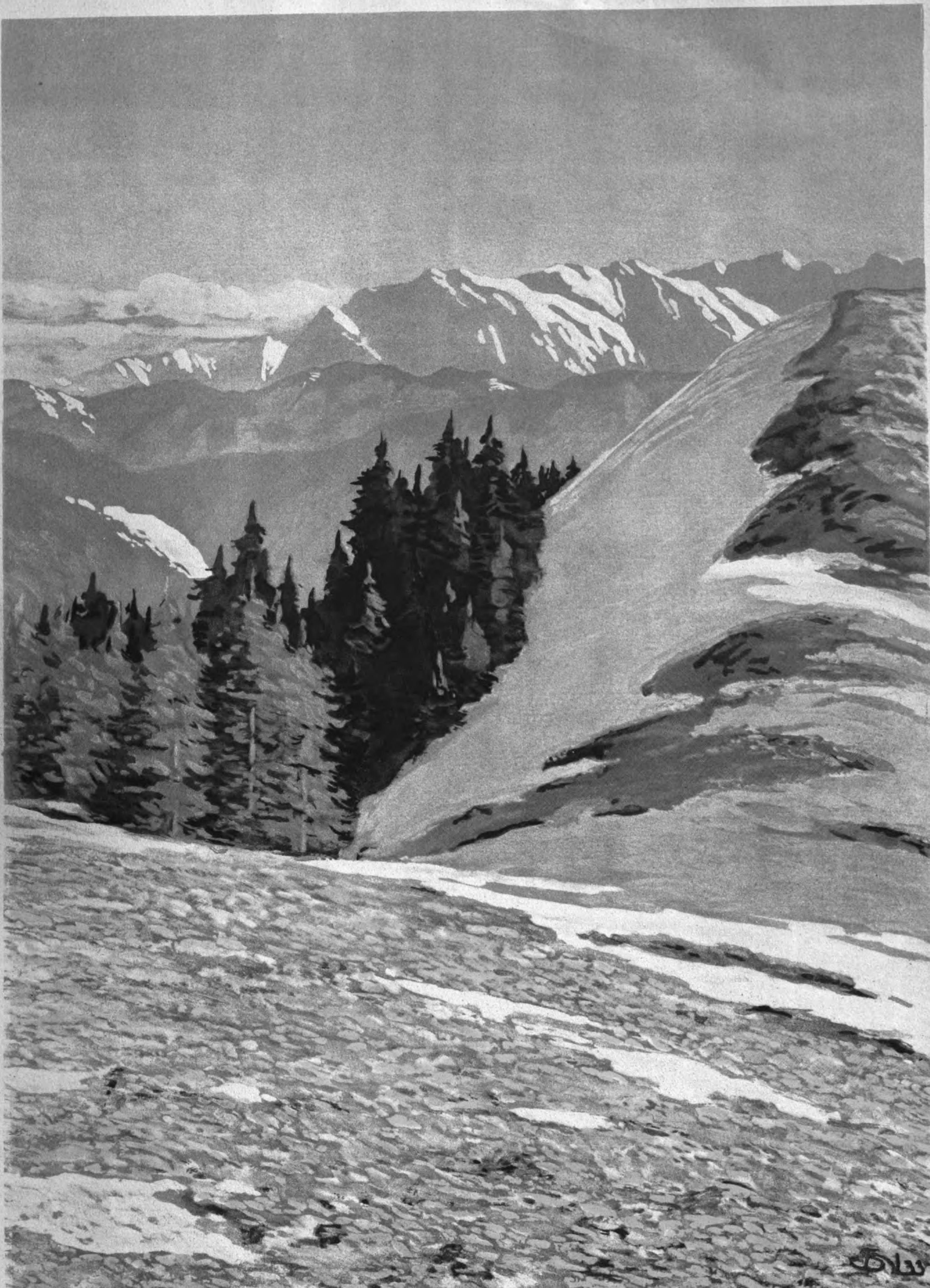
Bei aller Subjektivität des Erlebens und Gestaltens übersieht Strindberg keineswegs die objektiven Faktoren, das heißt die Einwirkung einer durch jahrtausendealte Bedingtheiten und Hemmungen gebundenen Kultur auf die Stellung und psychologische Entwicklung der Frau. Er übersieht keineswegs, daß die Frau in dieser vom Manne nur für den Mann geschaffenen, nur vom männlichen Geiste bestimmten Kultur zur Entfaltung ihres wahren Wesens, ihrer Seele gar nicht gelangen konnte. Und er übersieht ebensowenig die Notwendigkeit des Ausgleichs dieser einseitig männlichen Kultur durch die Einströmung auch des weiblichen Geistes. Wenn er diesen weiblichen Geist in eine von der des Mannes gänzlich verschiedene Sphäre des Wirkens weist, wenn er ihn mehr im beharrenden als im fortschreitenden wurzeln, mehr im patriarchalischen a s im modernen Sinne sozialen Lichte sieht, so ist damit seine negative Stellung zur Frauenbewegung gegeben, eine Stellung, die ihn nach dieser Seite von seinen skandinavischen Zeitgenossen Ibsen und Björnson, wie wir wissen, streng unterscheidet.



Kerstin, Strindbergs Kind aus seiner zweiten Ehe mit Frida Uhl, geboren 1894.



Anne Marie, Strindbergs Kind aus seiner dritten Ehe mit Harriet Bosse, geboren 1902.



Offsetdruck J. J. Weber, Leipzig.

Ein sonniger Tag. Nach einem Temperagemälde von Siegfried Neumann.



Damenbildnis. Nach einer Algraphie von Professor Heinrich Wolff.



Schicke Anordnung schmaler, pastellblauer Seidenbänder, an der Seite flotte Masche.



Sergekleid mit breitem Gürtel und reicher Stickerei.



Korallenfarbiges Stroh mit dunkelblauer Seidenmasche.



Covercoat-Tuchmantel in Capeform, gezogen an der Passe, angesetzt mit umgeschlagenen Seitenteilen.



Sackjacke aus Tuch mit Glanzborten, hohem Kragen und innen gesticktem Doppelrock.



Nebenstehend: Reichgesticktes Tuchkleid mit blusiger Taille und rückwärts aufstehendem Kragen.

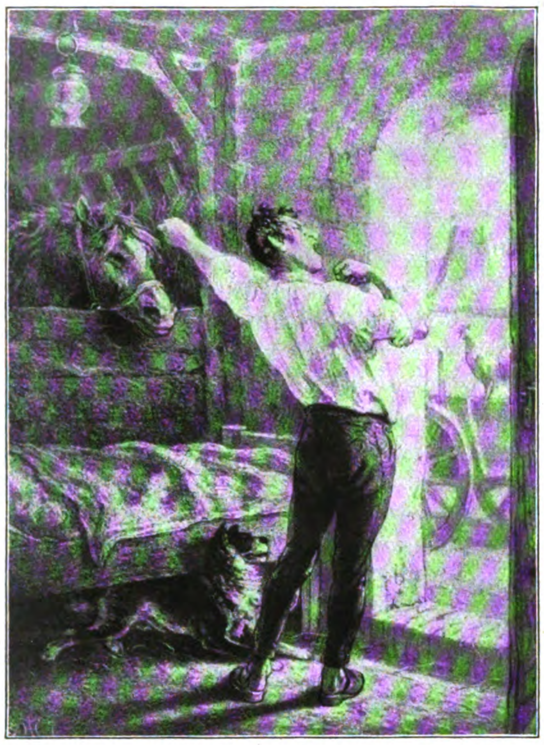


Nebenstehend: Hochgeschlossen und offen zu tragendes Mantelkleid, unter der Taille gezogen angesetzt, mit Metallfäden gestickt, weite Ärmel.

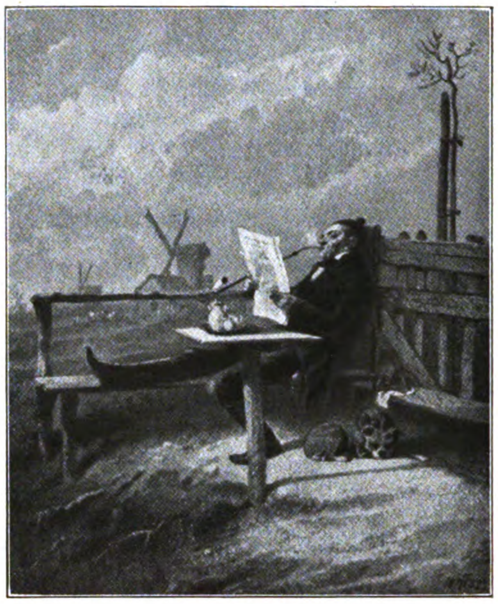
Wiener Frühjahrsmoden. Nach Zeichnungen von Gret Kalous. (Siehe den Artikel auf Seite 118.)

Theodor Hosemann.

Von Lothar Brieger.



Morgenstunde. Lithographie, 1854. (Sammlung Drenckmann.) Nach einem Ölbild (Privatbesitz, Hannover).



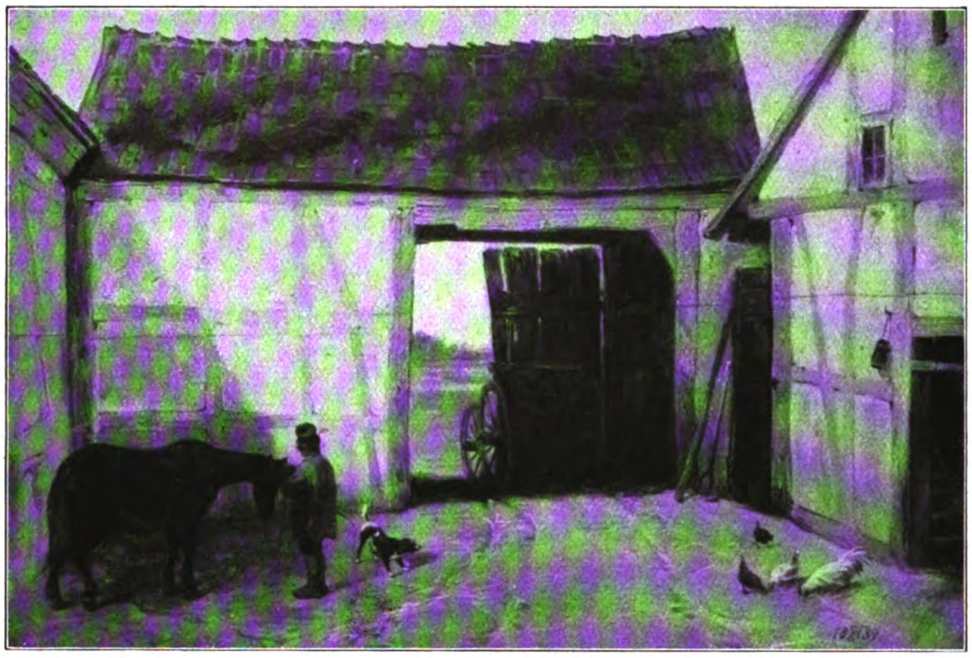
In der Laube. Aquarell, 1852.



Der Mittelstand kann's freilich nicht. Lithographie, 1852. (Sammlung Drenckmann.)

Der Berliner Maler Theodor Hosemann, dessen Gedenken in den letzten Jahren wieder ungewöhnlich stark auflebt und sich bescheiden neben den Ruhm des größeren Freundes Menzel stellt, hat lange Jahre zu den halb verschollenen Künstlern gehört. Berlin, dem er sein Leben und Schaffen gewidmet hat, verleugnete ihn ein wenig, wie reich gewordene Kinder zu lange lebende Eltern verleugnen (er lebte von 1807 bis 1875); die Weltstadt wollte von dem Maler nichts wissen, für den sie das Ideal einer großen Provinzstadt gewesen war, mit Wiesen ringsherum, mit Kaffeegärten in diesen Wiesen und mit einer mehr auf Gemütlichkeit als auf großen Ton ausgehenden Geselligkeit.

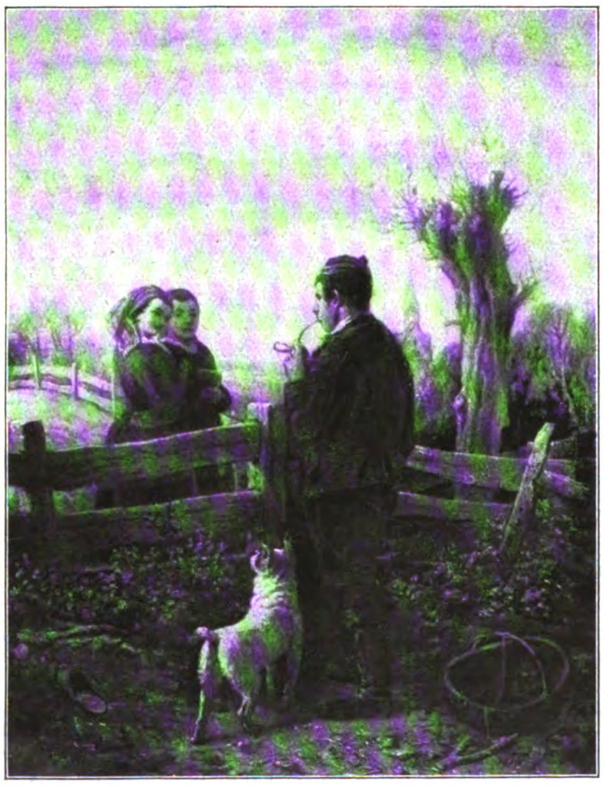
Der Krieg hat diese Verhältnisse etwas geändert, und Berlin beginnt sich nach seiner bodenständigen Kunst umzusehen und sie mit wohlwollenderen Augen zu betrachten als bisher. Man möchte sagen, es fängt überhaupt erst an, sich selbst zu entdecken. Die Entdeckung Menzels, des jungen Menzel nämlich, war hier der Anfang. Die Entdeckung Theodor Hosemanns ist die nächste Etappe. Denn hat Berlin überhaupt jemals einen Künstler besessen, dessen völlige Bodenständigkeit ganz außer jedem Zweifel steht, so ist das weniger der stark französierende Chodowiecki, der so lange dafür galt, als der spätere Hosemann, der mitten unter dem Volk lebte und arbeitete und seine bescheidene Wohnung in der Luisenstadt wohl kaum gegen ein Schloß in den Alpen vertauscht hätte. Hosemann hatte die Selbstzucht, als Mensch wie als Künstler ein einfacher Bürger zu sein und zu bleiben; er ließ sich durch keinerlei Stimmen irritieren, die ihm immer einreden wollten, er sei seinen schönen Talenten schuldig, Religion oder Weltgeschichte zu malen. Die dünne Linie der märkischen Landschaft mit ihren paar Bäumchen und ihrem bescheidenen bäuerlichen Leben, die Enge der Altberliner Straßen und Wohnungen genügten ihm, und er brachte den einfachen Typen des Volkes, die im Schullehrer gewissermaßen schon gipfelten, ein Interesse entgegen, als handele es sich um die wichtigsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte. Im Grunde war Hosemann ein Einsamer. Er hatte seinen Dämon, der ihn außerhalb seiner Zeit stellte, und es liegt ein Stück Tragödie darin, daß dieser Dämon sich nur im Kleinbürgerlichen ausleben konnte und unverstanden durch seine Zeit ging. Von den Bewegungsmotiven allein, die sich in seinem Werke wie selbstverständlich und daher übersehen finden, könnte eine ganze Künstlergeneration leben. Er hatte in glücklichen Augenblicken ein merkwürdiges Gefühl für das Schöpferische der Farbe gegenüber der sachlichen Erscheinung, und er malte ganze Bildchen nur, weil ihn etwa ein Rot gegen ein Grau oder eine merkwürdige Lokalatmosphäre reizten, Probleme, die seinen berühmten Mitmalern damals ganz unverständlich waren. Er war ein seltsamer Kauz, der um der Lebensnotdurft willen meistens nicht so konnte, wie er wollte, und der zu Weißbierkneipen und Pennbrüdern herabsteigen mußte, weil er die sogenannte hohe Kunst seiner Zeit im stillen mit bescheidenem Schweigen, aber um so gründlicher verachtete. Das Wiederaufleben Hosemanns in unserer Zeit wird noch manche Revision der Anschauungen über ihn zur Folge haben. Wir sehen aber schon heute, daß er als ein konsequenter Künstler inmitten einer künstlerisch schwachen Zeit in all seiner Enge Zukunftsbedeutung hat.



Bauernhof. Ölgemälde, 1839. (Original im Besitz von Frau Reimer, erstmals veröffentlicht.)



Plauderstunde. Aquarell, 1841. (Museum in Düsseldorf, erstmals veröffentlicht.)



Sonntagsmorgen. Ölgemälde, 1853. (Sammlung Kalisch, erstmals veröffentlicht.)



Hosemann mit Frau und Kind in seinem Atelier. Aquarell, 1836. (Sammlung Drenckmann.)

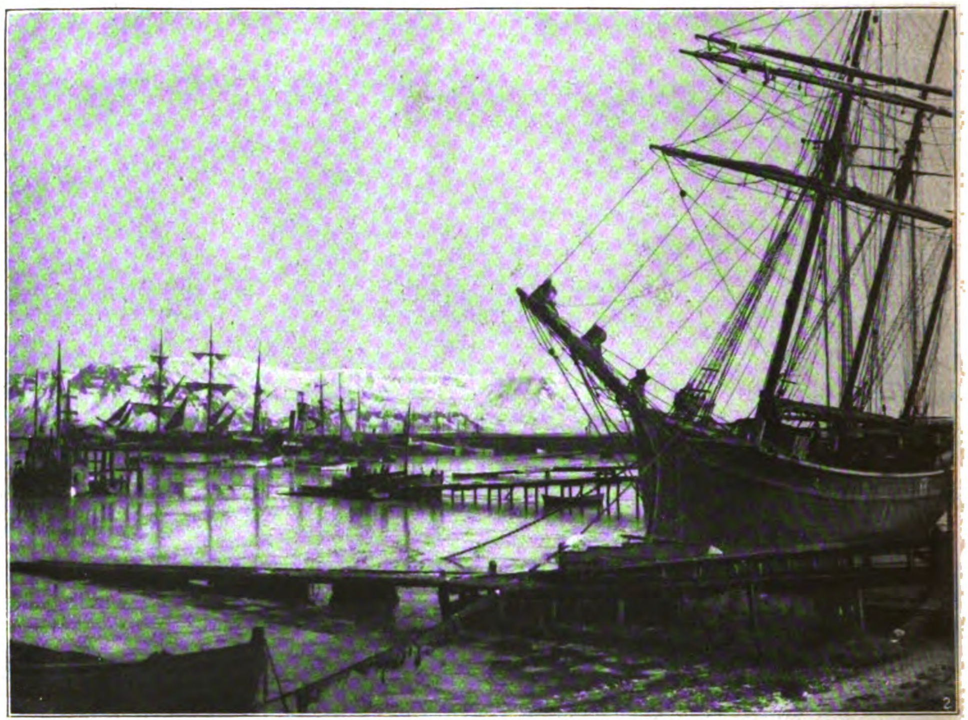


Störung. Nach einem Ölgemälde von Theodor Hosemann aus dem Jahre 1864. (Sammlung Spaeth, erstmals veröffentlicht.)



Rast am Wege. Nach einem Ölgemälde von Theodor Hosemann aus der Zeit um 1864. (Sammlung Guldner, erstmals veröffentlicht.)

















1. Nupstadir. 2. Hafen von Reykjavik. 3. Flosagja. Schlucht in der Lavaebene Thingvalla. 4. Postreiter. 5. Malarrif. Im Hintergrunde der Snaefellsjökull, ein erloschener Vulkan. 6. Flaga. Links der alte Hof, jetzt als Schuppen benützt, rechts das neue geschmacklose Wohnhaus aus Holz mit Wellblechverschalung. 7. Gullfoß, ein sehr malerischer Wasserfall, der imstande wäre, etwa 80000 P. S. zu liefern. 8. Reykholt. Ein Pfarrhof in typisch isländischer Bauart; meterdicke Wände aus Steinen und Rasenstücken, Grasdach, nur die im Bilde sichtbare Südwand aus Holz mit Tür- und Fensteröffnungen.

Ultima Thule: Bilder aus Island. Nach photographischen Aufnahmen von Dipl.-Ing. Gustav Funk. (Siehe hierzu den Aufsatz auf Seite 100.)

Das Buch der Kindheit

Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter.

(5. Fortsetzung.)

Unser Siegeskindchen.

Denke ich an den ersten Sommer in Ramleh, dann sehe ich rote Oleanderblüten. In schweren Trauben quollen sie aus all dem Gebüsch in Baccos' Garten, man ging in Purpurgluten, und als die welkenden Blätter, ein rosenroter Regen, durch die Luft flatterten, wandelten sie die Wege zum weichen, duftenden Blütenlager Aphroditens.

Oben auf der Terrasse saßen Monsieur und Madame Baccos und spielten Tricktrack.

Es war das Jahr des großen Krieges. Wir warteten vom Morgen bis zum Abend auf die durchsichtigen Depeschenblättchen, die uns die herrlichen Siegeskunden ins Haus trugen — Spichern, Weißenburg, Wörth, Sedan! Unvergeßliche Namen! Napoleon und sein Heer gefangen! „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung." Die Tränen stürzten, las man das Wort des alten Königs an seine Gattin! Die Althaldenslebener Vettern ritten als Husaren kühne Attacken, der Vetter Siegfeld erhielt in Frankreich den Namen Le beau diable. — Wie nahe und lebendig wurde das Ferne, das Unbegreifliche durch die treuherzigen Feldpostbriefe der Jungen, die Tante Luise für die Mutter abschrieb. Über unsere Spiele herrschte der Krieg, und die Bilder der Heroen Bismarck, Moltke, Unser Fritz! wurden aus den Journalen geschnitten und an den Wänden des Schulzimmers befestigt. Die „Wacht am Rhein" und all die alten und neuen Freiheits- und Kriegslieder schmetterten wir nicht allzu melodisch in die ägyptische Sommerglut. Deutschland war einig! Die Raben um den Kyffhäuser verscheucht! Ob nun der alte Barbarossa seinen Bart aus dem Steintisch ziehen und gewaltig aus dem Berge steigen würde? Herrlich konnte ich es mir vorstellen, wie der ungefüge Recke in klirrendem, rostigem Panzer dem König Wilhelm gegenübertrat. Die alte deutsche Kaiserkrone nahm er von seinem Haupte und krönte den Sieger von Sedan damit — schweigend sank er darauf in Asche zusammen. Ringsum schauten die Heere staunend auf den wundervollen Vorgang.

Oh, daß ich nicht teilnehmen konnte an all den herrlichen Taten! Mein Herz brannte wie eine Flamme in der Kinderbrust. Zahllose Male nahm ich als Johanna von Orleans Abschied von den geliebten Triften, schwor alle Mannesliebe ab und drückte mir den vom Himmel gesandten Helm aufs Haupt! Wie köstlich ist doch der Rausch des Unmöglichen, in jenen brausenden Werdezeiten stürmischen Gefühls!

Der Menschen Meinungen spalteten sich in zwei feindliche Lager. Die Neutralen fochten mit scharfen Zungen und bissigen Reden gegeneinander. Deutlich machte es sich schon bemerkbar, daß Mitgefühl und Sympathie der Engländer auf der Seite der Franzosen standen. Die Levantiner, besonders die Griechen und Araber, waren voller Bewunderung für die deutsche Kraft, die deutschen Siege; jedem Deutschen kamen sie mit leidenschaftlicher Hochachtung entgegen. Wenn Eselbuben ihre Tiere am unbändigsten preisen wollten, so schrien sie mit deutschen Brocken, deren sie sich nun gern bedienten: „Das deutsch Esel — das Bismarck-Esel!"

Scharpie zupften wir mit Inbrunst — Gitterscharpie war etwas besonders Künstliches und Geschätztes! — Ich hatte ja schon einige Übung in dieser Kunst. Eine Engländerin nähte für jeden Gefangenen, ganz gleich, ob er Deutscher oder Franzose war, einen Kopfkissenüberzug. Daß die Armen vielleicht die Kissen, zu dem Überzug nicht besaßen, kümmerte sie wenig.

Mein Vater nahm in diesem Jahre meinen Bruder Thomas mit nach Deutschland, weil die Missionschule ihm nicht genügende Kenntnisse zu übermitteln vermochte. Ich schloß mich nun noch enger an Atti, der mich in meinen Träumereien am besten verstand.

Ein zartes Band begann sich zwischen meiner Mutter und mir zu weben. Wir waren schon wieder in die Stadtwohnung zurückgekehrt, als mich Mama eines Nachmittags mit geheimnisvollem Lächeln bat, ihr ein wenig zu helfen. Sie nahm eine altmodische ovale Schachtel aus dem Schranke, deren Inhalt ich gut kannte! Es waren gestrickte und gehäkelte Mützchen, die wir alle, zum Teil schon die Mama und die Großmutter, getragen hatten; die sollte ich unter ihrer Anleitung mit bunten Bändchen und Tüllrüsche ausputzen. Leise und weich sagte sie, es würde mit Gottes Hilfe bald wieder ein Brüderchen oder am Ende gar ein Schwesterchen ankommen. Unsagbar süß und hold war es, mit Mama gemeinsam an den zierlichen, kleinen Wunderwerken zu schaffen. Geredet wurde nicht viel dabei; ich hätte es auch nicht gewagt, nach dem heiligen Geheimnis, das zwischen uns schwebte, weiter zu fragen, doch fühlte ich mich gleichsam um Bergeshöhe emporgehoben über die Jungen, weil Mama mir ihr Vertrauen schenkte.

In einer Novembernacht, nicht kalt und trübe, wie in der deutschen Heimat, unter strahlenden Sternen, die Lüfte leicht erfrischt von flüchtigem Regen, gab es ein Raunen und Hin- und Hergehen in der Wohnung. Eine statiöse Italienerin mit einem kühnen Blumenhut war eingetroffen. Fräulein Clara hatte dem Mädchen zugeflüstert: „Wenn es heute so weit ist, wecken Sie mich gleich." Etwas würde geschehen — und nun gerade waren wir Kinder sämtlich zu Bekannten zum Essen eingeladen! Ich beschloß, auf jeden Fall nicht zu schlafen — aber ... zu meiner Beschämung schien die Sonne hell ins Zimmer, als Fräulein Clara mich schüttelte: „So wache doch auf! Ein kleiner Bruder ist eingetroffen, du sollst zur Mama und ihn dir ansehen!"

Mama lag mit einem strahlenden Gesicht im Bett; die Gute entschuldigte sich förmlich bei mir, daß sie meinen glühenden Wunsch nach einem Schwesterchen wieder nicht hatte erfüllen können. Die Jungen wurden mit ihren großen Zuckertüten zu den Schweizer Freunden geschickt, ich durfte bei Mama bleiben. Fräulein Clara betrachtete beglückt das goldene Armband, das sie in dem rosenroten Babykörblein gefunden. Da sagte meine Mutter fröhlich: „Nun gebt mir den Jungen einmal her, daß wir ihn auswickeln — ich habe ihn ja noch nicht einmal ordentlich angesehen!"

Das winzige Menschlein wurde auf ihrem Bett vorsichtig aus seinen vielen Hüllen geschält — Fräulein Clara, das Kindermädchen und die Mama starrten verblüfft auf das vermeintliche Bübchen, das unzweifelhaft ein Mädchen war!

Fräulein Clara sagte nur, mit einem Blick gen Himmel: „Das Telegramm an Herrn Reuter ist schon fort!"

Und dann lachte Mama vor Glück Tränen, und wir lachten mit, bis die statiöse Italienerin mit ihrem Blumenhut mitten in unsere Fröhlichkeit hineintraf; fürchterlich beleidigt war sie, weil ihr, einer erfahrenen weisen Frau, ein solcher Irrtum passieren konnte. Diese Heiterkeit goß ihren Schein über das ganze Wochenbett. Nie hatte ich Mama so aufgeschlossen glücklich gesehen. Wieder strahlten ihre herrlichen braunen Augen unter hohen Brauenbogen in einem goldenen Funkeln, als blitzten Christbaumkerzen auf ihrem Grunde!

Irdisches und Himmlisches.

Ein Siegeskindchen war unsere kleine Schwester — nicht anders als Viktoria Germania sollte sie genannt werden.

Wir hatten uns reizend ausgemalt, wie Papa das Liebchen unter dem Weihnachtsbaum aufgebaut bekommen sollte; Mama waltete mit einer feinen, weißen Leinenschürze in der Küche. Mit ihren schönen Händen knetete sie den Gewürzkuchenteig, zu dem die alten Nürnberger Formen der süddeutschen Vorfahren benutzt wurden. Der Steamer sollte gerade am Heiligabend eintreffen, und mit welcher Spannung erwarteten wir ihn! Ach, er brachte zwar den Weihnachtsbaum aus den Wäldern der Steiermark und die Weihnachtskiste von der guten Tante Luise — aber unseren lieben Vater brachte er nicht. Es war das erste Mal, daß Gott ein inbrünstiges Gebet meiner kindlichen Seele nicht erhört hatte. Gewiß, ich hatte leidenschaftlich, wie alle meine Wünsche sich äußerten, zu ihm gefleht, aber ich war mir nur zu sehr bewußt, daß die Versprechungen, die ich meinerseits an die Erfüllung geknüpft, nur höchst unvollkommen ausgeführt worden waren. Des Morgens im Bett, beim Erwachen, war es so schön, sich vorzustellen, wie man den Tag über in Sanftmut und Heiterkeit als eine wahre, kleine Heilige verbringen wollte! Aber dann kam gleich irgend etwas Unvorhergesehenes. Atti war besonders zum Necken aufgelegt, Fräulein Clara schalt ganz ungerecht, oder Mama hatte Migräne und blieb im Bett, wodurch denn gleich der ganze Tag ein trübseliges Gesicht bekam. Im Umsehen, man wußte selbst nicht, wie, steckte man in dem alten Zustand von Empfindlichkeit oder Zorn, bei dem auch die Tränen nicht fehlten! Und so endeten die Selbstveredlungsversuche meist recht kläglich. Trotzdem ließ ich nicht nach, mich viel mit religiösen Fragen zu beschäftigen. Ich liebte es, am Sonntag mit Mama zur Kirche zu gehen, obschon die mehr intellektuellen als warmen Predigten unseres deutschen Pfarrers mir nicht viel gaben. Das Rauschen des Meeres, das seine Worte feierlich begleitete, hörte ich gern. Der Kirchgang versetzte überhaupt in so eine gehobene feiertägliche Sonntagsstimmung. Einmal aber, beim Hinaustreten aus dem Gotteshause, streiften wir einen zerlumpten Araberjungen; er hob sein Hemd und zeigte mir eine grauenhafte Verunstaltung seines Körpers. Der Anblick verfolgte mich wochenlang. Es lag ein so erschütternder Gegensatz zwischen dem musikdurchtonten Frieden, aus dem wir kamen, und der absichtlichen Bosheit, mit der der unglückliche Mißgestaltete sich an meinem Entsetzen weidete! Ein anderes Mal hörten wir aus einem Menschenhaufen röchelndes Gebrüll — ein Araber wurde dort wegen irgendeiner Untat öffentlich ausgepeitscht. Kinder und Weiber schauten zu. Unsere Diener bekamen nie einen Schlag, die Nilpferdpeitsche hing unbenutzt hinter meines Vaters Schrank. Daß erwachsene Menschen andere Menschen schlagen, erschien mir als eine Ungeheuerlichkeit. Die schreckliche Tatsache gab mir ernste Zweifel an Gottes Allmacht, wo nicht an seiner Liebe überhaupt.

Man sah soviel Gräßliches, wollte es nicht sehen und mußte doch fortwährend die Augen hinwenden. Auch die Gedanken tasteten immer wieder wie mit zagen Fühlfäden um die Eingänge zu einer Welt des Grauens, in der ich ein starkes, wildes Leben ahnte, das mich mit banger Furcht quälte.

Besuchte ich meine Freundin Sidonie (der Name wurde französisch ausgesprochen, mit dem Akzent auf der ersten Silbe), führte mich der Weg an dem Grabe eines mosleminischen Heiligen vorüber. Es war von einem Holzgitter umgeben und galt als wundertätig. Über dem Grabstein hing ein schauerlicher Filz aus menschlichen Haaren, Nägeln und blutigen Lumpen, die dort geopfert wurden, damit der Heilige von Krankheiten befreie oder sie auf die Feinde der bisher von ihnen Geplagten übertrage. Auf schmutzigen Kissen sah man hier Verstümmelte oder unförmig Angeschwollene liegen — schwarze Schwärme von Fliegen sausten um das Grabmal. Und so lag es, ein Ort des Schreckens, im Sonnenschein auf der breiten, weißen Straße zwischen den europäischen Häusern.

Auch die Wohnung der Freundin war nie ohne einiges Herzklopfen zu erreichen.

Die österreichisch-italienische Familie bewohnte das obere Stockwerk des erzbischöflichen Palastes. Ich entließ den begleitenden Diener meist am Eingangstor und schritt allein über einen Marmorhof, vor dessen Hauptportal zwei riesige weiße Löwen Wache hielten. Mein Weg führte seitwärts durch einen zweiten, von einem dämmerigen Kreuzgang umgebenen Hof, auf dem junge Geistliche, den Kopf auf das Brevier gesenkt, hin und her wandelten oder Mönche, in ihre Kutten und Kapuzen vermummt, mit leisem Gemurmel den Rosenkranz beteten. Einer von ihnen, ein deutscher Pater, begrüßte mich zuweilen. Man sagte, er sei ein vornehmer und lebenslustiger Kavallerieleutnant gewesen, ehe das Kloster ihn aufnahm, und ich vermutete romantische Abenteuer, die seiner hohen Gestalt einen gewissen Nimbus verliehen. Vor Schüchternheit wußte ich ihm kaum zu antworten und schlüpfte ängstlich, mit scheuen Blicken, durch diese geistliche Sphäre.

Das katholische Wesen, in das die Freundin mich einweihte, interessierte mich lebhaft durch seinen geschichtlichen Zauber, doch nahm es mich nicht gefangen. Im Gegenteil, zwischen den unheimlichen Religionsgebräuchen, die ich um mich her sah, erschien mir unser evangelischer Glaube von einer schönen, klaren Reinheit. Mit frohem Stolz wußte ich unter den Ahnen meiner Mutter einen Mann, der für seinen Glauben Vermögen und Heimat aufgegeben und den Kerker erlitten hatte. Solche Erinnerung verpflichtet. — Wie ich Sidonie kennenlernte, weiß ich nicht mehr. Unsere Mütter tauschten nur hin und wieder eine formelle Visite. Es lagen dunkle Schatten über der Familie. Zum erstenmal hörte ich hier von der italienischen Irredenta reden, dabei war die älteste Tochter mit einem k. k. österreichischen Beamten verheiratet. Aus diesen Gegensätzen mochten Konflikte entstehen. Ein kranker Sohn nahm Pflege und Sorge seiner Mutter in Anspruch. Aber Sidonie war wie eine frische Quelle — immer zufrieden, gutherzig und heiter. Ich gewann sie sehr lieb, und eine Woche, die verging, ohne daß wir uns gesehen hätten, erschien mir unerträglich!

Später hat das Leben uns auseinandergeführt. Es war ergreifend, als nach einem Vortrag, den ich in Wien hielt, eine grauhaarige Dame mich als meine Kindheitsgespielin begrüßte. Ihr Gesicht, ihre schwarzen Augen lachten noch ebenso fröhlich wie zu der Zeit, da sie mir auf dem Flur ihrer Wohnung entgegengestürmt kam.

Mein Vater war bald nach dem Weihnachtsfest eingetroffen, und nun wurde eine fröhliche Taufe gefeiert. Viktoria Germania verwandelte sich in eine schlichte „Wally"; Papa mahnte an das Schicksal der kleinen Magdeburgerin, die, während der Belagerung Napoleons in den Festungswerken geboren, die Namen Kasematte Bombardine durch ihr friedliches Leben tragen mußte. Viele Freunde aus der deutschen Kolonie waren anwesend. Diese hatte sich stark vergrößert, gescheite Männer und feine, gebildete Frauen gehörten ihr an. Deutschlands Siege, seine beginnende Weltmachtstellung warfen auch über das Leben der Deutschen im Aus-

land einen heiteren Glanz. Fräulein Clara besuchte mit den Eltern die patriotischen Festbälle und Theateraufführungen im Deutschen Verein und konnte sich nun auch ihrer Jugend erfreuen. Am Sonntagnachmittag versammelte eine süddeutsche Familie die Landsleute in ihrer Ramlehvilla. Montags nähten die deutschen Damen bei meiner Mutter Wäsche für das Krankenhaus, dessen neuer, stattlicher Bau den Stolz der Kolonie bildete. Die guten Diakonissinnen waren uns liebe Freundinnen. Gelang es meiner Mutter, von der gestrengen Oberin einer überarbeiteten Schwester die Erlaubnis zu einem Erholungsbesuch bei uns abzuringen, so triumphierten wir Kinder mit ihr! Ich schwärmte für die Schwester Apothekerin, die hinter grün umrankten Fensterbogen anmutig zwischen weißen Porzellanbüchsen, Schälchen und Reibekeulen waltete. An den Nähmontagen durfte ich den türkischen Kaffee bereiten und servieren, eine Ehre, auf die ich sehr stolz war.

Es mochte in diesem, vielleicht auch im nächsten Winter gewesen sein — wenn man diese frischen, heiter durchsonnten Tage mit dem Namen Winter bezeichnen will — daß wir Zeugen einer seltenen Himmelserscheinung werden durften.

Eines Abends — es war schon finster — kehrten wir nach dem Nachtessen in den Salon zurück, als ein ungeheurer Lärm auf der Straße uns auf den Balkon lockte. Der ganze Horizont über dem Meere brannte in düsterroter Glut. Aus dieser feurigen Röte stiegen breite Lichtsäulen auf und verteilten sich strahlenförmig über den Himmel, wie man auf alten Gemälden bisweilen die Strahlen der aufgehenden Sonne gemalt sieht. In den hellen Lichtsäulen aber wogte und wallte es wieder von einem grünlichen Schein, der von ihnen auszubrechen suchte und ihre Umrisse gleichfalls lichtgrün erscheinen ließ. Die arabische und italienische Bevölkerung war durch das wunderbare Schauspiel in eine Raserei des Schreckens versetzt. Der uralte Negerglaube, böse Dämonen müsse man durch Lärm vertreiben, hatte von alt und jung Besitz ergriffen. Was an Musikinstrumenten erreichbar war, wurde mit Kraft und Ausdauer in Bewegung gesetzt; Tamburine klapperten, Handpauken dröhnten, Triangel klingelten, Blechteller wurden gewaltig gegeneinandergeklappt. Die Frauen schlugen sich die Brüste und stießen ihre gellenden Vogelschreie aus, die Kinder heulten, die Männer brüllten, die Menschen tanzten wie besessen herum oder warfen sich auf die Knie, hoben flehend und um Gnade bettelnd die Arme zu dem geheimnisvollen Gotte, der plötzlich die Gesetze der Natur zu durchbrechen schien und jedenfalls irgend etwas Grauenvolles einleitete.

Unser Diener stürzte, an allen Gliedern bebend, ins Zimmer und schrie: „Konstantinopel brennt! Herr, ganz Konstantinopel steht in Flammen!"

„Unsinn," antwortete mein Vater, „der Schein würde kaum über das Meer bis hierher sichtbar sein. Den Lichtsäulen nach zu schließen, ist die Erscheinung ein Nordlicht. Andere Leute reisen, um das zu erleben, nach Spitzbergen ins ewige Eis. Kinder, vergeßt nicht, daß ihr in Ägypten ein Nordlicht gesehen habt!"

Der Beduinensommer.

Wieder zogen wir nach Ramleh. Mein Vater hatte in einer anderen, weniger bebauten Gegend ein kleines Haus gemietet — noch nicht fertig getüncht und wieder ein wenig verfallen. Auch der Garten versank mit seinen dürftig angelegten Beeten im wehenden Sand. Rings nur gelbe Eintönigkeit der Wüste, braune Beduinenzelte, in der Ferne das kleine, weiße Bahnhofsgebäude. Als wir uns am ersten Abend auf der Veranda des unermeßlichen Sternengewimmels und der tiefen Stille freuten, tauchte lautlos aus dem Dunkel eine weiße Gestalt. Der Vater rief sie an — ein arabischer Gegenruf folgte. Der Beduine trat, die lange Flinte über der Schulter, den weißen Mantel um die schlanken Glieder gewickelt, auf die Stufen und legte die Hand zum Gruß auf Brust und Stirn. Er sei zum Hüter des Hauses bestellt, und sein Zelt liege vor der Küchentür. — Wir haben gute Nachbarschaft gehalten mit Mabruk und Naffly, seiner hübschen jungen Frau, mit Jedallah und Segima, den allerliebsten Kindern. Behende waren sie wie Gazellen und hatten auch ihren sanften Tierblick. Bisweilen begegneten wir unseren silbernen Messern und Löffeln in ihrem Zelt, doch das schadete der Freundschaft nicht. Die Beduinen fanden es natürlich, unsere Sachen mit zu benutzen, und nahmen es nicht übel, wenn man sie gelegentlich wiederholte. Vor unserem Garten wurde für uns Kinder auch ein Zelt aufgeschlagen. Ein blaues Hemd, ein schwarzer Schleier war die bequemste Tracht in der Sommerhitze. Ein paar Ellen gelbliche Baumwolle machten Atti, seiner Ansicht nach, gleichfalls zum Beduinen. Statt der langen Flinte trug er ein altes Küchenmesser im Gürtel, mit dem er der Skorpionenjagd nachging, denn von diesen unheimlichen Tieren wimmelte es unter den vielen umherliegenden Steinen. Ihre Gefährlichkeit ist sicher übertrieben, denn nie ist jemand von uns gestochen worden. Eine ganze Familie, Vater, Mutter und die Kleinen, fand Mama einst unter ihrem Kopfkissen.

Zaubervoll war es, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Kissen im warmen Sande zu sitzen und dem Rauch des Feuerleins zuzuschauen, auf dem irgend etwas in der Küche Erbeutetes brodelte. Atti wurde im Sommer mit mir von Fräulein Clara unterrichtet. Wir verzichteten auf eigentliche Ferien und hatten statt dessen einen ganzen Tag in der Woche frei. Wir erfanden uns eine eigene Sprache, damit die Kleinen, Martin und Lola, uns nicht verstehen konnten. Trotzdem erspähten sie unser Geheimnis und naschten uns einmal unsere ganze in der Erde vergrabene Speisekammer leer. Einen kleinen bärenartigen Hund hatten wir von einem Beduinenjungen gekauft und in Erinnerung an unsere geliebte „Ilias" Hektor genannt. Er wuchs in rasender Schnelligkeit und war armselig mager. Als mein Vater seinen Sohn einmal befragte, was das Tier zu essen bekäme, antwortete Atti wichtig: „Papa, ich gebe ihm Kartoffelschalen, ich möchte so gern, daß er ein Windhund würde!" Trotz dieser etwas grausamen Zuchtversuche war Hektor am Ende des Sommers ein wolfsartiger, struppiger Wüstenhund geworden. An uns Kindern hing er mit Hingebung, und es wurde uns schwer genug, ihn bei unserm winterlichen Umzug in die Stadt bei den Beduinen zurücklassen zu müssen. Als wir nach Wochen wieder zu einem Besuch nach Ramleh kamen, stürzte plötzlich aus einem Zelt ein Hund hervor und sprang mit Gekläff und Geheul, mit allen Zeichen der Freude an uns empor. Es war unser Hektor, und nun gab es erst einen traurigen Abschied. Ich habe nie an einen anderen Hund mein Herz hängen können. Er hatte so traurige und seelenvolle Augen. Von seltener Gutmütigkeit war er gegen unser übriges Viehzeug. Niemals jagte er eines der Kaninchen, die frei durch Haus und Garten sprangen, bis sie uns sämtliche Strohhüte und das Palmengestell des Diwans im Wohnzimmer zerknabbert hatten. In der Veranda hausten weiße Pfauentauben, die sich, statt Eier zu legen und junge Täublein auszubrüten, mit Flügelschlagen unter kriegerischem Gurren blutige Kämpfe lieferten. Ein stiller Gast war eine Schildkröte, die meistens nicht zu finden war und nur, wenn Klavier gespielt wurde, aus irgendeiner Ecke hervorgekrochen kam und sich träge zu dem Wunderinstrument hin bewegte. Interessant war es auch, ein im Garten aufgegriffenes Chamäleon mit einem Grashalm zu kitzeln, bis es vor Ärger die Farbe wechselte. Zwar wurde es nicht grün und blau, wie wir gehofft hatten, aber die Schattierung seines Rückens veränderte sich doch merkbar zwischen Grau und Braun, ich möchte sagen, es erblaßte vor Zorn.

Papa genoß in der besten Stimmung die ländliche Ungebundenheit. Er fütterte beim Frühstück die Kaninchen und ließ sie Männchen machen. An Sonntagen plante er mit uns, wie wir das Landhaus in Deutschland einrichten wollten, in dem er mit Mama sein Alter verleben wollte — eine Kuh müsse dabei sein und Hühner, ich bat auch um einen Ponywagen. Mama war frischer und kräftiger als in den vergangenen Jahren. Sie suchte ihre Gartenkünste aus der Merziener Zeit hervor, um vor der Veranda einen bescheidenen Blumenflor zu schaffen. Glücklich war sie in der Pflege der kleinen Schwester, die von uns allen angebetet wurde. Es war ein stilles Kind mit großen, schwarzen Augen und einem holden Lächeln. Auch wir anderen Geschwister blühten auf in der klaren See- und Wüstenluft. Tagtäglich stand die Sonne glorreich am blauen Himmel, nachts wehte es kühl vom Meer herüber

Frühmorgens liefen wir in den Garten, an dessen Tor die Esel schon warteten, die uns zum Strand tragen sollten. Eine weite Bucht, in der der Wellenschlag durch eine Reihe vorgelagerter Klippen gedämpft wurde, bildete den herrlichsten Badeplatz. Hinter uns stieg das Ufer etwa haushoch empor. Auf dem schmalen Streifen am Wasser lagen zertrümmerte Säulen eines antiken Hauses. Hier brachten wir halbe Tage zu, liefen in unseren Badeanzügen in das goldgrüne Wasser, streckten uns dann wieder zum Trocknen im warmen Sande aus. Brauste eine übermütige Welle schäumend heran, tauchte der kleine schlanke Martin mit seinem glatten braunen Köpfchen wie ein kleiner Seehund aus der Flut. Atti und ich sammelten Seegewächse, um sie zu Aquarien zusammenzustellen, zu denen der verstaubte Glaskasten in Bitterfeld noch immer die Anregung gab. Aber die gläsernen Korallen von wundersamen Farben, die so zauberhaft im Wasser schwammen, sanken in trübe Klümpchen zusammen, sobald wir sie in unsere warmen Kinderhände nahmen. Widerstandsfähiger waren die Purpurschnecken, in der Farbe hellen Waldveilchen gleich. Sie strömten einen tief violetten Saft aus. So färbte ich denn meine Puppenkleider mit dem Purpur, mit dem die alten Phönizier und Ägypter ihre Königs- und Priestergewänder gefärbt hatten.

Einmal, als wir in einer schönen Mondnacht am Meere waren, sah ich es dem Ufer entgegen wohl in lichter Silberbläue glänzen, weit hinaus aber in dunklem, schwerem Violett verdämmern und verstand nun, was Homer mit dem purpurnen Meer der Griechen meinte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In diesem frohen Sommer schritt der Tod leise durch unser Haus und nahm uns unser Siegeskind, unser Schwesterchen. Nur wenige Tage war es krank, verging wie ein weißes Blümchen, die wunderbaren Augen sahen aus dem geängsteten Gesichtchen mit dem tiefen, wissenden Blick sterbender Kinder, den man nicht vergessen kann. Unter Blumen, von Eisstücken umgeben, lag sie in erhabener Ruhe — unsäglich fremd uns Weinenden. Dann wurde sie neben den Zwillingen auf dem protestantischen Friedhof beerdigt.

Der letzte Winter.

Das Leben ging weiter in seiner uns gewohnten Weise, obwohl man in den Stunden wilden Schmerzes gemeint hatte, Erde und Himmel müßten stillstehen.

Ich lernte und arbeitete mit Fräulein Clara. Zwischen uns beiden war eine sonderbare Entfremdung eingetreten. Sie hatte mit einer leidenschaftlichen Liebe an der kleinen Wally gehangen, sie mochte sich nun vereinsamt fühlen. Vielleicht war auch ihr Herz durch Hoffnungen beunruhigt, die sich im Laufe des Winters steigerten und dann doch nicht erfüllten — kurz und gut, ich empfand deutlich, wie sich ihr Interesse von mir mehr und mehr abwendete. Heranwachsende Mädchen haben dafür ein sehr feines Gefühl. Ich begann, die Ärmste in meinen Gedanken scharf und unbarmherzig zu kritisieren. Auch glaubte ich zu bemerken, daß meine Eltern nicht mehr so zufrieden mit ihrem Wirken waren wie bisher. Während sie nach wie vor eine liebe, verständige Art hatte, sich mit den kleinen Brüdern zu beschäftigen, schlug sie gegen mich einen unfreundlichen Ton an, den ich gereizt erwiderte. Ich fühlte mich ungerecht behandelt, war selbst gewiß oft unleidlich und steigerte mich immer mehr in einen hysterischen Haß gegen das gute Fräulein, mit dem ich mir selbst die Tage am meisten verbitterte.

Eine neue Bekannte, ebenfalls eine junge Österreicherin, hatte keine Erzieherin, auch die Tochter des neuen deutschen Generalkonsuls, die freilich etwas älter war, empfing durch Privatlehrer Unterricht. Ich fand mich mit Fräulein Clara in einem zurückgebliebenen kindlichen Zustand, der meine Ehre verletzte. Meine neue Freundin Emma stand unter der Obhut einer strengen Mutter und wurde viel schärfer zum Lernen getrieben als ich, doch das bedachte ich nicht, denn ich schwärmte für diese Mutter, eine Frau von feinster Kultur. Ihr silberblondes Haar, ihre verschleierten grauen Augen, der Rhythmus ihres vornehmen Ganges bezauberten mich, und ich war beklommen glücklich, durfte ich mich nur in ihrer Nähe aufhalten. Ich genoß diese Freude ziemlich oft. Sie schloß sich herzlich meiner Mutter an, und diese fand in ihr eine in jeder Hinsicht anregende Freundin.

Im Laufe des Winters machten wir mit der liebenswürdigen Familie einen Ausflug nach Kairo. Wir gingen abends zum Konzert auf die Esbekieh, deren schöne alte Sykomoren Teppichbeeten und Springbrunnen Platz gemacht hatten. Auch am Korso auf der Schubra-Allee nahmen wir teil. Beim Generalkonsul gab es ein kleines Diner, und sein feines, kluges Töchterlein erzählte uns viel von den Kindern des Kronprinzen, mit denen sie befreundet war. Dann fuhren wir alle in das Riesentheater, um „Aida" zu sehen, die Oper, die Verdi für den Khedive komponiert hatte. Mit einem unerhörten Pomp der Ausstattung ging sie in Szene. Jedermann sprach von dem Festzug, in dem ein lebender Elefant, mit Teppichen und goldenen Ketten behängt, vor dem Wagen des Fürsten einherschritt. Glücklicherweise kam ein Opernglas nun meinen kurzsichtigen Augen zu Hilfe, sonst wäre es mir mit dem Elefanten so ergangen wie in Dessau mit der Schlange, ich hätte ihn nur geahnt, nicht gesehen.

Nach diesem Blick in die glänzende große Welt der Erwachsenen kehrte ich unter das Regiment von Fräulein Clara zurück. Es wollte mir wenig behagen.

Die alte Sehnsucht zum Theater war mit neuer Kraft erwacht. Sie fand Stütze und Ermunterung bei der Babett, unserem Schweizer Hausmädchen. Babett war in Zürich hinter den Kulissen als Garderobiere tätig gewesen. Mit ein paar bunten Lappen, Gardinenfetzen und Goldpapier verstand sie herrliche Kostüme herzustellen, aus Wandschirmen und Decken brachte sie die schönsten Dekorationen zustande. Und da ging's an ein Theaterspielen, das den ganzen Winter anhielt. Leider konnte ich weder auf Emmas noch auf Sidonies Beihilfe rechnen und mußte mich wieder mit den kleinen Brüdern begnügen. Was das Memorieren der Rollen betraf, waren sie keine Helden. So mußte ich denn die wichtigeren Partien alle selbst spielen, und es war gar nicht leicht, die Dramen so einzurichten, daß die Hauptpersonen niemals zugleich auf der Bühne erschienen. Auch mußte ich dazwischen eifrig als Souffleuse wirken. Trotz dieser Schwierigkeiten gelang die Aufführung des Märchens vom Rumpelstilzchen, aus dem ich ein an Effekten reiches Stück fabriziert hatte, zur allgemeinen Zufriedenheit.

Mein Vater spendete Beifall, er war stolz auf mein kleines kindisches Talentlein — das fühlte ich. Kurze Zeit nach dieser Aufführung nahm er mich auf sein Knie, blickte mir ernst in die Augen und sagte: „Du, Ella, versprich mir, niemals zum Theater zu gehen! Hörst du? Vielleicht werde ich nicht mehr lange leben, Kind — ich möchte dich hüten — versprich mir ..." Ich erschrak heftig.

Meine geheimen glühenden Wünsche waren erraten — ich sah mich ja in allen meinen Träumen dort oben auf der Bühne phantastische Heldinnen verkörpern, hörte das Klatschen des Publikums, verneigte mich, nahm Blumen, Jubel und Begeisterung der Menge huldvoll entgegen. Dem allem sollte ich entsagen, noch ohne daß ich es gekostet? Und doch, er sprach von seinem möglichen frühen Tode — konnte das geschehen? — Ich dachte in einem Augenblick an die Qual des Vorwurfes, mein Schwesterchen nicht genug geliebt zu haben, ich fühlte, wie grenzenlos ich an diesem guten Vater hing, und mit gesenktem Kopf murmelte ich das gewünschte Versprechen. In dieser Stunde verschloß sich mein Herz vor meinem Vater. Lange peinigte mich Erbitterung, ja Feindschaft gegen ihn. Schon das Kind fühlte damals deutlich, es gab eine Grenze, über die hinaus zwischen ihm und mir eine Verständigung nicht möglich sein werde.

Gegen Ende des Winters las ich mit Fräulein Clara einige ausgewählte Stellen aus den „Räubern", dann aus „Egmont". Die Liebesszenen wurden überschlagen. Doch





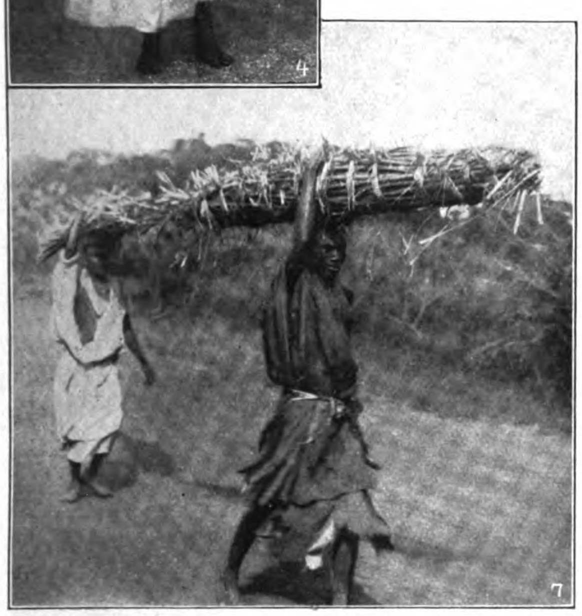


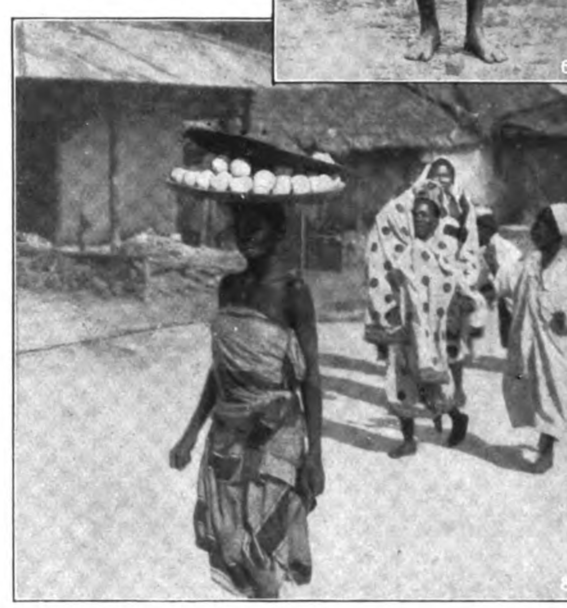






1. Mädchen mit Jackfrucht (Kolombo, Insel Ceylon).
2. Kinder von Eingeborenen, Gefäße auf dem Kopf tragend (Insel Ceylon).
3. Junge Negerin beim Wasserholen (Saadani, Ostafrika).
4. Mädchen mit Früchten in Surinam (Niederländisch-Guayana, Südamerika).
5. Negerinnen kehren vom Wasserholen heim (Ostafrika).
6. Tamulenfrau als Fruchthändlerin mit Mangofrucht (Südindien).
7. Neger beim Tragen von Bambusbündeln (Ostafrika).
8. Eingeborene trägt Käse zum Markt in Sansibar.
9. Portugiesische Frauen bringen Fische zum Markt in Lissabon.
10. Französische Marktfrauen bei der Rückkehr vom Wochenmarkt in Marseille.
11. Wäscheträgerinnen auf der Rheinbrücke in Bingen.











Der Kopf als Lastträger in aller Welt.



Hasen im Schnee. Nach einem Gemälde von Walter Heubach.

ich hatte ja den „Schiller“ und einen Band „Goethe“ zu meiner Verfügung — ich verschlang die Dramen heimlich, in meine Schulbücher versteckt, mit brennenden Augen, mit Tränen, die verschluckt und bezwungen werden mußten. Amalia und Franz Moor rissen mich in eine maßlose schwüle Erregung, noch mehr Fiesco und die Liebesstürme, die zwischen ihm und Julia tobten. Egmont entfesselte glühende Begeisterung! Ach, hätte ich an seinem Grabe mich ausweinen können! — Daß es Clärchen nicht gelang, ihn zu retten! Ich fühlte ganz das Heldische seines Wesens, den göttlichen Leichtsinn des großen freien Menschen! Und „Wallenstein“. Auch hier begannen wir nur — um irgendeiner Ungezogenheit willen wurde es mir als Strafe auferlegt, nicht weiterlesen zu dürfen. Fräulein Clara verwahrte den Schillerband in ihrer Kommode, aber einmal, als sie mit den Eltern ausgegangen war, hatte sie den Schlüssel stecken lassen.

O Gott, wie ich das Buch herausriß, wie ich las — las — las von Max und Thekla, von dem Fall des stolzen Hauses Friedland, wie die rauschenden Verse mich umwogten, die edlen, erhabenen Gefühle mich durchbrannten ... Einer Hypnotisierten gleich ging ich tagelang umher. Nun war es mit den einfachen Kindermärchen zu Ende. Plötzlich riß es mich über die Stufe friedlich spielender Unbewußtheit hinaus in die Welt großer Leidenschaften und gewaltiger Schicksale. Und ich schwankte, eine vom sicheren Halter gerissene Windenranke, in dem zu starken Sturm aufgewühlter Empfindungen, der über mich hereingebraust kam, und den ich allein bewältigen mußte. Trotzig und heilig verschloß ich mich in mich selbst. Von all diesem Neuen durfte ich auch zu meinem treuen Kameraden Atti nicht sprechen. Er konnte mir in diese Gebiete nicht mehr folgen, ich entfernte mich innerlich auch von ihm, und wie stark fühlte ich die grenzenlose Einsamkeit um mich her!

In jenen Tagen empfing die Linie meines inneren Lebens zu Lust und Leid ihre entscheidende Richtung.

Ich hatte die Liebe als das große heroische Gefühl der Welt, als das große Schicksalvolle ein für allemal empfunden — nie konnte ich andere Maßstäbe anlegen, und das wurde für meine Zukunft verhängnisvoll.

Inzwischen war von den Eltern der Entschluß gefaßt worden, im Sommer nach Europa zurückzukehren. Mein Vater ließ die Bemerkung fallen, „ich sei eine kleine überspannte Trine und müsse in die Gesellschaft von Mädchen meines Alters und unter strengere Aufsicht kommen“. Auch für meinen Bruder Albert schien die Missionsschule, deren Lehrkollegium aus etwas abenteuerlichen Elementen zusammengesetzt war, nicht länger geeignet. Die Koffer wurden gepackt, und nun begann das Abschiednehmen.

Zum letztenmal wanderten wir zu unserm Lieblingsplatz am Meer. Hoch ragte hinter uns das unbebaute Ufer empor, auf halsbrecherischem, schmalem Weg mußte man herunterklettern. Aber wie ungestört hatten wir dann unsere Welt für uns. Wie manche Stunde verspielten wir auf den braunen feuchten Klippen! Hier, sprach die Sage, soll das Schloß der Königin Kleopatra gestanden haben. Trat man auf die Spitze der Klippe, so sah man weiter draußen unter dem klaren, blauen Wasser weiße Marmorstufen schimmern, die in eine unendliche Tiefe zu führen schienen. War es der Eingang zu dem Königsschloß, das nur tief unter den Meeresspiegel versunken war? Und tauchte die ägyptische Zauberin dort in Mondnächten hervor, tanzte auf den Wellen wie Aphrodite, schlank und braun, mit der goldenen Schlange spielend? Stücke von einem Mosaik fanden wir im Sande, über den vielleicht ihr feiner Fuß geglitten. — Blaue und grüne Juwelen ihres Kronenschatzes glaubten wir zwischen den Purpurmuscheln zu entdecken, doch waren es immer nur vom Meere glatt geriebene Glasstücke — Abfall der großen Stadt, die sich jenseits der Bucht mit ihren weißen Häusern dehnte und den schlanken Leuchtturm auf schmaler Erdzunge weit in die Flut hinausschob.

Alles lebte in dieser Gegend für uns von tausend Erinnerungen. Scharf und kräftig roch die Luft nach dem Seetang, der in braunen Wellen auf dem weißen Sande lag. Bisweilen kam ein Kamel und wurde von Arabern mit dem Tang beladen; hochbeinig und langhalsig, ein sonderbares graues Gespenst, schritt es langsam sich wiegend den Strand hinab.

In den Klippenspalten hatten wir nach Ostereiern gesucht, und in jenem Felsenloche stöberten arabische Fischer den großen Polypen auf, dessen Fangarme sie abschnitten, sobald sie sich gräßlich aus dem Loche hervorbewegten. Wie herrlich war es doch, bis zur äußersten Spitze der flachen Klippe zu balancieren; während das Wasser zwischen den Steinen in einem schweren, von Goldfunken durchglänzten öligen Blau ruhte, stand man hier plötzlich über dem klarsten, grünen Kristall, von weißem, salzigem Schaum umbraust! — Genug, genug, wir ahnten nicht, daß wir all die vertraute Schönheit nicht wiedersehen würden.

Eine Wagenfahrt brachte uns noch einmal zu dem lustigen Flußtreiben des Mahmudyie-Kanals. Ach — diese fröhlichen Sonntagsspazierfahrten, bei denen das Fuhrwerk vollgepackt mit Kindern war, Atti auf dem Bock neben dem Kutscher. So ging's zum Militärkonzert nach den vizeköniglichen Gärten, wo die aufgeputzten levantinischen Kinder wie Püppchen neben ihren Eltern stolzierten und es immer so viel zu lachen gab oder man durchs Springseil die langen Alleen hinabhüpfte. Auch dem geliebten Chiccolanigarten sagten wir Lebewohl, der Paulownia und der Araukarie.

Und der grauen Säule, der letzten vom alten Alexandrien, mit dem grauen Bettler in grauen Lumpen an ihrem Fuße zwischen den zerbröckelnden Steinwällen und den verstaubten Kaktushecken. Oft und oft hatten wir die stillen arabischen Gemüsegärten durchwandert! Eidechschen liefen über unsere Füße — stark duftete es nach Lauch, nach Rosmarin und Rosengeranium — blühten die Palmen in dicken Büscheln unter ihren Kronen, schwebte ein süßer Honiggeruch in der Luft, und der gelbe Blütenstaub fiel in unsere Haare. Zuweilen schlug ein Mann, den Hemdfetzen um die braunen Glieder gewickelt, den Boden mit einer Hacke auf, eine Frau in blauem Gewande, den Tonkrug auf umschleiertem Haupte wiegend, ging vorüber — so weltverloren, so unermeßlich weitlos. — Jahrhunderte versanken — immer schon blühten die Palmen, dufteten Lauch und Rosmarin — der Bettler sang sein Lied an der grauen Säule — immer schon hatte der müde Büffel träge im Kreis das Schöpfrad gedreht — hier war noch Ägypten, das ewige, wo die Toten in ihren Särgen nicht verwesten und die Lebenden sich immer gleichblieben.

Um Geschenke für die Verwandten in Deutschland zu kaufen, holten wir uns Herrn B. und den Kontormohamed, denn in den Basaren brauchte man Begleitung. Im Hof der Okelle D, wo Papas Geschäftsräume waren, richtete ich noch einen Abschiedsblick auf die vom Alter gebräunte Marmorstatue der Kleopatra, die, einst hier ausgegraben, mit ihren steinernen Augen gelassen über Kisten, Ballen und Fässer schaute. Noch immer hielt sie die Schlange an ihrem abgestoßenen Busen! Was für Volk wohnte in der Okelle — wie summten die Galerien, die den Hof umgaben, von vielfältigen Menschenwesen! Und die Räume selbst, wo mein Vater arbeitete — kühl und dämmerig mit wenigen, schmucklosen Holzmöbeln! Dort lagen stets viele Proben von Baumwollen- und Seidenstoffen, mit Vögeln und Blumen in bunten Farben bedeckt — wie die Damen in den Harems und die Negerinnen es liebten.

Ostern hatten wir Kinder uns hier die Farben für die Ostereier geholt — Indigo und die kleinen Koschenilletierchen und mancherlei Farbhölzer. Auch Säckchen mit Pinienkernen und Pistazien waren da zu finden, und Stücke von Gummiarabikum, wie Bernstein leuchtend. Papas Kontor war eine Fundgrube von romantischen Dingen, und weil wir Kinder es so selten betreten durften, erschien es doppelt anziehend.

In den Basaren verwandelte sich der feine, schüchterne Herr B. plötzlich den Verkäufern gegenüber zu einer Persönlichkeit von leidenschaftlicher Energie. — Er schob den Hut in den Nacken und schrie sie auf arabisch an, daß es nur so seine Art hatte, er gestikulierte und zappelte mit allen Gliedern — er spielte Staunen, Empörung, Wut über die ihm abgeforderten Preise — er rannte aus dem Laden, wir mußten ihm folgen — der Verkäufer stürzte hinter ihm her, faßte ihn bei seinem eleganten blauen Röcklein, riß ihn zurück, bat, flehte, beteuerte; endlich, nach Dramen voll von wilder Aufregung, wurde man handelseinig um eine seidene Cufie oder eine Filigranbrosche. Es war unvergeßlich, und ich dachte immerfort mit Staunen: So viele Jahre haben wir Tag für Tag mit ihm gegessen und alle Weihnachtsfeste miteinander gefeiert — und haben Herrn B. doch eigentlich gar nicht gekannt! Mein Vater aber wußte die Kraft zu schätzen, die in dem zarten Kerlchen steckte.

Die Jungen nahmen Abschied von ihrem guten Freunde, dem Kontormohamed, tausend Grüße wurden seiner Frau gesandt, die uns zum Beiramfeste immer so köstlichen Kachk — den arabischen Festkuchen — und Datteln, Feigen und Traubenrosinen gebracht hatte. Stets erschien sie bei solchen Gelegenheiten mit ihren Zwillingen, braunen Äffchen, in drolligen bunten Kattunmützchen. Nur einmal war sie nicht gekommen — es gab eine Tragödie im Hause Mohameds — er hatte eine zweite Frau nehmen wollen. Es war ihm schlecht bekommen. Die Frau ging einfach mit ihren Zwillingen zu ihren Eltern zurück und forderte einen Scheidebrief. Ehe Mohamed auf seine Zwillingssöhnchen verzichtet hätte — nein — lieber, viel lieber begnügte er sich mit einem Weibe. Teilnahmsvoll hatten wir alles mit ihm durchlebt, meine Mutter hatte ihn beraten und getröstet. Er hing mit der größten Hingebung an unserer Familie. Wie zärtlich streichelte er den Brüdern Wange und Haar, als er uns auf das Schiff geleitete; wie traurig blickte sein gutes Gesicht! Auch unserem Küchenmohamed flossen die Tränen über die braunen Wangen; er flehte, man möchte ihn mit nach Deutschland nehmen: niemand würde uns dort den Pillau mit Huhn bereiten können, wie die kleinen Herren und die kleine „Sitte“ es gerne hätten. Erst als wir ihm versicherten, drüben gäbe es keine Tomaten, schüttelte er betrübt den Kopf und erklärte, in einem solchen armseligen Lande könne er freilich nicht kochen. Doch die alte Janina, das italienische Nähweiblein, wurde noch härter betroffen durch die Trennung von ihrem angebeteten Bambino „Lola“, der, wie sie hundertmal versicherte, ganz dem heiligen Bambino in der Kirche glich und — Gott möge ihr die Sünde verzeihen — auch beinahe ebenso von ihr geliebt würde — das Engelskind mit seinen Goldlöckchen. Ein rotes Höschen, das sie ihm genäht und das er auch schon zerrissen hatte, bat sie sich zum Andenken aus und nagelte es nebst seinem Bildchen direkt unter das göttliche Bambino über ihr Bett.

Es gibt nicht nur Treue im deutschen Land. Jahrelang noch haben diese guten Seelen uns Grüße übers Meer gesandt.

Ein Maimorgen, so blau, so goldumwoben, so funkelnd in Licht und Glanz, wie, gleich Perlen an der Schnur, der Süden uns seine Tage schenkt, fand die Familie Reuter an Bord des italienischen Dampfers. Vom Land aus zog Herr B. grüßend den Hut, und der Kontormohamed winkte mit beiden Händen.

Das Schiff rauschte mit der Dampffahne über sich durch die kristallenen Wellen — Alexandriens weiße Häuser verschwanden mählich. Noch sah man den Leuchtturm gleich einem feinen Blütenstil, dann nur noch eine bewegte blaue Fläche, eine weiße Schaumschleppe, die still durchsonnte Himmelskuppel.

Und keine Zukunft führte uns zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schauspielerin. Von Georg Hirschfeld.

Mit ihren zwölf Jahren war Annemarie von Lennep schon ein Menschenkind von reifer Schönheit, und der Zauber des Persönlichen entfaltete sich in ihr. Sie hatte den schlanken Wuchs, die edlen Glieder ihres Vaters, dessen nordische Blondheit sie auch geerbt hatte. In den großen, dunklen Augen aber lebte die südliche Glut der Mutter. Mit dieser war das Leben des Kindes verbunden, so zäh es auch dem Vater treu blieb. Annemarie wurde von Anbeginn vor diesen Konflikt gestellt. Als ihr Denkvermögen, ihre Beobachtungsgabe sich regten, hatten die Eltern den Kampf der Naturen äußerlich entschieden. Cäcilie brachte ihrem Stolz das Opfer, nicht länger um die Liebe eines Mannes zu werben, der ihre Jugend vergöttert und von einer Alternden sich zu einer im Frühling der Kräfte Stehenden gewandt hatte. Sie wich der Schauspielerin. Ellinor Danner mochte Viktor von Lennep gehören, da er ihr gehörte. Cäcilie, die Künstlerin, verstand die Macht der Grazie, die diesem knabenhaften Mädchen innewohnte. Ellinor Danner stachelte noch einmal, was in Viktor, dem Dichter, schon welk und überdrüssig wurde. Seine Schaffenskraft rankte sich an der genialen Jugend der Schauspielerin auf. Mochte auch vieles in Ellinor trügerisch sein — Viktor war ein Mann, der Wahrheit für den schönen Schein opferte.

So hatte ihm denn Cäcilie vor Jahren den Willen getan. Ihre Ehe war getrennt, nicht geschieden. In einem Vorort Münchens, in dem Landhause, wo Viktor einst die Werke seiner ersten Erfolge dank Cäciliens Reichtum hatte schaffen können, waren Mutter und Kind geblieben. Hier wuchs Annemarie heran. Viktor aber liebte das Münchener Leben, das Cäcilie immer gescheut hatte. Er teilte es mit Ellinor, die eine berühmte Schauspielerin geworden war. So hatte man sich eingerichtet — dunkel blieb, was werden sollte. Daß es wurde, war Viktor, dem Phantasten des Augenblicks, genug.

Er fühlte es aber, was Cäcilie längst wußte: die Gewissensfrage der Erwachsenen, die ihre Wirren überwinden wollten, lag in Annemarie, dem Kinde. Hier wuchs der mahnende Anspruch heran, sich zu verpflichten, nicht nur vor dem Egoismus der eigenen Leidenschaft, sondern auch vor dem herrschenden Sittengesetze. Annemaries Herz war von jeher von den Eltern geteilt worden — es durfte sich nicht spalten und verbluten. Nur das Verständnis für den Wandel aller menschlichen Beziehungen konnte dem Chaos ihrer Entwicklungszeit Frieden bringen. Bisher hatte man sie nur immer tiefer ins Dunkel unlösbarer Fragen getrieben. Sie begriff die Einsamkeit ihrer schönen, ergrauenden Mutter nicht, die so tapfer das verfehlte Leben bezwingen wollte. Sie wußte, daß Cäcilie noch ganz dem Vater gehörte. Der aber — ursachlos für ihr kindliches Urteil, ja frevelhaft und unentschuldbar — lebte zwischen fremden Menschen, in der großen, lauten Stadt. Wer liebte so zärtlich, was seiner Dichterseele entstieg, wie die Mutter, die er kalt übersah? Annemarie ergrübelte im Tagtraum ihrer zwölf Jahre vergebens die Ursache des elterlichen Zerwürfnisses. Immer wieder entschied ihre Seele: Es könnte doch ganz anders sein. Ein Wort nur brauchte von so edlen, harmonischen Menschen gesprochen zu werden — aber wer sprach es? Annemarie kannte nur den Sinn; nicht den Laut. Die Eltern aber schienen davor zu fliehen.

Dem Vater gab Annemarie keine Schuld — das konnte sie so wenig wie einen Verdacht gegen den Willen der Mutter schöpfen. Rastlos hatte Cäcilie dafür gewirkt, daß ihr Vertrauen dem Vater bewahrt blieb. Doch als Annemarie ins dreizehnte Jahr trat, gewann eine Freundin, etwas gröber geartet, Einfluß auf sie. Sabine Peukert, die Nachbarstochter, war schon eine „Aufgeklärte“. Als sie in Annemaries Wirrsal Bescheid wußte, glaubte sie, ihr mit lüsternem Eifer alles deuten zu können. Jetzt erst sah Annemarie die Macht einer Dritten. In Ellinor Danner, der Schauspielerin, glaubte sie den Dämon über Vater und Mutter zu finden. Bei ihr erkannte sie leidenschaftlich bereit alle Ursache, alle Schuld.

Sie entbrannte in Haß und Rache gegen die Frau, die sie nie gesehen hatte. Ihr Herz voll Mitleidsliebe wünschte der Zerstörerin oftmals den Tod. Cäcilie spürte

bald den qualvollen Kampf ihres Kindes. Sie brachte Annemarie zum Geständnis, und erschrocken sah sie, wie tief verstört sie schon war. Das durchkreuzte ihre beste Absicht, das stellte ihre ganze Erziehung in Frage. Des Vaters Bild mußte Annemarie ins Schwanken kommen, wenn sie ihn von einem unbekannten „Teufel" abhängig wußte.

Ratlos, glaubte Cäcilie schließlich, einen rettenden Einfall zu haben. Sie baute auf die kindliche Begier, die große Feindin in Wirklichkeit zu erblicken. Die mußte stärker sein als Annemaries Abwehr. Es galt jetzt, ihr das höhere, gültige Leben Ellinors, dem schließlich auch Viktor erlegen war, zu zeigen. Die Gelegenheit dazu bot der Zauber der Kunst. Ihm erlag wohl jede Feindschaft. So fragte Cäcilie ihr Kind, ob sie die Schauspielerin nicht einmal wirklich sehen wolle, handelnd und sprechend, ohne von ihr gesehen oder gehört zu werden. Annemarie wurde blaß und rot — ihr Zorn versank, ein brennender Wunsch war ihr erfüllt. Sie fuhr mit der Mutter in die Stadt, sie sah in einem großen Theater Ellinor Danner als Luise in „Kabale und Liebe". Erschüttert kehrte sie in die ländliche Stille heim. Sie weinte die ganze Nacht, und am Morgen sagte sie aus sich selbst: „Ja, Mutter — sie muß ein wunderbarer Mensch sein. Daß Vater sie so liebhat — sei mir nicht böse, Mutter — jetzt versteh' ich's." — „Und wirst du nun auch gerecht gegen sie werden, Annemarie?" — „Ich will's versuchen. Ich habe sie ja nun gesehen. Aber sage mir eins noch Mutter: War sie das? Ich meine so, wie sie ist, auch wenn sie nicht Theater spielt?" — „Aber sicherlich. Sie könnte doch nicht so spielen, wenn sie nicht so wäre. Leuchtet dir das nicht ein?"

Annemarie nickte und schwieg. Er ging ihr beständig im Kopf herum — Cäcilie sah es. Doch während sie die Beruhigung des Kindes abwartete, kam ein Brief von Viktor, der ihr eine große Entscheidung mitteilte. Er habe mit Ellinor den Entschluß gefaßt — man müsse jetzt im Interesse aller Beteiligten zur Klärung kommen. Ein Scheidungsgrund sei durch einen kunstfertigen Rechtsanwalt gefunden worden — Viktor dürfe Ellinor heiraten. Das Kind bleibe bei der Mutter, die es verdient habe. Doch sie alle vier, in dasselbe Schicksal verflochtene Menschen, müßten Freunde werden. Deshalb sei es auch Ellinors, die Cäcilie nun erst erkennen würde, tiefster Wunsch, Annemarie sich nähern zu können. Erschüttert antwortete Cäcilie, daß Viktor nur ausgesprochen, was sie längst empfunden — auch sie ersehne endlich Klarheit und Frieden.

So einigte man sich schneller, als man gedacht. In der Stadt lernte Cäcilie durch Viktor die Schauspielerin kennen. Man wußte nicht, wer von dem Reiz der anderen betroffener war: Cäcilie oder Ellinor. Für die schwerste Eroberung aber, die es nun noch galt, wurde von den drei gereiften Menschen ein gemeinsamer Plan entworfen. Lächelnd, in einer Erregung, die sie doppelt anmutig machte, beschloß Ellinor, zunächst einen langen Brief an Annemarie zu schreiben. Sie zeigte ihn Viktor und Cäcilie, er wurde gut geheißen und abgesandt.

Am nächsten Tage wußte Cäcilie, daß Annemarie den Brief erhalten hatte. Schweigsam aber, eine nie bemerkte Falte zwischen den Augen, ging sie bis zum Abend umher. Dann fragte die sehnsüchtige Ungeduld der Mutter sie endlich: „Was sagst du zu Ellinors Brief, Annemarie? Tu mir die Liebe, sei nicht so verschlossen — sage mir: Bist du einverstanden? Kann Ellinor zu dir kommen? Sie ist so lieb und schön — ich kenne sie jetzt. Soll alles gut für uns werden?" — Da hob Annemarie ihren dunklen Blick: „Ja, Mutter — das soll es — gewiß. Ich füge mich dem, was du mit Vater beschlossen hast. Aber Ellinor soll dort bleiben, wo sie ist — ich bitte dich, laß sie nicht herkommen." — „Warum denn? Kind, bist du denn unversöhnlich?" — „Nein, Mutter. Ich habe mich mit ihr versöhnt. Aber ich möchte das Bild von ihr behalten, das du mir gegeben hast. Wie sie als Luise war. So ist sie doch. So liebt sie Vater. In diesem Brief" — sie zog ihn mit zitternder Hand aus der Tasche — „ist sie eine Schauspielerin, denn so stelle ich mir Schauspielerinnen vor. Sie will mich haben, sie macht mir etwas vor — und damals, auf der Bühne, wußte sie gar nicht, daß ich sie sehen und hören konnte."

Annemarie war unbeugsam. Mit schwerem Herzen mußte Cäcilie überlegen, wie sie es den Harrenden in München erklären sollte, daß die Versöhnung der Zukunft doch etwas anders aussah, als sie gedacht.

Die Berufe. Von Hans Natonek.

Der Aktuar hat nur Akten zu behandeln oder die Registrande von ein paar Namen zu führen, z. B. von Mob bis Mur (und überdies mit Ausschluß des Namens Müller). Den Namen Müller führt wiederum ein anderer, besonderer Aktuar.

Ein Prokurist hat nur die geschäftlichen Interessen des ihm anvertrauten Betriebes zu wahren; er muß allerdings schon ein bißchen in die verwandten Branchen und Konkurrenzgeschäfte hineingucken.

Ein Minister hat sein abgegrenztes Ressort und braucht nichts von Astronomie, und ein Astronom nichts von der Wirtschaftspolitik zu verstehen.

Und der König, ja der König allerdings muß ein ganzes Volk mit seinem Blick umfassen, er muß ein königliches Auge haben und trägt eine ungeheure Verantwortung. Er muß von sehr vielen Dingen sehr viel verstehen — aber wenn er von sehr vielen Dingen nichts versteht, was mitunter vorkommen soll, und die Verantwortung nur im Munde führt, sich ihr aber, wenn es darauf ankommt, entzieht, dann ist er deshalb dennoch König.

Im Grunde genommen aber sind sie alle — Aktuare, Registratoren, die ein paar Buchstaben zu bearbeiten haben, von Mob bis Mur. Und der Aktuar weiß nichts vom Prokuristen, der Prokurist nichts vom Minister, der Minister nichts vom König, der König nichts vom Aktuar und so weiter fort.

Nur der Schauspieler, der Dichter und der Philosoph spielen auf dem ganzen Register. Sie haben keinen soliden Beruf, aber sie sind die Berufenen der Menschheit. Sie wissen um den Aktuar, den Prokuristen, Minister und König. Sie können in deren Bewußtsein dringen und es darstellen. Sie erfassen mit einem Griff ihres Geistes die ganze Tonleiter der menschlichen Kategorien. Die Berufsspezialisten kennen nur einen Handgriff; aber der Schauspieler, der Dichter und der Philosoph wissen um das Glück des Bettlers und um die Qual des Millionärs. Sie sind die wahrhaft königlichen und höchsten Berufe: diese lustigen, bitteren, schellentönenden, weisen, gering geachteten Narren, ohne die das Leben, trotz Aktuare, Prokuristen, Minister, Könige, elendiglich vertrocknen würde.

Sehnsucht. Von Walter Truhlsen.

Sehnsucht! Mächtiger, ruheloser Vogel, der mit gewaltigen Schwingen durch meine Seele rauscht und keine Heimat hat.

Sehnsucht! Du schwebst über mir, und ich strecke in heißem Verlangen die Arme weit nach dir aus.

Sehnsucht! Du gleitest ziellos vor mir dahin, schimmernden Fernen zu, die voll Sonne sind.

Aber ich kann dir, du meine Sehnsucht, nicht folgen, denn dein Reich ist die Unendlichkeit, und geheimnisvolle Stürme tragen dich brausend dahin.

Sehnsucht! Du entschwebst mir, wie dem spielenden Kinde die schillernde Seifenblase entführt wird, und ich blicke dir in wehem Staunen nach.

Sehnsucht! Immer von neuem gärst du in mir und füllst mich mit Glanz und wölbst einen Himmel über mir.

Sehnsucht! Mächtiger, ruheloser Vogel.

Für die Frauenwelt.

Die Wiener Frühjahrsmode. Trotz der vielfachen brennenden Fragen, die täglich in vermehrter Anzahl den Wiener politischen Horizont umdüstern, denen auch die Frau entgegen früheren Zeiten nicht mehr teilnahmlos gegenübersteht, haben sie doch wenigstens in den Kreisen, „die sich's leisten können“, nun wieder etwas an Interesse verloren und einer alljährlich wiederkehrenden Sorge Platz gemacht. Valuta-Wien jagt von Karnevalsfest zu Karnevalsfest, die sorgsam gehüteten Modelle für Ballkleider haben ihren Zweck erfüllt, und der Frage nach der Mode des Frühjahrs gehört momentan das größte Interesse der Modehäuser und der vielen Fremden, denen der bewährte Wiener Geschmack infolge des tiefen Kursstandes der Krone doppelt reizvoll ist. Um es gleich vorauszuschicken, revolutionierende Ideen bringt die diesjährige Frühjahrsmode keine, sie wird eher einen gemäßigten Eindruck machen. Der Rock, dessen Kürze keine Steigerung mehr vertrug, wird im allgemeinen etwas länger getragen, wird aber trotzdem im Verein mit der Sackjacke eine neue veränderte Silhouette bieten. Die Sackjacke selbst, die viel Anklang finden wird, wirkt jugendlich graziös und dürfte im Bilde der Frühjahrsmode in ihren verschiedenen Variationen, gerade, glockig oder capeartig geschnitten, vielfach vertreten erscheinen. Natürlich verliert dadurch nicht das Schneiderkleid an seiner allgemeinen Beliebtheit, da der Chic und der Charme der Wienerin ja am besten in der Einfachheit zur Geltung kommen. Dem neuen Aufschwung, den die Kunst der Nadel genommen hat, Rechnung tragend, wird sehr viel Stickerei verwendet, deren Muster wie ihr Farbenreichtum an persische und türkische Motive anklingen; Gold- und Metallfäden werden, als Linien oder Muster gestickt, eine besonders aparte Wirkung ergeben. Der geschlossen und offen zu tragende Kragen ist innen ebenfalls verziert; die Mantelkleider sind hochgeknöpft, teils blusig, teils mit unter der Taille gezogenem, angesetztem Rock. Die Mäntel sind weniger weit und haben manchmal gezogene Passen, an denen die Ärmel angeschnitten sind; sie schließen auf der Schulter, um Front und Rücken ein ununterbrochenes Feld für Stickerei im exotischen Geschmacke zu bieten. Der Capemantel ist für sehr schlanke Erscheinungen von unendlichem Reiz und wirkt in aparter Form ganz ungemein schick. Als Stoffe kommen Covercoat, Serge, Gabardine, als Farben das hellste Drap bis zum rötlichsten Braun, Grau und das immer beliebte Dunkelblau vorzugsweise in Betracht. Besonders hervorgehoben seien auch die häufig verwendeten breit gestreiften und karierten Stoffe, die aber sehr diskret ausgewählt werden, um nicht allzu kräftig und knallig zu wirken. An Hüten gibt es eine große Auswahl. Am beliebtesten ist gegenwärtig die hochaufstrebende Toque; aber auch die kleinere Form, die wenig Putz beansprucht, findet viele Anhänger. Ausgeführt sind sie zumeist aus schmalen oder breiten Bändern in Pastell- und grelleren Farben. Liséré sowie alle glänzenden Stroh“arten werden auch dieses Jahr vielfach verwendet. (Siehe auch das in dieser Nummer enthaltene Bildertableau „Wiener Frühjahrsmoden“.) J. K.

Der bloße Arm. Auch die Regel: „Eine Mode schickt sich nicht für alle“ — die eine solche ohne Ausnahme ist — scheint nur geschaffen, um nicht befolgt zu werden. Täglich überzeugt uns ein neues Modedetail davon. Für heute ein paar Worte über das der Taille mit ganz kurzen Ärmeln oder ohne solche. — Ein Leibchen mit kleinem Halsausschnitt oder gar mit einem bis zu den Ohren emporsteigenden Stehkragen, an dem die Ärmel ganz fehlen oder schon knapp unterhalb der Achsel enden, hat unbedingt etwas Gesuchtes. Nicht immer ist es in der Mode zu verdammen. Es gibt Frauen und Umstände, mit denen es sich harmonisch vermählt, während es an anderer Stelle aus dem Rahmen fällt. Dies ist die Regel, jenes die Ausnahme. Zufällig entfesselte an einem Abend dieses Thema eine sehr temperamentvolle Debatte zwischen einigen Damen und Frauenkennern, die zu meinen Gästen gehörten — die Toiletten zweier Frauen dienten als Ausgangspunkt. Die der einen, nichts weniger als jung, aus marineblauem Samt, hinten hoch, vorn herzförmig dekolletiert, ärmellos — die der anderen, ganz jung, aus rübenrotem Taft, entsprechend den aller-allerletzten Modebildern, mit bis übers Kinn emporstrebendem Kragen und „angedeuteten“ Ärmeln. Dort runde, frauliche, weiße Arme, zwischen ihnen, dem Hals und Büsteneinsatz der schmiegsame, dunkle Samt, gleichsam nur eine Dekorierung der Schulter. Hier überschlanke Arme, sie könnten die eines Schuljungen sein; durch das dunkle, bis übers Kinn ragende Kleid vom Körper gleichsam losgelöst, sahen sie entsetzlich kahl und frostig nackt aus. Zu meiner Genugtuung entschieden sich sämtliche Herren gegen die Toiletten mit bloßen Armen, nicht etwa, weil sie sie an sich unschön finden, sondern, weil sie den meisten Frauen nicht zum Vorteil gereichen. Das nun resultiert ebensowohl aus der Arm- und Kleidform wie aus den Bewegungen und der ganzen „Aufmachung“. Es gibt eben Modedetails, die nur auf Kosten des guten Geschmacks vom hochaparten und eleganten Kleid auf das mit relativ geringen Mitteln hergestellte übertragen werden können, sofern nicht großer persönlicher Schick oder Schönheit als Äquivalent einspringt. Es ist geschmacklos, wenn aus einem den Oberkörper bis zur Nasenspitze verhüllenden Kleid nur die nackten Arme hervorsehen, die zu mager sind — aber wenn sie fleischig sind, dann ist das noch ungleich schlimmer. Nichtsdestoweniger kann man es erleben. Gegen das erste Übel kann viel getan werden: Tägliche Übungen mit Hanteln, deren Gewicht gesteigert wird, wirken Wunder; ein unschöner, zu weicher, flacher Oberarm rundet sich zusehends. Im übrigen ist festzustellen, daß die Mode der ganz kurzen Ärmel oder ihr Fehlen am Nachmittagskleid den Höhepunkt überschritten hat. Man zeigt sie viel am sogenannten kleinen Abendkleid — das man auch nachmittags trägt! — im Verein mit einem mehr oder minder großen Halsausschnitt. Hier entzückend kokett und dort abscheulich ist ein Kimonoleibchen, viereckig oder rund dekolletiert, mit knapp halblangem Ärmel, aus dem auf der Achsel ein ovales Stück herausgenommen wird, so daß sie bloßliegt. Diesen geistreichen modischen Gedanken sah ich bereits in plumper, billiger Weise nacherzählt: Ein ausgeschnittenes Leibchen und, über den Oberarm laufend, eine Bandspange. Empfänglichkeit für Nuancen wie die ebengenannte, Verständnis dafür, ob ein billiges Kleid durch die Beigabe eines hochkühnen Details, wie z. B. die Ärmellosigkeit, für die Trägerin an Wert gewinnt oder verliert — das nennt man Geschmack haben. M. v. Suttner.

Wenn man klein ist. Warum nur kleine Frauen so oft sagen: „Wenn ich nur größer wäre!“? Es muß eine Art von Koketterie sein, daß sie immer wieder seufzend auf ihre Kleinheit hinweisen, denn sie wissen doch sicher am allerbesten, daß kleine Frauen meist jugendlicher wirken als große, und daß ihnen gewisse Reize fast immer zu eigen sind, so z. B. die kleinen Hände und Füße. Glauben an den Kummer der kleinen Frau kann man nur dann, wenn sie anfängt, stark zu werden; solange sie das aber noch nicht ist, soll sie mit viel Geschick ihre Kleinheit zu betonen versuchen und alle Zierlichkeiten der Mode sich zunutze machen, damit sie selbst wirkt wie der Inbegriff alles Zierlichen, Kleinen, Zerbrechlichen. Hierdurch fordert sie bei allen das Gefühl des Zärtlichen, des Behütenwollens heraus und hat so schon einen Vorsprung vor der großen Frau, der jeder ohne weiteres eine gewisse Kraft zutraut und die Fähigkeit, sich selbst durchzusetzen. Was aber soll nun die kleine Frau tun, wenn sie wirklich nicht mehr ganz zierlich ist, wie soll sie sich dann helfen, um klug diesen Mangel zu verdecken? Sehr, sehr vorsichtig soll sie dann wägen und jede Linie argwöhnisch prüfen, daß sie ihr nicht zum Fallstrick werde. Sie muß es sich zum Grundsatz machen, keine allzu großen Hüte zu tragen und vor allem keine solchen mit ausgesprochen hohem Kopf; dann muß sie alle wagerechten Garnituren an ihrer Kleidung vermeiden und alle senkrecht laufenden bevorzugen, da sie die Gestalt in die Länge zu ziehen scheinen. Einen hohen weichen Stehkragen kann sie tragen, und vorteilhaft ist ihr der spitze Ausschnitt; den Halbärmel soll sie ängstlichst meiden und immer einen möglichst langen, schlanken Ärmel wählen. Breite Gürtel sind für sie unmöglich, und eine Verlängerung der Taille auf Kosten des Rockes darf sie nie anstreben. Der Rock sei immer so lang, wie es die Mode irgend erlaubt, und die Stiefel seien immer sehr hochhackig und

immer mit Hackeneinlagen aus Kork versehen. Das macht mühelos um einige Zentimeter größer, und wie wertvoll sind so ein paar Zentimeter! Wer hier der kleinen Frau nun sagen will, die hohen Hacken seien gesundheitsschädlich, dem mag sie entgegnen, daß das wohl ein Aberglaube sei oder höchstens in früheren Zeiten zutreffend gewesen sei, als die Frauenwelt sich bis zur Bewußtlosigkeit schnürte. Daß die kleine, zur Rundlichkeit neigende Frau alle auffallenden Farben vermeidet und sich an alle matten Töne hält, ist wohl selbstverständlich, und ebenso, daß sie sich niemals einen Riesenmuff wählen wird oder einen der jetzt modernen, unerhört dicken und plumpen Regenschirme. Wenn sie überall zum Unauffälligen, Vornehm-Geschmackvollen greift, so wird sie nie zu befürchten brauchen, daß sie unschön wirkt, oder daß gar der geringste Hauch von Lächerlichkeit sie streift. O. M. Moß.

Moos in der Säuglings- und Wochenbettpflege. Die günstigen Erfahrungen bei Verwendung des Mooses in der Chirurgie, besonders während des Krieges und in der Krankenpflege, legten bei dem Mangel und der außerordentlichen Teuerung an Stoff- und Füllmaterial einen Versuch auch in der Säuglings- und Wochenbettpflege nahe. Die bisherigen Versuche mit diesem Mittel haben, wie Dazenberger in den „Blättern für Säuglings- und Kleinkinderfürsorge" ausführt, sehr befriedigt und dürften bereits eine allgemeine Anwendung rechtfertigen. Als Füllmaterial für Matratzen und Bettkissen sind fast alle Moosarten brauchbar, zu Verbandkissen und in der Säuglings- und Wochenbettpflege ist nur das Torfmoos verwendbar. Es kommt fast überall in waldreichen Gegenden, besonders auf Hochmoorflächen, vor, so im Bayrischen Hochgebirge, Bayrischen Wald, Spessart, in der Rhön, im Fichtelgebirge usw. Die Entfernung des Mooses schadet den Wäldern und Wiesen nichts, ist eher nützlich für sie. Das Torfmoos zeichnet sich aus durch große Auffauge- und Austrocknungsfähigkeit, Elastizität, Schmiegsamkeit, Leichtigkeit, Billigkeit bei leichter Beschaffungsmöglichkeit. Es ist namentlich infolge des hohen Luftgehaltes ein schlechter Wärmeleiter, verursacht keinen Staub, ist leicht zu reinigen, gegebenenfalls auch gut im strömenden Dampf keimfrei zu machen. Gut gereinigtes und getrocknetes Moos enthält im allgemeinen keine krankheiterregenden Keime. Das Moos wird zuerst mechanisch, insbesondere von Holzteilen, befreit, am Brunnen oder Bach, eventuell zu Hause in einer Lösung von übermangansaurem Kali oder Sublimat (1:1000) nachgewaschen, an der Sonne, im Backofen oder auf der Dörre getrocknet und lufttrocken in Säcken oder Kisten aufbewahrt. Je nach Bedarf wird es dann in Kissen von Leinen, Nessel, Mull oder dergleichen gefüllt. In größeren Städten empfiehlt sich die Errichtung von Sammelstellen durch das Rote Kreuz (in Drogerien, Säuglingsheimen usw.). Speziell in der Säuglingspflege kommt Torfmoos, wie Dazenberger betont, als Füllmaterial in Betracht: als Bettunterlage zu Matratzen in Wäschekorb, Kinderwagen oder Bettstelle statt des Strohsackes oder einer Unterlage mit Spreu, Häcksel, Seegras, Holzwolle. Je nach Bedarf muß das Moos wieder entleert, erneuert, der Überzug gewaschen werden. Ferner als Kopfkissen, besonders bei Kindern, die viel am Hinterkopf schwitzen; als Leinen- oder Mullbeutel statt Jute, Watte oder Schwamm zum Reinigen des Kindes nach den Entleerungen und besonders im Bade; zur Warm- oder Kühlhaltung der Milchflaschen in Form von moosgefüllten Holz- und Papierbehältern. Auch zum Schutz gegen Verbrennung können die Wärmeflaschen in einen mit Moos gefüllten Überzug gesteckt werden. In der Wochenbettpflege kann gut gereinigtes und getrocknetes Torfmoos Verwendung finden: als Füllmaterial zu Wochenbettunterlagen in Kissen von Leinen oder Nessel, am besten nach Sterilisierung und bei täglichem Kissenwechsel; als Verbandkissen mit Mull oder Nessel, keimfrei gemacht. Gute Dienste tun diese Verbandkissen bei entzündlichen Erkrankungen, wenn sie nach der Keimfreimachung mit essigsaurer Tonerde, Borwasser, Alkohol usw. getränkt und auf die betreffende Stelle gelegt werden. Dr. W. Schweisheimer, München.

Literatur und Kunst.

Die ersten Leser von Goethes „Faust".

So unangebracht es wäre, über die nach Breite und Tiefe beispiellose Wirkung von Goethes „Faust" auf die Nachwelt auch nur ein Wort zu verlieren, so lehrreich ist es, den Eindruck zu untersuchen, den diese Dichtung bei ihrem ersten Erscheinen hervorgerufen hat. Nachdem sie seit ihrer frühesten Niederschrift in langsamer Geistesarbeit zu immer vollendeterer Gestalt herangereift, in Bruchstücken einem erwählten Kreise von Freunden und Bekannten bei guter Gelegenheit mündlich mitgeteilt und in ihrer Urform durch des Fräuleins Luise v. Göchhausen treue Kopie der nachmals vom Dichter selbst vernichteten Handschrift dem Untergang entzogen war, erschien sie 1790 im siebenten Band der „Schriften" als das von uns heute wie ein Heiligtum verehrte „Fragment", dessen Kostbarkeit sich schon äußerlich durch die Höhe des dafür gezahlten Preises ausdrückt, der zwischen zwei- bis dreitausend Mark beträgt. Je mehr wir die aufwühlende Gewalt dieses Entwurfes, der alle Faustdichtungen vorher weit übertrifft, das glühend bewegte Wechselspiel des Lebens darin und den hinreißenden Zug seiner Sprache bewundern, um so unfaßbarer muß es uns sein, zu erfahren, wie schwer auch diesem Werk der Weg geworden ist, ehe es Verständnis bei den Zeitgenossen fand. Erste Geister der Nation, wie Schiller und Wieland, zeigten sich unbefriedigt; Christian Gottfried Körner tadelte den Bänkelsängerton, den Goethe gewählt habe, denn er verleite ihn nicht selten zu Plattheiten, die das Werk verunstalteten. Der Dichter und Publizist L. F. Huber nannte „Faust" ein „tolles unbefriedigendes Gemengsel", das freilich voll von ganz einzigen Schönheiten sei. Überhaupt sind verhältnismäßig nur wenige öffentliche und private Beurteilungen bekannt, die zudem einander in den Kernpunkten widersprechen. Wird in der einen von der Gretchentragödie gesagt: „Die Naivität der Unschuld, die Natur in den Empfindungen der Liebe, die Künste der Verführung, die Gewissensangst der Gefallenen können nicht wahrer geschildert werden, als hier geschehen ist", so bezeichnet eine andere, deren Verfasser in dem Kreise um Schiller zu suchen ist, die holdeste Gestalt unserer Literatur schimpflich-glimpflich als ein „albernes alltägliches Gänschen", das nur durch einfache Natur, durch Unschuld und Weiblichkeit die Züge bald einer Madonna, bald einer Magdalena erhalte. Merkwürdigerweise ist es gerade ein abseits liegendes Blatt, die „Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung", die der Dichtung am nächsten kommt, indem sie schreibt: „Wer nur etwas in das Innere hineinzublicken vermag, der wird die Schätze der tiefgeschöpften Lebensweisheit, die zauberische Darstellungskraft, die Lebhaftigkeit der Phantasie und besonders die große Kunst, Gedanken und Empfindungen zu versinnlichen ..., bewundern und gestehen müssen: Hier ist der deutsche Shakespeare." Demgegenüber spricht die „Allgemeine deutsche Bibliothek", eines der tonangebenden kritischen Organe, alles sei roh und wild hingeworfen, und die Unvollständigkeit des gegenwärtigen Fragments schmerze weniger als die leider! nicht mehr mögliche Vollendung des Lessingischen Bruchstücks eines ähnlichen Schauspiels. Selbst August Wilhelm Schlegels Rezension, die die Eigenart der Anlage und Behandlung des Werkes wohl erkennt, läßt die Ergriffenheit vermissen, die wir bei einem Geiste mit so feiner Witterung für das Außerordentliche am ersten erwartet hätten. Überwältigt und bedingungslos an die Dichtung hingegeben war der Nordländer Henrich Steffens, der von dieser innersten, ersten tiefsten Erschütterung seines jugendlichen Gemüts gesteht, ein neuer Grundton seines ganzen Daseins sei angeschlagen gewesen und bebe leise, in gewaltigen Schwingungen, in seinem Innern nach. Mit den Jahren wuchs die

Erkenntnis des ungewöhnlichen Wertes von Goethes Werk; seine Eroberung für das Gesamtbewußtsein der Nation ging, nach einer treffenden Bemerkung Hehns, von der Philosophie aus. Schon hatte Schiller umgelernt, als er am 29. November 1794 an Goethe schrieb, daß das, was er vom „Faust“ gelesen, der Torso des Herkules sei. Es herrsche in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den besten Meister unverkennbar zeige. Friedrich Schlegel stellte ihn 1800 zu dem Größten, was die Kraft des Menschen je gedichtet habe, Schelling und Hegel bezogen sich auf ihn. Als im Jahre 1808 der erste Teil der „Tragödie“ erschien, waren die Widerstände beseitigt, die einst das „Fragment“ vom Herzen des Volkes ausgeschlossen hatten. Fritz Adolf Hünich.

Neue Unterhaltungsliteratur. Ein ganzes Paket neuer Bücher ist jüngst wieder auf meinen Schreibtisch geflogen, und ich will nun hier ihre Wesensart kurz skizzieren, damit, wer ein Buch kaufen und verschenken will, gleich etwas von dessen Charakter kennt und ihm die Wahl nicht zu schwer wird, wenn er in den Buchladen kommt und dort etwa dieselben Werke ausgelegt findet. Da seien zunächst die ganz einfachen, zarten, zumeist ernsten, oft aber auch etwas gemütlichen Humors nicht entbehrenden Dorfjugendgeschichten genannt, die der liebenswürdige Erzähler Heinrich Sohnrey unter dem Titel „Fürs Herzbluten“ (Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin) für die Kleinen, die Armen, Hungrigen, Sehnsüchtigen zusammengestellt hat, die mit verhaltener Wehmut das Genießen der glücklich Besitzenden schauen und voll heißer Dankbarkeit eine solche gebotene Gabe empfangen. — Und würdig reiht sich diesen Geschichten die gleichfalls gemüt- und humorvolle, in fast märchenhafter, echt kindertümlicher Sprache geschriebene Erzählung für die Jugend: „Schwarzwald-Kinder“ (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.) von Maria Batzer, an, die Karl Sigrist, Stuttgart, mit hübschen Bildern geschmückt hat. — Mehr über Kinder als für solche sind die nicht minder netten ernsten und heiteren Geschichten „Menschen und Menschlein“ (Franckhsche Buchhandlung, Stuttgart) von Anton Fendrich, unter denen ganz besonders die von den ganz kleinen Menschlein handelnden hervorgehoben seien, wie z. B. die herzige, auf trefflicher Beobachtung fußende drollige Säuglingsgeschichte. — So recht mit Dichteraugen geschaute Bilder und Erlebnisse gibt aus seiner Erinnerung auch der Wiener Schriftsteller Edmund Hellmer in dem Bande „Fenster. Plaudereien und kleine Geschichten“ (Wiener Literarische Anstalt, G. m. b. H., Wien), ganz schlicht, aber voll warmer Innerlichkeit und in zartem, gemütvollem Plaudertone. — Und eine nicht minder feine, stille Geschichte erzählt F. Kaltenhauser in dem Roman aus dem Salzburgischen „Melchior Hofer“ (Heinrich Fink, Leipzig). Er schildert darin das Leben eines einfachen, gütigen Mannes und edlen, hilfreichen Menschenfreundes, den man den Sargmacher nannte schon als Kind, weil kurz nach seiner Geburt die Mutter und zwei Schwestern starben, und dann, weil das Sargmachen auf Wunsch des praktisch gesinnten Vaters später wirklich sein Beruf wurde. — In ganz anderem Tone gehalten sind dagegen die sieben Novellen, die Lucie Gräfin Uxkull unter dem Titel „Der Irisbogen“ (Franz Schneider Verlag, Berlin) vereinigt hat, und in denen sie stark empfundene, gut durchdachte und fesselnd, oft sehr glanzvoll und wild bewegt dargestellte interessante psychische Probleme behandelt, wie z. B. in der Erzählung „König Hyazinth“. — Viel alltäglicher, wenn auch sonst ganz nett und reizvoll erzählt ist die Geschichte von den so recht verschieden sich gestaltenden Ehen, einer still beglückenden und einer dem Manne zur Hölle werdenden, eines Geschwisterpaares in dem Buche „Bleib dir treu“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) von Georg Hartwig. — Von ähnlichem Charakter ist auch eine andere Ehegeschichte: „Der Sprung in den Himmel“ (Rich. Mühlmann, Halle), in der Elly Graubner eine von Anfang an sehr äußerliche Vernunftehe schildert, die völlig in die Brüche zu gehen droht, aber von einem liebenden Weibe verständnisinnig wieder festgekittet wird. — Zu einer solchen Vernunftehe mit einem reichen Mädchen zu kommen, ist auch das Streben des Helden in Johannes Mayrhofers Roman „Dilettanten der Liebe“ (Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg), und als bestes Mittel hierzu erscheint diesem jungen Helden eine Vergnügungsreise nach dem Nordpol an Bord eines modernen deutschen Touristendampfers, wo sich so viel Gelegenheit zu ernstem und flüchtigem Flirten findet, wie der Verfasser mit gutem Humor zu schildern weiß. — Weit ernster nimmt es dagegen Adam Joseph Cüppers in seinem Roman von Frauentreue „Gudrun“ (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.), in dem das alte mittelalterliche Heldenepos in zeitgemäßer Neubearbeitung zu einer schlichten, schönen, ernsten Erzählung umgestaltet ist, würdig und wert, von deutschen Mädchen und Frauen gelesen zu werden. — Und mit gleichem Recht darf man der reiferen Jugend den Roman „Die Fackelträgerin. Zehn Jahre einer Mädchenjugend“ (Verlag von Max Seyfert, Dresden) empfehlen, in dem Anna Kappstein den Lebens- und Leidensgang eines verarmten adeligen Mädchens erzählt, das aber nach aller Trübsal schließlich doch noch ihren Frieden findet und ihren Jugendfreund als Gatten in die Arme schließen kann. — Wie schwer es einem jungen Mädchen oft wird, unbeschadet durch alle Fährnisse des Lebens hindurchzukommen, kann man in ernsten, ergreifenden Schilderungen auch aus Clara Pausts Roman „Die Schattentrube“ (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) erfahren, dessen Heldin aber durch ihre Charakterstärke den Weg zur Höhe findet und eine vielbewunderte Kinoschauspielerin wird. — Etwas Ähnliches, die Verführungsgeschichte einer unbehüteten, aber leichtlebigen jungen Theaterschönheit, ihr warnungsvolles, trauriges Ende und das besser sich gestaltende Leben ihres Kindes bietet in spannender und prickelnder Darstellung Robert Fuchs-Liska in seinem Roman „Die verscherzte Himmelsmacht“ (Hesse & Becker Verlag, Leipzig). — Sehr ernst gehalten sind auch die vier Novellen, die Roderich Meinhart unter dem Titel „Die am Wege blieben“ (Verlag Theodor Weicher, Leipzig) vereinigt hat, und in denen er tief zu Herzen gehend die bitteren Lebensschicksale vergebens um Liebe und Anerkennung ringender Menschen schildert. — Unterhaltsam und launig zugleich richtet Johann Georg Seeger in dem Roman „Das Grillenbüchlein“ (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) die eindringliche Mahnung an die Eltern, ihren Kindern zu leben, und erörtert dabei an lehrreichen Beispielen rechte und falsche Kindererziehung, die unserem Volke so verhängnisvoll werden kann. — Fesselnd und gewandt erzählt Felix Braun in dem Buche „Die Träume in Vineta“ (Musarion Verlag, München), teils scherzhaft, teils etwas düster, als Träume erlebte Geschichten von Phantasien, historischen und sagenhaften Gestalten als Einzelstücke einer Rahmenerzählung. — Harmlosen, gefälligen Humor offenbart Käthe Altwallstädt in der Humoreskensammlung „Ein famoser Wink“ (Pallas-Verlag, Jena), während der Roman „Sieger des Lebens“ (Wiener Literarische Anstalt, G. m. b. H., Wien) von Herbert Schüler in der Art Schnitzlers und Maupassants das leichtlebige Wiener Milieu behandelt und nicht für unreife Jugend geeignet ist. — Eigenartige, zumeist ernste, zum Teil aber auch leicht satirische Geschichten und Anekdoten über Juden von verschiedenen jüdischen Verfassern enthält das Büchlein „An den Wassern von Babylon“ (Georg Müller Verlag, München). — Und zum Schluß sei anerkennend noch ein Buch über die deutsche Seele im Weltkriege: „Im Todesrachen“ (Heinrich Dietmann, Halle) von Franz Schauwecker, genannt, das ernst und würdig, ohne Ruhmredigkeit und Prahlerei, das wahrhaft innere Erleben des Krieges schildert und alles dessen, was mit ihm zusammenhängt, zur Erinnerung für die Frontsoldaten und zur Belehrung für die Daheimgebliebenen. Dr. Max Mendheim.

Ende des redaktionellen Teils.


R·M·S·P & P·S·N·C
NEUES · LEBEN · IN · NEUEM · LANDE
SUED · AMERIKA
THE ROYAL MAIL STEAM PACKET COMPANY
THE PACIFIC STEAM NAVIGATION COMPANY
Jede gewünschte Auskunft über Passagen, Abfahrtszeiten der Dampfer und Passvorschriften wird auf Verlangen bereitwilligst und kostenfrei erteilt durch:
BREMEN .. .. F. L. MICHAELIS, Kaiserstrasse 17
HAMBURG .. .. .. OLAF LASSEN & CO., 10/11 Alsterdamm
KÖLN .. .. HERMANN LINDEMANN, Domkloster 2
FRANKFURT a/M. .. J. SCHOTTENFELS & CO., Bethmannstrasse 54

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Allgemeine Notizen.

Der Begründer der heutigen Beleuchtungstechnik Dr. Karl Auer Frhr. v. Welsbach ist von der Siemens-Ring-Stiftung durch die seltene Verleihung des Siemens-Ringes geehrt worden. Er ist der Erfinder des Auerlichts und der Osmium-Lampe. Ohne Auers Erfindungen wäre die heutige elektrische Beleuchtung ebenso undenkbar wie die des Gasglühlichts.

Ein literarischer Leckerbissen kann das soeben im Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7 unter dem Titel: Im Hotel. Diskretes und Indiskretes von Rudolf Sendig erschienene, auch äußerlich recht gut ausgestattete Bändchen Plaudereien des in weitesten Kreisen bekannten Schandauer Altmeisters im Hotelwesen genannt werden. Ein sprechend ähnliches Tiefdruckporträt aus neuster Zeit ziert den Band und wird manchen alten Verehrer des beliebten Erzählers interessieren. Das Buch ist so packend, flüssig und reizvoll geschrieben, daß jeder Leser davon gefesselt ist. Die vielen Freunde und Verehrer Rudolf Sendigs, des unermüdlichen Pioniers von Bad Schandau, werden ihre Freude daran haben und dem liebenswürdigen Plauderer, wie im persönlichen Verkehr, sich nahe fühlen. Hier gibt eine tüchtige und gewichtige Persönlichkeit Amtsgeheimnisse in liebenswürdigster Form zum besten und wird damit neue Sympathien zu dem schon festbegründeten Ruhme ernten. K.

Für Erfinder und Fabrikanten bringt in gedrängter Fülle eine kleine handliche Broschüre wertvolle Winke, Erfahrungssätze und Anregungen, an denen niemand achtlos vorübergehen sollte. Das kleine Büchelchen ist betitelt „Edison"-Bibliothek Nr. 2, mit zahlreichen schematischen und bildlichen Darstellungen (Organisationsplänen usw.) Selbstverlag des Herausgebers Ingenieur Heinrich Tams, Berlin S 42, Wassertorstraße 30; brosch. 5 Mark. Bemerkenswert sind besonders die im ersten Teil enthaltenen Aufsätze über die Verwertung von Erfindungen, zeitgemäße Werbetechnik, rechtliche und geschäftliche Warenzeichen-Betrachtungen, unverwertbare Erfindungen, Merkworte über die Ausarbeitung von Patentanmeldungen und die Beispiele von Verträgen, während der zweite Teil illustrierte Beschreibungen verkäuflicher Erfindungen enthält.

Preisausschreiben für Rübenheber und -köpfer. Der Verein der Deutschen Zucker-Industrie erneuert für das Jahr 1921 den Wettbewerb zur Lösung eines zweckmäßigen

Rübenhebers und -köpfers um einen Preis von 10000 Mk. Das Preisausschreiben wird schon jetzt veröffentlicht, um den Bewerbern zur Verbesserung bestehender und Entwerfung neuer Geräte und, worauf es wesentlich ankommt, zur praktischen Ausprobierung im Rübenfelde und zur Verbesserung sich ergebender Fehler möglichst lange Zeit zu lassen. Die Zuerkennung des Preises ist an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, die vom Verein der Deutschen Zucker-Industrie, Berlin W 62, Kleiststraße 32, bezogen werden können.

Zum Aufziehen von Uhren reicht die Kraft einer Tür aus. Die Tätigkeit einer solchen Uhr ist sehr einfach. An der Tür selbst wird ein bewegliches Drahtkabel befestigt, das entweder direkt oder um Ecken herum oder durch Wände hindurch zu der Tür geführt wird. Dieses Kabel zieht beim Öffnen der Tür an einem kleinen, in der Uhr angebrachten Hebel und bewirkt so das Aufziehen. Die besondere Einrichtung des Uhrwerks (Petocrono genannt und bei allen Uhrmachern zu haben) verhindert ein Überziehen der Feder durch zu häufiges Öffnen der Tür. Ein zu seltenes Öffnen kann nicht vorkommen; es genügt, daß die Tür, an die die Uhr angeschlossen ist, täglich drei bis vier mal geöffnet wird. Außerdem besitzt die Uhr wie jede andere noch eine Feder, die das Werk vierzehn Tage lang in Gang erhält, wenn auch die betreffende Tür nicht geöffnet wird.

Brieftelegramme waren im Jahre 1911 in Deutschland eingeführt worden, um die verkehrsschwachen Abend- und Nachtstunden wirklich auszufüllen und die ohnehin im Dienst befindlichen Arbeitskräfte sowie die vorhandenen Betriebsmittel besser auszunutzen. Als diese unerläßlichen Bedingungen nach Ausbruch des Krieges nicht mehr gegeben waren, mußte der Brieftelegrammverkehr eingestellt werden. Auch die gegenwärtige Betriebslage erlaubt die Wiedereinführung noch nicht, da die Arbeitskräfte und die Betriebsmittel noch immer durch den gewöhnlichen Verkehr während des ganzen Abends und der ganzen Nacht voll in Anspruch genommen werden. Das Reichspostministerium muß deshalb. die Wiederzulassung des Brieftelegrammverkehrs noch hinausschieben.

Neue Briefmarken in der Schweiz. Eine gänzliche Umgestaltung des schweizerischen Postmarkensystems brachte das neue Jahr mit dem Inkrafttreten der neuen erhöhten Portosätze für den Inlandsverkehr und der 1. Februar mit den neuen erhöhten Gebühren für den internationalen Verkehr. Im Inland kostet jetzt eine Postkarte 10 statt

7½ Cts. und ein Brief 20 statt 15 Cts. Im allgemeinen ist man auch in der Schweiz bei der Umgestaltung des Markensystems von dem in Deutschland angewandten Grundsatz ausgegangen, die Farben der Marken den bisher für die betreffende Frankierung geltenden Marken anzupassen. Die 40-Cts.-Marke für Inlandsbriefe ist blau, die 25-Cts.-Marke für Auslandskarten rot.

Eine Zollstelle in St. Moritz. Der Kurverwaltung St. Moritz ist es dank dem Entgegenkommen der Eidgenössischen Zollbehörden und der Leitung der Rhätischen Bahn gelungen, die Wiedereröffnung des St. Moritzer Zollamtes zu erlangen. Die Reisenden können das abgehende Gepäck an Ort und Stelle kontrollieren lassen, und ebenso ist es ihnen möglich, die Kontrolle der mitgebrachten großen Gepäckstücke erst in St. Moritz vornehmen zu lassen. Das bedeutet für den internationalen Reiseverkehr nach den Wintersportplätzen des Ober-Engadins eine außerordentliche Erleichterung.

Die Einreiseerlaubnis für Elsaß-Lothringen. Da die französischen Konsulate in Deutschland bisher im Widerspruch zu den völkerrechtlichen Gepflogenheiten die Entgegennahme und Bearbeitung von Einreisegesuchen deutscher Reichsangehöriger nach Elsaß-Lothringen abgelehnt haben, müssen bis auf weiteres deutsche Reichsangehörige, die nach Elsaß-Lothringen reisen wollen, ihre Einreisegesuche bei den zuständigen Präfekten in Straßburg, Colmar oder Metz anbringen und sich dabei gegebenenfalls der Vermittlung solcher in Elsaß-Lothringen wohnender Personen bedienen, die aus wirtschaftlichen oder verwandtschaftlichen Gründen ein Interesse an ihrem Besuch haben.

„Kleine Ursache, große Wirkung". In wie vielen Fällen hat sich nicht aus kaum beachtenswerten Erkältungserscheinungen eine bösartige Krankheit herausgebildet, zu deren Bekämpfung Wochen und Monate erforderlich waren. Darum soll man gerade in der jetzigen Zeit der Kälte und Nässe sich vor Katarrhen der oberen Luftwege bewahren. Die ärztlich empfohlenen, schleimlösenden und in ihrer vorbeugenden Wirkung bewährten Baden-Badener Pastillen leisten hierbei gute Dienste. Für die kleine Ausgabe von 4 Mark die Schachtel erspart man sich manchen Verdruß; doch müssen die Pastillen eben rechtzeitig genommen werden; vorbeugen ist immer leichter als heilen. Die Schutzmarke „BADAG" ist die alleinige Gewähr für das unverfälschte Produkt, das in allen Apotheken und Drogerien zu kaufen ist.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Inseratenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich; Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON I. I. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4042 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band

Aus Wissenschaft und Technik.

Drahtlose Telephonie. Es gibt Erfindungen, deren glänzende Lösung nach jahrelangem Bemühen ganz plötzlich und ganz leicht gelingt, sobald nämlich die Ausbildung einer anderen Erfindung bis zu einer bestimmten Höhe geführt ist. So gelang die Lösung des Flugproblems, als Motoren mit einer Leistung von einer Pferdestärke pro 2 kg Eisengewicht vorhanden waren. In der gleichen Weise war das Problem der drahtlosen Telephonie in dem Augenblick gelöst, da die Technik der drahtlosen Telegraphie die Elektronenröhre zur Erzeugung ungedämpfter Schwingungen als sogenannte Senderröhre gut ausgebildet hatte. In diesem Moment war es möglich, einem Wellenzug von genau gleich bleibender Wellenlänge und einer Frequenz von 1 bis 10 Millionen pro Sekunde durch Veränderung der einzelnen Wellenhöhen die Sprachschwingungen, deren Frequenz etwa 1000 pro Sekunde beträgt, genau aufzudrücken. Die derart modellierte elektrische Energie konnte dann am andern Ort aufgefangen und wieder in hörbare Rede zurücktransformiert werden. Die Übertragungsentfernung erfuhr dabei durch die inzwischen für die drahtlose Telegraphie entwickelten Verstärkerkaskaden ebenfalls eine gewaltige Vergrößerung. Es war diesen Kaskaden ganz gleichgültig, ob sie die Energie der telegraphischen Morsezeichen oder der telephonischen Schwingungen verfünfzigtausendfachten, bevor diese zur Betätigung des Morseschreibers oder der Telephonmembrane benutzt wurde. Heute ist also die gute drahtlose telephonische Verständigung über 2000 km glatt gelöst. Gelegentlich sind bereits Verständigungen über 4000 bis 5000 km gelungen, und der transatlantische drahtlose Telephonverkehr dürfte nur noch eine Frage der Zeit sein. In Deutschland hat man nun die Erfindung sofort für den Ausbau des zwischenstädtischen Telephonverkehrs nutzbar gemacht. Man treibt hier sozusagen drahtlose Telephonie mit Draht, d. h. man schickt die modellierte Hochfrequenzenergie in eine Telephonleitung und erreicht dadurch, daß sie in der Hauptsache am Drahte bleibt, also nicht dem bekannten quadratischen Schwächungsgesetz jeder Strahlung unterliegt, sondern fast unvermindert am Bestimmungsorte ankommt. Es ist in der Praxis dabei möglich geworden, ein Dutzend Telephongespräche unter Benutzung verschiedener Frequenzen gleichzeitig auf demselben Drahte zu führen. Auch eine Hochfrequenztelegraphie am Drahte ist entwickelt worden und gestattet in Verbindung mit Maschinengebern eine solche Ausnutzung der Drähte, daß wir uns die kostspielige Anlage neuer zwischenstädtischer Telephon- und Telegraphenleitungen für eine recht beträchtliche Zeit sparen können. In der Not der Zeit haben wir also die neue Erfindung sofort praktisch nutzbar gemacht. Dagegen sind drahtlose Konzertvorträge im günstigsten Falle als niedliche Experimente anzusprechen. Die deutsche Presse hat in letzter Zeit einige derartige Veranstaltungen amerikanischer Funkenstationen ausführlich besprochen, gleichartige Unternehmungen deutscher Stationen dagegen nur knapp erwähnt. In einer ferneren Zukunft wäre es natürlich auch denkbar, daß jedes große Opernhaus seine Vorstellungen sofort drahtlos in den Raum sendet und die Besitzer passender Apparate die Musik zu Hause auf dem Sofa genießen können. Das ist aber weniger eine technische als eine kaufmännische Frage. Das wichtigste ist, daß die Hochfrequenztelephonie am Drahte zur Zeit bereits einen beträchtlichen Teil des deutschen zwischenstädtischen Verkehrs bewerkstelligt, und daß sie in sehr absehbarer Zeit auch einen transatlantischen Telephonverkehr möglich machen dürfte. Hans Dominik.

Vom Einfluß der Schwerkraft auf Tiere und deren Entwicklungsstadien. Die Schwerkraft ist ein Faktor der Umwelt, dem seiner Eigenart nach alles unterliegen muß. Wie auf alle Körper, so wirkt auch die Schwerkraft auf Tiere vor allem nur im physikalischen Sinne ein. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie nicht imstande sei, vielleicht auch einen spezifischen Einfluß auszuüben. So wurde z. B. durch eine Reihe experimenteller Versuche festgestellt, daß dauernd gleichförmig zentrifugierte Tiere bei einer bestimmten Stärke der veränderten Schwerkraftswirkung absterben. Als Erklärung für diese Erscheinung hat wohl die Erhöhung des im Innern der Tiere herrschenden Druckes zu gelten. Eine Zentrifugalkraft, die auf je 1 qcm des Körpers von Hühnerküken einen Druck von 12 bis 14 g bewirkte, war die Ursache, daß der Tod der Tiere, die auf einer Drehscheibe in dauernder Umdrehung gehalten wurden, nach drei bis vier Wochen eintrat. Meerschweinchen verhielten sich diesbezüglich ganz ähnlich, nur Fische, und zwar Hechte und Karauschen, lebten mehrere Monate, stellten aber das Wachstum ein. Einzellige Tierchen (Paramäzien) wurden bei 10000 bis 12000 Umdrehungen in der Minute ebenfalls nicht beschädigt. Interessant ist auch das Verhalten verschiedener Eier in ihrer Entwicklung bei verschiedener Stellung zum Erdmittelpunkte und dadurch veränderter Schwerkraftswirkung. Die Eier der Gottesanbeterin vertragen beispielsweise jede beliebige Stellung zum Erdmittelpunkte ohne Schaden für ihre Entwicklung, während andere gegen eine versuchsweise Umkehr sehr empfindlich sind, wie z. B. nach den Versuchen von Megusar diejenigen des Schwarzen Kolbenwasserkäfers (Hydrophilus). Die Eier dieses Käfers schwimmen in einem kahnartigen Kokon im Wasser und sind normalerweise durch einen eigenen kleinen Mast des Kokons senkrecht zum Erdmittelpunkt orientiert. Die künstliche dauernde Umkehr der Eier hat nun zur Folge, daß nur verkrüppelte Larven auskriechen. Immerhin darf aber der Einfluß der Schwerkraft für die Embryonalentwicklung nicht überschätzt werden, denn ganz allgemein tritt der Einfluß der äußeren Faktoren der Umwelt gegenüber den inneren Faktoren der tierischen Embryonalentwicklung oft recht wesentlich in den Hintergrund. Ewald Schild, Wien.

Eine Weltstatistik des Krebses. In der 1917 erschienenen Anleitung zur frühzeitigen Erkennung der Krebskrankheit, die im Auftrage des Landesausschusses zur Erforschung und Bekämpfung dieser Krankheit im Königreich Sachsen herausgegeben wurde, wird in der Einleitung betont, daß die Todesfälle an Krebs in Zunahme begriffen sind. Sie ereignen sich im Volksstaat Sachsen, auf eine gleiche Einwohnerschaft berechnet, gegenwärtig jährlich um mehr als die Hälfte häufiger als vor 40 Jahren. So betrug in Sachsen im Jahre 1912 die Zahl der Krebstodesfälle 4200. In ganz Deutschland starben im Jahre 1907 mehr als 50000 Personen an bösartigen Geschwülsten. Der neueste Bericht, der in einem starken Bande, 1915 in Amerika erschienen, eine Weltstatistik des Krebses gibt, ist von L. F. Hoffmann in sorgfältigster Weise bearbeitet worden. Dieser Forscher gelangt schließlich auch zu der Anschauung, daß der Krebs in allen seinen Formen überall, wenn auch nicht gleichmäßig, verbreitet ist und an Häufigkeit zunimmt. Nach den angestellten Erhebungen beträgt die Gesamtsterblichkeit der sog. „zivilisierten Welt" an Krebs 500000 Todesfälle im Jahre, wovon 80000 auf die Vereinigten Staaten entfallen. Für die Entstehung des Krebses erkennt Hoffmann neben den ungenügenden und unzuverlässigen Theorien das ungleichmäßige Altern der verschiedenen Organteile des Körpers an. Was angesichts dieser hohen Mortalitätszahlen an Krebs hervorgehoben werden muß, ist das erfreuliche Ergebnis von Krebsheilungen — und zwar dauernden — mit der stetigen Verbesserung der operativen Tätigkeit der Chirurgen. So wurden, nach Lexer, durch sachgemäße Operationen in mehr als 90 Proz. der operierten Fälle Hautkrebse geheilt, Lippenkrebse in mehr als 80 Proz., Gebärmutterkrebse in etwa 60 Proz., Brustdrüsenkrebse in mehr als 35 Proz. und Magenkrebse in mehr als 17 Proz. Es kommt also alles darauf an, wie es in der anfangs genannten Anleitung heißt, den Krebs früh zu erkennen und ihn möglichst früh der chirurgischen Behandlung zuzuführen. Dann wird in Zukunft die Zahl der Krebserkrankungen abnehmen und die Zahl der Heilungen steigen. Eine zweckdienliche Aufklärung kann und muß hier von dem größten Nutzen sein. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

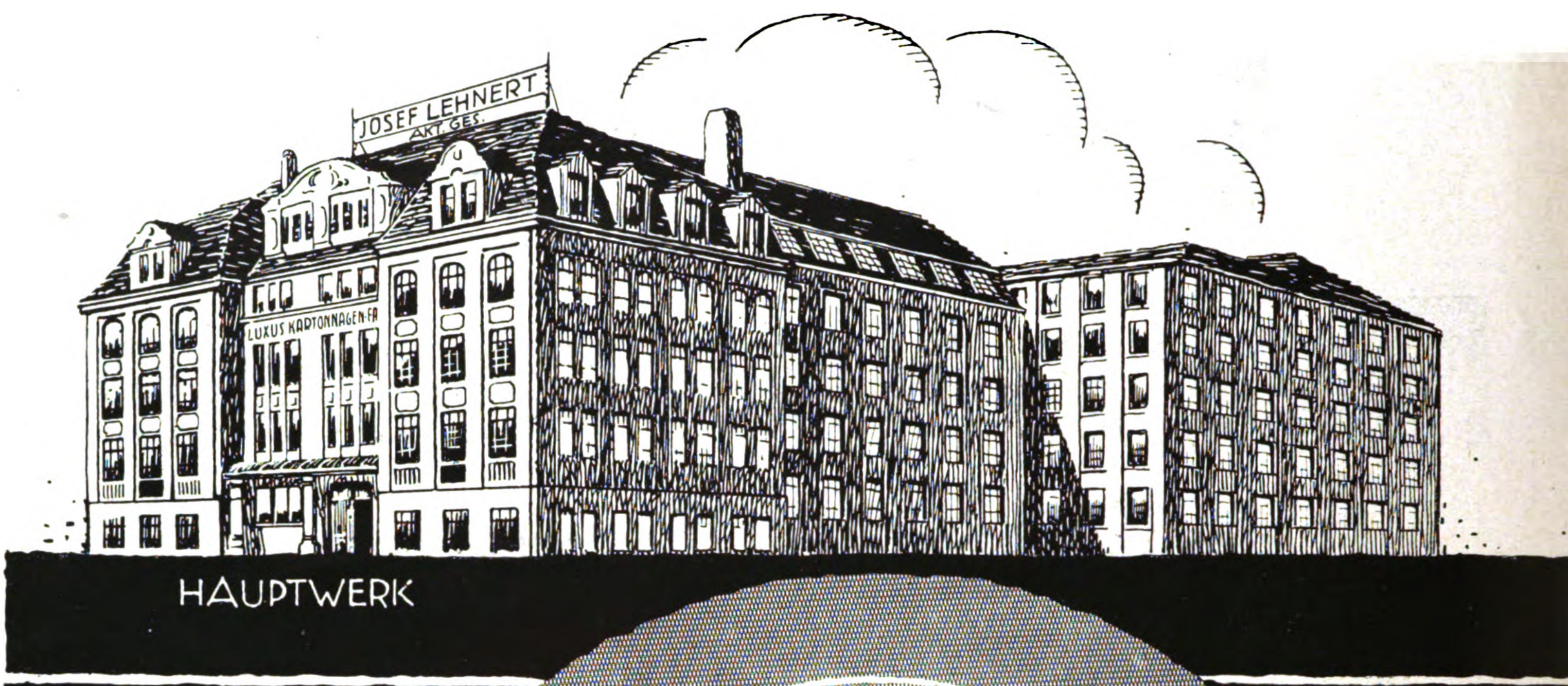
 Nummer 4042. 156. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4042. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg, mit 10 % Teuerungszuschlag. 24. Februar 1921.



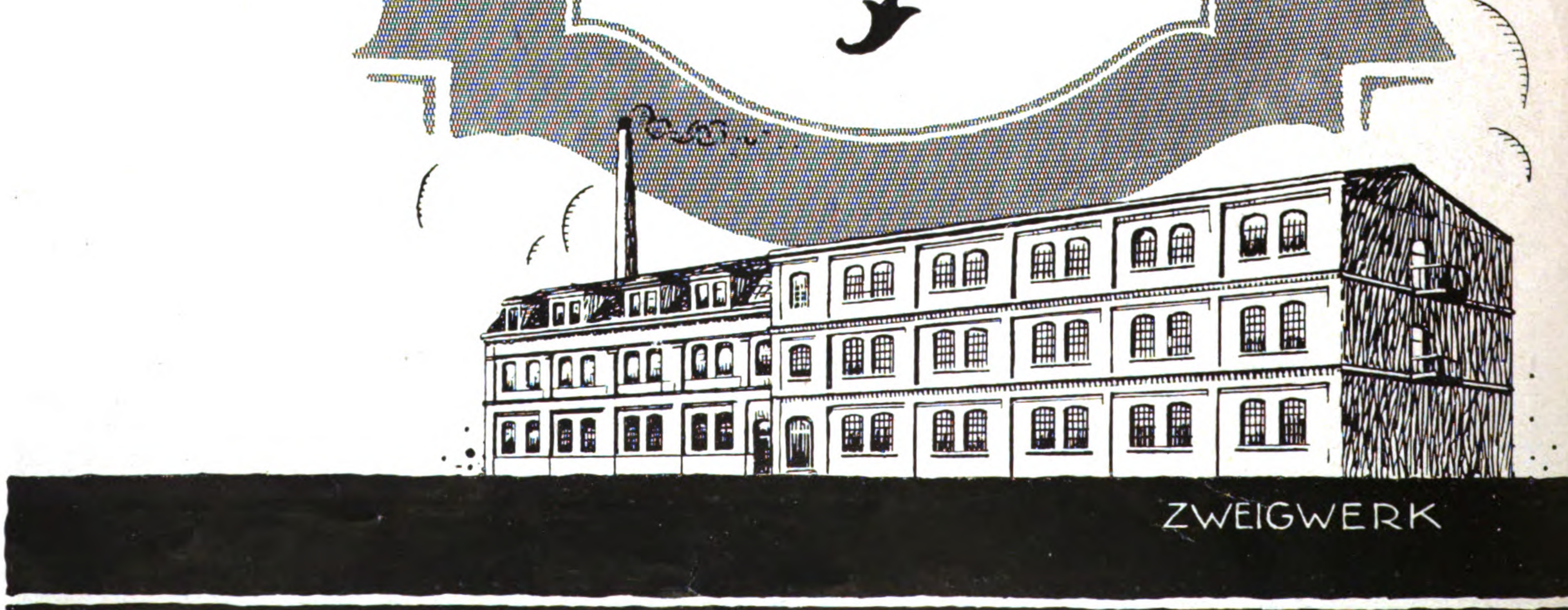


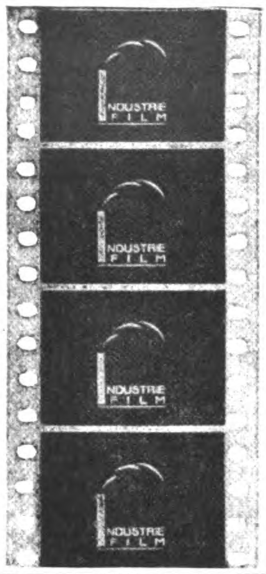
JIdag

JOSEF LEHNERT
AKTIENGESELLSCHAFT
DRESDEN 21

LEISTUNGSFÄHIGSTER BETRIEB IN FEIN-KARTONNAGEN FÜR DIE ZIGARETTEN- UND TABAK-INDUSTRIE

GOLDENE MEDAILLE: JNT. HYGIENE-AUSST. DRESDEN 1911





Der Film

in Verbindung mit kleinen, handlichen Vorführungs-Apparaten, welche an jede elektrische Lichtleitung durch Steck- oder Schraubkontakt anzuschliessen sind, erübrigt Musterkoffer, kostspielige Kataloge, Reise- und Frachtspesen und ist

das beste Werbemittel.

Wir machen Ihre Filmaufnahmen und verkaufen kleine Vorführungs-Apparate.

INDUSTRIE FILM
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Berlin W. 35, Potsdamerstr 25
Fernspr. Nollendorf 1670.

20 Filialen und Generalvertreter im In- und Ausland.

Photo- Moment-Apparate **Mordhorst-** Berlin W. 30
mit lichtstarker Optik von Goerz – Voigtländer – Zeiss – Prismen-Feldstecher – Projektions-Apparate – Megaskop- u. Globoskop-Lichtbild-Apparate. – Illustr. Liste 111 frei.

GOWE-SILBER



CHR. GOTTLIEB WELLNER
Gesellschaft mit beschr. Haftung
AUERHAMMER bei AUE in SACHSEN.

Gebrüder Fischer

Pobershau i. Sa.
Holz- und Spielwaren-Fabrik

Holz- und Spielwaren. ▽ Jouets d'enfant

Abt. I: Kegelspiele von der einfachsten bis zur feinsten Ausführung. Holzdrechslerwaren. Kinderspielwaren. Massenanfertigung klein gedrehter und gefräster Holzwaren aus allen Holzarten. Schach- u. Halmafiguren.
Abt. II: Holzmodeknöpfe. Holzknopfformen. Holzperlen.
Export nach allen Ländern. — Stets Neuheiten.
Messe Leipzig, Petersstr. 37 (Goldn. Hirsch) I. Stock, Z. 19.

Holz- und Spielwaren. ▽ Toys for children

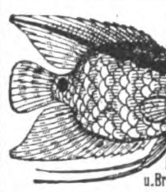
„Fön"

elektrische Heißluftdusche für jedes Haus unentbehrlich.

Die Marke „Fön" leistet Gewähr für sicheren Betrieb und ist in jedem Apparat **eingeprägt.** Der patentierte **Sanax-Vibrator** ist der beste elektr. Hand-Massage-Apparat für **Körper-** und **Schönheitspflege.**

Weltmarke.

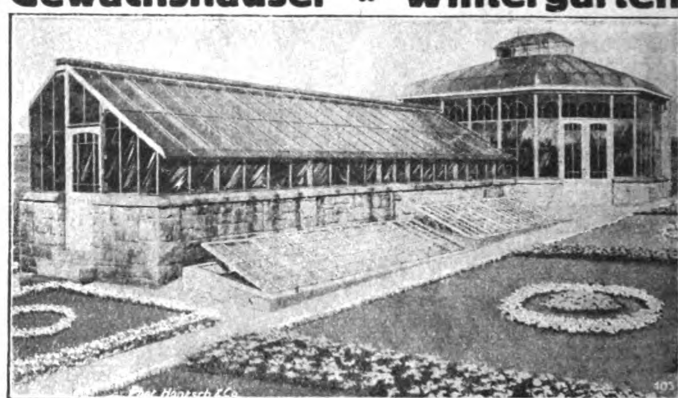
Überall erhältlich. :: Fabrik: Electricitätsges. „Sanitas", Berlin N. 24.



Aquarien
Terrarien Tiere und Pflanzen
A. Glaschker
LEIPZIG J. 4.
Liste fr.! Prachtkatalog u. Brosch. 500 Abb. M. 2.50.

Harmoniums mit edl. Orgelton. Katalog umsonst.
Alois Maier, Hofl., Fulda 172.

Gewächshäuser :: Wintergärten



die Zierde eines jeden Eigenheims!

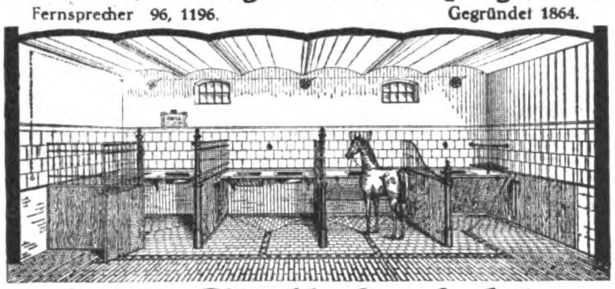
Höntsch & Co., Dresden-Niedersedlitz 44

Franz Mosenthin

Eisenbaufabrik, Eisengiesserei, Leipzig-Eutritzsch 3.

Fernsprecher 96, 1196. Gegründet 1864.

Feinste Referenzen.



Kataloge und Anschläge kostenlos.

Komplette Stalleinrichtungen.

Solideste Ausführung. Eigene Fabrikation.

Farben-Fabriken Berger & Wirth Leipzig





Telegramm-Adresse: Bergerwirt Leipzig
✱ Fernsprecher: No. 108, 408 und 658. ✱

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam.

Farben-Lieferanten der Leipziger Illustrirten Zeitung.


Feuer breitet sich nicht aus,
hast du MINIMAX im Haus!
MINIMAX, Berlin W 8, Unter den Linden 2 (A.52)
Berlin · Cöln · Stuttgart · Hamburg · Zürich · Wien · Prag · Stockholm · Valparaiso


MURATTI
MURATTI
ZIGARETTEN
ARISTON


Es ist das Richtige
Dr. Dralle's
Birken Haarwasser
Das seit 30 Jahren bewährte Haarpflegemittel mit dem Namen „Dr. Dralle's"
Preis 15,- u. 25,- Mk
Dralle's balsamische Birkenseife
Stück Mk. 7,50

Vom Deutschtum in aller Welt.

Ein wichtiger Träger und Verbreiter deutscher Kultur ist unsere Leipziger „Illustrirte Zeitung". Jeder sorge für deren weiteste Verbreitung im Auslande.

Der Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA) in Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 105, ist der älteste und größte Verein, der den Auslandsdeutschen ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit in ihrem unpolitischen Streben nach Festigung ihrer deutschen Art und Sprache und Erhaltung ihrer kulturellen Einrichtungen die Hilfe des deutschen Volkes vermittelt. Unter der neuen Leitung, Vorsitzender ist jetzt der Gesandte von Dirksen, wurde der Verein unter Wahrung der alten Grundsätze weiter ausgebaut. Neue Beziehungen, vor allem auch zu den deutschen Volksgemeinschaften im überseeischen Ausland, wurden angeknüpft. Mit dem Anschluß des Deutschen Schulvereins Wien an den VDA ist ein erfreulicher Fortschritt auf dem Wege einer Einigung der für das Grenz- und Auslandsdeutschtum eintretenden Verbände erzielt worden. Im Jahre 1920 allein hat die Hauptgeschäftsstelle des Vereins rund eine Million Mark für die Unterstützung von auslandsdeutschen Schulen, Kindergärten, Büchereien, Zeitungen sowie für Stipendien an auslandsdeutsche Studierende und Hilfeleistungen an deutsche Vertriebene und Rückwanderer ausgegeben. Ein Teil dieser Mittel stammt aus dem Sammelergebnis der vom VDA mitgegründeten „Rückwandererhilfe". Diese warmherzige Mildtätigkeit, zu der die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse, unter denen die Auslandsdeutschen besonders zu leiden hatten, nötigten, stellt der Verein nun ein und wendet sich, seiner Überlieferung getreu, ausschließlich der Förderung deutscher Schulen und der Erfüllung sonstiger kultureller Aufgaben im Grenz- und Ausland zu. In die vorgenannte Million, welche die Hauptgeschäftsstelle des Vereins verausgabt hat, sind nicht eingerechnet die beträchtlichen Summen, die von den Landesverbänden und rund fünfhundert Ortsgruppen des Vereins aufgebracht und von ihnen unmittelbar für Unterstützungen ausgegeben wurden; ebenso sind nicht eingerechnet die bedeutenden Hilfsleistungen des neu hinzugetretenen Verbandes Österreich. Die Unterstützungstätigkeit, die der VDA neben seiner sonstigen Kulturarbeit leisten konnte, ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß in allerweitesten Kreisen unseres Volkes die Anteilnahme an dem Schicksal der Auslandsdeutschen wächst. Freilich reicht

die hier gewährte Hilfe lange nicht aus, um die allerdringendsten Ansprüche der besonders im Osten in Not befindlichen deutschen Auslandsgemeinschaften zu erfüllen. Es ist dringend zu wünschen, daß alle Heimatdeutschen dem auch bezüglich der Religion völlig unparteiischen VDA ihr Augenmerk zuwenden und ihm Beiträge und Spenden für auslandsdeutsche Einrichtungen übermitteln. Was wir zur Erhaltung des Deutschtums unserer draußen lebenden Stammesgenossen tun, kommt uns letzten Endes beim Wiederaufbau unserer Weltwirtschaft und damit allen Völkern tausendfältig zugute.

Liebestätigkeit der Deutschen in Mexiko. Der Sonderausschuß für die Sammlung zu Gunsten der notleidenden Jugend in Deutschland hat im Jahre 1920 einen so regen Opfersinn bewiesen, daß es nötig erscheint, diesen verhältnismäßig kleinen Verein zu nennen und ihm besonders zu danken. Die Deutsche Kolonie in Mexiko ist nicht groß, wenn auch viele Wohlhabende ihr angehören. Im Ganzen wurden rund 41000 mexikanische Pesos gesammelt, mit denen teils Lebensmittel und Kleider gekauft, aber auch Geldspenden an Vereine und Bedürftige in Deutschland gemacht wurden. Diese Sammlung hat infolge des Hochstandes der mexikanischen Valuta ermöglicht 15000 Kindern Kleidung und Nahrungsverbesserung zukommen zu lassen.

Deutsch-brasilianische Beziehungen. Der bevollmächtigte Minister und Gesandte des Deutschen Reiches Herr Plehn, der gegen Weihnachten in Brasilien ankam, ist Gegenstand vieler Huldigungen geworden. Ganz abgesehen von den Deutschen in Brasilien, die den Vertreter des Vaterlandes selbstverständlich freudig begrüßten, haben es sich große Kreise der brasilianischen Gesellschaft nicht nehmen lassen, den Gesandten und seine Begleitung herzlichst zu empfangen. In der Rio de Janeiroer Zeitung „O Jornal" wird der Empfang des Gesandten in Petropolis geschildert. In diesem Bericht heißt es: „Der Krieg ist glücklicherweise vorbei. Es war ein schwerer Alpdruck. Er ist nicht mehr. Sorgen wir dafür, daß er vergessen werde. Nun wird es leicht sein, die Freundschaft mit dem großen Deutschen Reich wieder herzustellen, dem wir so viel zu verdanken haben. Unsere deutschen Landsleute aber sollen uns dazu helfen, das Band zu einem innigen zu knüpfen."

Literarische Annäherungsbestrebungen. In dem ersten Novemberheft der Zeitschrift „Ostland" (Hermann-













Zu dem Artikel „Die große Taschenmode" auf Seite 164 dieser Nummer:



stadt) hat der rumänische Dichter Emil Isac einen warmen Aufruf an die deutschen Dichter Großrumäniens im besonderen und an alle deutschen Dichter im allgemeinen veröffentlicht, in dem er nach einer Wertung der deutschen Literatur auffordert, die Dichter sollen sich zusammenschließen und daran arbeiten, die kulturellen Verbindungen unter den Völkern wiederherzustellen. Die Zeitschrift „Ostland" hat auf diesen Aufruf mit einer hocherfreulichen Tat geantwortet, indem sie das zweite Novemberheft als Sonderheft „Ostdeutsche Übersetzer" erscheinen ließ, und so dem deutschen Publikum ein Werkchen geschenkt hat, das wert ist, in weiten Kreisen des deutschen Volkes Verbreitung zu finden. Die führenden Bukarester Blätter haben das völkerversöhnende Werk mit längern, anerkennenden Aufsätzen gewürdigt. Hoffentlich haben solche literarische Annäherungsbestrebungen auch solche auf dem politischen Gebiet zur Folge.

Vom Deutschtum in der Dobrudscha. Vor etwa vierzig Jahren überschritten deutsche Kolonisten aus Bessarabien die Donau und begannen, angelockt durch die sehr fruchtbaren, aber völlig öden Landstrecken in der Dobrudscha, sich in einigen Gegenden des Landes anzusiedeln. Sie gaben dadurch dem nördlichen Teil des Landes eine neue Note, denn neben den armseligen Türken- und Tatarendörfern begannen jetzt saubere deutsche Ortschaften zu wachsen, die Landwirtschaft und die Viehzucht fingen an, eine intensive Pflege zu erfahren. Wirtschaftlich ging es den Deutschen recht gut, aber in ihren kulturellen Belangen fanden sie sehr wenig Unterstützung. Kaum einige größere Siedlungen hatten deutsche Geistliche und Lehrer. Infolge des Friedens ist die Dobrudscha nun endgültig zu Rumänien gekommen. Die siebenbürgisch-sächsische Landeskirche, die seit Jahrhunderten segensreich auf dem Schulgebiet arbeitet und in guter Verbindung auch mit dem **Verein für das Deutschtum im Ausland in Berlin** steht, entsandte einige tüchtige Lehrkräfte in die Dobrudscha. Im vorigen Jahr kamen auch einige Lehrer und Lehrerinnen aus Bessarabien auf diesen vorgeschobenen deutschen Posten. Vor einigen Wochen hatten nun die deutschen Lehrer in der Hafenstadt Constanza am Schwarzen Meer ihren ersten **Lehrertag**, in dem sie ihr Arbeitsprogramm festlegten und sich an den siebenten deutschen Lehrertag anschlossen. Sie erwarten aber auch von der alten Heimat tatkräftige Hilfe; sind doch die Deutschen hier erst noch ein kleines Häuflein.

Allgemeine Notizen.

Oberschlesische Volksbildungspflege. Als Vorkämpfer deutscher Kultur im Osten hat der Verband oberschlesischer Volksbüchereien e. V. in Gleiwitz in einer mehr als siebzehnjährigen Tätigkeit Ersprießliches geleistet. 1300 Volksbüchereien mit 400000 Büchern wurden begründet, die jährlich über zwei Millionen Entleihungen erzielten. Zur Wiederbelebung seiner karg gewordenen Einnahmen gibt der Verband in dem ihm angegliederten Heimatverlag Oberschlesien in Gleiwitz soeben 16 entzückende Kunstblätter 15:10 cm in feinstem Kupfertiefdruck heraus. Die vorliegenden zwei Mappen „Unser Oberschlesien", das Hohelied deutscher Arbeit, kosten je 3 Mk. und bieten Industrieaufnahmen von ganz eigenem Reiz. In technischer Vollendung ausgeführt, werden diese besten und billigsten Wiedergaben von dem werktätigen Schaffen in den Gruben und Hütten unseres Oberschlesiens den Heimattreuen, wie überhaupt jedem Kunstverständigen eine hohe Freude bereiten. Sie bedeuten angesichts der schwierigen Lage des Verbandes und um der deutschen Sache willen eine hervorragende Tat.

Falkenspende für die deutsche Ostmarkjugend. Die Adler und Falken, deutsche Jugendwanderer, knüpfen die Fäden mit der deutschen Jugend jenseits der Grenzen und bauen allerorten ihre Horste. Deutschen Lesestoff wollen sie ihren jugendlichen Brüdern und Schwestern hinaussenden, diese sollen zu Wanderungen ins Reich kommen und seine alten Kulturstätten besuchen, damit sie sich am Glanze deutschen Geistes sonnen und ihr Wille zum Deutschtum gestärkt werde. Den deutschen Bauern und den schlichten Mann in der Werkstatt sollen sie auf ihren Fahrten kennen lernen und sich so zu den Quellen unseres Volkstums finden. Die reichsdeutsche Jugend aber soll durch ihre Wanderungen ein Stück frohen, sonnigen Deutschtums zu den fernen Brüdern tragen. Besonders die Öst:rreicher und die preußischen Ostmärker bedürfen der geldlichen Unterstützung. Um das zu ermöglichen, müssen Mittel gesammelt werden. Wir rufen alle Deutschen, insbesondere auch die Jugend auf, sich an der Falkenspende zu beteiligen. Je reichlicher die Mittel fließen, desto mehr kann geleistet werden. Zahlungen werden erbeten an Friedrich Krause, Freiburg (Breisgau), Runzstr. 46, Postscheckkonto Karlsruhe 31918 mit der Bemerkung „Falkenspende". Auskunft durch die Bundeskanzlei der Adler und Falken, Post Kirchzarten (Schwarzwald).


DÜRKOPP
DÜRKOPPWERKE A.-G. BIELEFELD


2 gute Freunde
LITHO
derWecker,
der Sie rechtzeitig Ihr Tagewerk beginnen läßt, und die
LITHO
ZAHNPASTE
die mit ihrer milden, erfrischenden Wirkung Ihnen wohlige Frische und Spannkraft für des Tages Arbeit verschafft
PHÖNIX - A. G. FÜR ZAHNBEDARF · BERLIN S.W.68

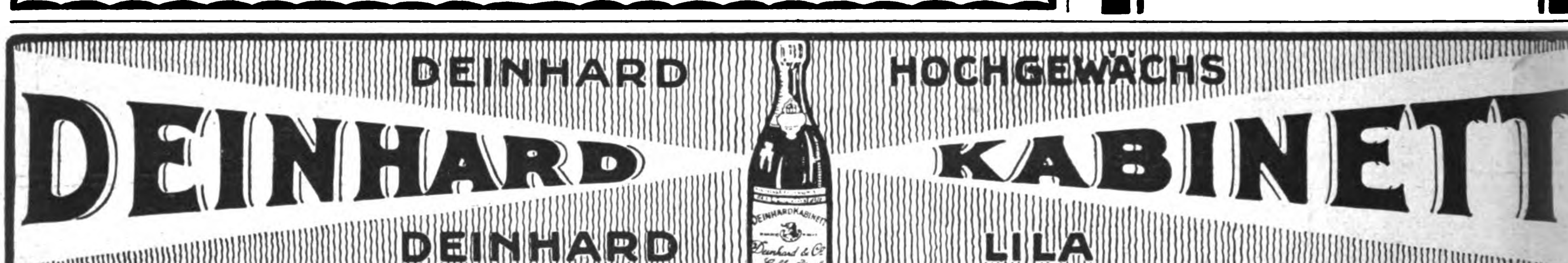

Lilienmilch-Seife
Friedensqualität
Dutzend M.36.—
E. WALTHER
HALLE a.S.
Mühlweg 20

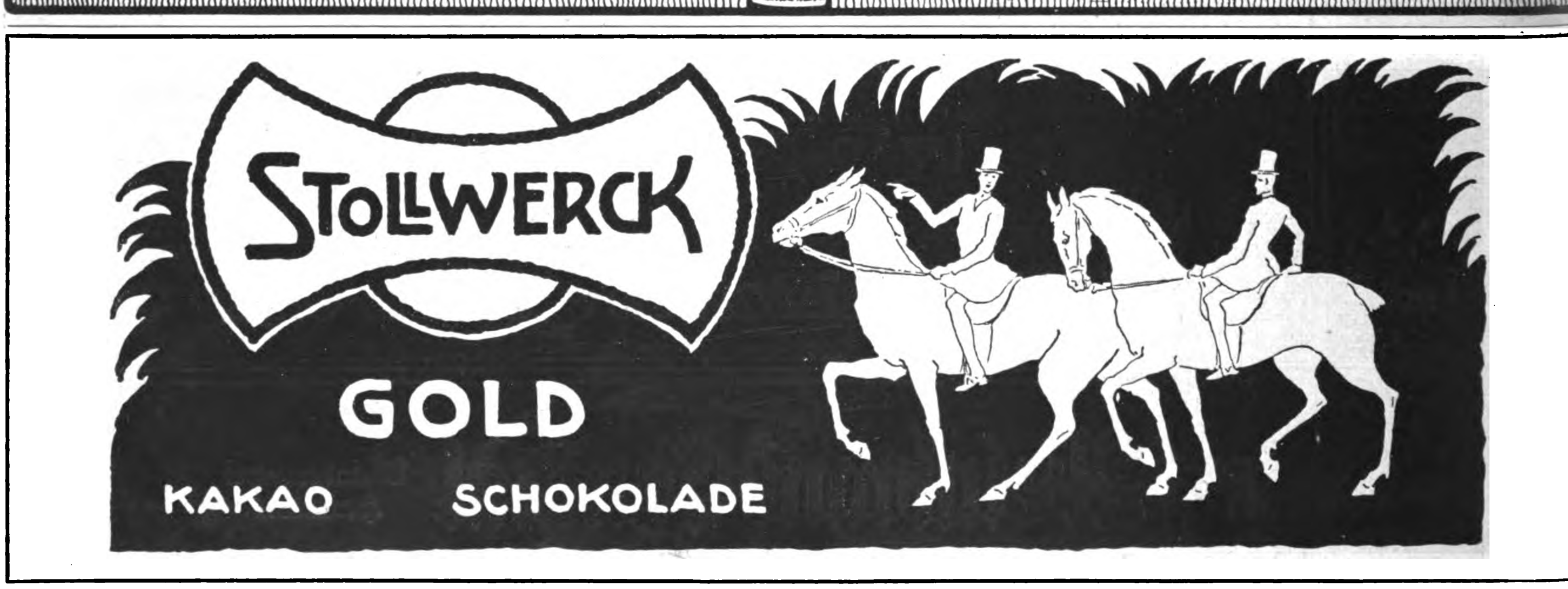

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Überall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H.
Berlin W 57, I. Deutschen Zahnärztehaus

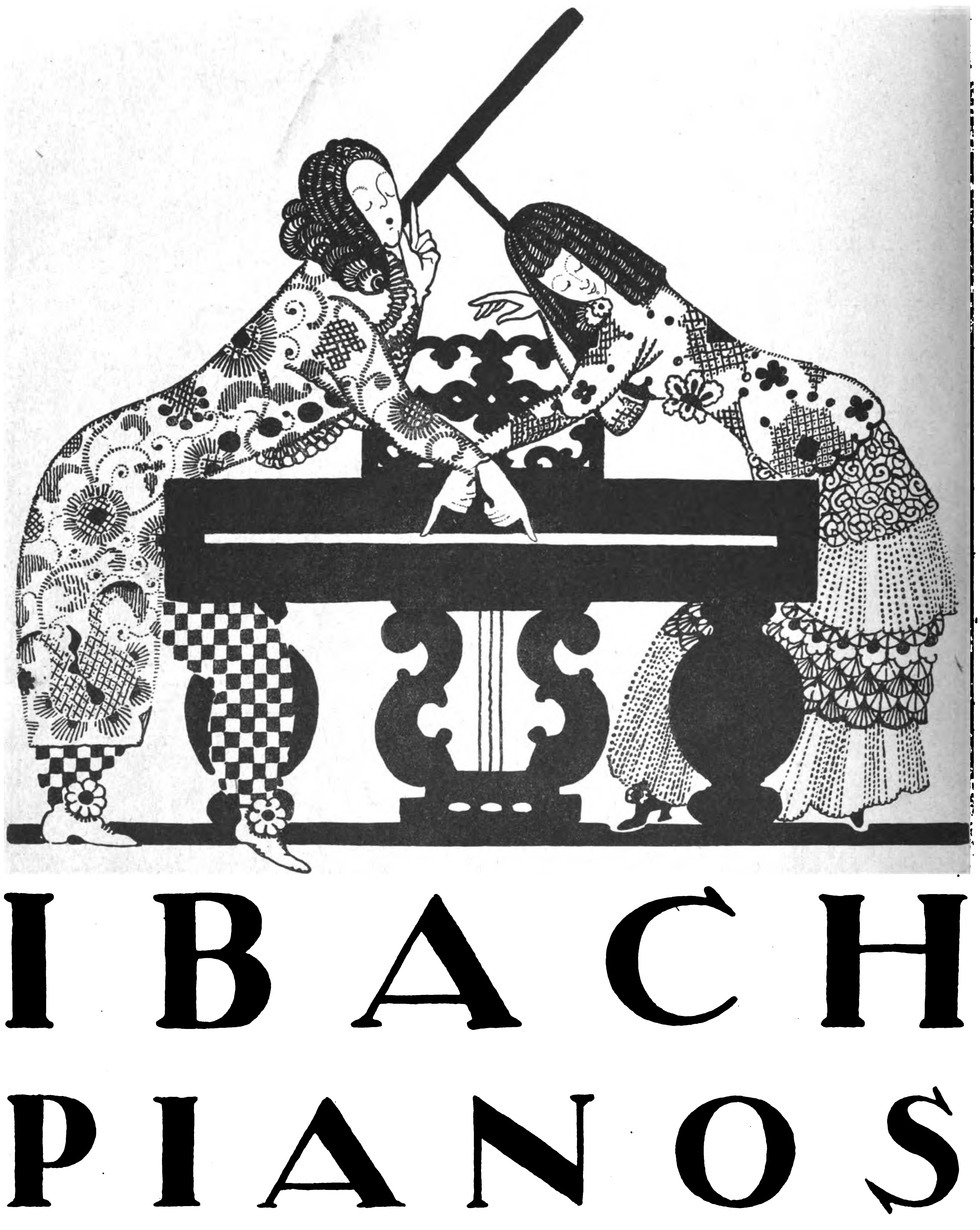

Die Entfettungskur
mit „Efucsa“ wird seit ca. 12 Jahren von zahlreich.
Ärzten mit sicherem Erfolge verordnet. Keine Diät
tiert vollkommen unschädlich! Aus den letzten
Bitte um nochmalige rechtbaldige
zwei Schachteln Efucsa. Ich habe beim Gebrauch derselb. ca. 12 Pfd. abgen. Dr. med. J., prakt. Arzt.
V. Nachahm. w. gewarnt. Efucsa, Orig.-Sch.a100 St.15.-M.(eine Kur) 500 St.72.50 M. In all. Apotheken.
Hauptversand: Dr. Albert Bernard Nachfolg., Einhorn-Apotheke, Berlin C. 19., Kurstraße Nr. 34—35.


Edel
BALLYACHT
Zigaretten-Fabrik
Edel
Dresden-N.6


Feucht aufgesetzt!
Brolon-Kapsel
Ein Schmuck jeder Flasche!
Vornehmste Aufmachung
Für Parfüms / Spezialitäten / Nahrungs-, Genuß- und technische Mittel.
Erhöht den Verkaufswert jeder Packung.
Geringster Arbeitsaufwand. Schmiegt sich ohne Faden und Draht von selbst luft- und keimdicht an Flasche u. Stöpsel an. Hält den Stöpsel sauber und verhindert sein Lockerwerden
Brolonkapseln werden durchsichtig und undurchsichtig in vielen Farben für Flaschen und andere Gefäße von 6 bis 30 mm äußerem Randdurchmesser geliefert.
Muster (äußeren Randdurchmesser angeben!), Gebrauchsanweisung, Preisliste
Chemische Fabrik von Heyden A.-G.
Radebeul - Dresden.
Nach dem Trocknen!

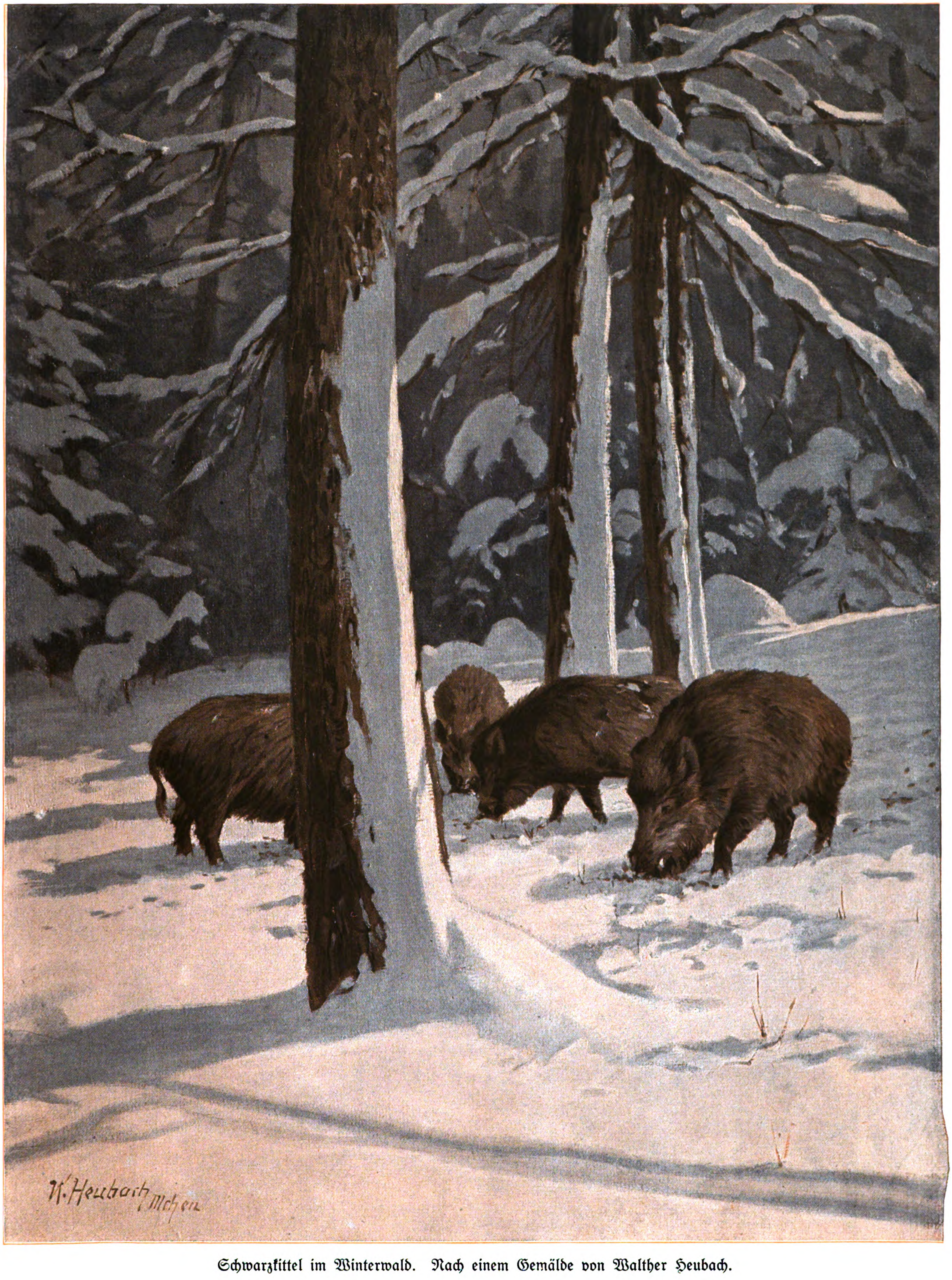

DEINHARD
HOCHGEWÄCHS
DEINHARD
KABINETT
DEINHARD
LILA


STOLLWERCK
GOLD
KAKAO SCHOKOLADE



Preisgekrönter Entwurf von Karl Pullich, Stuttgart.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Schwarzkittel im Winterwald. Nach einem Gemälde von Walther Heubach.



Hugo Stinnes mit Generalfeldmarschall v. Hindenburg, der die Taufe des Schiffes vollzog; auf dem Bahnhof in Bremen.

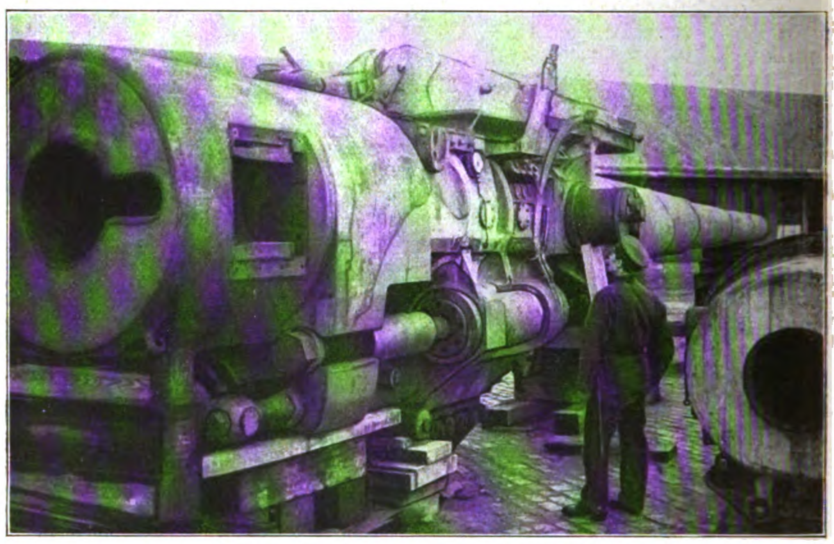


Der Dampfer nach dem Stapellauf auf der Weser.

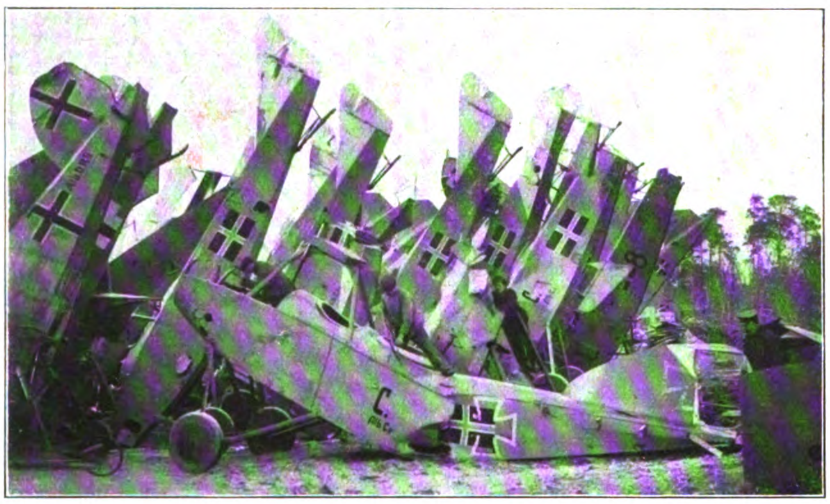
Der Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte: Stapellauf des für Hugo Stinnes erbauten 12000-Tonnen-Frachtdampfers „Hindenburg“ auf der Vulkanwerft in Vegesack bei Bremen am 8. Februar.



Die Zerstörung der Kölner Befestigungen: Ein Fort nach der Sprengung. (Phot. W. Matthaeus, Köln.)



Die Vernichtung der deutschen Seemacht: Ein 38-cm-Küstengeschütz vor dem Zersägen in Wilhelmshaven.

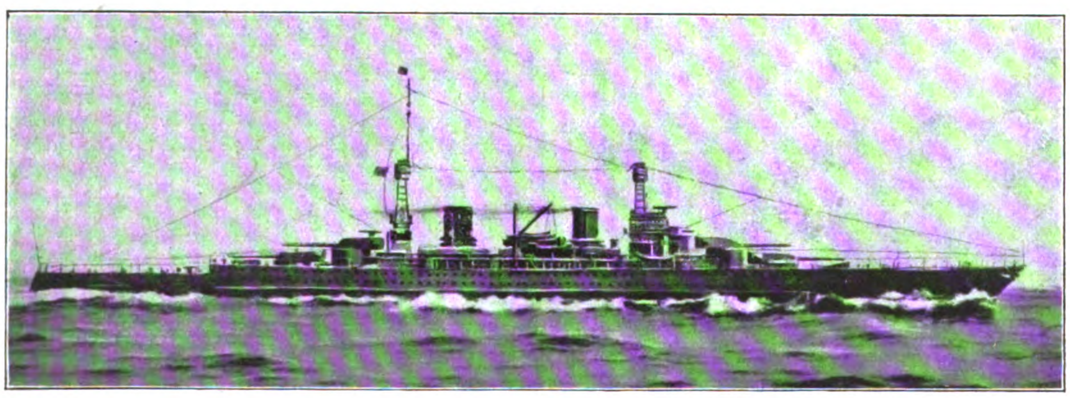


Das Ende der deutschen Luftflotte: Die Zerstörung angelieferter Flugzeuge auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin.

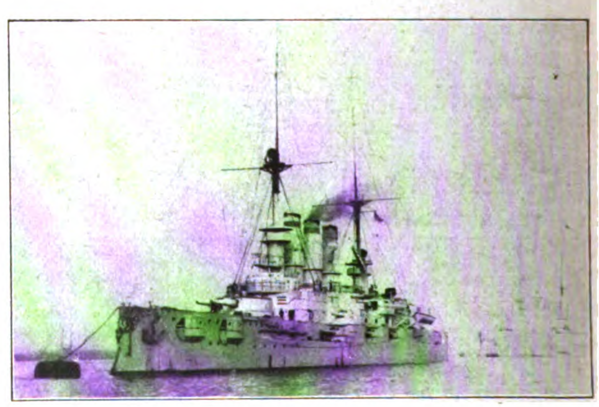


Verbrennung von 32000 Militärpässen in einem Kasernenhofe in Gegenwart von Ententeoffizieren in Zivil.

Wie Deutschland durch die Entente wehrlos gemacht wird.



Amerikanische Flottenrüstungen: Der Schlachtkreuzer „Lexington“, einer der sechs neuen, jetzt auf Stapel gelegten Schlachtkreuzer (Wasserverdrängung 43500 Tonnen, Schnelligkeit 33,25 Knoten). Die Schiffe haben 8 Stück 16zöllige Geschütze, 4 Panzertürme und Ölfeuerung.



Ein Überbleibsel der deutschen Kriegsmarine: Das 1905 erbaute Linienschiff „Hannover“ (13500 Tonnen), am 10. Februar in Wilhelmshaven in Dienst gestellt. Diese Schiffsklasse ist im modernen Seekrieg ohne Kampfwert.



Das Eisenbahnunglück auf dem Hauptbahnhof in Leipzig am 11. Februar, bei dem eine Person getötet und zwölf schwer verletzt wurden. Nach einer Zeichnung des als Augenzeuge anwesenden Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hanns Langenberg.



Gegen die wirtschaftliche Versklavung des deutschen Volkes: Die Massen-Protestkundgebung der Bevölkerung Leipzigs gegen die Beschlüsse der Pariser Konferenz (226 Milliarden Entschädigung!) auf dem Augustusplatz am Sonntag, dem 13. Februar. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Rudolf Lipus.

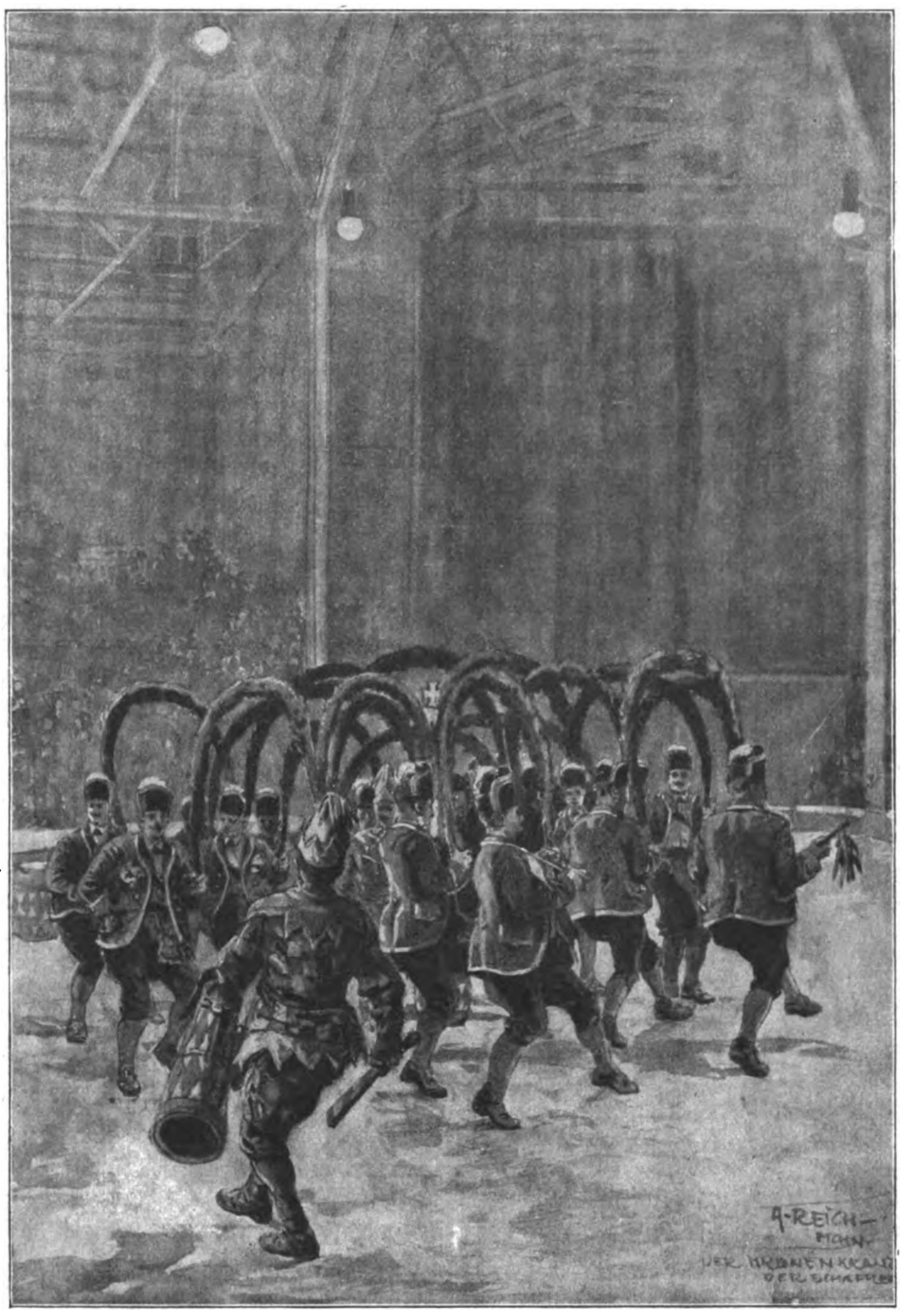
Inauguration Day. / Von C. A. Bratter.

Am 4. März wird Warren Gamaliel Harding, den das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika Anfang November mit großer Mehrheit zum Präsidenten gewählt hat, in Washington feierlich in sein Amt eingeführt werden. Diese Inaugurationsfeier, ein überaus farbenreiches, bewegtes, glänzendes Schauspiel, das ein Teil des amerikanischen Volkes dem anderen bietet, spielt sich in mehreren Abteilungen ab. Die eigentliche Zeremonie der Amtsübergabe vollzieht sich, wenn das Wetter es erlaubt, auf der monumentalen Freitreppe des Kongreßpalastes, des „Kapitols", bei ungünstigem Wetter im Saale des Senats. Der Vorsitzende des Ober-Bundesgerichts, der höchsten richterlichen Körperschaft des Landes, nimmt dem neuen Präsidenten den Eid ab; der Präsident wiederholt die Eidesformel und küßt die ihm entgegengehaltene Bibel. Dann nimmt er die Glückwünsche seiner Umgebung, zunächst des scheidenden Präsidenten und des diplomatischen Korps, entgegen; hierauf hält er seine Antrittsrede — die erste politische Handlung in seinem neuen Amte; sodann kehrt er zu dem Weißen Hause zurück, seiner Amtswohnung, die er eine oder zwei Stunden zuvor in Begleitung des scheidenden Präsidenten verlassen hatte, und nimmt von dort aus die große Inaugurationsparade ab. Abends finden in dem Weißen Hause und anderen Amtsgebäuden glanzvolle Festlichkeiten statt, deren Krönung der große Inaugurationsball ist, ein gesellschaftliches Ereignis allerersten Ranges, zu dem die Washingtoner Elite und die von außerhalb eingeladenen Persönlichkeiten schon monatelang vorher ihre Vorbereitungen treffen. Einige dieser Bälle haben dem Staatsschatz bis zu 300 000 Dollar gekostet. Draußen sind die Straßen festlich beleuchtet; zu dem reichen Fahnen-, Blumen- und Kranzschmuck, den sie schon tagsüber getragen haben, gesellt sich jetzt eine ununterbrochen sich hinziehende Kette elektrischer Girlanden, die am hellsten in der Hauptstraße Washingtons, der Pennsylvania Avenue, erstrahlt. Unzählige Scheinwerfer umspielen den Dom des Kapitols, das bescheidene Dach des Weißen Hauses und den schlanken Obelisken, der zum Gedächtnisse George Washingtons aufgerichtet ist; während der eigentlichen Zeremonie waren es Flugzeuge, die diese Gebäude in weiten Bogen und Schleifen umkreist hatten. Ein Feuerwerk folgt dem andern; auf den Straßen, in den Bars, Restaurants und Vergnügungslokalen drängt und schiebt sich eine mit festlicher Begeisterung vollgeladene, stets explosionsbereite Menge bis in die späten Nachtstunden. Die letzten Eisenbahnzüge werden von den außerhalb Wohnenden gestürmt; die übrige Menge strebt ihren Wohnungen oder Hotels zu; die Lichtgirlanden werden spärlicher und seltener, bis schließlich nur die gewöhnlichen Straßenlampen ihr allnächtliches Licht spenden; ein Polizist geleitet einen Betrunkenen zum Revier, ein Nigger johlt in die Nacht hinein; dann wird es wieder still in der Bundeshauptstadt, über der das ganze Jahr hindurch die steife, etwas langweilige Ruhe der stillen, selbstsicheren Größe und Würde lagert.

Den Inaugurationsball und die übrigen prunkvollen und kostspieligen offiziellen Festlichkeiten hat sich Herr Harding in aller Form verbeten. Durch die ganze Union zieht sich eine politische Bewegung, die sich gegen die verschwenderische Führung der Regierungsgeschäfte durch die Beamten Wilsons auflehnt und gebieterisch strenge Sparsamkeit in allen Verwaltungszweigen fordert. Harding selbst ist sparsam, etwas kleinstädtisch und spießbürgerlich veranlagt, ebenso sind es seine Frau und seine unverehelichte Schwester, die „Spinster" Abigail Harding, die sich als Mittelpunkte rauschender Festlichkeiten nicht sonderlich behaglich fühlen dürften. Und auf dem Inaugurationsballe, auf dem die reichsten Damen des reichen Landes eine unerhörte Toilettenpracht entfalten, bilden stets die Damen des neuen Präsidenten die große Attraktion, den „clou"; da wird die Frau des obersten Exekutivbeamten, wenn auch ohne Förmlichkeit und Zeremonie, zur „first lady of the land", zur ersten Dame des Landes ausgerufen, ein Rang, um den die älteste Aristokratie Amerikas sie beneidet.

Dieser Rang bedeutet aber nicht nur eine gesellschaftliche Erhöhung, sondern er verleiht der Trägerin, sofern sie ehrgeizig und geschickt ist, nicht selten auch erheblichen politischen Einfluß. Wilsons zweite Frau hat — nicht erst seit seiner Erkrankung — ein drastisches Beispiel dafür geliefert. Hat die Gattin eines Präsidenten nicht den Ehrgeiz oder das Geschick, eine überragende gesellschaftliche Rolle zu spielen, so hat es zuweilen seine Tochter, wie z. B. Miß Alice Roosevelt, die im Weißen Hause und in der ganzen Washingtoner Gesellschaft auf geradezu tyrannische Art den Ton angab. Nun ist Frau Harding eine tüchtige, brave Hausfrau ohne gesellschaftliche Talente und Miß Abigail Harding eine bescheidene Schullehrerin. Für die „erste Dame des Landes" bringt keine von beiden hervorragende Anlagen mit.

Die Inaugurationsfeier wird sich also diesmal wohl auf die Formalität der Amtseinführung und die große Parade beschränken und somit vermutlich viel von ihrem üblichen Glanz einbüßen. Sonst war die Bundeshauptstadt schon mehrere Tage vor der Feier überfüllt; schon in den letzten Februartagen begann der Zustrom einer nach Zehntausenden zählenden Menge, einer Unzahl politischer Klubs, Abordnungen, militärischer Vereinigungen aus allen Teilen des Landes, die mit wehenden Bannern ihren Einzug in die Bundeshauptstadt hielten — nicht zu vergessen die zahllosen Ämterjäger, die sich beizeiten bei dem neuen Staatsoberhaupt anmelden und ihre Wünsche vorbringen wollen, die Qual und das Grauen eines jeden Präsidenten. Alle diese Scharen wohnen dem großartigen Schauspiel der Inaugurations-Parade bei, die an dem Weißen Hause vor dem Präsidenten vorbeidefiliert: Soldaten mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, Matrosen und Miliz. In diesem Jahre dürfte, als Nachwirkung des Krieges, dieser militärische Teil der Feier schärfer als zuvor betont werden. Besondere Aufmerksamkeit pflegen die Abordnungen der Indianer und der Cowboys in ihren malerischen Aufzügen zu erregen; sehr bemerkbar machen sich seit einiger Zeit auch die — Suffragetten. Bei der Inauguration Wilsons vor acht Jahren machten sie — im Februar — einen zehntägigen Fußmarsch von Neuyork nach Washington, wo sie schmutzbedeckt mit geschwollenen Füßen und stark beschädigter Garderobe ankamen und am Inaugurationstage einen großen Demonstrationszug durch die Stadt veranstalteten. Die Suffragetten haben jedoch inzwischen ihr Hauptziel erreicht: das Frauenstimmrecht ist 1920 in der ganzen Union Gesetz geworden. Sie werden sich also zum kommenden 4. März die Mühen eines Dauermarsches mitten im Winter ersparen können.



Vom diesjährigen Schäfflertanz in München: Der Kronenkranz der Schäffler. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Albert Reich.

Zum 400jährigen Jubiläum des Münchener Schäfflertanzes.

Von Dr. A. Dreyer.

Als man das Jahr 1517 schrieb, hauste in München der grimme Würgengel der schwarzen Pest, der täglich viele Opfer dahinraffte. Die Straßen verödeten, da sich aus Furcht vor der schrecklichen Seuche fast niemand mehr aus dem Hause getraute, und Handel und Gewerbe lagen schlimm danieder.

Da faßte die Münchener Schäfflerzunft den löblichen Beschluß, durch einen fröhlichen Umzug mit Tanz den gesunkenen Mut ihrer Mitbürger zu heben und die gramumdüsterten Gemüter wieder aufzuheitern. Schwegelpfeifer schritten voran, dann folgten etwa 16 bis 20 Schäfflergesellen in kleidsamer Tracht, mit großen, laubumwundenen, bändergeschmückten Reifen in der Hand. Von Zeit zu Zeit hielt der Zug, dann führten die Schäffler, zur Freude der herbeiströmenden Zuschauer, einen kunstvollen Reigen auf.

Der Zweck dieser Veranstaltung wurde vollständig erreicht, Ruhe und Zuversicht kehrten in die verängstigte Stadt zurück. Der Überlieferung nach soll der Schäfflertanz seither alle sieben Jahre wiederholt worden sein. Das 400jährige Jubiläum dieses alten Brauches, dem nur während der Fastnachtszeit gehuldigt werden durfte, wäre schon in das Jahr 1917 gefallen. Da aber damals und auch in den darauffolgenden Jahren jede öffentliche Lustbarkeit unterblieb, konnte es erst heuer nachgeholt werden.

Der Zunfttanz der Schäffler war keineswegs bloß auf München beschränkt; nur hat er sich hier bis in die Gegenwart erhalten, während er an anderen Orten, wo er auch heimisch war, längst verschwunden ist. Noch im 18. und teilweise sogar im 19. Jahrhundert sind Reifentänze der Böttcher oder Schäffler, ähnlich dem Münchener Reigen, in verschiedenen deutschen Städten üblich, so in Augsburg, Eßlingen, Nürnberg, Frankfurt, Erfurt, Zittau, Breslau und Danzig und in der salzburgischen Salinenstadt Hallein.

Über den Ursprung dieses gemütlichen Reigens gehen die Meinungen noch heute weit auseinander. Man suchte ihn mit den Tänzen der salischen Priester sowie mit den frühesten deutschen, von Tacitus schon erwähnten Schwertertänzen in Verbindung zu bringen. Jedenfalls ist der Schäfflertanz (nach August Hartmann) „ein Bild aus dem poetischen Volksleben längst vergangener Tage, aus den Überlieferungen der ehrwürdigen Vorzeit".

Heute ist dieser Tanz, obgleich er nur alle sieben Jahre erscheint, mit den eigenartigen Äußerungen des Münchener Volkslebens ebenso eng verknüpft wie das alle Jahrzehnte wiederkehrende Passionsspiel mit dem bayerischen Gebirgsdorf Oberammergau.

An die Fastnacht gebunden, tauchte er gleich nach Dreikönig auf und verschwand noch vor dem Aschermittwoch, bis ihm nach sieben Jahren wieder eine fröhliche Urständ erblühte. Im Gegensatz zu ähnlichen Veranstaltungen in anderen Städten, die sich selten oder nie auf die Straße wagten, liebte er die breite Öffentlichkeit. Jung und alt sprang aus den Häusern oder guckte zu den Fenstern heraus, wenn der Ruf erscholl: „Die Schäffler kommen!"

Der Zug der Schäffler bewegte sich früher zur Residenz, um dem Landesherrn die erste Huldigung darzubringen. Dann ging es zu den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie und zu den angesehensten Beamten und Bürgern.

Allgemeinen Beifall der Zuschauer weckt stets der Tanz der „labyrinthisch verschlungenen Achter", noch mehr aber die Kunst des Reifenschwingers, der mit großer Fertigkeit zwei bis drei volle Weingläser, die auf dem Rand seines Reifens stehen, über seinem Kopf schwingt, ohne daß ein Tropfen von dem Weine verschüttet wird.

Heuer war der Schäfflertanz — zum ersten Male seit seinem Bestehen — in das Innere der Häuser gebannt. Der zahm gewordene Münchener Karneval versank schon vor dem Fastnachtsdienstag, der Schäfflertanz nahm an jenem Tage im Zirkus Krone Abschied von den Münchenern auf sieben Jahre. Hoffentlich kann er bei seinem Wiedererscheinen das alte, lebensfrohe München begrüßen.



Potiphars Weib (Tilla Durieux) hängt dem vor ihr knienden Hirtenknaben Joseph (Heinrich Kröller) ihre Perlenkette um.

Die „Josephs-Legende".

Die deutsche Uraufführung der bereits am 14. Mai 1914 in der Pariser Großen Oper durch das russische Ballett Diaghilews aus der Taufe gehobenen Tanzpantomime „Josephs-Legende" in der Berliner Staatsoper am Abend des 4. Februar war ein Erlebnis. Am Pult saß Richard Strauß und schwang den Taktstock, ruhig, beherrscht, vornehm in Haltung und Bewegung. Die Musik eine Überraschung. Keine ausgetüftelten technischen Raffinements, sondern ein weicher, melodischer, sich ins Ohr einschmeichelnder Fluß von Tönen, ein Schwelgen in Wohllaut und Klangschönheit, nur hier und da unterbrochen von aufflackernden charakteristischen Rhythmen. Die einzelnen Motive der Partitur ohne blendende Eigenprägung, aber von bestrickendem Schmelz. Der Tanz der Verschleierten und der Unverschleierten und der Auftritt der Vorkämpfer im ersten Teil musikalisch glänzend untermalt, der rasende Hexentanz und das Toben der Henkersknechte im zweiten Teil prachtvoll gesteigert. Und dann das Packendste, der strahlende Hymnus der Schlußapotheose, ein überwältigender Aufschwung in erhabene Sphären. Das Orchester, das bisher nur die Bühnenvorgänge illustrierenden Musik die schimmerndsten Farben lieh, entfaltete einen Klangzauber, der die Hörer unwiderstehlich in den Bann schlug.



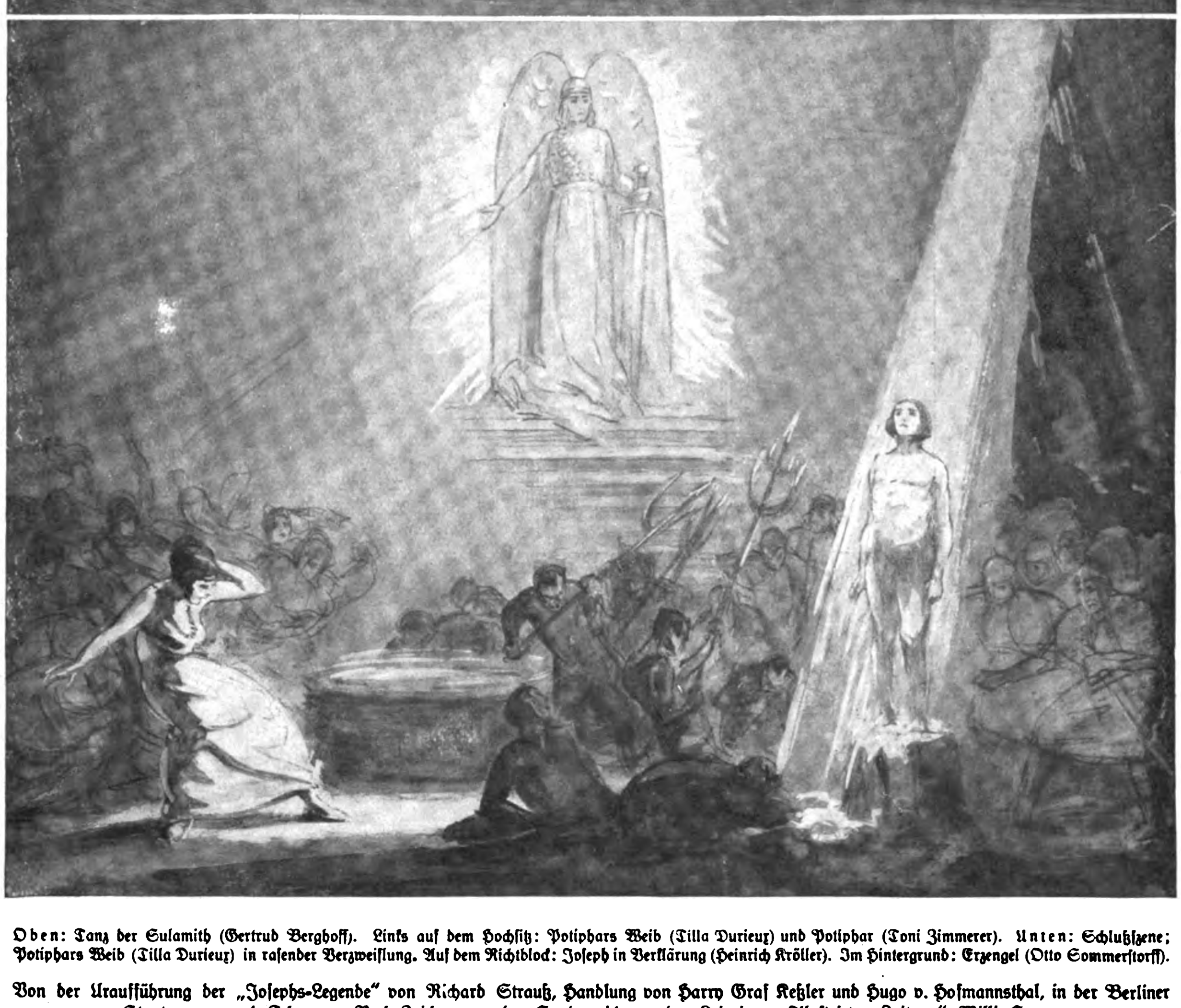
Richard Strauß beim Dirigieren der „Josephs-Legende".

Und doch, der stärkste Eindruck des Abends ging nicht von der Musik aus. Das eigentliche Erlebnis war Tilla Durieux als Potiphars Weib. Eine ganz große Künstlerin spielte alle Register mimischen Ausdrucks mit höchster Vollendung, in bewundernswerter Anschmiegsamkeit an die Musik. Zuerst das eiskalte, hochmütige, gelangweilte Weib, den durchgeistigten Mongolenkopf unbeweglich zur Seite haltend, wie ein Truthahn, der sein Rad geschlagen hat, in rotweißem Kostüm neben dem ebenfalls versteinerten Gemahl auf dem Hochsitz thronend. Dann aber, als Joseph tanzt, erwacht ihr Interesse, in das starre Gesicht strömt Leben, die Augen glühen auf, der Körper beugt sich vor, das Verlangen nach dem reinen Hirtenknaben malt sich in ihren Zügen. Und wie sie dann, als er vor sie hingeführt wird, die Linien seines Körpers, ohne ihn zu berühren, mit der ausgespreizten Hand umkoste, das war eine unerhört eindringliche Gebärde. Doch sie überbot ihre Leistung noch im zweiten Teil. Wie eine Katze schlich sie zu dem schlafenden Joseph, weckte ihn, kauerte vor ihm nieder, schnellte auf, streichelte ihn, küßte ihn und ließ dann vor dem Emporgesprungenen den ganzen Höllenspuk ihrer Verführungskünste los, eine lusttolle Evaschlange, die nach dem Opfer giert, in einem Tanze von aufpeitschender Wildheit das Äußerste wagend. Und als der herbe Jüngling abwehrend den Arm ausstreckt und unerbittlich gegen die Buhlerin bleibt, da lodern Haß und Rachsucht in ihr auf, und sie stürzt auf den Trotzigen zu, ihn zu erwürgen. Und in der Schlußszene durchläuft ihr Spiel dann noch einmal die ganze Stufenleiter der Leidenschaft. Packend ihre Geste beim Zerreißen von Josephs blauem Mantel, dämonisch ihr Verzweiflungstanz, von genialer Ausdruckskraft ihre Gebärdensprache bis zu dem Augenblick, wo sie sich mit ihrer Perlenschnur erdrosselt.

Neben dieser fabelhaften Leistung im stummen Spiel verblaßten die Darbietungen der übrigen Hauptmitwirkenden. Immerhin war auch der Joseph des Heinrich Kröller von einprägsamer Wirkung. Wenn ihm auch die beschwingte Schmetterlingsgrazie eines Nijinski fehlt, sein großer Tanz hatte edle Linien. Die Schlußapotheose, da er wie eine Alabasterfigur in vollem Licht auf dem Richtblock stand und sein Gesicht einen immer ekstatischeren Ausdruck annahm, gestaltete er auch rein mimisch zu einem Höhepunkt der Aufführung. Die szenische Einrichtung dieses getanzten Dramas, die in seinen Händen lag, war eine Glanzleistung für sich. Das farbenschillernde Bild des ersten Teils und das grandios unheimliche Nachtstück des zweiten bleiben unvergeßliche Eindrücke. In den Dekorationen und Kostümen schwelgte die koloristische Phantasie Emil Pirchans aus.

Dr. Arthur Ploch.





Oben: Tanz der Sulamith (Gertrud Berghoff). Links auf dem Hochsitz: Potiphars Weib (Tilla Durieux) und Potiphar (Toni Zimmerer). Unten: Schlußszene; Potiphars Weib (Tilla Durieux) in rasender Verzweiflung. Auf dem Richtblock: Joseph in Verklärung (Heinrich Kröller). Im Hintergrund: Erzengel (Otto Sommerstorff).

Von der Uraufführung der „Josephs-Legende" von Richard Strauß, Handlung von Harry Graf Keßler und Hugo v. Hofmannsthal, in der Berliner Staatsoper am 4. Februar. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Willi Sauer.



Oskar Kokoschkas „Orpheus und Eurydike" im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M.: Orpheus (Heinr. George), Eurydike (Gerda Müller). (Phot. Heß, Frankf. a. M.)



Von der Uraufführung von Rolf Lauckners „Wahnschaffe" im Alten Theater zu Leipzig (Inszenierung: Schauspieldirektor Dr. Kronacher): Wahnschaffe (H. Zeise-Gött) auf dem Krankenlager. Hinter ihm seine Schwester Elsbeth (Martha Arens) als Pflegerin. (Phot. Selma Genthe, Leipzig.)



Kammersänger Francesco d'Andrade,
berühmter Tenorist von portugiesischer Herkunft, in seiner Glanzrolle als Don Juan, † am 8. Februar in Berlin, 62 Jahre alt. (Phot. E. Bieber, Hamburg.)



Von dem am Sonntag, dem 6. Februar, in Dresden veranstalteten Werbeumzug für Oberschlesien, an dem sich etwa 8000 Menschen beteiligten: Der Wagen der Bäckerinnung im Zuge.



Die Gedenkfeier am 10. Sterbetage von Dr. Theodor Christomannos, dem Apostel des Tiroler Verkehrs- und Fremdenwesens, auf dem städtischen Friedhofe in Meran am 30. Januar. (Phot. Senn, Meran.)



Von der Neuyorker Untergrundbahn: Ausrufen der Station und automatisches Türenöffnen und -schließen.



Der 14 jährige spanische Thronfolger Infant Alfonso (×) als Soldat an der Spitze seines Regiments.



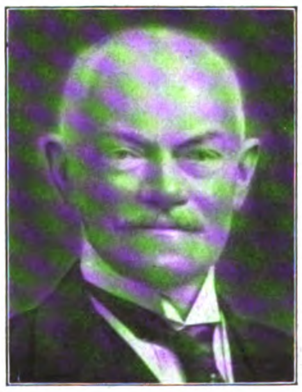
Ankunft des ersten Transportes amerikanischer Milchkühe in Bremen, die in kleine Transportkähne übergeladen werden.



Karl Söhle,
feinsinniger Schriftsteller, bekannt durch seine „Musikantengeschichten" (siehe die Würdigung auf Seite 166), begeht am 1. März seinen 60. Geburtstag. (Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)



Dr.-Ing. Alfred Calmon,
Generaldirektor der Asbest- und Gummiwerke Alfred Calmon A.-G. in Hamburg, von der Technischen Hochschule in Breslau zum Dr.-Ing. ehrenhalber ernannt. (Phot. Dührkoop, Hamburg.)



Kommerzienrat Franke-Augustin,
Vorsitzender der Ortsgruppe Leipzig des Verbandes Sächsischer Industrieller, Förderer der Jugendfürsorge (Deutscher Kinderschutz), begeht am 22. Febr. seinen 60. Geburtstag. (Hofphot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Professor Matthäi,
der an Stelle des nach Stettin berufenen Generalsuperintendenten Reinhard zum Ersten Präsidenten des Parlaments des Freistaats Danzig gewählt worden ist.



Dr. Carl Hauptmann,
eine der ringenden Dichterpersönlichkeiten von tragischem Grundzug (siehe den Nachruf auf Seite 166), † am 4. Februar in Schreiberhau im 63. Lebensjahre. (Phot. Resi Lebrecht, Breslau.)

Weisheit des Leibes. / Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Bei Durchquerung eines mächtigen Berges mag es ein ergreifender Augenblick sein, wenn in der beklemmenden Luft des Tunnels die in der Mitte angekommenen Arbeiter ihr Ohr an die Erdwand legen und leise die Arbeit jener zum ersten Male hören, die das Werk von der anderen Seite her gefördert haben und ihnen noch unsichtbar, aber schon nahe sind.

Ähnlich ergreifend mag es auf den Forscher wirken, der sich fleißig und opfervoll in tiefen Berg gegraben, wenn er den Klang der Picke von der anderen Seite vernimmt, wo andere — desselben Sinnes wie er — das Werk förderten.

So begrüßt der mutige Forscher Dr. Freiherr v. Schrenck-Notzing in der Nacht des Tunnels, an dem er lange unentwegt gearbeitet, in jenem mächtigen Berg der sogenannten okkulten Wissenschaften, freudig die Arbeit, die ihm von Gelehrten anderer Länder entgegenkommt, und beschreibt in einem neuen Werk die seinen eigenen Experimenten begegnenden Versuche aus Polen, England, Frankreich und Italien.

Der Berg, den so lange Aberglauben und Geheimnis umwoben, soll erschlossen werden. Die Arbeiter sind schon einander nahe. Sie haben unentwegt geschafft trotz Spott, der ihnen zuwiderlief; die Ergebnisse der Versuche, die an weit auseinanderliegenden Orten und mit verschiedenen Personen gemacht wurden, sind einander ähnlich, erklären, ergänzen einander. Es ist dem einen und dem andern Forscher gelungen, der Natur gleichsam in unbelauschtem Augenblick zu nahen, und ihre Feststellungen werden wahrscheinlich neue Begriffe bilden, da es sich im Grunde um den okkulten, bisher kaum geahnten oder streng geleugneten Schneidepunkt handelt zwischen Kraft und Stoff, zwischen Wille und Vorstellung — um Aggregatzustände der Vorstellung die lebend schafft und schaffend lebt.

Wunder sind es, nicht wunderbarer als alle Wunder, die wir kennen und fortwährend üben, aber deshalb dem Laien unheimlich und unangenehm, weil manch vorgefaßte Meinung nicht standhält.

In Deutschland haben diese Studien bis jetzt am meisten Anfeindung erfahren; man möchte sagen, traditionelle Antipathie herrscht dagegen. Im 16. Jahrhundert wurden in Italien mit unbefangenem Interesse mediumistische Experimente gemacht, indes die unglücklichen Medien in Deutschland als Hexen verschrien und vertilgt wurden. Der ausgesprochene Widerwille, der bis heute den Beobachtungen medialer Phänomene entgegengebracht wird, ist vielleicht atavistisch auf den Hexenglauben zurückzuführen. In anderen Ländern trat man viel unbefangener an das Problem heran, Gelehrte von Ruf sind unbehelligt tätig gewesen, ein Morselli in Italien, das Ehepaar Curie in Frankreich sowie verschiedene englische Forscher. Es ist aber interessant, aus Schrencks Werk zu ersehen, wie die Deutungen, die Schwindel von bekannten Medien bewiesen zu haben glaubten, viel unwahrscheinlichere Dinge annehmen, als es die seltsamen Phänomene sind, Dinge, die gegen physikalische Gesetze verstoßen. Man setzte zum Beispiel voraus, daß manche Medien Fernwirkungen mittels eines Haares oder Schnürchens erzielten oder einfach mit Hand oder Fuß. Beobachter spürten Berührungen von Hand oder Fuß und waren des Schwindels sicher.

Allein wie könnte ein Haar Gegenstände heben, wie könnte es Klavier spielen und Mandoline zupfen, wie könnten Schnürchen oder Faden von oben her eine Wage herabdrücken? Solche Wirkungen sind immer erzielt fern vom Körper des Mediums. Wie könnte dasselbe mit Fuß oder Hand einen schweren Tisch schwebend erhalten? Und ähnliche erstaunliche Dinge mehr.

Schrenck erklärt sie durch eine allerdings seltene und seltsame Ausstrahlung jener anders als normal



Emporheben eines unberührten Magneten mit Hilfe der angenäherten Hände.
(Aufnahme von Professor Ochorowicz.)

veranlagten Versuchspersonen, eine Ausstrahlung, die sich je nach Wunsch und Willen der Untersuchenden verdichtet, wie künstlich verlängert und gelegentlich wie mit Gliedmaßen agiert, die mit außerordentlicher Kraft begabt sind. Es handelt sich nicht um betrügerisch durch Haar, Hand oder Fuß gemachte Bewegung, sondern um Fäden, die dem Körper des Mediums entsponnen sind wie jene der Spinne, aber nicht ein bleibendes Netz weben, sondern oft mit Blitzesschnelle wieder verschwinden. Diese Ausstrahlungen formen sich je nach dem Wunsch des Mediums zu Gliedmaßen rudimentärer Natur. Solche mediale Gliedmaßen führen die sogenannte „Telekinesie“ (Fernbewegung) aus und folgen dabei den bekannten physischen Gesetzen. Der Körper des Mediums nimmt an Gewicht zu, entsprechend dem durch Fernwirkung gehobenen Gegenstand. Die ausstrahlende abnorme Willenskraft bringt momentan Fangarme hervor, den Pseudopodien — Fangarmen ursprünglicher Lebewesen — ähnlich. Der Stoff, mit dem sie gebildet sind, scheint dem ursprünglichen Lebensplasma gleichartig.

Bei manchen Medien läßt sich dieselbe Substanz zu teleplastischen Darstellungen bestimmen, die geisterhaft wirken, allein nur aus dem Körper des Mediums ausgehen und in denselben zurückkehren. Dies sind die seltensten aller Phänomene, die vielumstrittenen Materialisationen.

Viel weniger selten sind hingegen die Wirkungen der Telekinesie, wozu Klopfgeräusche und Tischrücken zählen, wie sie bei spiritistischen Sitzungen üblich sind. Es liegt nahe, eine teleologische Ursache dieser Erscheinungen zu suchen, die nunmehr (nach Meinung des Verfassers) mit der Körperlichkeit des Mediums erwiesenermaßen zusammenhängen, womit die alte Annahme entkräftet wird, daß Geister von Verstorbenen kindischen Spuk treiben, eine für die Toten beleidigende Ansicht.

Freilich phantasieren die Medien selbst meistens von irgendeinem dämonischen Wesen, das ihnen befreundet sei und sich zu solchen Äußerungen brauchen lasse. Dies ist ihnen aber vom Aberglauben der Umwelt eingegeben, ebenso wie die Hexen ihre Bekenntnisse vom Umgang mit Teufeln aus dem allgemeinen Aberglauben schöpften, und wie in der Antike dämonische Wesen von medial angelegten Personen geträumt wurden.

Ist etwa die Erklärung in der „Weisheit des Leibes“ zu finden, deren Bezirk und Befugnis noch Terra incognita sind? Diese geheimnisvolle Weisheit geht vom Lebenwollen und Lebenmüssen aus — oft unserem bewußten Nichtmehrlebenwollen dramatisch entgegenspielend. Aller Schmerz ist nichts anderes als der Kampf dieses tyrannischen Lebens gegen Sterbenwollen und -müssen. Von ihr geht alle Heilkraft aus.

Mit unserem Bewußtsein könnten wir den Leib nicht lebendig erhalten; bewußte Befehle und Verordnungen sind viel zu plump und schwerfällig. Wirksame Schutzvorrichtungen gehen nur vom Unbewußten aus. Am bekanntesten ist, daß sich das Auge bei Gefahr von selbst schließt, lange ehe wir mit Absicht das Lid fallen lassen könnten. In dieselbe Linie gehört die Fähigkeit, daß sich vitale Partien bei Verwundungen plötzlich zurückziehen. Dies ist im Laufe des Krieges einwandfrei festgestellt worden. Lassen sich die erstaunlichen Taten, die bei Fluchtversuchen und ähnlichem in großer Gefahr geschahen, und deren Erzählung später oft übertrieben wirkt, und die von jenen, welche alles durchgemacht, oft der Hilfe eines Gottes, Geistes oder Engels zugeschrieben wurden, vielleicht auf außerordentliche Anstrengungen der Weisheit unseres Leibes zurückführen?

In Augenblicken großer Erregung gewinnt der Mensch Fähigkeiten zurück, die dem Urtier eigneten. Um sich zu schützen, anzuklammern, Fernes zu ergreifen, etwa an Felsen und im Geröll, wo Hand und Fuß nicht mehr hinreichen, irgendeinen Vorsprung zu gewinnen, projiziert er vielleicht, ohne es zu wissen, solch ein mediales Glied, das ihn stützt und hält.

Der Trancezustand ist ein Zustand der Nervenpotenzierung, künstlich hervorgebracht. Die Nerven sind dabei in ähnlicher Erregung wie in außerordentlicher Gefahr, und die so unbegreiflich dünkenden Fernwirkungen entstehen.

Als an eine analoge Erscheinung erinnere ich daran, daß Pflanzen durch künstliche Rauschzustände, in die man sie versetzt, zu plötzlichen abnormen Entwicklungen veranlaßt worden sind.

So weit könnte Vermutung schweifen; festgestellt mit unendlich geduldiger Beobachtung ist jedoch bis jetzt nur der merkwürdige Tatbestand, über den Schrencks Buch eingehend mit überzeugender Klarheit und packender Darstellung berichtet.

Diesen Ergebnissen nachzuforschen, ist für den Philosophen ebenso wichtig wie für den Arzt, denn das Geheimnis der Psychologie, die Macht des Denkens und Wollens, ist im Kern berührt.

Dagegen erscheint es durchaus verwerflich, wie Schrenck in einer ausgezeichneten Broschüre erweist, wenn sich Laienpublikum spielerisch mit diesen heiklen und ernsten Problemen befaßt aus Lust am Gruseln, und wenn Unberufene mit Medien operieren, deren physische und psychische Verfassung äußerste Rücksicht und Behutsamkeit erfordert, wie sie von Schrenck und anderen ernsten Forschern auf diesem Gebiete gewissenhaft ausgeübt werden.



Emporheben einer unberührten Zelluloidkugel durch die angenäherten Hände.
(Aufnahme von Dr. Frhrn. v. Schrenck-Notzing, München.)



Druck auf eine Wagschale durch unsichtbare Fernwirkung von oben.
(Aufnahme von Dr. Frhrn. v. Schrenck-Notzing, München.)



Münchener Fasching 1921: Bal paré im Deutschen Theater



ünchen. *Nach einem Temperagemälde von Felix Schwormstädt.*

Der Siegeslauf der Zigarette. / Von Dr. Walter Heinrich, Leipzig.

Es gab eine behäbige Zeit, die eine Prise zur langwierigen Formalität machte. Eine andere Generation sog mit Verzückung an der nie ausgehenden Pfeife. Die Zigarre bürgerte sich ein, als man die umständliche Vorbereitung des Genusses zu verkürzen suchte. Unsere schnellebige Zeit erklärt sich für die Zigarette, die die kurzen Pausen in der Hast des modernen Lebens gerade auszufüllen vermag.

Die ersten Zigarettenraucher erfanden die Zigarette in einer Verlegenheit. Im nahen Orient entwickelte sich im 17. Jahrhundert ein reger Tabakbau. Da die türkischen Tabake aber nicht im Blatte fortglimmen wie die amerikanischen, halfen sich die Türken unter anderm damit, daß sie den Tabak zerrieben oder zerschnitten und in Papierhülsen drehten. Ähnlich hatten schon die Bewohner von Guanahani Tabak geraucht, als sie Columbus entdeckte; sie wickelten den Tabak in Maisblätter zu zylinderförmigen Rollen, die sie „Tobacos" nannten.

Von der Türkei aus fand die Zigarette im Anfang des 19. Jahrhunderts in Rußland Eingang. Hier wurde die Fabrikation wesentlich vervollkommnet. Um die Mitte des Jahrhunderts waren die „papierossi" ein wichtiger Artikel des russischen Tabakhandels. Damals brachten vertriebene russische Juden die Zigarette, die bisher nur bei exklusiven Reisenden gesehen worden war, auch nach Deutschland. Diese Juden waren es auch, die zuerst in Deutschland Zigaretten herstellten und absetzten.



1. Im Tabaklager.

Eine eigentliche Zigarettenindustrie begann erst im Jahre 1862, als der russische Zigarettenfabrikant Hupmann-Valbella in Dresden zunächst als Filiale seines Petersburger Unternehmens eine kleine Zigarettenfabrik eröffnete. Zwei russische und vier deutsche Arbeiterinnen und ein russischer Tabakschneider waren die gesamte Arbeitnehmerschaft. In mühsamer Handarbeit wurden im ersten Jahre 1,8 Millionen Zigaretten fabriziert. Bald darauf entstanden weitere Fabriken in Dresden. Der Absatz blieb lange Jahre noch gering, zumal bessere Sorten aus dem Ausland bezogen wurden.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71 hatte die Zigarette populär gemacht. Die folgenden Jahre der überhasteten industriellen Entwicklung Deutschlands trugen auch die Zigaretteninduſtrie empor. Im Jahre 1877 gab es bei uns schon 33 Zigarettenfabriken; 1887 war die Zahl auf 58 gestiegen. In dieser Zeit begann in der jungen Industrie ein Andrang und ein wilder Konkurrenzkampf, der mit Preisschleudereien, Zugabe- und Rabattunwesen dem heutigen Markensystem den Weg bahnte.

Noch um die Jahrhundertwende war aber die deutsche Zigarettenindustrie im Vergleich zur russischen und französischen wenig entwickelt; der Konsum hielt sich in geringen Grenzen. Die Herstellung in Handarbeit war noch teuer; bessere Qualitäten wurden vom Ausland bezogen. Ein Umschwung trat ein, als Maschinen zur Anwendung kamen. Ausschlaggebend war die Einführung der Zigarettenmaschine Bergsträssers, die (1900) die Zigaretten automatisch herstellte, stopfte, klebte, preßte, bedruckte und beschnitt. Diese ersten Maschinen leisteten täglich 10000 bis 12000 Zigaretten.

Die damit ermöglichte Verbilligung der Zigarette, die zunehmende Konkurrenz und eine wohlorganisierte Reklame trugen wesentlich dazu bei, die Zigarette zu verbreiten. Ihre steigende Beliebtheit hob wiederum auch die Einfuhr fremder Fabrikate, vor allem aus Österreich-Ungarn und Ägypten. Der Konsum wuchs rascher als die Bevölkerung. Während 1875 in Deutschland erst 152 Millionen Zigaretten hergestellt wurden, betrug 1890 die Produktionsmenge 500 Millionen, 1903 schon $3^1/_3$, 1910 $8^1/_2$, 1913 $12^1/_2$ Milliarden.

Der Weltkrieg stellte zur Versorgung der Truppen außerordentliche Anforderungen an die Zigarettenindustrie. Das „Stäbchen" wurde der liebste Freund der Feldgrauen. Während der Kriegsjahre erreichte die Zigarettenproduktion Rekordziffern: 1914 16, 1915 23, 1916 30, 1917 29, 1918 24 Milliarden. Die Zahl der Zigarettenfabriken betrug: 1903 287, 1910 407, 1913 1346; in den folgenden Jahren sahen sich infolge der Zwangswirtschaft viele Fabriken gezwungen, ihre Betriebe zu schließen; 1916 gab es in Deutschland nur noch 1246, 1918 war die Zahl auf 886 gesunken.

Für die Jahre 1919 und 1920 wurden noch keine amtlichen Zahlen bekannt. Man darf aber annehmen, daß trotz des noch bestehenden Zigarettenkontingents und der mannigfachen gesetzlichen Fesselung der Industrie sowohl die Zahl der herstellenden Betriebe als auch die der Produktionsmenge wieder im Ansteigen begriffen ist. Denn der Konsum ist in diesen beiden Jahren rapid gestiegen. Nicht nur bei uns beginnt sich der Siegeslauf der Zigarette zu vollenden. In Frankreich, Amerika und England verdrängt sie die Zigarre und die Pfeife in zunehmendem Maße. Das weibliche Geschlecht und auch die Jugendlichen haben sich für die Zigarette erklärt. Die Industrie tut alles, um den vielfältigen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Die deutschen Fabriken bringen eine ungeheuer reichhaltige Auswahl an Marken auf den Markt, die in Qualität und Ausstattung jedem Geschmack gerecht werden. Bunte Zigaretten in erlesenen Luxuspackungen sind das Neueste auf dem Zigarettenmarkt, der noch weit mehr deutsche Waren fassen könnte. Die Zwangswirtschaft für das Tabakgewerbe verhindert die restlose Befriedigung des deutschen Bedarfs, der die Fehlmenge aus dem Ausland, vor allem aus England und Amerika, holt. Trotz soeben erhöhter Tabaksteuer ist aber die Aussicht vorhanden, daß allen Zigarettenrauchern demnächst die Freude wird, ein befreites Tabakgewerbe jede Nachfrage reichlich, gut und vielleicht billiger befriedigen zu sehen. Es gab eine Zeit, da der Zigarettenraucher als gezierter Geck galt. Heute hat die Zigarette die Welt erobert.

Wie eine Zigarette entsteht. / Von Regierungsrat Doenges, Dresden.

Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von Walther Hammer.

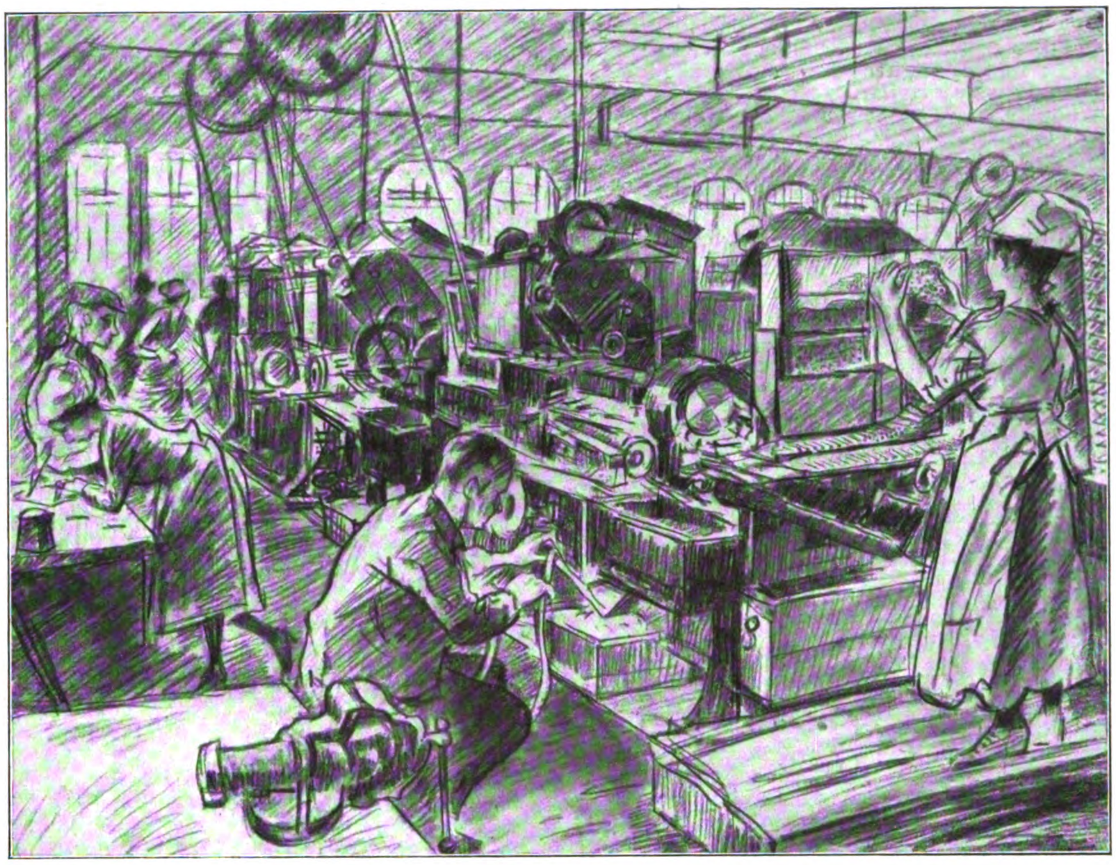
Hast du dir, lieber Leser, schon einmal eine Vorstellung davon gemacht, wie eine Zigarette entsteht, wenn du einen der schmucken Kartons öffnest, in denen die zarten Gebilde, in peinlichster Schichtung aneinandergereiht, ihrer Bestimmung warten? Es ist, als beträtest du ein Reich der Wunder und Märchen, wenn du den Fuß in eine der großen Manufakturen setzest und den Prozeß verfolgst, dem das Tabakblatt unterliegt, ehe es in der wohlbekannten Gestalt des weißen Stäbchens erscheint, das dir zum Sorgenbrecher so mancher Stunde, zum Freudespender, zum guten Unterhalter wird, ja, das selbst die Kraft hat, dir Helfer zu sein in Augenblicken, da dein ermüdeter Geist dein erschlaffter Körper einer schnellen Auffrischung bedarf. Die Tabakblätter gleiten, wenn sie den Ballen entnommen worden sind, in denen sie den Weg aus fernen Zonen zu uns fanden, zunächst durch die Hand dessen, der sie, um ein innigeres Mischen zu ermöglichen, von den zusammengeballten Büscheln einzeln loslöst, sie sogenannt „aufreißt" — nur der feine Duft der den Raum erfüllt, verrät die Kostbarkeit der Blättermassen, die hier ihrer ersten Behandlung unterliegen. Sinnreich konstruierte Dämpf- und Berieselungseinrichtungen nehmen ihnen die Sprödigkeit der ursprünglichen Trocknung und fördern die Entwicklung von Duft und Aroma des Tabaks. Wir würden nur einen sehr bedingten Genuß vom Rauchen der Zigarette haben, wenn diese aus einer einzigen Tabaksorte hergestellt würde; sie würde, je nach der Art des verwendeten Tabaks, zu schwer oder zu leicht in ihrer Wirkung, zu scharf oder zu milde von Geschmack sein. So sehen wir denn in den großen, leicht mit Wasser durchfeuchteten Tabakblätterhaufen, die die weitere Vorbereitung für die Bearbeitung durch die Tabakschneidemaschine bilden, in buntem Durcheinander helle und dunkle, große und kleine Tabakblätter der verschiedensten Herkunft: aus der Türkei, aus Griechenland, überhaupt aus dem Orient, in sorgfältig gegeneinander abgemessenen Mengen, die das Ergebnis der wichtigen Arbeit des Mischers sind. In ihm verkörpert sich gewissermaßen das duftige Seelchen der Zigarette, denn er ist der Mann, der aus dem Duft und Geschmack der verschiedenen Tabakblätter das Gesamtaroma schafft, der uns das Stäbchen, das wir rauchen, sozusagen erst mundgerecht macht.



2. Reißen der Tabakblätter.

In früheren Zeiten besorgten sehr einfache Schneidevorrichtungen das Zerschneiden der Tabakblätter in halbmillimeterstarke Fäden, stopften die Hände geschickter Arbeiterinnen den fertigen Tabak in ihre Hüllen. Es gehörte eine besonders geschickte und fleißige Hand dazu, um 2000 Zigaretten an einem Tage fertigzustellen. Heute schafft eine einzige Maschine das 50fache und mehr dieser Leistung, und die Schneidemaschinen der Jetztzeit zerkleinern in einer Stunde Mengen, für die früher Tage emsigster und mühevollster Arbeit nötig waren. Wohl hat auch heute noch jede größere Zigarettenfabrik eine Anzahl von Handstopferinnen für Fabrikate von besonderer Art; aber in der Hauptsache sind es jetzt doch Maschinen, die die Arbeit des Stopfens leisten. Wie wäre es sonst auch möglich, daß eine einzige Fabrik in Dresden eine Tagesleistung von zehn Millionen Stück zu erzielen vermag.

Solch eine Zigarettenmaschine ist ein Wunder an Geschicklichkeit und Fleiß. Wie mit hundert rastlosen Fingern ausgerüstet, führt sie den nun zur letzten Behandlung fertigen Tabak dem feinen weißen Papiere zu, in das er gefüllt wird; und dieses Papier rollt sie nicht nur selbsttätig zu den dünnen Röhrchen der Zigarettenform, sondern sie klebt diese Röhrchen auch und versieht sie an deren einem Ende mit dem Goldband, das wir als Mundstück benutzen. Das Märchen vom „Sesam, öffne dich!“ — hier scheint es im übertragenen Sinne Wirklichkeit geworden; wohin immer du von jetzt an die Blicke auf der weiteren Reise des Stäbchens bis in den Karton wendest, in dem es seines Zweckes harrt, umblüht es dich wie ein Wunder aus Tausendundeiner Nacht. Wie stolz und geruhig schaut uns der Karton an, in dem wir unsere Zigarettenvorräte kaufen, und den wir wohl, nachdem er seine eigentliche Mission erfüllt hat, noch jahrelang zur Aufbewahrung anderer Dinge benutzen, als wolle er sagen: Nicht wahr, du siehst mir die solide, gute Arbeit an?, und dennoch ist er sozusagen nur durch menschliche Hände geglitten. Auch ihm gaben in der Hauptsache sinnreiche Maschinen das Leben wie der Zigarette selbst, und selbst die Hände der Arbeiterin, die das fertige Stück noch einmal kritisch betrachtet, ehe es in den Karton wandert, oder die es in diesen einschichtet, sind wie unfehlbar arbeitende Maschinen; wie jene mit einem einzigen Blicke das etwa mißlungene Stück aus hundert anderen herausfindet, so bedarf diese nicht mehr der Kontrolle des Abzählens, um fehlerlos die Kartons mit der Zahl zufüllen, die in sie hineingehört.



3. Maschinelle Herstellung der Zigaretten.

Es ist ein fesselndes Bild, den Werdegang einer Zigarette zu verfolgen, und dieses Bild gewinnt tiefere Bedeutung für den, der es betrachtet, auch um deswillen, weil es erkennen läßt, daß ein Volk, das in den Techniken seiner Industrien so hoch steht wie das deutsche, nicht untergehen kann, trotz aller Bedrückungen, die ihm durch den Vertrag von Versailles auferlegt werden. Alle die fieberhaft arbeitenden Maschinen, die ich an dem Tage sah, da sich mir die Wunder der Zigarettenherstellung erschlossen, waren von deutscher Herkunft, waren Zeugen des Hochstandes deutscher Technik, und die fleißigen Hände, die diese Maschinen bedienten, gehörten Menschen an, die, wohl unter den Nachwirkungen der langen Kriegszeit, vielleicht auch eine Zeit zu überwinden hatten, in der sie unlustig arbeiteten, weil sie mit trüben Gedanken an die Arbeit gingen, nun aber wieder mit frohen Augen und hellen Sinnen an ihrem Arbeitsplatz standen und saßen und wie die Heinzelmännchen schafften. Denn die Arbeit lohnt. . .

„Singt Ihr denn nicht mehr?“ fragte der Direktor, der mich durch das Märchenland seiner Fabrik führte, eine der Arbeiterinnen. „O ja, Herr Direktor, wir singen schon noch“, antwortete sie und begann ein schlichtes Lied. Und die anderen fielen nach und nach ein, und mir war's, als arbeiteten die Maschinen nun noch einmal so eifrig wie bisher, und als glitten die fertigen weißen Stäbchen mit besonderer Eilfertigkeit in die Kästchen, von denen du, lieber Leser, vielleicht eben eines öffnest und seinen Inhalt probierst. Möge er dir munden!

Über Packungen und Reklame. / Von Guido Schreiter, Dresden.

Die Packung spielt in der deutschen Zigaretteninduftrie eine große Rolle, und sie ist im eigentlichen Sinn des Wortes als die Visitenkarte eines derartigen Unternehmens zu bezeichnen. Sie fordert schöne gefällige Form, künstlerische Gestaltung und gute Farbenwirkung neben Einfachheit in ihrer Ausführung. Auf den Konsumenten wird eine so hergestellte Packung immer einen besonderen Reiz zum Kaufe der dargebotenen Gegenstände ausüben. Deshalb kann mit Recht gesagt werden, daß auch die Packung einen großen Teil zu dem mächtigen Aufblühen der deutschen Zigaretteninduftrie beigetragen hat. Auch als Propagandamittel ist die Packung anzusehen, z. B. als Auslage für Schaufenster wie auch für Spezialausstellungen, durch welche sich das Publikum die angepriesenen Marken ins Gedächtnis einprägt, besonders wenn sich die Farben derselben dem Auge wohltuend präsentieren und ein Wechsel der Farben für die eine wie die andere Spezialpackung vermieden wird.



4. Sortieren der Zigaretten. (Die mangelhaft gestopften werden ausgesondert.)

Allein für die Herstellung der Packungen für die Zigaretteninduftrie werden gewaltige Hilfsindustrien in Anspruch genommen, wie z. B. Maschinenfabriken, Pappen- und Papierfabriken, Kunstanstalten, Druckereien, Prägeanstalten, durch alle die wieder für einen großen Stab von Arbeitern Verdienstmöglichkeiten geschaffen sind. Also stellt selbst diese kleine Packung auch einen mächtigen Faktor in der deutschen Volkswirtschaft dar.

Unerläßlich für die Zigaretteninduftrie ist die Propaganda überhaupt. Durch sie hat sie den eigentlichen Aufschwung erfahren. Hat es doch noch vor etwa 20 Jahren Städte im Deutschen Reich gegeben, in denen das Zigarettenrauchen verpönt war. In den verschiedensten Gesellschaften wurde das Rauchen von Zigaretten untersagt. Die deutschen Zigaretten in Verbindung mit ihrer Propaganda und vornehmen Ausstattung haben sich bahnbrechend ihren Weltruf erworben und erhalten.

Von den vielen bestehenden Reklamegelegenheiten zu sprechen, kann wegen Mangels an verfügbarem Raum nicht meine Aufgabe sein. Erwähnen will ich nur kurz, daß zu den vorzüglichsten die Plakat-, Zeitungs-, Prospekt- und Katalogreklamen in ihren verschiedenartigsten Nuancierungen und Schaufensterausstellungen gehören. In früherer Zeit sind auch die Lichtreklamen hierzu zu rechnen gewesen, die jedoch zur Zeit infolge der im Deutschen Reich bestehenden Kohlenknappheit ausgeschaltet werden müssen.



5. Verpacken der Zigaretten.

Volkswirtschaftliches von der Zigarette.

Von Syndikus Dr. Manasse.

Die Zwangswirtschaft. Durch den Krieg wurde die Zigarette zu einem lebenswichtigen Artikel. Es ist bekannt, welche Bedeutung sie für die Soldaten hatte, wie sie die letzte Erfrischung war für den durch Entbehrungen angestrengten Körper. Oft genug haben die Menschen lieber aufs Essen verzichtet als auf ihre Zigarette. Ungeheuer wuchs daher in den ersten Kriegsjahren bereits die Nachfrage nach reichlichem Rauchmaterial. Und ungeheuer waren die Anforderungen, welche die Heeresverwaltung an die Zigarettenindustrie stellte. Aber auch die Bevölkerung in der Heimat — durch die Entbehrungen und Aufregungen der Kriegsjahre nervös geworden — suchte Erfrischung und Erholung im Rauchen. Andererseits hob der Krieg zunächst die Verbindung mit den Rohtabakmärkten im Orient auf. So bestand die Gefahr, daß gerade in dem Augenblick, da der Bedarf am dringendsten war, die deutsche Industrie infolge Mangels an Rohstoffen ihn nicht ausreichend befriedigen würde. Die unwartet raschen Erfolge auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze zerstreuten solche Besorgnisse bald. Nach der Eroberung Serbiens war der Landweg bis nach Konstantinopel frei. Diese günstige Verbindung auszunutzen und auf der so belasteten Eisenbahnstrecke nach dem Balkan eine geregelte Anfuhr der Tabake sicherzustellen, wurde im Herbst 1915 die Zigarettentabak-Einkaufsgesellschaft (Zitag) gegründet. Damit auch die kleinen Hersteller, die nicht selbst in den Ursprungsländern kauften, eine sichere Rohstoffversorgung behielten, wurde der Zitag das Recht gegeben, von allen Rohtabakeinfuhren nach Deutschland nach Wahl 15 Proz. käuflich zu übernehmen, die dann der kleineren Industrie zur Verarbeitung abgegeben wurden. Auf diese Weise gelang es, die gesamte Zigarettenindustrie — größere und kleinere Betriebe — leistungsfähig zu erhalten. Eine besondere Zentrale für Kriegslieferungen von Tabakfabrikaten, die mit außerordentlichen Machtbefugnissen ausgestattet war, erteilte die Heeresaufträge. So wurde der militärische Bedarf gedeckt. Nicht in gleichem Maße konnte der Nachfrage der Heimatbevölkerung Rechnung getragen werden, obwohl die deutsche Zigarettenproduktion sich in der Zeit von 1913 bis 1916 mehr als verdoppelte. Die in keinem Verhältnis zum Angebot stehende Nachfrage brachte Mißstände mit sich: Kettenhandel, Preiswucher usw. Demzufolge wurde der Zitag das Beschlagnahmerecht über alle in Deutschland befindlichen Tabake zugesprochen und damit eine zentrale Bewirtschaftung des Tabaks herbeigeführt. In der damaligen Zeit bewährte sich diese Zwangswirtschaft, die aus den Kriegsnotwendigkeiten geboren war, recht gut. Nachdem jedoch Ende 1918 und 1919 die Friedenswirtschaft wieder einsetzte, erwies sich die staatliche Bevormundung des Zigarettengewerbes als schädlich, und so hat man denn auch, gerade in der letzten Zeit, die Zwangswirtschaft aufgehoben. Die Zentrale für Heereslieferungen ist gleich nach Kriegsschluß eingegangen, die Zitag hat sich langsamer zum Sterben entschlossen und ist jetzt, belastet mit dem Odium, das jeder Kriegsgesellschaft anhaftet, in Liquidation getreten.



Die erste Zigarette.

Die Zigarette als Steuerträger. Die Zigarettenindustrie ist noch recht jung. Ihren großen Aufschwung hat sie in den letzten 20 Jahren genommen. Seit 1906 ist sie mit einer besonderen Steuer belegt worden. Im Jahre 1916 wurde durch Einführung eines sehr bedeutenden Kriegsaufschlags die Steuerbelastung erhöht. Während 1907 dem Fiskus etwa 15 Mill. ℳ aus der Zigarettensteuer zuflossen, war der Betrag 1916 schon um das Zwanzigfache gestiegen. Im Jahre 1919 brachte die Steuer über 600 Mill. ℳ. Das kleine Papierding, das von seiner großen Schwester, der Zigarre, sehr von oben herab angesehen wurde, hatte sich also in dieser kurzen Zeit zu einem sehr wichtigen Steuerobjekt entwickelt. Im September 1919 wurde ein neues Steuergesetz geschaffen, das den veränderten Verhältnissen Rechnung trug. Das alte Gesetz kannte als höchste Preisklasse die 7½-Pfennig-Zigarette, und alles, was darüber lag, fiel unter die gleiche Steuer. Jetzt schuf man neue Preisklassen. Und außerdem erhöhte man die Steuer auch prozentual um ein bedeutendes. Für das Jahr 1921 ist ein Steuerertrag von mehr als 2 Milliarden ℳ zu erwarten. Das ist etwa fünfzigmal soviel wie der Ertrag von 1913, dem letzten Friedensjahr. Damit ist nicht nur der Geldentwertung voll Rechnung getragen, sondern darüber hinaus zollt die deutsche Zigarette ihrem arm gewordenen Vaterland einen Tribut wie kein anderer Gegenstand sonst.



Brandstiftung.

Jetzt kommt es aber darauf an, daß das Reichsfinanzministerium, das ja begreiflicherweise sehr geldhungrig ist und sein muß, in seinen Forderungen nicht unmäßig wird. „Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.“ Der Reichsfinanzminister hat Ende Dezember eine Verordnung erlassen, wonach die Zigarettensteuer vom 1. April 1921 ab um 40 Proz. gegenüber dem jetzigen Zustand erhöht wird. Wenn man bedenkt, daß infolge unserer schlechten Valuta der Tabak, der meistenteils in holländischen Gulden zu bezahlen ist, zwischen 60 und 150 ℳ das Kilo kostet, und wenn man weiter bedenkt, daß 1000 Zigaretten, die aus einem Kilo Tabak hergestellt werden, in der Preislage von 40 Pfennigen z. B. 140 ℳ Steuer tragen sollen, dann muß man ein sehr bedenkliches Gesicht über die Rechnung machen, die der Reichsfinanzminister aufstellt. Er denkt, je höhere Summen er auf die Wareneinheit herausquetscht, um so höher wird der Gesamtertrag der Steuer sein. Wir fürchten, er wird sich täuschen. Den kaufmännischen Grundsatz: großer Umsatz, kleiner Nutzen, sollte der Herr der Reichsfinanzen sich recht eindringlich zu Gemüte führen. Sonst wird die Zigarette, die so willig ist, nicht nur dem Raucher, sondern auch dem Fiskus eine Freude zu machen, am Ende ihrer Kraft sein.

Die ausländische Zigarette. Wie jeder Patriot, sieht sich auch die deutsche Zigarette von Verrätern bedroht. Das berühmte „Loch im Westen“ hat uns mit einer wahnsinnigen Menge ausländischer Zigaretten überschwemmt. Es ist erschreckend, zu bedenken, daß seit November 1918 etwa 15 Milliarden ℳ für englische und amerikanische Zigaretten ins Ausland gegangen sind. Ein fortgeworfenes Geld! Unsere eigene Industrie hatte nicht genug zu arbeiten und kein Geld für den Einkauf von Rohtabaken. Und dafür kamen die vielen fremden Eindringlinge, die noch dazu keinen Eingangszoll und keine Steuer bezahlten und so den armen Fiskus um Hunderte von Millionen betrogen. Das „Loch im Westen“ ist gestopft, aber ein fürchterlicher Schmuggel blüht, täglich werden Millionen von Zigaretten von Holland über die Grenze gebracht. Wenn man bedenkt, in welch eller Weise diese Schmuggelware transportiert wird, dann kann man sich nur wundern, daß sie immer noch Abnehmer findet. Aber da sie eben halt billig ist — Zoll und Steuer erspart sie sich — wird sie doch geraucht. Es ist hier wie überall: Die Liebe ist so stark, daß sie alles überwindet. Wir wollen hoffen, daß die Liebe des deutschen Rauchers sich aber immer mehr verfeinert, und daß er deshalb die gute deutsche Zigarette dem schlechten ausländischen Produkt vorzieht — sich selber zum Vorteil und den Reichsfinanzen zum Segen.



Die Kennerin.

Wir und die Zigarette. Augenblicksbilder von Hanns Langenberg.

Der Raucher.

Eine Plauderei von Peter Eck.

Ich will über den Raucher plaudern; paradox, wie ich nun einmal bin, plaudere ich zunächst über den Nichtraucher.

Meidet ihn, den Verächter des sublimen Genusses der Zigarette, geht ihm aus dem Wege, dem Verneiner der kräftigen Behaglichkeit der Zigarre und Pfeife; meine Psychologie rät euch gut: Der Nichtraucher ist ein ungeselliger, verbissener Mensch, ein Misantrop. Hätte man im alten Rom das Rauchen bereits gekannt, dann hätte Shakespeare seinen großen Cäsar also reden lassen können:

> Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein
> Mit kahlen Köpfen und die wacker rauchen,
> Der Cassius dort hat einen hohlen Blick —

Gewiß war Cassius ein Nichtraucher (vorausgesetzt, daß Amerika damals schon entdeckt gewesen wäre). Die meisten Fanatiker und Verschwörernaturen sind



Im Raucherklub.



Das verbrannte Tischtuch.



Rauchstudien für den Film.

Nichtraucher. Schopenhauer, der Menschenfeind und Pessimist, haßte die Leute, die, ihren „Zigarro" im Munde (ich glaube, er sagte, „Maule"), sich harmlos ihres Daseins freuten. Kein Zweifel, alle Menschen, die geschworene Nichtraucher sind, haben irgend etwas Schrullenhaftes, Verbohrtes, Kaltes, Lebensfeindliches an sich. Kann man sich warme Naturen, etwa unsere großen Humoristen Wilhelm Busch, Raabe, Hartleben, Ludwig Thoma, als Nichtraucher denken?

Man schmähe das wundersame, fremde Kraut nicht, das uns die ach! so harten Umrisse der Welt mit blauem Dunst milde umwölkt. (O Gott, ich werde poetisch; rasch einen Kognak, eine neue Zigarette und einen anderen Ton!) Rauchen — ein Luxus? Nein, es gehört mit zu dem Fundament, auf dem sich unsere Lebensgewohnheit aufbaut; Stimmung, Arbeitsfreudigkeit, Spannkraft, Impulse sind vom Tabak, zumal von der kleinen unscheinbaren Zigarette, abhängig. Man ziehe diesen Baustein aus dem Fundament, und der ganze Nervenbau gerät in Unruhe und Unordnung.

Der Raucher ist sich dessen meist gar nicht bewußt, was alles er seinem glimmenden Gefährten verdankt. Er ist zuweilen undankbar genug, auf das „tyrannische" Kraut zu schimpfen. Er sollte es nicht tun. Der Tabak, mit Verstand genossen, ist kein Tyrann, sondern ein stiller, harmloser, nützlicher Diener. Die gute, alte, lange Pfeife! Steht sie nicht geduldig und unterwürfig neben dem Stiefelknecht in der Ecke, bis der Herr kommt, mürrisch nach ihr greift, sie stopft und in Brand steckt?! Und siehe da! Noch während des Stopfens und des bedächtigen In-Brand-Steckens heitert sich unwillkürlich die verdrossene Miene auf. Ärger und Sorgen, von den blauen Wolken umschmeichelt, glätten sich wie eine Faltenstirne unter weichen Frauenhänden. Aber wer dankt dem stummen Tabak? Die innigen Gemüter sicherlich; die wissen, was sie an ihm haben. Die anderen aber nehmen die freundliche Gabe stumpf hin, ohne ein Gefühl des Dankes für ihren treuen, häuslichen Kameraden.

Zahllose Typen des Pfeifenrauchers lassen sich aufstellen, deren Charakteristik nicht uninteressante Rückschlüsse vom Raucher auf den Menschen zuließe. Im Augenblick aber habe ich nicht die Absicht, eine mehrbändige, systematische Enzyklopädie der Pfeifenraucher zu verfassen. Unter Umgehung aller Übergänge springe ich vom langen Pfeifenrohr zur Zigarre. Ihr mehr offizieller Charakter wird sofort deutlich. Die Zigarre hat etwas Repräsentatives. Der Glimmstengel, den einer zwischen den Fingern hält, plaudert allerlei Diskretes und Indiskretes über seinen Besitzer aus. Der Pfeifenknaster, den man zwischen seinen vier Pfählen raucht, ist verschwiegen. Die Zigarre und der Mann aber müssen auf e i n e n Ton gestimmt sein. Was erzählt nicht alles ein kläglicher, billiger Zigarrenstummel in einer feinnervigen, gepflegten Hand eines noch leidlich gekleideten Rauchers! Mittelstandsschicksal. . . Nicht minder beredt ist die Importe zwischen derben Fingern, denen man die gegen eine zeitgemäßere Tätigkeit eingetauschte Arbeit von gestern noch ansieht. . . Das Verhältnis zwischen dem Raucher und seiner Zigarre ist nicht so anspruchs- und kritiklos wie das zwischen dem Hausvater und seiner Pfeife. Die Zigarre ist dem geschmäcklerischen Kennerurteil ausgesetzt. Die Kritik beginnt schon, wenn der Blick des Rauchers prüfend über ihre Gestalt fliegt. Der Druck der Finger, das Anzünden, die ersten Züge, die Aschenbildung, alles ist Prüfung und Kritik. Der Raucher weiß, daß schon die äußere Gestalt der Zigarre ihm einen sozialen Rang anweist. Ihr Genuß setzt Qualität, die Qualität einen Preis voraus, und der Preis, ja der Preis (wenn man ihn überhaupt erschwingen kann) schmälert wiederum den Genuß. Es ist eine problematische Sache mit der Zigarre. . .

Ich gestehe es offen, ich habe die Zigarre vielleicht ein wenig schlecht gemacht, um dich, Krone der Tabakschöpfung, zarte Zigarette, in voller Glorie erstrahlen zu lassen. Zu deinem Lobe noch etwas vorbringen, hieße, Aphorismen über dich in die Literatur tragen. Dichter haben dich verherrlicht, Literaten die Quintessenz deiner Seele in pointierten Sätzen endgültig gefaßt. Oscar Wilde hat dich verehrt als den Gipfel des Genusses, der eben deshalb Genuß ist, weil du nie ganz befriedigst. Du bist ja selbst ein Aphorismus, kapriziöse Zigarette! Du kleine Freundin des großen Werkes, du zartes Nerventonikum, das keine Erschlaffung zurückläßt, du Blitzableiter für die Nervosität des Kopfarbeiters, für die Elektrizität der Schöpferischen! Im Aschenbecher des Industriekapitäns die vielen, vielen abgebrannten Gold- und Korkstümpfchen — sie sind ein Symbol großer Projekte und intensivster Arbeit. Im schwebenden Zigarettenrauch des Redaktionszimmers flutet das Fluidum der Gedanken, die er förderte. Der wesentliche Zigarettenraucher ist immer ein wenig nervös, vibrierend, gespannt. Habt ihr schon einmal beobachtet, wie ein Schauspieler nach seinem großen Abgang und vor seiner noch größeren Szene, wie er in dieser kleinen, vor Erregtheit vibrierenden Zeitspanne nach dem Zigarettenetui greift und die Zigarette in sich schlingt? Weil die Zigarette selber Konzentration ist, ist sie so unentbehrlich für konzentrierte Menschen, die sich beruhigen, und für zerstreute Menschen, die sich konzentrieren wollen. Eine Quantité négligeable zu sein und dennoch unentbehrlich, das ist das Geheimnis, das der Zigarette die souveräne Überlegenheit verleiht. Der moderne Mann, welcher sozialen Schicht er auch angehören mag, ist ohne die Zigarette kaum denkbar. Ihre Anpassungsfähigkeit an die Individualität und an das Bedürfnis ist ohne Beispiel. Sie regt an und lenkt ab; sie dient dem primitiven Arbeitsmann und dem überfeinerten Geistesmenschen. Darin ist die schlichte uniforme Zigarette so recht ein Kind des sozialen Zeitalters. Würde man den einfachen Arbeiter und den komplizierten Künstler fragen, warum jener sein „Stäbchen", dieser seine geliebte Ägyptische nicht entbehren kann, man würde kaum eine befriedigende Auskunft erhalten. Es ist die Harmonie von Bedürfnis und Genuß, die die Zigarette unentbehrlich macht.

Eins, zwei, drei . . . sieben, acht, neun, zehn, elf Aschenstümpfchen in meiner Onyxschale. Elf Zigaretten, elf „Kalorien" waren nötig, um diese Zeilen hervorzubringen. Noch schwebt der duftende Rauch im Zimmer. Habt Dank, ihr kleinen Geister.



In seliger Versunkenheit.

Wir und die Zigarette. Augenblicksbilder von Hanns Langenberg.



Der neue Bandhut hellgrau-dunkelblau. Modell: Gaby, Wien. (Phot. Barakovich, Wien.)



Die schönste Wiener Ballettänzerin Maria Mindszenty von der Oper als Rokokodame. (Phot. Barakovich, Wien.)



Goldspitzenhut mit braunem Tüll. Modell: Gaby, Wien. (Phot. Barakovich, Wien.)



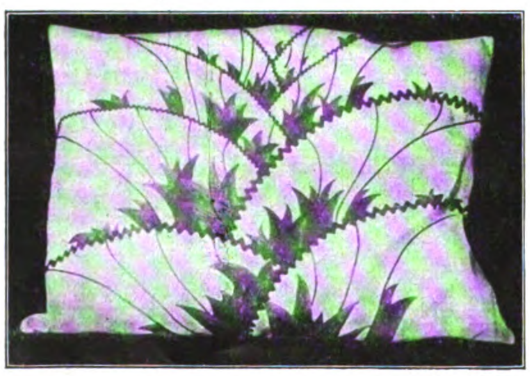
Sensationstoilette von der Wiener Opern-Redoute: Korallenfarbener Goldbrokat mit gobelinblauer Seide und Goldtüll. Goldhäubchencoiffure, mit schwarzen Spitzen arrangiert. Modell: Zwieback, Wien. (Phot. Franz Löwy, Wien.)



Das neueste Modell für ein Brautkleid. Trägerin: Die Schauspielerin Anne Marie Steinsieck. Modell: Zwieback, Wien. (Phot. Setzer, Wien.)



Von der Wiener Opern-Redoute: Fraise Brokattoilette mit weißen Tüllrockvolants und originellem Tüllkopfputz. Modell: Zwieback, Wien. (Phot. Franz Löwy, Wien.)



Gesticktes Kissen in Verbindung mit Zackenlitze. (Meldorfer Museumsstickerei. Entwurf: W. A. Hablik.)



Blumenvase in moderner Metallarbeit. (Schule Reimann, Berlin.)



Handgemalte Seidenkissen und Puffs von Lilli Henschel, Berlin. (Phot. Max Oertel, Berlin-Schöneberg.)

Unser neuer Roman und sein Verfasser.

In kinderreichen Familien ist Vogel Adebars Besuch kein Ereignis, das einer besonderen Feier wert wäre; indessen erregte sein Erscheinen in der Familie Janoske am 7. August 1872 doch Aufsehen, denn er brachte den ersten Jungen mit, und der war von so dunkler Hautfarbe, als wäre er eigens aus dem Nilschlamm geholt und eingeführt worden. Die Familiengeschichte schiebt die Schuld einer unbekannten Großmutter in die Schuhe. Ich trage ihr nichts nach, obgleich die Farbe haltbar ist. Beide Eltern stammen aus bäuerlichen Kreisen; Vater hat in der Jugend vorwiegend polnisch gesprochen. Nach seiner Dienstzeit wurde er Steuereinnehmer in Brieg.

Ich besuchte Bürgerschule und Präparandie meiner Vaterstadt, darauf das Seminar zu Münsterberg. Nach dreijähriger Lehrtätigkeit im sprachlichen Grenzgebiet kam ich 1895 nach Breslau und wirkte hier an verschiedenen Volks- und mittleren Schulen, seit 1908 an der Charlottenschule. Natürlich habe ich jung gefreit. Meine Jüngste ist bereits Backfisch.

Im Kriege nahm ich als Landsturmmann an den Kämpfen um Warschau teil (Oktober 1914) und war darauf bis Ende 1918 Dolmetscher in verschiedenen Offiziergefangenenlagern.

Zur Schriftstellerei bin ich erst spät gelangt. Den Drang dazu mag ich wohl vom Vater geerbt haben. Wenigstens weiß ich aus seinem Tagebuch, daß er nach einem hartnäckigen Kampfe mit der deutschen Sprache zuletzt doch ganz hübsche Gedichte fertigbrachte, die er Mutter zum Geburtstag widmete. Auf den Rat eines Freundes schrieb ich 1906 eine lustige Skizze von etwa 800 Zeilen, die von einer Breslauer Zeitung angenommen wurde. Außer einigen Lobsprüchen erhielt ich noch sechs Mark Honorar. Das war wenig, und da mein Geschäftssinn nur mangelhaft entwickelt ist und eine Ausbeutung des Schaffens nicht verstand, so mußte ich zunächst auf Fortsetzung verzichten. Immerhin war mir der Geruch der Druckerschwärze in die Nase gestiegen; ich wurde ihn nicht mehr los. Im Jahre 1908 lernte ich Paul Keller kennen, der mich als Hilfskraft in die Schriftleitung des „Guckkastens" aufnahm. Dort verbrachte ich vier gute Lehrjahre.



Ich benützte den bekannten hellen Augenblick im 40. Lebensjahre und schrieb den ersten humoristischen Roman „Daniel auf der Tonleiter", den Anfang 1914 die „Schlesische Zeitung" brachte. In Buchform erschien er 1915 bei Grunow, Leipzig. Im Jahre 1914 beendete ich einen zweiten Roman „Der Alp", den wieder die „Schlesische Zeitung" in verkürzter Form veröffentlichte.

Während des Krieges verfaßte ich kleine humoristische Erzählungen, die in drei Skizzenbüchern: „Die Schnutenorgel", „Der Kompagniehund" (Korn, Breslau) und „Karlchens peinliche Liebe" (Heege, Schweidnitz) gesammelt erschienen.

Als Niederschlag meiner Dolmetschertätigkeit entstand 1919 der Roman „Fremdes Herdfeuer" (Grunow, Leipzig).

Der vorliegende Roman „Kantor Kalmus" läßt wieder Humor schauen, der mir ein wenig eingetrocknet war.

Felix Janoske.

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

Erstes Kapitel.

Es war ganz klar, daß der Hauptlehrer und Organist Friedrich Wilhelm Kalmus einmal in den Ferien sterben mußte; anders hätte er nicht Zeit gehabt, die große Reise ins Jenseits mit allen ihren notwendigen Vorbereitungen anzutreten. Aber daß er es gar so eilig haben würde, hatte niemand erwartet.

Sonntag, beim Gottesdienst, orgelte er noch in aller Frische. Montag legte er sich ein, besorgte aber noch einige Gemeindeschreibereien. Dienstag übergab er dem Hilfslehrer Spickus einen Vortrag für den Imkerverein und besprach mit ihm die Buchführung der Raiffeisenkasse. Mittwoch hatte er eine Unterredung mit seinem guten Freunde, dem Förster Bullock, und eine zweite mit Pastor Lange. Dem überreichte er eine selbstverfaßte Grabrede und jenem eine Testamentsabschrift sowie eine Anzahl Briefe, die im Falle seines Todes abgeschickt werden sollten. Sie hatten alles hingenommen, um den wunderlichen Kranken nicht aufzuregen.

In der folgenden Nacht gegen 11 Uhr war Kalmus ohne ärztliche Hilfe und Erlaubnis hinübergegangen, was Dr. Eck als unbefugten Eingriff in seine persönlichen und ärztlichen Rechte empfand und gewaltig krumm nahm.

Der alte Junggeselle war nicht eigentlich krank gewesen, hatte auch weiter keine Schmerzen gehabt. Es gefiel ihm nur nicht mehr auf der Erde und besonders nicht in Deutschland. Förster Bullock mochte sich noch so sehr Mühe geben, ihm die dickköpfigen Gedanken auszureden, und Pastor Lange hatte gut predigen vom Ausharren in schwierigen Zeiten: Der Starrsinnige ließ sich nicht belehren. Es passe ihm eben nicht mehr, und augenblicklich habe er gerade Muße und Lust abzufahren; wer weiß, ob sich bald wieder Gelegenheit böte; Frau und Kinder besitze er nicht. Also beachtete er keinen Einwand und starb eben. Fast hätte er sich damit auch Bullocks Freundschaft verscherzt, der sonst nicht leicht etwas übel vermerkte.

Der Förster konnte Dr. Eck nicht ganz unrecht geben, als der bei der Ausstellung des Totenscheines knurrte: „Schreibe ich als Ursache eigener Wille oder persönliche Bosheit?" Welche Bissigkeit indessen nur der richtig versteht, der da weiß, daß Dr. Eck, der Meisterspieler, vor einer Woche von Kalmus im Billardspiel gründlich eingeseift worden war und nunmehr keine Aussicht auf Vergeltung hatte.

Die Wietauer Schule lag mit Kirche und Pfarrhaus am Abhang eines Hügels, der zu den Ausläufern des Zobten gehörte. Weiter oben schaute zwischen Busch und Wald das Forsthaus hervor. Von dort hatte man eine schöne Aussicht auf das Dorf im Tale. Die Eisenbahn durchschnitt es. Im jenseitigen, kleineren Teile war ein großes Gut mit langen Gebäuden und einem Landhause inmitten eines Parkes.

Die Schule war von der üblichen nüchternen Art alter Landschulgebäude. In der Mitte des langgestreckten Hauses führten drei Stufen zur zweiteiligen Tür. Darüber wölbte sich eine Laube mit Bänken zu beiden Seiten. Der Ziegelfußboden des Flurs war ausgewaschen und zeigte tiefe Einsenkungen. Links befanden sich zwei Klassenzimmer, rechts die Wohnräume des Kantors; eine schmale Treppe führte zu der Giebelstube des Hilfslehrers.

Nun lag Friedrich Wilhelm Kalmus aufgebahrt in der Oberklasse. Die Bänke waren zum großen Teile hinausgeschafft worden, nur einige standen an den Wänden entlang. Das Katheder hatte seinen Platz neben der Tür behalten. Die bunte Karte von Deutschland war längst eingerollt. Der Kantor hatte sie nicht mehr benutzen, ja, nicht mehr ansehen wollen. Der alte Kaiser blickte zwischen Bismarck und Moltke ernst auf den Toten herab. Die Bilder trugen Trauerkränze von Fichten- und Kiefernzweigen mit schwarzen Papierschleifen.

Die Fenster waren weit geöffnet. Hin und wieder hüpfte ein Spatz aufs Fensterbrett, äugte mit schiefem Kopfe ins Zimmer und flog wieder in die Linde mit dem dicken, abgestorbenen Aststummel. Ein gleichmäßiges Summen kam daher mit Wolken süßlichen Duftes. Lindenblüte schätzte Kantor Kalmus nur als Bienenfutter. Den weichen Hauch allein mochte er nicht; er erinnerte ihn an Weiberkram und Wochenstuben. In dieser Verbindung jedoch ließ er ihn sich gefallen.

Wo zwei vorübergingen, wurde das Gespräch leise oder verstummte ganz. Mitunter zeigte sich ein sonnenrotes Gesicht am Fenster, sah voll mitleidiger Teilnahme auf die Ruhestätte und verschwand.

Förster Bullock war dabei, die letzten Wünsche des Freundes zu erfüllen. Er schob ihm sacht ein Heft in schwarzer Wachsleinwand unter die blassen Hände. Darauf holte er die Imhofpfeife aus der Ecke des Bücherschrankes und den Tabakskasten vom Wandbrett, reinigte das Mundstück mit einer Krähenfeder, stopfte sorgfältig den großen Kopf und tat einen kalten Probezug. Sie hatte Luft. Da trug er das lange Weichselrohr mit den grünen Quasten hinüber und legte es handgerecht an die Seite des Sarges. Nun ging er in den Vorgarten, hob die Rosenknospen prüfend in die Höhe, schnitt einige auserwählte ab und streute sie mit ein paar dünnen Stengeln Spargelkraut auf die schwarze Decke.

Ein Dobermann lief unruhig durch Stuben und Flur, blieb winselnd vor der Tür zur Oberklasse stehen, richtete sich dann auf, drückte die Klinke herunter und schlüpfte hinein. Drinnen hob er die schwarze Nase und blickte nach dem Sarge, der auf vier Schemeln stand. Er stellte die Vorderläufe auf einen Kopfschemel und sah dem stillen Mann ins unbewegte Gesicht, als wollte sein Blick Verständnis aus der starren Kühle saugen.

Dann wandte er den Kopf, ohne seine Stellung aufzugeben, nach dem Förster. Bullock trat an den Hund, legte ihm streichelnd die Hand an den Hals und sagte:

„Er ist tot, Rolf."

Der Dobermann verstand; verstand wenigstens soviel oder sowenig, wie auch ein Mensch davon versteht. Er setzte sich und sah unverwandt nach dem Herrn, bis ihn der Förster leise rief:

„Rolf, komm jetzt."

Da ging er zögernd hinter Bullock her.

In der Mittelklasse nebenan sammelten sich die größeren Schulkinder. Die Mädchen hatten verweinte

Augen; die Jungen versuchten, ernstalte Gesichter aufzustecken, wie es ihnen angemessen erschien.

Heut gab es keine Neckerei, keinen Streit. Als sich einer auf die erste Bank setzte, wohin er nicht gehörte, wurde er nur vorwurfsvoll angesehen, aber schweigend geduldet. Doch nahm sich sein Nebenmann vor, ihn nachher gebührend zu verwarnen.

Hilfslehrer Spickus stand im Hausflur und überwachte den Eintritt der Kinder. Er stützte sich schwer auf einen dicken Stock; denn er hatte einen künstlichen Fuß. Der natürliche war ihm bei Reims plötzlich abhanden gekommen und ein Stück der Hinterfront dazu.

Ein älterer Junge trat an ihn heran und flüsterte: „Herr Lehrer, es sind alle da."

Da hinkte er in die Klasse.

„Kinder," begann er, „euer guter Kantor ist gestorben."

Bei diesen Worten ging ein großes Weinen durch die rechte Seite, wo die Mädchen saßen, und auf der linken rissen die Jungen die Augen groß auf; denn auch bei ihnen stand das Wasser hoch; sie wollten es aber nicht überlaufen lassen.

„Ihr sollt ihn dann noch einmal sehen, bevor er Abschied nimmt", fuhr der Lehrer fort. „Es ist aber eine Bedingung dabei. Ihr wißt, der Herr Kantor mochte Tränen nicht, wo er keine Ursache sah. Nun ist er in ein schönes Land gereist, wie er sicher glaubte, und wie wir es wissen. Darum hat er mich beauftragt, euch zu sagen: Ihr sollt nicht weinen und klagen um ihn, sondern Gutes arbeiten und schaffen in seinem Geiste, wie er euch immer ermahnt hat. — Und nun wollen wir die Grabgesänge proben."

Da schluckten die meisten wacker die Tränen hinunter, und auch die letzten Mädel beruhigten sich, als ihnen ein Junge zuzischelte:

„Seid doch nur still, ihr Gänse; er hört 's ja hinter der Wand."

Die Kinder sangen „So nimm denn meine Hände" und „Über allen Gipfeln ist Ruh". Ganz leise, zart und rein; ihr Kantor nebenan sollte sich nicht zu beklagen haben.

Dann schlichen sie paarweise auf Zehenspitzen in die Nebenklasse, obwohl ihre nackten Füße ohnehin nicht mehr Geräusch machten als Katzenpfoten. Sie gingen um den Sarg, blieben einen Augenblick am Kopfende stehen, falteten die Hände und sprachen ein stilles Vaterunser. Wo aber zwei ängstliche Blicke sich über den Sarg weg trafen und ihr gemeinsames Leid erfaßten, da tröpfelte es doch wieder, und die Köpfe tunkten in die Schürzen und Röckchen, um alles Geräusch zu ersticken; denn jedes hatte ein Stück Liebe bei dem Kantor im Sarge.

Es war keine Verwunderung, daß sich der Tote seine lange Pfeife mitnahm. Sie gehörte zu ihm. Er kam mit der Pfeife in die Klasse, stellte sie in die Ofenecke und griff in jeder größeren Pause nach ihr, um den Kopf zu Ende zu rauchen. Er hatte sie im Munde, wenn er nach den Bienen sah oder die Rosen betrachtete, sie begleitete ihn auf dem Wege durchs Dorf; er mußte sie selbstverständlich auf der letzten Reise haben.

Mehr Aufsehen erregte das schwarze Heft auf der Brust. Es sah genau aus wie das Buch, in das er seit Jahren die Zeugnisse geschrieben hatte. Schließlich würde er es dem lieben Gott persönlich vorlegen müssen. Einigen fiel ein Spruch bei, daß die Lehrer Rechenschaft ablegen sollen. Na, verklatschen würde er sie dort oben nicht; dessen war auch der größte Sünder sicher. Es gab auch keine schwebenden Schulden; der alte Herr hatte zur Gewohnheit, alles bald durch Barzahlung in Friedensvaluta auszugleichen. Immerhin ging ein Aufatmen durch die Gesellschaft, als draußen bekannt wurde, daß das gefürchtete Heft noch auf des Kantors Schreibtisch läge.

Was es eigentlich für eine Bewandtnis mit dem Buche habe, wußte selbst Förster Bullock nicht; und der hatte es doch selber an seinen Ort gelegt. „An Eva v. G." stand auf der ersten Seite. Das war alles, was Bullock gelesen hatte. Weiter einzudringen in das Heiligtum, hatte sich der Förster nicht für befugt erachtet. Mochte der alte Junggeselle sein Geheimnis unberührt mit ins Grab nehmen. Vielleicht stand es in Verbindung mit den letzten Worten des Freundes, er müsse noch einige Abschiedsbesuche machen. Er hatte darauf ganz still gelegen, als ob er an der Grenze des Lebens noch einmal halten wolle; dann hatte er Bullock zufrieden angeblickt und war eingeschlafen.

Die letzten Mädchen verließen das Schulhaus. Spickus trat hinter ihnen heraus und ging nach der vorderen Ecke des Gartens, von wo aus man frei nach allen Seiten sehen konnte.

Bullock stand dort und schaute hinüber nach dem Zobten. Der Kopf des Granitriesen war ganz in Grau gehüllt, weiter unten waren die Schleier luftiger.

„Kalmus wird ein feuchtes Begräbnis haben", sagte der Alte.

Unten im Tale quiekte und prustete eine Maschine; die Wagen eines Zuges polterten aneinander.

„Vielleicht kommt Karr mit dem Breslauer Zuge an", bemerkte Spickus.

„Es wäre mir lieb, ich hätte manches mit ihm zu besprechen", entgegnete der Alte. „Wenn er nicht gerade verreist ist, wird er jetzt auch eintreffen. Sie hingen aneinander."

Förster Bullock sah scharf nach dem Bahnhof. Der Zug hatte sich wieder in Bewegung gesetzt; die Lokomotive puffte in immer kürzeren Stößen. Einige Gestalten kamen den Hügel herauf. Zwei Herren waren darunter, einer mittelgroß, breitschultrig, der andere einen Kopf größer, schlank.

„Deine Heimat könnte mir gefallen, Karr", sagte der Lange. „Ich bedaure nicht, deinem Rate gefolgt zu sein."

Dabei flogen seine flackernden Augen hier- und dorthin.

„Du hättest längst einmal ausspannen sollen", entgegnete Karr. „Du mußt dich zur Ruhe zwingen, Luckow, sonst wirst du bald auf der Nase liegen."

Luckow hatte nur halb zugehört.

„Wo liegt denn deine väterliche Besitzung?" fragte er.

„So hochgeboren bin ich nicht", entgegnete der Freund. „Ich stamme von da unten her, jenseits der Bahn, wo die weißen Mauern durchs Gebüsch schimmern. Dort liegt das Dominium Wietau."

Sie waren stehen geblieben und schauten rückwärts; nur kurze Zeit; denn die langen Beine Luckows hatten sich schon wieder in Bewegung gesetzt. Karr fuhr fort:

„Meine Eltern waren Tagelöhner, Dominialarbeiter, und kamen bei einem Brande ums Leben, als ich noch auf allen vieren im Straßenschmutz herumrutschte. Da hat sich Kalmus meiner angenommen. Durch ihn bin ich, was ich bin: ein Lehrer mit Leib und Seele und nichts anderes. Alle Begeisterung für meinen Beruf danke ich ihm, trotz seiner Wunderlichkeit. Du wirst ja auch manches von dem alten Junggesellen gehört haben. Er galt etwas in der schlesischen Lehrerschaft."

„Ich erinnere mich. Er ging für seine Überzeugung durch dick und dünn und griff nicht immer fein zu."

„Da hast du recht, Luckow. Sein Mut zur Wahrheit hat mir immer gefallen, andern weniger. Er war eine sonderliche Mischung von Vornehmheit im Innern und Packträgergrobheit nach außen. Die Leute hier hingen wie die Kletten an ihm und ließen sich alles von ihrem Kantor gefallen. Die meisten sind seine Schüler gewesen und wußten von der Schule her, was sie an ihm hatten."

„Dort liegt wohl das Schulhaus?" fragte Luckow dazwischen und wies mit der Hand in der Richtung.

„Ja; Förster Bullock und Kollege Spickus erwarten uns schon."

Karr schwenkte grüßend den Hut. Als sie herankamen, reichten ihnen die Wietauer über den Zaun weg die Hände. Bullock drückte die Karrs lange. Auch Rolf hatte sich zur Begrüßung eingefunden. Er bellte nicht, er zeigte kein Zeichen der Freude; er blickte Karr ernst an, lehnte den Kopf an sein Bein und blieb an seiner Seite.

„Ich fürchtete schon, du wärst verreist", sagte der Förster. „Nun kannst du ihn wenigstens nochmals sehen. Komm herein."

Die beiden gingen in die Oberklasse. Sie blieben wohl eine Viertelstunde darin. Nachher setzten sie sich auf die Bänke in der Vorlaube. Bullock erzählte Karr von den letzten Stunden des Freundes. Bis zum letzten Augenblicke habe er nicht an des Kantors Tod glauben mögen; deshalb sei auch keine Nachricht an ihn geschickt worden, im übrigen habe es sich Kalmus auch verbeten.

„Er ist nicht ohne Abschied gegangen", bemerkte Karr langsam und nachdenklich. „Vorgestern nacht erschien er mir im Traume. ›Junge‹, sagte er, ›es gilt jetzt zu scheiden. Meine Arbeit ist getan. Leb wohl!‹ Damit drückte er mir kräftig die Hand, wie es seine Art war. Ich wurde darüber munter. Die Uhr von St. Carolus schlug elf."

„Das war die Stunde", bestätigte Bullock. Schweigend saßen sie dann und gedachten des Toten.

Spickus und Luckow setzten sich zu ihnen.

„Kollege Luckow wird so freundlich sein, heute und morgen das Orgelspiel zu übernehmen", sagte Spickus. „Ich bin froh darüber. Einmal bin ich ganz aus der Übung und kann auch mit meiner mangelhaften Speckseite schlecht auf der Pritsche hin- und herrutschen. Zwei Nachbarn, die für die Vertretung in Frage kämen, sind verreist."

Luckow trommelte unruhig mit den Fingern auf einer Spalierstange.

„Könnte ich nicht das Instrument sehen?" fragte er und erhob sich. „Ich möchte doch vorher die Stimmen kennenlernen."

Spickus holte die Kirchenschlüssel und hinkte in Luckows Begleitung zur nahen Kirche.

„Ein Kollege meiner Schule", sagte Karr auf Bullocks fragenden Blick.

„Ein zappeliger Großstädter", entgegnete Bullock.

„Ein tüchtiger Mensch, aber überarbeitet."

„Müßte einmal aufs Land."

„Er möchte schon, kann sich aber mit seiner Familie keinen Landaufenthalt gönnen. Das Leben in Breslau ist teuer."

„Wieviel Kinder hat er denn?"

„Zwei Mädel von 15 und 17."

„Das wäre nicht schlimm. Die könnte ich bei mir unterbringen, obgleich mir Jungen lieber wären. Er und seine Frau haben Platz genug in der Schule."

„Ich werde ihm dein Angebot übermitteln. Hoffentlich nimmt er es an."

„Das müßte ein wunderlicher Heiliger sein, wenn er es nicht täte."

„Er fürchtet sich vor der Dankbarkeit", sagte Karr. „Solche Leute sind nicht die schlechtesten."

Luckow prüfte indessen die Orgel, Spickus trat ihm die Bälge. Es waren schöne Stimmen darin, obgleich der größte Teil der Zinnpfeifen während des Krieges herausgenommen worden war. Luckow hatte in Breslau nicht oft Gelegenheit, Orgel zu spielen, so nahm er sie hier wahr und rührte tüchtig seine langen Arme und Beine. Er hörte erst auf, als des Kantors Sarg hereingebracht und vor dem Altar aufgestellt wurde.

Beim Trauergottesdienst orgelte er mit geschickter Registrierung, traf auch das Choraltempo der Gemeinde, ohne den sportlichen Ehrgeiz zu haben, immer um die Nasenlänge einer Viertelnote voraus zu sein, und gefiel dabei den dörflichen Zuhörern.

„Der ist gut", sagte einer und stieß seinen Nachbar mit dem Ellbogen in die Seite.

Der Nachbar verstand ihn, übersprang unnötige Worte und entgegnete nach fünf Minuten:

„Der Großstädter wird nicht wollen."

„Vielleicht doch", meinte der erste; „er sieht sehr mager aus."

Die sparsame Unterhaltung genügte, um Klarheit über ihre Wünsche zu schaffen.

Die Rede des Geistlichen war zu Ende. Der Sarg stand vor dem Altar. Leise Orgeltöne schwebten darüber hin. Da ergriff der Prediger noch einmal das Wort und las die letzten Grüße des Verstorbenen an seine Gemeinde, in der er fast vierzig Jahre gewirkt hatte.

„Auf dem Wege, den ich jetzt gehe, steht kein Tempel des Eigennutzes, des Ehrgeizes. Alle Selbstsucht liegt hinter mir. So nehmt den Rat Eures alten Lehrers an mit dem Vertrauen, daß die Vergessenheit des Ich immer verdient. Andere Jahre kommen — andere Gedanken, andere Taten. Weist



1. Piet van Wijngaerdt: Heuernte (Ölgemälde).



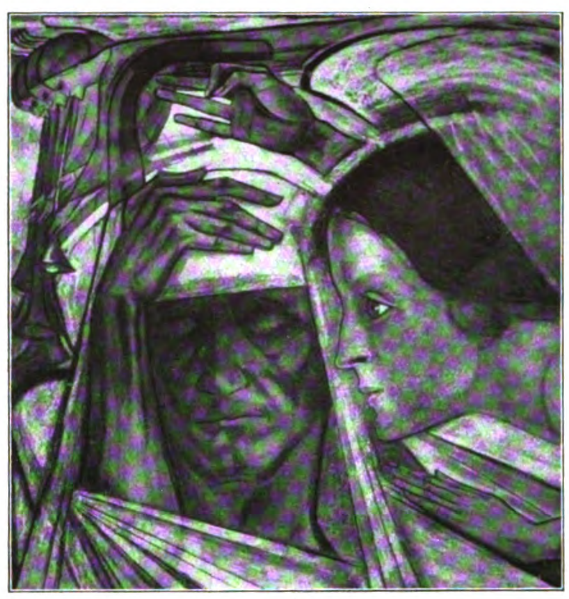
2. J. C. Altorf: Der Marabu (Bronze).



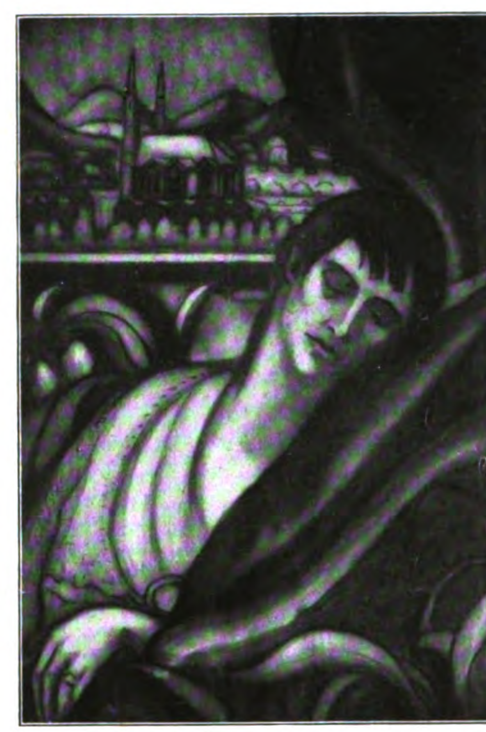
3. Matthieu Wiegmann: Austreibung aus dem Paradiese (Zeichnung).



4. Willem van Konijnenburg: Der Kämpfer (Tuschzeichnung).



5. Jan Toorop: Der Engel der Eingebung (Zeichnung).



6. Lodewijk Schelhout: Der Traum (Aquarell).



7. Leo Gestel: Bildnis des Dichters Rensburg (Ölgemälde).



8. J. Mendes da Costa: Vincent van Gogh (Bronze).



9. Kees van Dongen: Orientalische Frau (Ölgemälde).

Junge holländische Kunst. (Siehe den Artikel auf Seite 165.)



Abbruch in Hamburg. Nach einer Zeichnung von Professor Friedrich Kallmorgen.

das Neue nicht ab von Eurer Schwelle. Es kommt über Euch, ob Ihr wollt oder nicht. Aber hütet Euch vor Übereifer beim Empfange. Reißt nicht Knospen und Blüten ab, wenn Ihr Früchte sehen wollt. Je langsamer der Baum wächst, desto fester wird das Holz. Gedenket in Ehrfurcht vergangener Zeiten und lernet aus ihnen; aber trauert nicht darüber. Nutzlose Trauer schwächt den Willen zur Tat. Trauert auch nicht um mich. Arbeitet fleißig nach dem Maße Eurer Kräfte. Laßt den Haß fahren gegen Eigene und Fremde; immer lauert die Rache auf der anderen Seite. Schließt Euch zusammen zu einer brüderlichen Gemeinschaft, in der Liebe und Wahrheit regieren. Sie nur geleiten Euch einmal in bessere Welten."

Die Worte des Toten schlugen ans Herz. Manchen überrieselte ein ahnendes Grauen; man fühlte die Nähe von etwas Unbegreiflichem. Die Streichtöne der klagenden Gambe sanken hernieder in das Schiff der Kirche.

Rolf, des Kantors Hund, hatte als einer der Hauptleidtragenden in der Nähe des Sarges Platz gesucht. Wie der Sarg hinausgetragen wurde, schritt er würdevoll hinterher; niemand machte ihm sein Recht streitig. Als die letzten Erdgrüße in das Grab sanken und Karr mit umflorten Blicken hinuntersah, stand Rolf neben ihm, machte einen langen Hals und starrte auch hinab nach dem toten Herrn.

Er stand noch zuletzt dort unbeweglich, bis ihn die Unruhe einiger Kinder vertrieb. Da schlich er mit gesenkter Rute zum Schulhause zurück.

Am Abend waren die drei Lehrer bei Bullock zu Gaste. Sie saßen um den großen, runden Tisch in der Ecke des Wohnzimmers. Der Rauch aus den kurzen Pfeifen ringelte sich um die Sprossen der mächtigen Geweihe an den Wänden.

„Luckow, rücken Sie mal auf die andere Seite", sagte der alte Förster. „So —"

Er stellte einen Korbstuhl an den Tisch, setzte ein Glas davor und goß es halb voll.

„Wir wollen es halten wie früher", sagte er. „Das war sein Platz. Zum Wohle, alter Freund."

Er stieß an das Glas. Der hohe Klang zitterte lange nach.

Draußen lag der abendliche Friede. Ein müder Vogel piepte verschlafen; von weither kamen einige Flötentöne; hundert Grillen zirpten. Vor dem offenen Fenster ließ sich ein Scharren hören. Die Jagdhunde rührten sich nicht. Mit einem Male stand Rolfs schwarzes Schattenbild auf dem Fensterbrett. Er sprang in die Stube, ging mit langsamen Schritten zum Tisch und setzte sich neben den leeren Stuhl.

„Also ist er da", sagte Bullock. „Rolf täuscht sich nicht."

Karr und Spickus kannten Kalmus viel zu gut, als daß sie Bullocks Art nicht begriffen und gebilligt hätten. Es entsprach des Kantors Wesen, sich still in seine Ecke zu setzen, und die Anwesenheit des alten Herrn, selbst als Besuch aus der andern Welt, war ihnen durchaus angenehm. Die Schrecken des Krieges hatten ihnen das Grauen vor dem Übersinnlichen genommen.

Luckow fand den Spaß zu weit getrieben, wollte aber das Unbehagen nicht merken lassen und sagte, indem er eine Verbeugung nach dem leeren Stuhle machte, mit Galgenhumor:

„Luckow."

„Kalmus", tönte es schwach zurück.

Da waren alle still.

Endlich brach Spickus das Schweigen.

„Würde es Ihnen hier bei uns nicht besser gefallen als in der stickigen Stadt?" fragte er.

Luckow wollte auch den närrischen Zauber bannen und sang scherzend:

„Des Sonntags ist er Organist,
Des Montags fährt er wieder Mist."

„Mist, Mist", brummte es aus der dunklen Ecke. Kalmus schien nicht einverstanden zu sein.

Da brachte der Knecht die Lampe. Der Gast verschwand.

Luckow schlief fest und traumlos bis in den Sonntagmorgen hinein. Dabei waren die Decken viel zu kurz, das besondere Fußkissen fehlte, das Kopfpolster war nicht in gewohnter Höhe; das Bett stand nicht in Nordsüdrichtung; auch hatte er keine Baldriantropfen genommen. Sonderbar. Er wartete noch immer vergeblich auf die erste Äußerung eines Schnupfens, der nach dem Stehen mit bloßem Kopfe unbedingt fällig war. Er kam nicht. Höchst sonderbar.

In der Kirche präludierte er frei und geschickt über ein Thema, wie es ihm gerade einfiel. In Dur und Moll, in der Quinte und Quarte erklang es in dreißigfacher Wiederholung: „Des Sonntags ist er Organist, des Montags fährt er wieder Mist." Es wurde eine wundervolle Fuge. Erst als der Organist zum Schluß nochmals das Thema durch Oktavengänge fest einhämmerte, da kam ihm der Begleittext ein, worauf er ein wenig hastig schloß.

Nach dem Gottesdienst wurde Luckow in die Sakristei gebeten. Dort waren die Gemeindevertreter versammelt; Karr und Pastor Lange unter ihnen. Der Pastor machte Luckow den Vorschlag, an den folgenden Sonntagen das Orgelspiel zu übernehmen, bis das Kantorat neu besetzt wäre. Die Verbindung mit Breslau war so günstig, daß er mit dem Frühzuge bequem zur Kirche zurecht käme; allerdings müßte er bis abends mit der Heimfahrt warten.

Karr steckte hinter dem Vorschlage. Er wollte den Freund an die frische Luft bringen und versprach sich manches Gute von einem sonntäglichen Ausflug für Luckows Gesundheit. Zudem kannte er dessen Musikfreudigkeit und wußte, daß das Angebot seinen Neigungen entsprach.

Luckow erblickte darin vor allem eine Anerkennung seiner kantorlichen Tüchtigkeit und sagte in freudiger Aufwallung sofort zu. Beinahe wäre aber Karrs schöner Plan doch noch ins Wasser gefallen. Als nämlich ein leutseliger Kirchenvater etwas von Butter und Speck verlauten ließ, wollte Luckow in idealer Entrüstung aufbegehren und glattweg zurücktreten. Karr stieß ihn jedoch kräftig in die Seite; da besann er sich und ließ alles verlegen lächelnd über sich ergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Buch der Kindheit. / Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter

Kloster Althaldensleben.

(6. Fortsetzung.)

Was ist mir von der Reise geblieben? — Der Linienzauber griechischer Berge, wenn sie, weiß schimmernd im Rosenglanz des Morgens, über dem Meere standen und die Wellen wie geschmolzene blaue Edelsteine ihren Fuß umspülten.

Der goldrote Lockenkopf eines Schiffsjungen — eng gerollt waren diese Locken, wie auf den Köpfen antiker Statuen, und der Bengel saß träumend mit der lässigen Grazie junger Italiener auf irgendeinem Balken oder einem Haufen Taue. Etwas Unbegreifliches wachte in mir auf; eine Sehnsucht, in seine Nähe zu kommen. Aber dann roch er nach Knoblauch, hatte Sommersprossen und schmutzige Hände. Er war doch nur ein richtiger Schiffsjunge...

Venedig in rauschendem Regen, durch graue Nebelflore geschaut. — Am letzten Abend kam der Mond und stand melancholisch im Gewölk über der Seufzerbrücke.

München an einem sehr heißen Maitage. Die Büste des Urgroßvaters Gatterer in der Ruhmeshalle auf der Theresienwiese besucht.

Aber die Wiese — saftgrün quellend von Frische, von fetter Fruchtbarkeit, mit gelbem Löwenzahn wie mit Tausenden von kleinen Sonnen durchsetzt! Grünes, grünes Gras, gelbe, gelbe Blumen, gaukelnde Schmetterlinge... Das war deutscher Frühling! Das Herz jubelte; Deutschland! Heimat! Heimat!

Unterwegs der Abschied von Fräulein Clara auf einer unwesentlichen Station. Sie weinte. Undankbar, freiheitsdurstig jauchzte es in mir: Nun öffnet das Leben alle seine Türen! Ich dachte es nicht — ich fühlte es nur so.

In Althaldensleben empfing uns Tante Gustchen, in deren Hause wir wohnen sollten. Sie hatte hier ein Erziehungsinstitut geleitet, das hatte sie aufgegeben, wollte nun, nahe dem sechzigsten Jahre, nach Berlin und Musik studieren. Nie war jemand einer Schulvorsteherin unähnlicher als dieses liebenswürdige kleine Tantchen mit seinem weißen Häubchen, seinen Kinderaugen und dem Herzen voll Musik und Poesie.

Fliedersträuße auf allen Tischen. Ein eigenes Zimmer für mich, mit weißen Mullvorhängen und so netten alten Biedermeiermöbeln. Und nirgends fehlten die jungen Birkenbäumchen in den Ecken.

Es war Sonnabend vor Pfingsten. Dorf und Haus und Garten dufteten nach Maien und Butterkuchen. Nein, diese Kuchenscheiben, auf weißen Brettern lagen sie — die alten Bäbenborden zerschnitt sie und häufte Berge davon auf bemal Kuchenteller zum Kaffee, der aus feierlichen, bauchigen und geschweiften vergoldete Tassen getrunken wurde.

* * *

Das alte große Gutshaus von Althaldensleben war vor Napoleons Zeiten ei Nonnenkloster, allerdings ein Kloster, im Aussterben begriffen. In der durchau protestantischen Gegend war ein Teil der Himmelsbräute bereits zum evangelische Glauben übergetreten; sie hatten sich eine evangelische Äbtissin erwählt, besaßen ihr eigene Kapelle und lebten in christlicher Liebe (vielleicht auch in christlichem Strei mit ihren katholischen Schwestern unter einem Dache.

Als der Großonkel Nathusius das Klostergut erwarb, nahm sich seine Fra mütterlich der armen Nönnchen an, die nun heimatlos in die weite Welt hinaus zogen. Eine von ihnen gründete einen Leinenhandel in Bielefeld, und unsere Famili zählte zu ihren eifrigen Kunden. Erst während der Not des großen Verzweiflungs krieges wurde von der Verfasserin dieses Buches das pietätvoll bewahrte köstlic Handgespinst der alten Klosterschwester zu Gebrauchsgegenständen zerschnitten.

Im Umkreis des breit gelagerten Gebäudes mit seinem gemütlichen hohen Dac fanden sich die industriellen Anlagen, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts, al Deutschlands Kraft hilflos am Boden zu liegen schien, den Beginn einer neuen mutvollen Rührigkeit bedeuteten. Die Tabakfabrik blühte noch in Magdeburg, di Porzellanfabrik bestand nicht mehr, aber die Zuckersiederei, die Ölmühle, die Brennere und die Brauerei waren in vollem Betriebe. Immer roch es süß und nahrhaf nach Malz, wenn man sich dem Hause von der Hofseite aus näherte. In der Zei von der ich rede, war der alte Onkel Gottlob Nathusius, der große Kaufmann, nu noch eine verehrte Sagengestalt bei den Nachfahren. Seine Witwe, die Schweste meiner Großmutter Behmer, bewohnte einen Flügel des weitläufigen Gebäudes Die Söhne waren geadelt und betätigten sich mannigfach in Staat und Landschaf durchaus in konservativem und positiv christlichem Geiste. Marie, die liebenswürdig Schriftstellerin, war aus reichem Wirkungskreise früh hinweggerufen, ihr Andenken war noch überall lebendig. Das Gut wurde von dem jüngsten Sohne Heinrich bewirtschaftet, der, wiederum mit einer Schwester meiner Mutter verheiratet war

und wie die alten, so hielten auch die jungen Schwestern in inniger Liebe treu zusammen. Tante Luise hatte, obgleich sie selbst zwölf Kinder versorgen mußte, alljährlich die herrlichen Weihnachtskisten gepackt, die uns das Fest verschönten. Auch was Mama sonst an Notwendigem entbehrte, das sandte sie unermüdlich übers Meer.

Es war eine von den Frauen, die ganz Mutter sind, deren Erscheinung gewissermaßen die Mütterlichkeit symbolisiert. Groß und stark kam sie mit wogendem Gange daher, immer etwas an ein Schiff erinnernd, das, beladen mit allen guten Dingen, die Wellen durchschneidet. Ihre braunen Augen waren warm und freundlich, und sie hatte die schönsten Hände, geschaffen zum Austeilen.

Wir standen mit ihr auf dem langen Korridor, zwischen den gewaltigen, geschnitzten Wäscheschränken, und sie stellte, leuchtend vor Glück, meiner Mutter ihren Ältesten vor, als ein junger Offizier, die hellblaue Uniform lässig aufgeknöpft, die Mütze rückuber auf dem schönen, braun gebrannten Kopf, die Treppe neben uns emporstieg und mir lachend in die Augen blickte: „Also, da sind ja die Afrikaner.“ Und man schüttelte sich die Hände. Das waren nun die Vettern, die die Schlachten geschlagen, die Deutschlands Siege erkämpft hatten! Und aus allen Türen sprangen die Helden: Dragoner und Kürassiere, schwarze Husaren und grüne Husaren — denn das Pfingstfest hatte neben den Söhnen des Hauses noch andere Vettern und Freunde zusammengeführt.

Ich war erschüttert, der Kopf schwindelte mir vor so viel junger Männerherrlichkeit, umglänzt vom Ruhme ritterlicher Taten und gefährlicher Abenteuer! Das war nun Wirklichkeit, nicht Dichtung, und schien doch zauberhafter als alle Magie der Poeten.

Das Riesenhaus mit seinen weitläufigen Korridoren, in denen noch die Bilder der alten Äbtissinnen hingen, mit seinen langen Festsälen und seinen traulichen Wohnzimmern, war ganz angefüllt mit Jugend jeden Alters. Überall traf man auf Gruppen von Kindern und jungen Leuten, die unbekümmert eines um die anderen ihren Ferienfreuden nachgingen. Hunde wurden dressiert, Waffen geputzt, Patronen gestopft, auf den Tischen lagen Bilderbücher und Zeichengerätschaften neben den bunten Blumenkränzen, mit denen der Gärtner die Räume zum Fest geschmückt hatte. Um unsere Ankunft wurde nicht mehr Wesens gemacht, als kämen wir aus Dessau. Schon waren meine Brüder von den Kreisen ihrer Altersgenossen aufgenommen, in den Park und in die Ställe entführt. Die ganz Kleinen spielten unter Aufsicht des uralten Müllerchen im Sandhaufen unter den Kastanien. Zu mir gesellte sich meine frühere Gespielin Bärbel, und man ging hinüber, die alte Tante zu begrüßen. Mehr als achtzigjährig, saß sie friedlich in ihrem Lehnstuhl auf dem Fenstertritt, umgeben von Blumen, den Bildern ihrer Kinder und Enkel und seinen zierlichen Strickkörbchen — eine unendlich würdige Erscheinung, das Gesicht noch immer schön, die [illegible] strahlendem Blau, klug und gütig — und mit einem Blick, der bis ins [illegible] Menschen zu dringen schien. Unter der weißen Haube ringelten sich zwei [illegible]chen hervor. Während bei Landrats der ganze Haushalt, auf die Kinder [illegible] eher etwas Traulich-Bürgerliches hatte, war die Umgebung der alten Madame Nathusius, wie die Dorfleute sie noch immer nannten, gepflegter, feierlicher, feudaler. Manches Möbelstück ging über das Biedermeiersche hinaus und wies auf das Empirezeitalter, in dem die Tante als wunderschöne junge Frau das Haus des alternden Gatten betreten.

Waltete drüben an den Wänden die freundlich-idyllische Kunst Onkel Hermann Behmers, so blickten hier aus breiten Goldrahmen die großen Ölgemälde des Großonkels mit dem blauen Frack und der Schnupftabaksdose, der Tante im hochgegürteten Kleide à la Königin Luise, den roten Longschal über dem entblößten Arm, das blonde Gelock griechisch frisiert. Und die Kinder als Babys festgewickelt, bis zum Halse, wie die Bambini von Fiesole, älter geworden, mit auf die Füße fallenden Spitzenhöschen und Samthabits, Kaninchen oder weiße Tauben in den Armen haltend.

Was gab es zu schauen, zu betrachten! Man wußte nicht, wo man die Augen zuerst hinwenden sollte. Ein munterer Vetter, ein Sohn Maries, der bei der Großmutter zu Besuch war, tat allerlei für Sechzehnjährige verfängliche Neckfragen, die man vor Verlegenheit kaum zu beantworten wußte. Man war nur grenzenlos erstaunt, daß er nicht einmal die sehr würdige Tante Hannchen mit seinen Scherzen verschonte. Das unverheiratete Fräulein Nathusius lebte bei ihrer Mutter. Ihr Zimmer trug wieder ein anderes, persönliches Gepräge: Staffeleien und Malgerätschaften, kupferne Krüge und andere italienische Erinnerungen, mächtige Rechnungsbücher mit der Aufschrift „Blindenanstalt Detzel“ zeugten von ausgebreiteter Tätigkeit.

Der Kirchgang war immer eine großartige Angelegenheit in Althaldensleben. Tante Luise liebte es, sich in feierlichem Zuge, neben ihrem Gatten, umgeben von ihren Kindern, Gästen, Erzieherin und Hauslehrer, durch die Dorfstraße in das von ihrer Schwägerin ausgemalte Gotteshaus zu begeben. Sie brachte damit jeden Sonntag symbolisch ihr ganzes Haus dem Herrn zum Opfer. Es war hübsch anzusehen, wie sie sich in ihrem Kirchenstuhl häuslich einrichtete, mit Fußsack und Rückenkissen, mit Kirchenstrauß, Gesangbuch, Bibel, mit Zetteln und Bleistift zum Notieren besonders ergreifender Stellen der Predigt, mit Pfefferminzplätzchen und Riechfläschchen, falls einem der Kleinen schlecht werden sollte. So war sie ganz daheim bei ihrem Gotte, und jeder Kirchgang wurde ihr in Wahrheit zur köstlichen Feierstunde, mit lautem Lobgesang, mit Dank und herzlichem Gebet.

Der Vettern zarte Pflicht war es, auch für Schwestern und Cousinen ein Kirchensträußlein zu pflücken, oder nur eine starkduftende Blume, die matten Sinne während der Predigt zu erquicken, wobei denn manche feine Sympathie sich ohne Worte kundtun durfte.

Am Mittag dieses sonnigen Pfingsttages ging ein brausendes Gewitter nieder. Die Fliederbüsche an den weiten Rasenflächen des Parkes wanden sich in stürzenden Regenfluten, unter den metallisch glänzenden Kastanienbäumen lagen die abgeschlagenen Blüten — und es wurde kalt, kalt, kalt! Wir Südenskinder schlotterten in unseren weißen Festkleidern. Es ging uns eine Ahnung auf, daß auch in Deutschland die Welt nicht vollkommen war.

Nach dem Fest reiste ich mit meiner Mutter ins Wildbad. (Fortsetzung folgt.)

Für die Frauenwelt.

Die große Taschenmode. Wir wollen heute nicht über Mantel- oder Reisetaschen plaudern, wir wollen uns über die große Handtaschenmode unterhalten, eine Mode, die mit Recht außerordentlich unterhaltsam genannt werden darf. Zeige mir deine Handtasche, und ich werde dir sagen, wie du bist! Und es gibt gerade jetzt so amüsante Handtaschen; sie wirken wie eine Aufforderung an die Frauen, wie eine Aufmunterung, sich wieder mehr dem Leben zu nähern, denn die Handtasche spielt eine Rolle, eine ganz bestimmte Rolle im Leben der Frau. In diesem Jahre gibt es eine Menge reizender Taschen; lange haben wir feine Formen, Eleganz und gutes Material auf diesem Gebiete entbehren müssen. All dies ist nachgeholt worden, und was uns besonders freut, das ist die saubere, zweckdienliche Verarbeitung der Stoffe. Rot scheint sehr zu gefallen; man sieht sehr viel feuerrote, feingenarbte Besuchsledertaschen, meist lang und schmal, nicht sehr groß, ohne Metall. Für den praktischen Gebrauch, als Straßentaschen, sind die meist schwarzen und braunen, ledernen Koffertaschen gedacht; sie sind wirklich sehr nützlich, mit Patentschloß und festem Metallbügel; indessen, dieser Bügel zeigt viele Variationen. Die letzte Taschenmode bevorzugt den Taschenbügel und verziert ihn mit Elfenbein und Halbedelsteinen; für den Bügelknopf verwendet man vielfach lila und grüne Steine. Die praktischen Taschen interessieren uns sehr. Und besonders die Luxustaschen! Sie sind so reizend und so kostbar, daß man sie gar nicht übersehen kann! Schildpattaschen sind letzte Mode, dunkles und blondes Schildpatt in großen Flächen, auch Elfenbein, und dann ein mattes, weiches, schwarzes Leder mit Golddruck, und dieser Golddruck zeigt japanische Motive. Diese Taschen haben einen ganz raffinierten Verschluß, dunkelgetöntes Elfenbein, geschnitzte Drachen, Köpfe, Figuren, die wie Talismane aussehen. Handtaschen gibt es, deren Außenseiten ganz aus feinen Elfenbeinschnitzereien bestehen, Schäferszenen, Rokokogeschmack, aber noch viel mehr Empire. Silhouetten aus Elfenbein, Kränze, Lyren, Liebesidylle, haarscharf ausgeschnitten. Elfenbein mit hauchzarten Gravüren, mit zärtlichen Motiven, man denkt an Heines Gedichte, an Schubert-Lieder. . . Bügel und Verschluß sind oft sehr raffiniert ausgeschmückt. Häufig ist die Vorderfläche der Tasche außerordentlich kostbar verziert; da sind kleine Körbchen aus getriebenem Silber, aus geschliffenen weißen Steinen, Empiremotive unter Glas, wie Miniaturen aufgesetzt, auch prachtvolle alte Stickereien, feinster Gobelinstich, Blumenstücke, noch ganz unverblichen, Rosen in einem schmachtenden Blaurosa, feurige Nelken, wie gemalt, aber dennoch zierlich gestickt, und all dies unter Glas, leicht gerahmt, auf die Außenseiten gebracht. In dieser Art sind auch kleine handgestickte Gobelinlandschaften sehr originell verwendet worden; ein wenig sentimental wirken die gepreßten Blumen unter geschliffenem Glas, zarte, verblaßte lila Glocken, sehr minuziös. Die Gemme ist vielfach vertreten, gelblich, leicht getönt als plastisches Profil, als kleines, sehr kleines Gruppenbild, auf Schildpatt und auf mattem Leder. Sehr modern sind Lacktaschen in Schwarz, farbig gemustert, man findet weiße Karos, kornblumenblaue Streifen, ganz schmal, in weiten Abständen. Emaille als Verzierung ist sehr modern; in Verbindung mit Straßsteinen sieht dieser Taschenschmuck sehr gut aus, besonders wenn die Kranz- und Girlandenmuster recht anmutige Linien und Formen aufweisen. Es war wirklich sehr unterhaltsam, all die neuen, schönen Handtaschen zu besichtigen; in einem großen Spezialhaus habe ich sie mir angesehen, diese nützlichen und einfachen, koketten und luxuriösen Handtaschen, die treuen Begleiter der Frauen auf ihren sehr verschiedenen Wegen. Else Levin.

Konfirmationskleider. Die Frage der Konfirmandenkleider machte den Müttern immer recht viel Kopfzerbrechen. Nun, da die Stoffe so viel teurer und die Herstellungskosten erheblich gestiegen sind, liegt es nahe, daß man diese Angelegenheit einer noch eingehenderen Betrachtung unterzieht. Es ist kein Kleid wie viele andere. Man darf es nicht lediglich unter praktischen Gesichtspunkten anschauen. Ideelle Werte verknüpfen sich mit ihm, Erinnerungen, die uns das ganze Leben begleiten. Das Konfirmationskleid! Es gibt wohl keine Frau, die sich nicht dieses ebenso wie ihres Hochzeitskleides erinnert. Deshalb hat es wohl das Recht, intensiveres Interesse zu erregen, als andere Toiletten beanspruchen dürfen. Selbst das bescheidenste junge Mädchen denkt viel über das „wie" dieses Kleides nach, und man darf ihm deshalb nicht einmal wegen Eitelkeit oder allzu großer Äußerlichkeit Vorwürfe machen. Jeder Ehrentag verlangt Ehrenzeichen, die auch in Äußerlichkeiten ausgedrückt werden. Und dann noch eins! Dieses Kleid kennzeichnet die Grenze zwischen Kind und heranreifendem Mädchen, es bedeutet häufig den ersten längeren Rock. Soll es nun einfach oder nicht ganz schlicht, schwarz oder weiß sein. Die erste Frage läßt sich nur unter ganz persönlichen Gesichtspunkten entscheiden. Es ist wahrscheinlich richtiger, einen vollkommen anspruchslosen Stil zu wählen, was natürlich nicht mit Primitivität verwechselt werden darf. Man ist sich nur seltsamerweise häufig nicht klar darüber, wo diese Grenze zu finden ist, und behängt dieses ernste Feierkleid mit geschmacklosen Überflüssigkeiten. Die zweite Frage, ob Schwarz oder Weiß, hängt häufig von der Gegend ab. In manchen Teilen unseres Vaterlandes trägt man nur Schwarz, in andern nur Weiß. Weiße Kleider haben erstens den Vorzug größerer Jugendlichkeit, zweitens lassen sie sich später besser verwenden. Diesen beiden schätzenswerten Eigenschaften steht die Feierlichkeit gegenüber, die schwarzen Kleidern unbedingt eigen ist. Ein schwarzes Konfirmationskleid ist zweifellos ernst, ein Umstand, den mit Recht viele junge Mädchen lieben. Man kann auch das schwarze Kleid später verwenden. Am meisten kommt hierfür guter schwarzer Velvet in Betracht. Diese schwarzen Velvetkleider können ohne jeglichen Ausputz gearbeitet werden. Um ihnen später ein festliches Gepräge zu geben, genügt eine Goldschnur, ein farbiger Bandgürtel, eine nette bunte Stickerei. Seidene Kleider kommen überhaupt nicht, weder in Schwarz noch in Weiß, in Betracht. Seide eignet sich nicht. Vor allem sei vor weißen Crêpe-de-Chinekleidern gewarnt. Noch so zurückhaltend gearbeitet, haben sie etwas von einem Ballkleid an sich, stehen sie in krassem Widerspruch zu der Gelegenheit, für die sie bestimmt sind. Und wie alle Kleider nur dann hübsch sind, wenn sie restlos ihrem Zweck entsprechen, gelangt dieser Umstand bei dem Konfirmationskleid zu gesteigerter Bedeutung. Ola Alsen.

Späte Ehescheidungen. Daß vielfach Ehegemeinschaften nach kurzer Dauer wieder zerfallen, z. B. zahlreiche durch Kriegstrauung begründete Ehen, ist nicht überraschend. Die Erklärung liegt darin, daß ein kurzes Zusammenleben Aufklärung bringt über die irrtümliche Persönlichkeitsauffassung der Ehegenossen. Allseitige Verwunderung pflegt aber einzusetzen, wenn nach 15-, 20- oder 25jähriger Lebensgemeinschaft eine Scheidung eingeleitet wird. Eine psychologische Erklärung dieser gar nicht seltenen Prozesse kann hier nur darin gesucht werden, daß die Weiterführung der bisherigen Lebensgemeinschaft gehindert wird durch Persönlichkeitsänderung eines der beiden Ehegatten oder beider. Tatsächlich nun lehrt die Beobachtung, daß diese Erscheinung mit den Lebensjahren zusammenhängt. Das „gefährliche Alter" verändert ebensogut den Mann wie die Frau. Die bei beiden Geschlechtern sich ausprägende Steigerung

der Erregbarkeit gibt oft Anlaß zu Eheirrungen, zumal wenn der Gegenpart nicht geneigt ist, die Tatsache der physiologischen Umwandlung zu berücksichtigen. Fast immer zielt die Weisheit des Stadtgeredes dahin, dem Leichtsinn des Mannes alle Schuld zuzuschieben, während oft genug die primäre Ursache in dem ablehnenden Verhalten der Frau zu suchen ist. Bei der Frau bildet sich oft Neigung zu Mißtrauen, zu falschen Selbstbeziehungen, zu Trübsinn und Heftigkeitsausbrüchen aus. Meist hat schon in den früheren Jahren der Ehe die Natur Warnungen erteilt. Manche Frauen neigen monatlich zu tiefen Verstimmungen; hierin ist eine Warnung zu sehen. Durch Kenntnis dieser Tatsache kann viel Unheil verhütet werden. Wenn die Frau weiß, daß sie an den gefährlichen Tagen und in den gefährlichen Jahren äußerst vorsichtig sein muß in der Wertung ihrer Gefühlsimpulse, so kann sie durch erhöhte Achtsamkeit zum Selbstbezwingen der Stimmungslage gelangen. Der Mann wird, wenn er den guten Willen sieht, leichter geneigt sein, ein gelegentliches Ehegewitter geduldig über sich ergehen zu lassen in dem Bewußtsein, daß keine dauernde Charakteränderung vorliegt, sondern eine vorübergehende Störung. Ich kenne manches bejahrte Ehepaar, dessen Lebensgemeinschaft zu zerspringen drohte in dem gefährlichen Alter, und das in ruhigeren Jahren eines friedlichen und frohen Zusammenlebens in ungetrübter Harmonie sich erfreut hat. Dr. Engelen, Düsseldorf.

Literatur und Kunst.

Junge holländische Kunst. Von Franz Dülberg.

Die gewaltige Erschütterung, die in den letzten zehn Jahren das bildnerische Schaffen in Europa durchzitterte, hat nicht zum wenigsten in dem Lande der wohl reichsten malerischen Handwerkstradition, bei unseren nordwestlichen Nachbarn, ihre Wellen geschlagen. Der Vorgang, mit dem wir uns alle irgendwie abfinden mußten, die Infragestellung einer dienenden seelenvollen Naturwiedergabe durch den Herrscherwillen des Geistes, der den Dingen die eigene Form aufzuprägen trachtet und statt ihres allgemein ersichtlichen Aspekts die hinter der äußeren Erscheinung liegende Essenz darzustellen sucht, diese schwerste und gefährlichste Revolution unseres höheren Sehvermögens mußte natürlich besonders erregend in einem Lande wirken, wo das Bild weit mehr als bei uns der vornehmste Ausdruck des künstlerischen Allgemeinstrebens ist.

Seien wir darum dankbar, wenn eine jetzt durch die deutschen Städte wandernde Ausstellung, die wir dem Entschlußgeist des Begründers der den kraftvollen Namen „Die Kornscheuer" führenden Kunst- und Kulturzentrale, Const. J. Davids, und seines holländischen Werkgenossen Jacques Jacobsen zuzurechnen haben, uns vor Augen führt, wie die späten Erben Rembrandts sich mit den neuesten, aus Frankreich und Rußland auf Europa eindringenden Losungsrufen der Kunst auseinanderzusetzen wissen.

Eine starke bewußte Architektonik der Malerei, ein Bauen in geometrisch entwickelten Gesichts- und Landschaftsformen, ganz wie es der Herzenslust heutiger Kubisten entspricht, finden wir in Holland schon in den Hauptwerken des etwa 1490 jugendlich verstorbenen, gewaltig entdeckerfreudigen Geertgen van Sint Jans, von dem manche Werke ganz auf das nach innen springende Dreieck komponiert sind. Den internationalen Zug, den wir beim Betrachten der jungniederländischen Ausstellung an dem Nachfahren der Präraffaeliten, Jan Toorop, und an dem Umdichter der Kunstschätze des Louvre, Willem van Konijnenburg, feststellen, entdecken wir bereits bei Dürers Zeitgenossen Lucas van Leyden. Und auch bei Rembrandt, so sehr er vom Augenerlebnis die Parole zu empfangen pflegte, begegnen wir der Willkür seiner den Gegenstand bannenden Lichtpoesie und der Traumarchitektur eines so nirgends verwirklichten Barocks, die am herrlichsten vielleicht in der Riesensynagoge seines Haager „Simeon im Tempel" vor uns tritt.

Vom Rembrandtschen Goldlicht entfernt sich in seinem Streben nach klaren ungebrochenen Farben und laut redender Linienschrift bewußt der Meister, der zwar mit keinem seiner Werke, aber in der ekstatisch sprechenden Bronzestatuette des selber nach scharfkantigen Stilisierungen strebenden Bildhauers Mendes da Costa (Abbild. 8) auf der Ausstellung vertreten ist: der von innerer Glut und fanatischem Erlösungsdrange früh verzehrte Vincent van Gogh, der Ahnherr aller starken Ausdruckskunst unserer Tage.

Mehr im formalen Sinne, durch ihre Betonung der Linie gegenüber der Herrschaft der Farbstimmung, stehen die beiden lebenden Schutzpatrone der Bilderschau, die schon genannten Toorop und Konijnenburg, am Eingang der neuesten holländischen Kunst. Neben Toorop, dessen „Engel der Eingebung" (Abbild. 5) in seiner scharf und bestimmt aussagenden Handschriftlichkeit ein gutes Beispiel der jüngsten Phase des etwa 62jährigen Meisters darstellt und in Deutschland durch die Stimmungsverwandtschaft mit Dichtungen Stefan Georges Freunde finden dürfte, muß mit Nachdruck auf den zehn Jahre jüngeren Konijnenburg hingewiesen werden, dessen flächenhafter Bildaufbau den Grundfähigkeiten der Malerei näher entspricht, und dessen Anschauungsreichtum alle Kulturstufen von vorsintflutlicher Urwelt bis zum italienischen Mittelalter umfaßt (Abbild. 4). Ein Meister des stark redenden Umrisses ist auch der lange in Deutschland tätige Thorn Prikker, der als Entwerfer von Glasgemälden neben unserem Melchior Lechter genannt zu werden verdient, und der an den herben Ernst der deutschen Kartonkunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederanknüpft.

Diesen drei älteren Führern schließt sich der lyrisch weiche Lodewijk Schelfhout an, der durch Studienaufenthalte im stolz und wild südlichen Korsika ein Gegengewicht gegen die Blondheit seiner Heimatnatur zu schaffen sucht und durch Abwechslung starker schwarzer Konturen mit einem zarten Weinrot des Untertons reizvolle Farbstimmungen erzielt (Abbild. 6).

Von Toorop nehmen auch die beiden Brüder Piet und Matthieu Wiegmann ihren Ausgang, von denen jener durch großgesehene, die Formen gewissermaßen auseinanderspannende Porträtzeichnungen, dieser durch reliefmäßig feierliche Darstellungen biblischer Stoffe vertreten ist (Abbild. 3). Toorops eigene Tochter Charley sucht sich dem übermächtigen Einflusse des Vaters zu entziehen und hat in scharf leuchtenden, wie Metallplatten gegeneinander abgegrenzten Farbflächen ihren eigenen Stil gefunden.

Neben der gedankenbeschwerten, asketisch mageren Art Toorops steht eine sinnenfreudigere Richtung, die, an Pariser Muster angelehnt, die Grenze stofflich reizvoller Frauenmalerei streift, aber durch einen bisweilen an die arkadischen Träume unseres Hans v. Marées gemahnenden Stil- und Kompositionswillen sich über das Niveau des gegenständlich Wohlschmeckenden erhebt. Sowohl der linear stärkere Jan Sluyters als auch der in breiteren Flächen und Formen sich ergehende Kees van Dongen (Abbild. 9) beweisen schon durch die sehr delikate Freiheit ihrer Umrißgebung, daß sie sich vom Erdenzwang ihrer Gegenstände zu lösen wissen.

Zu den Problemen der Geometrisierung der Malerei nimmt entschlossen der vielseitige Leo Gestel Stellung, der sein im graublauen Farbton sehr vornehmes Porträt des Dichters Rensburg (Abbild. 7) ganz auf unregelmäßige, nicht ganz dicht schließende Vierecke aufbaut, in Landschaften und Blumenstücken sich aber bereits der Grenze zwischen malerischer Darstellung und reiner Flächendekoration nähert. Während ihm im Betonen des Malkörpers W. Schuhmacher und Jaap Weijand, Schöpfer eindringlicher Monumentalbildnisse, nahe stehen, gehen als Vertreter radikaler Richtungen über Gestel hinaus B. van der Leck, der beispielsweise die Gestalt einer Näherin oder eines Trinkers in einzelne farbige Dreiecke auf weißem Grunde auflöst, die man sich dann nach Art eines Bilderrätsels aus der Entfernung entziffern kann, Theo van Doesburg, der sich auf Stimmungserregung durch schachbrettartige Flächenmuster beschränkt, und die in Deutschland lebende Frau Jakoba van Heemskerck, deren an Kandinskysche

Kompositionen erinnernde, völlig gegenstandslose Farben- und Raumteilungen vor slawischen Erzeugnissen dieser Art das reiche Erbe des sicheren Ziergeschmacks der alten Delfter Fayencekunst voraushaben.

Fast scheint es aber, als ob die junge holländische Künstlergeneration sich wieder einer neuen Ausdeutung Rembrandts zuwenden wolle. Besonders deutliche Fingerzeige in dieser Richtung geben H. F. ten Holts talentreiche „Flucht nach Ägypten“, wo vor einem lehmigen Hohlweg und schwarzen Gewitterwolken die Gesichter des heiligen Paares in einfachster Niederschrift aufleuchten, Piet van Wijngaerdts in der Auswägung der Farben besonders glückliche „Heuernte“ (Abbild. 1), M. Laus kupferbraun leuchtendes, wuchtig aufgebautes Arbeiterbild „Der Gräber“ und die auf reine und eigenartige Akkorde abgestimmten Stilleben Ernst Leydens und A. Colnots.

Wenn auch der jetzt durch Deutschland ziehenden Ausstellung zur Vollständigkeit einige wichtige Figuren, der Experimentator Mondriaan, der innige Stillebendichter Floris Verster, der stets kapriziöse Monnickendam und die Zauberin des Puppenmärchens Lizzy Ansingh fehlen, so zeigt sie doch mit erfreulicher Eindringlichkeit, daß die lebende Kunst Hollands voll ist von gärenden, aber gesunden Säften, und daß die, die ihr dienen, sich in ihrer entscheidenden Mehrheit mit gleicher Geschmackssicherheit freizuhalten wissen von einem hochmütigen Verneinen zeitgestellter Probleme wie von einer modesüchtigen Gefolgsleistung, die in den Glasberg gestaltloser Kunstmathematik ohne Wiederkehr hineinführt.

Carl Hauptmann.

Aus Schreiberhau kommt die Kunde, daß der Dichter Carl Hauptmann, den schon im vergangenen Jahre ein Schlaganfall getroffen hatte, am 4. Februar entschlafen ist. Vielen galt Carl Hauptmann nur als der Bruder des berühmteren Gerhart. Wer freilich tiefer in das Schaffen des nun Verewigten eingedrungen ist, erkannte, daß der Dichter des „Einhart“ eine starke Einzelpersönlichkeit gewesen ist, der man mit dem Schlagwort „Epigone“ keineswegs gerecht wird.

Die Bedeutung Carl Hauptmanns liegt auf dem Gebiete des Romans. Sein reifstes Werk ist ohne Zweifel „Einhart der Lächler“, in welchem er ein Künstlerleben in seltener Meisterschaft sich vor uns entwickeln läßt. Wie die Seele dieses Menschen sich emporringt aus dem geregelten Sein des Vaterhauses in die „offenen Erdenräume, in Wälder und Heiden“, wie dieser Mensch im tiefsten Innern einsam bleibt und einsam bleiben muß, das erleben wir mit wärmster Anteilnahme, gefesselt nicht nur von dem Stoffe, angezogen auch von der Form, in die Carl Hauptmann das Schicksal dieses Menschen zu fassen gewußt hat. Hinter diesem umfangreichen, seiner künstlerischen Bedeutung nach an erster Stelle stehenden Werk treten die übrigen Bücher des Dichters ein wenig zurück. „Aus Hütten am Hange“ enthält kleine Erzählungen von armen Leuten, die in schlichter Umgebung hausen. Die Landschaft entsteht unter der Hand des Dichters eindringlich vor uns. Der Roman „Mathilde“ gibt die Geschichte einer starken, unbeugsamen Frauenseele, die in die Stadt flieht, manch Häßliches sieht und erlebt und doch im Innersten gesund und aufrecht bleibt. Einsame Menschen schreiten durch das eine behagliche Stimmung ausströmende Büchlein „Miniaturen“. Die Romantik hat in diesem anziehenden Werk eine freudige Auferstehung gefeiert. Weitere Prosawerke des Dichters sind „Judas“, Nächte,“ „Ismael Friedmann“ und „Schicksale“.

Der Dramatiker Carl Hauptmann war wenig erfolgreich, obwohl er einige Werke veröffentlicht hat, die manchen der meistbeklatschten Schöpfungen unserer Tage ebenbürtig zur Seite stehen. „Marianne“ und „Waldleute“ waren die ersten dramatischen Arbeiten des von der Naturwissenschaft zur Dichtkunst Gelangenden. „Ephraims Breite“ folgte. Für „Die Bergschmiede“, ein faustisches Drama vom Menschen, erhielt Carl Hauptmann den Volksschillerpreis. Im Jahre 1905 erschien „Die Austreibung“, ein Jahr danach „Moses“. Das Schicksal des großen Korsen suchte der Dichter in „Napoleon Bonaparte“ künstlerisch zu erfassen. Mit all diesen Arbeiten gelang es dem Dichter ebensowenig wie mit der „Langen Jule“, den „Armseligen Besenbindern“, „Tobias Buntschuh“, den „Rebhühnern“ und „Musik“ sich die Bühne für dauernd zu erobern.

Als Sohn eines Hotelbesitzers wurde Carl Hauptmann am 11. Mai 1858 zu Ober-Salzbrunn geboren. Er studierte von 1879 bis 1883 zu Jena unter Haeckel und anschließend in Zürich Naturwissenschaften und Philosophie. Nach Aufenthalten in Berlin, Schreiberhau und in den Vereinigten Staaten von Amerika ließ er sich in Mittelschreiberhau nieder, wo er bis zu seinem Tode, unaufhaltsam schaffend und wirkend, seinen Wohnsitz hatte.

Hans Gäfgen.

Karl Söhle. Zu seinem sechzigsten Geburtstag am 1. März.

Dieser Dichter und Musikant kennt sich in seinem Innern und in seinem Leben aus. Das zeigt sein einziger Roman „Der verdorbene Musikant“ (wie alle Bücher Söhles bei L. Staackmann in Leipzig). Er schildert darin, wie es gekommen ist, daß er es zu nichts gebracht hat. Zu nichts? Es stimmt nicht ganz. Er hat es zu etwas gebracht, was viele Menschen, und nicht die schlechtesten, für das wertvollste Gut des Lebens halten: zum Humor! Zu jenem Humor, der aus Leid und Gemüt, Lebensbejahung und -verneinung erwuchs, zu jenem Humor, der in einem Jean Paul, Wilhelm Raabe, Gottfried Keller lebendig war und in Reuter ganz volkstümlich wurde.

Diesen Großen im Reiche der Dichtung gesellte Söhle sich zu. Nicht als ein Großer, aber gewiß als einer, der etwas Eigenes zu sagen, zu geben hat, der immer Echtes gab und nie aus zweiter Hand schuf. Was man auch vom ästhetischen oder universalgeistigen Standpunkt aus gegen Söhles Schaffen einwenden mag, nie kann man wegreden, daß dieses Dichters Bücher aus innerstem Erleben hervorwuchsen und in Ton und Gestaltung selbständig geschaffen wurden.

Zweierlei Blut riß Söhles Entwicklungsweg in ewigem Zickzack hin und her. Nicht räumlich. Denn da hat sich sein Leben zwischen der Lüneburger Heide, Berlin und Dresden abgespielt. Aber seelisch: der Dorfjunge wollte nie ein Gymnasiast werden, der Seminarist wurde nur Lehrer um der Musik willen, der Musikant drang nicht zum großen Sieg durch, weil das Geld fehlte, bis der reife Mann sich Stimme schuf als Poet.

Mit den „Musikantengeschichten“, in denen er phantasievoll, gemütsreich, empfindsam, behaglich, herzwarm, humorvoll, sicher und innerlich das Seelenleben des musikalischen Menschen dichterisch groß und menschlich rein offenbarte und sein Meisterbuch schrieb. Mit dem dialogisierten Zeitbild „Mozart“. Mit der kulturhistorischen Novelle „Sebastian Bach in Arnstadt“ und mit den Bildern und Gestalten aus der Lüneburger Heide „Schummerstunde“, die in ihrer bunten Mannigfaltigkeit als Skizzen aus einer besonderen deutschen Ecke mit besonderem deutschen Menschentum ihren Wert haben.

„Der verdorbene Musikant“ und die „Musikantengeschichten“ bedeuten Karl Söhles bleibende Bücher! Wir haben keinen zweiten Dichter in deutscher Literatur, der die Figur des musikalischen Menschen so lauter, reich und echt gestaltet hat wie Karl Söhle. Er tat es aus einer humorgesättigten Weltanschauung heraus, mit der ganzen Liebe zu seiner hannoverschen Dorfheimat und mit der unermüdlichen Frische seiner bunten Phantasie, wodurch seine Werke zur kurzweiligsten Lektüre werden. Söhle wird überall dort Freunde erwerben, wo Liebe zu Musik und Humor als Kennzeichen deutscher Lebenskraft hochgehalten wird.

Dr. Hanns Martin Elster.

Ende des redaktionellen Teils.

—68 am Polytechnikum und an der Universität in Zürich. Von 1869 bis 1870 war er als Ingenieur im Centralbureau für den Bau der Berliner Verbindungsbahn thätig. Nach dem Kriege 1870—71, den er mitmachte, bereiste er 1871—73 Belgien, Frankreich, England, Deutschland und Österreich. 1874 wurde er Privatdocent, 1876 außerord. Professor und 1880 ord. Professor für Ingenieurmechanik, mechan. Wärmetheorie, Aeromechanik und Elasticitätstheorie an der Technischen Hochschule zu Stuttgart. Außer vielen Aufsätzen in Zeitschriften veröffentlichte er: «Der Escher-Linth-Kanal» (Zür. 1868), «Allgemeine Theorie und Berechnung der kontinuierlichen und einfachen Träger» (Lpz. 1873), «Über die graphische Statik» (ebd. 1874), «Die Festigkeitseigenschaften und Methoden der Dimensionenberechnung von Eisen- und Stahlkonstruktionen» (ebd. 1876; 2. Aufl. 1888), «Theorie der elastischen Bogenträger» (Münch. 1879; 2. Aufl. 1896), «Theorie des Erddrucks auf Grund der neuern Anschauungen» (Wien 1881), «Theorie elastischer Körper» (Lpz. 1884), «Das Princip von der Erhaltung der Energie seit Robert Mayer» (ebd. 1885), «Theorie der statisch bestimmten Träger für Brücken und Dächer» (ebd. 1887), «Beispiele und Aufgaben zur Berechnung der statisch bestimmten Träger für Brücken und Dächer» (ebd. 1888), «Robert Mayer» (Stuttg. 1890), «Die Mechanik der Wärme von Robert Mayer» (ebd. 1893), «Kleinere Schriften und Briefe von Robert Mayer» (ebd. 1893).

W. E. Z., Abkürzung für Westeuropäische Zeit, s. Eisenbahnzeit.

Wezel, Joh. Karl, Romanschriftsteller und Lustspieldichter, geb. 31. Okt. 1747 zu Sondershausen, studierte seit 1764 in Leipzig, wurde Hauslehrer in der Lausitz und nach größern Reisen Theaterdichter in Wien, wo er in besonderer Gunst bei Joseph II. stand; bald aber ging er wieder nach Leipzig, wo er sich mit Schriftstellerei beschäftigte. Seit 1786 verfiel er in gänzliche Geisteszerrüttung, in welcher er sich für einen Gott hielt, lebte dann in Sondershausen und starb hier 28. Jan. 1819. Von seinen zahlreichen Romanen sind «Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen» (4 Bde., Lpz. 1773—76) und «Hermann und Ulrike» (4 Bde., ebd. 1780) die wertvollsten. Seine «Lustspiele» (4 Bde., Lpz. 1778—87) fanden auf der Bühne wenig Beifall.

Wezel & Naumann, Kunstdruck- und Verlagsanstalt, Aktiengesellschaft, in Leipzig-Reudnitz, gegründet 1872 von Julius Wezel (geb. 28. März 1841 in Döhlen bei Zwenkau) und Paul Naumann (geb. 23. Mai 1846 in Leipzig), 1896 in eine Kommandit-, 1901 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Sie fertigt große Studienwerke von Künstlern aller Länder, namentlich in Malvorlagen, ferner Gratulationskarten, Genre- und Künstlerpostkarten, Konfirmationsbücher, Kalender, Etiquetten und Cigarrenausstattungen, dann Reklameplakate und -Artikel, Buntdrucke (in Lithographie und Dreifarbendruck). Daneben werden präparierte Zinkdruckplatten als Ersatz für lithogr. Steine hergestellt. Das Geschäft hat 2 Dampfmaschinen (90 Pferdestärken), elektrische Beleuchtung, 32 Schnellpressen, 49 Steindruckhandpressen, viele Hilfsmaschinen, beschäftigt 756 Personen, hat Betriebskrankenkasse, Kantine, Dampf- und andere Bäder zu unentgeltlicher Benutzung für das Personal und giebt einen Aussteuerbeitrag bei Verheiratung von Arbeiterinnen nach achtjähriger Thätigkeit.

Wezendorf, ehemalige Landgemeinde, seit 1899 zu Nürnberg gehörig.

Whalsay (spr. wahlsĕ), eine der schott. Shetlandinseln (s. d.).

Wharfe (spr. wahrf), rechter Nebenfluß des nördl. (Yorker) Ouse in der engl. Grafschaft York, im West-Riding, entspringt in der Penninischen Kette zwischen den Gipfeln Whernside und Penigant-Hill, wird bei Tadcaster schiffbar und mündet, 96 km lang, oberhalb Cawood.

Whartonsche Sulze, s. Nabel.

Whatmanpapier, ein mit dem Namen des Fabrikanten (Whatman) versehenes starkes, animalisch geleimtes Zeichenpapier, das sich besonders zum Tuschen eignet.

Wheatley (spr. wihtlĕ), Phillis, amerik. Dichterin (mit ihrem Schriftstellernamen auch Phillis Peters), geb. um 1753 in Afrika, wurde 1761 auf einem Sklavenmarkte zu Boston von John Weatley, einem reichen Kaufmann, gekauft. Sie lernte in 18 Monaten fertig englisch lesen, schreiben und sprechen und trieb auch lateinisch. 1774 besuchte sie mit der Familie ihres Herrn England. W.s Ehe mit dem Neger Peters (seit 1778) war unglücklich, und gebrochenen Herzens und halb verhungert starb sie 5. Dez. 1784 zu Boston. Ihre Gedichte «Poems on various subjects» erschienen zuerst zu London 1773, dann zu Albany (Neuyork) 1793 (Neudruck 1801, 1802, 1834). Einzeln war 1770 erschienen «An elegiac poem on the death of George Whitefield» und 1784 «Elegy sacred to the memory of Dr. Samuel Cooper». Ihre Briefe druckte Charles Deane in den «Proceedings of the Massachusetts Historical Society» (1864).

Wheaton (spr. wiht'n), Henry, amerik. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. 27. Nov. 1785 zu Providence (Rhode-Island), studierte die Rechte und wirkte erst in Rhode-Island, später in Neuyork als Advokat. Er veröffentlichte eine «Digest of the law of maritime captures and prizes» (Neuyork 1815) und gab die Entscheidungen des «Supreme Court» (ebd. 1826—27) in zwölf Bänden heraus, wodurch er auf die amerik. Rechtspflege und Rechtswissenschaft einen nachhaltigen Einfluß ausübte. 1823 wurde W. zum Abgeordneten des Staates Neuyork und 1825 in den Verfassungsausschuß gewählt. Um dieselbe Zeit nahm er teil an der Abfassung eines privatrechtlichen Gesetzbuchs für den Staat Neuyork. 1827—33 war W. Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Dänemark, 1835 übernahm er den Posten eines außerordentlichen Gesandten zu Berlin, 1837 wurde er zum bevollmächtigten Minister daselbst ernannt. Nachdem W. 1845 von seinem diplomat. Posten abberufen worden war, wurde ihm eine Professur des Staatsrechts an der Harvard-Universität übertragen, doch starb er schon 11. März 1848 zu Dorchester in Massachusetts. W.s Ruf gründet sich auf die «Elements of international law» (Philad. 1836 u. ö.; in franz. Bearbeitung: «Éléments du droit international», 2 Bde., Lpz. 1848; 5. Aufl. 1874) und «The history of the law of nations» (Neuyork 1845; ebenfalls in franz. Bearbeitung: «Histoire des progrès du droit des gens», Lpz. 1841; 4. Aufl., 2 Bde., 1865). Diese beiden Hauptwerke erlangten in den diplomat. und polit. Kreisen ungemeines Ansehen. Einen ausführlichen «Commentaire» zu jenen beiden Werken W.s nebst einer Biographie desselben verfaßte W. B. Lawrence (Bd. 1—4, Lpz. 1868—80).

Wheatstone (spr. wihtst'n), Sir Charles, engl. Physiker, geb. 1802 in Gloucester, arbeitete in seiner

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Konservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfungen auch für die neu eröffnete Opernschule finden an den Tagen Mittwoch und Donnerstag den 30. und 31. März 1921 in der Zeit von 9—12 Uhr statt. Schriftliche Anmeldungen können jederzeit, persönliche Anmeldungen am besten am Dienstag, den 29. März im Geschäftszimmer des Konservatoriums erfolgen. Der Unterricht erstreckt sich auf alle Zweige der musikalischen Kunst, nämlich Klavier, sämtliche Streich- und Blasinstrumente, Orgel, Konzertgesang und Opernausbildung, Kammer-, Orchester- und kirchliche Musik, sowie Theorie, Musikgeschichte, Literatur und Ästhetik und beginnt am 4. April

Prospekte werden unentgeltlich ausgegeben.

Leipzig, Januar 1921. Das Direktorium des Konservatoriums der Musik.
Dr. Röntsch.

Hochschule für Frauen



Ausbildung für höhere Frauenberufe

Aufnahmebedingung: u.a. 10klassige höhere Mädchenschule u. 2jähr. sachgem. Weiterbildg.

Staatliche Prüfungen

Ausk. u. sämtl. Drucks. geg. Einsendg. v. 2 M. in Briefm. d. Kanzlei **LEIPZIG, Königstr. 11.**

Dr. Buslik's Röntgen-, Bakteriologie- u. Chemie-Schule für Damen, Leipzig I, Keilstr. 12. Schulauskunft u. Jahresber., 10 frei.

Marie Voigts Bildungsanstalt, Erfurt i. Thür.

Die Wiedereröffnung der technischen Seminare für Hauswirtschafts-, Handarbeits- und Turnlehrerinnen findet zum April 1921 statt. Schülerinnenheim. Auskunftsheft kostenlos.

Fischers Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina Berlin W, Zietenstr. 22
Seit 1888 best. 5511 Zöglinge, dar. 1919: 91 Abiturienten einschl. Dam. Internat.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873. Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Pädagogium Neuenheim in Heidelberg-Neuenheim.

Kleine **Gymnasial- u. Real-Klass. Sexta/Prima.** Erfolgr. Überleitg. in alle Klass. der Staatsschulen. **Abitur. Prima.** (Einjähr. 7./8. Kl.). Wandern. Sport. Eigenes Spielfeld. Garten u. Landbau sichern die Verpflegung. **Familienheim i. eigener Villa ohne** Schlafsäle. Fluß- u. Hallenbad. Werkstätte. Förderung **körperlich** Schwacher u. **Zurückgebliebener. Einzelbehandlung.** Aufgaben in tägl. Arbeitsstunden. Seit 1895: 808 **Primaner,** (Einjähr. 7./8. Kl.) und **Abitur.**

Umlernen

muß heute die ganze Welt, jedoch gar mancher wird davon besonders schwer betroffen. Er muß den ihm lieb gewordenen Beruf aufgeben und steht damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet die **Methode Rustin (5 Direktoren höherer Lehranstalten, 22 Professoren als Mitarbeiter),** ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des einzelnen durch den persönlichen Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufmann, Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einj.-Freiw.-Prüfg., Abit.-Examen, Gymn., Realgymn., Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Mittelschullehrerprüfg., Zweite Lehrerprüfg., Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbausch., Präparand., Konservatorium. **Ausführlicher Prospekt über bestandene Examina kostenlos durch**

Bonneß & Hachfeld, Potsdam, Postfach 284.

Fast alle Kulturfragen

der Gegenwart und Vergangenheit berührt die bereits auf 216 Nummern angewachsene Broschüren-Sammlung

„Volksaufklärung".
(Jede Nummer 60 Pfg.)

Leitgedanken:
Strenge Logik und konkrete Tatsachen gegenüber unheilvollen Tagesphrasen, Mode- und Parteischlagworten.
Verteidigung der idealen Volksgüter gegenüber der Vergiftung der Volksseele.

Bisheriger Absatz der deutschen Originalausgabe:
3 Millionen Exemplare.

In vier Monaten mußten 53 Nummern neu aufgelegt werden.

Wir empfehlen Probebezüge um 30 oder 50 Mk. Lieferung nach Eingang des betr. Betrages.

Bestell-Adresse:
‚Volksaufklärung',
Postfach 54.
Warnsdorf, Nordböhmen.

Lesen Sie die Literarisch-musikal. Monatshefte

Die Zeitschrift ist eine vornehme Monatsschrift für Literatur, Musik, Theater, bildende Künste und Vortragswesen.

Abonnementspreis halbjährl. M. 9,50, jährlich M. 18,—, bei direkter Zusendung vom Verlag. — Probenummern stehen gern zu Diensten

Expedition der Literarisch-musikalisch. Monatshefte
(Verlag Aurora) Weinböhla b. Dresden

Briefmarken

Auswahlsendung nach Aufgabe von Referenzen oder Bankdepot.
Kurt Händel, Crimmitschau i. Sa.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

Technikum Altenburg Sa.-A.

Jngenieur- u. Techniker-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. Oeffentl. Material- u. Maschinenprüflaboratorien
Programm frei!

Dr.-Ing. h. c. V. Graf, Gotha, Sachverständiger für **Wasserkraftanlagen.**

Erfinder, Fabrikanten verlangen **„Edison" Nr. 2** für 5 Mark postfrei **Heinr. Tams, Berlin S. 42**

Technikum Hainichen, Sa.

Höhere Lehranstalt. Masch.-, Elek.-Ing., Techniker u. Werkmeister. Programm frei.
Fabriklehrwerkstätten.
Beginn des Sommersemesters 1. April, des Vorunterrichts dazu 15. März.

Jngenieur-Schule Zwickau (Sachsen)

Jngenieur- und Techniker-Kurse für Masch.-, Elektr.- u. Betriebstechnik.
Semester-Beginn Anfang April u. Oktober.
Auskünfte kostenlos.

Überlingen am Bodensee.

Haushaltungsschule „Villa Seeburg".
In gr. Garten a. See herrl. gelegen. **Gründl. Ausbildg. junger Mädchen in Hauswirtschaft u. Gartenbau** durch staatl. gepr. Lehrkräfte. Neuzeitlicher Komfort, vorzgl. Verpfleg. Gesundheitspflege, Unterricht, Sport. Bes.: Major a. D. Friedr. Genzsch u. Frau.

Seit 24 Jahren

Seelen-Spezialist: 1.) acht Werke „Seelen-Aristokratie", 2.) einfühlende intime **Handschriften-Beurteilung** nach Briefen. Prospekt. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.

Bücher, von denen man spricht.

Verlangen Sie kostenlose Prospekte von **Verlag Aurora, Kurt Martin** Weinböhla b. Dresden.

Briefmarken-Auswahl



ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto.
Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Kriegs-Briefmarken



7 Sarre I. Ausg.	13.50	20 Liechtenstein	10.75	36 Deutsch. Kolonien	30.—
15 alte Monteneg.	7.50	8 Russ. Südw. Armee	12.50	10 Plebiscit Ober-Schles.	7.50
3 Kowno	4.75	7 Lettland Befr. u. Jub.	22.50	11 Plebiscit Schleswig	9.50
3 Riga Befreiung	3.75	6 Polen Reichstag	7.50	9 Thurn und Taxis	15.—

100 verschiedene Kriegsmarken 22.50 | 200 verschiedene Kriegsmarken 90.—

Max Herbst, Markenh., Hamburg Z.
Jllustrierte Preisliste auch über **Kriegsnotgeld** und **Alben** kostenlos.

Kriegsmarken



100 verschiedene Bulgarien M. 135.—
187 versch. Revolutionsmarken, Wert M. 514.— nur M. 185.—

8 Serbien Doppelk.	16.50	8 Lichtenstein	9.—	9 Saargeb.	8.—
30 franz. Kolonien	7.50	12 Deutschöst.	6.80	8 Lettland	12.—
5 Mexiko Revolution	5.—	5 Cheziny	17.—	11 Japan	3.—

Je 1 Kriegsmarken-Sammlung in 2 Bänden, Wert M. 17000.— zu M. 12000.— Wert M. 7000.— zu M. 5000.—.

Alfred Kurth, Colditz 121a (Sachsen).
Probenummer der „Sächsischen Briefmarken-Zeitung" gegen Antwortkarte

Briefmarken





aller Länder bis zu den grössten Seltenheiten. **Auswahlsendung ohne Kaufzwang auf Wunsch.** Bedingungen in der illustr. Fachzeitschrift „Der deutsche Philatelist". **Probenummer kostenlos.**
M. Kurt Maier, Berlin 58 W 8 Friedrichstrasse 185 Fernsprecher: Zentrum 1039.

Mutterschaft

Werden, Geburt, Pflege und Erziehung des Kindes. Von Clara Ebert. **Mit vielen Abbildungen.** Kartoniert M. 14.30, geb. M. 18.70. Geschenkband M. 27.50 postfrei. Ein Haus- und Mutterbuch.
Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart Z.

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis. **Paul Kohl,** G. m. b. H., Chemnitz 8.

Briefmarken-

Sammlung in jeder Größe, sowie Einzelmarken kauft bar höchstzahl. Max Lehmann, Berlin, Krausenstraße 12.

Webers Jllustrierte Handbücher. Verzeichnis kostenlos von J. J. Weber, Leipzig 26.

Weltbekannte Galerie „Moderner Bilder"

Bilder und Postkarten nach Gemälden von Wennerberg, Heilemann, Kirchner usw.
sind die feinsten, pikantesten Darstellungen
Verlangen Sie den illustr. Prospekt in jedem einschläg. Geschäft oder beim
Kunstverlag Max Herzberg, Berlin SW 68, Neuenburgerstr. 37

Dr. Warda-Villa Emilia

Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Blankenburg, Thüringerwald.

Dr. Karl Schulze's **Sanatorium Am Goldberg**
Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Waldsanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg, Thüringerwald. Prosp. für nervöse u. innere Kranke.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. — Prospekte frei. —

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen

(Bayerisches Hochgebirge)
Sanatorium
für innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige.
Gute zeitgemäße Verpflegung.
5 Ärzte. Auskunftsbuch.

Sanatorium Hochstein

Oberschreiberhau
Riesengebirge, 710 m über d. Meere
Besond. geeignet für **Winterkuren**
Unter neuer Verwaltung / Ärztl. Leitung: Dr. Winter

KURHAUS Tannenfeld

für Nerven- u. Gemütskranke
bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Davos-Dorf (Schweiz). **Sanatorium Seehof.** Chefarzt **Dr. Alexander.** Preise täglich Fr. 17.50 bis 24.-

Luzern Kurhaus Sonnmatt für Erholungsbedürftige, Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügl. Verpflegung. Prospekt.



Tannenhof
S.-R. Dr. Bieling Heilanstalt Friedrichroda in Thüringen.

Zerlegbare eiserne Regale



für Bücher, Büro, Küche u. s. w. Preisl. zu Diensten. „Rosettengitterfabrik" Köln-Lindenthal Nr. 32.

Briefmarken

Deutsch-Neuguinea, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Togo 3—25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 4.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanns, Leipzig 13, Postschließfach 6.

Briefmarken



Sammler, verlangt meinen groß. illustrierten Katalog. Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Einsendung von Mark 2.—, worüber Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8, Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.



Gries bei Bozen

Wärmster klimatischer Kurort
im Deutschen Südtirol
Saison von September bis Juni.

Auskünfte über Einreiseerlaubnis und Prospekte d. d. Kurdirektion 3 oder nachstehende Etablissements: **Hotel u. Pension Austria. / Hotel u. Pens. Badl. / Hotel u. Pension Germania. / Hotel Gold. Kreuz. / Hotel u. Pension Sonnenhof. / Hotel u. Pens. Trafojer. / Sanatorium u. Pens. Grieserhof. / Sanatorium Dr. Malfèr. / Pension Bavaria. / Pens. Café-Rest. Edelweiss. / Pens. Guntschnahof. / Pens. Habsburg. / Pens. Julienhof. / Pension Quisisana. / Pens. Vielanders. / Pens. Villa Wickenburg.**

Husten Sie?
Wiesbadener Kochbrunnen-Pastillen
wirken frappant
überall erhältlich oder
Brunnen-Kontor
Wiesbaden.

Was muß jeder über Rheumatismus wissen?

Rheuma ist eine Stoffwechselkrankheit. Das Blut ist beim Rheumakranken nicht in der Lage, die giftige Harnsäure völlig auszuscheiden. An den Ablagerungsstellen der Harnsäure, an den Gelenken und Muskeln, bilden sich Versteifungen, so daß bald jede Bewegung mit starken Schmerzen verbunden ist. Alle Pakkungen und Medikamente wirken nur vorübergehend. Dauernd kann Rheuma nur beseitigt werden durch eine physiologische Behandlungsweise. Das Blut muß so viel Nährstoffe und die Adern so viel Pumpkraft erhalten, daß die Harnsäure fortgespült wird. Das geschieht durch das nach langjährigen ärztlichen Versuchen hergestellte, ungefährliche **Levathol. Levathol-Tabletten** und **Levathol-Pillen** sind leicht assimilierbar. Fordern Sie **ausdrücklich Levatholpräparate,** weisen Sie andere Fabrikate zurück. Levathol ist in den Apotheken zu haben. Alleinige Fabrikanten C. F. Asche & Co., Hamburg 19.



Nicht der Name für irgend was,
Sondern das Merkmal für Qualität!

Katarrh u. Asthma



Hausinhalatorium Syst. Ems. **Kein Glaskugelvernebler!** Gr. Tisch-Luftpumpe! 4 Inhalat.-Sprühdusche od. Vernebelung. - Wasser od. Öl – warm od. kalt! Spez. **Abhärtungskur!** Spez. **Asthma-Kur!** Ärztlich glänzend begutachtet. Verblüffende Erfolge. Prospekt umsonst. Preis Mk. 95.–

C. Ronkarz, Apoth., **München,** L.J., Romanstr 64

Taus. Urteile: 30 jähr. Rachenkat. vollst. kuriert. Kommerz.-R. R. — 18 Jahre Asthma — keine Anfälle mehr. R. N. — 7 jähr. Stirnhöhlen- u. Bronch.-Kat. verschwunden. F. G. — Als 76 jähr. Greis v. m. furchtb. Asthma befreit. G. W.

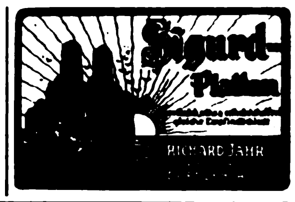
Auskunft umsonst bei Schwerhörigkeit

Ohrengeräuschen, nerv. Ohrschmerz
Ärztl. empfohlen. Glänz. Dankschreiben.
Vers. San. Artikel Gg. Englbrecht, München S. 12, Kapuzinerstraße 9.

Heiraten?

Einwandfrei u. absolut diskret wird das Problem des Sichfindens gelöst durch unsere überall verbreitete Organisation. Große Erfolge! Ein Gesuch über 400 reiche Angebote! Bundesschrift geg. Einsend. v. 1 Mk.

„Der Bund“,
Zentrale Kiel :: Zweigstellen überall.



Widehurg & Sohn



Thüringer Rassehunde-Zuchtanstalt und Grosshandlung
Eisenberg 21 i. Thüringen.
Alle Rassen Schutz-, Wach-, Salon- und Jagdhunde.
Versand zu jeder Jahreszeit unter weitgehender Garantie und kulantesten Bedingungen. Für Preisliste 1,50 M. einsenden. Anfragen Rückporto beifügen.

„Eroscin“
das bekannte
Nerventonicum
gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche.
50 Tabl. ℳ 25.–.
Glänzend begutachtet und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin SO. 26,
Mariannenstrasse 31

Detektiv Nabert
Kgl. Kriminalwachtmeister a. D.
Berlin W 9, Potsdamer Str. 141 (Potsdamer Platz). Tel.: Nolld. 875.
Erstkl. reelles Büro, sämtl. Beobacht., Ermittlungen, Spez.-Auskünfte.

Nachahmungen weise man zurück.



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel entfettet d. Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohlen. Dosen zu Mk. 2.—, Mk. 3.50 und Mk. 5.— bei Damenfriseuren, in Parfümerien u. Drogerien od. von Pallabona-Gesellschaft, München 39D.

Ein guter Trunk für frohe Zecher

Rhein- und Moselweine

Spez. Rüdesheimer u. Rheingauer Naturweine
Eigenbau und Herrschaftsgewächse
NICOLAUS SAHL, Weingutsbesitzer
RÜDESHEIM A/RH.

Für trübe Zeit ein Sorgenbrecher

BÖRNIG

KÜNSTLERISCHE
ETIKETTEN
PRÄGE-PLAKATE
PACKUNGEN
ENTWÜRFE UND MUSTER ZU DIENSTEN

G&U

Kappenschachteln

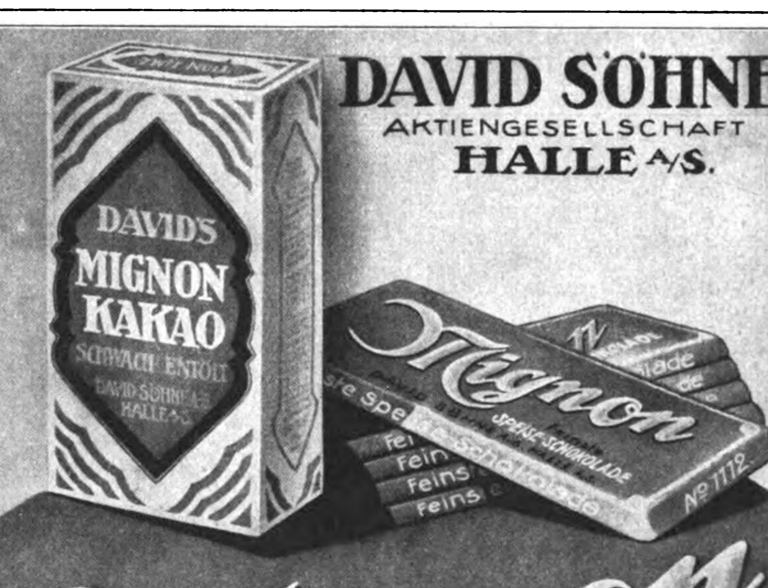
GRETSCHEL u. ULBRICH / DRESDEN-N / KATHARINENSTR. 13

1



KIOS
CIGARETTEN
TRUSTFREI
E. ROBERT BÖHME
DRESDEN

DAVID SÖHNE
AKTIENGESELLSCHAFT
HALLE A/S.



Mignon
KAKAO SCHOKOLADE

Allgemeine Notizen.

Die Frankfurter Frühjahrsmesse findet vom 10. bis zum 16. April d. J. statt. Die damit verbundene Deutsche Textilmesse verspricht nach den überraschend zahlreichen Anmeldungen der Fabrikanten und des Großhandels sehr gut zu werden. Ähnliches ist von der Frankfurter Kunstmesse im Römer, von Lederwaren und Reiseartikeln (im „Haus Offenbach"), von der Schuhwarenindustrie (Osthalle C) und von Maschinenbau und Elektrotechnik zu berichten, die eine imposante Mustershau darbieten werden.

Wiesbaden als Kongreßstadt. Zur Vorbereitung der im Frühjahr d. J. in Wiesbaden tagenden medizinischen Kongresse usw. hat sich unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Travers und des Beigeordneten Dr. Heß ein Ortsausschuß gebildet, der sich mit Rücksicht auf den ernsten, wissenschaftlichen Charakter der Kongresse in der Hauptsache mit Unterkunfts- und Verpflegungsfragen, bei deren Lösung man aber nach einer Versicherung des Vorsitzenden des Hotelbesitzervereins auf das weitestgehende Entgegenkommen der Hotel- und Pensionsinhaber rechnen darf, zu befassen haben wird. Die Reihenfolge der Tagungen ist nun endgültig festgelegt, und zwar werden stattfinden: 1. bis 15. März die ärztlichen Fortbildungskurse, 16. bis 20. März der Balneologische Kongreß, der Deutsche Bädertag und der Verein für ärztliche Studienreisen. Nach einmonatlicher Pause beginnen dann am 19. April die Sitzungen des wichtigen Kongresses für innere Medizin.

Der Stand der Reichsbank ist seit den Kriegsjahren:

	Metallbestand	Reichs- und Darlehnskassenscheine	Wechsel und Schecks	Banknotenumlauf	Einlagegelder	Notendeckung durch Metall in Prozent
1914 31./12.	2130	875	3937	5046	1757	42.2
1916 30./6.	2497	629	6610	7241	2371	34.5
1917 31./12.	2588	1315	14596	11469	3050	22.6
1918 30./6.	2467	1786	16671	12510	9181	19.7
1918 31./12.	2282	5267	27416	22188	13280	10.3
1919 30./6.	1136	9058	33293	29968	13730	3.8
1919 31./12.	1110	11025	41745	35698	17072	3.1
1920 31./12.	1097	23417	60634	68805	22527	1.6

je Millionen Mark

31./12. 1920	Banknotenumlauf	68805
31./12. 1920	Darlehnskassenscheine	12033
	Papiergeld zusammen	80838 Millionen Mark.

Bezüglich der Ausfuhr nach Rumänien macht der Reichskommissar für Aus- und Einfuhrbewilligung folgen-

des bekannt: Die rumänische Regierung beabsichtigt, auf Grund des Friedensvertrages, gewisse Forderungen zu stellen. Es erscheint deshalb ratsam, für Lieferungen nach Rumänien Vorausbezahlung zu fordern. Von dem Nachweis, daß Vorausbezahlung erfolgt ist, kann abgesehen werden, sofern der deutsche Verkäufer sich verpflichtet, bei etwaiger Beschlagnahme der Ware oder der Forderung oder bei sonstigen politischen und wirtschaftspolitischen Maßnahmen durch die rumänische Regierung, die zu einem teilweisen oder ganzen Verlust der Ware oder Forderung führen, keine Schadenersatzansprüche an das Reich zu erheben.

Gründung im Patentwesen. Unter Mitwirkung des Allgemeinen Erfinder-Verbandes E. V. in Berlin haben 45 seiner Mitglieder unter der Firma Patent-Vertriebs-Gesellschaft m. b. H. mit dem Sitz in Charlottenburg ein Institut gegründet, welches den Erfindern auf gemeinnütziger Grundlage bei der Verwertung ihrer Patente und Gebrauchsmuster nicht nur mit Rat und Tat, sondern auch wirtschaftlich zur Seite stehen soll. Das Gründungskapital beträgt 75000 Mark. Den ersten Aufsichtsrat bilden die Herren Ingenieur Alex Wendler aus Charlottenburg, Dr. phil. S. Aschkenasi aus Berlin-Schöneberg, Wirklicher Staatsrat Dr. Alexander Hippius aus Wiesbaden, Fabrikant Alfred Winkler aus Berlin und Gewerkschaftsbeamter Albert Hoch aus Berlin. Geschäftsführer ist der Kaufmann Otto Wiesner aus Berlin. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin W 50, Ansbacher Straße 28.

Die Akademie der bildenden Künste zu Dresden hat den großen Staatspreis für das Jahr 1921 für Landschaftsmalerei und Wandmalerei ausgeschrieben. Als Bewerber werden Maler zugelassen, die die Staatsangehörigkeit in Sachsen besitzen und die Akademie mindestens zwei Jahre besucht und sie auch nicht früher als Ostern 1913 verließen.

Die Wirtschaftlichkeit der Leicht-Autos niederer Steuerklassen. Mehr denn je sind heute weite Kreise auf die Benutzung eines Autos zur Ausübung des Berufes angewiesen. Es ist da ohne weiteres einleuchtend, daß in den weitaus meisten Fällen l e i c h t e Wagen der Forderung nach möglichster Billigkeit im Betrieb eher genügen werden, als stärkere Wagen, weil aus ihrer Bauart der Vorzug geringeren Reifen- und Brennstoffverbrauchs, als dem wesentlichen Faktor für höchste Wirtschaftlichkeit im Betriebe, sich von selbst ergibt. Von den bisher in den Verkehr gelangten Typen hat es vor allem der 5/15-PS-

Wanderer-Wagen bereits zu großer Beliebtheit gebracht. Dies erklärt sich durch die überraschenden Erfolge, mit denen Wanderer-Wagen dank ihrer vorzüglichen Qualitäten bei allen bedeutenden Wettbewerben abschnitten, wodurch ihre schnelle Verbreitung außerordentlich begünstigt wurde. Der Verbrauch an Brennstoff beläuft sich für 100 Kilometer auf etwa neun bis zehn Liter, der an Schmieröl für 1000 Kilometer auf etwa zwei Liter. Diese Zahlen beweisen am eindringlichsten die hohe Wirtschaftlichkeit der Wanderer-Wagen, deren Hersteller die durch den Bau von Präzisionsmaschinen rühmlichst bekannten Wanderer-Werke A.-G. in Schönau bei Chemnitz sind.

Ein Nerven-Nährpräparat und Kräftigungsmittel, das wegen seiner unerreichten Zusammensetzung, reinen Beschaffenheit, prompten, stets gleichmäßigen Wirkung und wegen seines angenehmen Geschmackes sich die Gunst der Ärzte und des Publikums im Fluge erobert hat, ist das in weitesten Kreisen bekannte Nerven-Nähr- und Kräftigungsmittel Biocitin, das nun wieder in der früheren, bewährten Güte in Apotheken und Drogerien erhältlich ist. Die Biocitin-Fabrik G. m. b. H., Berlin S. 61/J stellt gewünschtenfalls ein Geschmacksmuster und eine Broschüre über „Rationelle Nervenpflege“ kostenlos zur Verfügung.

Zigaretten-Selbstherstellung. Zigarettenraucher sind neuerdings auch bei uns dazu übergegangen, Zigaretten selbst herzustellen, wie dies in den verschiedenen Monopolländern schon immer Brauch war. Die mit der Selbstherstellung verbundene Mühe ist kaum nennenswert, besonders dann, wenn man sich der weltbekannten El Rey-Erzeugnisse der Firma Lithographia G. m. b. H., Zigarettenpapier- und -Hülsenfabrik, München 25 bedient, über die Näheres aus dem Inserat auf Seite 138 der vorliegenden Nummer ersichtlich ist. Die El Rey-Spezialitäten sind in allen einschlägigen Spezialgeschäften erhältlich; auf Wunsch gibt die Firma gern Bezugsquellen an.

Mäuse-, Ratten- usw.-Bazillus. Glänzend bewährte Mittel zur Vertilgung von Mäusen, Ratten, Schwaben und Wanzen sind die Präparate „Mäusefort“, „Rattenfort“, „Schwabenfort“, „Wanzenfort“ des Chemischen Laboratoriums „Celas“ der Apotheker L. J. Sittig & Co. in Berlin W. 9, Linkstraße 29. Zahlreiche Atteste beweisen, daß diese Mittel stets den erwünschten Erfolg haben. Es kosten: „Mäusefort“ 3 M. 50; „Rattenfort“ 4 M.; „Schwabenfort“ 2 M. 50, 3 Kart. 7 M. 50; „Wanzenfort“ 4 M., 7 M. usw. Auf 100 qm. etwa 4 Röhrchen erforderlich.











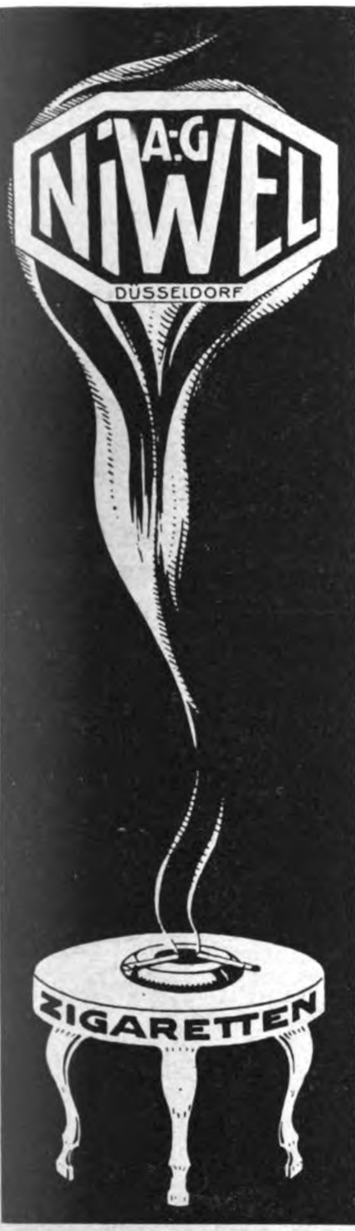






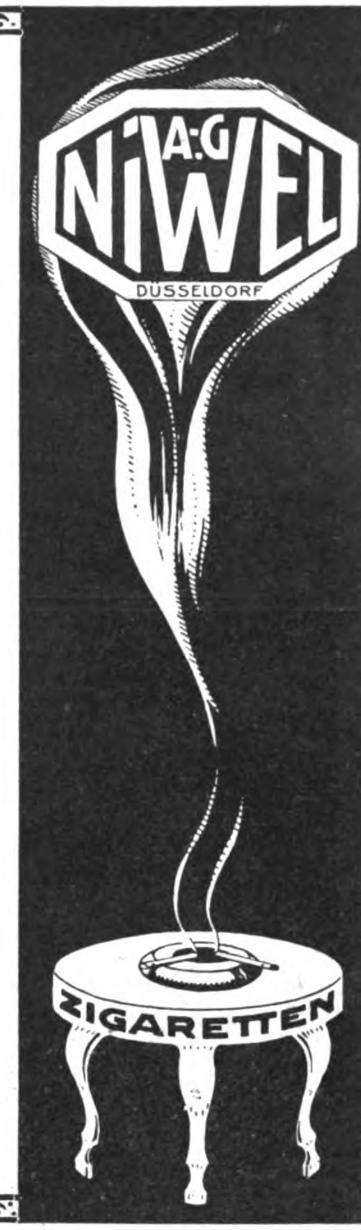






Boehm van Endert .... 25 Pfg.
Parkettloge .... 30 Pfg.
Edelrot. .... 40 Pfg.
Orchesterloge .... 40 Pfg.
Edelgold. .... 50 Pfg.
Erster Rang .... 50 Pfg.
Fürstenloge .... 60 Pfg.
Freiherr von Kesselstatt .... 60 Pfg.

Zigarettenfabrik
NIWEL
Aktiengesellschaft
DÜSSELDORF



Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft a. G. (Alte Leipziger)
gegr. 1830 * Leipzig * Dittrichring 21

Versicherungsbestand
1 Milliarde 400 Millionen Mark

Günstige Bedingungen   Billige Beiträge

J. G. IRMLER
Flügel- und Pianino-Fabrikant * Leipzig S/O.
Seit 1818 als Fabrikate ersten Ranges in allen Weltteilen anerkannt



Jrmler-Flügel im Musiksalon des Herrn Fabrikbesitzers O. E., Hannover.

PHÖNIX



Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel
Bielefeld
FABRIK GEGRÜNDET 1865
VERTRETEN IN ALLEN STÄDTEN

Keine Kohlennot!



bei ständiger Benutzung der
Heinzelmännchen-Kochkiste
Kocht * bratet * backt
Bis 70% Gasersparnis
Ersetzt Eisschrank u. sterilisiert

Heinzelmännchen-Kochkisten komplett mit Kochtöpfen sind in allen Haushaltungsgeschäften und Warenhäusern erhältlich
Heinzelmännchen A.-G. * Berlin N.W. * Heidestr. 52
Preise bedeutend ermässigt.

SELVE
SELVE
ALTENA (WESTF.)
MOTOR
6
8
30
40
P.S.

Aureol Haarfarbe
seit 24 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond. braun, schwarz etc. M. 24.- Probe M. 8.-
J. F. Schwarzlose Söhne
Berlin,
Markgrafen Str. 26.
Überall erhältlich.



Geolin
bester flüssiger Metallputz
Wieder überall zu haben!
Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

…n wichtiger Träger und Verbreiter der deutschen Kultur ist unsere Leipziger „Illustrirte Zeitung".
…rge jeder fleißig für deren weiteste Verbreitung im Auslande.

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Yohimbin-Tabletten
Anregend! Kräftigend!
Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz

Original-	25	50	100	200 Stück
Packung:	15.—	29.50	58.—	115.— Mk.

Literatur diskret und gratis.
…lefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).

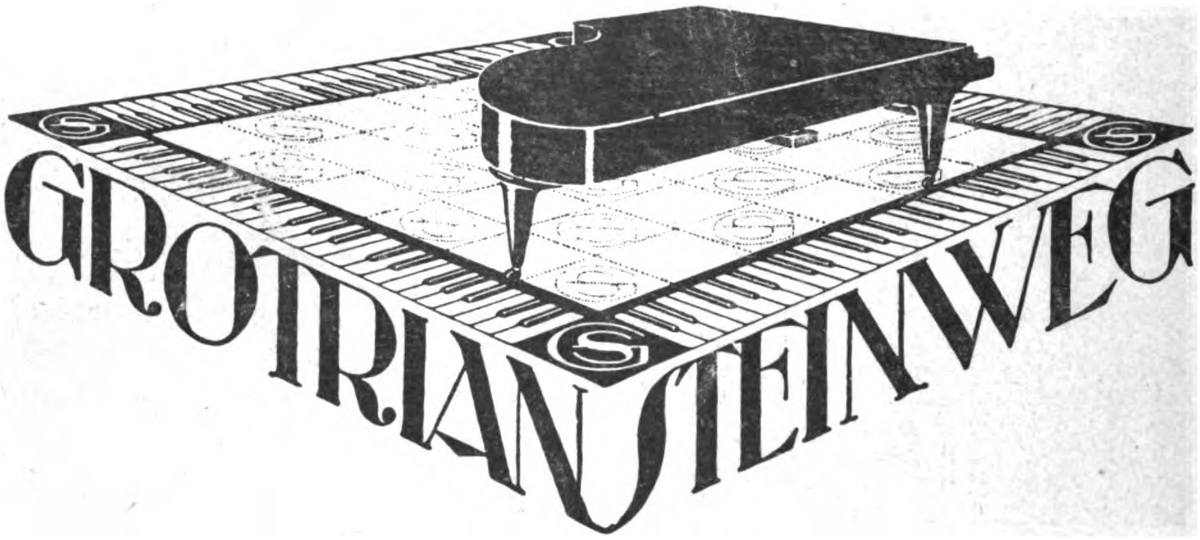
Zuckooh Crême
für zarte Haut

Kakao
garantiert rein
deutsches Fabrikat
$^1/_2$ Kilo M. 18.—
E. WALTHER
HALLE a. S.
Mühlweg 20



Marke „Turm"
Back- u. Brathauben, Gas-Back- u. Bratöfen, Heizöfen für Petroleum,
Gas, Spiritus und Grude.
Kaffeeröster f. d. Haushalt.
Zu hab. in einschläg. Geschäften.
Metallwarenfabrik
Meyer & Niss G. m. b. H., Bergedorf 10 b. Hamburg.









Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Tü[rkei]: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J. J. WEBER LEIPZIG

Nr. 4043 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Pflanzenschutz. Der „Pflanzenschutz" ist nicht zu verwechseln mit dem „Naturschutz", der Erhaltung der Naturdenkmäler, für welche mit steigendem Eifer und nicht ohne Erfolg in weiteren Kreisen Stimmung gemacht wird. „Pflanzenschutz" erstreckt sich lediglich auf die Kulturpflanzen der Land-, Garten- und Forstwirtschaft und will bei diesen erreichen, was für Menschen und Haustiere die medizinische Wissenschaft anstrebt: Heilung und Verhütung ihrer Krankheiten und der Schädigungen ihrer für uns so wichtigen Erträge. Grundlage für deren Bekämpfung muß natürlich eine eingehende Erforschung von Ursachen und Bedingungen dieser Schäden sein. Dafür kommen neben Unbilden der Witterung (z. B. Spätfröste) und größeren Tieren (Feldmäuse, Wühlmäuse, Hamster usw.) vor allem zwei Klassen lebender Wesen in Betracht: Insekten und parasitische Pilze. Die ungeheure wirtschaftliche Bedeutung des Pflanzenschutzes erhellt daraus, daß der Ernteausfall, den unter Umständen eine einzige Schädlingsart in einem Jahre bewirken kann, sich über Deutschland auf viele Millionen Mark berechnet. Besonders bekannt sind Rost- und Brandpilze am Getreide, die Kartoffelfäule (Phytophthora), die Rübennematoden (mikroskopisch kleine Würmer), am Weinstock die Reblaus, der „echte" und der „falsche" Meltau (Oidium und Peronospora). Es war und ist eine oft recht schwierige Aufgabe für Botaniker und Zoologen, die Entwicklungsbedingungen und Lebenserscheinungen dieser und zahlreicher anderer Schädlinge so festzustellen, daß man daraus Bekämpfungsverfahren herleiten konnte, die natürlich auch die eine Anforderung erfüllen müssen: den zu schützenden oder zu heilenden Kulturgewächsen nicht zu schaden, und die auch in praktischen Betrieben ausführbar sein und nicht zu hohe Aufwendungen erfordern müssen. Unsere Kulturgewächse sind ja Erkrankungen um so mehr ausgesetzt, als sie vielfach nicht in unserem Klima einheimisch sind, so daß sie durch Witterungseinflüsse oft genug für die Erkrankung prädisponiert sind, die außerdem durch das dichte Beieinanderstehen zahlloser gleichartiger Gewächse noch besonders in ihrer Ausbreitung gefördert wird. Ganz wie die Menschen- und Tiermedizin, sieht aber der Pflanzenschutz ebenfalls seine vornehmste Aufgabe nicht so sehr in der Heilung der Erkrankten, als vielmehr in der Verhütung des Ausbrechens der Krankheiten; denn wenn eine solche erst da ist, ist auch der größte Schaden schon geschehen und nicht mehr oder nur mit großen Mühen und Kosten wieder zu heilen. Gerade auf diesem Gebiete hat die biologische Forschung schon manchen schönen Erfolg erzielt, wenngleich noch recht viel für die Zukunft zu tun übrigbleibt. Besonderes Augenmerk hat man darauf zu richten gelernt, daß auch die zu schützende Pflanzenart in ihren Lebens- und Gedeihensbedingungen möglichst genau zu erforschen ist. Denn oft zeigt es sich, daß die normal-gesunde Pflanze von irgendwelchen Schädigungen und Schädlingen wenig oder gar nicht zu leiden hat, während die schon durch irgendeine vielleicht vermeidbare Ursache geschwächten Pflanzen schwer mitgenommen werden. Ungeeignete Boden- oder Ernährungsverhältnisse können der Krankheit viel Vorschub leisten. Ganz besonders aber hat die Pflanzenzüchtung sich die Aufgabe gestellt, widerstandsfähige Sorten heranzuzüchten, die von den gefährlichsten Schädlingen wenig oder gar nicht heimgesucht werden, wenigstens nicht unter sonst normalen Bedingungen; unter diesen spielen die des Klimas eine hervorragende Rolle, so daß der praktische Pflanzenbau, ob es sich nun um Getreide, Wurzelfrüchte, Gemüse, Obstgehölze oder was sonst handelt, nun die dem gegebenen Klima am besten angepaßte Sorte zu wählen hat. Daß auch das nicht so leicht ist, wie es sich schreibt oder liest, daß auch dazu eine Menge von Erfahrung und Beobachtung erforderlich ist, versteht sich von selbst. Auch der Pflanzenschutz erfreut sich noch nicht derjenigen Beachtung und Würdigung, die er seiner wirtschaftlichen Bedeutung halber verdient. Dr. Hugo Fischer.

Über den Husten. Jeder kennt die Erscheinungen des Hustens durch Beobachtungen an anderen oder aus eigener Erfahrung. Besonders gut kennt ihn der Arzt nicht als Krankheit an sich, sondern als ein Zeichen, das durch die verschiedensten krankhaften Vorgänge hervorgerufen werden kann. Dem Arzt gelingt es häufig, aus der Art und Beschaffenheit des Hustens gewisse Rückschlüsse zu ziehen. So bezeichnete der frühere Kliniker Schönlein, eines Seilers Sohn — einen Husten als „Seilerhusten", und siehe da, nachher wurde kund, daß der Kranke wirklich Seiler war. Husten und Handwerk stehen überhaupt in einem engen Abhängigkeitsverhältnis. Da wir wissen, daß ohne die Erregung von Empfindungsnerven der Husten nicht entstehen kann, so ist es verständlich, daß bei Gewerben, deren Ausübung viel Staub und Schmutz aufwirbelt, durch Reizungen der Nerven der Atmungsorgane Husten ausgelöst wird. Wir sind zwar imstande, mit Hilfe unseres Willens Hustenbewegungen hervorzubringen, die meisten aber treten unbeabsichtigt, ohne, ja gegen unseren Willen ein. Daher sagt ein italienisches Sprichwort: „Den Husten und die Liebe kann man nicht verbergen." Die Hustenbewegung gehört zu den nicht beabsichtigten — oder wie wir sagen — Reflexbewegungen. Im Schlaf wird der Hustenreiz nicht vollständig unterdrückt. Bei bewußtlosem Zustand kann der Hustenreflex vollständig verschwinden. Die Stellen, von denen der Hustenreiz ausgelöst werden kann, sind recht mannigfaltig und gut gekannt. Außer von den Atmungsorganen aus hat man z. B. durch Druck auf die vergrößerte Milz und Leber Husten erzeugen können und dementsprechend von einem Milz- und Leberhusten gesprochen. Die alten Ärzte kannten auch einen Magenhusten, der besonders durch Würmer im Magen ausgelöst sein sollte. Häufig aber verbirgt sich unter dem unschuldigen sogenannten „Magenhusten" eine sich langsam entwickelnde Lungenschwindsucht. Es müssen also in jedem einzelnen Falle die Ursachen des Hustens und die ihm zugrunde liegenden Krankheitsprozesse erkannt und in ihrer Bedeutung geprüft und gewürdigt werden. Diese Ursachen zu erforschen, ist Sache des Arztes. Denn es kommt nicht darauf an, ob jemand stark oder schwach, viel oder wenig hustet. Ein sogenanntes Hüsteln kann unter Umständen verdächtiger sein als ein kräftiger Husten. Es gibt nämlich Kranke, die ihr Leiden zu verbergen suchen, und wieder andere, die ihre Krankheit wichtig genug finden, um sie weiten Kreisen zur Kenntnis zu bringen. Ein solcher Husten, der mit dem Bellen gesunder Hunde eine täuschende Ähnlichkeit hat, so daß beide aus der Entfernung leicht verwechselt werden können, wird deshalb als ein bellender bezeichnet. Denn das Husten ist keineswegs ein Vorrecht des Menschengeschlechts. Von unseren Haustieren husten außer den Hunden auch die Katzen, die hier genannt sein mögen. Auch die Affen werden vielfach — genau wie die Menschen — im Verlaufe der Lungenschwindsucht, der sie oft in den Zoologischen Gärten erliegen, vom Husten geplagt. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Die Wildpferde. Der berühmte Stammbaum der Pferde, welcher zeigt, wie aus dem fünfzehigen Tier allmählich ein einhufiges wurde, ist zwar ursprünglich in Nordamerika aufgefunden worden, und lange Zeit scheinen diese Tiere mindestens über die ganze nördliche Erdhälfte verbreitet gewesen zu sein. Seit der Eiszeit aber, die mächtige Verschiebungen in die Säugetierwelt brachte, lebten sie, nunmehr einhufig, nur noch in der Alten Welt. Auf deutschem Boden mögen damals etwa fünf verschiedene Arten oder Rassen von Wildpferden gelebt haben. Bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sogar lebte in den südrussischen Steppen des Dnjeprgebiets noch der Tarpan, Equus caballus gmelini *Antonius*, ein nicht viel über eselgroßes Wildpferd, von dem die dritte — leider nicht auch die vierte — Auflage von „Brehms Tierleben" eine Abbildung brachte, die erst unlängst F. v. Falz-Fein, der verdiente, leider durch den Krieg um seinen Besitz gekommene Naturschützer und Tierpfleger von Askania nova in der taurischen Steppe Südrußlands, als vortrefflich bezeichnete nach dem Urteil derer, die, wie sein Vater, das lebende Tier noch gekannt hatten. Nicht an seinen Lebensgewohnheiten war der Tarpan als Wildpferd zu erkennen, denn diese würden bei entlaufenen verwilderten Pferden kaum anders sein, sondern an der einheitlichen Farbe, Form und Behaarung: mäusegrau, Maul und Bauch heller, Beine dunkel, ein starker Aalstrich längs der Rückenmitte, Mähne „kurz und straubigt", Schwanz dagegen „weniger haarigt", Kopf etwas eselartig. Leider wurde von dem Tarpan und damit von dem europäischen Wildpferd überhaupt 1876 das letzte Stück erschlagen, ohne daß auch nur eine Haut von ihm für irgendein Museum gerettet worden wäre. Dagegen gibt es in Zentralasien noch ein dort in kleinen Rudeln lebendes echtes Wildpferd, das 1879 entdeckte und nach seinem Entdecker so genannte Przewalskipferd, Equus caballus przewalskii *Pol.*, das etwa ebenso groß, aber bedeutend schwerer, kurzmähnig und isabellfarben ist, mit höchstens dünnem, aber scharf konturiertem Aalstrich, dunklen Beinen, rötlichem Anflug des Vordergesichts, weißer Schnauze mit dunklem Maul und Nüstern und einem an den Seiten heller als in der Mitte gefärbten Schweif. Diesem zweiten und letzten „zeitgenössischen" Wildpferd ähnelten übrigens diejenigen, welche vom eiszeitlichen Menschen auf Felswänden in der Dordogne dargestellt wurden. Das asiatische Wildpferd ist gelegentlich in einigen Stücken in die Tierparke von Askania nova und Stellingen gebracht worden. Gezähmt lebt der Tarpan noch ziemlich reinrassig in Galizien, der Bukowina, Bosnien und Siebenbürgen in den dortigen kleinen ponyartigen Hauspferden fort. Und wenn man auf europäischem Boden nach mehr oder weniger reinen Abkömmlingen des Przewalskipferdes sucht, so findet man solche am ehesten unter den kleinen „Panjepferden" Rußlands, mit denen uns das Kriegsleben bekannter machte. Alle amerikanischen Pferde sind erst in nachkolumbischer Zeit aus Europa nach der Neuen Welt gebracht worden, wie übrigens alle amerikanischen Haustiere mit Ausnahme mancher dortiger Hunderassen, und so sind auch die amerikanischen verwilderten Pferde, die Mustangs, europäischer Abkunft; den reitenden Indianer, dessen Gewandtheit wir bewundern, gab es vor der Entdeckung Amerikas nicht. Prof. V. Franz, Jena.

Das Leuchten von Tieren. Die Lichtentwicklung bei Tieren ist zum Unterschiede von der bei Pflanzen (Bakterien, Pilzen) nicht an die lebende Zelle gebunden, sondern es handelt sich um Ausscheidungen, die die Fähigkeit besitzen, zu leuchten, und die von den Zellen bei Einwirkung bestimmter mechanischer Reize abgeschieden werden. Dies trifft z. B. zu bei der Bohrmuschel, verschiedenen Tausendfüßlern, Krebsen und Würmern, bei denen sich Lichtentwicklung beobachten läßt. Manche Zellen und Gewebe leuchten aber auch in totem Zustande, und die sorgfältig getrockneten Leuchtorgane des Johanniskäferchens werden durch Anfeuchten wieder leuchtend. Auch das Sekret gewisser Tausendfüßler kann, wenn man Filtrierpapier damit imprägniert, sogar noch nach Monaten durch Befeuchten zum Aufleuchten gebracht werden. Es handelt sich also hier um einen rein chemischen Prozeß, und es ist von Interesse, daß seinerzeit schon Radziszewsky eine Reihe organischer Substanzen von Aldehydnatur, ferner fette und ätherische Öle, Kohlenwasserstoffe und Alkohole gefunden hat, die sich in alkalischer Lösung mit Sauerstoff unter Lichtentwicklung verbinden; möglicherweise sind nun auch (nach V. Grafe) in der lebenden Zelle solche Stoffe, wie z. B. Cholesterin usw., am Leuchtvorgang beteiligt. Ewald Schild, Wien.

Die Vorzüge der Ölfeuerung im Schiffsbetrieb. Eine eigentümliche Folge des Krieges und der durch ihn bedingten, lang dauernden, katastrophalen Kohlenknappheit ist das allenthalben wahrnehmbare Streben, sich von der Betriebskraft des Dampfes nach Möglichkeit zu emanzipieren. Im Eisenbahnwesen äußert sich diese Tendenz in dem plötzlichen, sehr starken Bedürfnis, den Dampfbetrieb nach Möglichkeit durch den elektrischen Betrieb zu ersetzen, für den in steigendem Umfang natürliche Wasserkräfte herangezogen werden. Noch charakteristischer ist aber das Bestreben, auch in der Schiffahrt von der maßlos verteuerten und überdies oft schwer oder gar nicht erhältlichen Kohle frei zu werden. Dieser Wunsch hat mit einem Schlage, vollkommen unerwartet, zu einem plötzlichen Wiederaufblühen der schon auf den Aussterbeetat gesetzten Segelschiffahrt geführt; er hat auch bewirkt, daß die Ölfeuerung, die vor 1914 keine große Rolle spielte, sich jetzt erheblicher Beliebtheit erfreut und sich rasch immer weiteres Feld erobert. Zumal die Vereinigten Staaten von Amerika, die ja in der Petroleumversorgung der Welt stets eine führende Rolle gespielt haben und am liebsten ein Petroleummonopol für die ganze Erde besitzen möchten, fördern nach Kräften die Ölfeuerung auf den Schiffen. Wurde doch kürzlich bezeichnenderweise gemeldet, daß von 720 Schiffen, die zu Anfang 1920 für die Regierung der Vereinigten Staaten auf den Werften des Landes gebaut wurden, nicht weniger als 636 für diese neue Heizungsart eingerichtet seien! Die Amerikaner streben nichts mehr und nichts weniger an als ein über die gesamten Weltmeere verstreutes Netz von Häfen, in denen sich ihre künftige, auf Ölfeuerung zugeschnittene Handelsflotte, bequemer und billiger als bisher in den Kohlenhäfen, den nötigen Betriebsbrennstoff verschaffen kann. Wie gemeldet wird, spielen hierbei nicht nur politische Momente mit, nämlich das Streben, von England und der englischen Kohle so unabhängig wie möglich zu werden, sondern auch wirtschaftliche Erwägungen. Wie der elektrische Vollbahnbetrieb bei einer gut geeigneten Kraftquelle ganz erheblich billiger, zugleich leistungsfähiger als der Dampfbetrieb ist, so kommen auch der Ölfeueruug nicht unbedeutende Vorzüge zu, die sich vor allem in einer merklichen Ersparnis an Personal äußern. Nach einer fachmännischen amerikanischen Aufstellung bedarf ein Schiff an Personal:

Tragfähigkeit	bei Kohlenfeuerung	bei Ölfeuerung
5000 t	16	12
6000– 7000 t	17	13
8000– 9000 t	24	14
10000–11000 t	27	18

Der Bestand an Tankschiffen, die lediglich dem Transport des Petroleums dienen, ist daher auch in den beiden rivalisierenden Ländern England und Vereinigte Staaten viel größer als in allen anderen Ländern der Erde zusammengenommen. Während 13 andere Länder, die Tankschiffe ihr eigen nennen, zusammen nur 311000 Netto-Registertonnen davon aufweisen, verfügen England und die Vereinigten Staaten jedes über rund den viereinhalbfachen Betrag dieser Summe, nämlich England über 1404872, die Vereinigten Staaten über 1422292 Netto-Registertonnen. Von den 705 Tankschiffen der Welt kommen 609 auf die beiden führenden Länder. Dabei ist man besonders in den Vereinigten Staaten eifrig damit beschäftigt, den Bau von Tankdampfern nach Kräften zu fördern. Im Oktober 1919 lagen den vereinsstaatlichen Werften Aufträge auf 74437 t Tankdampfer vor, im November schon 214940, im Dezember 369084, im Januar 1920 476742 und im Februar schon 588565. Man scheint also in den Vereinigten Staaten auch auf diesem Gebiet, wie auf so manchem anderen, zu einer Kraftprobe gegenüber Englands Anspruch auf die Vorherrschaft des Meeres entschlossen zu sein. Prof. Dr. R. Hennig.

 Nummer 4043. 156. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4043. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg., mit 10% Teuerungsaufschlag. 10. März 1921.

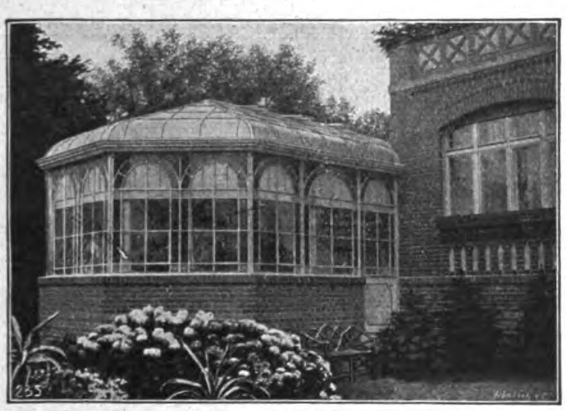


Unterricht, Literatur und Sammelwesen.



Grossfeuer in Hof, am 29. Juni 1680. Aus W. Döring, Handbuch des Feuerlöschwesens.








»GRAETZOR«
Kühle Haube
Heiße Sohle
Graetzor
-Ein Jahr Garantie-
EHRICH & GRAETZ • BERLIN S.O.36


Julius Blüthner
Leipzig


Auch Du
mußt Dein Haar pflegen
!
Dr. Dralle's
Birken-Haarwasser
Fordere aber ausdrücklich „Dr. Dralle's" die Originalmarke!
Preis 15.- u. Mk 25.-
Dralle's balsamische Birkenseife Stück Mk. 7,50.

Allgemeine Notizen.

Berufung eines deutschen Gelehrten nach Serbien. Der Physiologe Professor Dr. Erich Burian ist von der serbischen Regierung auf den Lehrstuhl für Physiologie an die Universität Belgrad berufen worden und wird dem Rufe Folge leisten. 1904 folgte Burian einem Antrag Anton Dohrns, die Leitung der neu gegründeten Physiologischen Abteilung der deutschen Zoologischen Station in Neapel zu übernehmen. Durch den Krieg vertrieben, kam Burian nach Leipzig, wo er die Vertretung Dohrns an der Universität übernahm.

Hamburger Künstler und Kunstfreunde haben den „Deutschen Kunstbund" ins Leben gerufen. Der Sitz des Bundes ist Hamburg. Die Verbreitung über ganz Deutschland durch Gründungen von Ortsgruppen ist vorgesehen. Der „Deutsche Kunstbund" macht sich zur Aufgabe: Die deutsche Kunst, eins der heiligsten Güter des deutschen Volkes, frei zu machen von allem Undeutschen, allem Schmutz, den unberufene Hände hineingetragen haben; junge Künstler aus den Klauen gewinnsüchtiger Ausbeuter und Geschäftemacher zu erlösen, ihnen freie Bahn zu schaffen und sie zu fördern mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften, durch Unterstützung jeder Art, durch Ausstellungen und Veranstaltungen usw. in echt deutscher Art. Er steht mit seinen Grundsätzen auf deutschvölkischem Boden. Mitglied kann jeder Deutsche, Künstler oder Kunstfreund rein deutschvölkischer Gesinnung und Abstammung werden. Die Geschäftsstelle des Bundes befindet sich in Hamburg, Grindelallee 39, I., wohin auch Gesuche um Aufnahme zu richten sind.

Neue Pläne der Sezessionen. Das Ausstellungswesen der Berliner Sezessionsvereinigungen wird in diesem Jahre einige Veränderungen erfahren. Die „Freie Sezession", deren Haus an der Uhlandstraße zu anderen Zwecken verwandt wird, hat sich entschlossen, im kommenden Sommer wieder die Gastfreundschaft des Glaspalastes am Lehrter Bahnhof anzunehmen. Die „Berliner Sezession" will ein ganz neues System einführen. Es sollen mehrere Male im Jahr, stets auf die Dauer von zwei Monaten, Ausstellungen veranstaltet werden, die eine bestimmte, von der Mitgliederversammlung gewählte Künstlergruppe ganz nach ihrem Gefallen einrichtet. Diese Kommission soll mit den Räumen völlig selbständig schalten, vor allem auch Künstler außerhalb der Berliner Sezession nach freiem Ermessen einladen; eine Jury im hergebrachten

Sinne würde dabei also wegfallen. Die erste dieser neuartigen Ausstellungen findet jetzt im Frühjahr statt; mit ihrer Leitung wurde eine Sechszahl beauftragt: Jaeckel, Krauskopf, Kohlhoff, Heckendorf, Fritsch und Steinhardt. Im Laufe des Sommers soll der Versuch wiederholt werden, und im Herbst dann eine allgemeine Ausstellung der Mitglieder in den üblichen Formen vor sich gehn.

Auf dem Gebiet der künstlerischen Raumkunst hat sich die Firma Freimann & Kreiser, Innenarchitekten in Berlin W 15, Kurfürstendamm 190—192 (auf Seite 31 unserer Nummer 4039 vom 13. Januar d. J. war die Hausnummern-Angabe irreführend) durch ihre geschmacklich vollendete, individuelle Auffassung, verbunden mit einer technisch und qualitativ solidesten Durchführung ihrer Erzeugnisse zu einem der leistungsfähigsten Häuser der Branche entwickelt. Ein neu herausgegebenes Album steht Interessenten auf Wunsch zur Verfügung.

Zusammenschluß der Rotkreuz-Vereine. Unter der Leitung des Vorsitzenden des Zentralkomitees der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz, Landesdirektor v. Winterfeldt, ist die Gründung des Deutschen Roten Kreuzes, d. h. der Zusammenschluß sämtlicher Rotkreuz-Vereine zu einer einheitlichen Institution vollzogen worden.

Deutsches Theater in Buenos Aires. Direktor Gustav Bluhm rüstet die Ausreise seines Operettenensembles nach Buenos Aires. Die Kostüme werden bei der Firma Hugo Baruch & Co., und die Dekorationen bei der Beschaffungszentrale des Deutschen Bühnenvereins hergestellt. Folgende Aufführungsrechte wurden für Süd-Amerika erworben: „Schwarzwaldmädel“, „Wenn Liebe erwacht“, „Hoheit die Tänzerin“, „Czardasfürstin“, „Faschingsfee“, „Zigeunerprimas“, „Dreimäderlhaus“, „Rose von Stambul“, „Der letzte Walzer“. In hervorragenden Stellungen sind unter anderm verpflichtet: Cordy Milowitsch, Luisl Tirsch, Mizzi Delorm, Marga Köhler, Frau Loré, Theo Siegmund (Spielleiter Artur Guttmann und Max Brückner Kapellmeister), Walter Jahnkun, Theo Lucas, Eduard Peter (künstlerischer Beirat). Das Direktorium setzt sich aus prominentesten Herren der Deutschen Kolonie von Buenos Aires zusammen und das Betriebskapital wurde von etwa 500 Deutschen und Österreichern in Argentinien, Brasilien, Chile und Uruguay gestiftet.

Deutsch-englischer Handel in China. Die britische Gesandtschaft in Peking hat mit Rechtsgültigkeit für ihre in China ansässigen Staatsangehörigen die Aufhebung von

sieben der wesentlichsten gegen den Handel mit dem Feinde gerichteten Bestimmungen der Kriegsjahre bekanntgegeben. Damit können alle bisher daraus sich ergebenden Hindernisse gegen eine Wiederaufnahme unmittelbarer Handelsbeziehungen als beseitigt gelten.

Magere Leute brauchen andere Kost als Fettleibige, ebenso verlangt trockenes, fettarmes Haar eine andere Behandlung als fettglänzendes, klebriges Haar. Es ist völlig verkehrt, irgend ein Haarwasser für fettarmes und zugleich auch für sehr fettreiches Haar zu verwenden, denn dasselbe Präparat kann hier nicht Fett zuführen, dort Fett entziehen. Das erscheint so selbstverständlich, und doch wird tausendfach gegen dieses einfache Gesetz gesündigt. Die berühmte Javol-Haarpflege nimmt seit Jahrzehnten darauf besondere Rücksicht, und das ist eine Erklärung für ihre einzig dastehenden Erfolge. Für sprödes, fettarmes sowie normales Haar schreibt sie Javol fetthaltig (in schwarzer Flasche) vor, für sehr fettiges Haar dagegen Javol fettfrei (in weißer Flasche). Javol, das Kräuterhaarwasser, ist nicht nur das erfolgsicherste, sondern dem Flascheninhalt nach auch das billigste aller ernst zu nehmenden Haarpflegemittel. In jedem einschlägigen Geschäft ist Javol fetthaltig und Javol fettfrei zu Originalpreisen und in Originalpackungen (mit dem weißen Kopf) zu haben.

Warnung für Zigarettenraucher. Von ausländischen Zigarettenfabriken und Tabakhändlern werden Zigaretten den Verbrauchern zum unmittelbaren Bezug aus dem Auslande in Postpaketen angeboten. Die Verbraucher werden gewarnt, auf derartige Angebote einzugehen, da die Einfuhr ausländischer Zigaretten verboten ist und die Sendungen an den Grenzpostämtern beschlagnahmt werden.

Die „Continental-Moden“, wie sich die von den rührigen Continental-Werken soeben herausgegebene Schrift nennt, verdienen auch dann ein Stündchen Zeit, wenn sie einem kostbar ist. Mit Erfolg hat die Firma hier den Versuch gemacht, über das Neueste und Wesentliche der wetterfesten Bekleidung in der ansprechenden Form einer Zeitschrift bildlich und textlich zu unterrichten. Wenn auf die vorliegende Frühjahrsausgabe, wie zu erwarten ist, eine Herbstausgabe und weitere Ausgaben folgen, sehen wir ein wertvolles Modenarchiv entstehen. Die jetzige Ausgabe umfaßt 48 Seiten und gibt übersichtlich gegliedert in feinen Zeichnungen des bekannten Kunstmalers Lippert eine für den Fachmann als Nachschlagewerk unentbehrliche Rund-

schau über alle neuen Continentalformen von Mänteln und Hüten für Damen, Herren und Kinder. Das Heft ist so anregend gehalten, daß es im Warteraum ausgelegt, passenden Lesestoff für die Kundschaft bildet. Unter anderm enthält es einen fesselnden Aufsatz über Rohgummi und gediegene humoristische Beiträge mit Bildern. Die zahlreichen Modebilder zeigen, daß die bewährten Continental-Erzeugnisse auch in Bezug auf Gediegenheit der Formen und Vielseitigkeit der Auswahl wie bisher führend sind.

Zum Selbstrasieren geht man immermehr über, hat dabei aber viel Not mit den Rasiermessern und Rasierapparatklingen, für die das bisher übliche Abziehen auf dem Streichriemen bei weitem nicht genügt. Dem hat nun der Erfinder des Magnet-Elektro-Ölsteins Herr Otto Hunger in Elsterberg (Sachsen) abgeholfen. Als Neuheit bringt der Erfinder den Apparat „3 : 1" (Drei in Einem), der drei Gegenstände in einem Stück enthält: den vorzüglichen Magnet-Elektro-Ölstein, den Viktoria-Leder-Streichriemen und einen äußerst praktischen Klingenhalter. Alle stumpfen Klingen und Messer werden damit wieder haarscharf; die einmaligen Anschaffungskosten von nur 30 Mark machen sich besonders unter den heutigen Teuerungsverhältnissen alsbald reichlichst bezahlt. Nähere Angaben über den Magnet-Elektro-Ölstein gibt Herr Hunger in seiner Anzeige, die wir auf Seite 215 der vorliegenden Nummer gefl. nachzulesen bitten.

Guter Tee birgt den Inbegriff aller Milde, aller Blumen Duft, die Glut aller Sonnenstrahlen und alle Geheimnisse des Ostens. Nur muß es eben guter Tee sein, wie ein solcher der beliebteste „Marke Teekanne" ist. Seine hervorragenden Eigenschaften Aroma, Ausgiebigkeit und Güte sollten auch Nichtkenner veranlassen, ihn zu probieren. In allen durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen ist Tee „Marke Teekanne" erhältlich, sonst werden solche nachgewiesen durch das Tee-Importhaus R. Seelig & Hille, Dresden.

Haltbare Frisuren. Lockeres, duftiges Haar und eine guthaltende Frisur wird durch das trockene Haarentfettungsmittel Pallabona erzielt, das in geringer Menge auf das Haar gebracht und wieder ausgebürstet, Haar und Kopfhaut vom überschüssigen Fett befreit und zugleich vorhandenen Staub entfernt. Eine Kopfwäsche mit Seife und Wasser wird durch die Anwendung dieses Mittels vollständig ersetzt, denn die Kopfhaut wird rein und weiß, das Haar locker und leicht zu frisieren. Bei Damenfriseuren, in Parfümerien und Drogerien ist das bewährte Fabrikat stets auf Lager.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4043 156. Band



Klavierunterricht. Nach einer Zeichnung von Professor Hans Soltmann.



Konferenz der deutschen Ernährungsminister in München vom 20. bis zum 23. Februar.

Von links nach rechts: Schmidt; Staatspräsident Deist; Präsident Dr. Kleiner; Ministerialdirektor v. Hübel; Staatsbevollmächtigter Hartmann; Staatsrat Fröhlich; Staatssekretär Dr. Hagedorn; Ernährungsminister Dr. Schall; Landwirtschaftsminister Wutzlhofer; Reichsernährungsminister Dr. Hermes; Ministerpräsident Antrick; Präsident Neumann; Ministerpräsident Tantzen; Minister des Inneren Remmel; Dr. Drake; Staatsminister Freiherr v. Reibnitz; Ministerpräsident Stelling.



Generaloberst Max v. Boehn,

hervorragender deutscher Heerführer im Weltkrieg, † im Alter von 71 Jahren auf Schloß Sommerfeld. Bei Ausbruch des Krieges wurde v. Boehn mit der Führung des 9. Reservekorps betraut, mit dem er die Kämpfe in Belgien, bei Noyon und an der Somme mitmachte. Im März 1917 wurde er Oberbefehlshaber einer Armee im Westen, am Schluß des Krieges führte er die Heeresgruppe Boehn an der Aisne.



Die deutsche Delegation für die Konferenz in London kurz vor der Abfahrt auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin am 27. Februar.

1. Reichskanzler Fehrenbach, der zur Verabschiedung erschienen war; 2. Außenminister Dr. Simons, der Führer der deutschen Delegation; 3. Dr. Mayer, der deutsche Gesandte in Paris; 4. Staatssekretär Albert.



Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein,

Bruder der Kaiserin Auguste Viktoria, † am 22. Februar auf seinem Schlosse Primkenau im Alter von 57 Jahren. Herzog Ernst Günther ist im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege durch sein wiederholtes Eintreten für eine zeitgemäße Reform des preußischen Wahlrechtes im Herrenhause bekannt geworden. Auf dem Gebiet der Sozialpolitik und der Gestaltung der landwirtschaftlichen Arbeiterverhältnisse war er ein Vertreter fortschrittlicher Forderungen.



Prof. Dr. Gustav Killian,

Geheimer Medizinalrat, Direktor der laryngologischen Klinik an der Berliner Charité, einer der hervorragendsten deutschen Kehlkopfärzte, † am 24. Februar in Berlin im 61. Lebensjahre.



Dr. Erich Wallroth,

der neue deutsche Gesandte in Finnland. Er war vor Antritt seines Postens in Helsingfors Syndikus der Handelskammer in Lübeck.



Was wir von Amerika nicht übernehmen wollen: Blick in die Neuyorker Broad-Street, ein Beispiel für den durch die Wolkenkratzer geschaffenen schluchtartigen Charakter vieler Straßen in den Hauptstädten Amerikas. (Auf der Straße die tägliche „Börse" der Straßenmakler.)



Dr. phil. h. c. et jur. Otto Piper,

Geheimer Hofrat, verdienter Archäologe und Geschichtsforscher, der Begründer der wissenschaftlichen Burgenkunde, † am 23. Februar in München im Alter von 79 Jahren.



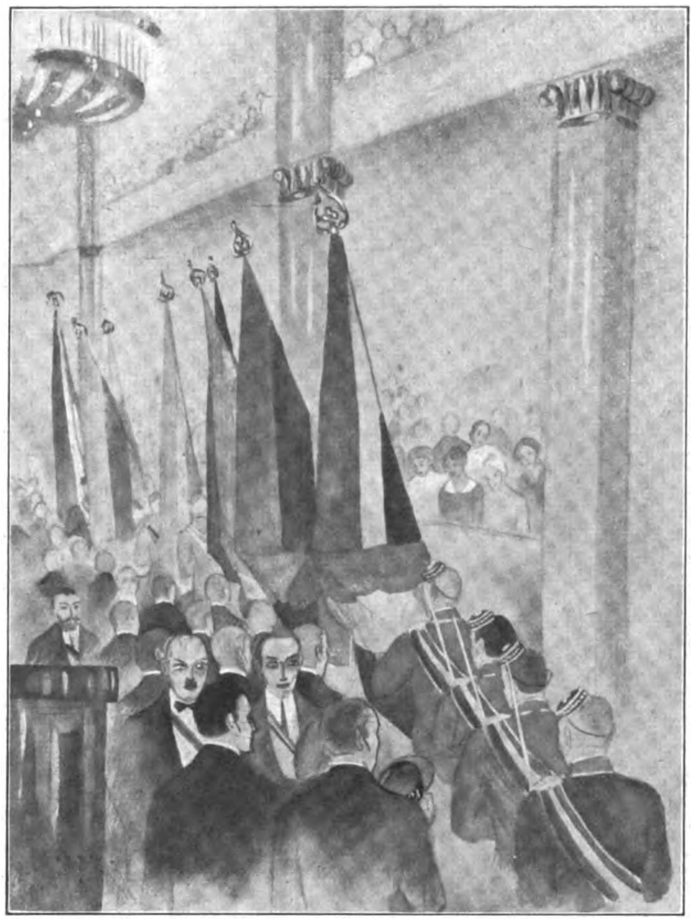
Geheimer Justizrat Maximilian Kempner,

Vorsitzender des Reichskalirates, wurde von der Technischen Hochschule in Hannover zum Dr.-Ing. ehrenhalber ernannt.

Nicht Gelehrsamkeitskultur, sondern Erziehung!

Eine zeitgemäße Betrachtung von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Faßbender.

Sokrates, dem die Nachwelt den Namen des „Weisen" in bevorzugtem Sinne beigelegt, hat den Unterschied zwischen Wissen und Weisheit tiefgründig zum Ausdruck gebracht durch den widerspruchsvoll klingenden Ausspruch: „Ich weiß, daß ich nichts weiß." Sehr verfehlt würde es aber sein, wollte man diese Worte als den Ausdruck übertriebener Bescheidenheit deuten, als hätte Sokrates sich dadurch als einen unwissenden Menschen bezeichnen wollen. Sokrates will in der erwähnten Prägung den Kernpunkt des Erkenntnisproblems herausstellen und mit seinem Paradoxon sagen: „Ich habe den Begriff des wahren Wissens erfaßt und weiß infolgedessen, daß volle Verwirklichung der Idee des Wissens dem Menschen nicht möglich, das wahre Wissen demselben vielmehr in sehr geringem Maße zukommt. Durch diese grundlegende Erkenntnis übertreffe ich meine Zeitgenossen, die, in Selbsttäuschung befangen, ihr Stückwissen mit dem wahren Wissen verwechseln." Aristoteles war es dann, der durch seine erkenntnistheoretischen Schriften diesen wichtigen Gedanken des Sokrates vertiefte, und der darlegte, daß das wahre Wissen nur in der Erfassung des Seins und Werdens in ihren letzten Ursachen bestehen könne. Und wenn man sich dann vergegenwärtigt, einen wie geringen Umfang das so geartete Wissen des Menschen aufweist, dann wird auch derjenige, der sich im Vollbesitz der Gesamt-Einzelkenntnisse der Gegenwart erachtet, aus innerster Herzensüberzeugung von sich das Sokratische Wort auch heute nach zweiundeinhalb Jahrtausenden noch wiederholen: „Ich weiß, daß ich nichts weiß."



Vom Kommers der Deutschen Landsmannschaft in Berlin: Einzug der Fahnen. Nach einer Zeichnung von Paul Gerd Guderian.

Es ist ein fürchterliches Verhängnis für die Gegenwart, daß uns der in den vorstehenden Gedankengängen gründende Universalgeist der klassischen Bildung abhanden gekommen ist. Wir leiden in unserer höheren Bildung an einer Überschätzung der Einzelkenntnisse. Wir bewerten die gedächtnismäßige Aneignung massenhaften Wissensstoffes im Sinne von multa (vielerlei) allzu hoch, während dieselbe für die wahre Bildung nur Nutzen stiftet bei Vertiefung und Zusammenfassung im Sinne des multum (viel). Der Schaden, der unserer höheren Bildung daraus erwächst, daß nicht in allen Fakultäten der Universität eine Prüfung über die grundlegenden Gebiete der Philosophie: Erkenntnislehre, Denklehre und Seelenkunde, sowie der wichtigsten Lehrsysteme aus der Geschichte der Philosphie gefordert wird, ist ganz ungeheuerlich. Dabei denke ich aber nicht an eine gedächtnismäßige Aneignung von möglichst vielen Einzelheiten aus der Geschichte der Philosophie, vielmehr an das innere Erleben und Durchdenken der wichtigsten Probleme auf dem Gebiete des Seins und Wissens und an die Einführung in die Denklehre und die Denkgesetze und die damit zu erwerbende Fähigkeit des richtigen Denkens. Aber wahr bleibt doch, was der preußische Staatssekretär und Universitätsprofessor Dr. Becker in seinem nach der Revolution erschienenen Buch über Hochschulreform sagt: „Das Grundübel ist: die Überschätzung des rein Intellektuellen in unserer Kulturbetätigung, die ausschließliche Vorherrschaft der rationalistischen Denkweise, die zum Egoismus und Materialismus in krassester Form führen mußte und geführt hat."



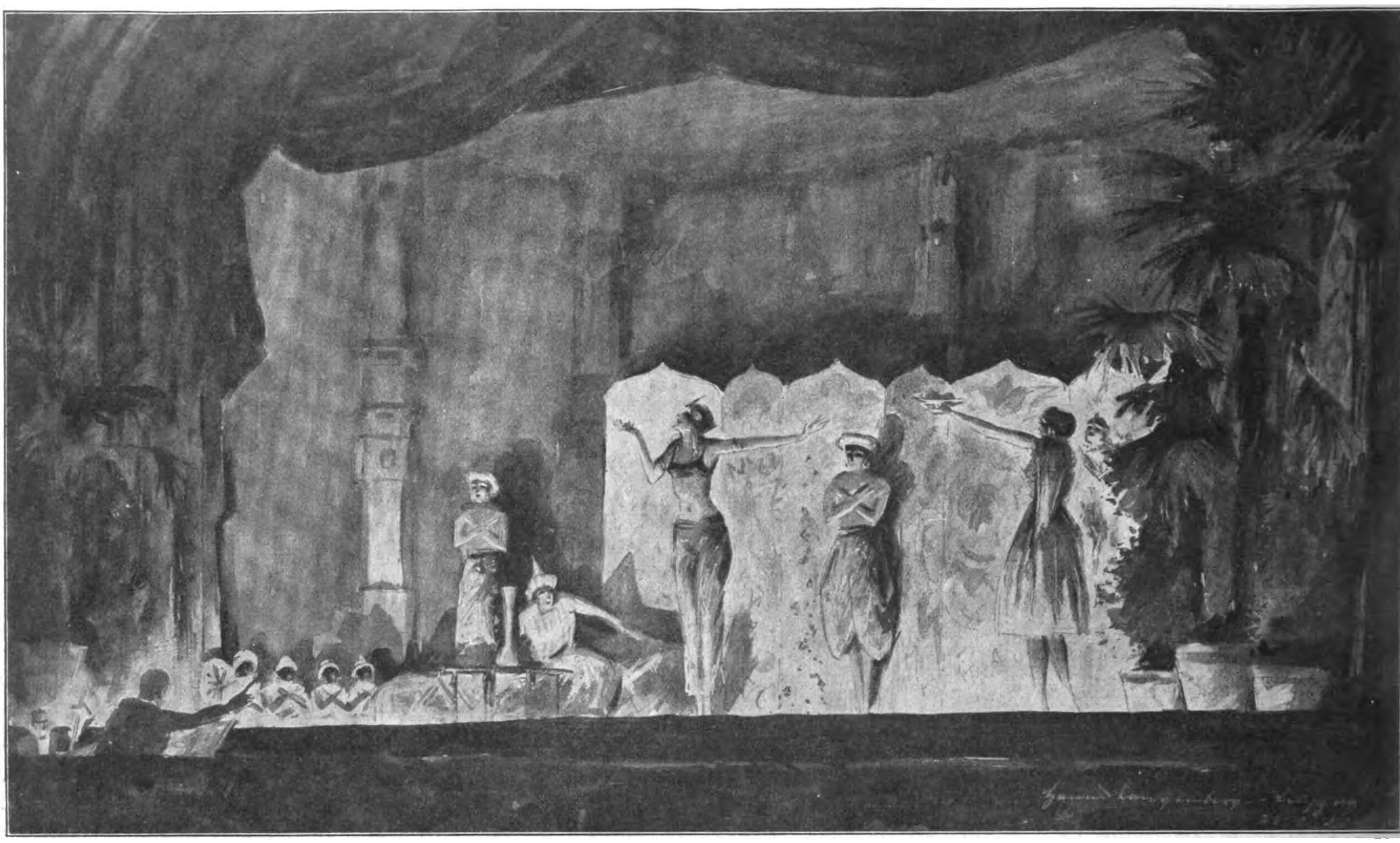
Wie die Entente für die Sicherheit in Oberschlesien sorgte: Eine „Entkleidungskommission" bei der Arbeit. Raubgesindel lauert heimkehrenden Damen auf und läßt sie nach erpreßter Hergabe der Bekleidung nackt nach Hause gehen, zuweilen bei vorgehaltenem Revolver tanzen. Es waren nicht immer abgelegene Straßen der oberschlesischen Städte, in denen diese nächtlichen Szenen sich abspielten. Nach einer Zeichnung von Willibald Krain.

Mit dieser Vorherrschaft des Intellektualismus in unserem gesamten Geistesleben hängt auch eng zusammen, daß weite Kreise unseres Volkes eine ganz oberflächliche Halbbildung schon als Bildung ansehen. So entsteht die Herrschaft der Phrase und des Schlagwortes, das unverstanden und gedankenlos nachgeplappert wird und alle schlimmen Wirkungen der Massensuggestion auslösen muß in einer Zeit wie der heutigen, wo die überwiegende Masse der Bevölkerung infolge nervöser Überreizung alle Erscheinungen krankhafter Zwangsbeeinflussung durch äußere Eindrücke aufweist. Eine Ausgeburt des einseitigen Intellektualismus ist auch die oberflächliche Vielleserei, die nur der Befriedigung der Neugierde dient und nicht zuletzt auch der Eitelkeit, um mit einem wissenschaftlich klingenden Wortschwall den Schein der Gelehrsamkeit um sich zu verbreiten. Die psychologische Erfahrungstatsache, daß wir Menschen nur dasjenige uns innerlich wirklich zu eigen machen können, was wir uns in der Form des Erlebnisses geistig erarbeitet haben, und daß, wie die Zeit der Stoff ist, aus dem das Leben gemacht ist, die Zeit für die Gestaltung des inneren Erlebnisses durch nichts, auch nicht durch außerordentliche Begabung ersetzt werden kann, das hat auch die Sozialdemokratie vielfach noch nicht erfaßt. Daher ihr steter Ruf nach Kursen über die verschiedensten Wissensgebiete und ihre Überschätzung des Wertes der Volkshochschule. Ich bin ein sehr großer Freund der Volkshochschulbewegung, denn in den rechten Grenzen gehalten und im rechten Geiste geleitet, kann sie viel Segen stiften. Umgekehrt aber auch birgt sie große Gefahren durch Züchtung des Dünkels und einer aus vermeintlichem Wissen erwachsenen Anmaßung.

Hier gilt es auch ein Wort über die staatsbürgerliche Bildung zu sagen! Die Geschehnisse seit der Revolution haben mit erschreckender Deutlichkeit uns vor Augen geführt, daß es unserem Volke in allen Schichten an der rechten Gesinnung der Solidarität fehlt. Zweifellos ist es auch eine Wirkung des überwuchernden Intellektualismus, daß man sich als Verstandesmensch gewöhnt hat, in den Lebensgemeinschaften, wie sie auf der Grundlage des Staates erwachsen, nur Interessengemeinschaften zu erblicken, und daß so auch die Einordnung der Staatsbürger in die gemäß unserer sozialen Gesetzgebung gebildeten Körperschaften wesentlich den Blick auf den Staat als die Stelle zur Erfüllung von Rechtsansprüchen richtet. Von hier aus ist es nur ein Schritt, auch vor der Ausnutzung öffentlicher Einrichtungen zu eigennützigen Zwecken nicht zurückzuschrecken. Die Verbreitung staatsbürgerlicher Kenntnisse schafft an sich noch keine guten Staatsbürger, das Wichtigste ist die staatsbürgerliche Erziehung. Die Erziehung zu pflichtmäßigem Verantwortlichkeitsgefühl, zum wechselseitigen „Füreinander" der Staatsbürger, zur Gemeinschaftsgesinnung, zum Opfergeist! Nur auf dieser Grundlage ist ein Wiederaufbau deutscher Volkskraft möglich.

So sehen wir, daß im Gemeinschaftsleben der Wille mehr bedeutet als die Erkenntnis. Aber auch für die Entwicklung der Einzelpersönlichkeit ist die Betätigung des Willens von ausschlaggebender Bedeutung. Damit soll nicht der Ersetzung einer Einseitigkeit durch eine andere das Wort geredet werden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß an die Stelle des einseitigen Intellektualismus einseitiger Voluntarismus zu treten habe. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß im Mittelpunkte des Seelenlebens der Wille steht und seinen Einfluß auf alle Seelenfähigkeiten, ihre Ausbildung, Pflege und Betätigung, auf die Rationalisierung der seelischen Vorgänge, die Psychotechnik im weitesten Sinne ausübt. So habe ich auch kein Bedenken getragen, meinem kleinen Buch über Selbsterziehung die Aufschrift zu geben: „Wollen, eine königliche Kunst" (Verlag von Herder, Freiburg). Ausgehend von dem Gedanken, daß wir uns freimachen müssen von der bisherigen Überschätzung des kalten Wissens, der einseitig technischen Kultur und des materiellen Erfolges, muß in die breitesten Volkskreise die Überzeugung eingehämmert werden von dem Wert der Innenkultur. Es muß in das allgemeine Bewußtsein übergeführt werden, daß ein schwächliches Wünschen noch lange kein Wollen bedeutet, sondern Wollen ein kraftvolles Streben nach einem in den Vordergrund der Bewußtheit gerückten Ziele ist. Dieses Streben hat aber nicht allein das Ziel ins Auge zu fassen, sondern man kann nur dann von einem ernsthaften Streben und wirklichen Wollen reden, wenn auch die zur Erreichung der jeweilig erstrebten Ziele am meisten geeignet erscheinenden Mittel in den Kreis der Erwägung und Wahl gezogen werden und es zu einer wirklichen Anwendung dieser Mittel auch kommt. Das ein Kernpunkt aller Selbsterziehung!

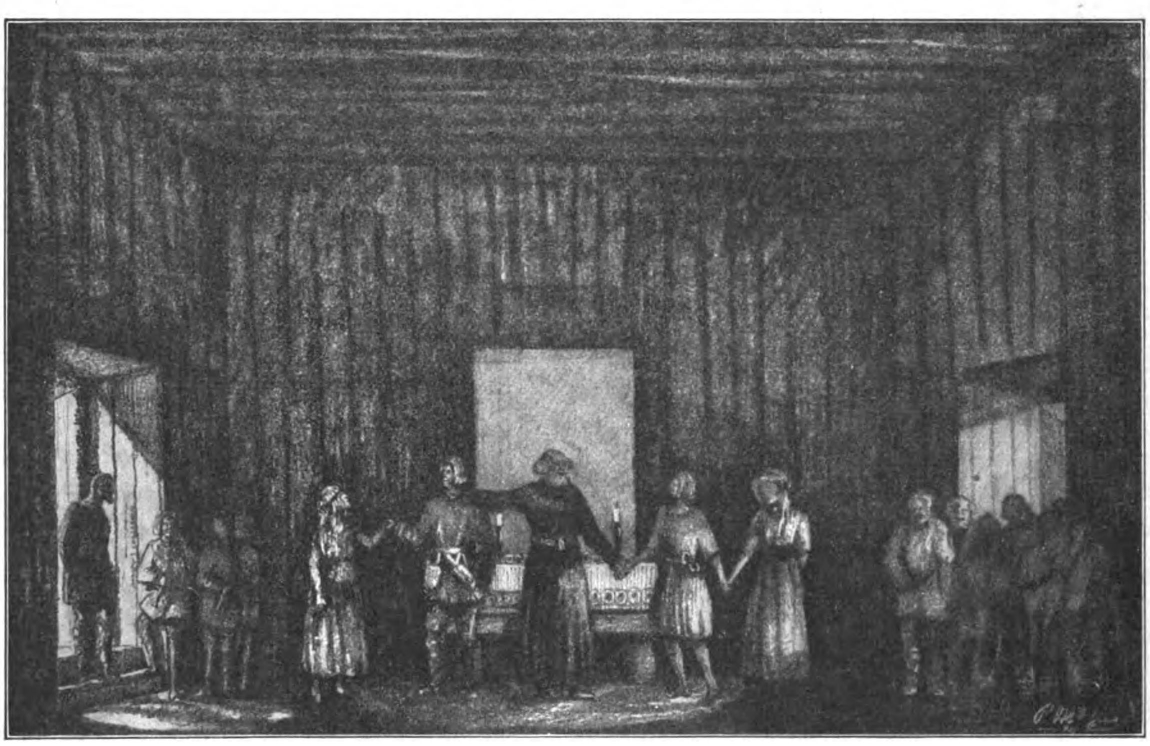
Die Willensbetätigung als solche muß nach drei unter sich gleichwertigen Richtungen erfolgen. Es ist falsch, bei dem Begriff Wollen nur an Tatenergie zu denken. Selbstverleugnung, die sich in der Beherrschung der Leidenschaften kundtut, indem man sein gesamtes Triebleben unter die Herrschaft der sittlichen Idee stellt, ist die



Vom Pressefest in Leipzig am 26. Februar: Frau Ballettmeister Susi Hahl vom Staatstheater in Dresden als Vibura in der Uraufführung der indischen Tanzpantomime „Vibura", Musik von Heinr. Platzbecker. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.

andere Seite der Energie. Und dann: in Geduld sich bescheiden, mit Gleichmut ertragen Ungemach und Mißgeschick, Krankheit und Schmerzen ist ganz gewiß die schwerste Leistung des Willens für denjenigen, dem das Leistungsstreben nach seiner seelischen Eigenart in besonders hohem Maße angeboren ist. In der harmonisch entwickelten Persönlichkeit müssen aber die drei Formen der Willensbetätigung: Tatenergie, Selbstverleugnungsenergie und Geduldenergie gleichmäßig entwickelt sein. Sittliche Pflicht ist es also, den Willen nach allen drei Richtungen hin täglich und stündlich zu bilden durch Übung, daß man bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Verhältnissen gewachsen sich erweisen kann. Jedoch handelt es sich bei dieser Übung nicht um Willensgymnastik um ihrer selbst willen, nicht um den eigentlichen Drill, sondern um Erziehung zur Selbsterziehung, zur Charakterbildung, zur Persönlichkeitskultur, zu planmäßiger und dauernder Beeinflussung des gesamten Seelenlebens behufs Gewöhnung an zweckmäßiges und zielstrebiges, stetiges und ausdauerndes, der sittlichen Idee entsprechendes und dem sittlichen Ideal zugewandtes Handeln.

Deshalb los von der einseitigen Gelehrsamkeitskultur! Erziehung zur Selbsterziehung durch planmäßige Willensbildung sei die Losung! Nur Menschen mit einer Seelenverfassung hingebender Liebe und Opferwilligkeit sind für den Wiederaufbau unseres deutschen Vaterlandes, die Aufrichtung unseres armen, zermürbten Volkes geeignet. Nicht in einseitigem Intellektualismus zu Ichmenschen erzogene Männer und Frauen können uns retten, sondern nur solche, die nach den drei Richtungen: der Tatkraft, Entsagung und Opferbereitschaft gestählte Charaktere sind und deshalb aus dem in wahrer Bruderliebe wurzelnden Gemeinschaftsgeist und aus wechselseitiger Hilfsbereitschaft heraus Schulter an Schulter das in seinen Grundfesten erschütterte Staatsgebäude stützen.



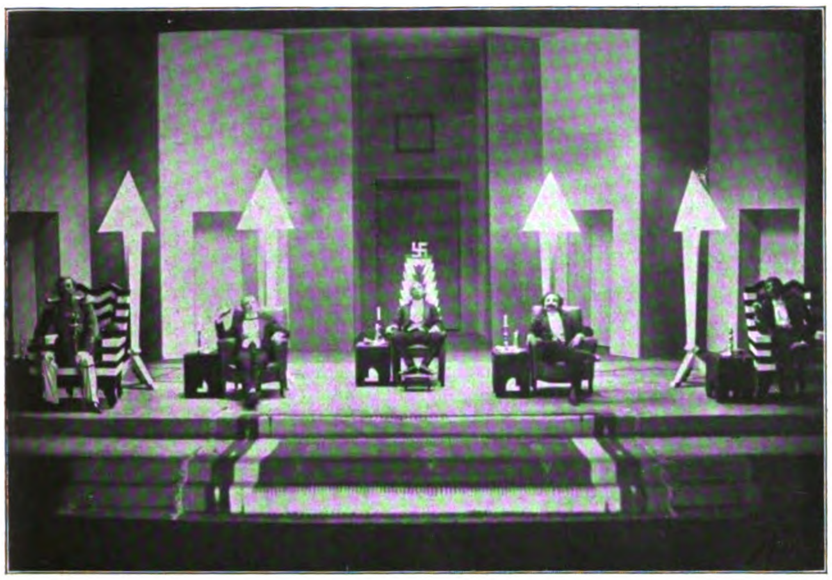
Von der Uraufführung der dramatischen Legende „Die Heimkehr" von Karl Röttger im Reußischen Theater zu Gera (Spielleitung: Paul Medenwaldt): Schlußbild des 2. Aufzugs. Nach einer Zeichnung von Paul Ott, Gera.

Links: Elias, ein Knecht (Kurt Brandenburg). Mittelgruppe, von links nach rechts: Ruth, eine Magd (Charlotte Strauß), der erste Sohn (Albert Hoerrmann), der Herr (Friedrich Brandenburg), der zweite Sohn (Friedrich Sebrecht), Maria, eine Magd (Anne Röhl); rechts: Eliphas, ein Knecht (Christian Lennbach).

Bühnenschau. / Von Dr. Karl Bland.

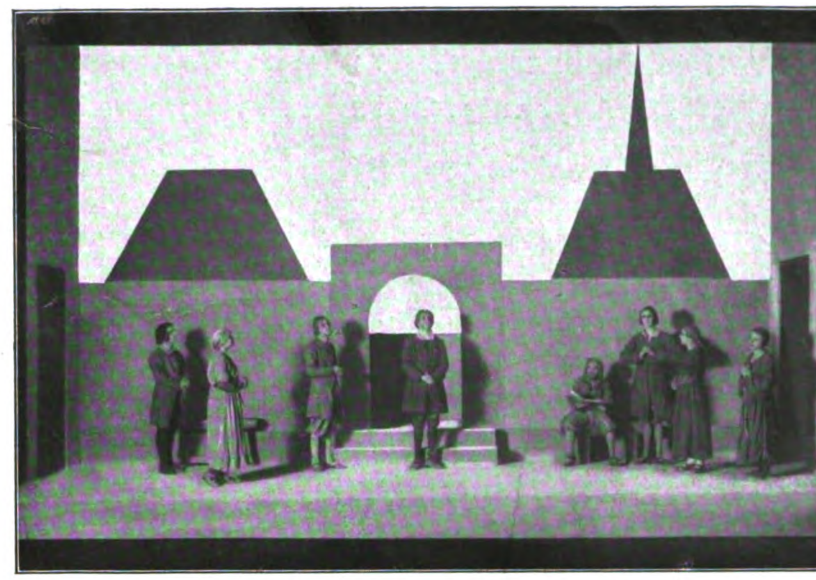
Die Helden haben, wenigstens auf der Bühne, ein wenig abgewirtschaftet. Der leidende, nicht der handelnde Mensch steht im Mittelpunkt der heutigen Dramatik, und Passionswege sind es, auf denen die Dichter am liebsten die unwilligen und widerstrebenden Zeitgenossen mitzureißen suchen, um sie aus allen Abirrungen ihres Alltags in das Reich des Absoluten, in die Welt der Ideen emporzuheben. Mit gewollter Primitivität und in bewußter Anlehnung an die Zeiten, da die Bühne noch den Zwecken des religiösen Kults diente, müht sich die Kunst, wieder Sinnbild des Übersinnlichen zu sein. Erlösungsdramen sind die „Schlacht der Heilande" von Alfred Brust, die am Halberstädter Stadttheater ausgetragen wurde, und Friedrich Wolfs Passionswerk „Der Unbedingte" (Uraufführung am Stadttheater in Stettin). Beide lehren den Opfergang des Einzelnen im Dienste der Menschheit, predigen Überwindung alles Bestehenden und Beharrenden in den kargen und doch seltsam überhitzten Wendungen der heutigen Literatursprache. Auch Lauckners „Christian Wahnschaffe" (Uraufführung in Leipzig; siehe voriges Heft) ist ein solches Erlösungsdrama. Aber der Held gelangt schon zu der Erkenntnis, daß auch der Opferwille des Einzelnen nicht ausreicht, um die entartete Menschheit auf ihren Irrwegen zu retten. Und als einzigen Ausweg, als Befreiung von aller Schuld, preist Karl Röttger in seiner Legende von der „Heimkehr" des verlorenen Sohnes (Uraufführung am Reußischen Theater in Gera) nicht die mehr oder weniger gewalttätige Erneuerung, den schroffen Bruch mit der Vergangenheit, die Absage an alles Bestehende, wie seine radikaler gesinnten Brüder in Apoll, sondern das uralte Evangelium von der Menschenliebe, von der verzeihenden Güte und Milde der wahren Weisheit gegenüber allen menschlichen Gebrechen: „Alles geschieht aus Liebe", ruft der greise Vater der unerweckten Seele des selbstgefälligen Eiferers zu, der den mißratenen Bruder zurückstoßen will.

Georg Kaisers „Jüdische Witwe" (ein früheres Werk des Dichters, das reichlich spät zur Uraufführung in Meiningen gekommen ist), die biblische Judith, geht einen absonderlichen Passionsweg, auf dem sie unversehens und sehr wider Willen statt eines glücklichen Weibchens zur gefeierten Nationalheldin wird. Eine witzige, wenngleich eine etwas erklügelte Parodie auf den tragischen Stoff, die jedoch mit seltener Grazie über alle peinlichen Wendungen hinwegtanzt. Carl Sternheim seinesteils scheint in dem Lustspiel „Der entfesselte Zeitgenosse" (Uraufführung am Landestheater in Darmstadt) fast auf dem Rückwege von der hemmungslosen Satire zu einer immerhin noch merkwürdig verklausulierten und konstruktiv gebrechselten, aber im letzten Grunde verblüffend gutartigen und reichlich banalen Lösung erotischer und sozialer Konflikte begriffen.



Von der Uraufführung des Lustspiels „Der entfesselte Zeitgenosse" von Carl Sternheim unter Gustav Hartungs Leitung am Hessischen Landestheater in Darmstadt am 17. Februar: Bühnenbild des 1. Aktes. (Phot. Nini u. Carry Heß, Frankfurt a. M.)

Entwurf des Bühnenbildes, der Möbel und Kostüme von T. C. Pilartz.



Von der Uraufführung des Schauspiels „Die Schlacht der Heilande" von Alfred Brust im Stadttheater zu Halberstadt (Intendant: F. Sioli) am 8. Februar. (In Szene gesetzt von Dr. Martin Kerb): Drittes Bild. Niederlassung frommer Leute. (Phot. Karl Rübartsch, Halberstadt.)

Vor dem Tore: Der Fürst (Josef Schmelcher), links von ihm: der Schneider (F. Krahmer), rechts: der Schuhmacher (Eduard Wenck).



Kleines Abendkleid aus weißem und schwarzem Chiffon. Abendhut aus schwarzem Chiffon über lindengrüner Seide mit Schärpe. Kleid: Marie Latz, Berlin. Hut: A. W. Frindt, Wien-Berlin. (Phot. Eberth, Berlin.)



Szenenbild des 4. Aktes von der Uraufführung des Bühnenspiels „Die jüdische Witwe" von Georg Kaiser im Landestheater zu Meiningen (Spielleitung: Intendant Dr. Franz Ulbrich). (Phot. L. Otto Weber, Meiningen.)

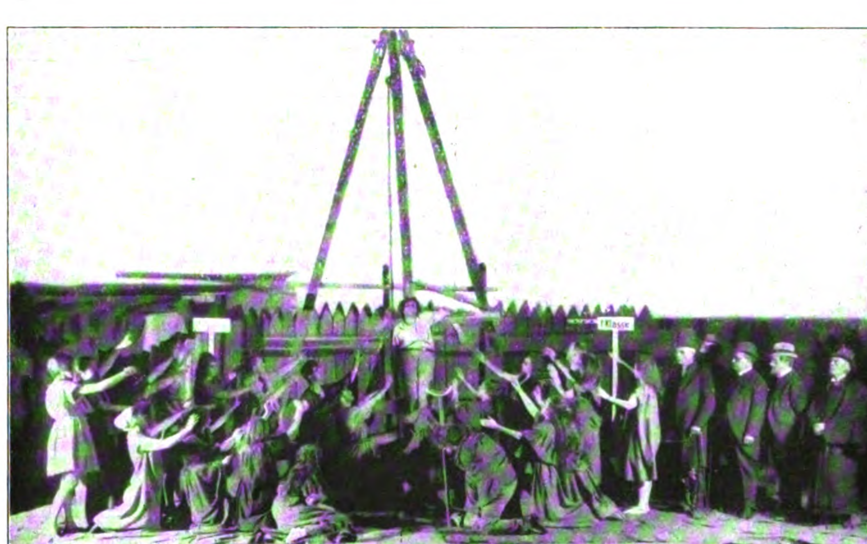
Am Tische: Holofernes (Richard Hahn), rechts von ihm: Nebukadnezar (Carl Lerch) und Judith (Hildegard Warsitz).



Mantelkleid aus besticktem, sandfarbenem Tuch über schwarzer Seide. Affenpelzbesatz. Kleid: Marie Latz, Berlin. Hut: A. W. Frindt, Wien-Berlin. (Phot. Eberth, Berlin.)



Angeschnittenes Mantelcape aus beige Velours, mit korallenroter Stickerei reich verziert. Dazu Hellbeigestrohbortenhut mit korallenrotem Phantasiegesteck. Mantel: L. u. H. Laufer, Wien. Hut: Blanche. (Aufnahme: Franz Setzer, Wien.)



Schlußbild des expressionistischen Dramas „Der Unbedingte", ein Weg in drei Windungen und einer Überwindung von Friedrich Wolf, uraufgeführt am Stadttheater in Stettin (Spielleitung: Dr. Victor Eckert).

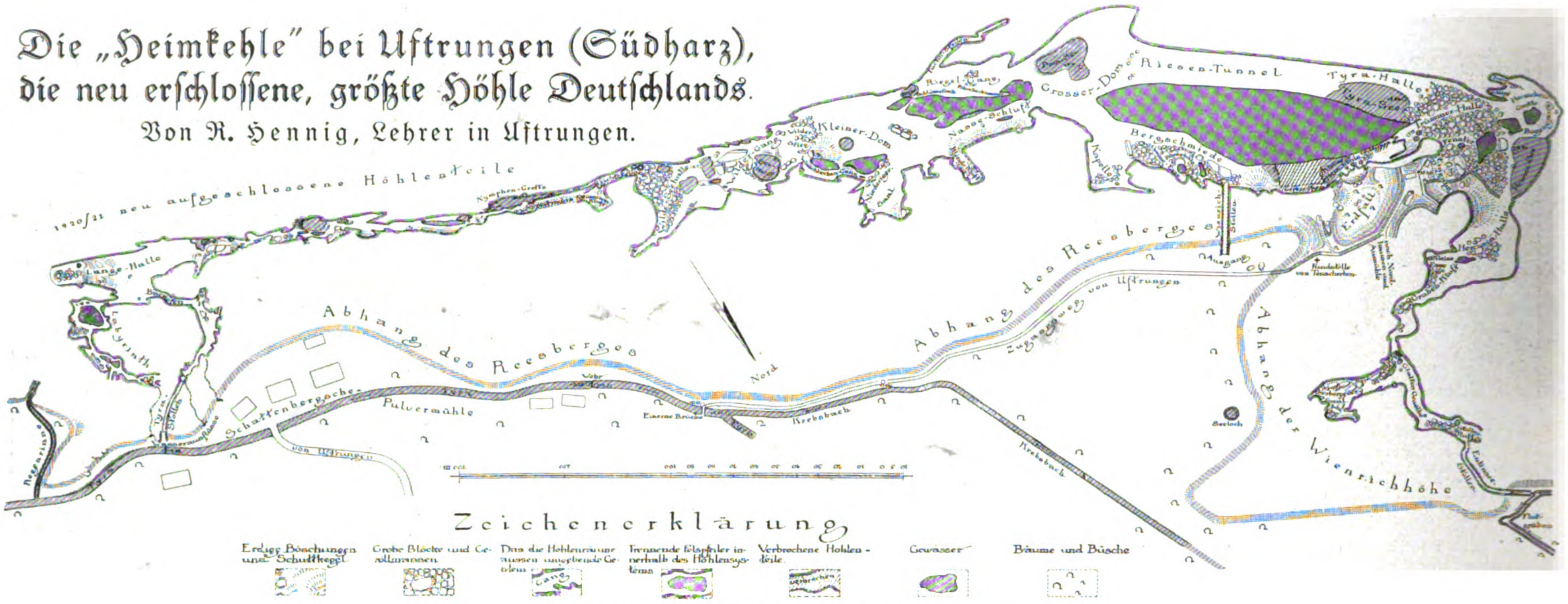
Am Kreuz: Der Dichter (Karl Eckhof), Gruppe rechts von links nach rechts: Exzellenz (Geripp) (Siegmund Krauß), 1. Spekulant (Emil Schlez), 1. Sanitätsrat (Ernst Helmbach), 2. Sanitätsrat (Hermann Maßberg).



Blaues modernes Jackenkleid, mit Silberborten garniert. Dazu kleiner sevresblauer Pedalstrohhut mit eingesticktem chinesischen Muster und Hängeband. Modell: Zwieback, Wien. Hut: Mme. Berthe. (Aufnahme: Franz Setzer, Wien.)

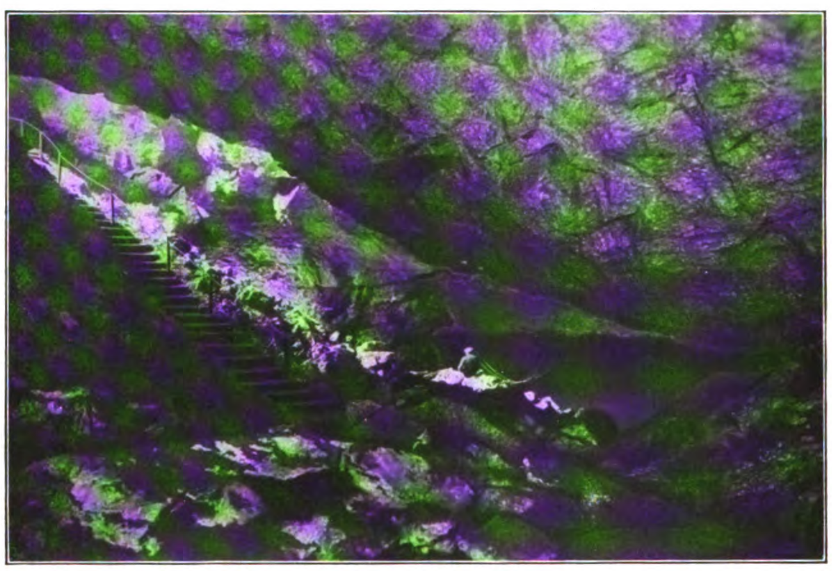
Die „Heimkehle“ bei Uftrungen (Südharz), die neu erschlossene, größte Höhle Deutschlands.

Von R. Hennig, Lehrer in Uftrungen.



Aufgenommen und gezeichnet durch Dipl.-Ing. Friedrich Stolberg.

An einer Hauptader des Touristenverkehrs zwischen Kyffhäuser und Harz liegt bei dem Dorfe Uftrungen Deutschlands größte Höhle, die „Heimkehle“, die sogar als die größte, bekannte Gipshöhle der Welt gilt. Jahrhundertelang ging der Strom der Harzwanderer an diesem herrlichen unterirdischen Naturwunder achtlos vorüber. Nur hin und wieder stiegen Forscher oder Wissenschaftler durch den „Riesenhöllenrachen“ in die Unterwelt hinab. Durch Schlamm und Schlick, über meterhohe Felsblöcke mußten sie sich ihren Weg bahnen. Und doch war jeder Besucher entzückt von dem Wunderwerk der Natur, das die „Heimkehle“ in den monumentalen Spannungen ihrer Dome und Säle, in den riesenhaften Ausmessungen ihrer Gänge und Hallen, mit ihren zwölf großen, spiegelklaren Teichen und Seen, mit ihren Gipskristallen und klingenden Felsen, mit ihren wildromantischen Partien und den wunderbaren Auswaschungsgebilden darstellt. Da vor der Höhle auch vorgeschichtliche Funde gemacht worden sind und die Anlage zweier Wallburgen deutlich erkennbar ist, so dürfte die Höhle gleich interessant sein für Wissenschaftler und Forscher wie für jeden Naturfreund. Obgleich die „Heimkehle“ schon 1357 urkundlich erwähnt ist und seitdem mehrfach von ihr geschrieben wurde, fand sich erst jetzt der Mann, der die „Heimkehle“ im stillen Winkel des „Alten Stolberg“, so heißt der Höhenzug, in welchem die Höhle liegt, aus ihrem Dornröschenschlaf erweckte, der sie mit dem „goldenen Schlüssel“ für den öffentlichen Verkehr durch eine Entwässerung, Herrichten trockener Wege, Treppen, Durchlässe usw. und elektrische Beleuchtung erschloß. Es ist Fabrikbesitzer Theodor Wienrich aus Halle a. d. S. Sein Verdienst wird es für alle Zeiten bleiben, die größte Höhle Deutschlands der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Beträgt doch die gesamte Länge ihrer Gänge, Hallen, Dome, Säle und Grotten bis jetzt 1700 m. Weitere Teile harren noch der Erschließung, um die sich Dipl.-Ing. Friedrich Stolberg, Nordhausen, durch seine Aufnahmen und Vermessungen verdient gemacht hat. (Plan der Höhle.) Ihre Hauptsehenswürdigkeiten sind hier durch einige Bilder illustriert. Sehenswert ist schon der Eingang. Von einer Plattform mit einer blockhausartigen Wartehalle schaut man hinab in den gähnenden Höhlenschlund, der sich steil und schwarz in die Tiefe senkt. Wild durcheinandergeworfene gigantische Felsblöcke erhöhen die Romantik. Auf einer 85stufigen Treppe steigt man hinab bis an den „Heimensee“, der grünlich schimmernd uns entgegenleuchtet. Rechts betritt man den ersten Hohlraum, die „Herzyniahalle“. Märchenhaft erscheint in roter Beleuchtung der Hintergrund. Die eigentliche Höhlenwanderung führt die Besucher nach links an der durch wunderbare Auswaschungsgebilde interessanten „Heimchengrotte“ und der riesigen „Trümmerhalle“ vorbei in die „Tyrahalle“ mit „Tyrasee“. Steil steigen hier an seinem linken Ufer die weißen Gipsfelsen malerisch empor. Unaufhörlich rieselt in der linken Ecke des Sees Tropfwasser herab. Ein ewiger Regen. Von unterirdischem Zauber gebannt, steht der Besucher da. Nun leitet der „Riesentunnel“ die Besucher zum „Großen Dom“. Er ist eins der gewaltigsten Gebilde, das je eine Höhle hervorgebracht hat. In wundervoller Rundung schwingt sich seine Kuppel zu 30 m Höhe empor, ein Bild von erhebender, prachtvoller Raumwirkung. Weder Hermanns- noch Barbarossahöhle oder eine andere deutsche Höhle hat eine Kuppelhalle in gleicher Größe aufzuweisen. Links führt ein neuer Gang zur „Bergschmiede“ mit der „Großen Esse“. Im farbigen Lichte haben wir hier eine der malerischsten Partien mit dem roten Schmiedefeuer, der in tageslichtähnlicher Beleuchtung erstrahlenden „Esse“, dem gewaltigen „Blasebalg“ und dem riesenhaften „Amboß“. Auf dem Rückwege gelangt man in der linken Domseite entlang durch den „Riegelgang“ über den „Riegelteich“ hinweg am interessanten „Schlüsselloch“ vorbei in den „Kleinen Dom“, der aber immer noch an 45 m Durchmesser hat, bei entsprechender Höhe. Bergauf, bergab führt hier ein Stieg die Besucher zur „Alpenlandschaft“. Hier beginnt dann ein äußerst wildromantischer Teil der Höhle, die „Wilde Seehalle“ mit dem „Seeauge“ im Vordergrunde. Gewaltige Felsblöcke bis zu 15 m Länge und 5 m Höhe bedecken hier den Boden. Vier kleine Teiche betten sich im Verlauf dieser Halle zwischen die im wilden Chaos durcheinandergeworfenen Blöcke des Grundes. Am Ende dieser Halle durchziehen enge Schlote von 300 m Länge den Höhenzug und enden an der „Tyra“, die an seinem Fuße entlangfließt. Überwältigt von der Fülle der Eindrücke, kehren die Besucher zum Eingang zurück.



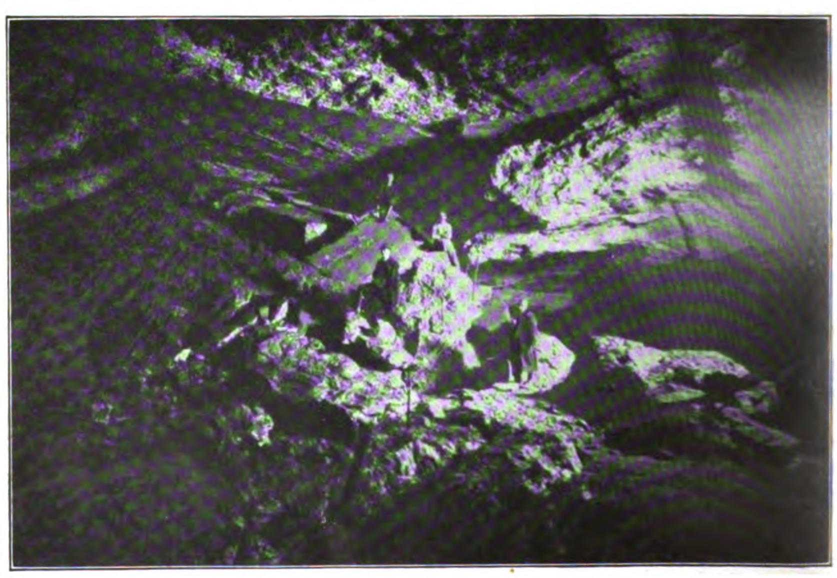
Heimensee mit Eingangsschlund. (Phot. Carl Schiewek, Nordhausen.)

Die Temperatur der Höhle beträgt durchschnittlich 6 Grad Celsius. Bei der günstigen Lage an der Strecke Berga-Kelbra — Stollberg-Rottleberode, einem Seitenzweige der Bahnlinie Halle-Cassel, und bei der landschaftlich reizvollen Gegend ist ihr Besuch nur zu empfehlen. Seit dem Tage ihrer Erschließung, dem 12. September vorigen Jahres, bis zum 1. November haben bereits über 5000 Personen die „Heimkehle“ aufgesucht.

Mit den berühmten Höhlennamen des Harzes: Hermanns- und Baumannshöhle, und der Barbarossahöhle am Kyffhäusergebirge wird in Zukunft ein neuer, die „Heimkehle“, einen guten Klang bekommen. Sogar in der Literatur hat die „Heimkehle“ schon ihren Platz gefunden. Die Schriftstellerin Fr. Fandel (Stella maris) hat zu Weihnachten 1920 als ihr neuestes Werk „Heimkehle-Märchen“ herausgegeben, in denen sie in anmutiger, belehrender Form die Höhle mit Zwergen, Nymphen, Bären und anderen Tieren belebt. (Verlag: Höhlengesellschaft „Heimkehle“, Uftrungen.)



Am Tyrasee. (Phot. Carl Schiewek, Nordhausen.)



Alpenlandschaft im „Kleinen Dom“. (Phot. Oskar Ohm, Nordhausen.)



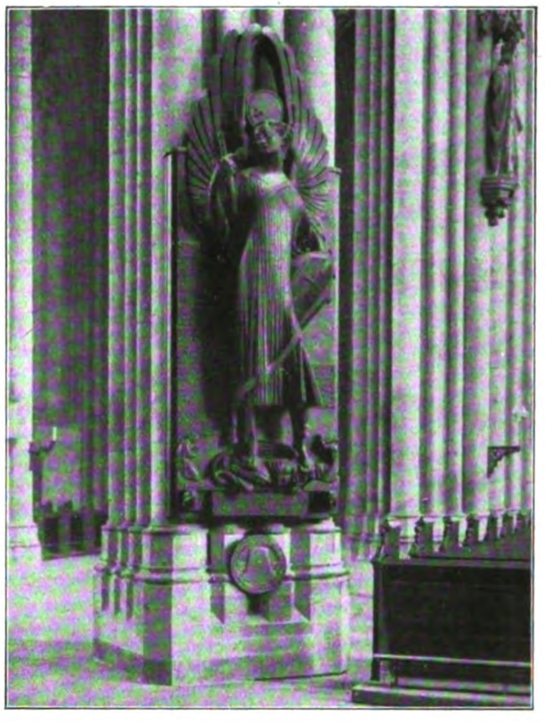




Wissenschaft und Baugewerbe. — Links: Wie bisher gemauert wird! (Das Steinmaterial wird wahllos abgeworfen. Der Maurer wird durch Bücken ermüdet; um die höheren Schichten zu mauern, baut er sich behelfsmäßig Gerüste, die ihn in seiner Arbeitsleistung beeinträchtigen). — In der Mitte: Verstellbares Gerüst, das gestattet, stets in der richtigen Höhe zu arbeiten. — Rechts: Wie wird man in Zukunft mauern? (Die Gerüste ermöglichen stets gleichhohe, durch wissenschaftliche Versuche bestimmte Arbeitslage. Die Steine werden stets an derselben Stelle in unbeschädigtem Zustand aufgegriffen, das Mörtelfaß steht in bequemer Lage.)



Vom Bau des Schnellbahntunnels unter dem Landwehrkanal in Berlin, eines Meisterwerkes moderner Tiefbautechnik: Blick über die Bauarbeiten auf dem Belle-Alliance-Platz.



Das Denkmal für die Gefallenen des Weltkriegs im Kölner Dom. Eine Schöpfung des Bildhauers Professor Georg Grasegger in Köln.



Eine Ausstellung gestohlener Schmucksachen im Berliner Polizeipräsidium: Bestohlene suchen ihr Eigentum wiederzufinden.



Zur Abstimmung in Oberschlesien am 20. März: Vorbereitungsarbeiten in Beuthen; Frauen beim Stopfen von Strohsäcken zur Unterbringung der auswärtigen Abstimmungsberechtigten.



Vom Fußball-Städtewettkampf Hamburg-Berlin in Berlin-Mariendorf am 27. Februar: Der Berliner Torwächter, vielseitig bedrängt. (Hamburg siegte mit 1 : 0.)



Von den Skiwettläufen in Garmisch-Partenkirchen am 18. und 20. Februar: Ein Sprung von Dr. Hannemann-München, der den Ehrenpreis für den weitesten gestandenen Sprung erhielt. (Phot. Max Beckert.)

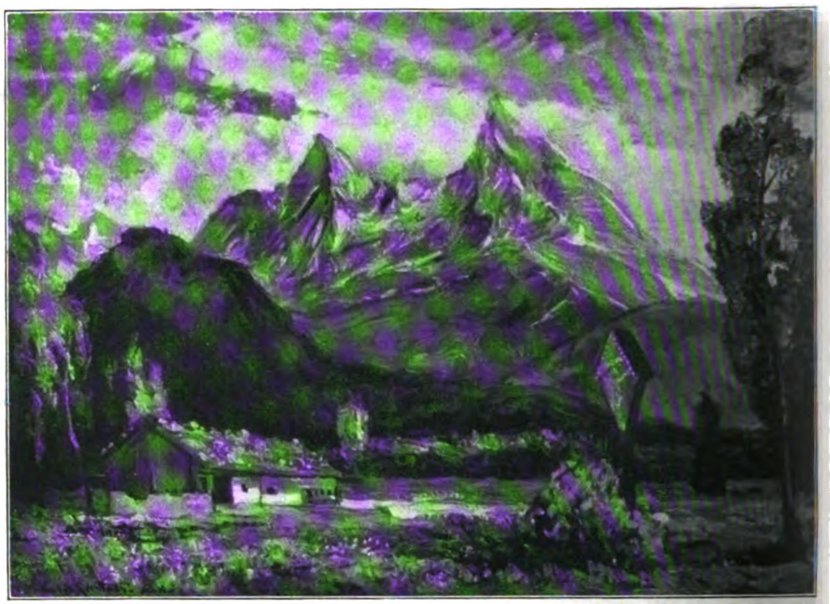


Moment aus dem Handballspiel um die Damenmeisterschaft der Ligaklasse zwischen der Berliner Turn- und Sportvereinigung 1850 und der Damenturnvereinigung Brüt[l].

Carl Korthaus. / Von Richard Braungart.



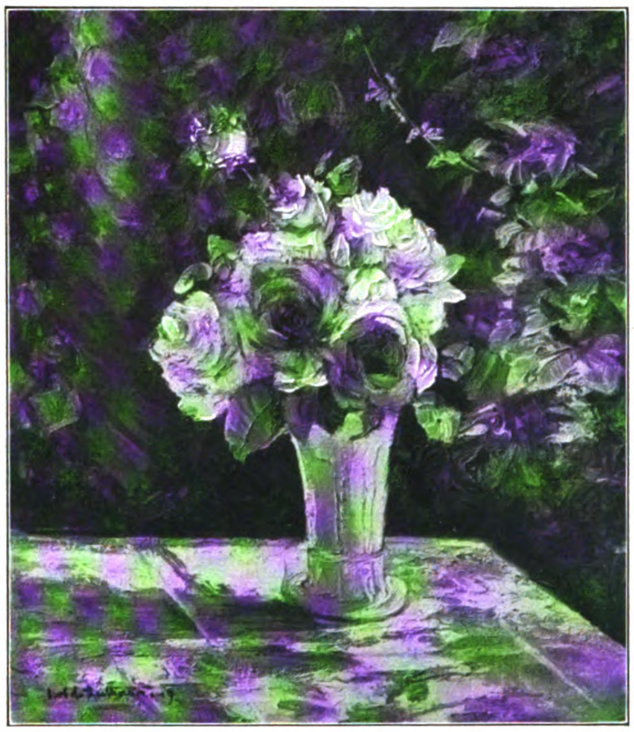
An der Dreitorspitze (Partenkirchen).



Gewitter am Watzmann.

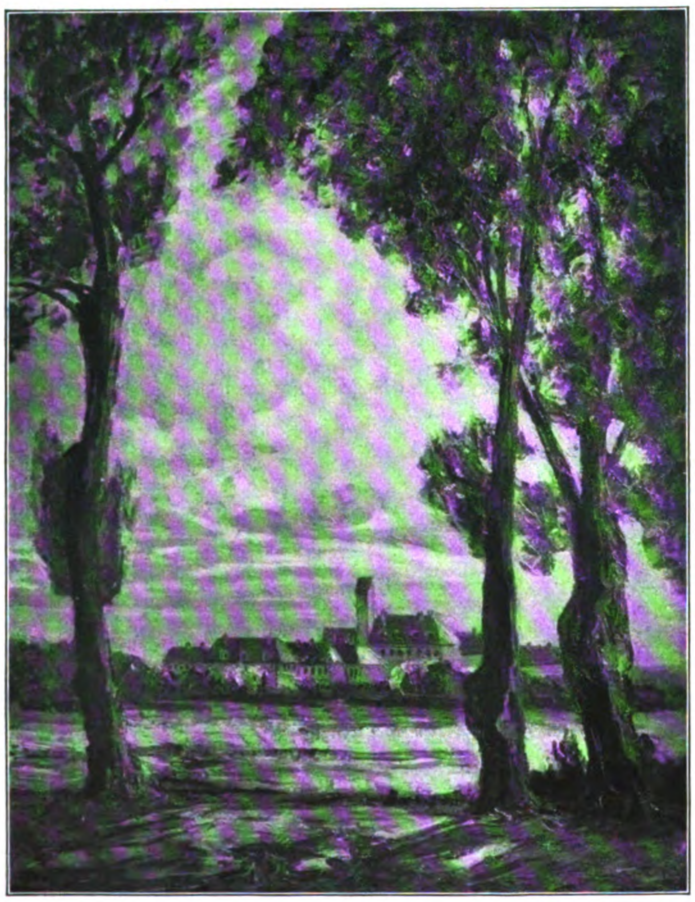
Der naive Bilderbetrachter hält es für selbstverständlich, daß man jedes Bild ohne viel Mühe, sozusagen auf den ersten Blick, in eine bestimmte Kategorie einreihen kann. Ihm ist es unfaßlich, und vor allem ist es ihm unbequem, wenn sich dieses Schema einmal nicht so ohne weiteres anwenden läßt. Er wird dann sofort „schwierig“ und geht nicht mehr mit. Aber die Dinge sind nun einmal nicht immer so einfach und unkompliziert wie im Normalfall. Die Regel wird sogar sein, daß eine genaue Scheidung (entweder - oder) gar nicht möglich ist; und häufig wird heute ein Bild so zwischen zwei Richtungen stehen, daß man es ebensogut der einen wie der andern zuschreiben könnte.

Ein Fall, der zu solchen Betrachtungen anregt, ist auch der des Münchner Malers Carl Korthaus. Die Landschaften und Stilleben dieses heute zweiundvierzigjährigen Künstlers, der in Mühlheim a. Rh. geboren und u. a. Schüler von Carl v. Marr gewesen ist, scheinen dem ersten Blick unzweifelhaft Impressionen zu sein. Nun: die Stilleben sind es auch, und es ist daran weiter nichts zu entdecken oder anzuzweifeln. Man könnte sogar sagen: sie sind Muster des echten, schulgerechten Impressionismus, der nur wiedergibt, wie irgendein Ding unter bestimmten Beleuchtungsverhältnissen aussieht oder vielmehr auszusehen scheint. Das Leuchten der Farbe, das Flimmern und Flirren des Lichts sind Gegenstand der Darstellung auf diesen Bildern, und man muß sagen, daß Korthaus mit einem Mut, einem Temperament und, was vielleicht sogar das Wichtigste ist, mit einer Sicherheit an diese Probleme herangeht, die selbst unter den zumeist nicht gerade zaghaften Impressionisten nicht alle Tage zu finden sind. Wollte man Beispiele für den Typus des impressionistischen Stillebens anführen, man könnte keine besseren wählen als die Arbeiten von Korthaus. Wobei das Merkwürdigste wohl das ist, daß diese Bilder zwar Typen, trotzdem aber auch Individualitätsproben von nicht gewöhnlicher Kraft sind. Und so hätten wir auch hier wieder den oben schon einmal erwähnten Dualismus, der den Schematikern gar nicht in den Kopf gehen will.



Auf meiner Terrasse.

Also: an dem Impressionismus der Stilleben von Korthaus ist nicht zu rütteln. Wie steht es aber mit den Landschaften? Anfänglich scheint auch hier alles ganz einfach zu liegen. Man entscheidet sich ebenfalls für Impressionismus — und ist schon im nächsten Augenblick seiner Sache nicht mehr sicher. Es ist da, nicht in allen, aber doch gerade in den bedeutendsten und bezeichnendsten Arbeiten etwas, das nach einer anderen Richtung weist. Und sind wir erst auf dieser Spur, dann kommen wir auch bald hinter das Geheimnis dieser Bilder. Zwar: mit dem Wort Expressionismus, besonders in seinem Modesinn, werden wir hier nicht weit kommen. Nichts davon ist in diesen Bildern. Aber Ausdruckskunst sind sie doch, allerdings in ganz persönlicher Formung. Man könnte die Sache etwa so darstellen: der Künstler nimmt irgendeinen Natureindruck in sich auf, verarbeitet ihn in seinem Innern und gibt ihn dann wieder, aber nicht genau so, wie ihn die Netzhaut vermittelt hat, sondern mit den oft recht wesentlichen Veränderungen, die durch den Umwandlungs- (oder, wenn man will, Verdauungs-)prozeß in der Seele des Künstlers entstanden sind. Es ist nicht leicht, sich in solche Vorgänge, die nicht unmittelbar kontrolliert werden können, hineinzudenken. Aber man muß es wohl oder übel versuchen, wenn man Bildern wie gewissen Landschaften von Korthaus gerecht werden will. Im übrigen braucht einen die Mühe nicht zu verdrießen. Sie lohnt sich. Denn man wird sehr bald inne werden, daß in diesen Arbeiten weit mehr steckt, als anfänglich zu vermuten war. Sie sind Produkte einer durchaus selbständigen Art, die Natur und jedes Einzelding zu sehen und sich über das Gesehene Rechenschaft zu geben. Mag sein, daß diese Art manchem zu herb und zu ernst ist. Das beweist nichts gegen sie. Gleichgestimmten aber oder solchen, die gewandt und beweglich genug sind, sich auch in eine andere Seele und deren Melodie einzufühlen, wird diese Kunst in irgendeiner Weise zum Erlebnis werden. Wer wird mehr von ihr verlangen wollen?



Schwabinger Landstraße.



Schlucht im Isartal.



Zum Hinscheiden des bekannten Münchener Genremalers Professor Carl Seiler: Jagdgeschichten. Nach einem Gemälde von Professor Carl Seiler.

Der in Wiesbaden geborene Künstler ist 74 Jahre alt geworden. Seine Spezialität waren Rokokointerieurs. Bilder von ihm besitzen die Dresdener Galerie, das Leipziger Museum, die Pinakothek in München u. a.

Gebetmühlen. / Von B. Haldy.

Mit photographischen Aufnahmen des Verfassers.



Tibetanische Götzenfigur.

Als die Mongolen in Tibet die Oberherrschaft hatten, machte sich der Abt des buddhistischen Sajaklosters unter dem Namen Phagss pa (der Hochwürdige) unabhängig und gründete, obwohl im Tributverhältnis verbleibend, eine Art Priesterstaat. Die Abgeschlossenheit des Landes, die dem religiösen Aberglauben leicht zugängliche Bevölkerung und mancherlei andere Umstände bewirkten, daß sich im Laufe der Zeit in Tibet ein Kultus herausbildete, der eine ganze Reihe eigentümlicher Besonderheiten zeigt.

Eine Hauptrolle unter diesen Äußerlichkeiten eines verknöcherten Kultus spielen neben mancherlei anderen Dingen die Segensbäume und Gebetmühlen, welch letztere denn auch weit über die Grenzen Tibets hinaus wenigstens dem Namen nach bekannt geworden sind. Der Wert des Gebetes liegt für den Tibeter nicht darin, daß es mit Inbrunst gesprochen wird; vielmehr huldigt er dem Grundsatz: Die Masse muß es bringen. Und darum glaubt er der Gnade der Gottheit um so sicherer zu sein, je öfter er das Gebet wiederholt. Im Gegensatz zum christlichen Gebet beschränkt sich das tibetische lediglich auf die immer gleichen, in einen kurzen Satz gekleideten Worte: „Om mani padme hum“, zu deutsch: „O Juwel des Lotus, Amen!“ Der Ursprung dieser Anrufung ist noch dunkel.

Es ist natürlich für einen Menschen unmöglich, diese Gebete so oft zu wiederholen, wie der lamaitische Kultus es vorschreibt. Und da eben nach tibetanischer Ansicht die erhoffte Wirkung nur durch möglichst häufige Wiederholung zu erreichen ist, so kam man auf den Gedanken, die Sache möglichst zu vereinfachen. Das geschah zunächst in der Weise, daß man die obige Formel auf Baststreifen schrieb, diesen mit Leder umwickelte und das Ganze mit einem Handgriffe, ähnlich dem der Kaffeemühle, versah. Damit war die Gebetmaschine in einfachster Form fertiggestellt, und jede Umdrehung entsprach einem gesprochenen vollwertigen Gebet.

Japan hat heute noch auf seinen Friedhöfen mächtige eiserne Räder, die von Bonzen gedreht werden, und deren Umdrehung denselben Zweck verfolgt wie die Gebetmaschine der Tibeter. Für die letzteren war nun freilich die Inbewegungsetzung solch großer Räder etwas unbequem und zeitraubend. Darum kam man allmählich auf den Gedanken, sie zu verkleinern und ihnen die handlichere Form der Gebetmühlen, wie wir sie heute sehen, zu geben.





Tibetanische Gebetmühlen.



Tibetanische Götzenfigur.

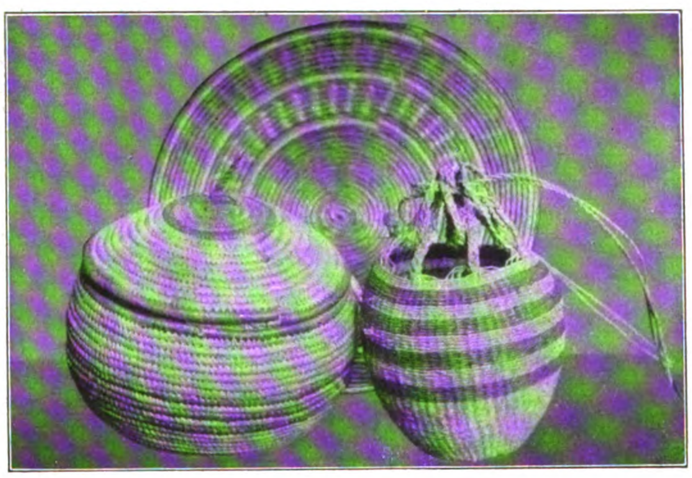
Einen solchen Vorwurf konnte sich natürlich die heimische Devotionalienindustrie, die schon Amulette und dergleichen Dinge in Unmenge schuf, nicht entgehen lassen. So ging sie denn daran, den Priesterstaat mit Gebetmühlen in allen nur denkbaren Ausstattungen und aus allem möglichen Material zu versorgen. Und man muß es ihr lassen, daß sie neben vielem üblen Zeug auch manche hübsche Arbeit hervorgebracht hat.

Immerhin aber will der fromme Beter auch wissen, wie viele Gebete er mit seiner Maschine „leisten“ kann. Deshalb läßt er bei jeder Umdrehung eine Perle seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten und kann so feststellen, wie oft er mit dem heiligen Spruch seinem Gott gedient hat. Da aber der Frömmigkeit auch in Tibet keine Grenzen gesetzt sind, so haben sich besonders tüchtige Fromme ihre Gebetmühlen derart gebaut, daß sie vom Wind getrieben werden. Auf diese Weise sparen sie die körperliche Arbeit und kommen außerdem rasch zum „Ziel.“

Die Flechtkunst der Naturvölker.



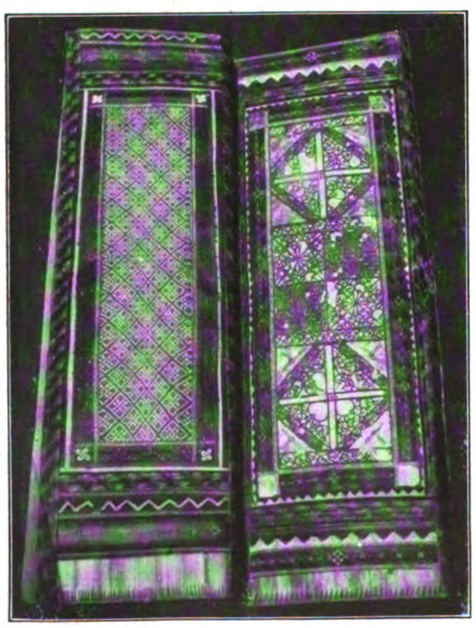
Basttasche der Batak. (Sumatra.)



Geflochtene Körbe der Schoa-Araber. (Ostafrika.)



Geflochtener Molukkenhut. (Hinterindien.)



Geflochtene Matten, rechts mit Marienglaseinlegarbeit. (Molukkeninsel Halmahera.)

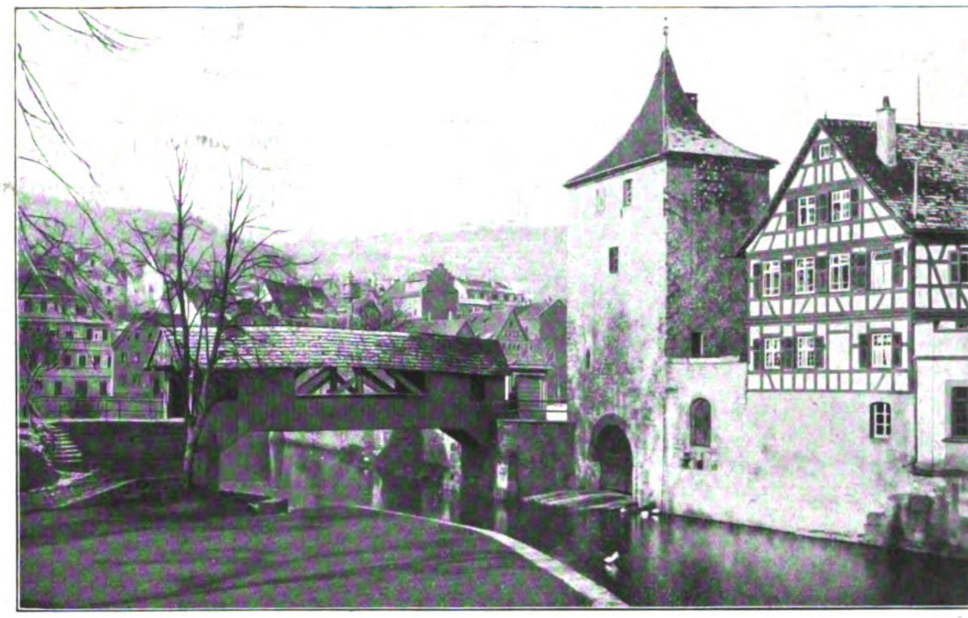


Geflochtene wasserdichte Milchbehälter. (Abessinien.)



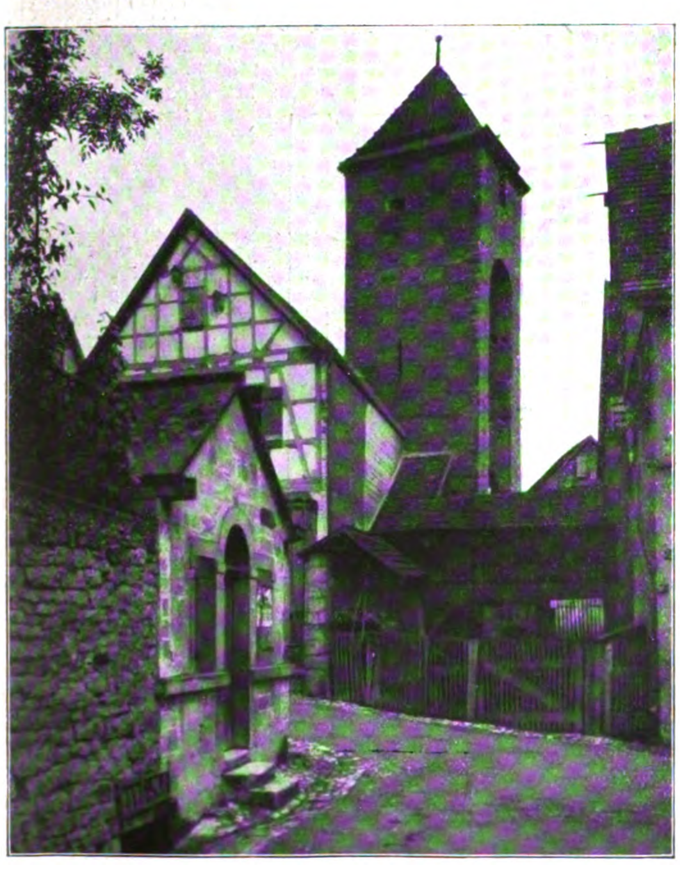
Geflochtene Matte. (Molukkeninsel Halmahera.)











Aus dem schönen Schwabenland.

Oben links: Rathaus und Brücke in Besigheim.

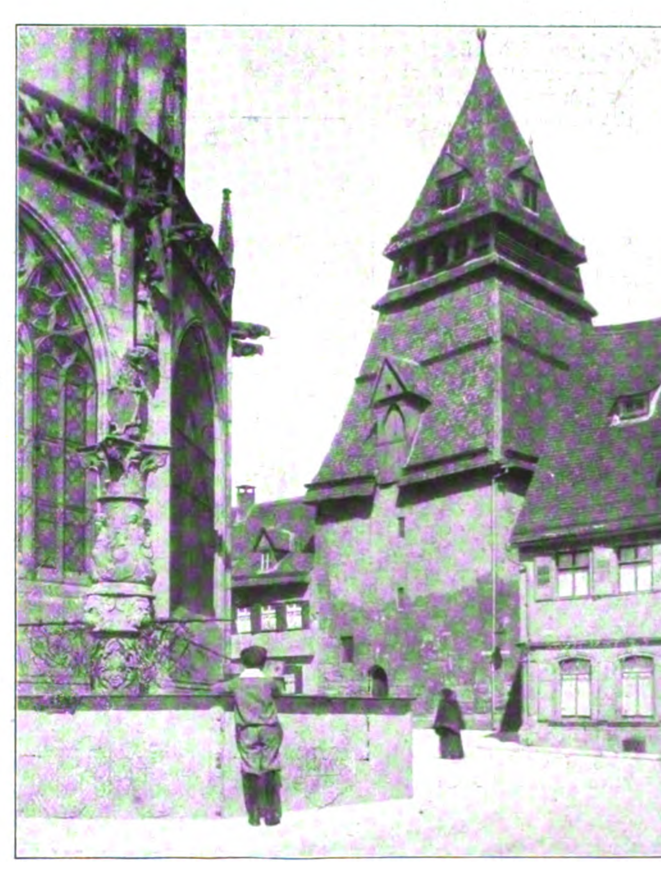
Oben rechts: Sulferturm und Sulfersteg in Schwäbisch-Hall.

Mitte links: Gartentor in Reutlingen.

Mitte rechts: Das Keßlerhaus in Eßlingen.

Unten links: Alter Festungsturm in Bietigheim.

Unten rechts: Glockenturm in Gmünd.

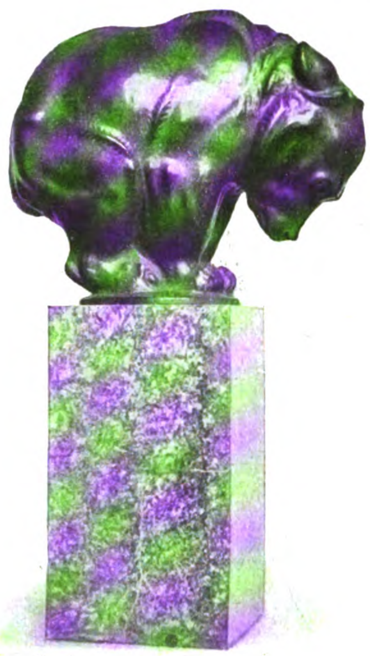


Deutsche Tierbildner: Otto Pilz.

Von Prof. Dr. Ludwig Heck, Berlin.



Junge Bären (naturalistisch).

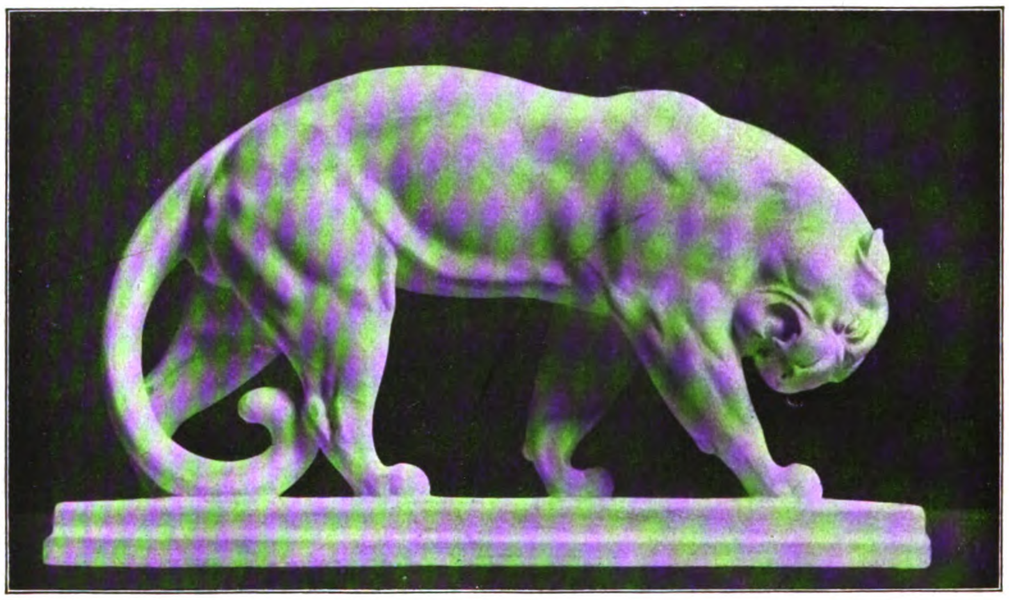


Junger Bär (stilisiert).

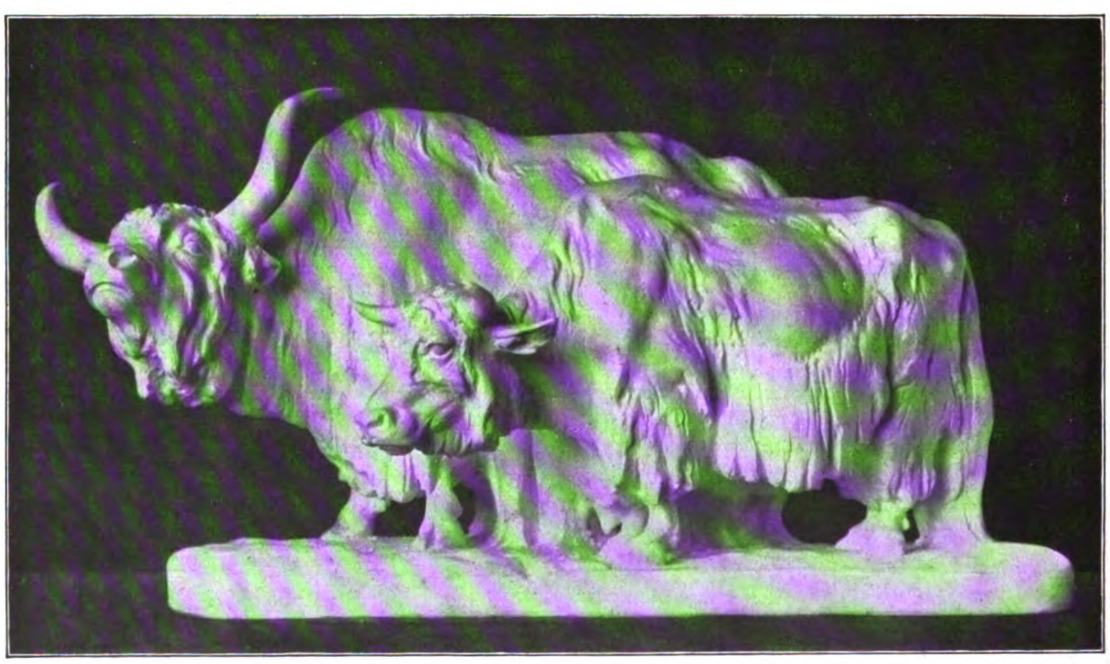


Dekorative Plastik.

Im Dresdener Zoologischen Garten sah ich zuerst Werke von ihm: ein Löwenpaar in äußerlich ruhiger, aber von innerem Leben ganz und gar erfüllter Haltung und eine humoristische Gruppe, „Junger Faun mit jungen Bären", die trotz aller lachenden Ungezwungenheit doch in den Massen und im Aufbau so wohlabgewogen ist, daß jeder seine Freude daran haben muß. Dann fand ich im Albertinum auf der Brühlschen Terrasse den hier wiedergegebenen Panther. Für mein Empfinden ein wahres Meisterstück, dem man in noch höherem Maße dasselbe nachrühmen kann, was ich von dem Löwenpaar gesagt habe. Wie da in der Haltung des zähnefletschenden Kopfes das reizbare, immer sofort zornsprühende Pantherwesen herausgebracht ist, das genieße ich jedesmal wieder, wenn ich nur die Abbildung anschaue. Und dabei die schönen, fließenden Außenlinien! Allerliebst fand ich auch unter der überhaupt ausgezeichnet zusammengestellten Tier-Kleinplastik des Albertinums die beiden Kragenbären, die Modelle dazu einst Paradestücke des Dresdener Zoologischen Gartens, zumal der eine ein schneeweißer Albino war, und schließlich wurde ich in der Meißener Porzellanmanufaktur durch eine ganze Reihe Pilzscher Tiergruppen gefesselt, darunter das hier abgebildete Paar Jakrinder. Am weitesten ist wohl von seinen Meißener Porzellangruppen das Bauernmädel mit den beiden störrischen Ziegen verbreitet. Aber auch die Gegenstücke dazu, Bauer mit Kühen, Schäfer mit Schafen, sieht man viel in den Schaufenstern. Ebenso seine allerliebsten langohrigen Wüstenfüchse, die springenden Säbelantilopen und die Leoparden, ein Zeburind überfallend, eine Gruppe von geradezu sprühendem Leben, die, in Bronze größer ausgeführt, auch im Albertinum steht. Und schließlich nicht zu vergessen, die Affenkapelle, ein Figürchen immer köstlicher als das andere an spielerischem Humor und deshalb eben für Porzellan sehr geeignet. So fand ich denn bald auch den Weg hinaus nach Blasewitz in die Friedrich-August-Straße zur Werkstatt des Künstlers und erkannte sehr schnell in seiner menschlichen Persönlichkeit dieselben gewinnenden Eigenschaften, die für seine Werke einnehmen, nämlich die glückliche Vereinigung von ernstem Streben und leichtem Frohsinn. Dieser glücklichen Vereinigung hat Pilz es wohl auch zu danken, daß er sowohl als Naturalist wie als Stilist Gleichgutes zu schaffen vermag. Das läßt sich sehr schön an der verschiedenen Art und Weise vor Augen führen, wie er eines seiner Lieblingstiere, den Bären, darstellt. Die drei Jungbären, wie sie leiben und leben, lugen sie da über die Kante ihrer Plinthe, naschhaft, lüstern und bettelig, so, wie sie jeder kennt. Und so sind ihre Körper auch plastisch ausgeführt, ganz naturalistisch, genau, wie sie wirklich sind. Anders schon der holzgeschnitzte ganz junge Bär, der mit eng zusammengedrängten Beinen auf einem runden Sockel steht, so, als ob er den Eckpfosten am Fuße einer Treppe krönen solle. Wie da die Massen des Kopfes und der verschiedenen Körperteile gegeneinandergesetzt sind, und wie das Haarkleid behandelt ist, darin gibt sich schon eine sehr merkliche und sehr glückliche Stilisierung kund. Glücklich in meinem Sinne, weil sie auf genauem Studium des lebenden Modells beruht und der Körpergestalt des Tieres und ihren einzelnen Verhältnissen keine Gewalt antut. Die dritte Bärenplastik schließlich, der alte Bär, der auf seinem Rücken eine beckenschlagende Bacchantin mit nachschleifendem Weintraubengehänge trägt, ihn möchte man sich schon gar nicht anders denken als in Verbindung mit einem reichen, stattlichen Bauwerk, lebensgroß und größer in Bronze auf der Seitenwange einer großen Freitreppe. Dementsprechend ist der schreitende Bär zwar in der Form ganz naturalistisch oder wenigstens höchst lebendig ausgearbeitet, was Kopfmodellierung und Muskelspiel anlangt, aber in der Oberflächenbehandlung ohne jede Andeutung des Felles im einzelnen gelassen und dadurch doch von der grobsinnlichen Natur in einen gewissen Abstand gebracht. Das Gegenstück dazu ist ein Querflöte blasender Hirtenknabe auf einem Widder. — Otto Pilz ist ein Sohn der Meininger Spielwarenstadt Sonneberg und steht jetzt in den vierziger Jahren. Studiert hat er auf der Berliner Kunstakademie und Studienreisen nach Paris und Griechenland gemacht. Seit Anfang dieses Jahrhunderts wirkt er in Dresden mit steigender Anerkennung.



Panther.



Jakrinder (Porzellangruppe Meißen).

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(1. Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Nach der Besprechung machten die Freunde einen kurzen Ausflug in Bullocks bergiges Revier. Luckow hastete hügelauf mit langen Schritten, in dem unregelmäßigen Zeitmaße überreizter Menschen und Zeitknicker, die keine Erholung kennen. Es war unmöglich, ihn an einem schönen Punkte zu halten und zur Betrachtung der Landschaft anzuregen. Sein Blick glitt darüber hinweg und ab, ohne das Bild innerlich zu erfassen. Nun er keine Tätigkeit mehr in Wietau vor sich sah und die Heimkehr heranrückte, jagten seine Gedanken voraus und ließen ihn zu keinem Genuß des Augenblicks kommen.

„Ruhe, Ruhe, Luckow. Es sind ja Ferien", rief ihm Karr zu, als die lange Gestalt schon wieder ausrückte. „Sieh dir doch bloß mal den Vater Zoblen an. Ist er nicht prächtig in seiner majestätischen Wucht?"

„Ich wünschte, deine kräftigen Eindrücke zu haben; aber meine Sinne sind stumpf geworden; ich bin verbraucht."

„Du mußt dich aufpumpen."

„Dazu gehört Geld."

„Du solltest die Arbeit in den Vereinen und in der Wohltäterei beschränken. Ein Familienvater hat andere Pflichten."

„Die Außendinge gewinnen zu viel Einfluß auf mich, ich weiß es. Hundert Gedanken schwirren mir durch den Kopf wie eine Schar Krähen um einen kranken Hasen. In diesem Wirbel geht jede Selbstbesinnung unter. Die Großstadt ist für mich ein Fluch; ich werde erdrückt von ihrer Arbeit, ohne ihrer Genüsse teilhaftig zu werden. Jede neue Erfindung wird sofort kaufmännisch ausgewertet zu einem Reklamerummel für Sinnengenüsse und ist eine Totenglocke für unser Innenleben. Die Alten hatten es besser. Dies rasende Tempo kann man nicht durchhalten."

„Dir täte ein ruhiger Landaufenthalt not."

„Meine Vorfahren haben auf dem Lande gelebt. Ich bin der erste meines Geschlechts, der sich in die Großstadt gewagt hat. Die Übergangsglieder haben es schlimm. Sie müssen ihre Lebensfähigkeit nachweisen. Mir erstickt das Zementpflaster die Wurzeln."

„Ich fühle mich ganz wohl, die Umwandlung hat mir nicht geschadet. Ich glaube, das Übel hat wo anders seinen Sitz. Gestatte mir einmal, dir die Leviten zu lesen. Wie verbringst du den Tag? Morgens wird die Zeitung durchgehastet. In einer Viertelstunde werden fünfzig und mehr Artikel zweifelhaften Wertes aufgenommen. Das ist Gift für die geistige Sammlung, die der Tag verlangt. Mit überspannten Nerven eilst du zur Schule. Jedes Versehen der Kinder reizt dich. Erschöpft kommst du mittags nach Hause. Das Essen schmeckt nicht; die Ernährung leidet. Du siehst Hefte durch und ärgerst dich. Du bereitest dich auf die Stunden vor. Dazwischen brechen schon die Gedanken aus, an irgendeine drängende Arbeit, einen Vortrag, einen Bericht. Hundert Kleinlichkeiten zerren die abgehetzte Seele hier- und dorthin. Es fehlt der große, einheitliche Zug, ohne den es keine Befriedigung für ernste Menschen gibt. Abends Vereine und Versammlungen. Frage dich: Wann bist du mit einem Hochgefühl der Erhebung nach Hause gegangen? Wann hattest du das Bewußtsein, andere bereichert zu haben oder selber reicher geworden zu sein? Sehr selten. Du hast dich abgemüdet, abgestumpft, und meist um ein Nichts."

Luckow lächelte bitter.

„Die Wahrheit ist mir längst aufgegangen. Und wenn ich noch persönliche Kränkungen und Verdächtigungen hinzurechne, mag es vielleicht noch schlimmer sein. Aber wer erst ins Getriebe gerät, der wird von der Maschine herumgewirbelt und kommt ohne Schaden nicht heraus."

„Besser mit Schaden heraus als mit größerem Schaden darin geblieben. Du hast noch drei Wochen Ferien vor dir; bleibe in Wietau."

„Meine Frau, meine Kinder hätten die Erholung ebenso nötig. Sie sind seit sechs Jahren nicht aus Breslau herausgekommen."

„Im Schulhause findest du und deine Frau bequem Unterkommen; die Mädel will Bullock in die Försterei nehmen. Wir sprachen schon darüber."

Als Karr den Amtsgenossen weiter unentschlossen sah, fuhr er fort: „Teuer wird es nicht sein. Du lebst hier billiger und besser als in' Breslau."

„Ich kann mich jetzt immer so schwer entschließen", entgegnete Luckow. „Hundert Bedenklichkeiten drücken mich nieder, obgleich mir dein Vorschlag gut und richtig erscheint."

„Gib dir einen Stoß. Über acht Tage würdest du sowieso wieder herkommen. Fahre heut abend nach Hause und bringe übermorgen früh deine Familie her. Denk' an deine Frau, wenn du dir selber zu wenig bist."

„Abgemacht. Ich werde deinen Rat befolgen."

Also fuhr Luckow abends nach Breslau zurück und stand Dienstag früh mit Frau und Kindern auf dem Bahnsteig des Hauptbahnhofes.

„Hast du alle Fenster geschlossen?" fragte er seine Frau.

„Gewiß", antwortete sie.

„Eins hätte müssen offen bleiben. Man spürt sofort, daß wir verreist sind, und die Einbrecher werden es bald heraushaben. Aber was sollten sie uns stehlen?" setzte er bitter hinzu.

Frau Luckow sagte nichts. Sie kannte den unruhigen Geist.

„Acht Minuten Verspätung", bemerkte Luckow. „Eine greuliche Wirtschaft." Schon fing ein kleiner Teufel an, unter seinem Hute zu rumoren.

Zwei lang aufgeschossene Mädchen von 15 und 17 Jahren standen neben ihnen. Die leuchtenden Augen, das heimliche Kichern verrieten ihre Reisefreude. Doch war ihr Geplauder gedämpft, und manch scheuer Blick streifte den Vater, als fürchteten sie von daher eine Mißbilligung ihres Frohmutes.

Endlich fuhr der Zug ein; zwölf Minuten zu spät, wie Luckow mit Genugtuung feststellte. Die elende Maschine stampfte stöhnend und quiekend in die Halle. Luckow lief mit dem Zuge, wollte bald in ein Abteil dritter Klasse und bald in jenes zweiter. Im Nu waren alle besetzt. Mit Mühe erkämpften sie sich schließlich Stehplätze in der vierten Klasse.

Bereits krabbelte Luckow ein neuer Kobold auf dem Schädel.

Noch immer stiegen Reisende ein: Frauen mit überalterten Gesichtern und müden Augen, die sich ohne Murren der Enge anpaßten, wie sie seit Jahren gewohnt waren; Männer in abgeschabten, wenig veränderten Uniformen, mit vorzeitigen Falten um den Mund und grauen Köpfen.

„Es sieht wieder nach Nässe aus", äußerte einer.

„An Siebenschläfer hat's geregnet", kam die Antwort.

„Wie soll bloß die Ernte hereinkommen?"

Es folgte keine Entgegnung. Die regelmäßigen Stöße des Wagens tönten wie ferne, dumpfe Paukenschläge; aber die Musik dazu fehlte.

Da fing ein dritter Quälgeist mit den beiden andern an, Ringelreihen zu tanzen. Luckow suchte nach Gründen für seine aufsteigende üble Laune. Was war zu erwarten? Das Wetter machte jede Erholung unmöglich. Zu Hause lag manche Arbeit. Wer weiß, wie er unterkommen würde. Die Schuhe schienen trotz des Besohlens nicht wasserdicht; ein Schnupfen stand in Aussicht. Sein Gehalt reichte noch bis Ende August. Was dahinter kam, wußten die Götter. Ruckweise bohrten sich die spitzen Gedankensplitter in sein ruheloses Gehirn.

Die beiden Mädchen standen am zerschlagenen Fenster und schauten mit erwartungsvollen Augen auf die vorbeiziehende Landschaft. Sie fanden auch an dieser unbequemen Reise ihr Gefallen.

„Geht vom Fenster weg", sagte der Vater scharf.

Sie traten beiseite, aus der kühlen Frische in den rauchigen Dunst, und unterhielten sich leise weiter:

„Ich habe noch 6 Mark 50 Pfennig", meinte Suse, die ältere. „Vielleicht können wir etwas mitbringen: Ein Pfund Mehl, ein paar Eier —"

„Butter und Speck wäre das beste", fuhr Liese erregt dazwischen.

„Daran dürfen wir nicht denken", dämpfte Suse den Eifer der Schwester.

Als sie in Wietau ankamen, hatten die Quälgeister Luckows Nerven so weit bearbeitet, daß er entschlossen war, mit dem nächsten Zuge zurückzudampfen. Den Mädchen standen die Tränen in den Augen.

Karr mochte von dem sich aufklärenden Himmel reden, soviel er wollte; Bullock und Spickus, die auch am Bahnhof waren, wußten überhaupt nicht, was sie dazu sagen sollten. Der ganze, verbohrte Eigensinn eines überreizten Gehirns zuckte und ruckte in Luckow, und ein leises Gefühl von Unrecht im Unterbewußtsein steigerte noch die Selbstquälerei. Bullock wollte den unausstehlichen Großstädter schon hart anlassen.

„Wenn Vater irgend etwas zu tun kriegt, bleibt er", flüsterte Suse dem Hilfslehrer Spickus zu und ließ damit die Zugbrücke ihres Vertrauens herunter.

Spickus setzte sofort beide Füße darauf.

„Da habe ich wieder einmal falsch spekuliert", sagte er. „Kalmus hat mir einen Berg Arbeit hinterlassen, zu deren Bewältigung ich auf Ihre Mitwirkung rechnete! Schade."

Das war die Art, wie man Luckow kommen mußte. Wo er gebraucht wurde, sprang er tatkräftig ein und vergaß Ärger und Unrast.

„Dann bleibe ich natürlich", sagte er. „Hoffentlich belästigen wir niemand."

„Kein Gedanke, es wird alles glatt gehen", meinte Spickus und zwinkerte Suse zu.

Es ging auch alles glatt, wenigstens im Schulhause. Karr wohnte mit Spickus in der Giebelstube. Das Ehepaar richtete sich in des Kantors Wohnstube ein. Die beiden jungen Mädchen begaben sich nach kurzem Aufenthalt in die Försterei.

Bullock hauste dort mit zwei Hunden, einem Pferde und anderem Vieh, das von einem alten Knecht besorgt wurde. Auf junge Mädchen war der Haushalt nicht zugeschnitten. Dreimal im Jahre sah die Försterei weibliche Wesen; vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Da wurde das Haus von oben bis unten geschrubbt, gesäubert, und Bullock war in dieser Zeit bei seinem Freunde Kalmus zu Gaste, den er einige Tage später bei sich beherbergte, wenn das Schulhaus ähnliche Reinigung erfuhr.

Die beiden Freunde wurden ziemlich gleich beurteilt. Manche schrieben Bullock schärfere Deutlichkeit im mündlichen Ausdruck zu, und andere — besonders die ausgereiften Jahrgänge des weiblichen Landsturms — nannten ihn Menschenfeind. Jedenfalls stand als seine Ansicht fest, daß Tiere mehr Charakter hätten als Menschen. Er behauptete genau zu wissen, wie sich Hunde, Pferde, Krähen und Füchse in der oder jener Lage verhalten würden, da sie ihrer Natur folgten. Bei Menschen könne man nichts voraussagen; ihre Stimmungen würfen jede Berechnung über den Haufen. Es sei kein Verlaß auf die Gesellschaft. Und vollends die Weiber! Na ja, sie wären einmal da und müßten ertragen werden; aber gut wäre es, man ließe sie links liegen.

Es gab allerdings auch Leute, die da meinten, der alte Förster sei zwar scharf gebacken, aber die harte Kruste sei mehr eine Art Schutzmittel der zu

weich geratenen Innenorgane; das waren aber nur wenige.

So hatte er Karr den Vorschlag gemacht, die Mädchen aufzunehmen; aber er dachte nicht daran, sich um seine Gäste zu bekümmern. Sie sollten tun, als ob sie zu Hause wären; das war alles, was er ihnen als Willkommen bot, nachdem er ihnen die Giebelstube zur Verfügung gestellt hatte. Damit war er fortgegangen.

Nun saßen die verschüchterten Dinger da wie Krähen im Herbstregen, und wenn sich ihre verzweifelten Blicke trafen, wandten sie sich schnell ab, um den andern Teil nicht noch durch eigne Trauer zu erschüttern. Das Zimmer sah auch gar zu erschrecklich aus. Der Staub lag fingerdick auf Tisch und Stühlen. An der Wand hingen alte Hosen und Mäntel; in der einen Ecke lagen Säcke und Stiefeln. Es roch muffig. Jedenfalls war es lange nicht benutzt worden.

Suse war durch den aufgeregten Vater viel zu unselbständig geworden, als daß sie gleich gewagt hätte, eine Änderung vorzunehmen, wie sie gern gewollt hätte, und Liese war wohl weniger ängstlich, wußte aber die Sache nicht recht anzufassen. Also verging eine Viertelstunde in stummer Qual.

Da sprang Liese hoch, riß das Fenster auf und rief dem alten Knecht im Hofe zu:

„Wo ist ein Besen?"

Hannes wußte genau, daß die letzte große Reinigung erst Pfingsten vor sich gegangen und demnach jetzt im Juli kein Grund zu dergleichen Fragen vorlag. Auch hatte er in seiner langen Dienstzeit bei dem Förster manches von seinem Herrn angenommen. Darum entgegnete er kurz und schartig:

„Such' dir einen."

Liese stand in dem gefährlichen Alter von 15 Jahren, wo junge Damen besonderen Wert auf höfliche Behandlung legen. Da sie die klobige Art weniger auf allgemeine Anlage zur Grobheit als auf beleidigende Geringschätzung ihrer erwachsenen Persönlichkeit zurückführte, so rief sie schneidig zurück:

„Du bist ein gräßlicher Ekel", und glaubte, den Hannes damit niederzuschmettern.

Der Hannes war das Duzen gewöhnt, und das modische Schimpfwort war ihm unbekannt; immerhin entnahm er dem energischen Ton, daß die Worte keine Schmeichelei sein sollten.

„Im Schuppen steht alles", brummte er einlenkend.

Lieses schwungvolles Vorgehen hatte Hannes zum Rückzuge genötigt. Kein Zweifel, sie hatte Oberwasser, und ihr weibliches Hirn begriff augenblicklich, rein gefühlsmäßig und unter Ausschaltung langweiliger Gedankenreihen, daß nur festes Zugreifen nötig sei, um sich hier durchzusetzen.

Suse hatte in tausend Ängsten und Bedenklichkeiten hinter der Schwester gestanden; jedoch ihr mahnendes „Aber, Liesel!" war wirkungslos verpufft. Jetzt wandte sich Liese kampfbereit zur Schwester:

„Willst du denn wirklich in diesem Schweinestall leben?"

Tatsache, die junge Dame sagte es, ohne über das Wort zu erröten oder zu stolpern, obwohl sie eine Musterschülerin der 2. Lyzeumsklasse war; ihre erwachte Tatenlust suchte sich in kräftigen Ausdrücken Luft zu schaffen.

Die milde, blonde Suse war des Todes erschrocken.

„Aber, Liesel, wie kannst du nur? Wir sind hier zu Gaste."

„Ach was," unterbrach sie die Schwester, „ich werde die ganze Bude umkrempeln", welche Derbheit klar beweist, daß Fräulein Liese mit wachsenden Kräften bestrebt war, eine Persönlichkeit zu werden.

Sie tanzte die Treppe hinunter. An der Haustür überreichte ihr Hannes einen Rutenbesen und ein Grabscheit als Schaufel.

„Na also", sagte sie leutselig. „Nun geht 's auf einmal."

„Wenn du Hunger hast, im Keller ist Brot und Butter", lenkte Hannes ab.

Sie hatte Hunger. Darum überhörte sie geflissentlich das „du", ließ sich gnädigst nach dem Keller führen und schnitt sich dort eine Scheibe Brot ab, die selbst Hannes' festen Kinnbacken Bewunderung abnötigte, daß sie vor Staunen auseinanderklappten.

Nachdem Liese noch eine mehr jungfräuliche Schnitte für Suse zurechtgemacht hatte, geleitete sie Hannes mit einer Achtung, die große Leistungen auf jedem Gebiet verdienen, aus der Unterwelt.

In einer Stunde war das Gröbste getan; auch Flur und Treppe hatten daran glauben müssen. Befriedigt stand Liese an der untersten Stufe und schaute unternehmungslustig nach dem Wohnzimmer.

„Da drin mag es auch schön aussehen", sagte sie und klinkte die Tür auf. „Hast du wohl schon solche Unordnung gesehen?"

Suse schüttelte den Kopf.

„Es fehlt halt die Frau", entschuldigte sie den Förster in mütterlichem Tone.

„Ja, so ein einzelner Mann ist zu hilflos", stellte Liese mit würdigem Nachdruck fest.

Eine junge Frau kam heulend in das Gehöft gerannt und warf krachend die Gartentür zu.

„Wo brennt 's denn, Marie?" fragte Hannes gemütlich und trat aus dem Pferdestall.

„Es kommt hoher Besuch", schluchzte sie. „Der Förster schickt mich her, ich soll Abendbrot zurichten und Ordnung schaffen. Und ich weiß doch, dem Grobian kann man nichts recht machen."

„Da wärst du doch lieber zu Hause geblieben", urteilte Hannes.

„Er hat mich eben wieder beim Grasen erwischt", entgegnete sie kleinlaut. Die Tränen trockneten ein bei dem Schuldbekenntnis. „Nun konnte ich nicht anders."

„Das wäre das dritte Mal in diesem Sommer. Ihr Weibsvolk seid doch zu dumm."

Da Liese danebenstand, mußte sie dies Urteil natürlich auch auf sich beziehen; zudem drängte sie ihr schwesterliches Mitgefühl auf die Seite der Gescholtenen.

„Das Weibsvolk ist höchstens darin dumm, daß es sich vom Mannsvolk soviel gefallen läßt", sagte sie und trat so energisch auf Hannes zu, daß dem um seine Zehen angst wurde und er im Stalle eine feste Stellung bezog.

Die drei weiblichen Wesen machten sich gemeinsam an die Arbeit, die von Liese trefflich eingeteilt wurde. Nach einer halben Stunde war das Wohnzimmer nicht wiederzuerkennen; wenigstens stutzte Förster Bullock an der Schwelle.

„Donnerwetter," meinte er, „in dem Salon traut man sich ja nicht mehr auszuspucken."

Aber es lag Anerkennung in dem Ton. Anders wäre es auch nicht zu raten gewesen. Das kurzröckige Langbein stakte argwöhnisch herum und belauschte jede freie Äußerung.

Suse hatte auch die Hunde nicht vergessen. Das hob sie in Bullocks Augen. Er kriegte sie beim Kopfe und kraulte sie hinter den Ohren, wie er es bei seinen Hunden zu tun pflegte, wenn er zufrieden mit ihnen war. Suse wurde glühend rot über die Zärtlichkeit des alten Junggesellen — es war die erste eines fremden Mannes — und eilte in die Küche.

Am nächsten Tage fuhr Bullock mit Karr wegen der Testamentseröffnung zum Amtsgericht nach der Stadt. Die Mädchen benutzten den Vormittag, um alle Gemächer der Försterei in gebührende Ordnung zu setzen, und den Nachmittag, um sich mit dem lebenden Besitz bekannt zu machen. Dieser Teil war bedeutend unterhaltsamer, wenn er auch einen ziemlich tragischen Ausgang hatte.

Die Schwestern waren während des Krieges nicht aufs Land gekommen. So ist es zu verstehen, daß Suse sich den dicken Kuhköpfen nur mit Vorsicht und von der Krippenseite her nahte. Liese dagegen wagte sich kühn zwischen das Vieh, glitt aus und setzte sich in etwas Weiches, dessen volkswirtschaftliche Bedeutung ihr zunächst unbekannt blieb, da es bescheiden unter Stroh lag. Als ihr dann an der Plumpe die bittere Erkenntnis kam, da brach ihr maßloser Zorn durch gegen das Rindvieh, gegen Hannes, gegen Bullock, gegen die ganze deutsche Landwirtschaft.

Suses schwache Einwände von verzeihlicher Unsauberkeit wurden glattweg totgeschlagen. In Holland könne jede Prinzessin im Schleppkleide durch den Kuhstall gehen, ohne derartiges Gräßliche befürchten zu müssen. Lieses Fräulein Doktor wüßte das ganz genau. Aber hier! Es war unerhört!

Sie zog die letzte Silbe in gebührende Länge, als sie diesen verschärften Tadel aussprach.

Als abends die Kutsche in den Hof wackelte und Hannes kaum vom Bock gestiegen war, stürzte die junge Dame auf ihn los, um ihn für die grauenvolle Schlamperei verantwortlich zu machen. Er verstand sie nicht. Ihr Wortschatz aus der Schule reichte zur Bezeichnung der Sache nicht aus. So verhedderte sie sich, wurde verlegen und erlitt eine schmerzliche Niederlage.

„Na, da mußt du halt die Kühe abrichten, sich zur rechten Zeit zu melden: »Fräulein Liese, darf ich einmal hinausgehen?«" sagte Bullock gemütlich, als er endlich begriff.

„Pfui, das ist gemein", rief Liese empört und drehte ihm den Rücken zu. Sie sprach erst nach vollen zehn Minuten zu ihm, als er ihr für morgen einen Gang zum Fuchsbau vorschlug.

Dieser Tag bereitete eine Umwertung aller Werte vor; er bedeutete Lieses entschiedene Abkehr von der romantischen Schule zum Naturalismus. Als sie von diesem Ausfluge zurückkehrte, warf sie nur so herum mit weidmännischen Ausdrücken wie Wechsel, Losung, Spiegel, Brunft und sah verächtlich auf Suse, die noch in den Kinderschuhen steckte und von dergleichen keine Ahnung hatte.

Luckow hatte nicht Zeit, sich um seine Töchter zu bekümmern. Er saß den ganzen Tag bei den Bienen, und selbst einige böswillige Angriffe, die seinem Gesicht eine geschwollene Zufriedenheit verliehen — „Links Mikosch, rechts Kladderadatsch", meinte Bullock — konnten ihn nicht davon abhalten. Er blieb gelassen und ruhig, wenn ihn die wilden Italiener umschwärmten, bastelte und beobachtete, bis die Staatsweisheit der Stockbewohner hinter die gute Absicht kam und die selbstmörderischen Angelhaken einzog.

Eines Abends berief Bullock die Gemeindeglieder wegen des Testaments zu einer Versammlung in die Schule. Der Förster war zum alleinigen Erben eingesetzt worden, sollte aber nach Verabredung mit Kalmus, der ihm die Abmachungen ins Notizbuch diktiert hatte, eine Austeilung vornehmen. Wer irgend Zeit hatte, war gekommen. Viele meinten, daß Kantor Kalmus urtümliche Bestimmungen getroffen haben möchte, die vielleicht die Gemeinde angingen, sonst wären sie wohl nicht eingeladen worden.

Bullock thronte auf dem Katheder. Er putzte sich mit einem Tischtuch die Brille, legte sie auf den Rand des Pultes und strich den langen, grauen Vollbart. Männer und Weiber hatten sich nach Schulweise getrennt auf die zwei Reihen Bänke gesetzt, in der üblichen Folge nach dem Steuerzettel. Vorn am Fenster lehnten die drei Lehrer als Ehrengäste, der Gemeindevorsteher stand mit Rolf am Lehrpult neben Bullock.

Der begann ohne weitere Umschweife:

„Kantor Kalmus hat mich zum Erben eingesetzt, was viele von Euch ärgern, aber nicht wundern wird. Er konnte leider Eure Trauer nicht durch einen schicklichen Leichenschmaus dämpfen; denn so viele Lebensmittel hätte er nicht aufbringen können, wie es sich bei solcher Gelegenheit gebührt, und das dünne Bier, das Ihr Euch verpflichtet gefühlt hättet zu trinken, würde nur Euerm Acker zugute gekommen sein, aber nicht Euerm Magen. Kantor Kalmus will Euch anders schadlos halten. Er vermacht der Gemeinde zweitausend Mark zu irgendeinem guten Zwecke, den sie selber bestimmen mag."

Er setzte die Brille auf die scharfe Nase und guckte ins Notizbuch.

„Herr Karr, des Kantors Pflegesohn, kriegt die Ersparnisse aus der Raiffeisenkasse, den Schreibtisch und den Dobermann. — Rolf," wandte sich Bullock an den Hund, und dieser sah ihn klug und ernst an, „du hast mehr Verstand als die Menschen — wenigstens könntest du nie solche Dummheiten machen, wie in den letzten Jahren geschehen sind — und mehr natürlichen Opfermut als der Mensch anerzogenen. Bewahre sie dem neuen Herrn."

Darauf meldete sich Rolf bei Karr und setzte sich ihm zu Füßen.

(Fortsetzung folgt.)



Clavichord-Spielerin. (17. Jahrhundert.)



Deutsches Clavichord, gebunden, 17. Jahrhundert. (Musikhistorisches Museum von Wilhelm Heyer, Köln, früher Sammlung Paul de Wit, Leipzig.)



Clavecin-Spielerin. (Ausschnitt aus dem Gemälde „Der junge Gelehrte und seine Schwester" von Gonzales Coques.)

Eine kleine Geschichte des Klaviers.

Von Dr. Walter Niemann, Leipzig.

Wenn wir heute unsere Meister des Klaviers einen mächtigen modernen Konzertflügel spielen sehen, so glauben wir vielleicht, solche Flügel habe es immer gegeben. Aber wie der moderne Klavierabend erst eine nicht unproblematische Errungenschaft des großen Lisztschen Virtuosenzeitalters ist, so bedeutet auch der moderne Konzertflügel erst den höchsten Gipfel des im 18. Jahrhundert aufkommenden Hammerklaviers. Zu ihm aber führte ein jahrhundertelanger und beschwerlicher Weg.

Die Geschichte des Klaviers kennt vier große Perioden: eine teilweise mythische Vorgeschichte, das Clavichord, das Clavizymbel mit seinen kleineren Abarten: Spinett, Virginal, Clavicytherium, und das Hammerklavier. — Die ersten sicheren Nachrichten über Ursprung und Bau des Klaviers gibt Sebastian Virdung zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Das geheimnisvolle Dunkel jener Vorgeschichte wird auch von ihm nicht erhellt. Wir wissen nur, daß die allerersten Keime und Anregungen zum Klavier in dem uralten Schulinstrument der Griechen zur wissenschaftlichen Intervallberechnung und Veranschaulichung der Saitenlängenverhältnisse, dem Monochord, und seiner späteren Abart, dem Helikon, liegen. Von einer Tastatur ist noch nicht die Rede. Die Veränderung der Tonhöhe geschieht lediglich durch Verschiebung eines Stegs mit der Hand unter einer bis zu vier, über einen Resonanzboden gezogenen Saiten. Erst das im 14. Jahrhundert im westlichen Abendland gebräuchliche Exaquir scheint einen plumperen orgelartigen Tastenmechanismus eingeführt zu haben, wie denn Orgel- und Klaviermusik auch in der Komposition für Tasteninstrumente bis ins 17. Jahrhundert hinein miteinander eng verbunden bleiben.

Mit dem wahrscheinlich bis ins 13. Jahrhundert zurückreichenden Hausinstrument des Clavichords ist die erste Form des wirklichen Tastinstruments gefunden. Die über den Resonanzboden eines viereckigen hölzernen Kastens quer zur Tastatur laufenden gleichlangen Messingsaiten werden durch zungenförmige Stifte oder „Tangenten" angeschlagen. Hat das Clavichord weniger Saiten als Tasten, so heißt es gebunden, hat es — erst im 18. Jahrhundert — für jede Taste nur eine Saite, bundfrei. Der Ton war schwebend, zart, schwärmerisch und durch Dämpfung wie durch jene sanfte, durch leises Hin- und Herwiegen des Fingers auf der Taste hervorgerufene „Bebung", wie sie das empfindsame Werther-Zeitalter so sehr liebte, schattierungsfähig. Der Umfang stieg bis zu vier Oktaven.

Von ungleich größerer Wichtigkeit für die Entwicklung des Klaviers wurde das um 1400 auftauchende und bis Ende des 18. Jahrhunderts gebräuchliche Clavizymbel (Cembalo, Clavecin, Harpsichord). Es ist in der Hauptsache ein Konzertinstrument. In dem dreieckig-flügelförmigen Kasten laufen die nach der Tonhöhe verschiedenen langen Saiten vom Spieler nach hinten weg und werden durch Rabenkiele, die an hölzernen Stäbchen (Docken) sitzen, angerissen. Jeder Ton hat seine eigene Saite. Die Mechanik ist schon ungleich komplizierter und wegen des verwendeten Materials überaus empfindlich. Ein guter Cembalist mußte daher auch das „Bekielen" seines Instruments verstehen. Es gibt bereits im 16. Jahrhundert Clavizymbels mit zwei, durch Koppelungen oder „Registerzüge" in Tonstärke und Klangcharakter zu verändernden Manualen (Klaviaturen); man baut auch Clavizymbels mit mehrchörigem Saitenbezug, mit Orgelpedalen. Sein Ton ist dem des seelenvollen Clavichords völlig unähnlich: spitz, starr, rauschend, silberhell, ohne Schattierungsfähigkeit. Das Clavizymbel wird vom 17. Jahrhundert ab das angestammte Instrument im damaligen Orchester zur Ausführung der harmoniefüllenden Generalbaßstimme, des Basso continuo; von ihm aus hält der damalige Kapellmeister als Maëstro al cembalo sein Orchester zusammen.



Zweimanualiges Clavizymbel von Gottfried Silbermann in Freiberg i. S. Erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Bach-Museum in Eisenach, früher Sammlung Paul de Wit in Leipzig.)

Von seinen kleineren, nur in der Form abweichenden Schwesterinstrumenten hat auf dem Kontinent das in allen Größen gebaute Spinett (von spina = Dorn), im England Shakespeares und in der reichen „Virginalmusik" für Tasteninstrumente das zierliche Virginal (von virga = Stab, Docke) die größte Verbreitung gefunden. Beide sind „Dockenklaviere" wie das Cembalo, von gleichem Umfang und gleicher Tongebung, doch in rechteckiger Form. Die Spinette standen in verschiedenen Stimmungen und wurden dann Quint- oder Oktavspinette genannt, je nachdem alles eine Quint oder Oktav höher klang. Das Innere des Flügeldeckels war meist schön bemalt. Die eigentlichen Virginale sind große Spinette in rechteckiger Form; man baute aber auch als Geschenke und Spielereien für Damen ganz kleine, oft in Nähkästchen eingebaute sogenannte Oktavvirginale. Die große flämische Klavierbauerfamilie der Ruckers und die deutsche der Silbermann stellten Spinette und große Virginale in künstlerisch besonders schöner Ausführung her. Das Clavicytherium dagegen, der im 15. bis 17. Jahrhundert gebräuchliche Urahn unseres modernen aufrecht stehenden Pianinos in dreieckiger Kastenform mit vertikal, statt horizontal laufenden Saiten, blieb in der Hauptsache doch nur ein Kuriosum. Der Tonumfang all dieser Dockenklaviere betrug in der Spätzeit, Ende des 18. Jahrhunderts, wie bei den gleichzeitigen Clavichorden bis zu fünf Oktaven.

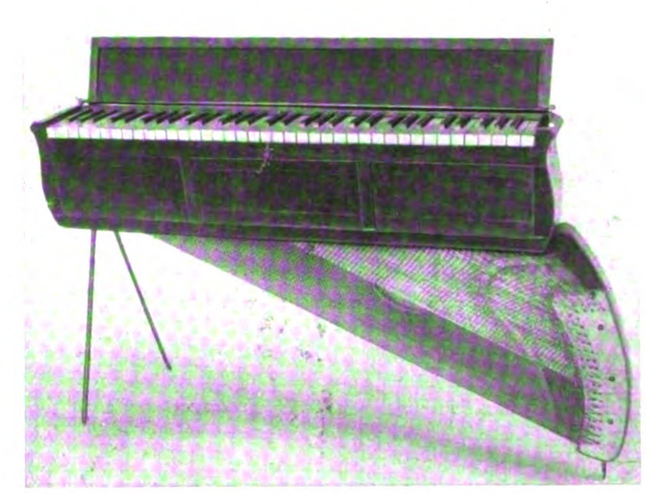
Wie sich um Homer sieben Städte, so streiten sich um die erste epochemachende Erfindung des Hammerklaviers drei Nationen: Italien (Bartolomeo Cristofori), Deutschland (Christoph



Hammerklavier mit Harmonium von Christian Wolff in Leipzig aus dem Jahre 1790.



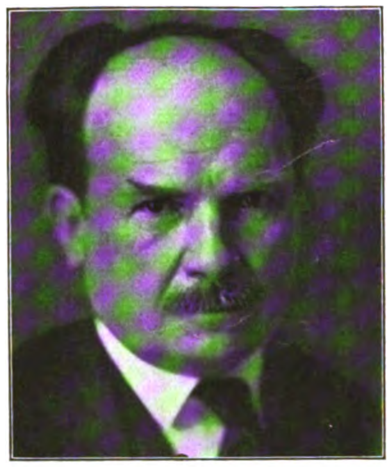
Aufrechter Hammerflügel, sogenannter Pyramiden-Flügel, von C. Schlimbach, Königshofen, etwa 1815—1825. (Musikhistorisches Museum Wilhelm Heyer, Köln, früher Sammlung Paul de Wit, Leipzig.)



Reiseklavier aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das aus dem Besitz von Paganini stammen soll. (Musikhistorisches Museum Wilhelm Heyer, Köln, früher Sammlung Paul de Wit, Leipzig.)



Wilhelm Backhaus.
(Phot. Ernst Ohle, Köln.)



Eugen d'Albert.
(Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)



Conrad Ansorge.
(Phot. Max Kiby, Königsberg i. Pr.)



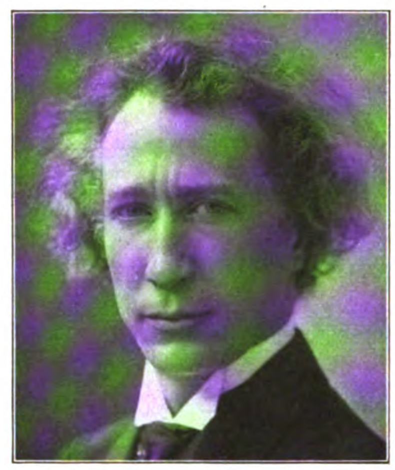
Max Pauer.
(Phot. Fritz Reinhard, Leipzig.)



Carl Friedberg.



Ferruccio Busoni.



Emil v. Sauer.
(Phot. C. Pietzner, Wien.)



Artur Schnabel.
(Phot. Willinger.)



Edwin Fischer.
(Phot. Dührkoop, Berlin.)



Willy Rehberg.
(Phot. Tillmann-Matter, Mannheim.)



Moriz Rosenthal.
(Phot. d'Ora, Wien.)



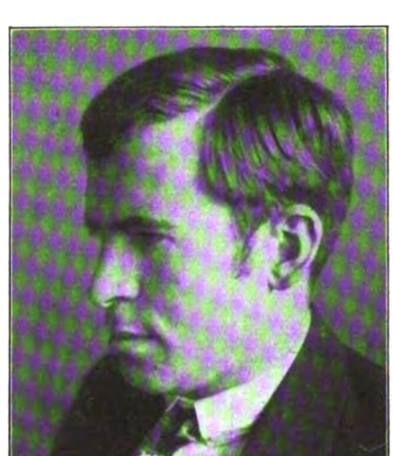
Joseph Pembaur.
(Phot. Fritz Reinhard, Leipzig.)

Meister des Klaviers.

(Siehe den Aufsatz „Moderne Pianisten" auf Seite 205)



Télémaque Lambrino.
(Phot. Therese Knietsch.)



Walter Rehberg.



Walter Gieseking.
(Phot. Dührkoop, Berlin.)



Ignaz Friedman.
(Phot. Schenker.)

Gottlieb Schröter) und Frankreich (Marius). Erst die berühmte sächsische Orgel- und Klavierbauerfamilie Gottfried Silbermann in Freiberg und Dresden verlieh diesen fast gleichzeitigen Erfindungen eine allmählich immer entscheidendere praktische Bedeutung. Der Urahn des Hammerklaviers oder „Pianofortes“ ist das Hackbrett des Pantaleon Hebenstreit, ein mit kleinen Hämmern geschlagenes primitives Saiteninstrument nach Art des Cymbals der Zigeuner. Diese heute bis zur denkbar höchsten Vollkommenheit und Kompliziertheit ausgebildete „Hammermechanik“ wird nun die klingende Seele des Pianofortes. Zwei Dinge sind dabei neu: die „Auslösung“ der Hämmerchen mittels einer nach dem Anschlag zurückschnellenden Feder und die „Einzeldämpfung“ jeder Taste durch einen aus Tuch, Filz u. a. gefertigten und auf jeder Saite festsitzenden Dämpfer. Damit ist dem Anschlag jede Mannigfaltigkeit und dem Ton jeder Stärkegrad ermöglicht. Das Hammerklavier hat eine große Familie teilweise gar kurioser Vettern gezeitigt. Da gab es äußerlich dem Clavicytherium ähnliche, aufrecht stehende Wiener Giraffen (Pyramiden). Da Pianosekretäre mit innen versteckter Klaviatur. Da bis weit ins 19. Jahrhundert hinein im deutschen Bürgerhause verbreitete flache, viereckig-kastenförmige Tafelklaviere. Da allerhand Streichklaviere (Bogenflügel) als fruchtlose Versuche einer Verbindung von Streich- mit Tasteninstrumenten. Da zierliche tragbare Hammerklavierchen für Serenaden im Freien (Rölligs Orphica). Aber im späteren Wiener Klassikerzeitalter hat das Pianoforte sie alle wie auch das Clavichord und Clavizymbel verdrängt, und Beethoven schreibt seine großen Klaviersonaten in B und A ausdrücklich „für das Hammerklavier“.

Von nun an jagt eine Erfindung und Verbesserung die andere. Der kreuzsaitige Bezug und die zur Verstärkung des Tones in den höheren Oktaven mitklingenden Aliquotsaiten steigern die Tonfülle und Resonanz. Der alte Saitenrahmen aus Holz weicht dem aus Gußeisen, das Leder der Hämmer dem Filz. Die doppelte Repetitionsmechanik ermöglicht ein wiederholtes Anschnellen des Hammers — beim Flügel von unten nach oben — gegen die Saite ohne völliges Loslassen der Taste. Mehrere, meist zwei Pedale (Dämpfer, Verschiebung) ersetzen die alten Register- und Dämpferzüge. — Die Familien Stein in Augsburg und Streicher in Wien vervollkommnen die leichtflüssige Spielart der deutschen oder Wiener Mechanik, die großen Londoner Klavierbauer, voran Broadwood, die durch Clementi tätig geförderte schwerere englische, eine Fortführung der Cristofori-Silbermannschen darstellenden Mechanik, die großen Pariser, voran Erard und Pleyel, die silberflüssige Spielart der französischen. Wenn wir aber heute die Klangwunder der großen modernen Klavierbauer, deren Namen jedem geläufig sind, hören, wenn wir sehen, daß es Flügel aller Größen vom kleinsten Mignon-, Stutz- und Salon- bis zum wuchtigsten Konzertflügel, daß es nützliche Hausinstrumente wie das aufrecht stehende Pianino gibt, dann wollen wir uns darüber klar werden, daß nur der musikalische „Völkerbund“ aller Klaviere bauenden und spielenden Kulturnationen in jahrhundertelangem, angestrengtestem Wettstreit dies stolze Resultat erreichte!

Aphorismen. Von Alfred Friedmann.

Der Kritiker ist unzufrieden, wenn er zufrieden sein darf.
Der Ruhm ist gewissermaßen die Freundschaft der uns Gleichgültigen.
Gottbegnadete Dichter hängen von der Gnade der Menschen ab.
Kunst ist bezähmtes Leben.
Man soll nie glauben, daß eine Sache gefällt, weil sie uns gefällt.

Moderne Pianisten. / Von Dr. Max Unger.

Es ist uns immer als zu eng gedacht erschienen, wenn von einer „Schule“ Franz Liszts gesprochen wurde. Wie wenig sein Unterricht mit dem Begriffe im überlieferten Sinne zu tun hatte, erweisen seine noch heute lebenden künstlerisch einander so stark entgegengesetzten Schüler. Vornehmlich sind es vier erste Meister des Klaviers, die noch als persönliche Jünger die Überlieferung des unübertroffenen deutschungarischen Klaviergenies fortsetzen: d'Albert, Ansorge, Rosenthal und Sauer. Und zwar jeder gewissermaßen als Ausstrahlung einer oder mehrerer seiner besonderen Wesensseiten: Eugen d'Albert, die kleine gedrungene Gestalt mit dem Nietzschekopf, schlägt in seinen besten Stunden, obgleich ihn sein fleißiges und erfolgreiches Selbstschaffen stark vom Nachbilden am Klavier abhält, den Hörer noch heute durch seine bezwingende Gestaltungskraft in den Bann. Außer dem Schotten Lamond gibt es kaum noch einen lebenden Meister des Klaviers, der mit ihm um die Palme der Beethovenausdeutung streiten dürfte. Ist sein Spiel, ohne daß es äußerlich genannt werden könnte, von unmittelbarer Außenwirkung, so gibt sich Conrad Ansorge so ausschließlich innerlich, ja zuweilen traumhaft verhalten, daß bei seinem Spiele alles Stoffliche ausgeschaltet zu sein scheint. Aber schon hier ist gleich eines noch jüngeren Beethovenspielers zu gedenken: des Leschetizky-Schülers Arthur Schnabel, dessen romantisch durchwärmte, würdige und beherrschte Art der Einfühlung auch anderen Klassikern vorteilhaft zu Gesichte steht.

Den beiden Beethovenmittlern unter den Lisztschülern, d'Albert und Ansorge, stehen Sauer und Rosenthal als die „Virtuosen“ gegenüber. Das Wort freilich in seinem Edelsinne gedacht. Denn beide beherrschen ihre erstaunliche Virtuosität durch eine starke Geistigkeit und durch den Zauber ihrer Eigenpersönlichkeit: Emil v. Sauer ist einer von den wenigen heutigen Feinzeichnern und Klangdichtern am Flügel, Moriz Rosenthal der Klavieraristokrat, der besonders bei dem ihm wesens- und stammverwandten Chopin Glanz mit Größe der Auffassung und schöner Einfühlung vereinigt.

Der andere große Chopin-Ausdeuter, Ignaz Friedman, begegnet ihm in der vollkommenen nationalen Erfassung seines musikalischen Schutzheiligen. Und doch unterscheidet sich diese Ausdeutung wieder ganz von der Rosenthalschen: Friedman spielt seinen Chopin nicht wie alle anderen jedesmal gleichartig oder wenigstens ähnlich, sondern er belichtet ihn mit märchenhaft reicher, seelischer und geistiger Wandelbarkeit immer neu, so daß er wie aus dem Stegreif erfunden anmutet. Und er bleibt doch immer — oder vielmehr gerade wegen dieser improvisatorischen Wiedergabe — echter Chopin.

Wie d'Albert, so hat auch Ferruccio Busoni den Doppelberuf des Schaffenden und Nachschaffenden ergriffen. Huldigt der Tonsetzer einem sonderbaren spekulativen Primitivismus, so tritt einem der Pianist als technisch glänzend beschlagener, in der Auffassung höchst charaktervoller und gestaltungskräftiger Ausdeuter weniger romantischen als romanischen Temperaments entgegen.

Auch der Reisenauer-Schüler Josef Pembaur d. J. steuerte, wie es schien, ursprünglich ernstlich auf den Chopin-Spezialisten los, hat sich aber nach und nach ungefähr die ganze Früh- und Neuromantik zum Arbeitsgebiet erkoren. Er gilt heute allgemein mit Recht als der Klavierpoet. Wer ihn aber etwa den Lisztschen „Totentanz“ hat spielen hören, dem klingt das Wort denn doch noch zu matt: Hier setzt sich ein tiefst angelegtes, edles Menschentum in Kunstbetätigung um.

Mit dem Österreicher Pembaur hat Télémaque Lambrino, der Carreño-Schüler griechischer Abkunft und türkischer Staatsangehörigkeit, seine zweite Heimat

in Leipzig gefunden. Starke Geistigkeit und schönes Gestaltungsvermögen zeichnen diesen Künstler ebenso aus wie bewunderungswürdige Vielseitigkeit und ein fabelhaftes Gedächtnis. Hält er doch sämtliche bedeutenden klassischen und neueren Konzerte spielbereit.

Ihm geistesverwandt, aber von verhaltenerem Temperament ist der Stuttgarter Akademiedirektor Max Pauer, den auch eine prachtvolle edle Auffassung auszeichnet. Die beiden hervorragendsten westdeutschen Pianisten Carl Friedberg, der den gesunden warmblütigen Musikanten mit dem geistig hochstehenden Musiker vereinigt, und Willy Rehberg, der ebenso trefflicher Solo- wie Kammermusikspieler ist, genießen gleichfalls den Ruf ausgezeichneter musikalischer Erzieher. Rehbergs Sohn Walter bedeutet trotz seiner jungen Jahre schon heute eine schöne Hoffnung.

Unter den jüngeren Konzertpianisten ist das ehemalige Wunderkind Wilhelm Backhaus schon über zwei Jahrzehnte im Konzertsaal heimisch. Wie für Rosenthal, so hat es für ihn niemals so etwas wie technische Schikanen gegeben. Der fabelhafte Techniker hat sich erfreulicherweise in den letzten Jahren zu einer früher ungeahnten Innerlichkeit durchentwickelt.

Vom sonstigen Nachwuchs, der nicht erst bloße Hoffnung, sondern schon Erfüllung ist, sei wenigstens auf zwei jüngere Künstler hingewiesen: Edwin Fischer und Walter Gieseking. Jener ist, ohne noch ganz ausgeglichen zu sein, schon heute ein innerlich reifer, großer Mittler klassischer und klassizistischer Werke. Der erst 25jährige Gieseking stellt unter den deutschen Pianisten geradezu einen Typ für sich dar. Er ist zur Zeit bereits der hervorragendste Deuter impressionistischer Klaviermusik in Deutschland. Seine Technik bestrickt durch feinsten Schliff und Klangsinn, seine Gestaltung ist von warmer deutscher Empfindung durchpulst.

Im übrigen: Wer zählt die Völker, nennt die Namen? . . . Auch nur die Namen der Beachtenswerten aus der heutigen Pianistenwelt? Sie sind einfach Legion. Und so konnte diese kurz bemessene Übersicht natürlich nur eine Reihe der bemerkenswertesten Pianistenköpfe, bei weitem aber nicht alle, die in Frage kamen, berücksichtigen.

Das deutsche Klavier und der Weltmarkt.

Von Paul Merkel, Leipzig.

„So ein elendes Leben", stöhnte ein schon bejahrter Mann, als er seinen ziemlich schweren Handkoffer nach dem Auswandererschiff schleppte. „„Warum wollen Sie denn auswandern?"" fragte ein Herr. „Warum? Wollen Sie dabei sein, wenn Deutschland eines Tages zugrunde geht?" — „„Sie sehen zu schwarz. Deutschland wird sich wieder emporarbeiten und zu neuer Blüte gelangen."" — „Eine frohe Botschaft, allein mir fehlt der Glaube. Das Allerschlimmste kommt ja noch. Der fürchterliche Wirtschaftskrieg, den jetzt unsere Feinde gegen unser armes Vaterland führen, zeitigt den Bürgerkrieg. Und dann ist das Ende da. Was ich zu verlieren hatte, habe ich durch den militärischen Krieg verloren, meinen einzigen Sohn und aus Gram darüber meine Frau. Ich bin Klavierhändler, und jetzt bringe ich mich mit meinen zwei letzten Klavieren in Südamerika in Sicherheit." — „„Klaviere sind wohl jetzt ein guter Handelsartikel?"" — „Ein sehr guter." — „„Sagen Sie: Was erhoffen Sie sich von dem deutschen Klavier auf dem Weltmarkte?"" — „Das Allerbeste. Denn das deutsche Klavier ist auch heute noch in gewissem Sinne konkurrenzlos. Es ist trotz des langen Krieges niemals ganz vom Weltmarkt verdrängt worden. Die schlimmste Zeit dürfte für das deutsche Klavier 1914 bis 1916 gewesen sein, weil da selbst die neutralen Länder keine Kauflust zeigten. Vor dem Kriege hatte sich das deutsche Klavier den Weltmarkt völlig erobert. Denn bis zu 75 Proz. deckte es den Weltmarktsbedarf. Nach der Ausfuhrstatistik von 1913 war es auf dem Weltmarkte mit 76000 Stück vertreten. Das ist eine Ausfuhrzahl, die bis jetzt noch von keinem anderen Lande erreicht worden ist und wohl auch nie erreicht werden wird. Blieb auch die Ausfuhr nach den feindlichen und überseeischen Ländern während des Krieges ausgeschaltet, so setzte sie doch schon 1916 nach den neutralen Staaten wie Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland, der Schweiz wieder ein und steigerte sich bis heute in recht zufriedenstellender Weise. Nun nach Friedensschluß bot sich die Absatzmöglichkeit auch wieder nach den feindlichen wie überseeischen Ländern. Südamerika vor allem verlangt mit einem wahren Heißhunger nach dem deutschen Klavier. Jetzt werden Sie auch verstehen, warum ich nach Südamerika auswandere. Außer Südamerika haben noch die Kapkolonie, Indien und Japan die Geschäftsverbindung mit dem deutschen Klavierbauer wieder angeknüpft. Gewiß ein sehr gutes Zeichen für die Wiedereroberung des Weltmarktes, wenn angenommen wird, daß er dem deutschen Klavier durch den Krieg verloren gegangen ist. Ich möchte mich im Gegensatz zu dieser herrschenden Annahme zu der Behauptung versteigen, daß sich das Klavier, entsprechend dem jetzigen Weltmarktsbedarf, seine alte Stellung schon wiedererobert hat." — „„Und da wollen Sie trotzdem auswandern?"" — „Es sind innerpolitische Gründe, die mich dazu veranlassen. Und dann kann ich im Ausland vielleicht dem deutschen Klavier in seinem Konkurrenzkampf mit dem fremdländischen mehr nützen, als wenn ich in Leipzig hinterm Ofen hocke." — „„Sehr richtig. Mit anderen Worten, Sie wollen zwei Fliegen mit einem Schlag treffen. Sie wollen sich in Sicherheit bringen und gleichzeitig ein Pionier für das deutsche Klavier auf dem Auslandsmarkt sein. Kein übler Gedanke. Sagen Sie: Welche Länder kommen eigentlich als Absatzgebiet für das deutsche Klavier in Frage?"" — „Nach der Ausfuhrstatistik von 1913 waren es folgende Bestimmungsländer: Belgien, Bulgarien, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, Niederlande, Norwegen, Österreich, Portugal, Rumänien, Rußland, Finnland, Schweden, Schweiz, Serbien, Spanien, Türkei, Afrika, Japan, China, Indien, Amerika und Australien." — „„Das ist ja die ganze Welt."" — „Wo Hausmusik in der Welt getrieben wird, dürfte oft genug das deutsche Klavier Mitwirkender sein. Selbstverständlich hat sich das deutsche Klavier noch nicht alle Absatzgebiete wiedererobern können. Aber es wird seine unbestrittene Weltherrschaft wiedergewinnen, wenn nicht zuvor unsere Feinde uns wirtschaftlich erdrosseln. Ebenso sicher ist es, daß der Kampf des deutschen Klaviers mit seiner Konkurrenz sehr schwer werden wird. Denn während der Kriegszeit hat es letztere verstanden, sich überall dort einzunisten, wohin zu kommen, es dem deutschen Klavier unmöglich war. Aber seine Erbauer sind findige Köpfe. Sie lassen sich nicht beirren. Amerika, England und Frankreich sind seine bedeutendsten und angesehensten Konkurrenten. Ich möchte einschalten, um kein falsches Bild zu geben, daß Deutschland 1914 nicht bloß ausgeführt, sondern auch eingeführt hat, und zwar nicht nur Rohmaterialien, sondern auch Klavierteile und fertige Klaviere. Im Verhältnis aber zu seiner Ausfuhr ist die Einfuhr nicht bedeutend. Es kann getrost gesagt werden, auch heute nach dem Kriege steht der ausländische Klavierbauer wie vor dem Kriege in einem ziemlich starken Abhängigkeitsverhältnis zum deutschen. Denn in Klaviersaiten und Filz wird der Bedarf des Auslands meist von Deutschland gedeckt, ganz abgesehen noch von Klaviermechaniken, Klavierklaviaturen und Hammerköpfen. Zu meiner größten Freude brauchen wir das Klavier des Volkes nicht zu fürchten, das uns mit allen Mitteln vernichten will. Das französische Klavier wird nicht unser stärkster Konkurrent sein. Seine Erbauer sinnen nur auf Schikanen, wie sie das deutsche Klavier von der Konkurrenz ausschließen können. Der 35%ige Einfuhrzoll scheint ihnen noch nicht der rechte Schutz zu sein. Um den Wettbewerb ganz lahmzulegen, verlangen sie, daß nicht der angegebene Wert des deutschen Klaviers für den Einfuhrzoll maßgebend sei, sondern der Schätzungswert. Wird dann die Valuta zugrunde gelegt, so ergibt sich ein Zoll von 70% für das deutsche Klavier. Aber nicht nur mit hohen Zöllen wird gegen dasselbe angekämpft, um es unschädlich zu machen, sondern auch mit Verleumdung. Mit der Waffe, die unsere Feinde während des Krieges so trefflich zu handhaben wußten. Wenn also von ausländischen Klavierfabrikanten behauptet wird, das deutsche Klavier sei in der Qualität nicht mehr das, was es in Friedenszeiten war, so ist das nichts weiter als eine böswillige Verleum-

ung, deren Absicht eben nur allzuklar ist. Das deutsche Klavier von heute steht em von früher in nichts nach. Zwar sind die Materialien sehr teuer und die Löhne hr hoch, aber das ist ohne jeden nachteiligen Einfluß auf seine Qualität. Denn ur die besten Materialien und die beste Arbeit werden zu seiner Erzeugung benutzt. nd trotz der hohen Herstellungskosten wird es möglich sein, daß es im Preise mit en ausländischen Fabrikaten konkurrieren kann. Das erfüllt mich mit großen Hoffungen. Denn was bei dem deutschen Klavier möglich ist, dürfte auch bei anderen ndustrieerzeugnissen möglich sein. Außer den Handklavieren werden es aber auch ie Einbauklaviere oder Autopianos sein, die den Weltmarkt mit erobern helfen.)urch einen verhältnismäßig billien Preis, durch solide Arbeit ıodernster Konstruktion, durch roßen, schönen, blühenden Ton nd durch eine Ausstattung, die ch dem Geschmack der einzelnen lbsatzgebiete anpaßt, hat sich das eutsche Klavier einst den Weltıarkt erobert, und es wird sich urch diese Vorzüge ihn auch wiederewinnen. Wir können immer noch ıit Stolz sagen, das deutsche Klaier ist allen voran." — „„Zu un·rem Glück. Gute Reise!""

Das Deutsche Reichswirtschaftsmuseum.

Von Dr. Ludwig Stettenheim (Leipzig).

In Leipzig wurde kürzlich ein neues Reichsmuseum eröffnet, as sowohl wissenschaftlich als auch raktisch von höchster Bedeutung t: das Reichswirtschaftsmuseum. Seine Vorgeschichte geht weit zuück. Schon vor dem Kriege plante ie Handelskammer Leipzig, ein ›andelsmuseum zu errichten. Desn Grundlage bildete die Ausellung „Der Kaufmann", eine Sonderabteilung der Bugra von 1914. Während des Krieges wurde dieser Plan inolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse völlig umgestaltet. Mit Unterstützung er deutschen Erwerbsstände entstand das Kriegswirtschaftsmuseum. Es wurde damit in Institut geschaffen, das zum erstenmal die Volkswirtschaft in ihren inneren Zuammenhängen, in ihrer Abhängigkeit von der Weltwirtschaft und in der Möglichkeit er Unabhängigmachung von der Einfuhr darstellte. Nach dem Zusammenbruch behlossen die beteiligten Kreise, das Kriegswirtschaftsmuseum zu einem allgemeinen eutschen Wirtschaftsmuseum und damit zum ersten Wirtschaftsmuseum Deutschlands uszubauen. Um die Bedeutung dieses Museums auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, wurde ihm das Recht verliehen, sich Reichswirtschaftsmuseum zu nennen. Auf Grund der großen Sammlungen, die während des Krieges geschaffen waren, und derjenigen, die auf Veranlassung der Reichsregierung überwiesen wurden, haben die zuständigen Vertreter der Wissenschaft und Wirtschaft das Museum aufgebaut, das die Aufgabe erfüllt, ein Bild der deutschen Volkswirtschaft in ihren Hauptwirtschaftszweigen, der Umänderungen, die durch die Kriegszeit notwendig waren, zu geben und ein Führer durch schwierige Zeiten zu sein. Durch Darstellung der einzelnen Wirtschaftszweige, ihrer Abhängigkeit voneinander und der Abhängigkeit der deutschen Volkswirtschaft vom Weltverkehr wird dem Kaufmann, Industriellen, Beamten, Handwerker und Arbeiter, dem Schüler, Lehrling und Studierenden die Möglichkeit gegeben, sich über die scheinbar einfachsten und selbstverständlichsten Dinge Kenntnis zu verschaffen. Wer das Institut betritt, soll Aufschluß erlangen können über die Rohstoffe und ihre Herkunft, die Anfertigung und ihre Schwierigkeiten, von allen den Dingen, die er trägt, die er sieht, die er ißt u. a. In anschaulicher Weise lehrt das Museum, was aus Deutschland stammt, und worin wir vom Ausland unabhängig sind. Es wird gezeigt, wie es möglich ist, die einheimischen Rohstoffe in möglichst weitem Umfange und möglichst vollständig zu verarbeiten und auszubeuten und den Arbeitsprozeß so zu leiten, daß aus einer bestimmten Materialmenge möglichst viele und möglichst hochwertige Fabrikate erhalten werden.



Ausstellungsraum in dem neueröffneten Reichswirtschaftsmuseum in Leipzig.

Das Museum wird geleitet von dem früheren Major im preußischen Kriegsministerium Hebler, der während des Krieges die Wirtschaftspläne für Deutschland und damit auch für die Mittelmächte bearbeitet hat. Ihm steht eine Reihe wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Fachmänner zur Seite, von denen die einzelnen Abteilungen zusammengestellt und aufgebaut wurden. Aus dieser mehrjährigen Zusammenarbeit ist ein ausgezeichnetes Werk entstanden, das seine Ziele durchaus erfüllt und würdig neben dem Deutschen Museum in München steht. Es hat seine Räume im zweiten Stockwerk des Deutschen Handlungsgehilfenhauses auf der Zeitzer Straße. Das Institut besteht aus der Schausammlung, der Studiensammlung, der Bibliothek und dem Archiv.

Das neue Reichswirtschaftsmuseum bietet eine Fülle von Anregung und Belehrung; Sache der maßgebenden Kreise wird es sein, die reichen Schätze und Sammlungen des Museums für die wirtschaftliche Erziehung des Volkes fruchtbar zu machen.

Das Buch der Kindheit. / Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter.

Der Vetter Matthäus.

(7. Fortsetzung.)

Zum letzten Weihnachtsfest hatte ich mir noch eine Puppe gewünscht und war glücklich im Spiel mit den Brüdern. Die Reise bildete einen entscheidenden Einschnitt in allen meinen Gewohnheiten. Atti, mein Gefährte, wurde von den Vettern in Anspruch genommen. Wochentags trabte er auf dem guten, dicken Pony Merra zum nahen Städtchen, wo er das neugegründete Gymnasium besuchte. Brachten ihn die Lücken seines Wissens in Konflikte mit den Lehrern, so erwiesen sich die in Spiritus aufbewahrten Skorpione aus Ramleh als überraschend geeignete Objekte zu erfolgreichen Bestechungsversuchen.

Für mich war zum Herbst ein ländliches Töchterinstitut zur weiteren Ausbildung vorgesehen. In der Zwischenzeit war ich vom Schulzwang befreit, las viel und lauschte in die Gespräche der Erwachsenen hinein.

Wildbad mit seinen geschichtlichen Erinnerungen hatte mir Uhlands Gedichte vom Eberhard dem Greiner, dem alten Rauschebart, lebendig werden lassen. Nun tauchte ich mit Entzücken in der Romantik unter. Brentanos Geschichten vom schönen Annerl und braven Kasperl, von Hinkel, Gockel und Gackeleia, Achim von Arnims phantastische Novellen, Tiecks Märchen, Eichendorffs „Taugenichts“, das waren die Bände, die vergilbt, in feines, braunes Leder gebunden, mir in Tante Gustchens Bücherschrank zur Verfügung standen; von neueren die „Amaranth“, „Waldmeisters Brautfahrt“ und „Das Wort der Frau“. Alles geeignet, um ein dreizehnjähriges Mädchenhirn in eine schwebende, schwankende himmelblaue Traum- und Wunderwelt zu wiegen.

Auf verschwiegenen Bänkchen am Teich schwärmte ich mit Bärbel von ewiger Freundschaft und besiegelte sie durch sentimentale Verse. Bärbelchen nahm die Freundschaft wie die Verse ruhigen Gemüts entgegen — sie war noch ganz unbewußt und kindlich. Auch ahnte sie ja nicht, was mich ihr so zart als fest verband.

Im Dämmergrau, zwischen Nacht und Tag, zwischen Schlaf und Wachen war er mir zuerst erschienen — der braune Kopf mit der niederen Stirn, der kurzen, geraden Nase, dem klassisch geschwungenen Kinn ... Seither sah ich ihn vor mir, sobald ich aus tiefem Jugendschlaf zum Bewußtsein hinüberträumte — im Apfelbaum vor dem Fenster flötete die Drossel dem Frühling ihr Abschiedslied, und ich fühlte ein sonderbares ziehendes Weh mitten im Herzen — es verbreitete sich über die Brust, zog bis in die Fingerspitzen, bis in die Zehen hinab. Es tat weh und war doch zauberisch süß und begleitete mich den Tag über, was ich auch vornehmen, womit ich mich auch zerstreuen mochte. Aber ich wollte mich gar nicht zerstreuen — ich überließ mich selig hingegeben diesem Neuen, das da geheimnisvoll in mir waltete, und dem ich bald in zaghaftem Stolz den Namen „Liebe“ gab.

Die Althaldenslebener Vettern hießen nach den zwölf Aposteln — aber weil die Zwölfzahl der Söhne nicht erreicht war, fehlte außer dem Judas, den man selbstverständlich vermieden hatte, auch ein Matthäus unter ihnen. So soll nun dieser Eine Matthäus genannt werden.

Als ich ihn zuletzt wiedersah, war er ein todessiecher Mann; bald darauf haben sie ihn begraben.

In jenem Sommer 1872 blühte er in seiner strahlenden Jugend, wie ein schön gewachsener Baum, in dessen Schatten gut wohnen ist.

O schüchterne Liebe der Dreizehnjährigen, die an Zärtlichkeit, an einen Kuß nie zu denken gewagt haben würde... Man war auch zurückhaltend in allen Lebensäußerungen im Kloster Althaldensleben, und der Ton des großen Bruders, den Matthäus mit uns Backfischen anschlug, wurde mir gegenüber höchstens durch eine feine Reserve verändert. Aber eine ganz zarte Sympathie schwebte zwischen uns, wie das schwankende Gewebe eines Spinnfadens. Verwandtschaftliche Ähnlichkeiten waren vorhanden — mein Mund glich im Schnitt dem seinen, der mädchenhaft klein und fein gezeichnet war; auch im Profil konnten wir für Geschwister gelten. Er liebte vor allem sein rosiges, braunäugiges Schwesterchen Bärbel, und so geschah es, daß wir während seines Sommerurlaubs sehr viel beisammen waren.

Wir spielten Krocket oder lagen im Park auf dem Rasen, und Bärbel las irgend etwas Dummes vor, und Matthäus spielte mit seinen kleinen Hunden, drei Stück gingen in ein Helmfutteral. Ich saß dabei, träumte — schwieg.

Oder schwüle, regnerische Gewittertage im Billardzimmer ... Es war die gewölbte Grabkapelle der Äbtissinnen, kühl und dämmerig wie ein italienischer Palast. Zwischen den kurzen, schweren Säulen sah man die verwitterten Inschriften auf dem Fußboden. Bärbel hatte bei der Mamsell ein Kännchen Mokka für den jungen Herrn erbettelt. Der blaue Zigarettenrauch schwebte um die Steinbilder der heiligen Frauen an den Wänden, der Leutnant räkelte sich auf einem viereckigen, lehnenlosen Diwan — balgte sich mit uns, wir warfen mit den Sofakissen, tobten und tollten. Dann schlief er ein — lag mit gelösten Gliedern in seiner prachtvollen jungen Männerherrlichkeit — ein gutmütiger Held, der Deutschlands Glorie erkämpft hatte. Bärbel und ich saßen aneinandergekuschelt — flüsterten sehr leise — bewachten andachtsvoll seinen Schlummer.

Tanzstunde hatten wir auch in dem leeren Festsaal mit der hellgrünen Tapete, weiße Stühle an den Wänden und grünes Licht von dem bewegten Blätterspiel vor den hohen Bogenfenstern. Der Tanzlehrer war aus Berlin berufen — siebzigjährig, das Vornehmste, was auf diesem Gebiet in Preußen zu finden war. Der alte Herr steckte voller Hofhistörchen. Die kronprinzlichen Kinder hatten bei ihm Unterricht genommen, und er erzählte mit Feuer, wie es ihn überkommen habe, daß er auf die Kronprinzessin Viktoria zugetreten sei mit dem Ruf: „Königliche Hoheit verzeihen, ich kann nicht anders!“ Kühn habe er sie um die Taille gefaßt, und sie habe ihm allergnädigst einen Walzer gestattet! Er hatte einen hohen Begriff von der Würde des Tanzes — wie würde den alten temperamentvollen Herrn dessen heutige Entartung empören!

„Vor Ihrem Herrn Vater habe ich die größte Achtung,“ sagte er mir einst, „das ist ein Mann — er tanzt noch Walzer nach dem Takt.“

Viel Freude erlebte er in dieser Hinsicht nicht an uns. Die Jungenschar war selten ernst bei der Sache. Vom Ferienspiel geholt, schlürften und tappsten sie recht absichtlich, und Herr Rönisch schüttelte trübe den Kopf mit der grauen, gedrehten Tolle und rief: „Den Nathusius fehlt die Bouillon! — Atti, betrage dich wie ein gesitteter Knabe und nicht wie die Knechte auf dem Hof!“

Bärbel, die rundliche, drehte sich wie eine Feder — ich, schmal und zart wie ein Windenränkchen, blieb schwerfällig am Boden haften oder hopste hilflos irgendwie herum. Nur wenn Matthäus, der gewandte Prinzessinnentänzer, mich im Arm hielt und sorglich führte, ging es einigermaßen. Herr Rönisch ergriff dann oft selbst die Geige und schwebte als tönender, anfeuernder Engel vor uns her.

Es war merkwürdig, daß ich trotzdem der Liebling des alten Herrn blieb und er sich am Schluß des Unterrichtes meine Photographie erbat, sie seiner Galerie von Hofschönheiten anzureihen. Nie war eine Ehre unverdienter. —

Mit den drei Hundchen im Helmfutteral, mit feudalen Lederkoffern und dem treuen Burschen reiste Matthäus in seine süddeutsche Garnison zurück. Zur Silberhochzeit seiner Eltern sollte ich ihn wiedersehen!

Wir gingen auf die Vetternstraße. In Neubrandenburg, der Stadt der hohen Giebeltore, nahmen wir teil an dem Jubelfeste eines an städtischen Würden und Ehren reichen Verwandten. Schon fiel mir ein bedeutender Unterschied auf zwischen diesen

norddeutschen, von einem stabilen Gemeinwesen engumschlossenen Menschen und den Verwandten der Mutter, die in fortwährender Beziehung zu Berlin standen und an den Bewegungen eines größeren Staates mitarbeiteten. Und die Auslandsdeutschen, die ich kannte, waren wieder von ganz anderer Art! Wie viele Welten umschloß unsere gemeinsame Mutter Germania!

Lieb und traulich mutete das kleine Altdamenheim von Papas greiser Schwester, Tante Friedchen, uns Kinder an. Die gute Seele, wie freute sie sich über ihr Carling, den sie einst mit dem eigenen Töchterchen aufgezogen hatte. Aber sie schüttete uns, als Beweis ihrer Zuneigung, Zucker in die Fleischbrühe und stellte damit ahnungslos eine starke Anforderung an unsere höfliche Selbstbeherrschung.

Die alte kleine Frau Pastorin erzählte mit freundlichem Humor, wie der Amtsnachfolger ihres Mannes, der nun schon drei Witwen mit Käse, Wurst und anderen Deputaten zu versorgen habe, sich zuweilen bei ihr einstellte, um sie zu fragen, ob sie in ihrem hohen Alter denn noch immer so gut bei Appetit sei? — „Den Käse habe ich ihm ja schon geschenkt, aber auf das Brennholz kann ich doch nicht gut verzichten", lautete der Schluß der kleinen, für jene Zeit charakteristischen Geschichte. Glücklicherweise sorgten ihre blonden Enkelinnen, die mir einen bedeutenden Eindruck von hauswirtschaftlicher Tüchtigkeit machten, daß es dem Großing an nichts feble. In einer geräumigen Kutsche fuhren wir weiter an Mecklenburgs Seen und Gutshöfen und deinen Buchenwäldern vorüber. Im Posthause von Stavenhagen wurden die Pferde gewechselt und ein Imbiß genommen. So habe ich denn auch diese gemütliche Art des Reisens alter Zeit einmal kennengelernt.

Die Giewitzer Pfarre, wo ich die traurige Erfahrung gemacht hatte, dem mecklenburgischen Dorfkind nicht gewachsen zu sein, war durch den Tod der Tante vereinsamt. Das Pfarrhaus in Schloen, wo ihr Sohn mit einer klugen, lebhaften Frau nun waltete, bot Ersatz in verwandtschaftlicher Gastfreundschaft. Hier lernten die Brüder ein eigenartiges Vergnügen kennen. Das Pfarrhaus war von so vielen Schilfteichen umgeben, daß sie Gelegenheit fanden, während unseres Aufenthaltes jeden Tag in ein anderes Gewässer zu plumpsen, glücklicherweise, ohne daß ein ernstliches Unheil entstand. Zuletzt wurde auch noch der gute Tom in seiner Pension aufgesucht, ein stiller, leider Junge, mit dem ich wenig anzufangen wußte.

Und dann kam Berlin — ein neues Blatt im bunten Bilderbuche meiner Kindheit. Alles war hier voll erhabener Bedeutung — die Luft noch bewegt vom Geflatter siegkündender Fahnen, die von allen Dächern wehten, als die Truppen durchs Brandenburger Tor einzogen. Wie leuchtend gewaltig zügelte die Viktoria, über den schweren Säulen schwebend, das bronzene Gespann! Mit banger Ehrfurcht sah man im Zeughaus die erbeuteten Geschütze — die Mitrailleusen und Chassepots, von denen man so viel gelesen, die zerfetzten französischen Standarten!

Wir standen unter dem Denkmal des großen Friedrich, viele, viele Menschen um uns her: Reisende und Einheimische — ganze Familien, Greise, Männer, Frauen — es wurden ihrer mehr und mehr, je näher die Mittagsstunde rückte ... Und alle harrten gespannt nach dem Eckfenster im Palais des alten Kaisers ... Endlich war der Augenblick gekommen: ein gütiges Großvatergesicht erschien hinter den Scheiben, die greise Hand winkte grüßend ... Das Herz wurde groß und weit in der Brust, der Atem stockte — Hochs erschallten — Tücher wehten — Kinder wurden emporgehalten — Männern stürzten Tränen über die Wangen.

Nur eine kaum erkennbare Erscheinung — ein Symbol — wie wenn der Priester am Altar die Monstranz hebt und das Volk sich seinem Gott vereinigt fühlt, so war dieser Augenblick: ein mystisches Aufgeben im Geiste des geeinten ruhmvollen Reiches! Glorie des Vaterlandes, daß du Vergangenheit werden konntest! —

Am Nachmittag waren wir im Schloßpark zu Charlottenburg, das Mausoleum der Königin Luise zu besuchen. Ein warmer, doch lichtloser Tag, der Himmel bedeckt, ein brodener Wind fuhr raschelnd durch die bestaubten Bäume und wehte einzelne dürre Blätter auf die Wege.

Neben Mama ging die Frau des Schafonkels, die kleinen Brüder liefen ab und zu, ich hörte auf das Gespräch der Damen, das sich um allerlei Familienereignisse drehte.

„Ja, Luischen hat viel Einfluß auf ihre Kinder," sagte die Tante, „auch die erwachsenen Söhne gehorchen ihr. Der schöne Matthäus — er ist sehr verwöhnt am Hof — weißt — er liebte eine junge Gräfin — aber sie war katholisch — seine Mutter wollte die Verbindung nicht, da hat er sie aufgegeben ... Es soll ihm arg nahegegangen sein." ...

Wir traten in die Allee der dunklen Lebensbäume. Mir war sonderbar schwindelig ... Er liebte eine junge Gräfin — sie war katholisch. — — Es ist ihm arg nahegegangen ...

Kaum konnte ich die Füße heben, so müde war ich, so traurig — warum nur? Mich konnte er doch nicht lieben! Nie — nie hatte ich solches erwartet. Es war mir, als sei jäh ein Traumdasein zu Ende — aufgelöst in Luft — nie gewesen ... Er war verwöhnt vom Hof — er hatte Erlebnisse — ein Dasein, von dem ich nicht das geringste wußte.

Wir standen in der Gruft, sahen auf das Marmorbild der wundervoll schlummernden Frau — schön und friedlich lagen ihre Hände über der Brust... Er liebte eine junge Gräfin, und sie war katholisch ... wie ein Glockengeläut klang es unaufhörlich vor meinen Ohren. Ferner war er mir, und in Nebel löste sich seine Erscheinung, die so fest in meiner Phantasie gestanden.

Er liebte eine junge Gräfin — —

(Schluß folgt.)

Für die Frauenwelt.

Mode, Farbe und Eleganz. Als Vorläufer der Modewoche, die am 14. März beginnt, findet in der Berliner Akademie der Künste eine Ausstellung unter dem Stichwort „Farbe und Mode" statt, deren Leitung Professor Bruno Paul übernahm. Eine große Anzahl Künstler, die Vereinigung der Farbstoffabriken und der Verband der deutschen Modeindustrie haben sich zu dieser Veranstaltung zusammengeschlossen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die an sich so wertvolle Veranstaltung eine geschmacklich fatale Rückwirkung in der Tagesmode nach sich zieht, in Anbetracht der ohne Berücksichtigung der Konsequenzen jahrelang betriebenen Beeinflussung des Publikums, der zufolge es sich allmählich daran gewöhnte, das Auge auf derbe Farbeneffekte einzustellen. Seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren sind in der Modeliteratur die Worte „Farbenfreudigkeit", „Buntheit", ja „Grellheit" stereotyp. In Kreisen, in denen hohe Bildung, gute materielle Lage, zahlreiche Reisen ins Ausland unwillkürlich geschmackliche Sicherheit und Unabhängigkeit von irgendwelchen allerallerletzt ausgegebenen modischen Tagesparolen verbürgen, ist dergleichen vollkommen belanglos — aber bei Menschen, die aus irgendeinem Grunde in Geschmacksfragen unsicher, ja unwissend sind, fällt jede Botschaft von Neuem, von Ungewohntem auf fruchtbaren Boden, und zwar ist es gewöhnlich das Allerneueste und Absonderlichste, was ihnen als das Anstrebenswerteste erscheint. Deshalb ist es vom geschmacklichen Standpunkte aus unverzeihlich, darüber ohne die erforderlichen Kommentare zu berichten. Auch gegenwärtig höre und lese ich an allen Ecken und Enden von „der grellen Mode", und kürzlich saß ich neben einem beklagenswerten Opfer dieser Nachrichten vor einem Ladentisch. „Ist es wirklich wahr, daß nur scharfe Farben Mode sind?" fragte eine einfache Frau mittleren Alters in geradezu lamentablem Ton den Verkäufer, der prompt erwiderte: „Ja!" und ungefähr das Abscheulichste herbeischleppte, was man sich denken kann. Denn es gibt ja ein Hindernis, das seit jeher und um so mehr jetzt unüberwindlich zwischen den breiten Mengen des Publikums und allen edlen, satten, leuchtenden Farben liegt: Die feine Farbe ist untrennbar vom

seinen Rohmaterial. Kein Wunder also, wenn heute bei der notwendigen Streckung guten Rohmaterials durch minderwertiges wirklich schöne, satte Farben selten sind. Die einzigen Töne, die von den seit Jahren für den Straßenbedarf in der großen Stadt gebräuchlichen abweichen und von der eleganten Frau getragen werden, sind die rostfarbigen. Sie liegen den neben Schwarz, Marineblau und Braun anerkannten diversen beige- und sandfarbenen Schattierungen oft so nahe, daß es schwer ist, zu entscheiden, was in diese Rubrik gehört und was in jene. Man kann darüber streiten, ob es geschmackvoll ist, in der Großstadt ein dunkles Kostüm zu tragen, mit Schwefelgelb, Königsblau, Rot oder Smaragdgrün reich besetzt, aber darüber, ob es geschmackvoll ist, ganze Kostüme in diesen Farben zu tragen, kann man nicht debattieren. Etwas anderes ist es, wenn Badeort- und Sporteleganz in Betracht kommen. Von ihnen ein andermal.
M. v. Suttner.

Notizbücher für die Handtasche. Das ist das Neueste: Kleine Notizbücher in Herzform, so groß wie ein Taler aus der guten alten Zeit. Die Vorderseite aus starkem Kartonpapier ist meist bemalt, aber gar nicht etwa modern bemalt; das würde zu dem sentimentalen Herzformat gar nicht passen. Im Gegenteil, Rosen und Vergißmeinnicht, ein schwarzer Silhouettenkopf, ein Biedermeierpüppchen, eine romantische Landschaft, kurz und gut, sehr zierlich, sehr freundlich, sehr bescheiden und vor allem sehr nützlich. Man blättert solch ein Herzbüchlein auf, ein paar Dutzend weiße Seiten, manche dieser Büchlein sind seitwärts geschlossen wie irgendein großes, ernstes Buch, und am Verschluß pendelt an einem feinen Seidenschnürchen ein winziger Bleistift mit einem ebenso winzigen Hornknöpfchen an der oberen Spitze. Außer den Herznotizbücheln gibt es noch ganz, ganz kleine Notizbücher in Taschenkalenderformat mit weißem Kartonpapierdeckel, und alle Deckel sind hübsch bunt bepinselt mit gefüllten Blumenvasen, Hunde- und Katzenköpfen, mit zierlichen Miniaturen aller Art, alles ganz unmodern und niedlich. Man kann ganz genau erkennen, ob es sich um eine kleine Dame oder einen Veilchenstrauß handelt, man sieht es wirklich auf den ersten Blick.
Else Levin.

Erzieherin Freude! In vielen Familien herrscht ansonsten einträchtiges Beieinander, aber auf dem Gebiete der Erziehung leben die Eltern oft genug in Urfehde. Vater und Mutter sind ein Herz und eine Seele, bis das erste Kind zur Schule kommt; sobald aber da nicht alles nach Wunsch verläuft, ist es mit dem häuslichen Frieden vorbei. Ich bin Lehrer, und wenn ich meine Laufbahn noch einmal beginnen dürfte, würde ich mir ein Büchlein anlegen, das das denkbar lustigste Schriftchen werden müßte. Ich würde aufschreiben, wie Familienväter bei Unterredungen mit dem Lehrer in der Schule über ihre Frauen urteilen und Mütter bei derselben Gelegenheit über ihre Ehemänner. Der Vater kommt und klagt: „Meine Frau ist ja viel zu aufgeregt, sie hat nicht die geringste Ausdauer und redet viel zu viel auf das Kind ein. Sie sollten nur einmal hören, wie das bei uns zu Hause zugeht, wenn das Mädchen seine Schularbeiten macht!" Dann kommt die Mutter und schüttet ihr Herz aus. „Ich verstehe nicht," klagt sie, „warum meine Grete so dumm ist — ich bin in der Schule immer die Erste gewesen! (Nach meinen reichen Erfahrungen sind Mütter ohne Ausnahme die Klassenersten gewesen.) Ich kann mir auch nicht denken, warum sie so faselig ist — von mir hat sie es nicht! Aber mein Mann ist nervös aus dem Kriege wiedergekommen, die ganze Woche kümmert er sich nicht um die Schularbeiten, und Sonntags kuriert er mit Ohrfeigen! Seitdem das Kind in die Schule geht, haben wir überhaupt keinen Sonntag mehr!" Man bekommt bei solchen Unterredungen einen Einblick, wie viele Elternpaare in diesen wirren Zeiten gerade auf dem Gebiete der Erziehung einander vollkommen entfremdet sind. Und man erfährt aus solchen Gesprächen unter vier Augen, wie fein und lieblich es in vielen Familien zugeht, wenn „erzogen" wird. Da wird nervös auf das Kind eingepredigt, da wird unter Tränen gepaukt und nach dem erlösenden Nürnberger Trichter gesucht, da wird in irgendwelchen Büchern über Erziehung auf das Allheilmittel gefahndet, da wird gescholten und geprügelt. Nein, Väter und Mütter, wahrt euch zum ersten die Ruhe! Lest auch nicht in irgendwelchen Erziehungsrezeptschwärtchen, sondern studiert die Seele eures Kindes! Schaut euerm Kinde ins Herzinnerste, beobachtet es vor allem, wenn es beim Spiel Kind unter Kindern ist! Horcht in sein freudiges Lachen hinein, wenn es sich unter Spielgefährten tummelt, und ihr werdet bald wissen, was zu tun ist. Ihr müßt euch eine Erzieherin ins Haus nehmen, deren Erfolge von keiner andern auch nur annähernd erreicht werden — das ist die Freude! Seid mit eueren Kindern auch bei der Arbeit fröhlich, bildet mit ihnen eine wirkliche kleine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft im Geiste der Freude! Die Natur tränkt allerdings zuweilen ihre Pflänzlein in dröhnenden Donnerwettern, aber weit öfter nährt sie die kleinen Geschöpfe mit glitzerndem Tau. Nun wählet! Jung und lustig sein ist alles. Laßt eure tausend Sorgen und Gebresten vor der Tür, ehe ihr ins Kinderzimmer tretet! Wo Schaffnerin Freude in der Kinderstube alles wohlbestellt, dort wird um das heranwachsende Menschenkind ewig Sonne bleiben, wohin es auch vom Schicksal verschlagen werden mag!
Paul Georg Münch.

Die Amerikanerin. Viel geschmäht und viel gepriesen, beides zumeist ohne hinlängliche Sachkenntnis aus eigener Beobachtung, wandelt die Amerikanerin durch das Vorstellungsleben der deutschen Frau. Das Wort „Amerikanerin" löst bei uns eine starr gewordene Bilderreihe aus: das sehnige, willensstarke, jede Art von Abhängigkeit weit von sich weisende, den Mann und die Familie beherrschende Weib. In Wirklichkeit trifft diese zum Klischee gewordene Vorstellung nur auf einen Teil der amerikanischen Frauenbevölkerung zu, auf einen unter den vielen Typen der Amerikanerinnen. Für die geistige, soziale und wirtschaftliche Bewertung des amerikanischen Weibes ist diese Vorstellungsreihe durchaus unzulänglich. Gemeinsam ist dem breiten Durchschnitt der städtischen Frauen allerdings der Drang nach Unabhängigkeit in jeglicher Form und — als Ursache oder Ausfluß — eine der Durchschnittsdeutschen gewiß überlegene Willensstärke. Eine aus diesen beiden Kräften sich ergebende, weniger rühmliche Folge ist aber eine zuweilen erschreckende Leere des Familienlebens und — insbesondere bei den heranwachsenden Mädchen — eine Gesamtveranlagung, die man kaum anders denn als unweiblich bezeichnen kann. Das amerikanische Mädchen ist herb, herb bis zur zersetzenden Schärfe, die den Jungmädchenduft tötet, noch ehe er sich entfaltet. In der Richtung dieser seelischen Entwicklung liegt es, daß das herangewachsene Mädchen und die Frau im praktischen Leben eminent tüchtig sind: Betätigung und Auswirkung einer ganz unromantischen, ganz unsentimentalen Anlage, Erziehung und — Selbsterziehung. Frauen wie Miß Alice Durkin, die zu den größten Bauunternehmern und Architekten Neuyorks gehört, wie Miß Josephine Chapman, die sich auf demselben Gebiet auszeichnet, Miß Bessy Marbury, die als Leiterin einer Theateragentur den amerikanischen Theatermarkt beherrscht, wie Mrs. Molly Fletcher, die als Verkäuferin in einem der größten Chicagoer Warenhäuser begann, um später seine Besitzerin zu werden — diese und ähnlich erfolgreiche Frauen sind nicht Seltenheiten, sondern nur Spitzen, die aus Millionen fleißiger, tüchtiger, anpassungsfähiger, strebsamer und in vielen Fällen materiell erfolgreicher Geschlechtsgenossinnen hervorragen. Die in Hunderten von Klubs organisierte politische Frau hat sich kürzlich nach siebzigjährigem Kampf das volle Stimmrecht in der ganzen Union erkämpft und die letzten Novemberwahlen entscheidend beeinflußt. Das Elementarschulwesen hat die amerikanische Frau fast ganz an sich gerissen — ein Faktor von nicht zu unterschätzender erzieherischer und kultureller Bedeutung, über dessen Nützlichkeit oder Schädlichkeit die Meinungen drüben allerdings sehr geteilt sind. — Und nun eine Frage an die deutsche Frau: Welche Wesensart, welche Veranlagung (mit allen Folgeerscheinungen) wünschtet ihr euch, eure oder die der amerikanischen Frau? Ich möchte vorweg bemerken, daß diese Frage mit einer großen Geste nicht zu beantworten ist; denn sie ist sehr kompliziert, fast so kompliziert wie das Wesen der amerikanischen Frau.
C. A. Bratter.

WIENER KUNSTERZGIESSEREI

AKTIEN-GESELLSCHAFT

WIEN X. :: ARSENAL

WIENER KUNSTBRONZEN

nach Modellen erster österreichischer Bildhauer

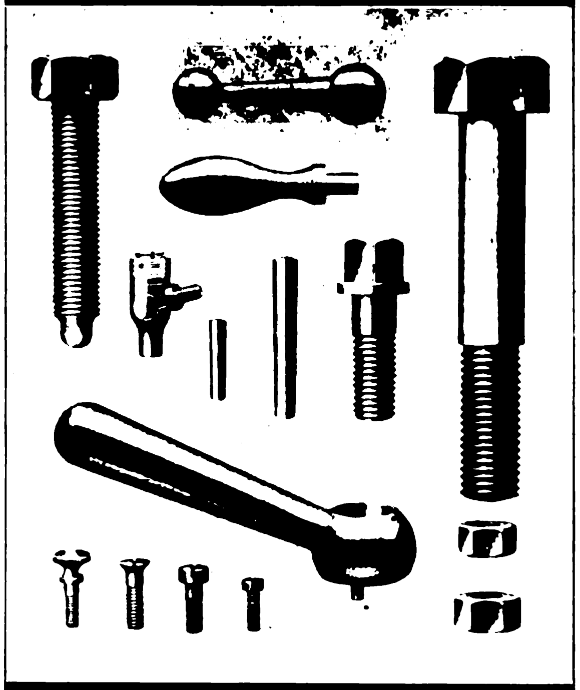
LEIPZIGER MESSE:

MÄDLER-PASSAGE – I. OBERGESCHOSS 130 a–d

Gebr. Heyne ◆ Offenbach am Main

Spezialfabrik für Schrauben und Façonteile in Eisen, Stahl und Messing nach eingesandten Mustern und Skizzen

Gegründet im Jahre 1869 ◆ 500 Beamte und Arbeiter



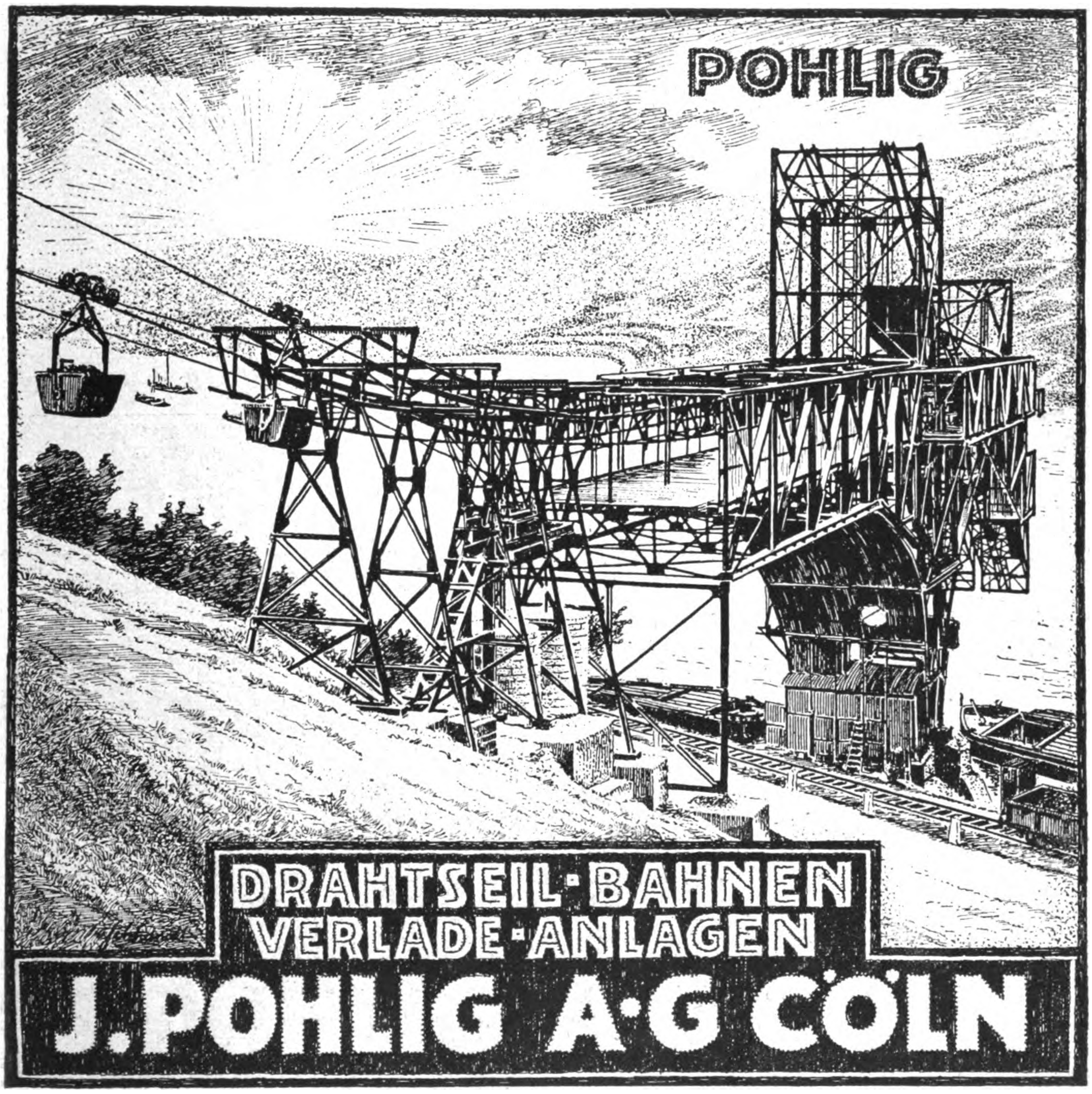
Gute, gleichmäßige Schrauben und Façonteile erhöhen Arbeitsfreudigkeit und Produktion.

Farbige Kunstblätter der Illustrirten Zeitung.

Prächtiger Zimmerschmuck. Als Geschenk geeignet.

Preis 3 und 5 Mark.

Das Verzeichnis der etwa 250 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenlos versandt von der Verlagsbuchh. J. J. Weber (Illustrirte Zeitung), Leipzig 26.



Ziehung 21. bis 26. März

Geld-Lotterie des Landesausschusses für Krüppelfürsorge in Sachsen zu Gunsten der

Krüppelhilfe.

Höchstgewinn im günstigst. Fall:

100000

Prämie: 75000

25000

Hauptgewinne: 10000

5000 usw.

kleinst. Gewinn M. 10

Lose à Mk. 4.—

(Postgeld u. Liste Mk. 1.20)

empfiehlt und versendet

Alexander Hessel

Sächs. Staatslott.-Einnahme

Dresden, Weiße Gasse 1.

Postscheckkonto Dresden 2854.

PHÖNIX



Fort mit dem Korkstiefel

Bein-Verkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendb. Gratis-Broschüre senden „Extension", Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 113.





Bozen / Deutschsüdtirol

265 m ü. M., die „Waltherstadt“ genannt, **Hauptort des deutschen Südtirol, inmitten eines malerischen Bergkranzes, überragt vom sagenhaften Rosengarten. Berühmte Touristen- und Fremdenzentrale. Frühjahrsaufenthalt** und Terrainkuren, klimatische u. Übergangsstation. Jenseits der Talfer der weltbekannte **Winterkurort Gries.** Altertümliche Patrizier- und Handelsstadt von deutscher Bauart mit südlichem Einschlag. Interessante Volkstypen aus den Bergtälern. **Neues modernes Theater. Künstler-Konzerte.** Museum mit uralten Trachten. Ausgedehnte Promenaden. **Wundervolle Obstbaum- und Rebenblüte.** Lokalphänomen: **Das Glühen des Rosengartens.** Burgen- und schlösserreiche Umgebung. **Wagen- und Automobilfahrten. Haupletappenstation der großartigen Dolomitenstraßen.** Zahllose **Bergfahrten, Hochtouren u. Übergänge. Altrenommierte Hotels und Gaststätten mit modernem Komfort und Jahresbetrieb.**

Hotels: Bristol — Zentral — Erzherzog Heinrich (Post) — Greif — König Laurin — Mondschein — Schgraffer — Stadt Bozen — Stiegl.

Weinstätten: Batzenhäusl — Rathauskeller — Torggelhaus — Velthurnser Weinstube — Bahnhofrestaurant.

Bergbahnen: Guntschnabergbahn. Elektr. Schwebebahn nach Kohlern. Mendelbahn. Rittnerbahn. Virglbahn.

Prospekte versendet kostenlos die **Fremden-Verkehrs-Kommission Bozen.**

Bozner Messe
19.-26. April 1921

Veranstaltet zur **Belebung des Warenaustausches** mit **Italien. Ausstellung** für **Industrie, Handel und Gewerbe; Kunst- und Kunstgewerbe; italienische Landesprodukte. — Weinkost.**
Auskünfte nur durch das Messeamt Bozen.



BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.
Pension Kurfürsten-Eck
40 gedieg. einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's
Sanatorium Am Goldberg
Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Dr. Warda-Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Waldsanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg, Thüringerwald. Prosp. für nervöse u. innere Kranke.



Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, Chemnitz 34

Freie Höhenlage. Vorzügliche Kureinrichtungen. Individuelle Behandlung. Seelische Beeinflussung. Beste diätetische Pflege. Behandlung von Nerven- und allen Organleiden. Korpulenz, Magerkeit, Gicht, Rheuma, Zuckerkrankheit, Frauenleiden, Lähmungen, Ausschlägen usw. Abhärtungs- und Stoffwechselkuren. Ausführl. Prospekt. Tel. 2150. Chefarzt: **Dr. Loebell.**

Sanatorium Hochstein
Oberschreiberhau
Riesengebirge, 710 m über d. Meere
Besond. geeignet für **Winterkuren**
Unter neuer Verwaltung / Ärztl. Leitung: Dr. Winter

Königlich
Holländischer Lloyd
Amsterdam

Transatlantischer Dampferdienst
via **Spanien** und **Portugal**
für **Passagiere, Fracht** und **Post** nach

SÜD-AMERIKA
Rio de Janeiro, Santos, Montevideo, Buenos Aires
CUBA / MEXICO
Havana, Vera Cruz
NORD-AMERIKA
New Orleans

mit modernen Drei- und Doppelschrauben-Schnelldampfern regelmäß. i. kurzen Abständ. ab Amsterdam
Moderne schnelle **Frachtdampfer** nach obengenannten Häfen sowie nach **Pernambuco** und **Bahia**
Spezieller 14 tägig. Frachtdienst nach **New York**

Alle Auskünfte über Passage und Fracht durch die Gesellschaft in Amsterdam oder die in den meisten Großstädten befindlichen Vertretungen.

Friedrichshafen am Bodensee,
Kurgarten-Hotel, Direktion: A. Huck. Wohnsitz Sr. Exzellenz des verstorbenen Grafen von Zeppelin. Haus allerersten Ranges mit allen neuzeitlichen Einrichtungen. Unmittelbar am See, inmitten herrlichen, schattigen Parks gelegen. Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen
(Bayerisches Hochgebirge)
Sanatorium
für innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige.
Gute zeitgemäße Verpflegung.
5 Ärzte. **Auskunftsbuch.**

Luzern **Kurhaus Sonnmatt** für Erholungsbedürftige. Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügl. Verpflegung. Prospekt.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg, Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.



Tannenhof
S.-R. Dr. Bieling
Heilanstalt
Friedrichroda
in Thüringen.

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach. Höhenluftkurort, 576 m.
Radiumkuren, Radium-Schrothkuren.
Vollbetrieb ab 1. März. Prospekte.

System. **Herzmuskel Pflege**
Anleitung d. Broschüre d. **K. Ried.** 10 M.; Ausland 20 M. **Landshut** (Bayern), **Altstadt 87 II.** Postscheck-Konto: München 28230.

Böttger & Eschenhorn G. m. b. H.
Berlin-Lichterfelde



Fabrik für
Gartenmöbel
in Holz nach künstlerischen Entwürfen.

Webers Illustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenlos.
Verlag J. J. Weber in Leipzig 26.

Die Ideale der Hautpflege!

Mitin-Creme, Mitinpasta
Mitinpuder, Lichtmitin
Frostmitin

Dieselben zeichnen sich durch äusserst günstige Beeinflussung der Haut aus und sind im Gebrauch äusserst angenehm.

Krewel & Co., G. m. b. H., chem. Fabrik, **Köln a. Rh.**

Die Entfettungskur

mit **„Efucsa“** wird seit ca. 12 Jahren von zahlreich. hervorragend. Ärzten mit sicherem Erfolge verordnet. Keine Diät nötig! Garantiert **vollkommen unschädlich!** Aus den letzten Anerkennungen: Bitte um nochmalige rechtbaldige Zusendung von zwei Schachteln Efucsa. **Ich habe beim Gebrauch derselb. ca. 12 Pfd. abgen. Dr. med. J., prakt. Arzt.** V. Nachahm. w. gewarnt. **Efucsa,** Orig.-Sch. a 100 St. 15.- M. (eine Kur) 500 St. 72.50 M. In all. Apotheken. Hauptversand: Dr. Albert Bernard Nachfolg., Einhorn-Apotheke, Berlin C. 19., Kurstraße Nr. 34—35.



Brolon-Kapsel

Ein Schmuck jeder Flasche!
Vornehmste Aufmachung
für Parfüms / Spezialitäten / Nahrungs-, Genuß- und technische Mittel.
Erhöht den Verkaufswert jeder Packung.
Geringster Arbeitsaufwand. Schmiegt sich ohne Faden und Draht von selbst luft- und keimdicht an Flasche u. Stöpsel an. Hält den Stöpsel sauber und verhindert sein Lockerwerden. Brolonkapseln werden durchsichtig und undurchsichtig in vielen Farben für Flaschen und andere Gefäße von 6 bis 50 mm äußerem Randdurchmesser geliefert.
Muster (**äußeren** Randdurchmesser angeben!), Gebrauchsanweisung, Preisliste
Chemische Fabrik von Heyden A.-G.
Radebeul-Dresden.





Hör gut

Schwachhörende!
Benutzt nur den
elektrischen Hörapparat
Verlangt Prospekt von der
„HÖR GUT“
Apparate G. m. b. H. Berlin
Elsasserstraße 5.
Spezialfabrik elektrischer Hörapparate, Ersatzbatterien und Reparatur auch anderer Fabrikate

---

Schleussner-Photo-Platten
Photo-Chemikalien

Belichtungs-Ermittler „Diskus“ Preis 4 Mark.

Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie.

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 97.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. 1. Teil: Das negative Bild. Preis Mk. 3.50 2. Teil: Das positive Bild. Preis Mk. 2.—



FÖRSTER-FLÜGEL
FÖRSTER-PIANOS
die bekannte Marke.
H. Förster & Co. A. G.
LEIPZIG
Kohlgartenstr. 52.

Literatur und Kunst.

Ein Dichter im Exil. Die flämische Literatur hat uns schon manches Werk geschenkt, das aus verwandter Seele mit unmittelbarer Gewalt zu deutschen Herzen sprach. Und das Schicksal des Krieges hat es gefügt, daß Flandern über den Trümmern seiner Städte wenigstens den ersten Morgenschein künftiger Freiheit unter deutschem Schutz aufgehen sah. Daß die Hoffnung jener Tage auch mit der Rückkehr der belgischen Fremdherrschaft nicht ganz verloren ging, wird vielleicht schon eine nahe Zukunft beweisen. Trotz Kerker und Schafott für die besten Herzen lebt der flämische Gedanke unzerstörbar weiter. Das zeigt auch das Schaffen des Dichters George Peter Maria Roose, der in Deutschland eine neue Heimat gefunden hat. Roose wurde zu Antwerpen im Jahre 1881 geboren, setzte sich schon vor dem Kriege als Schriftsteller in den Zeitschriften „Hooger Op“ und „Carolus“ leidenschaftlich gegen die flamenfeindliche Politik der belgischen Regierung, namentlich beim Militär- und Schulgesetz, ein und war außer seinen politisch-sozialen Bestrebungen auch künstlerisch als Autor wie als Kritiker vielseitig wirksam. Der Krieg unterbrach zunächst seine Tätigkeit. Als belgischer Offizier erfüllte er seine Soldatenpflicht, entkam nach dem Fall Antwerpens auf holländisches Gebiet, wo er sein Drama „Der Meister des Lebens“ vollendete, kehrte dann mit dem Erwachen der flämischen Bewegung in sein Vaterland zurück, als Mitarbeiter der Zeitschrift „Antwerpen Boven“, die den Kampf gegen die belgisch-wallonischen Angriffe aufnahm, und gründete schon 1915 in Gemeinschaft mit dem bekannten Flamenführer Dr. August Borms die Wochenschrift „Ons Land“, die die radikale Loslösung Flanderns von Belgien vertrat. Die gleiche Forderung erhob er in seiner gesamten publizistischen Tätigkeit, die ihn schließlich 1918 nach Brüssel wieder an die Seite von Borms führte, der inzwischen Bevollmächtigter für die nationale Verteidigung Flanderns geworden war. Bei der Organisation der Kriegsgefangenenfürsorge, der politischen Polizei und bei der Errichtung einer flämischen Gendarmerie hatte Roose hier eine reiche Gelegenheit, seinem Volke zu dienen, bis

er nach dem Zusammenbruch das Land verlassen und in dem befreundeten Deutschland ein Asyl vor der Verfolgung der belgischen Behörde suchen mußte. Seither lebt er als freier Schriftsteller in Leipzig. Sein dichterisches Schaffen ist durch die Berührung mit der Politik eher befruchtet als auf die Dauer abgelenkt worden. Im Jahre 1920 erschien als erstes großes Werk in deutscher Sprache der Roman „Der Gezeichnete“ im Bücherleseverlag zu Leipzig, eine Dichtung von dramatischer Wucht und bildhafter Eindringlichkeit, die in knapper Sprache und in gedrängten Szenen ein Einzelschicksal zu allgemeiner Geltung erhebt, vom heimatlichen Boden zu einem weltweiten Horizont emporsteigt und von einer unsäglichen Liebe zum Leben über Tod und Nacht hinaus, von einem echten Glauben an alles wahrhaft Menschliche erfüllt ist. Die gleiche hohe Denkweise trägt auch das Christusdrama „Der Meister des Lebens“, das als zweites Werk in deutscher Sprache im gleichen Verlag soeben erschien und im Haag seine holländische Uraufführung erlebt. Das schöne Geheimnis seiner Kraft ist der streitbare Eifer des Dichters für die Unterdrückten im Verein mit der gläubigen Liebe, die über alle Grenzen hinaus die gesamte Menschheit erfaßt. **Diese wahrhaft brüderliche Gesinnung hat dem liebenswürdigen Flamen die Wege auch im heutigen Deutschland bereitet und wird ihm weiterhin noch manchen Freund und Verehrer zuführen, wenn das unechte und gemachte Weltumarmungsgeschrei der meisten Modeliteraten längst verstummt ist.**

Dr. **Karl Bland**

Illustrierte Bücher. Die Erzählungen des großen russischen Dichters Nikolai Gogol sind ein ungemein dankbares Gebiet für den Illustrator. Freilich stellen sie durch ihr eigenartiges Gemisch von Realismus und Mystizismus, von dämonischer Leidenschaft und liebenswürdigem Humor dem Künstler auch nicht leicht zu bewältigende Probleme. Dies gilt vor allem von der merkwürdigsten unter den sogenannten Petersburger Novellen des Meisters „Das Bildnis“, die soeben in einer guten deutschen Übersetzung von Alexander Eliasberg mit Federzeichnungen des russischen Malers F. Masjutin bei Julius Hoffmann in Stuttgart (geheftet 12 Mark, gebunden 16 Mark) erschienen ist. Die letzten Jahre brachten uns eine Reihe von Gogolschen Werken mit Bildern jüngerer deutscher Künstler; das Tiefste und Letzte einer russischen Dichtung kann aber doch wohl nur ein russischer Künstler hervorholen.

der, wie Masjutin, mit einer höchst originellen Form eine so erstaunliche Kraft des Ausdrucks verbindet. Eichendorffs nie veraltende Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“, aus der das ganze Wesen der Romantik so eindrucksvoll zu uns spricht, reizt ebenfalls zu illustrativer Darstellung, doch muß man den zarten Schmelz und die sonnigen Stimmungen der Dichtung nachzuempfinden verstehen. Das gelingt auch im großen und ganzen Karl Sigrist, der zu der im Verlag Walter Hädecke, Stuttgart, veröffentlichten Ausgabe (gebunden 52 Mark) einen ansprechenden Buchschmuck geliefert hat. — Die Apokalypse des Johannes hat seit Dürer immer wieder Radierer und Holzschneidemeister beschäftigt, bietet sie doch für die Phantasie eine unerschöpfliche Quelle der Anregung. Ein im Verlag Hugo Schmidt, München, unlängst erschienenes Werk bringt uns eine neue Variation des alten beliebten Themas von dem jungen Münchner Künstler Josef Weiß, der durch seine Gestaltungskraft und die Meisterschaft, mit der er seine Visionen auf das Holz überträgt, sich als ein Künstler von hervorragenden Qualitäten zeigt. Es ist Expressionismus im besten Sinne. Ein Büchlein, das allen Slevogtverehrern Freude bereiten wird, sind die Gelegenheitsarbeiten des Meisters, die Johannes Guthmann im Verlag Paul Cassirer, Berlin, herausgegeben hat (40 Mark). Aus Slevogts schöpferischen Improvisationen ist hier eine Fülle von feinen Dingen zusammengetragen, die, als hingeworfene Einfälle oder gelegentliche Widmungen und Geschenke des Augenblicks in Freundeshänden verstreut, bisher einem weiteren Kreise unzugänglich waren. Zur Zierde von Guthmanns Darstellung, die uns ein lebensvolles Bild von des Künstlers Persönlichkeit gibt, sind diese kleinen graziösen Zeichnungen, Briefköpfe, Porträte in den Text verflochten. — „Deutscher Wald“ (R. Voigtländers Verlag, Leipzig; 20 Mark) nennt sich eine Mappe von vier Holzschnitten des Leipziger Künstlers Franz Hein. Die Poesie des deutschen Waldes hat Hein von jeher fein nachzuempfinden verstanden, und auch diese vier Blätter, die uns den Wald im Wechsel der Jahreszeiten zeigen, sind von stimmungsvollen Reizen erfüllt. Zum Schluß zeigen wir ein Buch von Hermann Hesse an. Es heißt „Wanderung“ (Verlag S. Fischer, Berlin). Der bekannte Lyriker und Erzähler plaudert hier von der Natur und seinem Innenleben mit jener Anmut und Zartheit, die über allen seinen Werken schwebt. Was die Feierstunden der













Seele, wie sie sich in dieser Wanderung offenbaren, aber besonders anziehend macht, sind die eingestreuten Aquarellskizzen, die uns auch einen Einblick in das bescheidene Malertalent des Verfassers gewähren. Dr. V. Tornius.

Humoristisches. Die Anekdote hat einen Ewigkeitswert, wenn sie gut und charakteristisch ist. Manche Persönlichkeiten und Ereignisse prägen sich in das Andenken des Volkes oft durch ein paar treffende Anekdoten viel tiefer ein als durch umfangreiche Monographien und Biographien. Darum soll das „Anekdotenbuch" von Otto Zoff (Hyperion-Verlag, München), das so unterhaltend von den Launen, Schrullen und Eigenheiten sagenhafter Menschen, von Fürsten, Staatsmännern, Dichtern, Musikern, Künstlern, Frauen, Schwindlern, Dummköpfen und Abenteurern berichtet, besonders wärm empfohlen sein. Wer aber allerlei Ergötzliches einer bestimmten Gruppe der Menschheit — in diesem Falle aus Maler-, Bildhauer- und Architektenkreisen — lesen will, der kaufe sich den „Künstlerspiegel", herausgegeben von Alfred Georg Hartmann (Verlag F. Bruckmann, München; gebunden 16 Mark). Es ist ein köstliches Büchlein vom Leben und Streben der Künstler. Hinter dem Lachen schimmern manchmal die Tränen, und hinter dem Ernst lächelt der Schalk in diesen sorgfältig gewählten und feingeschliffenen Geschichtchen. Und damit auch der illustrierte Humor nicht zu kurz kommt, sei auf die zwei Wilhelm-Busch-Bändchen bei Braun & Schneider, München, verwiesen: „Die feindlichen Nachbarn und andere Bilder-Geschichten" (7 Mark) und „Naturgeschichtliches Alphabet" (7 Mark) sowie die in Busch' Geist zusammengestellte Mädelgeschichte „Maus und Molli" von Wilhelm Herbert, mit Bildern von Carl Storch (8 Mark).

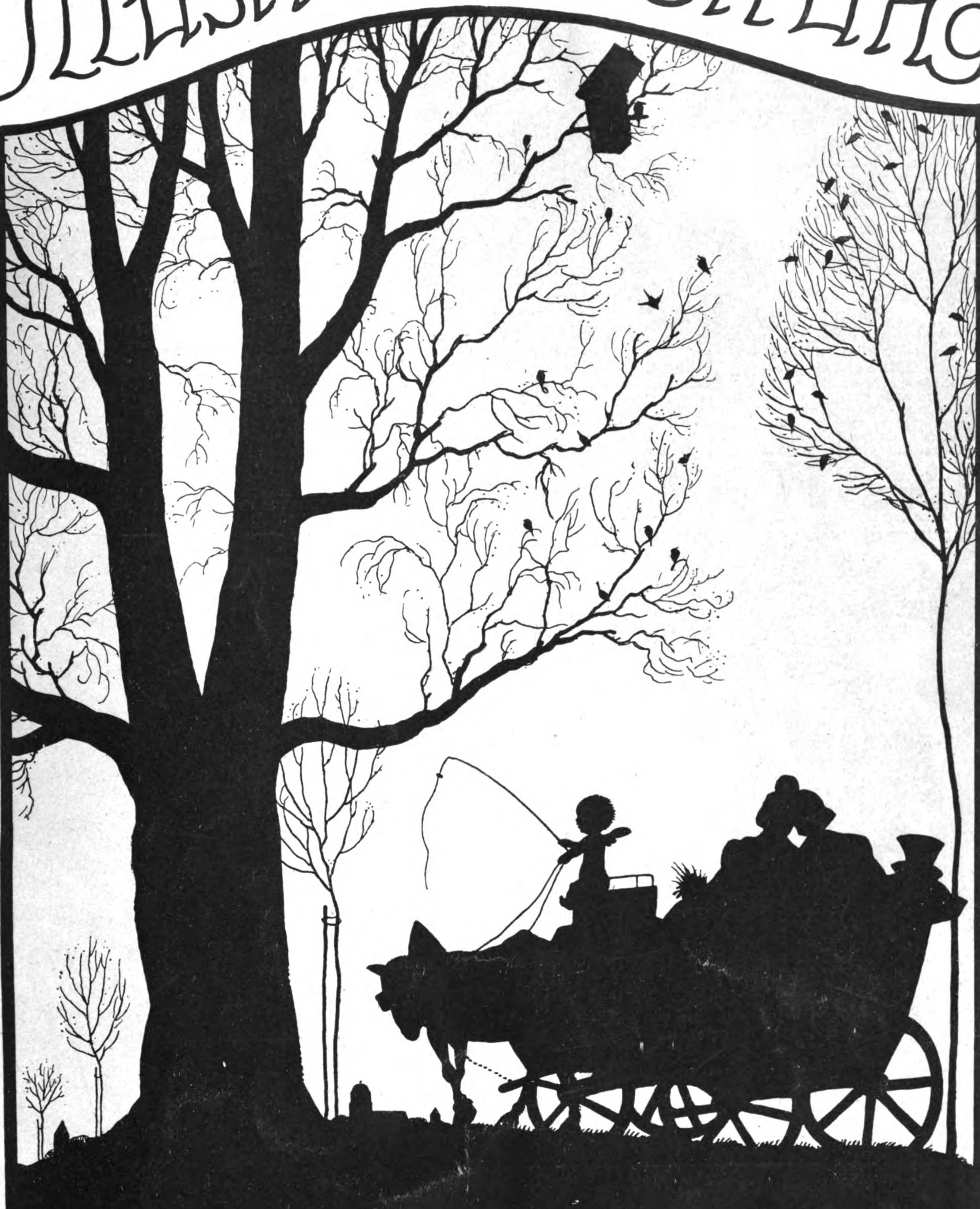
Langens Auswahlbände. Im Verlag von Albert Langen in München erscheinen neuerdings von einer Anzahl namhafter Dichter kleine Auswahlbände in guter Ausstattung (gebunden pro Band 15 Mark), die dem Gegenwartsbedürfnis, mit geringen Kosten und ohne besonderen Zeitaufwand das „Schönste" eines Dichters kennenzulernen, in geschickter Weise entgegenkommen. Behandelt sind zunächst Max Dauthendey, Theodor Storm, Nikolai Gogol (Kosakengeschichten), August Strindberg (Historische Erzählungen), Charles Sealsfield (Abenteurergeschichten) und Leo Tolstoi (Erzählungen). Für die Auswahl zeichnet Walter v. Molo verantwortlich, der auch scharf umrissene Charakteristiken der Dichter beigesteuert hat.


R·M·S·P & P·S·N·C
NEUES · LEBEN · IN · NEUEM · LANDE
SUED · AMERIKA
THE ROYAL MAIL STEAM PACKET COMPANY
THE PACIFIC STEAM NAVIGATION COMPANY
Jede gewünschte Auskunft über Passagen, Abfahrtszeiten der Dampfer und Passvorschriften wird auf Verlangen bereitwilligst und kostenfrei erteilt durch:
BREMEN .. .. F. L. MICHAELIS, Kaiserstrasse 17
HAMBURG .. .. .. OLAF LASSEN & CO., 10/11 Alsterdamm
KÖLN .. .. HERMANN LINDEMANN, Domkloster 2
FRANKFURT a/M. .. J. SCHOTTENFELS & CO., Bethmannstrasse 54



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



IOSEF MAUDER

Verlag J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 4044 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Fischschuppen als Alterskennzeichen der Fische. Altersbestimmungen sind an frei in der Natur lebenden Tieren in der Regel nur sehr schwer, zumeist aber überhaupt nicht auszuführen. Es ist daher doppelt beachtenswert, daß es in jüngster Zeit gelungen ist, das Alter von Fischen — See- wie Süßwasserfischen — feststellen zu können, und zwar auf Grund der in die Schuppen der Fische eingegrabenen Ringe und ringförmigen Zeichnungen. Der infolge der verschiedenen Jahreszeiten eintretende regelmäßige Wechsel der äußeren Lebensbedingungen der Fische, besonders der Nahrungsmangel bzw. Überfluß, spiegelt sich nämlich gewissermaßen in der Entwicklung der Schuppen wieder, insofern als sich während des Winter- und Sommerwachstums auf den Schuppen dunkle Ringe abzeichnen, die Winter- und Sommerringe, die man übrigens gewöhnlich auch schon mit bloßem Auge wahrnehmen kann. Zählt man nun diese Ringe, so kann das Alter des betreffenden Fisches ziemlich einwandfrei bestimmt werden, wobei allerdings hervorgehoben werden muß, daß die Ringlinien bei den einzelnen Fischgattungen sehr wechselnde Formen zeigen, weshalb man denn auch mit Hilfe dieser Schuppenringe einen Fisch — sogar auch Konservenfische -- allein an der Zeichnung erkennen und bestimmen kann. Da die Bildung der Ringe aufs engste mit den wechselnden Lebens- und Wachstumserscheinungen der Fische zusammenhängt, ja wie gesagt, aus ihnen hervorgeht, zeigen die Ringe natürlich auch verschiedene Unregelmäßigkeiten in ihrer Gestalt, so daß z. B. die Winterringe durch die kärglichen Lebensbedingungen in der kalten Jahreszeit in der Regel ungeschlossen bleiben, woran sie auch zu erkennen sind, während die Sommerringe nach abgeschlossenem Wachstum sich völlig abrunden. Es versteht sich auch von selbst, daß im Verlauf des Ringwachstums auch wesentliche Abänderungen auftreten. So sieht man auf manchen Schuppen sogenannte falsche Winterringe, die den echten zwar ähnlich, vom Kenner aber leicht von ihnen zu unterscheiden sind und auch von ihnen unterschieden werden müssen, da sie nur die Folgeerscheinung eines plötzlichen Wechsels der Umgebung des Fisches darstellen. Ziemlich schwierig ist ferner die Altersbestimmung sehr alter Fische, weil die Ringe bei solchen Fischen so nahe aneinandergedrängt sind, daß ihre Zahl oft nicht zu erkennen ist. Man hat mit Hilfe der Ringe auch die Wachstumserscheinungen einiger Fische beobachtet und dabei festgestellt, daß das Wachstum nur die ersten zwei bis drei Jahre anhält, dann aber im Verhältnis zum Alter der Fische allmählich wieder abnimmt. Auch Beziehungen vom Körperwachstum zur Schuppengröße konnten beobachtet werden, da die Schuppen proportional zum Größenwachstum des Fisches an Länge zunehmen. M. A. v. Lütgendorff.

Das Öffnen und Schließen der Blüten bei Frühlingsblühern. Jedem Blumenfreunde werden die Öffnungs- und Schließbewegungen an den Blüten von Krokus und Tulpe — gleichgültig, ob im Zimmer oder im Freien gezogen — ein Gegenstand der Bewunderung und des Nachdenkens sein. Wie kommen diese Bewegungen der Blütenblätter zustande, und welche ökologische Bedeutung haben sie für die Pflanze? Experimentelle Untersuchungen haben dargetan, daß die Blütenblätter *dieser* beiden Pflanzen gegen Lichtreize fast unempfindlich sind. Die Öffnungs- und Schließbewegung wird lediglich durch Temperaturunterschiede in Gang gesetzt. Wohlgemerkt, nur bei diesen beiden Arten; andere verhalten sich anders. Überführt man eine geschlossene Blüte von Krokus oder Tulpe aus dem Freien ins geheizte Zimmer, so öffnet sie sich. Warum? Das Zellgewebe auf der Blütenblattoberseite (inneren) wächst schneller in die Länge — Tausendstel eines Millimeters für jede Zelle genügen — als das auf der Blattunterseite. Das Blütenblatt muß sich mithin nach außen krümmen. Zur Erklärung dieses differenten Wachstums nimmt man an, das Plasma der Blattoberseitenzellen sei schneller auf Wärmereiz reaktionsfähig als das der Blattunterseite. Geringe Wärmemengen, meist $^1/_2$° C Überschuß, genügen, die Öffnungsbewegung zustande zu bringen. Im Doppelfenster öffnet deshalb Krokus seine Blüten, wenn der erste erwärmende Sonnenstrahl sie trifft, oder wenn die Wärme des geheizten Ofens ihnen durchs Glas zustrahlt. Halten wir nun die Pflanzen bei *gleichmäßiger* Zimmertemperatur, so schließen sich die Blüten wieder. Jetzt wächst auch die Blütenblattunterseite schnell in die Länge. Die Blüte sucht also einen neuen Gleichgewichtszustand. Daß dem so ist, lehrt der Versuch. Erhöhe ich nämlich die Temperatur, so öffnet sich die Blüte von neuem. Wir können nun verstehen, warum bei andauernd hoher Mittagstemperatur die Blüten im Freien Schließbewegungen ausführen, die am Nachmittag bei sinkender Wärme sehr schnell verlaufen. Zwei durch verschiedene Reize veranlaßte Bewegungen summieren sich mithin. Diese Blütenblattbewegungen, das Öffnen bei steigender Temperatur, das Schließen bei fallender, beim Eintritt trüben, regnerischen Wetters, sollen einesteils den Insekten die Möglichkeit der Bestäubung gewähren, andererseits die Geschlechtsorgane vor Schaden durch blütenstaubauswaschende Regen- und Tautropfen bewahren. Welche Kette von Zusammenhängen, obgleich sich beide Gewächse in der Hauptsache durch Zwiebeln vermehren! Die Pflanze läßt also die geschlechtliche Vermehrung niemals fallen. Ein geheimnisvolles Streben, das allen Gewächsen tief „im Blute“ steckt. Dr. B. Stange.

Die Ursachen der sächsischen Erdbeben in den Jahren 1907 bis 1915. Der verstorbene Leipziger Geologe Credner und der jetzt noch lebende Etzold haben eine Menge Material über die sächsischen Erdbeben gesammelt, das nun von letzterem kritisch bearbeitet worden ist. Es handelt sich um die sächsisch-böhmischen Erderschütterungen im Frühjahr 1908, um das sächsisch-böhmisch-bayrische Schwarmbeben vom 18. Oktober bis zum 31. Dezember 1908, um die Erderschütterungen der Jahre 1909, 1910, 1911, die makroseismische Beobachtung des großen süddeutschen Erdbebens vom 16. November 1911 in Sachsen, um die Erdbeben 1912 bis 1915 und um den Erdstoß von Leipzig im Jahre 1914 am 27. Juni. Nach Etzolds eigenen Beobachtungen sind die vogtländisch-erzgebirgischen Erderschütterungen Erscheinungen, die unter lautem Geräusch auf Linien fortschreiten und beiderseits dieser Linien den Boden in rasche Zitterbewegungen versetzen. Vulkanischer Ursache können diese Erdbewegungen nicht sein, die gegen 40 000 qkm Land zu erschüttern vermögen. Tektonische Ursachen lassen diese Bewegungen entstehen. Sie stehen in engem Zusammenhang mit dem Aufreißen von Spalten. Bis ins Jungdiluvium hinein, die Zeit, in der das Inlandeis vom hohen Norden bis zu uns kam, ist eine Hebung des Erzgebirges nachweisbar. Ob die Hebung heute noch vor sich geht, ist nicht zu sagen. Etzold hält es für wahrscheinlich, daß „im Westen des Erzgebirges die von diesen langdauernden Hebungsprozessen verursachten Spannungen noch heute nicht vollständig ausgelöst sind und ihre allmähliche Auslösung in den vereinzelten oder sich schwarmartig zusammenhäufenden Erderschütterungen finden“. Schon in Chroniken wird vom 16. Jahrhundert an immer das wochen-, ja monatelange schwarmartige Auftreten der Beben betont. Erst wenn die Zerreißungen in den Gesteinen, die vom Ausklingen der Hebung des Nordwestflügels bedingt sind, zur Ruhe gekommen sind, kann an ein Erlöschen der vogtländisch-erzgebirgischen Erderschütterungen gedacht werden. Rudolf Hundt.

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4044. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pf. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 24. März 1921.

FRÜHLING in WIESBADEN

In den Monaten März bis Juni 1921:

Musik-, Gesellschafts- und Sportfeste im Kurhaus

Erste Künstler, hervorragende Dirigenten.

10. bis 25. April **Mahlerfest** (6 Konzerte); 24. April bis 1. Mai **3 Kammermusikabende** unter Leitung zeitgenössischer Komponisten; 1. bis 8. Mai **Gesellschaftliche und sportliche Veranstaltungen**; 6. bis 12. Juni **Brahms-Fest** der Deutschen Brahms-Gesellschaft.

Festvorstellungen im Staatstheater

Meisterwerke von Klassikern und modernen Komponisten.

24. April bis 1. Mai **5 Opernvorstellungen zeitgenössischer Komponisten**; 8. bis 20. Mai **Deutsche klassische Opernvorstellungen** (Wiesbadener Einrichtung) unter **Leitung von Gastdirigenten.**

Festfahrten auf dem Rhein / Deutsche Pfingstrennen.

Einreise unbehindert. — Es genügt für Besucher des unbesetzten Gebietes Personalausweis mit Lichtbild; für die der neutralen Länder das Passvisum der deutschen Passtelle; für die Angehörigen der Ententeländer das Passvisum der Heimatbehörde.

Aufenthaltsdauer unbeschränkt.

Im vollen Betriebe: **Über 100 Kurhotels, Pensionen, Sanatorien und Heilanstalten von Weltruf. Aller Komfort. Preiswerte Wohn- und Badegelegenheiten. Glänzende Verpflegung. Kein Zuschlag für Ausländer.**

Prospekte frei. **Städt. Verkehrsbüro.**

FRÜHLING IN WIESBADEN

In freier Lage am Kurpark

Nassauer Hof Wiesbaden

Weltbekanntes Hotel. Badhaus allerersten Ranges, gegenüber Kurpark u. Staatstheater. Alte Direktion: **Fritz Bieger.**



Bozen / Deutschsüdtirol

265 m ü. M., die „Waltherstadt" genannt, **Hauptort des deutschen Südtirol, inmitten eines malerischen Bergkranzes, überragt vom sagenhaften Rosengarten. Berühmte Touristen-** und **Fremdenzentrale. Frühjahrsaufenthalt** und Terrainkuren, klimatische u. Übergangsstation. Jenseits der Talfer der weltbekannte **Winterkurort Gries.** Altertümliche Patrizier- und Handelsstadt von deutscher Bauart mit südlichem Einschlag. Interessante Volkstypen aus den Bergtälern. **Neues modernes Theater. Künstler-Konzerte.** Museum mit uralten Trachten. Ausgedehnte Promenaden. **Wundervolle Obstbaum- und Rebenblüte.** Lokalphänomen: **Das Glühen des Rosengartens.** Burgen- und schlösserreiche Umgebung. **Wagen- und Automobilfahrten. Hauptetappenstation der großartigen Dolomitenstraßen.** Zahllose **Bergfahrten, Hochtouren u. Übergänge. Altrenommierte Hotels und Gaststätten mit modernem Komfort und Jahresbetrieb.**

Hotels: Bristol — Zentral — Erzherzog Heinrich (Post) — Greif — König Laurin — Mondschein — Schgraffer — Stadt Bozen — Stiegl.

Weinstätten: Batzenhäusl — Rathauskeller — Torggelhaus — Velthurnser Weinstube — Bahnhofrestaurant.

Bergbahnen: Guntschnabergbahn. Elektr. Schwebebahn nach Kohlern. Mendelbahn. Rittnerbahn. Virglbahn.

Prospekte versendet kostenlos die **Fremden-Verkehrs-Kommission Bozen.**

Bozner Messe

19.-26. April 1921

Veranstaltet zur **Belebung des Warenaustausches** mit Italien, Ausstellung für **Industrie, Handel und Gewerbe; Kunst- und Kunstgewerbe; italienische Landesprodukte. — Weinkost.**

Auskünfte nur durch das Messeamt Bozen.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**

bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch **Dr. med. Tecklenburg.**



INTERNATIONALE SPEDITIONEN

L. RETTENMAYER

WIESBADEN ★ MAINZ

Möbeltransport - Lagerung
Sammelverkehre - Versicherungen
Verzollung - Transitverkehre

GROSSMANN MEYER

Bad Blankenburg, Thüringerwald.

Dr. Karl Schulze's **Sanatorium Am Goldberg**

Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Königlich Holländischer Lloyd Amsterdam

Transatlantischer Dampferdienst
via **Spanien** und **Portugal**
für **Passagiere, Fracht** und **Post** nach

KONINKLIJKE HOLLANDSCHE LLOYD

SUD-AMERIKA
Rio de Janeiro, Santos, Montevideo, Buenos Aires

CUBA / MEXICO
Havana, Vera Cruz

NORD-AMERIKA
New Orleans

mit modernen Drei- und Doppelschrauben-Schnelldampfern regelmäß. i. kurzen Abständ. ab Amsterdam
Moderne schnelle **Frachtdampfer** nach obengenannten Häfen sowie nach **Pernambuco** und **Bahia**
Spezieller 14 tägig. Frachtdienst nach **New York**

Alle Auskünfte über Passage und Fracht durch die Gesellschaft in Amsterdam oder die in den meisten Großstädten befindlichen Vertretungen.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen

(Bayerisches Hochgebirge)

Sanatorium

für innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige.

Gute zeitgemäße Verpflegung.

5 Ärzte. Auskunftsbuch.

Frühlingswochen in Wiesbaden.

Von Oscar Meyer-Elbing.

In die Weltkurstadt ist der Frühling eingezogen. Wer in deutschen Landen und weiten Welten kennt nicht den Zauberbegriff, den dieses Wort in Erinnerung an den Besuch dieses von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten und allem modernen Komfort Rechnung tragenden Heil- und Luxusbades auslöst, das gleichzeitig eine Kunststätte ersten Ranges ist? —

Früher als in andern deutschen Badeorten pflegt sich dieser liebliche Gast hier einzufinden, da das am Fuße und südlichen Abhange des Taunus gelegene und in einen Kessel waldgekrönter Hügel eingebettete Wiesbaden vor scharfen nördlichen Winden geschützt ist und das Grünen und Blühen der Pflanzenwelt durch die heißen Quellen früher als sonstwo nach dem Winterschlaf zu neuem Leben erweckt wird.

Wie herrlich wandert es sich hier im Frühjahr auf den gepflegten meilenweiten Promenadenwegen durch die mit alten Baumriesen gekrönten Taunuswälder, die überall überraschende Fernblicke auf den Rhein, den weingesegneten Rheingau mit seinen malerischen mittelalterlichen Weinbörfern, Ruinen, Bergeshöhen und lachenden Tälern gewähren. Wie herrlich genußreich sind die Fahrten auf dem nahen Rhein und nach seinen weinfrohen Uferstätten. — Und dann das internationale Leben und Treiben in der schönen und musterhaft saubern Weltkurstadt selbst! —

Nach einer mehrjährigen Pause des Stillstandes scheint Wiesbaden einer neuen Blütezeit entgegenzugehen. Auf der Kurpromenade, der Wilhelmstraße mit ihren blendenden Auslagen, der Lang- und Kirchgasse und am Kochbrunnen flaniert nach wie vor die elegante Welt aller Nationen.

Das wundervolle Kurhaus bildet den Mittelpunkt für alle gesellschaftlichen und künstlerischen Veranstaltungen, die nach dem im vorigen Jahre erfolgten Tode des langjährigen verdienstvollen Kurdirektors v. Ebmeyer jetzt Freiherr v. Türcke mit seinem Takt und glücklicher Hand leitet. Die von ihm neuerdings neu eingeführten Gesell-

schaftsspiele wie Pferderennen, Kreisel- und Ringwurfspiel mit Geldgewinnen bilden eine dankbar begrüßte Zerstreuung.

Für die Frühjahrswochen hat die Kurverwaltung ein ganz besonderes Festprogramm auserlesenster Kunstgenüsse aufgestellt, das die weltberühmten Maifestspiele früherer Tage bei weitem übertrifft. Aus dem überaus reichhaltigen Programm möchte ich nur folgende Veranstaltungen erwähnen:

Den Reigen eröffnet das aus sechs Konzerten bestehende Mahlerfest im Kurhause, das von den vereinigten Orchestern des Kurhauses und des Staatstheaters unter Leitung des städtischen Musikdirektors Schuricht ausgeführt wird.

Das Staatstheater, das in der Person des genialen Dr. Hagemann einen neuen Intendanten bekommen hat, bringt als Festgabe vier moderne Opernvorstellungen in Wiesbadener Bearbeitung heraus, und zwar: „Salome", „Rosenkavalier", „Schatzgräber", „Christelflein" und „Die tote Stadt", die von den betreffenden Komponisten persönlich dirigiert werden. Dieselben Komponisten werden an den Zwischentagen Kammermusikabende im Kurhause leiten.

Es folgen gesellschaftliche und sportliche Veranstaltungen der Kurverwaltung, wie Bälle, Tanz- und Tennistourniere, Modenschau, Rhein- und Auto-Omnibusfahrten sowie deutsche Pferderennen u. a. m.

Der Wiesbadener Automobilklub hat als erster deutscher Klub nach dem Kriege für den 20. Mai eine große Dauer-Tourenfahrt mit wertvollen Preisen vorgesehen, die offen für die Mitglieder sämtlicher dem Kartell unter Führung der Automobilklubs von Deutschland angehörigen Automobilklubs ist und große Beteiligung verspricht. Weitere Veranstaltungen des Stadttheaters sind von Dr. Hagemann neu einstudierte Klassikervorstellungen wie „Götz von Berlichingen", „Hamlet" und „Don Carlos", denen auf musikalischem Gebiet eine deutsche Opern-Klassiker-Woche mit „Orpheus in der Unterwelt", „Figaros Hochzeit", „Fidelio" und „Tristan" folgen wird.

Den Abschluß dieser großzügigen Frühlingsveranstaltungen, die wohl von keiner andern Stadt Deutschlands übertroffen werden können, bildet das Brahmsfest der deutschen Brahmsgesellschaft im Kurhause, bei dem beide Orchester unter Leitung Schurichts und Furtwänglers mitwirken.

Allgemeine Notizen.

Messe-Zersplitterung ist von Reichswegen unerwünscht. Für eine Rheinische Musterschau in Köln im Jahre 1920 war eine Million Mk. Reichszuschuß bewilligt worden. Die Schau konnte nicht stattfinden und der Reichsrat beantragte, diese Summe als Unterstützung der Breslauer und Frankfurter Messe und dem Stuttgarter „Handelshof" zuzuwenden. Die Reichsregierung ist gegen diese Zuweisung gewesen, und der Reichsfinanzminister hat als Gründe angeführt, daß bei den großen Schwierigkeiten in der Wiedereroberung des Auslandsmarktes an der Konzentration des Messegedankens festgehalten werden müsse. Bei anderem Vorgehen sei eine kostspielige doppelte und mehrfache Propaganda für unseren Außenhandel zu befürchten, die sich dazu in ihrer Wirkung zum Teil noch gegenseitig aufhebe. Die Reichsmittel würden dann zum Wettbewerbe mehrerer Messen untereinander verwandt und das müßte unserem Ansehen im Auslande empfindlich Abbruch tun. Für einen Reichszuschuß könne nur die alte weltbekannte Leipziger Messe in Frage kommen. Eine Verteilung der Million auf andere Messen würde nur die Neigung zur Messezersplitterung unterstützen.

Eine weitere Steuererklärung wird durch eine neue Verfügung des Reichsministers der Finanzen den Steuerpflichtigen auferlegt. Sie gilt dem Kapitalertrag. Anzugeben sind darin auch die Zinsbeträge, für die die Steuer durch Abzug bereits entrichtet ist. Zu unterscheiden sind auch die Beträge, für die der Pflichtige eine Quittung über den Abzug hat oder nicht. Es wird ausdrücklich keine Rücksicht auf die Höhe der bezogenen Erträge genommen, auch wenn sie in einem land- oder forstwirtschaftlichen oder gewerblichen Betrieb anfallen. Es müßte demnach auch jeder Besitzer des kleinsten Sparkassenbuches eine Steuererklärung abgeben. Die Errechnung des steuerpflichtigen Zinsbetrages wird manche Schwierigkeiten machen, da die Sparkassen jetzt einen Zinssatz berechnen, von dem die Steuer schon abgezogen ist. Soweit eine Verpflichtung zur Abgabe einer Einkommen- oder Körperschaftssteuererklärung besteht, ist die über den Kapitalsertrag gleichzeitig mit dieser abzugeben. Zu der Erklärung wird nur durch amtliche Bekanntmachungen in den dafür bestimmten Tageszeitungen aufgefordert. Die Steuererklärung eines Ehemannes muß das Einkommen seiner Ehefrau mit umfassen, sofern beide Ehegatten

steuerpflichtig sind und nicht dauernd von einander getrennt leben.

Den ersten Preis und den Wanderpreis des Schwedischen Freiwilligen Automobil-Korps erhielt bei der letzthin stattgefundenen Winter-Zuverlässigkeitsfahrt 1921 ein 18/50 PS-Horch-Tourenwagen, Besitzer Carl Stiernswärd, Olstorp, Rydsnäs (Schweden). Derselbe Fahrer erhielt auf seinen 14/40 PS-Horch-Tourenwagen bei der schwedischen Winter-Zuverlässigkeitsfahrt 1920 den Preis für den besten europäischen Wagen und den Wanderpreis des Schwedischen Freiwilligen Automobil-Korps.

Zum Haltbarmachen der Eier verwendet man vorteilhaft Garantol, das schon seit Jahren in Verbraucherkreisen als sicher und dabei überaus einfach bekannt ist, übrigens auch nach eingehenden Prüfungen von den Kommunalverbänden zum Einlegen der Eier in großen und kleinen Mengen verwendet wurde. Garantol (Marke für Echtheit Ei mit U) ist in Drogerien, Apotheken und Kolonialwarenhandlungen, in kleinen Packungen für 100 Eier genügend, erhältlich.

Zum Putzen der Schuhe bedient man sich neuerdings des mit Edelwachspasta versehenen „Hagar"-Schuhputz- und Polier-Handschuhs. Diesem Schuhputz- und Polier-Handschuh wird nachgerühmt, daß er weder Hände noch Kleider beschmutzt, überallhin mitgenommen werden kann, viele Monate ergiebig ausreicht und das Schuhwerk mit blitzblanker, dauerhafter Edelwachspolitur versieht. Vorrätig ist der „Hagar"-Schuhputz- und Polier-Handschuh zum verhältnismäßig billigen Preise von 24 Mark das Stück in Schuhwarengeschäften, Drogerien und sonstigen einschlägigen Verkaufsläden. Nötigenfalls weist Bezugsquellen nach die Fabrikantin Haushalts- und Gebrauchs-Artikel G. m. b. H. in Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstraße 100.

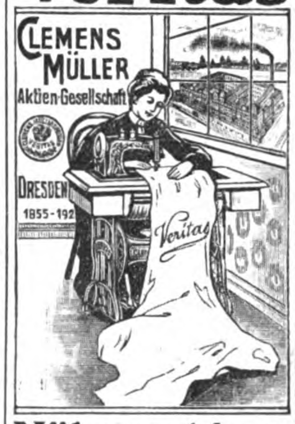
Die Ansteckungsgefahr an Orten, die jeder selbst aufsuchen muß, wird so wenig beachtet, daß im Interesse der Volksgesundheit nicht genug auf das Klosettin aufmerksam gemacht werden kann. Mit wenigen Tropfen Klosettin auf Klosettpapier reinigt und desinfiziert man wirksam in wenigen Augenblicken den Klosettsitz von allen gefährlichen Bazillen u. dgl. Jeder Haushalt, aber auch jede Stadt-, Eisenbahn- und Fabrikverwaltung, Hotels, Restaurants, Pensionen usw. sollten sich sofort von dem Erfinder C. Ernst Fischer, Klosettin-Laboratorium, Leipzig-Gohlis, Gothaerstraße 18 den kostenlos erhältlichen Prospekt kommen lassen, der alles Nähere enthält.

G. SCHLEICHER & Co.

KUNSTGEWERBLICHE WERKSTÄTTEN FÜR DENKMÄLER UND FRIEDHOFSKUNST
ARCHITEKTURBÜRO – BILDHAUERATELIERS
BERLIN W. 35, LÜTZOWSTRASSE 82
BERATUNGEN BEREITWILLIGST – PROSPEKTE KOSTENLOS



Veritas



Nähmaschinen

Kakao

garantiert rein
deutsches Fabrikat
1/2 Kilo M. 18.—

E. WALTHER
HALLE a. S.
Mühlweg
20

✚ Magerkeit ✚

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt. gold. Medaillen und Ehrendiplom,** in 6–8 Wochen erhebliche Zunahme, garant. unschädl. Ärztl. empfohlen. **Streng reell. Viele Dankschreiben.** Pr. Dose 100 St. 6 M. Postanw. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., Berlin W. 30/148. Eisenacher Str. 16
In Leipzig zu haben: in der Engel-Apotheke, Markt 12, und in der Adler-Apotheke, Hainstraße 9.

☞ Das Kleinfahrrad der Zukunft. ☜
Das weitaus schönste und beste Laufrad.

STEIFF SKIRIT



Skirit-Sport das ganze Jahr sehr praktisch und gesund auf dem Schulweg.
Die Sehnsucht aller Kinder!

Skirit hat patentierte Räder, Gelenke und Walzenlager, welche spielend leicht laufen.
Höhe 70 cm, Länge 115 cm, Gewicht 5 kg.
In Spielwaren- und Fahrradhandlungen zu haben.
Preis M. 300.—.

M. Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz 8
Spielwarenfabrik Württemberg.

Abstehende Ohren



werden durch
Egoton
sofort anliegend gestaltet. Gesetzl. geschützt. *Erfolg garantiert.* Prospekt gratis und franko. Preis **Mk. 34.**— exkl. Nachnahme-Spesen. Zu haben in den meisten Friseurgeschäften, Drogerien und Apotheken und direkt von
J. Rager & Beyer,
Chemnitz i. Sa. D 42.



Dr. Hoffbauer's ges. gesch.

Yohimbin-Tabletten

Anregend! Kräftigend!

Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz

Original-Packung:	25	50	100	200 Stück
	15.—	29.50	58.—	115.— Mk.

Literatur **diskret** und **gratis.**

Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).

Die neue Parfüm-Serie



Potocka-Rose
Potocka-Flieder
Potocka-Veilchen

von überraschender Naturtreue und Ausgiebigkeit

Preisliste über Parfümerien und kosmetische Spezialitäten steht kostenlos zur Verfügung

W. Reichert G. m. b. H., Berlin-Pankow





IBACH-PIANOS

Preisgekrönter Entwurf von W. Zietara, München.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4044 156. Band



Aus dem schönen Kärnten: Seebachtal mit Ankogel.

Nach einer photographischen Aufnahme von Kilophot G. m. b. H. in Wien.



Exkönig Nikolaus von Montenegro,
† am 1. März, 79 Jahre alt, in der südfranzösischen Stadt Antibes unweit Nizza, wo er nach der 1918 erfolgten Einverleibung Montenegros in Südslawien im Exil lebte.



Heinrich Mann,
namhafter Romanschriftsteller, Novellist und Dramatiker (siehe die Würdigung auf Seite 254), begeht am 27. März seinen 50. Geburtstag.
(Phot. Kester, München.)



Dr.-Ing. e. h. Bernhard Demmer,
Kommerzienrat, seit 1906 Leiter der Gebrüder Demmer A.-G. in Eisenach, erhielt von der Technischen Hochschule in Darmstadt die Würde eines Dr.-Ing. ehrenhalber.



Dr.-Ing. e. h. Fritz Neuhaus,
Baurat, Generaldirektor bei A. Borsig in Berlin, wurde anläßlich der Jahrhundertfeier des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes von der Technischen Hochschule in Aachen zum Dr.-Ing. ehrenhalber ernannt.



Talaat-Pascha,
seit 1917 türkischer Großwesir, der nach dem Weltkrieg unter dem Decknamen Sali Ali-Bey in Berlin-Charlottenburg lebte, wurde dort am 15. März von dem 24jährigen armenischen Studenten Teilirian ermordet.



Abfahrt des ersten Sonderzuges mit Abstimmungsberechtigten vom Schlesischen Bahnhof in Berlin.



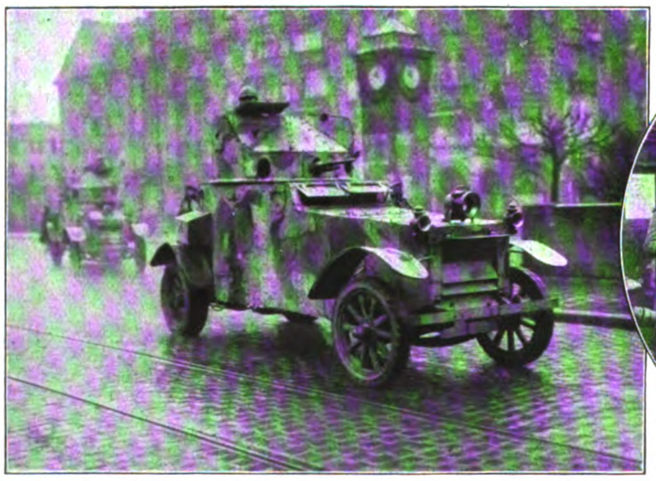
Eintreffen der abstimmungsberechtigten heimattreuen Oberschlesier in Kattowitz. (Phot. Max Steckel, Kattowitz.)

Zur Abstimmung in Oberschlesien am 20. März.





Links: Von der Londoner Konferenz: Die deutsche Abordnung im Savoy Hotel. (1. Ministerialdirektor v. Simson; 2. General v. Kessel; 3. Staatssekretär Lewald; 4. Reichsminister des Auswärtigen Dr. Simons; 5. General v. Seeckt; 6. Bayrischer Staatsrat v. Meinel.) **Rechts:** Der Ruhrorter Hafen, der besetzt wurde. (Phot. W. Matthaeus, Köln.)



Belgische Panzerautos bei der Fahrt durch die friedlichen Straßen Düsseldorfs.



Französischer Maschinengewehr-Posten und Straßensperre in Duisburg.



Englische Kavalleriepatrouille in den Straßen Düsseldorfs.

Das wehrlose Deutschland: Die von der Entente nach dem Scheitern der Londoner Konferenz unter Verletzung des Versailler Friedensvertrags vorgenommenen Gewaltmaßnahmen, „Sanktionen" genannt, in den Rheinlanden.

Ostern für Deutschland

Von Artur Brausewetter, Danzig.

Todesnacht in Golgatha — hell heiliges Sonnenleuchten am Ostermorgen, wie kurz die Spanne Zeit, die Sterben und Leben, Unterliegen und Siegen voneinandertrennt. Durch Nacht zum Licht, das ist die ewig wiederkehrende Losung im Leben des Einzelnen wie in dem der Völker. Als sich das einst so mächtige Israel im tiefsten Verfall befand, als es gedemütigt, verachtet und verstoßen unter den Völkern der Erde war, fremdem Willen und feindlicher Grausamkeit unterworfen — gerade da ging der Morgenstern über ihm auf, erschien dem Lande der Retter.

Das ist das Wunderbare dieser Zeit, daß vieles, was uns bisher mehr oder minder dumpf widerklingende Überlieferung gewesen, mit einem Male Erlebnis geworden. Von Golgatha und seiner Finsternis haben wir mit stillehrfürchtigem Schauern gehört und gelesen — erlebt an Leib und Seele aber haben wir es erst in diesen furchtbaren Jahren, da sich auch über unser einmal so stolzes blühendes deutsches Land die ganze Nacht der Finsternis und des Todes gebreitet. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Dieser Ruf aus der Tiefe Golgathas, durch wie viele Herzen, durch wie viele Gaue und Städte unseres Vaterlandes mag er in diesen Zeiten mit erschütternder Gewalt gedrungen sein!

Aber die Finsternis in Golgatha weicht. Neu glüht die Sonne am Himmel empor und gießt ihr segnendes Licht über die weite Gotteswelt. Und in unserem Herzen entzündet sich ein Licht, ein leise glimmendes, dann heller, zuversichtlicher leuchtendes: daß die starre Finsternis auch im deutschen Vaterlande weichen und eine neue Sonne über ihm emporleuchten möge. Nie haben wir wohl so nach einem Strahl dieser Sonne gedürstet wie in diesen Tagen der schwersten Traurigkeit, des hemmenden Druckes, der auf allen unseren Verrichtungen liegt. Denn wir sind Kinder des Lichtes und können nicht unentwegt durch Dunkel und Nacht wandern.

Das Licht aber ist das Symbol des Osterfestes. Licht und Leben sind die beiden geheimnisvoll webenden und wirkenden Mächte, die es uns vor die Seele führt. Was wir mit aller Inbrunst suchen, gerade in den Tagen des Leidens und Verlierens: das Leben in seiner höchsten Bejahung, das verkörpert uns die Osterbotschaft. Sie weist auf den stärksten Bejaher des Lebens, auf den großen Sieger, der starb, um zu leben. Sie weist zugleich auf ihn als den Erfüller aller stillen Sehnsucht, allen brennenden Lichtverlangens. In ihm haben wir beides: die unwiderstehlich wirkende Lebenskraft und die Erfüllung der uns eingeborenen Sehnsucht.

Das gibt dem Osterfest in unseren Tagen nicht nur eine so zeitgemäß religiöse, sondern auch eine so ausgesprochen nationale Bedeutung. Es will die deutschen Herzen und Häuser aufwecken aus der lähmenden Starre, die Leib und Seele gefangenhält, will die siegende Sonne wieder aufgehen lassen über unserem Dunkel und Leid, will neues Hoffen, neue Freude in unsere zagenden Seelen senden.

Die Ostergeschichte erzählt von drei Frauen, die des Morgens in der ersten Frühe zu Jesu Grabe wandern, die nichts sehen, nichts spüren von dem wundervollen Frühlingsblühen und Lenzesglühen um sie her, sondern nur die eine bange quälende Frage in ihrer verängstigten Seele fühlen: „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Tür?“

„Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Tür?“ Ist das nicht die Frage, die uns heute alle bewegt? Dünkt uns der Stein nicht auch so ungeheuerlich schwer, daß wir fürchten, ihn mit der eigenen Kraft gar nicht fortwälzen zu können? Der Weg ist so weit und das Herz so traurig. Und überall türmen sich diese unüberwindlichen Steine: die drückende Sorge, die hemmende Last, der unüberwindliche Verlust, die unerträgliche Einsamkeit, die heiße Not, der mahnende Tod. Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Tür? Wer hilft unserem geliebten blühenden Vaterland? Wer wehrt der unersättlichen Tücke und Rachgier unserer Feinde? Wer gebietet ihrem Übermut, mit dem sie uns das Letzte nehmen wollen? Wer läßt uns wieder glauben und hoffen?

Ach, wer möchte heute nicht glauben und hoffen?! Wer empfände es nicht gerade heute als einen unersetzlichen Mangel seines Lebens, daß er ohne Glauben und Hoffen durch eine Welt von Nacht und Leiden gehen muß?!

„Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Tür?“ Diese Frage verzagter Frauen, gesprochen aus der tiefsten Kümmernis ihrer Herzen, ist ein Symbol aller Traurigkeit und Sehnsucht geworden, die die Menschen aller Zeiten im Innersten bewegt und erschüttert haben. Zuletzt ist ja alles nur Gleichnis.

* * *

Es gibt eine Antwort auf diese Frage. Sie heißt: Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Osterfrage und Osterantwort lösen sich aus.

Wir haben den Lebendigen zu lange bei den Toten gesucht, das war unser Fehler und Verhängnis. Zu lange haben wir uns auf allen Gebieten des Lebens einem gewissen Formalismus, einer ungesunden und unfruchtbaren Äußerlichkeit ergeben. Sie beherrschte unser staatliches wie unser gesellschaftliches Leben, sie verpflanzte sich in unsere Wissenschaft wie in unsere Kunst. Ein glatter, nichtsgebender Ästhetizismus, ein Spielen mit Empfindung und Form gewann vor dem ernsten Sittlichkeitsgehalt den Vorrang, das Innerliche und Starke wich dem Virtuosenhaften. Sie nahm auch unserer Tätigkeit den eigentlichen Halt und Wert. Wir vergaßen, daß nicht die Arbeit als solche dem Menschen Adel verleiht, sondern der Geist, in dem sie getan wird, das Ziel, das sie sich steckt; wir wußten den Schein nicht mehr von dem Sein zu unterscheiden — wir suchten den Lebendigen bei den Toten. Goethes Wort war in Vergessenheit geraten: „Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie noch religiös sind. Dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend.“

Wir aber waren nicht mehr religiös. Auch unser Christentum hatte sich in starren Formalismus verloren. Wir machten alles abhängig von einer äußerlichen Lehre, ereiferten uns für einen alleinseligmachenden Lehrbegriff, anstatt uns klarzumachen, daß nur ein Glaube beseligen kann, der getragen ist von der Wärme des Lebens, von der Glut der Tat. Auch hier suchten wir den Lebendigen bei den Toten.

Nun kam das große Leid über uns und die schwere Golgathanacht. Aber das Leid übte keine läuternde Macht, es veredelte und adelte nicht, es machte genußsüchtiger, niedriger und öffnete gemeinen Instinkten den Weg. Es lehrte uns nicht tragen, sondern tanzen. Hinter uns liegen Karneval und Faschingstage mit so ausgelassener Lust und Üppigkeit, wie wir sie nicht stärker hätten bezeigen können, wenn wir das ruhmgekrönteste Volk der Erde gewesen und jauchzend Siege und Triumphe gefeiert hätten.

Wir alle fühlen es: So kann es nicht weitergehen. Es muß etwas Neues, etwas Großes kommen. Darauf hoffen und harren wir. Es kann nicht wahr sein, daß unser schönes, stolzes, blühendes deutsches Land dem Abgrund entgegeneilt. Wir müssen es halten und retten. Denn noch sind wir nicht tot. Noch leben wir. Krank sind wir geworden. Das ist wahr. Und ist auch kein Wunder. Wir sind durch zu viel Golgathanacht gewandert. Aber der Kranke kann genesen. Haben wir Golgatha erlebt, so werden wir auch Ostern erleben. Ein Ostern des Auferstehens, des neuen Lebens, der großen Freude.

* * *

Auferstehung, das ist die Idee und der siegende Gedanke des Osterfestes. Deutschland soll neu erstehen aus der Nacht der Leiden und der Schmach, es soll wiedergeboren werden zu dem, was es einmal gewesen ist.

Ja, was es einmal gewesen ist. Darin liegen zugleich Mittel und Weg zu seiner Auferstehung beschlossen.

„Werde, der du bist!“ Dies Wort, das dem Einzelnen gilt, hat dieselbe Anwendung für ein Volk. Was wir von einer nationalen Auferstehung erhoffen, das ist kein unbegreifliches Wunder, ist keine völlige Umänderung des Wesens und der Art des Deutschen. Im Gegenteil: es ist nichts anderes als das Wachwerden und Neuaufleben seines eigentlichen Kernes.

Was wir von einer nationalen Auferstehung erhoffen? Das, was bisher noch nicht eingetreten ist, was aber sicher eintreten wird, wenn die Zeiten und Zeichen der ersten schweren Erkrankung vorüber sind: die Läuterung des deutschen Volkes durch das Leid, das seinen Höhepunkt noch nicht erreicht hat. Die Rückkehr zu dem einfachen, schlichten Geist, zu der Anspruchslosigkeit und Opferwilligkeit unserer Väter, die Deutschland einmal groß und stark gemacht.

Und auch zu ihrer Gottesfurcht. Denn das ist klar: Der Geist, aus dem Deutschland wiedergeboren werden kann, wird der einer inneren Religiosität sein. Wie es überhaupt keine menschliche Tätigkeit von wahrhafter, geistiger Bedeutung gibt, die nicht in einer mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen ihren Ursprung hat, so läßt sich eine große, des Namens würdige Nation gar nicht denken, deren politisches Leben nicht von religiösen Zielen angeregt und erhoben würde. So hat schon der große deutsche Geschichtschreiber Leopold v. Ranke geurteilt. Und Julian Schmidt hat Ähnliches gesagt: Daß weder die Politik noch die Volkswirtschaft imstande ist, ohne Beihilfe anderer sittlicher Mächte die Menschheit besser und glücklicher zu machen.

Ostern soll uns die Auferstehung zu einem Christentum der Tat und des Lebens bringen, zu einer Religion, die nicht mehr Lehre, sondern Erlebnis in uns ist. Denn Ostern pflanzt uns einen unerschütterlichen Glauben in die Seele hinein: den an das Leben. Inmitten allen Leids und Unglücks bejahen wir es nur um so stärker, wissen wir, daß das Leid der große Lebenswecker ist, daß wir leben, um zu sterben, daß wir wirken und hoffen, um zu glauben, daß Sterben Leben ist.

Hierin liegt auch der Trost für die vielen deutschen Väter und Mütter, die einen geliebten, verheißungsvollen Sohn in der Blüte seiner jungen Jahre haben hingeben müssen und sich nun von dem quälenden Gedanken nicht befreien können, er sei vergebens gestorben. Ostern mit seiner Kunde der Auferstehung macht uns in dem Einen gewiß: daß unser Leben im letzten Grunde nur den *einen* Zweck hat, es rein und stark zu leben, um es einmal als wohlgefälliges Opfer für eine große Sache hinzugeben, gleichviel, ob diese Sache eine sieggekrönte oder eine scheinbar unterliegende ist. Als Christus in Golgatha den Schmachtod des Verbrechers am Kreuze starb, schien seine Sache auch verloren. Selbst seine Jünger verzweifelten an ihr, verloren allen Glauben und sahen das Leben des Meisters wie das eigene als verfehlt an. Bis dann über der Nacht ihrer Zweifel und Leiden die Ostersonne aufging und sie den Siegeshelden in seiner Herrlichkeit und Größe triumphieren sahen.

Viele unter uns haben den Niedergang ihres schönen stolzen Vaterlandes auch nicht überwinden können, haben alles Glauben und Hoffen unter seinen Trümmern begraben und wandern jetzt gebrochenen Herzens, gesunkenen Mutes über die arme Erde. Manche sind in den selbstgewählten Tod gegangen. Und es waren sicher nicht die Schlechtesten. Aber das Rechte war es nicht. Denn das Rechte heißt heute: an ein Ostern für Deutschland glauben, das Leben nicht müde verneinen, sondern es, durch Leid und Nacht gestärkt, um so kräftiger und zielbewußter bejahen.

Freilich, mit Gewalt und Maschinengewehren können wir die Auferstehung und den Aufbau unseres daniederliegenden Vaterlandes nicht herbeiführen. Sondern nur durch eine große Idee, die heilend und rettend dem Irrtum und dem Wahne, der heute die Welt wie eine Epidemie ergriffen hat, sich entgegenstellt.

Diese heilende Idee liegt, wenn man sie nur im Kern und Wesen recht erfaßt, der Osterbotschaft zugrunde. Christus überwindet das Alte, erhebt sich über Tod und Vergänglichkeit und bringt neues Leben und neues Licht in eine von Zweifel und Irrtum verzehrte Welt.

Ihn als innere Wirklichkeit erleben, als den Träger und Vermittler neuer sittlicher Kräfte, als den geheimnisvoll wirkenden Trieb der Liebe zur Sache und zum Nächsten, als die letzte Offenbarung allen Sinns und Wertes des Lebens, das heißt für Deutschland ein Ostern der Auferstehung feiern.

Das freilich kann nur, wer solche große befreiende Idee in sein Leben hineinträgt, daß sie ihn über das Dunkle und Schwere des Daseins mit starker Hand hinwegtrage. Wenn wir wieder gelernt haben werden, unsere Pflicht nicht nur zu tun, sondern auch in ihr unseres Lebens Glück und Freude zu sehen, wenn der Glaube an uns selber und das Gute unserer Sache uns vor dumpfem Verzagen und Verneinen schützen und aus ihm der Glaube an einen Gott erwachsen sein wird, dessen Wesen im letzten Grunde immer Gerechtigkeit bleibt, wenn dieser Glaube sich betätigen wird in einem von sittlichen Kräften und Zielen erfüllten Leben und wir in der Arbeit wieder unsere Ehre sehen werden, dann wird das Dunkel weichen, Golgatha wird überwunden und der große Ostertag der Auferstehung für Deutschland gekommen sein. Das walte Gott!

Ein Nachwort zur Londoner Konferenz.

I. Die Pariser Beschlüsse und ihre Wirkungen auf das deutsche Wirtschaftsleben.

Von Professor Dr. M. J. Bonn.

Die Pariser Beschlüsse verlangten von der deutschen Regierung die Zahlung fester Jahresraten in Gold. Diese Zahlungen sollten sich auf 42 Jahre erstrecken, während der Friedensvertrag nur eine Periode von 30 Jahren der Abbürdung der deutschen Verpflichtungen vorsieht. Sie sollten in den Jahren 1921/22 je 2 Milliarden Goldmark, 1923—1925 je 3 Milliarden, 1926—1928 je 4 Milliarden, 1929—1931 je 5 Milliarden betragen, um in den Jahren 1932 bis 1962 auf je 6 Milliarden anzusteigen. Insgesamt würde es sich dabei um Jahreszahlungen von 226 Milliarden Goldmark handeln. Daneben wurde ein sogenannter Besserungsschein verlangt, d. h. die deutsche Regierung sollte sich verpflichten, neben den festen Raten eine weitere Leistung zu übernehmen, die in ein Verhältnis zum Aufblühen der deutschen Wirtschaft gesetzt wurde. Als Maßstab dieses Aufblühens nahm man die deutsche Ausfuhr. Zu den festen Jahreszahlungen sollten 42 Jahre lang 12 Proz. des Wertes der deutschen Ausfuhr als Zuschlag erfolgen. An dritter Stelle wurde Deutschland verboten, ausländische Anleihen ohne die Genehmigung der Alliierten vorzunehmen. Falls Deutschland seine Verpflichtung nicht erfülle, sollte ein Zugriff auf die deutschen Einfuhr- und Ausfuhrzölle stattfinden.

Es ist im Friedensvertrag an verschiedenen Stellen vorgesehen, daß die Leistungsfähigkeit die Grundlage der deutschen Zahlungen bieten soll. Sie läßt sich schwer in einer Zeit der allgemeinen Umschichtung genau feststellen. Das Urteil aller Sachverständigen ist aber einig darin, daß die Pariser Forderungen über das Mögliche weit hinausgehen.

Die deutsche Delegation in London hat daher einen Vorschlag gemacht, der von den Berechnungen der Alliierten ausgeht, aber doch eine wesentlich geringere Belastung bedeutet und bei Anspannung aller Kräfte vielleicht getragen werden könnte. Sie hat hierbei auch die von den Alliierten zugegebenen Voraussetzungen zugrunde gelegt, daß die festen Jahreszahlungen einen Zukunftswert haben, da sie nur ein Versprechen darstellen, demgegenüber der Gegenwartswert, insbesondere wenn es sich um Zahlungen gegen Ende der Periode handelt, viel geringer ist. Man ermittelt diesen Gegenwartswert, indem man durch Abzug von Zinsen und Zinseszinsen die zukünftigen Leistungen zurückdiskontiert. Bei einem Zinsfuß von 8 Proz. schwankt der Gegenwartswert der 226 Milliarden zwischen 50 und 53 Milliarden. Die deutsche Regierung hat nun diese Summe geboten, auf die sie diejenigen Leistungen angerechnet zu haben wünscht, die sie bereits an die Alliierten getätigt hat. Sie beziffert dieselben auf etwa 20 Milliarden Mark. Von den verbleibenden 30 Milliarden Mark sollten 8 Milliarden sofort durch eine internationale steuerfreie Anleihe aufgebracht werden, da nur bei Zusicherung der Steuerfreiheit ein einigermaßen erträglicher Zinsfuß, also vielleicht 5 Proz., erzielt werden könnte. Es bleiben dann noch etwa 22 Milliarden übrig, die nicht sofort auf den Anleihemarkt gegeben werden könnten, da derselbe nicht aufnahmefähig ist. Für diese 22 Milliarden Mark sollte Deutschland einstweilen eine auf der Basis von 5 Proz. errechnete Jahresleistung von 1 Milliarde aufbringen, bis die ganzen 22 Milliarden als Anleihe begeben werden könnten. Insgesamt würde dadurch eine Jahresleistung von etwa 1,4 Milliarden Mark entstehen.

Außerdem hatte die deutsche Regierung angedeutet, daß sie dem Gedanken eines Besserungsscheins grundsätzlich nicht ablehnend gegenüberstehe.

Wie bekannt, ist das deutsche Angebot von alliierter Seite abgelehnt worden. Auch die Vermittlungsvorschläge haben keine Berücksichtigung gefunden. Die Alliierten bestehen auf dem Pariser Programm und suchen durch die Anwendung von Druckmitteln — das ist der wahre Sinn der Sanktionen — Deutschland reif zur Annahme der Pariser Forderungen zu machen. Diese Sanktionen werden zweifelsohne einen schweren Druck auf Deutschland ausüben. Sie werden aber die Annahme der Pariser Beschlüsse schon deswegen nicht erzwingen können, weil deren Ausführung in der Tat unmöglich ist.

In einem Lande, wie es Deutschland heute ist, können Zahlungen ans Ausland nur durch deutsche Arbeit — etwa durch Wiederaufbau der zerstörten Gebiete — oder durch die deutsche Ausfuhr getätigt werden. Auf den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete durch Deutschland legt man in Frankreich einstweilen nicht viel Gewicht. Es bleibt also nur die deutsche Ausfuhr. Die deutsche Ausfuhr beträgt heute etwa 5 Milliarden ℳ. Sie reicht zur Bezahlung der deutschen Einfuhr nicht aus. Insgesamt schuldet Deutschland heute schon dem Ausland etwa 4 Milliarden ℳ Gold. Ehe es einen Ausfuhrüberschuß für Entschädigungszwecke liefern kann, müßte es genügend Güter ausführen, um die Schuld von 4 Milliarden zu tilgen. Selbst wenn man die Ausfuhr steigern könnte, ohne daß damit die Einfuhr von Rohstoffen und Lebensmitteln steigt, müßte also Deutschland schon im nächsten Jahr seine Ausfuhr von 5 Milliarden auf 11 Milliarden erhöhen um den Forderungen der Alliierten genügen zu können. Das würde aber nicht ausreichen, denn es muß ja außerdem noch 12 Proz. der deutschen Ausfuhr als Zusatzleistung bezahlen, die ihrerseits wieder durch die Ausfuhr beglichen werden müßte. Das würde also eine weitere Steigerung der Ausfuhr um 1,3 Milliarden zur Folge haben. Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß eine Steigerung der Ausfuhr natürlich eine Steigerung der Einfuhr zur Voraussetzung hat, haben die Sachverständigen berechnet, daß Deutschland etwa 40 Milliarden Goldmark ausführen müßte, um die Jahreszahlungen von 6 Milliarden nebst den Zuschlägen zu leisten. Das ist das Vierfache der deutschen Ausfuhr vor dem Kriege und das Doppelte der englischen Ausfuhr im letzten Jahre. Eine derartige Ausfuhr ist mit den heutigen Industrieanlagen und den vorhandenen Arbeitskräften gar nicht zu bewältigen. Die Produktionsfähigkeit der deutschen Industrie — die Landwirtschaft ist ja heute auf die Einfuhr angewiesen — beträgt etwa 14 Milliarden Goldmark. Die Anlagen müßten aufs gewaltigste ausgedehnt werden, dazu sind große Kapitalien nötig, die vom Auslande kommen müßten. Deutschland würde der Schuldner der ganzen Welt, es würde gleichzeitig deren Werkstatt. Da die Bevölkerung nicht schnell genug wachsen könnte, so müßte die Arbeitszeit ausgedehnt werden, mindestens auf 14 Stunden, um die gewünschten Ergebnisse zu erzielen. Die Lebenshaltung der deutschen Arbeiter müßte gedrückt werden, und Deutschland würde in der ganzen Welt, in den Ländern der Alliierten sowohl als auch bei den neutralen Mächten, Schleuderkonkurrenz machen.

Überdies wäre die finanzielle Last gar nicht zu tragen. Bei dem heutigen niedrigen Stand der Mark bedeutet die Bezahlung von 6 Milliarden Goldmark eine Belastung von etwa 100 Mark Gold oder 1000 Mark Papier pro Kopf. Nach den Berechnungen der alliierten Sachverständigen in Brüssel, die aber zu niedrig sind, zahlt der deutsche Steuerzahler heute schon 599 Mark Papier pro Kopf, während der Franzose nur 390 Frank Papier zahlt. Selbst wenn keine weiteren Ausgaben hinzukämen, würde die Belastung auf 1600 Mark steigen und damit unerträglich werden. Denn wenn auch heute die Löhne hoch sind, so sind doch die Einkommen nicht so hoch, daß eine Arbeiterfamilie mit vier Köpfen 6400 Mark zahlen könnte. Es müßte der vollkommene wirtschaftliche und finanzielle Zusammenbruch erfolgen. Es war daher durchaus richtig, daß die deutsche Delegation in London die Pariser Vorschläge nicht angenommen hat.

II. Deutsche Haftung für die Kriegsschäden der Gegner.

Von Geh. Regierungsrat Dr. Julius Ruppel.

Der Weltkrieg hat den beteiligten Staaten ungeheure Opfer an Menschen, an Geld und an Sachgütern auferlegt. Die Aufwendungen für die Kriegführung, die eigentlichen Kriegskosten, stiegen in nie zuvor gekannte Höhen, die Zahl der Gefallenen und der Kriegsbeschädigten erreichte riesige Ziffern, und in den vom Krieg betroffenen Gegenden sind Sachschäden von erschreckendem Umfange wiederherzustellen.

Wieweit hat Deutschland für diese Aufwendungen und Schäden aufzukommen? Nach den für beide Teile verbindlichen Vereinbarungen, auf Grund deren Deutschland die Waffen niederlegte, war es nur verpflichtet, den der Zivilbevölkerung in Belgien und Nordfrankreich im Zusammenhange mit der Kriegführung zugefügten Schaden an der Person und am Eigentum zu ersetzen. In diesem Umfange hat Deutschland auch bei den Friedensverhandlungen seine Ersatzpflicht anerkannt. Der ihm aufgezwungene Friedensvertrag ist unter Bruch des Vorvertrages darüber weit hinausgegangen. Grundsätzlich macht er den Besiegten als den angeblich alleinigen Schuldigen für alle Verluste und Schäden der Gegner voll verantwortlich. Praktisch geht er nicht ganz so weit, vollen Ersatz für alle Kriegskosten und alle Kriegsschäden zu verlangen, belastet aber Deutschland zu Unrecht mit Entschädigungspflichten gegenüber allen Alliierten und fügt zu den Schäden der Zivilbevölkerung die Kosten der Staaten für die Familienunterstützungen während des Krieges und für die Versorgung der Kriegsopfer. Wir wissen jetzt aus dem Buche des Amerikaners Baruch, daß die Auferlegung der Kriegspensionen von der Friedenskonferenz nach langen Debatten auf Grund eines sophistischen Gutachtens des Generals Smuts beschlossen worden ist. Die Unvereinbarkeit dieses Beschlusses mit der Friedensgrundlage wird auch von ehrlichen Gegnern, wie z. B. in dem berühmten Buche von Keynes und in der Temperleyschen Geschichte des Friedensvertrages, zugegeben und verurteilt.

Nach dem Friedensvertrage ist daher die deutsche Entschädigungspflicht eine sehr ausgedehnte. Der Bedeutung nach an erster Stelle stehen die Sachschäden, für die Deutschland aufzukommen hat, soweit sie unmittelbar durch Kriegshandlungen oder durch Maßnahmen Deutschlands oder seiner Verbündeten verursacht worden sind; ausgenommen ist nur Schaden an Heeres- und Marinematerial der Gegner. Keine Haftung besteht für mittelbare Schäden und für entgangenen Gewinn. Eine besondere Gruppe bilden unter den Sachschäden die durch die Seekriegführung, insbesondere den Unterwasserkrieg, entstandenen. Als Ersatzwerte sind für die Verluste in den besetzten Gebieten die tatsächlichen oder voraussichtlichen Wiederherstellungskosten vorgesehen; sonst kann nur der gemeine Wert zur Zeit des Verlustes in Betracht kommen. Eine weitere Klasse sind die Personenschäden der Zivilbevölkerung an Leib und Leben sowie infolge von Beitreibungen und Geldstrafen. Auch hier wird Deutschland für seine Verbündeten mitverantwortlich gemacht. Dazu kommen schließlich die staatlichen Aufwendungen für die Familien der Mobilisierten im Kriege und für die Versorgung der Kriegsopfer und ihrer Angehörigen.

Entschädigungsforderungen können von allen alliierten Staaten geltend gemacht werden, aber nur für die Zeit, in der sie sich mit Deutschland im Kriegszustand befunden haben. Damit scheiden die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns ebenso aus wie das neu entstandene Polen. Italien hat einen Anspruch erst von dem Zeitpunkt seiner Kriegserklärung an Deutschland. Der Reparationsweg des Friedensvertrages ist für Schäden in der Zeit der Neutralität oder des bloßen Abbruchs der diplomatischen Beziehungen nicht gegeben.

Die tatsächliche Feststellung und Bewertung der von Deutschland zu vertretenden Kriegsschäden ist eine ungeheuer schwierige Aufgabe, die der Friedensvertrag der Reparationskommission übertragen hat, während Deutschland nur Anspruch darauf hat, von ihr vorher gehört zu werden. Die Kommission hat sich reichlich Zeit gelassen. Bis zum 1. Mai 1921 muß sie ihren Spruch gefällt haben, und erst am 10. Februar 1921, also mehr als zwei Jahre seit Beginn der Friedensverhandlungen, lief die Frist ab, die sie den alliierten Regierungen für die Einreichung ihrer Schadenberechnungen gestellt hat. In wenigen Wochen soll sich die deutsche Regierung zu ihnen äußern. Die Prüfung der Berechnungen durch die berufenen deutschen Stellen ist im Gange. Die Ergebnisse liegen noch nicht vor. Aber es ist jetzt schon zu übersehen, daß ungeheure Überforderungen, sowohl hinsichtlich der Art der Schäden als auch bezüglich der Bewertung, gestellt worden sind. Die Berechnungen sind in den verschiedensten Währungen, und zwar nicht immer in der des eigenen Landes, aufgemacht. Die Umrechnung auf den gemeinsamen Nenner der Goldmark ist deshalb eine prekäre Sache. Eine vorläufige Durchführung dieser Rechnung über den amerikanischen Dollar nach den gegenwärtigen Kursen hat einen Gesamtbetrag von etwa 180 Milliarden Goldmark ergeben, wovon rund 100 auf Personen- und Sachschäden, rund 80 auf Familienunterstützungen und Pensionen entfallen. Wie viele Milliarden die Anerkennung der Reparationskommission finden werden, bleibt abzuwarten.

Frankreichs Forderung beläuft sich auf 218,5 Milliarden Papierfranken. Sie stimmt mit den Berechnungen überein, die bereits 1919 von französischen Staatsmännern auf Grund von Schätzungen aufgestellt worden sind. Insbesondere haben sich daran der gegenwärtige Präsident der Reparationskommission, Dubois, und der frühere Finanzminister Klotz beteiligt. Für die Wiederherstellung der zerstörten Gebiete werden allein 135 Milliarden Papierfranken verlangt. Belgien will mehr als 36 Milliarden Franken haben, davon 30 für Sachschäden. Auch England und Italien berechnen sehr große Summen, und kleinere Staaten gehen mit ihren Forderungen teilweise in das Phantastische.

Die einzige kritische Abschätzung der Kriegsschäden hat bisher der Engländer Keynes in dem Buche über die wirtschaftlichen Folgen des Krieges unternommen. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß die gesamten Personen- und Sachschäden der Alliierten nicht weniger als 1600 Millionen und nicht mehr als 3000 Millionen Pfund betragen, und glaubt, mit dem Mittel von 2000 Millionen Pfund etwa das Richtige zu treffen. Sie entsprechen 40 Milliarden Goldmark, also einer wesentlich niedrigeren Summe, als jetzt tatsächlich gefordert wird. Dagegen schätzt Keynes die Pensionen und Unterstützungen, die Deutschland zu Unrecht auferlegt werden, höher, als es die amtlichen Schadenanmeldungen tun, nämlich auf 5000 Millionen Pfund oder 100 Milliarden Goldmark. Keynes läßt also für die Gesamtsumme der Schäden einen Höchstbetrag von 8000 Millionen Pfund oder 160 Milliarden Goldmark zu.

Deutscherseits konnten nur Berechnungen für die in Belgien und Nordfrankreich entstandenen Sachschäden angestellt werden. Sie beruhen auf sorgfältigsten Arbeiten erster Sachverständiger und gelangen auf der Grundlage von Vorkriegspreisen zu keinen größeren Summen als 2,2 Milliarden Mark für Belgien und 7,2 Milliarden für Frankreich. Die Berechnungen sind der Reparationskommission vorgelegt, aber bisher keiner Stellungnahme gewürdigt worden.

Für die endgültige Festsetzung der Zahlungsverpflichtungen Deutschlands gegenüber der Entente ist aber nach dem Friedensvertrage die Höhe der von ihm zu vertretenden Kriegsschäden nicht allein maßgebend. Gleichmäßig zu berücksichtigen ist dabei die Leistungsfähigkeit Deutschlands, und über diese gehen die angemeldeten Schadenforderungen weit hinaus. Es ist ausgeschlossen, daß Deutschland allein allen Schaden wiedergutmacht, den die Gegner durch den Krieg erlitten haben. Die Wiederherstellung ist letzten Endes nur durchführbar im Zusammenwirken der ganzen Welt.

Bühnenschau. Von Dr. Karl Blanck.

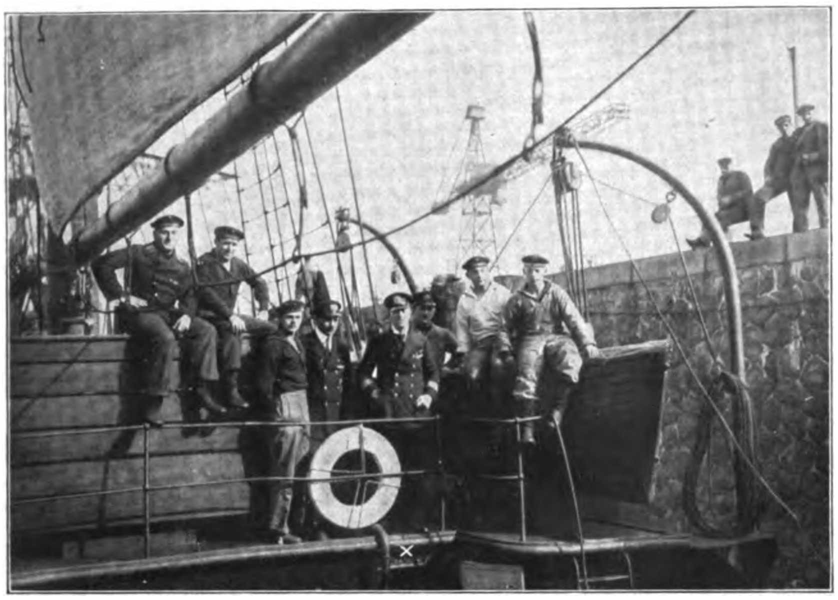
(Abbildungen siehe Seite 241.)

Herbert Eulenberg, einst ungewöhnlich fruchtbar als Bühnendichter, schien seit langem, erschreckt vom stürmischen Geschrei neuer Jugend oder unterm Wirrsal der Zeit verstummt, nur noch vielfältig kritisch-ästhetisch bemüht. So blieb denn mit seinem Namen fast nur noch eine Erinnerung an manchen Theaterabend verbunden mit romantisch-buntem Farbenspiel auf dunklem Gedankenhintergrunde oder an kindliche Schauer im wilden Wald der Leidenschaften, über den doch der tröstende Glockenton eines lauteren und frommen Herzens liebevoll und feierlich schwingt:

„Ich gebe keinem je die Schuld
Und lehre Güte und Geduld.“

Und Wehmut umwittert diese Erinnerungen auch jetzt, wo Herbert Eulenberg nach langer Zurückhaltung die geliebte Bühne mit der Uraufführung seines „Übergangs“ am Altenburger Landestheater wieder betreten hat. So sehr wir solche reinen Stimmen aus der Stille brauchen können, so schwach und schnell verhallend scheint doch ihr Ruf im unfrohen Lärm unserer Tage. In der Art der „Belinde“ ringen auch im „Übergang“ innere Vorgänge traumhaft nach der Gestaltung im Wechsel der Begebenheiten, um schließlich aus der verwirrenden Buntheit der äußeren Welt wieder in die übersinnliche Heimat zurückzustreben. Auch in diesem Sinnspiel, wie fast in der gesamten ernsten Dramatik unserer Zeit, ist der Gedanke der Erlösung bestimmend, die Überwindung aller Schuld und Schwere, der Zusammenklang aller Gegensätze durch die Kraft der Sehnsucht, die stille Abkehr der Seele vom lauten Markt des Lebens und ihre endliche Läuterung in seligem Opfer. Das etwa ist der Sinn des singend schönen Spiels. Mit besonderer Liebe scheint die Gestalt des Enzio erdacht, der sich von der Bühne zurückgezogen hat, um ein besseres Glück in der großen Einfachheit des Landlebens zu suchen.

Nach Theodor Körners harmlosem Stückchen „Der Nachtwächter“ hat Richard Batka den Text zu der einaktigen Oper „Meister Schwalbe“ Henri Marteaus geschaffen, die am Stadttheater in Plauen zur Uraufführung kam — ein harmloses Idyll, das von der Musik geistvoll und gefällig umspielt wird.



Vor der Ausreise des ersten Schulschiffs „Niobe“ in Hamburg: Der Führer, Graf Luckner, Kommandant des „Seeadler“ im Weltkrieg, mit seiner Mannschaft. (Phot. Otto Reich, Hamburg.)



Vom Frühjahrslauf der Berliner Schutzpolizei im Grunewald: Oberst Kaupitsch, der Chef der Polizeitruppe, der die Preise verteilte, beglückwünscht den ersten Sieger Wachtmeister Schwall.



Der Osterritt von Traunstein im bayrischen Chiemgau: Der Zug auf dem Wege nach dem tausendjährigen Wallfahrtskirchlein von Ettendorf. (Phot. Kester & Co., München.)



Aus dem Volksleben in Finnland: Fischmarkt in Helsingfors. Während die Männer dem Fischfang obliegen, bringen ihre Frauen die Ware zum Markt. (Phot. A. Frankl, Berlin.)



Frau Brockhöft,
die Siegerin in der Damenmeisterschaft des Deutschen Eislaufverbandes im Kunstlaufen.



Von der Leipziger Frühjahrsmesse 1921: Die Sieger im Messewettlauf Berlin-Leipzig (150 km in zwei Tagen) am Ziel auf der Leipziger Messe.



Frau v. Funcke,
Siegerin beim Turnier des Reichsverbandes für deutsches Halbblut im Damenspringen.



Erwerbslosenarbeiten im Roten Luch an der Bahnstrecke Berlin-Küstrin: Planierungsarbeiten.

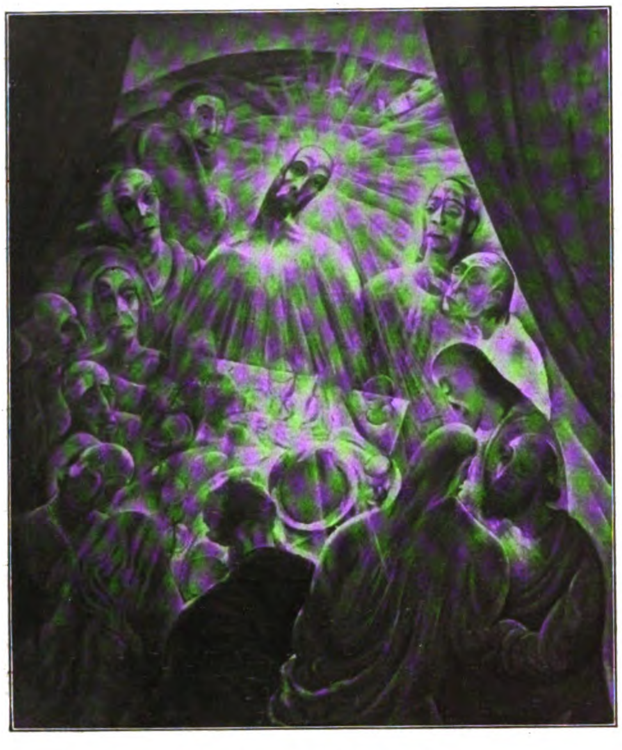


Ein Triebwagen für Eisenbahnen mit Benzolmaschine.

Erläuterung zum Triebwagen: Der mit Benzolmotor betriebene Eisenbahnwagen ist eine Erfindung des Oberingenieurs Sternberg von den „Deutschen Werken“, der ehemaligen Reichswerft, in Kiel. Der Wagen wird wie ein Straßenbahnwagen mit einer Handkurbel gesteuert und läuft sofort an. Gegenüber den früheren benzol-elektrischen Wagen, die etwa 32 Tonnen wiegen, wiegt dieser Wagen, obwohl er in der Stunde bis 65 Kilometer läuft, nur 9 Tonnen. Dänemark und Holland haben bereits große Aufträge auf diese deutsche Erfindung erteilt.

Die Passion Christi in der modernen Malerei

Von Joachim Kirchner



Bruno Krauskopf: Abendmahl.



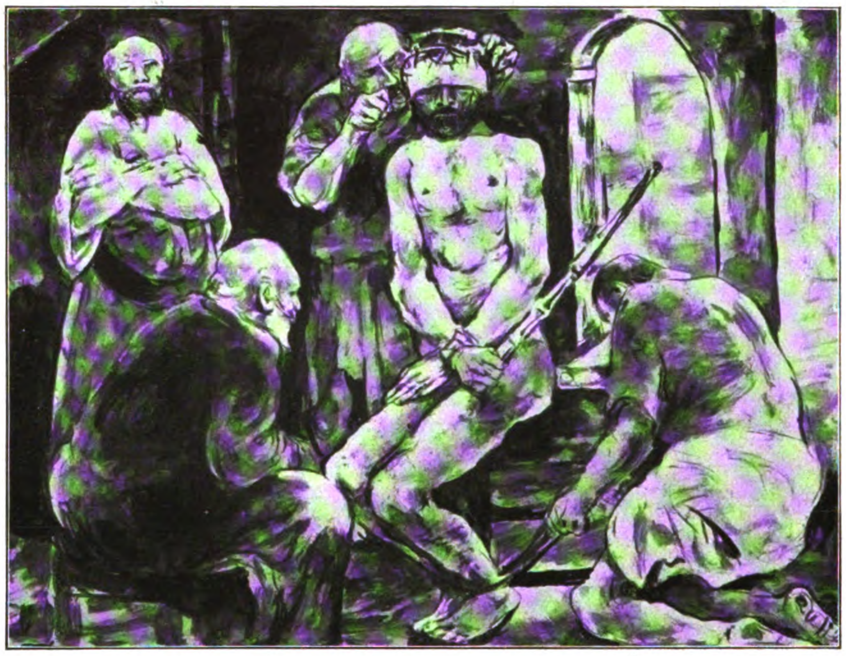
Karl Caspar: Pietà (Mittelbild eines Passionsaltars).

Welt und Weltengeschehen, Makrokosmos und Mikrokosmos in ihren großen bindenden Zusammenhängen im Einssein mit der Unendlichkeit zu erleben und als Erlebnis von innen heraus gestalten zu müssen, diese Erkenntnis ist vielleicht der wertvollste Ertrag, den die junge Kunstrichtung als Weltanschauung mit sich brachte. Was früher der seraphischen Poesie oder der philosophischen Mystik vorbehalten blieb, ist in die Sphäre künstlerischer Gestaltung gerückt. Die göttlichen Geheimnisse und Wunder erhalten einen neuen Sinn: Das Erdgeborene, Zufällige, einmalig Gegebene flieht zurück, das Allgemeine bleibt und gewinnt Ewigkeitsbedeutung. Mit dieser transzendenten Note des modernen Kunstgeistes ist eine Neubelebung der religiösen Darstellung gleichzeitig in Erscheinung getreten.

Jedes Jahrhundert hat seine Religion, erlebt die Heilige Schrift auf eigene Weise. Diese Beobachtung dürfte uns das Verständnis dafür erleichtern, daß wir die religiöse Kunst unserer Tage neue Bahnen beschreiten sehen. Es steht dies mit der allgemeinen künstlerischen Sehnsucht nach einem geistigen Neuland, nach einer gefühlsstarken Verinnerlichung in engstem Zusammenhang. Nicht die Einzelheiten des literarischen Vorwurfs sind es, die bestimmend wirken. Man sucht in den inneren Sinn, in das geheimnisvolle Wesen des Übernatürlichen einzudringen und intuitiv Sehnsucht und Stimmung zu treffen, welche die Offenbarung des Göttlichen im Menschenherzen wachruft. Was können dem Maler die anekdotenhaften Züge, mit denen die kirchliche Tradition den Stoff umrankt hat, sagen? Der Künstler sucht einen Ausdruck für das Transzendente, er will in die Mysterien einführen, die heiligen Schauer der Ewigkeit in uns wachrufen. Er ist ein Priester göttlicher Ideen, die weder eine literarische noch eine soziale Ausdeutung zulassen. Nicht auf dem Irdischen, sondern auf dem Göttlichen liegt der Schwerpunkt dieser Art religiöser Kunst.

Und dieses Göttliche wird dem Künstler zum visionären Erlebnis. Er gestaltet keine Realitäten, sondern Visionen, und als solche sollen sie von dem nachempfindenden Beschauer gewertet werden. Es sind keine Alltagsnaturen und Durchschnittsmenschen, die sich auf Krauskopfs „Abendmahl" um ihren Meister versammeln. Das Übersinnlich-Mystische des Vorganges ist durch eine byzantinisch sakrale Stimmung wiedergegeben, hervorgezaubert durch eine restlose Hervorzerrung aller geistig-visionären Momente und durch den Glanz silbrig-grüner Farbentöne, die, von dem Haupte des Heilands ausgehend, sich der ganzen Tafelrunde mitteilen. Andere Wege geht Willy Jaeckel in der Darstellung der Passionsgeschichte. Sein Christus ist ein Sohn des einfachen Volkes, ein frommer Magier; seine Gestalt, von schlichtestem Pathos erfüllt, erscheint ganz vergeistigt. Er weiß um den Weg, der ins Reich Gottes führt, seinem nach innen gerichteten Blick ist das Paradies stets gegenwärtig; und dieses gottbegnadete Wissen gibt ihm die innere Kraft, Führer der Menschheit zu sein. Sein Vorbild wird zum Sinnbild für die einsam nach einem Gottmenschentum strebende Seele, die durch das Gethsemane innerer Kämpfe und Leiden hindurch muß, um ihre geistige Auferstehung zu erfahren. Es ist der Weg des Geistesmenschen, der das Irdische abstreift, um dem eigentlichen Ziele, der ewigen Heimat, nahe zu sein. Während bei Jaeckel das religiöse Erlebnis auf einer erdentrückten, geistigen Ebene aufgebaut ist, ging Heckendorf bei der Gestaltung der „Auferstehung" ekstatischen Momenten nach. Hiermit näherte er sich der Auffassung der Barockmeister. In der Gruppe der Grabeshüter ist durch die wirbelnde Führung der Linie die Vehemenz der Bewegung kräftig herausgearbeitet; als Kontrastfigur dient die in fast byzantinischer Starrheit wiedergegebene Gestalt des aufschwebenden Heilandes, die von einem magischen Lichte umleuchtet wird. Das Transzendente des Vorganges ist damit gewiß unterstrichen, allein, während wir es bei Jaeckel durch die vergeistigte Christusauffassung von vornherein gegeben finden, scheint es hier durch den Willen des Künstlers als sekundäres Element in die Darstellung hineingetragen zu sein. Von einer verwandten religiösen Sehnsucht ist das Schaffen Karl Caspars erfüllt, dessen „Pietà" Mittelbild eines Passionsaltars ist. Während die Passionsszenen auf den Altarflügeln nervöse Ekstase bekunden, gibt das Bild mit der Gottesmutter, die den Leichnam des geliebten Sohnes in den Armen hält, die Ruhe eines verhaltenen schmerzlichen Kummers wieder. Das Göttliche hat sich hier, ohne seine Weihe zu verlieren, dem allgemein Menschlichen zugeneigt.

Nur wenige Andeutungen konnten in diesem Zusammenhange über das religiöse Problem in der modernen Malerei gegeben werden. Wer sich näher mit ihm beschäftigen will, muß sich willig den Intentionen des jungen Künstlergeschlechtes hinzugeben versuchen, das längst die zwingende Kraft der christlich-religiösen Wunder erkannt hat, und das sich zu einer neuen, selbständigen Deutung der göttlichen Geheimnisse berufen fühlt.



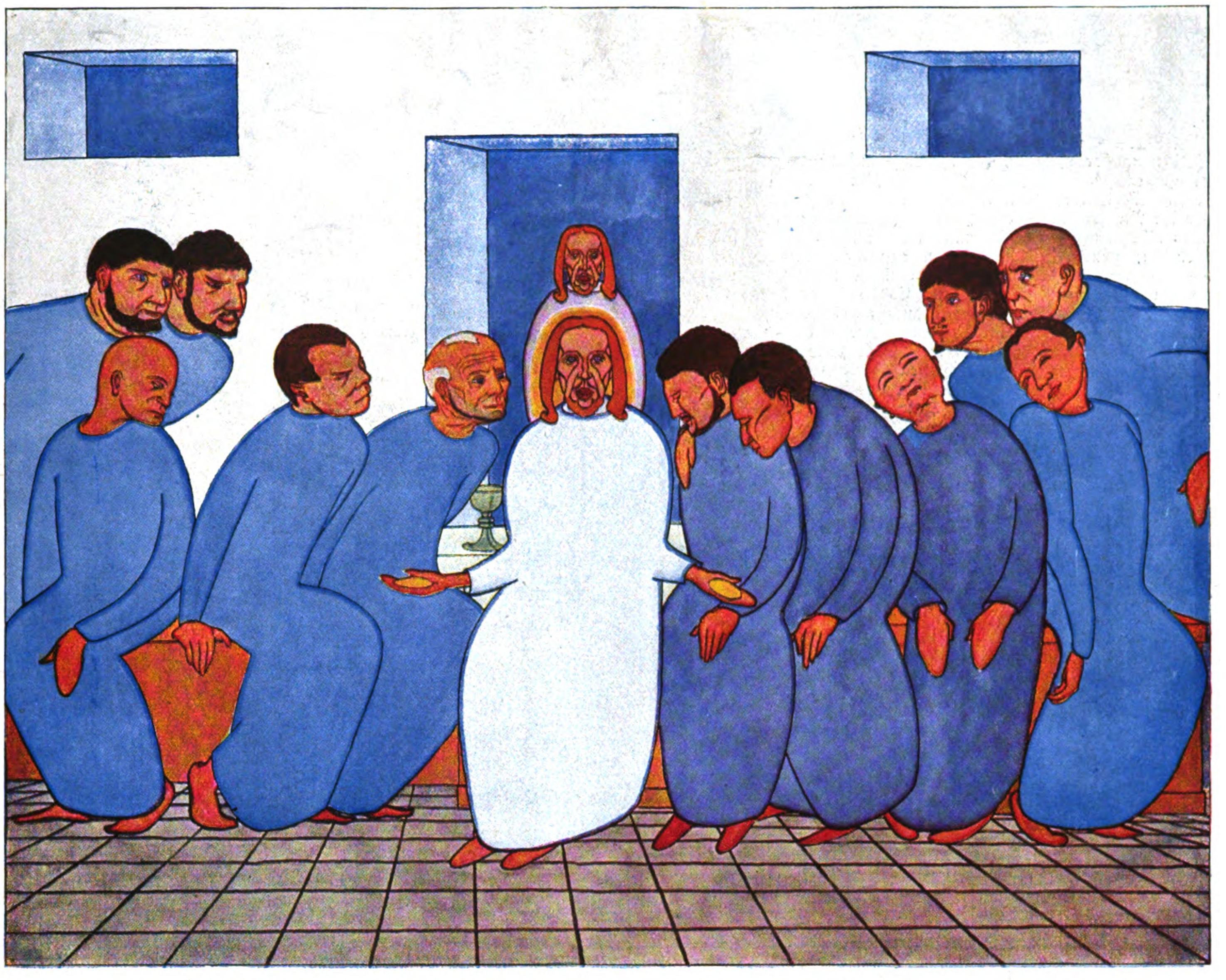
Willy Jaeckel: Dornenkrönung.



Franz Heckendorf: Auferstehung Christi.



Willy Jaeckel: Kreuzabnahme.



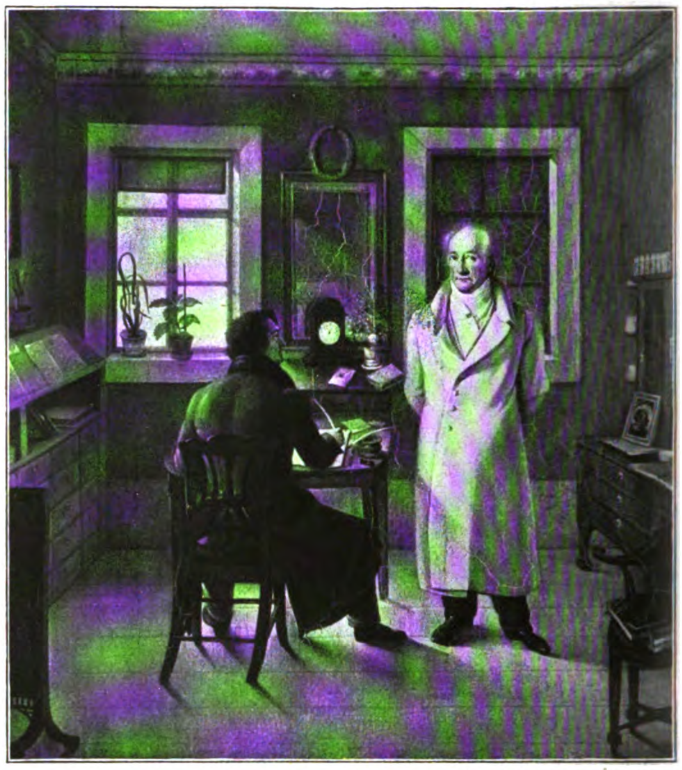
Abendmahl. Nach einer farbigen Zeichnung von Ernst Possony, Leipzig.



Kreuzabnahme. Nach einer farbigen Zeichnung von Ernst Possony, Leipzig.

Dichter im Alltag.

Von Dr. Fritz Adolf Hünich.



Goethe in seinem Arbeitszimmer, seinem Schreiber John diktierend. Nach einem in der Staatlichen Bibliothek zu Weimar befindlichen Ölgemälde von Joseph Schmeller, 1831. (Phot. Louis Held, Weimar.)

Bei der Entstehung der Begriffe, die die Mit- und Nachwelt mit dem Namen großer Dichter verbinden, ist gemeinhin der Hang zu einer gewissen Vergeistigung vorherrschend. Zwischen sie und uns tritt das Werk, über dem wir oft vergessen, daß sein Schöpfer ein Mensch war oder ist wie wir, zwar ein Mensch mit gesteigerten Fähigkeiten, aber doch ein Mensch, und als solcher wie jeder andere den Mächten des Lebens untertan. Selbst wenn er sich über das, was vielen unentbehrlich scheint, in seiner Sorglosigkeit hinwegzusetzen vermag, so wird er doch an seine Erdgebundenheit durch jedes Lust- und Schmerzgefühl erinnert, aus welcher Grundempfindung der menschlichen Natur es immer stammen mag. Es ist daher falsch, sich den Dichter nur in dem Zustand von Entrücktheit vorzustellen, wenn auch die bildenden Künstler in ihren Darstellungen dieser Auffassung von jeher den Vorzug gegeben haben. Im eigenen oder fremden Alltag spielen sich auch die Ereignisse ab, in denen die Dichter die Anlässe zu ihren Gestaltungen finden. Darum fühlen sie tiefer als andere die Bedeutung des täglichen Erlebens für ihr inneres Wachstum, ohne freilich immer die Notwendigkeit einer Rechenschaftsablage vor sich selbst in Form von Tagebüchern, wie etwa Goethe sie über 41 Jahre seines Lebens führte, zu verspüren. Auch seine Aufzeichnungen geben selbstverständlich von seinem Alltag nur Umrisse, aber, ergänzt durch die zur Ausfüllung zahlreich überlieferten Zeugnisse der mit ihm Lebenden, bieten sie eine Fülle von Zügen, die den einzigen Mann neben seinen allseitig ins Große strebenden Beschäftigungen in fürsorglicher Anteilnahme auch an den unbedeutend erscheinenden Dingen des täglichen Lebens zeigen. Mit der wachsenden Ausprägung seiner zwischen dichterischer und praktischer Tat geteilten Anlage empfand er die Notwendigkeit, das Leben „im Alletagsgang von unten auf“ kennenzulernen, weil man von oben herab nur nach vermeintlich klaren, allgemeinen Begriffen urteile, und das Bedürfnis nach Ordnung in allen äußeren Verhältnissen als die Voraussetzung für die innere Harmonie. In dem Maße, wie sich nach seiner Übersiedelung aus dem Häuschen im Garten am Stern nach der Stadt seine Haushaltung ausbreitete, begannen sich die Pflichten, die der Alltag auferlegt, zu mehren und ihn steigend in Anspruch zu nehmen. Haus, Familie, Dienerschaft in ihren Beziehungen untereinander und zu denen, die sonst aus und ein gehen, verlangen in irgendeinem Betracht Beschäftigung mit ihnen. Stünden sie nicht, erschwerend oder erleichternd, im Zusammenhang mit seiner gesamten Lebensführung, der Dichter würde es gewiß nicht für nötig befunden haben, kleine Angelegenheiten und Ereignisse seines Alltags in sein Tagebuch aufzunehmen, wie z. B. die folgenden: „Wurden die Fenster bei mir geputzt; war der Teppich im hintern Zimmer gelegt; den Ofen im hintern Zimmer gereinigt und was darauf folgt. Für mich in den vordern Zimmern gearbeitet; übergab ich dem Kutscher die Schlüssel zum Holzstall und ließ für alle Heizungen Scheite tragen. Erhielt die Schlüssel zurück.“ Dazwischen befindet sich als echte Offenbarung einer dichterischen Natur eine Eintragung wie: „Erste Märzenglöckchen durch die Kinder [Enkel] entdeckt.“ Das Leben innerhalb der Familie, die sich nach Christianens Tode um die Schwiegertochter und deren drei Kinder vermehrt, erfüllt den Dichter mit einem tiefen Gefühl von Glück und Wärme. Die Fürsorge für die ihm durch Liebe Verbundenen begleitet ihn auch auf seinen Reisen, und so lesen wir, daß er von Karlsbad aus, weil sie dort wohlfeiler waren, ein Pfund Stecknadeln und 400 Nähnadeln an seine Frau und aus Jena Artischocken, Gänseleber und andere Kostbarkeiten an die Schwiegertochter, sein Seidenhäschen, schickt. Reizende Szenen spielen sich im Hause am Frauenplan ab, wenn der Großvater, inmitten ernster Arbeit, ruhig das Spiel der Enkel um sich duldet oder wohl gar selbst daran teilnimmt. Da es ein leichtes ist, mit verträglichen Charakteren auszukommen, so wollen wir von den zahlreichen Gestalten, die im Laufe der Jahre in Goethes Diensten eine mehr oder minder lange Rolle spielten, nur zwei besonders unerfreuliche Beispiele erwähnen: die Köchin Charlotte Hoyer, die er als eine der boshaftesten und inkorrigibelsten Personen, die ihm je vorgekommen, bezeichnet, und den Diener Gensler, der sich auf einer Reise nach Karlsbad so unbotmäßig aufführt, daß ihn Goethe der Polizeikommission in Jena mit einem langen Tatbericht zur Verwahrung vor seinem „an Raserei grenzenden“ Betragen übergibt. Eine gehobenere Stellung in Goethes Hause nahmen selbstverständlich die Schreiber ein, deren er bedurfte, weil ihm, wie er einmal sagt, was er Gutes fände an Überlegungen, Gedanken, ja sogar Ausdruck, meist im Gehen käme.



Wieland mit seiner Familie 1775. Nach einem in der Staatlichen Bibliothek zu Weimar befindlichen Ölgemälde von Georg Melchior Kraus. (Phot. Louis Held, Weimar.)

Wir wissen, daß, wenn wir Goethe und Schiller in einem Atem nennen, die wirtschaftlichen Voraussetzungen für beider Leben und Schaffen grundverschieden waren. Ohne Zweifel hat der Wohlstand des elterlichen Hauses dem Genius Goethes die Laufbahn erleichtert, während Schiller sich den Flug des Geistes in das Reich der Ideale schwer im Ringen um das Dasein erkämpfen und mit frühem Tod bezahlen mußte. Der hinreißende Leidenszug seiner geistigen Physiognomie ist es, der in den späteren Geschlechtern das verklärte Bild des Dichters wachgerufen hat. Im Gegensatz dazu steht die hier wiedergegebene Zeichnung, die ihren Kommentar in dem gleichzeitigen Briefe Göschens an Wieland findet: „Wenn Sie es als ganz gewiß annehmen, daß ein Schwindsüchtiger oder Brustkranker nicht drei Tage den Sprudel trinken kann, so ist die Erfahrung, daß Schiller 18 Becher täglich ohne den mindesten üblen Erfolg seit 18 Tagen täglich trinkt, allein hinlänglich, alle seine Freunde mit der schönsten Hoffnung zu beglücken. Das aber ist nicht alles. Er kam so schwach hierher, daß er eine kleine Anhöhe nicht ersteigen konnte. Gestern hab ich ihn schon über einen sehr beschwerlichen Berg geführt, und heute hat er ziemlich schnell gelaufen, ohne daß er darauf acht gab.“ Auch die Schilderungen der Zeitgenossen entwerfen ein anderes Bild von Schillers Alltagserscheinung, als wir uns unter dem Einfluß späterer verschönender Auffassungen der bildenden Kunst vorzustellen gewöhnt haben, so daß man zunächst versucht ist, im Zweifel zu sein, welcher von beiden man folgen soll. Aber der Dichter wächst in seiner Größe, wenn man ihn sich mit allem, was ihm auch in anscheinend beeinträchtigendem Sinne eigentümlich und oft eine Quelle des Leidens war, vermenschlicht denkt; denn je mehr er Widerstände überwindet, um so preiswürdiger ist der Sieg.

Ein häusliches Glück, wie es uns aus den Bildern „Wieland im Kreise seiner Familie“ und „Herder mit seiner Frau am Kaffeetisch“ behaglich anspricht, ist nur auf dem Grunde gesicherter bürgerlicher Existenzen denkbar, wobei wir uns freilich nicht darüber täuschen lassen dürfen, daß sein Bestand immer nur Gnade ist und jeden Augenblick vom Schicksal durch eine Heimsuchung angefochten werden kann.



Schiller in Karlsbad. Nach einer im Dresdener Kupferstichkabinett befindlichen aquarellierten Zeichnung von Joh. Christian Reinhart. (Phot. van der Smissen, Darmstadt.)



Herder und seine Frau am Kaffeetisch. Silhouette aus dem Nachlaß der Amalie Kotzebue. (Aus Paul Kühns „Die Frauen um Goethe“, Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig.)



Von der Uraufführung der Tragödie „Übergang“ von Herbert Eulenberg im Landestheater zu Altenburg am 4. März: Enzio (Hermann Kühn) und Karoline (Irmgard Hufeld). Bühnenbilder und Figurinen von Ernst Multa. (Phot. Walther Rothe, Altenburg)



Das Ballett Gérard: Ferry Durant und Paul Clermont in einer pantomimischen Szene. Kostüme: Haas-Heye. (Phot. Lili Baruch, Berlin.)



Die drei Wucherer aus der Tragödie „Übergang“ von Herbert Eulenberg bei der Uraufführung in Altenburg: Mulson (Hugo Spannaus), Scharott (Siegfried Rumann) und Numeratius (Alex Wilhelm). (Phot. Walther Rothe, Altenburg)



Magda Bauer, die Partnerin Irail Gadescovs vom Ballett Gadescov. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Von der Uraufführung der einaktigen komischen Oper „Meister Schwalbe“ von Henry Marteau, Text von Richard Batka nach Theodor Körner, im Stadttheater Plauen i. V. (Inszenierung: Direktor Theodor Erler): Schlußszene. (Phot. W. Müller, Hof i. B.)



Maria Ley in „Silberblume“. Kostüm: Haas-Heye. (Phot. Lili Baruch, Berlin.)

Mittleres Bild. Im Vordergrund von links nach rechts: Der Senior der „Vandalia“ (Arthur Heyer), Frau Rumpel (Linni Blöß), Gutsbesitzer Rumpel (Carl Feilke), Aktuar Zeisig (Fanz Hiltawski), Röschen (Charlotte Voigt). Auf dem Balkon: Nachtwächter Schwalbe (Emmerich Riesenberg).



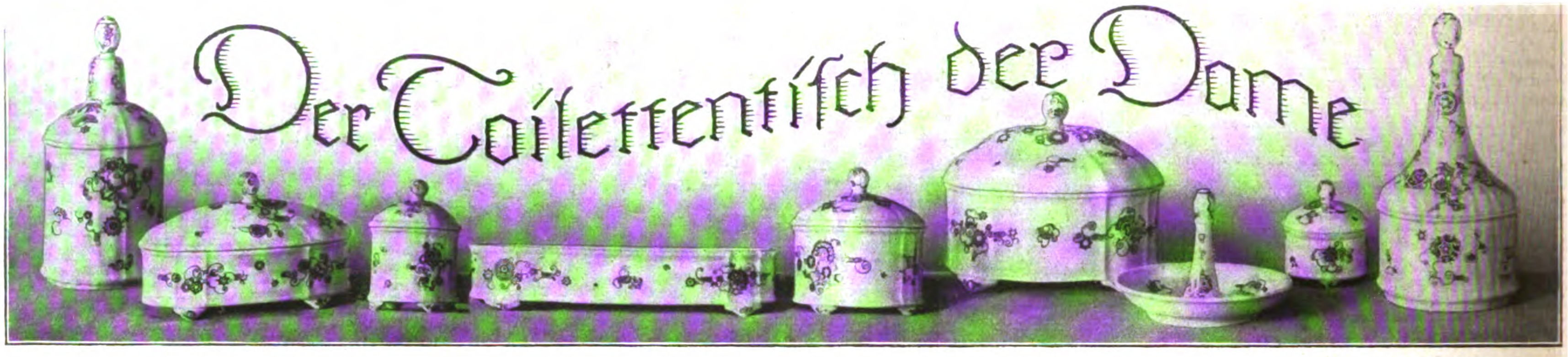






Von links nach rechts: Nachmittagskleid aus grauer Seide mit schwarzseidener Einlage. Modell: Braun, Brüssel. Silbergrauer Brokathut mit hängenden Enden. Modell: Regina Friedländer, Berlin. (Phot. Balázs, Berlin). — Schwarzes Libertycape, mit erbsengrünem Crêpe-Satin gefüttert, mit gleichfarbiger Stickerei. Modell: Wiener Werkstätte. (Phot. d'Ora, Wien.) — Nachmittagskleid mit verbreiterter Hüfte aus buntgestreiftem Taft, getragen von der Berliner Schauspielerin Irmgard Bern. (Phot. Atelier Eberth, Berlin.). — Reitkostüm. Modell: Gerard Bresser, Berlin. (Phot. Balázs, Berlin.)

Der Toilettentisch der Dame



Neuartige Garnitur für den Toilettentisch der Dame. Entwurf und Ausführung: Staatliche Porzellan-Manufaktur, Berlin.



Weiße Puderdose mit farbigen Ornamenten aus der Staatlichen Porzellan-Manufaktur, Berlin.

Als Ninon de Lenclos gefragt wurde, mit welchen Mitteln sie sich ihre unsterbliche Schönheit erhalte, wies sie lächelnd auf eine Waschschüssel und einen gefüllten Wasserkrug. Waschschüssel und Wasserkrug — gibt es einfachere und billigere Konservierungsmittel für den kostbarsten Besitz der Frau? Ninon nannte weder Puder noch Schminke, sie sprach kein Wort von wohlriechenden Pomaden, sie empfahl keine mehr oder weniger flüssige Arzenei, nichts von alledem — sie begnügte sich mit frischem kalten Wasser. Wenn wir wollen, können wir es ihr glauben .... Ninon de Lenclos war nicht nur schön, sie war auch klug, sie war jedenfalls klüger als die gefeierten Frauen, die ihren Namen als Reklame auf die teuersten Schönheitsmittel pinseln lassen und ihr Bild gleich daneben, und all dies durchaus nicht etwa aus reiner Menschenfreundlichkeit. Die reizende Ninon war wirklich sehr klug, sie glaubte an ihre natürliche Schönheit und ließ auch andere daran glauben ....

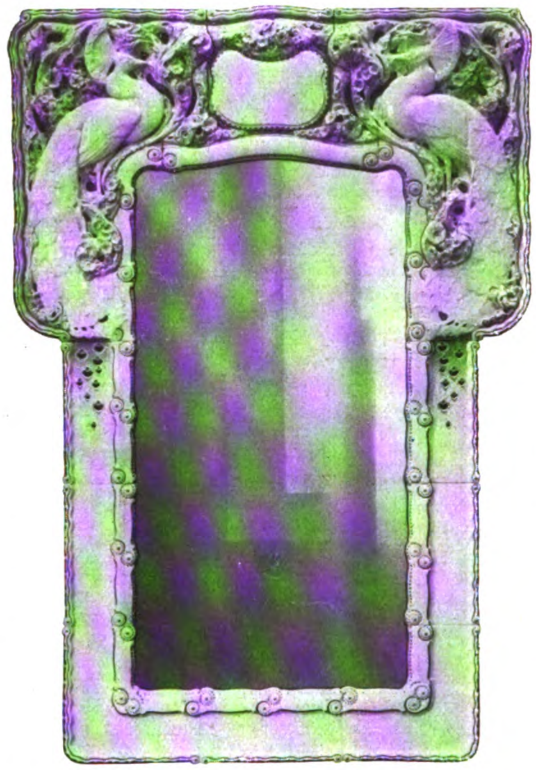
Die Zeiten haben sich in jeder Beziehung geändert; die moderne Frau ist kompliziert, sie begnügt sich nicht mit kaltem Wasser allein für ihre Schönheitspflege, in ihrem Ankleidezimmer darf der reich bestellte Toilettentisch nicht fehlen. Ninon de Lenclos hat keine Schule gemacht ...

In früheren Jahren herrschte die weiße oder farbige geschliffene Glasgarnitur auf dem Toilettentisch der Dame, in letzter Zeit bevorzugt man gutes Porzellan für die verschiedenen Gebrauchsgegenstände, die hier in Frage kommen. Zierliche Services, Dosen, Spiegelrahmen und Kästen werden vielfach aus feinem Porzellan hergestellt; man gibt ihnen immer wieder die zärtlichen Formen des Rokokos und versucht auf diese Art, die feinen Arbeiten mit jenem köstlichen Reiz zu umkleiden, der ihnen anhaften muß, der mit ihnen untrennbar verknüpft sein muß, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen.

Blumenkränze, Rosengirlanden, Vogelgruppen und Amoretten bilden den beliebtesten Schmuck der lichtweißen Porzellane, deren vornehme Formen und reine Farben ihren ideellen und materiellen Wert bestimmen. Die Staatliche Berliner Porzellan-Manufaktur hat von namhaften Künstlern eine Anzahl solcher Gebrauchsstücke entwerfen und ausführen lassen, von denen wir auf unseren Bildern einige der schönsten solcher Arbeiten zeigen; sie alle eignen sich sowohl einzeln als auch in Gruppen ausgezeichnet für den Toilettentisch der Dame, sie alle zeigen jenes köstliche Linienspiel, das sie zum kleinen Kunstwerk, zum echten Schmuckstück erhebt. Diese feinen Dosen und Spiegel, diese prächtigen Services und Kästen sind keine eitlen Sammelstücke, die man hinter Glas aufbewahrt, sie sind wohlgelungene Nutzporzellane, die im täglichen Gebrauch ihrer Herrin treue Dienste leisten als ihre verschwiegenen Helfer, ihre gefälligen Freunde. Sie sind leicht zerbrechlich und verlangen darum eine zärtliche Hand, sie sind ein wenig eingebildet auf ihre eigene Schönheit und beanspruchen einen wohlüberlegten Platz, sie eignen sich durchaus nicht für jeden Toilettentisch, sie wollen bewundert werden, ein jedes Stück soll zur Geltung kommen.



Weißer Kasten mit farbigem Blumenschmuck aus der Staatlichen Porzellan-Manufaktur, Berlin.



Spiegel mit reichverziertem farbigen Rahmen aus der Staatlichen Porzellan-Manufaktur, Berlin.

Diese köstlichen Dinge dürfen niemals dicht gedrängt stehen. Mit geübtem Blick wird man sie einzeln verteilen, den Raum so geschickt ausnutzen, daß jedes dieser kleinen koketten Kunstwerke sich von allen Seiten zeigen kann.

Die Toilettentische von Oskar Kauffmann-Berlin und Eugen Stolzer-Berlin sind vorbildlich in ihrer Art, sie zeigen die wohldurchdachten Formen, die klaren Linien, die unseren modernen Möbeln eigen ist; ihre zärtlichen Linien, ihre weichen, ein wenig spielerischen Ornamente deuten darauf hin, daß sie im Ankleidezimmer der vornehmen Frau Aufnahme finden sollen. Toilettentische und Toilettenporzellane, sie müssen zueinander passen; an ihnen mißt man am sichersten den Kulturgrad ihrer Besitzerinnen.

Else Levin.



Toilettentisch aus Ebenholz mit Elfenbeineinlagen.
Entwurf: Eugen Stolzer, Berlin.



Toilettentisch aus lackiertem Holz.
Entwurf: Oskar Kauffmann, Berlin.



Frisiertisch aus Kirschbaumholz und Silber.
Entwurf: Oskar Kauffmann, Berlin.

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(2. Fortsetzung.)

Herr Lehrer Spickus soll wegen der mangelnden Speckseite die Polstermöbel erben. Da er bei seiner liebevollen Veranlagung bald zur Familiengründung schreiten wird, so bittet Kantor Kalmus um die Ehre einer Hochzeitseinladung. Wenn irgend möglich, wird er sich dazu einfinden.

Der Gemeindevorsteher soll des Kantors Kreidekonterfei haben. Es ist zwar scheußlich, aber ihm hat es immer gefallen. Er kann sich noch ein zweites Bild aussuchen, das er darüberhängen mag für den Fall, daß sich sein Geschmack ändert."

Der Schulze verbeugte sich dankend.

„Der Förster-Hannes kriegt die Pfeifen unter der Bedingung, daß er nicht seinen Stänker daraus raucht, sondern anständigen Tabak, von dem noch ein paar Pfund daliegen.

Die Rose Kuhfoht war in der Schule immer ein tüchtiges Mädel. Jetzt hat sie der Liebeskoller gepackt. Da es gegen diese Krankheit nur ein Heilmittel gibt, nämlich heiraten, so vermacht ihr Kantor Kalmus zwei Betten mit Zubehör, einen Tisch, zwei Stühle und eine Ziege. Vielleicht schlägt die Kur bald an."

Da reichten sich zwei in der hintersten Bank über den Mittelgang weg die Hände.

„Die andere Ziege kriegt die Marie Winkler." Hier unterbrach sich Bullock.

„Aber Grasstehlen gibt's nicht", sagte er grob. „Ich will dir aber eine Grasekarte besorgen."

Das klang, als hätte er sie zu sechs Wochen Gefängnis verdonnert.

„Der Bälgetreter erbt den Winterüberzieher und ein Paar feste Stiefeln; hoffentlich verliert er dadurch seine rote Nase.

Alles andere wird später geordnet werden."

Damit steckte Bullock die Brille ins Gehäuse und das Notizbuch in die Tasche und ging mit den Lehrern hinaus.

Drittes Kapitel.

Luckows Ferien neigten sich dem Ende zu. Schnell, zu schnell waren sie vorbei. Er arbeitete die letzten Tage fieberhaft im Garten, bei den Bienen, über Schulsachen, als ob er der Kantor von Wietau wäre, und mußte doch viel liegen lassen.

Frau Luckow dachte an die Sorgen des Haushalts, die sie hier vergessen hatte. Freilich, Koffer und Kisten bargen manches Schöne, und die Rucksäcke waren zum Platzen voll; aber der Abschied aus der ländlichen Stille fiel trotzdem schwer. Suse hatte gar Tränen in den Augen, und als ihr Spickus beruhigend die Hand streichelte, lächelte sie zwar, aber die Tränen perlten nur um so reichlicher. Liese war ganz aus dem Häuschen. Sie hatte sich so schön in die Herrschaft der Försterei eingerichtet; alle Welt tanzte dort nach ihrer Pfeife. Nun hieß es wieder die Schulbank drücken, Vokabeln pauken, in der Stube sitzen, sich unterordnen. Der Menschheit ganzer Jammer packte sie, und alle guten Worte Karrs und Bullocks vermochten sie nicht zu trösten.

Schweigend wurde die Fahrt zurückgelegt, schweigend schleppte man die schweren Pakete vom Bahnhof nach Hause. Luckow spürte das Pflaster unter den Sohlen. Die alte Unrast stellte sich ein.

Sie bogen am Moltkedenkmal in die Charlottenstraße ein. Am hellen Westhimmel stand das Schattenbild der Caroluskirche, dieses Meisterwerkes romanischer Baukunst, während Spitzgiebel und Türmchen des Höfchenplatzes im Dämmer schwarz in die Luft stachen.

Karr genoß mit lebhaften Augen die abendlichen Schönheiten. Luckow ging still mit gesenktem Kopfe. Das Außentor seiner Sinne war geschlossen; innen drängte und polterte eine Rotte ungezogener Einfälle.

Karr wurde soeben von einem jungen Mädchen gegrüßt, das ihn augenscheinlich gern angesprochen hätte. Er blieb deshalb bei ihr stehen. Frau Luckow wollte auf Karr warten, aber ihr Gatte setzte seinen Weg eilig fort und rief nur kurz „Auf Wiedersehen" zurück. Es war ihm eine Arbeit eingefallen, die er unbedingt noch heute erledigen mußte. Seine Familie trottete ihm nach. Das alte, quälende Leben begann.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Lehrer?" fragte das Mädchen.

„Warten Sie mal", sagte Karr und sah ihr nachdenklich ins Gesicht. „Sie sind Alma Starke. Aufsatz und Rechnen sehr gut, Naturgeschichte schwach genügend."

Das Mädchen freute sich übers ganze Gesicht, entgegnete aber ein wenig schmollend:

„Ich bin noch nicht zwanzig. Bitte, sagen Sie doch du zu mir wie früher. Ich denke gern an die Schule zurück und möchte gleich noch einmal ein Jahr Unterricht bei Ihnen haben."

Sie erzählte ihm darauf, daß sie als Kassiererin in einem Seidengeschäft auf dem Ringe ihr gutes Auskommen habe. Anderen Klassengenossinnen gehe es nicht so gut. Die Vera Meiring z. B. sei auf schiefer Bahn.

„Nicht möglich", warf Karr erschrocken ein. „Das prächtige Mädel! Unsere Klassenerste!"

„Man erzählt Schlechtes von ihr," entgegnete Fräulein Alma; „der Schwesternberuf ist ihr nicht gut bekommen. Vera geht mit einem, der sie nie heiraten wird."

Sie begleitete Karr noch bis zur Gabitzstraße, wo er seine Wohnung hatte, und berichtete ihm dies und das. Er dachte an Vera Meiring, seine ehemalige beste Schülerin, und hörte nur halb hin. Sie war ihm ans Herz gewachsen, hatte ihm auch in den ersten Kriegsjahren öfter ins Feld geschrieben, bis der große Sturm ihre Anschriften verwehte.

Er erkundigte sich in der Schule nach ihr. Niemand wußte ihre Wohnung. Andere Nachforschungen waren ebenso ergebnislos. Sie schien verschollen. Auch Luckow, der sie im Gesang gehabt hatte und sich ihrer recht gut entsann, war ihr während des Krieges nie begegnet. Allerdings ging er immer mit gesenktem Kopfe und übersah die besten Bekannten.

Er fuhr noch jeden Sonntag nach Wietau, um dort die Orgel zum Gottesdienst zu spielen. Die Bauern waren nicht knauserig. Er brachte immer etwas mit — Brot, Butter, Speck, Eier — und das half wesentlich im Haushalt und half auch das Loch südlich seines Magens ausfüllen. Doch die Geldnot konnte damit nicht beseitigt werden. Er war durchaus kein Verschwender, eher das Gegenteil; aber seine vielseitige Beschäftigung nahm ihn derart in Anspruch, daß er für die unangenehme Finanzwirtschaft nur wenig Zeit hatte und oft im Drange des Augenblicks und meist im Ärger über Ausgaben entschied, die er bei ruhiger Überlegung vermieden hätte.

Er hatte Freunde; gute, wahre Freunde, die ihn schätzten und gern bereit gewesen wären, ihm helfend beizuspringen. Doch hatte er eine Scheu, ihnen seine Verhältnisse klarzulegen, weil er sich von Schuld nicht freisprach; auch fühlte er sich hinterher durch falsche Dankbarkeit gebunden, daß er einem unfreien Verkehr am liebsten entsagt und den Freund aufgegeben hätte.

So borgte er hier und borgte da bei Fernstehenden und gab seine knappe Zeit daran, um sich durch gefällige Gegenleistungen des quälenden Bewußtseins der Verpflichtung zu entledigen.

Es waren nicht große Schulden; meist handelte es sich um wenige hundert Mark; aber er konnte sie nicht loswerden. Sie verschwanden am Anfang des Vierteljahrs, wo er sein Gehalt empfing, und stellten sich regelmäßig gegen Ende, im Gummimonat, wieder ein. Das zermürbte ihn; mehr noch als seine Arbeit.

Luckow wußte es; dennoch zog er falsche Schlüsse. Er glaubte, wenn er erst einmal reinen Tisch gemacht, wenn er erst einmal eine größere Summe in den Händen hätte, dann könnte er frei seinen Neigungen nachgehen. Die Schulden wollte er sich schon fernhalten. So war er auf den Gedanken gekommen, seinen schönen Flügel zu verkaufen. Er konnte sicher ein paar tausend Mark dafür lösen, sich ein billigeres Instrument anschaffen und war die Geldnot los. Dieser Gedanke arbeitete seit Wochen in ihm. Er liebte das Instrument. Es war in jahrelanger Entbehrung abgezahlt worden und hatte ihm über manche schwere Stunde hinweggeholfen. In der letzten Zeit war es weniger benützt worden, und er glaubte, den Verlust verschmerzen zu können, überhaupt wenn er dabei seine Sorgen mit verkaufte.

Das war ein Irrtum und mehr: Es war eine Dummheit. Sie zog auch gleich die zweite nach. In einem Augenblick der Verlegenheit hatte sich Luckow an einen oberflächlichen Bekannten gewandt und zur Entschuldigung seines Tuns den Flügelverkauf erwähnt. Der geschäftskundige Mann witterte sofort die Möglichkeit leichten Verdienstes und drängte ihm in biederer Bereitschaft dreihundert Mark auf, mit der einzigen Verpflichtung, ihm ein Vorkaufsrecht einzuräumen für den Fall, der hoffentlich nie eintreten würde.

Seither traf Luckow den guten Herrn merkwürdig oft, auf der Straße, in der Elektrischen, in Vereinen, so sehr er bemüht war, ihm aus dem Wege zu gehen. Nie war etwa vom Verkauf die Rede. O nein, Herr Klickert hatte ein feines Taktgefühl. Er nötigte Luckow sogar nochmals zweihundert Mark auf; denn er wußte, wie schlimm die Beamten daran waren, und was der Haushalt eines Familienvaters kostete.

Luckow nahm das Geld; mit Widerstreben; aber er nahm es. Er mußte Schuhe kaufen; er brauchte auch noch manches andere. Die Not zwickte da und dort; kaum bei der Arbeit war sie zu vergessen.

Endlich deutete er seiner Frau vorsichtig die Vorteile eines Verkaufs an. Sie war erschrocken; denn sie wußte, daß ihr Mann in geschäftlichen Dingen immer benachteiligt wurde; sie wußte aber auch, daß Widerspruch den Aufgeregten erst recht dazu treiben würde. Darum verbarg sie ihren Kummer, redete nicht zu und nicht ab und suchte nur die Angelegenheit als nicht eilig hinauszuschieben, in der schwachen Hoffnung, es möchte irgend etwas geschehen, den Verkauf überflüssig zu machen.

Aber schon an einem der nächsten Tage erschien ein wohlbeleibter Herr in der Tür und bat mit weichlicher Höflichkeit um die Erlaubnis, sich das Instrument ansehen zu dürfen. Mit Befremden ließ Liese den Besucher ein und holte Mutter herbei. Er klärte sie über seine Bekanntschaft, nein, Freundschaft, mit dem prächtigen Menschen Luckow auf, den alle Welt achte und verehre, nicht zum wenigsten er selber, bedauerte unendlich und mit gramüberzogenem Gesicht die Notlage der Lehrer, die viel zu schlecht besoldet würden, beäugte den Flügel von allen Seiten, machte dazwischen einige liebreiche Scherze mit Liese, die borstig abwehrte, und spielte endlich einige rauschende Fanfaren.

„Es ist ein gutes Klavier", sagte er, und seine Augen liefen entzückt über den billigen Hausrat und das vergrämte Gesicht von Frau Luckow. „Wieviel haben Sie dafür gegeben?"

Frau Luckow war genau so geschäftstüchtig wie ihr Mann und sagte: „1600 Mark."

„Es ist gut gehalten, wenn auch einige Ausbesserungen nötig sein werden." Wieder glitt sein Blick abschätzend über die Frau und Fräulein Liese.

„Ich werde Ihnen das Doppelte geben", sagte er endlich. „Einem Freunde gegenüber verzichtet man auf Gewinn."

Die Flurklingel läutete, und Liese ging hinaus. Draußen stand Karr.

„Onkel Karr," sagte sie hastig, „drinnen sitzt ein öliger Schieber, der uns den Flügel für 3000 Mark abluchsen will. Könntest du das nicht verhindern?"

Karr stutzte eine Weile. Er kannte Luckows Lage und fand sich nach einigen Fragen schnell zurecht.

„Melde mich formgerecht an und verschwinde", sagte er dann. „Ich werde mit dem Menschen schon fertig werden."

Also meldete Liese der Mutter nur: „Herr Karr" und leitete ihn in die Stube.

„Ich habe gehört, Sie wollen Ihr Instrument verkaufen, und bitte Sie, mir eine Besichtigung zu gestatten."

Die Förmlichkeit ohne jede Erklärung ließ Frau Luckow vermuten, daß Karr etwas Besonderes vorhabe. Sie hielt eine freundschaftliche Begrüßung zurück.

Herr Klickert trat beiseite und wurde steif wie ein gefrorener Aal. Seine Augen verfolgten gierig jede Bewegung des Mitbewerbers, und seine Brauen zogen sich bis zu den Haaren hinauf, während sich das Kinn majestätisch vorschob.

Karr störte es nicht. Er verstand nichts von Klavieren; doch hatte er gelegentlich von fabelhaften Preisen gehört. Er ging um das Instrument herum, beklopfte das Holz, schlug einen Ton an und horchte mit dem Ohr auf dem Deckel, als wäre er der Arzt, der einen Kranken untersucht. Herrn Klickert erschien er als bedeutender Fachmann, und er erwog, ob er nicht in Verbindung mit ihm treten könnte. Seine Hochachtung steigerte sich, als Karr, nachdem er den Flügel auch von unten besichtigt hatte, mit Kennermiene erklärte:

„Das Instrument hat vor sechs Jahren 1500 bis 1600 Mark gekostet und ist im allgemeinen gut gehalten. Ich biete Ihnen 6000 Mark."

Darauf sah Frau Luckow den Herrn Klickert an, und Herr Klickert erwachte aus seiner Starre. Er redete etwas von Freundschaft und Edelmut, von leichtsinnigen Versprechen, von gemeinen Schiebern, die jedes ehrliche Geschäft hintertrieben; aber da er im Ärger alles durcheinanderwarf, so blieben seine Anzüglichkeiten unklar. Die freundlichen Gesichter umher schienen ihm sogar recht zu geben. Nun wurde er ganz deutlich. Er wünschte bis morgen mittag seine 500 Mark, die er Herrn Luckow geliehen habe. Damit ging er ohne Gruß und hätte draußen beinahe Liese umgerannt, die in verdächtiger Nähe der Tür gestanden und den plötzlichen Abgang nicht erwartet hatte.

„Dummer Fratz", rief er unwirsch.

Sie wurde gegen ihre Gewohnheit nicht heftig, sondern öffnete weit die Flurtür und machte einen tiefen Hofknicks. Dann lief sie in die Stube.

„Onkel Karr, das hast du gut gemacht", rief sie. „Nun behalten wir doch den Flügel."

Jetzt merkte Frau Luckow, daß es sich um einen Scheinkauf gehandelt habe. Sie dachte an die Drohung des Herrn Klickert und fürchtete, ihr Gatte würde nicht gute Miene zum ernsten Spiel machen. Ihr Gesicht, das eben noch in Glückserwartung einen frischen Zug aufwies, verfiel in vergrämte Alltagsmattigkeit.

Karr bemerkte die Enttäuschung.

„Ich kenne die Preise für Klaviere", sagte er tröstend. „Die 6000 Mark, die ich bot, waren im Ernst gemeint, wenn ich auch hoffe, Freund Luckow wird nicht darauf eingehen. Ein solches Stück würde er nie wieder anschaffen können."

„Ich weiß es," sagte die Frau leise; „doch sehe ich keinen Ausweg."

Sie warf einen prüfenden Blick auf Karr und schickte Liese hinaus.

„Ich glaube, Sie sind ein guter Freund", fuhr sie fort. „Da kann ich offen sein. Wir sind auf abschüssiger Bahn; es gibt kein Anhalten, kein Bremsen. Wenn wir nicht bald und ganz aus diesen Verhältnissen herauskommen, ist mein Mann in kurzer Zeit erledigt. Mir bangt vor dem Winter. Er quält sich für andere und macht sich selber das Leben zur Hölle — und uns."

„Ich weiß Bescheid", sagte Karr, um Frau Luckow schmerzliche Erklärungen zu ersparen. „Was er braucht, würde er als Organist in Wietau finden."

„Dazu kann er sich auf Zureden hin nicht entschließen. Ja, ein Zureden von meiner Seite würde nur seinen Widerspruch reizen."

„Kommt er bald nach Hause?"

„Vor zwei Stunden wird er nicht hier sein."

„Dann werde ich gegen Abend nochmals vorsprechen und jetzt einen Spaziergang machen. Darf Liese mich begleiten?" fragte er an der Tür.

„Ich habe alle Schularbeiten gemacht", schnitt Liese im voraus alle Einwendungen ab und fügte großmütig hinzu: „Und heut abend wasche ich ganz allein auf."

Gegen solchen Edelmut ließ sich nicht aufkommen. Das junge Mädchen hängte sich schon auf der Treppe an Karrs Arm und wanderte in fröhlichem Geplauder mit ihm die Schweidnitzer Straße nach dem Ring. Sie kannte weder die Corpus-Christi- noch die Dorotheenkirche dem Namen nach, geschweige, daß sie schon darin gewesen wäre. Sie ging mit Schwester und Mutter am Sonntag in den Südpark; zur Schule fuhr sie in der Elektrischen.

Karr wies ihr die alten Häuser an der Ohle, erklärte ihr die Bauart des herrlichen Rathauses innen und außen, zeigte ihr den Fürstensaal mit den Bildern der Breslauer Bürgermeister und kam endlich auf den gesegneten Gedanken, die kleine Konditorei im Durchgang zum Blücherplatz aufzusuchen. Das war für Liese etwas ganz Neues. Sie trank andächtig ihre Schokolade und versuchte trotz einer leichten Verlegenheit, die feine Dame herauszukehren.

Da bemerkte sie einige Freundinnen.

„Onkel," sagte sie erregt, „die werden denken, wir seien verlobt. Kannst du nicht ein bißchen so tun? Das gäbe einen Spaß."

Karr tat sein möglichstes. Er bediente sie mit ritterlicher Artigkeit und legte ihr vor dem Hinausgehen den Umhang zart über die Schultern.

„Nun mußt du mir noch den Arm anbieten", meinte sie.

Karr sah das ein, und Liese schritt an seiner Seite mit glücklichem Lächeln an den starren Gesichtern vorbei.

Auf der Graupenstraße holten sie zwei Damen ein, die große Pakete schleppten. Die ältere blieb atemschöpfend stehen und sah nach der Elektrischen, die den Betrieb eingestellt hatte. Auch eine Droschke war nicht zu erblicken. Da ergriff die jüngere beide Pakete; aber man merkte, daß ihr die Last zu schwer war.

„Frau von Grame und ihre Tochter", flüsterte Liese. „Sie wohnen unter uns und sind furchtbar vornehm. Sie wischen Staub in Handschuhen. Ob wir ihnen helfen?"

Karr war natürlich dabei. Liese stellte ihn in eilfertiger Verwirrung den Damen vor. Die Verlegenheit war zu groß, als daß man nicht gern das Anerbieten angenommen hätte. So trug Karr ein Paket an Frau von Grames Seite und blickte oft zurück, wo Liese neben Ursula das andere schleppte.

Es war ihm wunderlich zumute. Er stand bisher dem weiblichen Geschlecht ziemlich unseitig und unbefangen gegenüber. Vor dem Kriege hatte er eifrig in seinem Fache gearbeitet und sich keine Abschweifung gestattet. Dann war er fünf Jahre in Rußland, Frankreich, Rumänien, Italien herumgewirbelt worden. Dabei war ihm kein Gedanke daran gekommen. Das war mit einem Schlage anders. Er konnte seine Augen nicht abwenden von Fräulein Ursulas Gestalt. Immer wieder blickte er rückwärts. Einmal sah auch sie ihm voll ins Gesicht; da erfaßte ihn ein Glückstaumel. Es war ihm, als sei ihm die Fremde gut bekannt, als sei sein Geschick bereits durch tausend Fäden mit dem ihren verbunden, als fehle nur noch der Abschluß zu unsichtbaren, längst vorhandenen Beziehungen.

An der Tür dankte Frau von Grame und lud Karr zu einem Besuche ein. Das dünkte Fräulein Ursula doch zu entgegenkommend, und sie sah die Mutter verwundert an.

„Herr Karr ist der Pflegesohn von Kantor Kalmus", erklärte diese und reichte ihm die Hand. Da schaute ihn Ursula genauer an, und eine Röte stieg ihr in die Schläfe.

„Auf Wiedersehen", sagte sie verwirrt und schloß schnell die Tür auf.

Karr war noch ganz von dem Zusammentreffen erfüllt, als ihm Liese auf der letzten Stufe stürmisch um den Hals fiel.

„Onkel Karr, komme bald wieder", bat sie. „Bei uns ist es manchmal zu langstielig. Und dann führst du Mutter oder Suse einmal aus. Weißt du, es war zu schön, und ich danke dir herzlich. Jetzt halte ich es wieder eine Zeit aus."

Damit gab sie ihm einen Kuß.

„Wie wäre es mit Wietau?" fragte Karr. „In vierzehn Tagen sind Ferien."

„Wenn nur Mutter mitkäme! Ich weiß auch nicht, wie Vater darüber denkt."

Aus der Wohnung drang eine scharfe Stimme.

„Er ist da", flüsterte Liese und drückte sich seitwärts in die Hinterstube.

Luckow hatte bereits auf der Straße eine Unterredung mit Freund Klickert gehabt und das häßliche Ergebnis derselben auf seine Frau abgeladen, ohne sich damit zu erleichtert zu haben. Karr kam ihm deshalb gerade recht.

Er hatte sich kaum gesetzt, als das Wetter losbrach. Luckow ging im Zimmer auf und ab; seine Arme fuhren wie Windmühlenflügel in die Höhe.

Er verbitte sich dergleichen unzeitgemäße Scherze auf das entschiedenste. Seine Privatgeschäfte gingen ihn allein an, und Karr dürfe sich nicht zuviel herausnehmen. Ein Kapitel über Amtsbrüderlichkeit und Freundschaft folgte.

Karr war beschäftigt, seine kleine Pfeife zu stopfen. Wer dies Geschäft kennt, wird wissen, welche Sorgfalt dabei nötig ist, und wie wenig man auf andere Dinge achten kann. Luckow empfand die Nichtbeachtung, und sie störte den rüstigen Fortgang der gut angefangenen Rede. Karr ließ ihn weiterpoltern und paffte. Die Worte versandeten aus Mangel jeder frischen Entgegnung und versiegten schließlich ganz.

„Wenn du zu Ende bist, so benachrichtige mich gütigst. Ich möchte dich nicht gern unterbrechen."

Die Bemerkung verursachte eine Kilometerpause voll mühsam zurückgehaltener Bissigkeit. Endlich fragte Luckow mit unheimlicher Kühle:

„Ich wäre begierig, deine Entschuldigung zu hören."

„Entschuldigung? — Die ist auf deiner Seite."

Darauf ging ein zweites Gewitter nieder, das dem ersten an Heftigkeit wenig nachgab. Nochmals wartete Karr geduldig, bis sich die Schleusentore langsam und ruckweise schlossen.

„Hast du nicht einen Aschenbecher?" fragte er.

Luckow schob ihm grimmig einen zu.

„Danke tausendmal."

Karr klopfte sorgsam den Kopf aus und stopfte gemächlich eine neue Pfeife.

„Wenn du wirklich endgültig fertig bist, so wäre ich dir für eine Erlaubnis zur Entgegnung dankbar", bemerkte er.

Wieder gab es ein Schweigen. Es half nichts, Luckow kam um den packenden Schluß. Er hatte höchstens noch einen ehrenvollen Abgang zu erhoffen.

„Ich wüßte nicht, was du mir zu antworten hättest", sagte er heftig.

„Das kann ich mir denken; in geschäftlichen Angelegenheiten bist du ein Esel."

Das war eine Wahrheit, die Luckow in Augenblicken stiller Einkehr schon selber gefunden hatte. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man sich selbst einen Esel nennt, oder ob es andere tun. Wenn man sich selbst also benamst, muß man ziemlich weit in der Selbsterkenntnis gekommen sein, und das tröstende Bewußtsein darüber hebt die Anklage auf. Es gibt sogar kaufmännische Gemüter, die noch einen Gewinn für ihre Person dabei herausrechnen. Anders, wenn die Behauptung von Freundesseite kommt. Dahinter steckt zuviel wahre Überzeugung, die allemal bitter schmeckt.

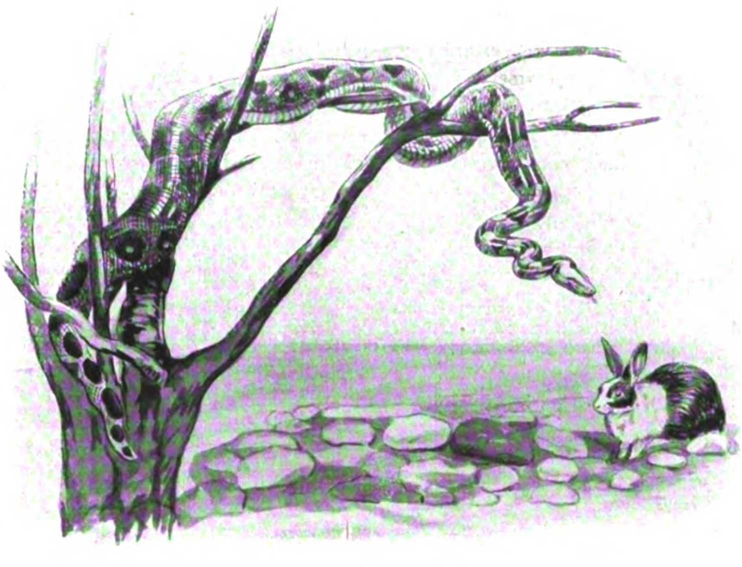
Also verschluckte Luckow den Esel, würgte aber sofort das Gewölle aus.

Nun war er völlig erschöpft und schwieg. Karr auch. Er dampfte.

(Fortsetzung folgt.)

Schlangenmahlzeiten, beobachtet im Terrarium des Leipziger Zoologischen Gartens von Dr. K. M. Schneider.

Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von Felix Heynig.



Vorbereiteter Überfall.

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie eng die Möglichkeiten der Betätigung für ein Tier durch den Mangel an Gliedmaßen begrenzt werden, so muß man sich wundern, daß die Schlangen dennoch auf so verschiedene Weise ihre Nahrung erwerben. An unsern verschiedenartigen Gefangenen ließen sich vier Methoden erkennen, mit Hilfe deren sie ihre Opfer niederkämpfen.

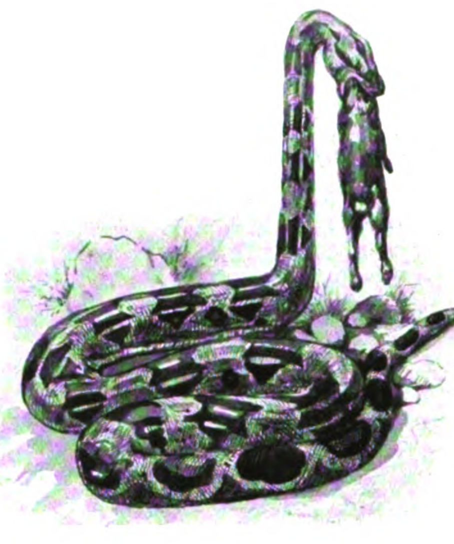
Die für menschliche Begriffe grausamste Freßweise wird unter anderm von unserer einheimischen Ringelnatter geübt. Ihre Lieblingsspeise sind Frösche. Wie räumt sie unter diesen armen Schluckern auf! Zu Lande und zu Wasser folgt sie ihnen, packt sie an einer beliebigen Körperstelle und schlingt sie unzerstückelt bei lebendigem Leibe allgemach hinunter.

Weniger brutal erscheint das Verfahren der Giftschlangen. Unsere Kreuzotter z. B. „sticht" die Maus, die sich ihr nähert, oder der sie folgt, mit ihren nadelartigen Giftzähnen und läßt die auf den Tod Verwundete laufen, soweit die rasch schwindenden Kräfte reichen. Alsdann spürt sie, tastend und riechend, die kleine Leiche auf und würgt sie hinunter. Eine gewisse Steigerung gegenüber dem Verhalten dieser echten Otter weist dasjenige einer Giftnatter, der „Schwarzotter", auf. Sie packt die Ratte, flößt ihr den höllischen Saft ein, läßt sie aber nicht wieder los, sondern drückt sie gegen feste Gegenstände und wartet so das Ende der schnell gelähmten Beute ab.

Eine weitere Gruppe der „listereichen" Schlangen verzichtet auf die stumme Mitarbeit vergifteter Stilette. Sie bringen vielmehr die Länge und die Muskelkraft ihres Körpers zur Geltung. So unsere Schlingnatter. Ihr brauner Leib vermag sich augenblicklich wie ein Knäuel um das geschlagene Opfer zu wickeln, hält es so und drückt wohl auch den Fang zu Tode. Virtuosen auf diesem Gebiet sind die Riesenschlangen, von denen gegenwärtig im Leipziger Terrarium zwei Arten vertreten sind, die mächtige hinterasiatische Netzschlange und die schöne südamerikanische Abgottschlange. Beide Exemplare sind nicht an das Verzehren von Kadavern zu gewöhnen. Bei jeder Fütterung kann man sich nun von neuem davon überzeugen, daß sich die meist kranken Futtertiere nicht im geringsten vor der Riesenschlange ängstigen. Diese stellt vielmehr ein Novum für sie dar, worauf sie nicht eingestellt sind. Sie nähern sich ihr, beriechen sie, klettern auf ihren Leib, als wäre sie ein Ast. Ähnliche Szenen häufen sich in der kalten Jahreszeit, wo die Kriechtiere natürlicherweise weniger zum Fressen aufgelegt sind; hat doch unsere große Netzschlange in einem der letzten Jahre vom August bis zum darauffolgenden März nichts zu sich genommen. Dafür hat sie sich bei anderer Gelegenheit wieder schadlos gehalten. Ein 35pfündiges Ferkel, ein erwachsenes Kaninchen und hernach ein Schwein von 90 Pfund: zusammen an die 130 Pfund, hat sie bei einer einzigen Fütterung „verdrückt". Und ein durchaus zuverlässiger Beobachter, der sich jahrelang in den Tropen aufgehalten hat, erzählte mir, er habe mit angesehen, wie eine Python einen ausgewachsenen Buschbock mit Hörnern „runtergekriegt" hat! Dies dürften so ziemlich die Höchstleistungen darstellen.

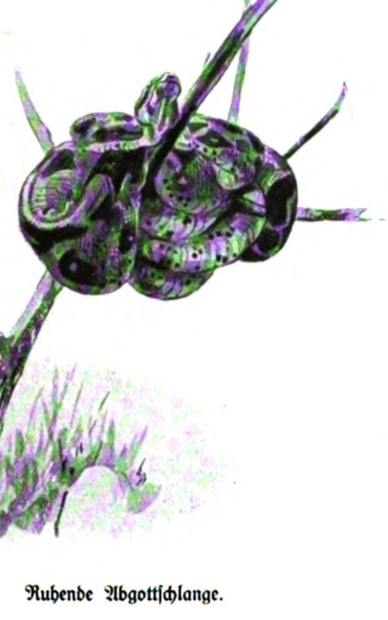


Abgottschlange sucht den Kopf der erwürgten Beute.

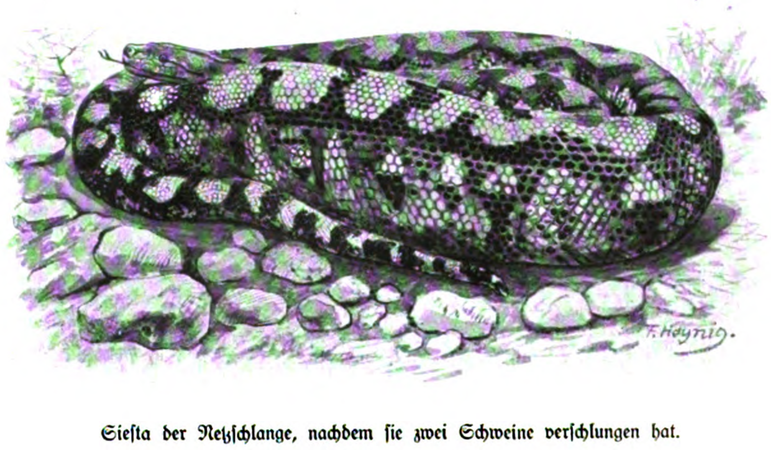


Ein interessanter Moment beim Verschlingen der erwürgten Beute.

Hat sich eine unserer Riesenschlangen gehäutet, dann kriecht sie auffallend unruhig in ihrem Käfig umher, erklettert das Geäst, dreht den freischwebenden Vorderkörper im Halbkreis durch den Raum gleich einer Schlingpflanze, die keinen Anhalt findet, und schwingt bei alledem die tief gespaltene, weit aus dem geschlossenen Mund vorgeschobene Zunge wie eine Wünschelrute auf und nieder. Sie „sucht". An einem dieser Tage setzt der Pfleger bei hereinbrechender Dämmerung, möglichst lautlos, ein Kaninchen zu ihr. Sie liegt wohl eben zusammengeringelt in der Nähe des Heizkörpers. Ihre senkrechten Schlitzpupillen beginnen sich zu runden; doch schiebt sie zunächst nur den kleinen Kopf ein wenig über den Körperwall. Das Kaninchen hoppelt auf sie zu, beschnüffelt sie eingehend am Gesicht und hüpft, anscheinend ahnungslos, wieder fort. Doch jetzt fliegt aus dem Schlangenkopf die Gabelzunge, der feine Tastapparat, und in den ganzen „Wurm" kommt unhörbare Bewegung. Vorsichtig hebt die Lauernde den nunmehr vorgeschobenen Kopf, immer genau nach dem Opfer gerichtet, vom Sand ab und zieht die Halsregion zu einer seitlichen Schlinge heran. Sie hat den Angriff vorbereitet und wartet, wie versteint. Eben kommt der Nager auf seiner Runde wieder herzu, bemerkt das Zungenspiel und stutzt. Solange er sich nicht regt, tut's auch die Schlange nicht. Doch jetzt will er sich von dannen trollen. Da, ein blitzschneller Vorstoß, ein wirres Knäulen des übermächtigen Schlangenkörpers und, wenn es überhaupt dazu kommt, ein gepreßtes Quieken der Beute. Das ist alles eins. Die Riesin hat den Schecken am Hinterbein erfaßt und sich zweimal um seinen Körper geschlungen. Noch ein reflektorisches Zucken — und nach einigen Sekunden sieht man, daß es vorüber ist mit dem vergewaltigten Säuger. In der eisernen Umklammerung ist er erstickt. Nach etwa fünf Minuten hebt die Schlange ihren Kopf ab. Sie atmet sichtlich tief. Nun fängt sie an, den Kopf des Toten zu suchen. Ist ihr das gelungen, dann reißt sie ihren Rachen auf und stülpt ihn über den Mundteil des Opfers, nie anders; und das Mahl beginnt. Erst in diesem Augenblick lösen sich die Schlingen, die die Leiche umkrampften. Lag diese im Wasser, dann wird sie von der Schlange — aber durchaus nicht immer — aufs Land gezogen und dabei zuweilen hoch ausgehoben. So unglaublich es klingt, so vermag doch die Riesenschlange ihren Kehlkopf aus dem Maul zu strecken, dessen rote Röhre während des Schlingens die Luftzufuhr gewährleistet. Der Kopf und der Schultergürtel des Beutetieres machen der Fresserin am meisten zu schaffen. In Pausen, die der Atmung, der Schleimabsonderung und wohl auch der Ausdehnung des Schlangenkörpers gewidmet sind, klettert sie langsam mit dem Maul darüber, erst die eine, dann die andere Kieferhälfte vorschiebend und mit dem Ober- und Unterkiefer abwechselnd. Der jeweils stehenbleibende Mundteil hält das Futtertier mit seinen Hakenzähnen fest. Eine Windung leistet gewöhnlich dem ausweichenden leblosen Tierkörper Widerstand. Wird die Freßarbeit zu beschwerlich, dann zieht die Schlange ihren muskulösen Rumpf einmal massierend über die Leiche. Ihre Halshaut ist nun aufs äußerste gespannt; die glänzenden Schilderreihen sind auseinandergezerrt wie die Maschen eines ausgeweiteten Strumpfs. In fortlaufenden Wellen führt das Tier seinem Halsteil Muskel und Haut zu, die wohl den verschlungenen Teil der Beute erfassen und nach hinten drücken sollen. Endlich sind die Vorderbeine überwunden, noch eine Pause, und in wenigen Minuten verschwindet der Rest in dem häutigen Sack. Von dem ganzen Hasenschmaus schaut nur noch das Bein heraus. Sichtlich wird jetzt der Speiseballen von der zweckmäßig arbeitenden Muskulatur in den Magenschlauch gedrängt. Der Schlangenkopf ist freilich während der Mahlzeit etwas aus dem Gefüge geraten. Der ganze Unterkiefer sieht aus wie gebrochen. Es bedarf schon einiger Gähnbewegungen, ehe sich die Knochenspangen wieder in ihre richtige Lage gerenkt haben. Die überdehnte „Unterlippe" hängt aber noch eine ganze Weile an den Seiten herab, wie bei einem alten Mann, der zeitlebens die Pfeife im Mund gehabt hat. Tags darauf liegt das Reptil mit aufgeblähtem Leib in einer Ecke und hält Siesta. Nach einer Woche hat die Schlange oft schon einen Teil ihres Fraßes bis auf die Krallen und das zu Filz verdichtete Haar vollständig verdaut.



Ruhende Abgottschlange.



Siesta der Netzschlange, nachdem sie zwei Schweine verschlungen hat.



Frühlingstage in Wiesbaden: Kurpromenade. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Wie die Schokolade entsteht. / Mit acht Abbildungen, davon fünf nach Zeichnungen von Felix Wyczisk.



Reinigen und Auslesen der rohen Kakaobohnen.



Kakaobaum mit Früchten.



Die fertigen Schokoladetafeln.

Zu den beliebtesten Nahrungs- und Genußmitteln gehört die Schokolade, und es bedeutete während des Krieges für viele Menschen eine schwere Entbehrung, als die Herstellung der Schokolade infolge des Mangels an Rohstoffen während mehrerer Jahre fast unmöglich war. Jetzt ist sie schon lange wieder zu haben; die Fächer und Vitrinen der Schokoladengeschäfte sind gefüllt mit Kakao, Tafelschokoladen und Pralinen.

Allen denen, die Schokolade in fester oder flüssiger Form genießen, mag es interessant sein, zu erfahren, woher die Schokolade stammt, wie sie entsteht und gewonnen wird. Ihre Urform ist bekanntlich der Kakao. Er wird aus den Samen des Kakaobaumes, den Kakaobohnen, gewonnen. Der Kakaobaum erreicht eine Höhe von 5 bis 15 m. Seine gurken- oder melonenartigen Früchte sind 10 bis 20 cm lang und 5 bis 10 cm dick. Sie enthalten unter der dicken, lederartigen Schale ein saftiges, angenehm säuerliches Mark und in diesem 20 bis 70 quer übereinanderliegende, zusammengedrückte, bohnenartige Samen. Da der Kakaobaum eine mittlere Jahrestemperatur von 22° Celsius sowie große Luft- und Bodenfeuchtigkeit verlangt, kann er nur in den Tropen gedeihen. Die Spanier fanden schon am Anfang des 16. Jahrhunderts, daß der Kakao in Mexiko bereits ein Jahrtausend bekannt sein mußte. An der Gesamtproduktion des Kakaos, die gegenwärtig ungefähr 4 Millionen Zentner beträgt, ist Amerika zu ungefähr drei Vierteln beteiligt. Von den übrigen Teilen der Welt kommen in Westafrika nur die Insel San Thomé, Kamerun und das britische Akkragebiet, in Asien besonders Ceylon und Java in Betracht.

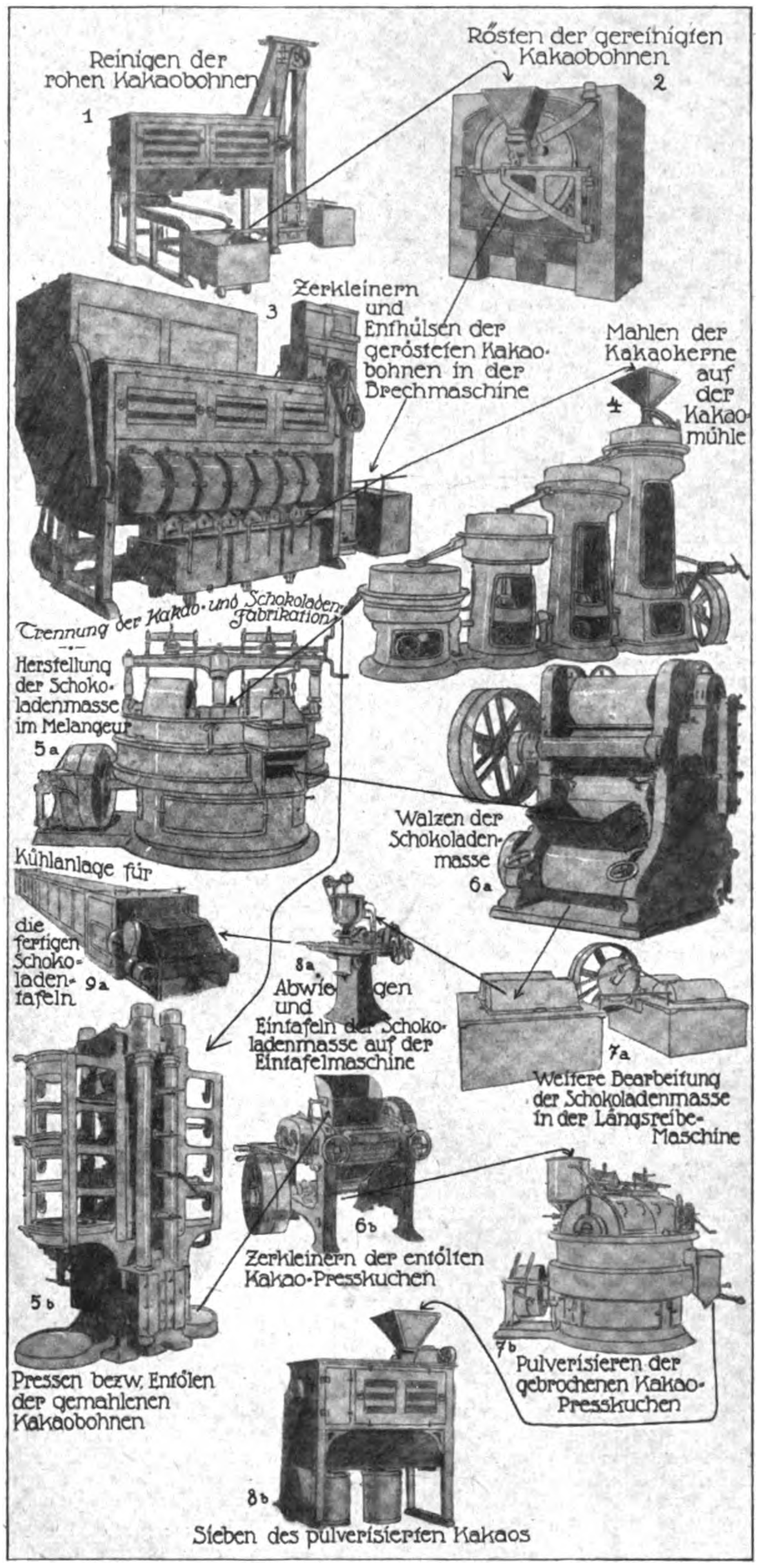
Die den reifen Früchten entnommenen Bohnen werden „gerottet": man läßt sie entweder in der Erde oder in besonderen Trögen samt dem Fruchtmark leicht gären. Dann werden sie an der Sonne oder in besonderen Apparaten getrocknet und später von dem anhängenden Fruchtmark befreit. So kommen die Kakaobohnen in den Handel und in die Fabrik.

In der Schokoladenfabrik werden die Kakaobohnen zuerst von allen Unsauberkeiten, wie Staub, Fasern und dergleichen, befreit und sodann geröstet. Hierdurch erhalten sie ihren angenehmen Geruch und Geschmack, werden außerdem trocken und spröde, so daß sich die Schalen sowie die unverwendbaren Keime und Zellwände leicht lostrennen lassen. Der von seinen Schalen und sonstigen Abfällen befreite, in grobe Stücke zerbrochene Kakao enthält ungefähr zur Hälfte Kakaobutter, ein Fett, das schon bei 30° Celsius flüssig wird. Daher werden die scheinbar trockenen Kakaostückchen, wie sie aus der Brechmaschine kommen, beim Mahlen auf der erhitzten Kakaomühle nicht pulvrig, sondern dünnflüssig, natürlich nur solange die Masse, von der stark erwärmten Mühle kommend, sich noch in warmem Zustande befindet. Beim Erkalten wird die Kakaomasse hart. Bis hierher ist die Behandlung eine gleichartige, mochte die Kakaomasse zur Schokoladen- oder zur Kakaobereitung bestimmt sein.

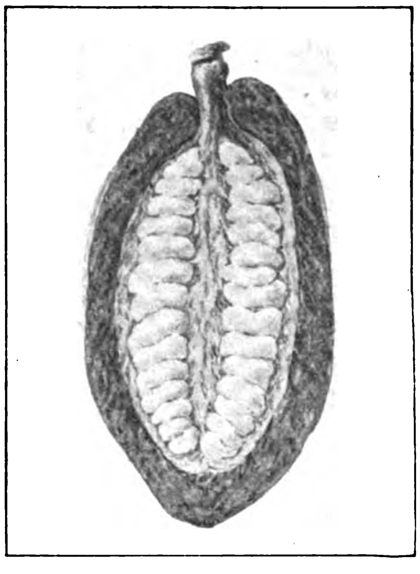
Um Schokolade zu fabrizieren, wird die von der Kakaomühle kommende erwärmte, also ebenfalls dünnflüssige Kakaomasse in großen Maschinen mit ungefähr gleichen Teilen Zucker und kleinen Mengen feiner Gewürze, wie Vanille, Nelken, Muskat, teilweise auch mit Kakaobutter vermischt und dann auf einer Anzahl Walzen- und Reibmaschinen verarbeitet, bis die gewünschte Feinheit erreicht ist, ein Prozeß, der tage-,



Zweig des Kakaobaums.



Schematische Darstellung der Kakao- und Schokoladenfabrikation. (1 bis 4 und 5a bis 9a Schokoladenfabrikation. 1 bis 4 und 5b bis 8b Kakaoherstellung.)



Aufgebrochene Kakaofrucht.



Überziehen der Pralinen in der Maschine.

bei feinen Sorten wochenlang dauert. Mit Hilfe automatisch arbeitender Teilmaschinen wird die Schokoladenmasse in bestimmte Gewichtsteile zerlegt sowie von der in ihr eingekapselten Luft befreit und in Weißblechformen von verschiedener Gestalt gedrückt. Auf sogenannten Klopftischen, die fortwährend in schüttelnder Bewegung sind, wird die Schokolade gleichmäßig in die Formen verteilt. Dann läßt man die Schokolade rasch erkalten; sie wird starr und hart, und sie hat nunmehr, wenn sie der Form entnommen wird, die Gestalt von Tafeln, Stangen, Plätzchen, Tieren, Zigarren u. a. angenommen, je nach der Form, in die sie verteilt worden ist.

Anders verfährt die Kakaofabrikation. Durch hydraulischen Druck wird die Kakaobutter aus der Kakaomasse herausgepreßt. Die Kakaobutter ist ein sehr wertvolles Nebenprodukt, ein Fett, das nie ranzig wird, und das man zum größten Teil zur Herstellung leichtschmelzender Speiseschokoladen sowie für die zur Pralinenherstellung nötige dünnflüssige Schokolade benutzt. Die entölte Kakaomasse ist durch den gewaltigen Druck fest zusammengepreßt worden. Sie wird zunächst in grobe Stücke zerbrochen und dann weiter zu staubförmigem Mehl zerkleinert. Etwa noch vorhandene Klümpchen werden in Siebmaschinen abgesondert, so daß nun das ganz fein zerriebene Kakaopulver zum Verpacken und Versenden fertig ist.

Aus der Fabrik gehen schließlich die Schokoladen und Pralinen in alle Welt, um Tausenden von Menschen Nahrung und Genuß zu bieten, und wer einer Dame eine Tafel Schokolade oder eine Schachtel Pralinen überreicht, wird immer auf ein liebenswürdiges Lächeln der Dankbarkeit rechnen können.



Überziehen der Pralinen durch Handarbeit.

Die Mutter Gottes. / Eine Legende von Johannes V. Jensen.

Einzig berechtigte Übertragung von Werner Peter Larsen.

Irgendeinmal vor vielen Hunderten von Jahren, wann, weiß man jetzt nicht mehr genau, geschah es, daß ein Jäger, einem Wild auf der Spur, sich in einem Wald verirrte und in Gegenden kam, die sein Fuß vordem noch niemals betreten hatte.

Und als er sein Wild erjagt hatte und sich niederkauerte, um, wiewohl von der langen Jagd erbost, endlich einmal wieder zu ruhen, fiel es ihm auf, daß die Bäume um seine Ruhestätte so unendlich viel höher und schöner waren als alle anderen, die er vordem gesehen: es waren lauter große, schlanke, prächtige Bäume, vor deren Stämmen sich ein wahrhafter Teppich von Blumen ausbreitete, ganz als wenn alle guten Geister des Waldes sich an diesem Orte ein Stelldichein gegeben hätten ...

Die mächtigen, schlanken Stämme schlossen ihre Kronen hoch droben zu einem unabsehbaren, grünen Zelt, das den Himmel nicht durchblauen ließ, seinem Licht jedoch Einlaß gewährte, und es war in diesem Laubzelt so unsagbar still, daß es beinahe war, als würde selbst der leiseste Vogelruf meilenweit in die Ferne schallen ... Ja, so still war es. So still war es, daß man fühlen mußte: jetzt bist du meilenweit im Wald verloren, und um dich ist nichts als Wald und Wald und immer wieder Wald — wohin du dich auch wendest — Wald, Wald, Wald, von drei Seiten; wenn du aber genau acht gibst, so hörst du von der vierten ein fernes Brausen und Rauschen, und das ist das Meer ...

In einer Senkung unterhalb der Baumriesen stand das Waldunkraut ellenhoch, und es schien dem Jäger, daß dies seine Stelle sei; er drückte den Becher ins Moos, bis daß er voll Wasser gelaufen war, schlürfte ihn durstig aus, begab sich sodann zu dem Hirsch zurück, den er geschossen, und begann, das Messer bald in den Händen und bald zwischen den Zähnen, das schwere, kaum erkaltete Tier zu enthäuten. Dann zerteilte er es, hing Stücke davon am nächsten Baum auf, schnitzte sich einen langen Stab und begann an diesem die Nieren des Hirsches über dem Feuer zu rösten — alles in tiefem Schweigen, wenn man so will, notgezwungen: weil ja doch niemand in der Nähe war ...

In einem Baum gerade über dem Jäger hatte ein ausgefallener Ast ein Loch hinterlassen, und in diesem Loch hatte sich ein Star eingenistet, der von Zeit zu Zeit aus seiner Wohnung hervorkam; er flog dann fort, irgendwohin in die Ferne, kehrte nach einiger Zeit zurück, schoß, mit mehreren Würmern im Schnabel, wie ein aus tausend Schritt abgesandter Pfeil in sein Wohnloch hinein und machte, daß drinnen im Loch ein lang andauerndes helles Gepiepe entstand ...

Der Jäger verspeiste sein Mahl in Ruhe, warf einen Blick auf den Himmel, um die Zeit festzustellen, und sah, daß es kaum über Mittag war. Und so prächtig still war es ringsum — nichts als Bienensummen in den Blumen und Gräsern; er gähnte ein wenig, dehnte die Glieder und streckte sich aus, um nach der anstrengenden Jagd ein Stündchen zu ruhen.

Als er erwachte, war es schon spät. Er sprang auf. Der Wald stand in seiner ganzen Weite in Dämmerung, und die Dämmerung wob sich mit bläulichen Schleiern von den Wurzeln bis zu den Wipfeln hinauf — aber ganz hoch droben, über den letzten, fernen Baumkronen, lag doch noch ein leiser, goldiger Abglanz der scheidenden Sonne. Und ein feiner, kühler Wind ging durch das Laub, und es war, als schüttele er das lachende Blau des Himmels und das Purpurlicht der sinkenden Sonne, ohne lange abzuwägen, wahllos durcheinander. Und die Vögel, die vordem drunten auf den unteren Ästen der Bäume gesessen hatten, waren nunmehr in die Kronen hinaufgesprungen, und drunten auf dem Boden des Waldes war alles dunkel und still.

Ja, der Jäger sah wohl ein, daß er sich verschlafen hatte, denn es würde immerhin eine Weile dauern, bis er mit einem Gewicht an Fleisch, weit größer als sein eigenes, auf ungebahnten Wegen wieder bewohnte Gegenden erreichte; er begriff sehr wohl, daß ihm nichts anderes übrigbleiben werde, als im Walde zu nächtigen. Aber schließlich — warum denn auch nicht? So blieb er denn eben, wo er gerade war! Er hielt Umschau nach einer Baumgabel, in die er sich hineinsetzen und, also reitend, die Nacht verbringen könne, wenn dabei auch von Schlaf nicht viel die Rede war. Und als er eine passende Schlafgelegenheit gefunden, häufte er noch Reisig in Fülle auf das Feuer, über dem er sein Essen bereitet, und richtete sich so behaglich ein, wie es gerade ging, wiewohl er eigentlich keine Ruhe finden konnte.

Der Wald war nach dem Verschwinden der Sonne so seltsam düster und starr geworden, und es war, als verdicke sich die Luft von allerlei unfaßbaren, unnennbaren Dingen, die sich um die Abendstunden in ihr gesammelt hatten. Und das Feuer schien einen wilden, aussichtslosen Kampf gegen das andrängende Dunkel zu führen: je heller es aufflackerte, um so finsterer wurde der Wald, so daß es dem Jäger bald war, als sitze er eingeschlossen in einer erleuchteten Höhle, während draußen nur undurchdringliche, feindselige schwarze Nacht war.

Und da — hörte er plötzlich Schritte.

Er griff nach dem Bogen, sprang auf und stand hochaufgerichtet da — mit dem furchtbaren, gespannten Gesicht dem Dunkel zugewandt, halb Furcht und doch halb Herausforderung an den unsichtbaren Feind —; so wartete er. Und die Schritte verstummten; nur der Wald rauschte — nur der Wald ...

Und dann ein Klagelaut — ganz in der Nähe.

Er fuhr zusammen und spannte mit dumpfem Brüllen den Bogen in der ganzen Länge des Pfeils.

Und wieder der gleiche Laut.

Und plötzlich sieht er: in den Kreis des Feuers tritt langsam, wie suchend, eine Gestalt, ein Weib, und setzt sich nieder, nachdem sie gesehen, daß er sie bemerkt hat. Ihre Zehen sind halbverdeckt vom Gras.

Ha, der lange Pfeil mit der Eisenspitze würde einen Stier durchbohren, wollte man ihn auf diese Entfernung abschießen — und sie schien ihn erwartet zu haben, aber der Jäger holt nur einige Male tief Luft, legt Bogen und Pfeil beiseite und tritt langsam auf sie zu.

Sie war ein Weib, ein blutjunges Weib, das sich auch verirrt hatte im Walde und vom Schein des Feuers angelockt war. Und sie kannten sich nicht. Sie kannten sich nicht, denn sie war von einem anderen Volk als er — sie konnten nicht einmal miteinander reden — aber wozu brauchten sie auch zu reden? Sie verstanden sich auch so, und es währte nicht lange, da saß das fremde Mädchen bereits am Feuer und drehte geschäftig das dampfende Fleisch des Hirsches am Spieß.

O ja, es war wohl doch gut gewesen, daß sie einander so getroffen hatten — so in der Wildnis. Denn es ist gewiß nicht gut, allein zu sein, wenn man in die Irre gegangen ist und die Nacht im Freien verbringen muß. Dann wird der Wald, wenn es dunkelt, bisweilen unheimlich — irgendwo von einem hohen Baum krächzt der Uhu herab, so daß es einem durch Mark und Bein geht, selbst wenn man weiß, daß es nichts als ein Uhu ist — irgendwo geistert ein Lichtstrahl in den Baumwipfeln herum — ein Irrlicht, oder der Mond vielleicht — große, runde, glühende Augen sehen einen hinterrücks an — in solchen Fällen ist es für Menschen, für ein Menschenpaar, das müde geworden ist vom Wandern, und das fröstelt vom Tau, das beste, wenn es sich vor der Nacht der Wälder verbirgt — wenn das eine die Arme um den Hals des anderen schlingt, ein frischgehäutetes Hirschfell über die Augen zieht und so, eng aneinandergeschmiegt, abwartet, bis der Mond die Bahn durchmessen hat, die ihm vorgeschrieben ist zu durchmessen, bis es bei uns wieder Tag werden kann.

Sie erwachten vom Schlagen der Finken und vom hellen Sonnenlicht, das den herrlichen Frühlingsmorgen vergoldete, und sahen, noch liegend, zu den riesigen, uralten Bäumen empor, die ihre grünen Arme wie im Gruß zu ihnen hinabstreckten. Dann richtete sie sich auf, schüttelte ihr Haar, sah verwundert um sich und sagte leise nur die eine Silbe „Ih!"

Sie blieben zusammen, die beiden, die die Nacht vereint hatte, und keines schritt mehr den Weg zurück, den es gekommen war; an der Quelle unter den großen Bäumen schlugen sie sich als freie Jägerfamilie nieder, und es machte ihnen keinerlei Mühe, ihr Leben den Sommer über zu fristen, für den Winter aber legten sie sich eine Erdhöhle an, ohne jemals den Wunsch zu verspüren, andere Menschen zu sehen. Zu was brauchten sie andere Menschen? Zu was Freunde? Der Wald vertrat ihnen die Freundesstelle, und sie liebten seinen weiten, grünen Saal mit den starken, alten Bäumen, weil sie sich selbst und einander in ihm gefunden hatten.

Und als der Spätsommer ins Land ging, da zeigte es sich, daß das fremde Mädchen Mutter werden solle, wie sie selbst meinte, von den Himbeeren, die sie gegessen hatte, denn als das neue Wesen sich ankündigte, hatten sie gerade tief drinnen im Dickicht Himbeeren gegessen, und so mußte also wohl das die Ursache sein. Sie hatte sich ganz vollgegessen, und so war es gekommen: sie wurde von Tag zu Tag voller und voller.

Sie gebar das Kind mitten im Winter und schlug es in das weiche Fell eines Zickleins ein. Es war ein kleines, warmes, feuchtes, rosiges Dingelchen, das gleich nach der Geburt mit einem hellen, silbernen Stimmchen zu zwitschern begann, wie in der ersten Morgenfrühe die Vögel zwitschern, und es hatte winzig kleine Händchen, an denen die Nägel wie rosige Knospen blühten, einen Haarflaum wie Sonnenschein, Augen so blau wie der Frühlingshimmel und einen sorgenvollen Mund, der lange tastete und suchte, bis daß er die Brust der Mutter gefunden hatte.

Wie ein grimmiges Unwetter war es durch die Erdhöhle gegangen, als die Wehschreie der Mutter in ihr widerhallten, nun aber war es still und friedlich geworden, und nur das Kind zwitscherte leise, traumhaft vor sich hin, wie die Vögel in der ersten warmen Frühlingsnacht zwitschern, wenn die großen Stürme ausgerast haben, die das Eis von der Küste losreißen und die mächtigsten Bäume des Waldes knicken.

Und das Erste, was das Kind von der Welt zu Gesicht bekam, war denn auch der Frühling. Als die Knospen der Bäume gesprungen waren, trug die Mutter es in den Frühling hinaus und zeigte in überströmender Freude seine blauen Augen dem Himmel, sein goldiges Haar der Sonne und seine rosigen Händchen den wiedererwachten seligen Buchen.

In späterer Zeit entsann sich das Kind nicht mehr an seinen ersten Gang auf der Mutter Arm in den Frühling; es hatte ihn vergessen, wie man Dinge vergißt, die unwichtig scheinen, aber das Frühlingswunder war dennoch in ihm geblieben und wanderte mit ihm allezeit durch das Leben hin.

Da konnte kein Zweifel sein: es war ein prächtiger Knabe, den die glückliche Mutter zur Welt gebracht hatte, und der Jäger war außer sich vor Freude über seine Gefährtin und sein blauäugiges Frühlingskind.

Nun, da es wieder warm ist, sitzt sie draußen im Freien, am Hang unter den alten Bäumen, die wie mächtige, grüne Feuer in der Maiensonne lohen, an genau derselben Stelle, wo sie vor Jahresfrist den Jäger getroffen, und im Arm wiegt sie den Sohn, ihren dürstenden Sohn, der vor Anstrengung keucht und schnauft, während ihm die Milch, die er auf einmal nicht bewältigen kann, in zwei feinen, weißen Strahlen aus den Nasenlöchern schießt. Satt und warm liegt er mit den nackten, dicken Beinchen auf der Mutter Knie, und nur hin und wieder, wenn er gar zu gesättigt ist, hebt sie ihn lachend und voller Bewunderung in die Luft und schüttelt ihn, damit die Milch sich setze und für mehr Platz mache. Und von beiden geht ein süßer, berauschender, satter Duft aus, wie ihn die hohen, leuchtenden Buchen ausströmen, wenn die Zeit ihrer höchsten Blüte gekommen ist. Mit zwei Fingern an der Brust und einem Traum von Glück in dem süßen, strahlenden Antlitz, verfolgt der Blick der Mutter den Flug des Stares, des schwarzglänzenden Vogels, der, mit Regenwürmern im Schnabel, in dem hohlen Baum ein- und ausschlüpft, unermüdlich am Werke, für seine Kinder zu sorgen...

Der Vater sitzt zu den Füßen von Gottes Mutter, hingekauert ins Gras, in stumme Anbetung verloren. Und wie der berauschende Duft der Bäume und sein übervolles Herz und die Sonne und der Vogelsang und das herrliche Bild von Mutter und Kind ihn überwältigen, fallen seine Augen mählich zu, und gesättigt von Glück, schlummert er friedlich ein...

* * *

Als er erwachte, waren Hunderte, ja Tausende von Jahren vergangen.

Er war nicht mehr im Walde, sondern in einem weiten, luftigen, dämmerigen Raume, in dem hohe, lichte Säulen, eine neben der anderen, sich in immer neuen Hintergründen von Säulen verloren und sehnsüchtig gen Himmel strebten, um sich hoch, hoch droben, wo sanfter, bläulicher Rauch wogte, in versteinertem Blattwerk zu verlieren. Durch hohe, schmale Fenster fiel das Licht in allen Regenbogenfarben in den Raum, in blauen, grünen, roten und gelben Strahlen; sah man jedoch näher hinzu, so gewahrte man, daß es eigentlich kein Licht, sondern große, überirdische Figuren waren, die in himmlischem Glanze strahlten, kronentragende Männer und sanfte, beschwingte Frauen, die in den farbigen, leuchtenden Bildwerken ihr Denkmal gefunden hatten. Weit fort, am fernen Ende des Raumes aber brach sich alles Licht in einer gewaltigen, köstlichen Rose, die zusammengesetzt war aus so kunstvollen Mustern, als habe die Formkunst der ganzen Welt an ihr mitgeschaffen, und diese Rose war das Abbild der Sonne, die in allem Bestehenden wiederkehrt und Abendrot und Morgenrot der Ewigkeit in einem ist.

Hoch droben an den Pfeilern und in den dämmerigen Nischen, die in die Mauern eingebaut waren, leuchteten die Standbilder von Menschen, von toten Fürsten, von Kriegern und von frommen Männern, die hier in Stein ihr Leben weiterlebten, nachdem sie selbst längst zu Staub zerfallen waren; sie redeten eine stumme und doch so eindringliche Sprache von der ewigen Sehnsucht, ewig zu leben, selbst dann noch, wenn die Seele sich dem Gesetz der Vergänglichkeit längst hat beugen müssen. Aber nicht die Menschen allein, nein, auch die Tiere des Waldes waren in diesem Raume zusammengekommen, um Stein zu werden und nicht zu vergehen; sie schauten aus den Sockeln und Laubranken der Säulen, Hirsch und Wolf friedlich nebeneinander; sie lugten aus den Waffenschilden und den stilisierten Zeichen der Adelswappen, die soviel ursprüngliche Jagdfreude in sich bergen, hoheitsvolle Adler, Eber, Raben und prankenstreckende Löwen; alle möglichen Fabeltiere, die die Welt nie gesehen, lebten hier, in Stein gehauen, Drache, Roßgreif und Einhorn, ja, alle Schrecken und Spukgestalten der Nacht hatten sichtbare Form angenommen und sahen von den Kuppeln, Mauern und Säulengängen herab. Ganz zu oberst im Allerheiligsten des Raumes aber strahlte das Zeichen der Nacht und der Einsamkeit, das Zeichen des höchsten Geistes, das man wohl hinter seinem Rücken zu ahnen vermag, bei dessen Anblick man jedoch sterben würde — das frei in der Luft schwebende Auge.

Und wunderliche Laute zogen dahin durch den Raum ... Es war wie ein gewaltiges überirdisches Sausen, das von den Säulen und Schwibbögen herabfloß, als singe und spiele die ganze zu Stein gewordene Wasserkunst, ein Sausen, in dem man vermeinte, die Stimmen aller Himmel zu vernehmen und das dumpfe Branden des Meeres in der Ferne, eine Hymne, in der das helle Zwitschern der Vögel und der tiefe, brummende Baß der Vierfüßler waren, vereint mit ganzen Heerscharen von menschlichen Stimmen, mit jubelnden Kinderstimmen und mit tiefen, dunklen Chören zu Grabe wandernder Männer. Das, was kein Sterblicher mit Namen zu nennen vermag, das Gewaltige, Übermächtige, Unfaßbare, das aus dem Winde singt und aus den Sternen, aus den Jahreszeiten und aus unserem Blut, und zurückbleibt, selbst wenn die äußere Hülle längst zerfallen ist, das sang in Tausenden von Tönen durch diesen Raum und war doch wiederum nur ein Ton, ein flüchtiger Hauch der Ewigkeit.

Auf dem Ehrenplatz in diesem gewaltigen Kunstwerk von Farben, Tönen und Düften aber thront die Mutter Gottes. Sie ist hinfortgenommen von der Erde und emporgehoben auf einen Thronsessel von Elfenbein, der geschnitzt ist aus den Stoßzähnen Hunderter von Elefanten; sie ist in die köstlichste Seide der Welt gekleidet, für die Hunderttausende von Larven ihr blindes Puppenleben hingegeben haben, und auf dem Haupt trägt sie eine Krone von Edelsteinen, deren jeder einzelne das Leben von Menschen gekostet hat, weshalb sie so hart und unversöhnlich funkeln, wenn sie sich auf ihrem Scheitel zu einer Krone der Unschuld vereinen. In ihrem Arm hält die Mutter Gottes ihren Sohn, aus dessen Haupt drei leuchtende Sonnenstrahlen brechen, während seine Hand mit einem Apfel spielt, als dem Sinnbild dessen, daß er der Anfang und das Ende aller Fruchtbarkeit ist. Dieser Sohn Gottes hat nichts von einem Geist an sich; er ist ein Knabe, wie alle Knaben sind, und liegt satt und pausbackig und glücklich da auf den Knien seiner Mutter, die mit heiligem Mutterlächeln auf ihn hinabsieht, mit diesem göttlichen Lächeln, das durch alle Zeit und Ewigkeit fortlebt in dem Staunen einer jungen Mutter über das Wunder, das sich an ihr vollzogen hat.

Vor dem Throne der Mutter Gottes kniet ein Greis, in tiefinnerliche Betrachtung versunken, in einen rauhen Kittel gekleidet und mit einem groben Strick gegürtet, aber um sein kahles Haupt, das die Schere der Jahre schor, leuchtet erhaben die Gloriole seliger Verklärung. Es ist ein uralter Einsiedler und Pilgersmann, der Jahrhunderte in grüblerischer Abgeschiedenheit verbracht und Jahrhunderte die Welt durchwandert hat, um den Weg zur Wahrheit und mit ihm den Weg in eine bessere Welt zu finden.

Und wie er da nun vor Gottes Mutter in himmlischer Verzückung kniet, da vollzieht sich endlich das, wonach er sich sein Leben lang gesehnt hat, wie der Liebende sich nach der Vereinigung mit der Geliebten sehnt: er fühlt, daß er sterben muß, daß endlich, endlich der Staub zerfällt, daß er herrlich befreit in die Ewigkeit eingehen wird . . . die letzten, schwachen Kräfte verlassen ihn, und mit einem seligen Lächeln sinkt er vor dem Bildnis der Gnadenreichen zusammen. . .

Licht! Licht! Sein letztes Gefühl ist, daß er in Licht wandelt, in dem goldenen Licht weiter, rauschender Buchenwälder, und das Letzte, was sein Ohr vernimmt, ist ferner, verklingender Finkenschlag. . .

Das Los. Von Hans Bauer.

Tilly wollte mit mir ein Los spielen. — Ich schlug ein halbes vor.

„Huch nee", meinte Tilly, „125 Mark! Hundertfünfundzwanzig Mark! Das ist mir viel zu teuer!"

Ich schlug vor, daß ich 100 Mark, sie 25 Mark zahle.

„Und dann teilen wir?"

„Dann teilen wir allerdings, aber prozentual!"

„Was denn, also jeder die Hälfte?"

Unsinn: ich erhielte dann natürlich von dem abzuwartenden Gewinn vier Fünftel, während sie ein Fünftel erhielte.

So dumm! Sich mit einem Fünftel dann abspeisen zu lassen! Für wie dumm ich sie denn eigentlich hielte.

Dann sollte sie eben 62,50 Mark zahlen von dem Einsatz.

Fiele ihr gerade ein. Ein so teures Los. Und außerdem: die teuren Lose gewännen manchmal gerade nicht, während die billigeren etwas machten. Oder ob es nicht schon vorgekommen sei, daß einer mit einem 25-Mark-Los das große gezogen habe, während einer mit einem ganzen Lose sitzengeblieben sei, klebengeblieben sei, nichts erhalten habe, eine Niete gezogen habe? He?

„Aber natürlich ist das schon vorgekommen. Und wird in alle Ewigkeit vorkommen. Nur ist das kein Beweis dafür, daß man mit dem halben Lose schlechter fährt. Die Chance, damit sitzenzubleiben, ist natürlich genau so groß wie die beim Zehntellos, aber . . ."

„Aber, aber: genau so groß ist sie also?" Und deshalb 125 Mark dafür ausgeben, wo ich eben selbst gesagt hätte, daß die Chance genau so groß sei.

„Die Chance, sitzenzubleiben: jawoll; aber nicht die Chance, zu gewinnen. Wo ich beim Zehntellos 500 Mark gewinne, gewinne ich beim halben 2500 Mark."

Erst einmal gewonnen haben! Oder ob ich ihr die 2500 Mark schon zeigen könnte! Und es könne doch eben sein, daß man nicht gewänne. Jedes zweite Los sei eine Niete. Und dann sei man mit 125 Mark dringeblieben, während man beim Zehntellos nur 25 Mark eingebüßt habe . . . oder sogar das große Los gezogen habe.

Herrgott ja, natürlich; aber das sei ja schon alles erörtert. Die Chance, zu gewinnen oder zu verlieren, sei beim halben und beim Zehntellos absolut gleich, aber beim eventuellen Gewinn sei die absolute Gewinnchance beim halben größer als beim Zehntellos, und deshalb wollte ich ein halbes Los.

„Aber, wer sagt denn, daß du gewinnst?"

Ich hole tief Atem und sage, daß ich ein halbes Los allein nehme.

Sie sagt verbiestert, daß sie ein Zehntellos allein nehme.

— —

Tilly gewinnt in der dritten Ziehung ein Zehntel von 10000 Mark. Ich gehe leer aus. Ich bin seitdem völlig unmöglich bei Tilly.

Das Buch der Kindheit.

Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter.

Die Silberhochzeit. (Schluß.)

In der Entwicklung jeder Familie gibt es Tage, an denen sie ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint, alles Gedeihen wie in einem Brennpunkt sammelt und sich strahlend und froh der Welt offenbart. Und wie in des Sommers prächtigster, blütenreichster Zeit sich schon ein leises Welken vorbereitet, so steht auch das Schicksal mit seiner erhobenen Hand nur zu oft hinter dem festlichen Tage. . .

Die Silberhochzeit in Althaldensleben bedeutet einen stolzen Höhepunkt für die Familie Nathusius. Eine leuchtende Septembersonne lag über dem Park und seinen glatt gefegten Wegen. Sie schien golden in alle Stuben. Das weitläufige, sich um den geräumigen Innenhof schließende Klostergebäude war angefüllt mit Verwandten und Freunden jeden Alters. In den zahllosen, an den langen Korridoren gelegenen Nonnenzellen — den Logierzimmern — schmückte man sich zum Fest. Hüben bei Landrats und drüben bei der alten Madame Nathusius wurden die langen Frühstückstafeln nicht leer. Die Wagen rollten ab und zu und brachten immer neue Gäste. Die Jungfern und die Diener liefen und sprangen mit Heißwasserkannen, mit Blumen, Kuchen und Geschenken. In allen Ecken wurde gelacht und geflirtet, und alle die kleinen Apostel liefen frisch gewaschen und glatt gekämmt in knittersteif gestärkten Kitteln selig in dem Wirrwarr umher. Wir Reuters wohnten ja freilich im Dorf bei Tante Gustchen, aber man kann sich leicht vorstellen, daß auch wir die Gelegenheit nicht versäumten, uns im Mittelpunkt der Ereignisse aufzuhalten. Von Matthäus sah ich freilich kaum etwas. Er bewegte sich in der Welt der Erwachsenen. Und es gab da

blonde und braune Kusinen — rosige und bleiche, glatt gescheitelte und lockige, junge und ältere Kusinen — benen er sich als Sohn des Hauses ritterlich widmen mußte, von den eleganten Gutsnachbarinnen, den Alvensleben, Schulenburgs, Veltheims ganz zu schweigen. Zuweilen hörte ich irgendwo sein fröhliches Gelächter und wunderte mich ein wenig. Er liebte die junge Gräfin — und sie war katholisch — und er hatte ihr entsagt, aber heute schien er nicht an sie zu denken.

Den Kirchgang durch die blumenbestreute Dorfstraße wird keiner vergessen, der ihn geschaut. Dieses Elternpaar — der Mann ein wenig kleiner, zart gebaut, das feine, geistige Gesicht von leicht übergrautem, vollem Gelock und Bart umgeben, an seiner Seite die üppige Muttergestalt der Frau, auf dem glücklichen Haupte das Silberdiadem, geschmiedet aus zwölf Ölzweigen. Denn die Kinder des Mannes, der den Herrn fürchtet, werden sein wie die Zweige des Ölbaumes um seinen Tisch her, singt der Psalmist.

Und sie folgten den Eltern in der heiligen Zwölfzahl: schlanke, schöne Männer in bunten Uniformen, breitschulterige Jungen mit Schülermützen, braunäugige Töchter — und die ganz Kleinen, die sich wichtig an den Händen hielten... Ringsum Gästeschar und die Dorfleute.

Am warmen sommerlichen Abend flammte der Park von einem Feuerwerk, das die Beamten der Herrschaft darbrachten; eine wimmelnde Menschenmasse füllte auch jetzt alle Wege und die Rasenplätze, denn aus der nahen und weiten Umgegend war man herbeigeströmt.

Noch einmal erschien die strahlende Silberbraut neben ihrem Gatten auf dem Balkon, und die lauten Huldigungsrufe drangen zu den beiden empor.

Was war es, das diesem Fest eine so eigene Wärme verlieh? War es die Liebe, die die Menschen genossen, welche aus christlichem Gewissen heraus sozial fühlten und lebten — allzu vornehm empfindend, um den eigenen Vorteil zu wahren, auch wo es notwendig gewesen wäre? War es die seltene Würde und Schönheit, die über Alter und Jugend dieses Geschlechtes ausgegossen war, und die zur Bewunderung zwang?

Dunkles Ende.

Müde und gesättigt von Freude, gingen wir durch die Dorfstraße über die zertretenen Blumen heim. Mein Vater blieb plötzlich stehen, drückte die Hand auf die Brust und rang schwer nach Atem. Allmählich erst war es ihm möglich, seinen Weg langsam fortzusetzen. So geschah es ihm öfter in der letzten Zeit. Sein Herz hatte ihm schon während der Reise in Mecklenburg zu schaffen gemacht. Nach dem Fest mehrten sich die beängstigenden Erscheinungen, und die weißen Kügelchen mit dem schönen Namen wollten nicht mehr helfen. Der alte Herr Rat, der Althaldenslebener Familiendoktor, wurde gerufen. Er tröstete: es sei kein organischer Fehler zu entdecken, und alle Beschwerden seien nervös.

Mein Gott — den Erwachsenen mochte dieser Ausspruch des vielerfahrenen Arztes Beruhigung gewähren. Ich hatte einem der furchtbaren Anfälle beigewohnt. Ich sah den Geliebten blauweiß und schweißbedeckt nach Luft röcheln, sah den kraftvollen Mann ächzend seine Hände in die Schultern von Mama und Tante Gustchen krallen — hörte ihn stöhnen: „Helft mir doch — helft mir doch — tötet mich lieber!“

Nervös? — Ein Wort! Ein leeres Wort für solche Leiden. Als er endlich todesmatt zusammenfiel, erschlafft, doch ruhiger, rannte ich hinauf in mein liebes helles Stübchen und schrie und schluchzte, von Grauen geschüttelt vor der Qual der Welt. Am Fensterbrett, wo ich sonst so gern gelehnt und in den blühenden Garten hinausgeträumt hatte, den ersten zarten Sehnsüchten meines Herzens hingegeben, lag ich nun auf den Knien, die Stirn gegen das Holz gedrückt. Unbändig, leidenschaftlich rang ich mit Gott um das Leben meines Vaters — rang mit dem unbegreiflichen Herrn im hohen Himmel droben, während maßlose Furcht mich schüttelte und wildes Aufbegehren gegen das Menschenlos: den Schmerz auf die Schultern heben und geduldig tragen zu müssen.

Zunächst schien der alte Herr Rat recht zu behalten. Die Anfälle wurden gelinder, seltener, blieben dann ganz fort. Papa erholte sich.

Zaghaft, mit innerem Bangen fragte meine Seele, ob es wirklich wahr sein könne, was fromme Christen von Gebetserhörung zu berichten wußten, und ob ich wohl auch so begnadet worden sein könne. Wie unwürdig erschien ich mir, welche Verpflichtung wurde mir nicht auferlegt!

Papa begann von Abreise zu sprechen, die Winterpläne wurden festgesetzt.

Mama sollte das Haus von Tante Gustchen vorläufig weiterbewohnen, damit die in verschiedene Lehranstalten verstreuten Kinder ein Ferienheim behielten. Erst wenn ich erwachsen aus dem Institut in Wolfenbüttel entlassen wurde, sollte die Rückkehr nach Ägypten stattfinden.

Inzwischen erlag Philipp Nathusius, der romantische Politiker und Menschenfreund, der Gatte Mariens, in Mentone seinem Lungenleiden. Bei der Großmutter erschienen ein paar traurige Kusinen in schwarzen Kleidern und richteten sich dort häuslich ein. Bei ihrem Anblick ergriff mich ein seltsam starkes Triumphgefühl — töricht, ungerechtfertigt und doch so tief menschlich. Der Verstand mag es mit guten Gründen ableugnen — der sieghafte Triumph des Verschonten gegenüber dem vom Schicksal Getroffenen gehört zu den Urgefühlen des menschlichen Herzens. Leider. Dem seelisch Kultivierten gesellt sich solchen Urgefühlen sofort die Scham bei, aber sie hindert ja nicht mehr die erste Empfindung.

In großen Familien wohnen Leben und Tod dicht beieinander. Und so wollte man in der Mitte des Oktobers im benachbarten Schloß Hundisburg die Vermählung einer Tochter festlich begehen. Die Großmutter hatte bestimmt, daß in den Hochzeitsvorbereitungen nichts geändert werden sollte. War doch der Tod

diesen innig gläubigen Menschen nur der Heimgang zum Vater — das Durchschreiten eines dunklen Tores zu lichter, unausdenkbarer Herrlichkeit.

Auch wir waren geladen. Gott weiß, wer auf diesen Gedanken verfallen war — ich sollte in einem der lebenden Bilder, die zum Polterabend geplant waren, eine Rolle übernehmen, zusammen mit Matthäus. Das Bild hieß „Eifersucht", und Matthäus sollte von seiner Schäferin fort zu mir hinüberschauen. Ein phantastisches, ländliches Kostüm wurde vorbereitet. Es schien, daß die Armee in jenem Jahre nicht allzu strenge Anforderungen an ihre jungen Offiziere stellte — jedenfalls war Matthäus mitsamt seinen Hündchen schon wieder in Althaldensleben anwesend und begann mich fröhlich zu necken. Er werde mir einen Blick zusenden, daß mir ganz schwindlig werden solle — aber ich müsse mit gleichem erwidern — nun, auf den Proben würden wir das schon üben. Vermutlich antwortete ich nur mit einer brennenden Röte auf den Wangen — und dieses Erglühen hervorzurufen, mochte ihm einigen Spaß bereiten. Aber welchen Sturm weckte es in dem kleinen Backfisch, der doch schon zu so heroischer Entsagung durchgedrungen war. Ein Blick — was konnte die Zukunft eines Blickes sein? Doch würde ich je den Mut fassen können, den Blick so zu erwidern, wie er mir im Herzen brannte? Nie, nie — ich ahnte es ja schon — nur wieder diese dumme Schamröte, die auf meinem Gesicht kam und ging — zur Erheiterung der Vettern und Brüder — bei jedem Scherzwort, oft ohne die geringste Ursache, nur durch einen vorüberfliehenden Gedanken hervorgerufen. Und doch erfaßte mich eine Welle von Lebensfrohsinn, von strahlendem Übermut, von spannender Erwartung, so daß ich tanzend durch die Stuben sprang — und hätte ich nur singen können — gewiß, den ganzen Tag hätte ich vor mich hingeträllert. Leider wurde ich an meinen noch kindlichen Zustand durch eine Ohrfeige erinnert, die ich plötzlich auf meiner Backe fühlte, als ich dem Papa eine allzu kecke Antwort gab. Sie verursachte mir mehr Überraschung als Kränkung — ja, ich hatte eine dunkle Empfindung, Papa möge wohl gereizter sein als sonst, so nichtig erschien mir der Grund.

Nach der heiteren Wärme des Septembers war rauhes, regnerisches Wetter eingetreten. In einer Nacht raste der Sturm wild ums Haus. Ein ungeheures Krachen ließ uns aus dem Schlafe fahren. Der größte Apfelbaum des Gartens war von dem Wirbelsturm gebrochen und lag nun mit der Last seiner gelben und roten Früchte quer über den Weg. Weiße Wolken jagten hastig über den rein gefegten blauen Himmel, als ich in der scharfen Morgenfrische mit Papa hinausging, die Verwüstung zu schauen. Lange sah er auf die herrliche, fruchtbeladene Baumkrone, deren zerborstene Äste sich in den Schlamm des Weges bohrten. Seine blauen Augen verschleierten sich — schauten nach innen. „Schwer, schwer," sagte er leise, „so mitten in der Kraft —" Und wandte den Kopf, mit der Hand wischte er Tränen aus den Augen.

Schweigend und langsam gingen wir in den Gartenwegen, ich wagte kein Wort und hörte ihn vor sich hinmurmeln: „Nur noch zehn Jahre — zehn Jahre für die Kinder..." Das war eine Zwiesprache, die nicht mehr mir galt und mich doch namenlos ängstigte.

Aber gleich danach feierten wir fröhlich Papas Geburtstag, wieder waren die Schatten vergessen. Ich erinnere mich des letzten Kirchganges vor seiner geplanten Abreise... Die Eltern zu holen, ging ich ins Schlafzimmer, die Koffer waren schon reisefertig. Die Sonne schien durchs Fenster, und meine Mutter stand in einem braunen Kleide, einen goldbraunen Schleier um das Hütchen, wie in einer Gloriole von Goldstaub und Goldgefunkel, aus dem ihr schönes Antlitz, rosig lächelnd, und ihre braunen Augen wie durchsichtige Goldtropfen hervorblitzten. Papa mochte ihr ein zärtliches Liebeswort gesagt haben, auch auf seinem Gesicht war heitere Freundlichkeit. Und wie er so dastand, den Zylinder bürstete, in seiner freien, weltmännischen Haltung, überkam mich ein ungeheurer Stolz, ein himmlisches Glücksgefühl: Diese beiden Menschen waren meine Eltern! Einer der Onkel hatte kürzlich zu Mama gesagt: „Wenn ich Carl sehe, muß ich immer an den königlichen Kaufmann denken — wie Shakespeare den Antonio nennt." — „Den königlichen Kaufmann!" Das Wort gefiel mir ausnehmend, und es gab kein passenderes für meinen Vater.

Noch um einen Tag verzögerte Papa die Abreise, denn die arme Mama lag wieder leidend zu Bett. Er verbrachte den Abend mit uns, sprach mit Atti und Martin über Schularbeiten, und ich mußte die Verse deklamieren, die ich in dem Polterabend-Festspiel übernommen hatte. Später saßen wir beide allein und lasen, bis er die Uhr zog und mich ins Bett schickte. Es war so traulich gewesen, ich wäre gern noch länger geblieben, und küßte ihn, nicht eben allzu innig. Die Zeit, in der er mich jeden Abend auf seinem Rücken ins Schlafzimmer trug, war noch nicht lange her — und er erinnerte mich lächelnd daran.

In der Nacht erwachte ich von einer Unruhe, die durchs Haus ging. Ich horchte — war da nicht ein Schrei — nein doch, ich hatte geträumt — und versank wieder in Schlaf.

Doch war mir bange, als ich des Morgens erwachte... Weinte nicht jemand — ganz laut schluchzend? Ich griff nach meinen Kleidern, das Mädchen öffnete die Tür, verschwand gleich wieder — nun kam die kleine Tante Guste ins Zimmer... Gott, mein Gott, wie sie aussah. —

„Mein Kind — mein armes Kind!" Sie nahm mich an ihr gutes Herz und konnte doch nicht helfen.

Der Vater war in der Nacht am Herzschlag verschieden.

Wieder lag ich am Fenster auf den Knien, den Kopf auf das Fensterbrett gedrückt, und rang die Hände und bettelte und flehte, betete und glaubte an ein Wunder... Ich spürte es so deutlich, wie sich das alles ereignete. Wie selig meine Mutter sein würde, wie zart und lind wir mit dem Wiedererwachten umgehen würden — meine Tränen hörten auf zu tropfen. Ich wartete auf das Wunder.

Wieder das verdunkelte Zimmer, wie einst beim Tode der kleinen Schwester — die Möbel entfernt — die Kühle von den großen Eisstücken, der widerliche Geruch des Karbols, vermischt mit Tannen- und Blumenduft... Und das üble schreckliche Gefühl in der Brust und Kehle...

War das mein Vater? Dieses gelbe Antlitz, so haltlos zur Brust gesunken, mit den halb geschlossenen Augen. Dies Antlitz, das Scheu und Grauen einflößte, mein Papa, den ich vor ein paar Stunden geküßt — der mich geküßt, so daß ich seine Schnurrbartspitzen fühlte, mit dem Munde, auf dem nun ein Stück in Essig getauchtes Leinen lag?

Das feuchte Stück Leinen vernichtete so jede Würde, mehr als alles andere gab es mir die Überzeugung: Er ist tot — es ist kein Wunder mehr zu hoffen — der Mann, der hier unter Blumen liegt, ist dein Vater nicht mehr.

In einer dunklen Ecke, auf dem Stuhl, auf dem er seinen letzten Seufzer getan, saß die Mutter — uns allen fremd und fern — allein mit der abgeschiedenen Seele.

Von dem, was in den nächsten Tagen geschah, weiß ich nichts mehr — es folgte nur eine lange Dunkelheit.

— —

Anfang November brachte Mama mich in das erwählte Institut, ehe sie sich zu der schweren Reise nach Alexandrien rüstete. Wir fuhren mit dem Wagen von Braunschweig durch nasse Buchenwälder, wo das Laub am Boden faulte — an kleinen Gärten vorüber, die einen unsäglich armseligen, kläglichen Eindruck machten. Viele Mädchenaugen blickten scheu auf die hohe Gestalt meiner Mutter, deren Antlitz aus schwarzen Trauerfloren streng und bleich und ohne jede Freundlichkeit über sie hinwegschaute.

Noch einmal riß sie mich an ihr Herz. Ich blieb unter Fremden und hatte die Verantwortung dem Leben gegenüber allein auf mich zu nehmen.

Meine Kindheit war zu Ende.

Einen Glauben trug ich von den schönen Jahren in die schweren, die folgten, hinüber: So viele Paradiese uns versinken mögen — aus den unerforschten Abgründen, da alles Leben sich bildet, hebt unseres Schöpfers Hand immer neue Paradiese — immer neue Glücksmöglichkeiten für seine Menschenkinder empor.

Moden, die nicht sterben

Von Margarete v. Suttner.



Französische Dame mit Turban. Nach einem Gemälde von J.-B. Perroneau. (18. Jahrhundert.)

Es werden Moden geboren, denen es nicht bestimmt ist, zu leben, und solche, die unsterblich sind. Die einen entstehen von heute auf morgen aus der Hast, dem Augenblick des Großstadtlebens, die andern haben eine langsame Entstehungsgeschichte, ich möchte sagen, einen Stammbaum. Wir können sie verfolgen bis ins klassische Hellas und Rom, bis ins vorchristliche Ägypten, bis zu den Indern und Persern, bis nach China und Japan. Sie sind nicht nur aufs innigste verwachsen mit der Kulturgeschichte, nein, sie sind winzige Ausschnitte aus ihr, sie sind nicht nur verstofflichte Laune und Phantasie, nicht nur Mode, vielmehr ein Stücklein Tracht und Tradition.

Zu den Moden, die anscheinend unsterblich sind, gehört der Turban. Er lehnt sich an eines der ältesten Trachtenobjekte an, insofern als der Orientale dem Turban als der Umhülle des der Gottheit am nächsten stehenden Körperteiles eine Art religiöser Verehrung entgegenbringt.

Das erstemal sehen wir Abendländer bei uns den Turban als ausgesprochenes und in hohem Ansehen stehendes Modeobjekt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Nicht unverhofft, meteorgleich fiel er vom Modenhimmel in die, ach, so durchaus irdischen Gefilde der Eitelkeiten herab. Sein Erscheinen dürfte vielmehr, wie das so zahlreicher anderer modischer Details, mit politischen Ereignissen im Zusammenhang stehen, und zwar mit der Niederlassung der Engländer in Indien.

So waren denn die Häupter der englischen Schönen turbanartig dekoriert. Verschiedene Bilder berühmter Porträtisten aus dieser Epoche schweben mir vor, die uns diese Mode übermitteln. Und was sie mit edlem Geschmacksempfinden moderierten, das übertrieben, eingedenk ihres durchaus nicht leichten Amtes, die Modezeichner. Allah! Welch pompöse Turbane ersannen sie! Das wippte und schaukelte von gewaltigen Federn und Blumenbuketten, das war behängt mit Perlschnüren und Quasten. Keines Sultans Turban mag prächtiger gewesen sein, obwohl auch zu dessen integralen Bestandteilen seit alters Juwelen und große Reiherstutze gehörten.



Englische Dame mit Turban. Ausschnitt aus einem Gemälde von Joshua Reynolds. (18. Jahrhundert.)



Der moderne Turban.

Erst mit dem Empirekleid verschwindet auch der Turban, um gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts abermals aufzutauchen. Wieder zog er sich zurück bis kurz vor Kriegsausbruch. Sein Gastspiel wurde durch das Blutbad unterbrochen, nun ist es aber wieder

aufgenommen. Und das amüsanteste an der Sache ist, daß der Turban seine Rolle bei jeder Wiederkehr in anderer Aufmachung spielt. Immer ist er es, und ist es doch nicht! Heute gefällt er sich in ziemlich flacher Gestalt. An jungen Mädchen zeigt er sich als ungekünstelte Bandwindung, elegante Frauen tragen ihn — unter Umständen — stofflich sehr reich gehalten, dem echten Turban sehr ähnlich; kein Gewebe, keine Stickerei ist zu kostbar, und in Nachempfindung der Originale, von denen seitlich das eine Stoffende oder auch eine Quaste herabhängt, senkt sich auch am Modeturban eine Feder, eine Paradiesvogelflanke oder ein Stoffende auf die Schulter herab.

Literatur und Kunst.

Heinrich Mann.

Zum 50. Geburtstag des Dichters am 27. März.

Heinrich Manns Künstlerschaft steigt, er hat es selbst einmal gesagt, aus dem Alleinstehen zwischen zwei Rassen; es „stärkt den Schwachen, es macht ihn rücksichtslos, schwer beeinflußbar, versessen darauf, sich selbst eine kleine Welt und auch die Heimat hinzubauen, die er sonst nicht fände". Je größer der Abstand wird, den er zwischen sich und die Öffentlichkeit legt, um so heftiger steigert die Einbildungskraft des sich Vereinzelnden die Erlebnisse der eigenen Seele zu Bildungen von außergewöhnlichen Konturen. Er wäre kein Künstler, wenn er auf eine Formel zu bringen wäre, er „geht grelle Wege, legt das Viehische neben das Verträumte, Enthusiasmen neben Satiren, koppelt Zärtlichkeit an Menschenfeindschaft". Wenn mich jemand nach dem Zugang zu Heinrich Mann fragt, so führe ich ihn an die Novelle „Das Herz", die Geschichte von der tragischen Verbindung zweier Menschen, die ein wunderbares Geschick zusammenführt, bis die Frau, im Urspieltrieb ihres Geschlechts, den Mann um eines andern und der Lockung eines rauschenden Lebens willen verläßt, um wiederzukehren, aber nicht angenommen zu werden: hier ist, nicht im Stofflichen, aber im Seelischen, der ganze Heinrich Mann, der Dichter, dem es gegeben ist, Liebe bis zu höchster Leidenschaft und letzter Aufopferung, Härte des Gefühls bis zur Grausamkeit beim Verzicht, den Skeptizismus des Welterfahrenen, aber auch die fassungslose, tränengebadete Trauer über das Verhängnis, das sich als der Feind aus uns erhebt, darzustellen. Angesichts der Größe des menschlichen Schicksals erscheinen ihm die Handlungen und Verwicklungen in einer kleinen Stadt, mit der von ihnen angemaßten Wichtigkeit, wie ein Zerrbild; immer grinsender und vernichtender wird der Hohn des Dichters vom „Professor Unrat" bis zum „Untertan", von dem nichts als ein schlechter Nachgeschmack verbleibt. Von ihm kehren wir immer wieder zurück zu den unvergleichlich farbigen und bewegungsreichen Romanen und Novellen, wie den „Göttinnen", der „Jagd nach Liebe", „Auferstehung", dem „Pippo Spano", dem „Tyrannen", um nur einige zu nennen, die uns ans Herz gewachsen sind.

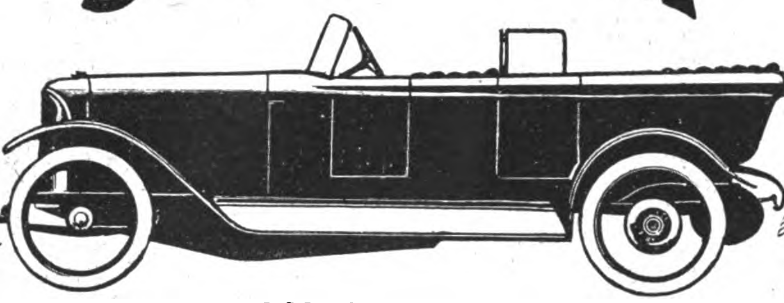
Manche seiner Novellen sind dialogisch so zugespitzt, daß es uns nicht wundernimmt, sie als Dramen wiederzufinden; wie überhaupt der Dichter auch diese Kunstform mit seinem funkelnden, schlagfertigen Witz erfüllt, ohne freilich damit bühnenmäßige Wirkungen zu erreichen. Seine Essays sind in dem Bande „Macht und Mensch" gesammelt. Dr. F. A. Hünich.

Österreichische Erzähler. Österreichertum in der Kunst — das ist Verpflichtung zugleich und Gefahr. Verpflichtung zu Form und Haltung, zu Gepflegtheit und Eleganz der Linie. Zugleich aber alle weltmännische Freude am leichten bunten Spiel des Lebens, gepaart mit einer verhaltenen Neigung zu melancholischer Skepsis und Resignation. Bei feineren Naturen eine allzu frühe Reife und Müdigkeit im Blut, bei geringeren eine zärtliche Verführung zum musikalischen Wohllaut und zuweilen ein unverkennbarer Hang zum Schwülen und Süßlichen. Gegen diese Gefahr kämpft J. F. Perkonig mit vollem Bewußtsein und gutem Glück in seinem Roman „Trio in Toskana" (Fleischel & Co., Berlin) — der Geschichte von drei österreichischen Menschen im schönen Welschland, die ihr Vaterland zu hassen und zu verachten glauben, um in der Stunde der Not doch zu ihm zurückzufinden — und mit geringerer Energie in der Novellensammlung „Maria am Rain" (ebenda), worin die schöne süße Melodie des Lebens schon wieder allzu gefällig in krausen Ranken den Gang der Erzählung überwuchert. Beide Werke aber sind erfüllt von dem Geist der Musik und der Luft des Weins. — Ein Kabinettstück in Maupassants Manier ist die Novelle Viktor Fleischers „Der Sammler". Das handliche Bändchen mit den zierlichen Illustrationen (Verlag E. P. Tal, Wien) erzählt in gedrängter Kürze und mit kunstvoller Gelassenheit von dem steilen Aufschwung und jähen Verfall einer bescheidenen Menschenseele, die aus geordnetem Alltag durch eine winzige und unschuldige Manie in die Dämonie des spät erwachten Triebes, in den Abgrund einer zerstörenden Leidenschaft gerissen wird. — Eine Reihe älterer und neuerer Aufsätze, Vorträge, Erzählungen und Buchbesprechungen hat F. K. Ginzkey in einem Sammelband unter dem Titel „Der Doppelspiegel" (Wiener Literarische Anstalt) aneinandergereiht. Aber es fehlt doch der innere Zusammenhang so vieler Zufalls- und Gelegenheitsarbeiten, man hat bei allen Feinheiten im einzelnen keinen vollen Genuß davon, und im allgemeinen kann vor solchen feuilletonistischen Sammlungen, die auch in der Kunst- und Literaturgeschichte, ja sogar in der philosophischen Literatur sattsam herumspuken, nur gewarnt werden; es kommt selten etwas Ganzes dabei heraus, und der Titel ist meist das Beste daran. Ein Buch ist ein Kunstwerk für sich und die Person des Verfassers allein noch keine Gewähr für seine innere Einheit und Geschlossenheit. Dr. Karl Bland.

Ende des redaktionellen Teils.

STOEWER

STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORMALS GEBRÜDER STOEWER STETTIN



PERSONEN- UND LASTKRAFTWAGEN ALLER ART FLUGMOTOREN MOTORPFLÜGE

HEINZ NEEMANN

Die neuen Stoewer-D-Typen! 8/24 PS als 4 Cylinder 12/36 PS und 19/55 PS als 6 Cylinder **Die modernen 6-Cylinder!**

Unerreicht in Konstruktion, Ausführung und Leistung!

Eigene Verkaufs-Filialen in Berlin, Hamburg und Stettin. Vertretungen an allen größeren Plätzen.

DEINHARD HOCHGEWÄCHS

DEINHARD KABINETT



DEINHARD LILA

Umschwung

Die Schuhpflege

Kein Verschmieren des Leders, der Hände und Kleider, kein Feuchtwichsen, kein Brüchigwerden. Kein Wichskasten nebst teurem Inhalt mehr. Kein Zeit- und Materialverlust. — Sehr sparsames, billiges, konservierendes, selbsttätiges Schuhputzen nebst haltbarer Politur durch

Hagar-Handschuh

mit aufmontierter schwarzer, brauner od. weißer Edelwachspasta. Hagar-Handschuh, sehr viele Monate ausreichend, zu Haus u. unterwegs stets zur Hand, kostet in Deutschland nur M. 24.—. In Schuhläden, Drogerien u. einschläg. Geschäften vorrätig. Bezugsquellen weist nach Fabrikant:

Haushalts- und Gebrauchsartikel G. m. b. H. Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstraße 100

Preisausschreiben

M. 8125 Geldpreise

Schlußtermin 25. April 1921.



Das neue Schuhputzen

Heiraten?

Einwandfrei u. absolut diskret wird das Problem des Sichfindens gelöst durch unsere überall verbreitete Organisation. Große Erfolge! Ein Gesuch über 400 reiche Angebote! Bundesschrift geg. Einsend. v. 1 Mk.

„Der Bund“,
Zentrale Kiel :: Zweigstellen überall.

Weltbekannte Galerie „Moderner Bilder“
Bilder und Postkarten nach Gemälden von Wennerberg, Heilemann, Kirchner usw.
sind die feinsten, pikantesten Darstellungen
Verlangen Sie den illustr. Prospekt in jedem einschläg. Geschäft oder beim
Kunstverlag Max Herzberg, Berlin SW 68, Neuenburgerstr. 37

Harmoniums mit edl. Orgelton. Katalog umsonst.
Alois Maier, Hofl., Fulda 172.

Detektive Buchwald's, Berlin, Friedrichstr. 212.
Tel.: Kurf. 4783. Ehescheid., Beob., Ermittlg. Heir.-Ausk., 20 jähr. Prax., Gar. Erfolge.



Der echte **SOXHLET**

In allen Fachgeschäften erhältlich. — Man achte auf den Namenszug und weise Jmitationen zurück.
General-Depositeur
G. Stiefenhofer München.

DAVID SÖHNE
AKTIENGESELLSCHAFT
HALLE A/S.



Mignon
KAKAO SCHOKOLADE

Echte
Lilienmilch-Seife
Friedensqualität
Dutzend M. 36.—
E. WALTHER
HALLE a. S.
Mühlweg 20



Leichte Arbeit

ist es, mit der „Avanti“-Spitzmaschine Blei-, Kopier- oder Farbstifte anzuspitzen. Sobald die Spitze fertig, hört das Messer auf zu schneiden. Kein Abbrechen der Spitzen. Elegant und solid. Prospekt E gratis.

Emil Grantzow, Dresden 16.

Wollen Sie ein gutes Mundwasser haben, so kaufen Sie



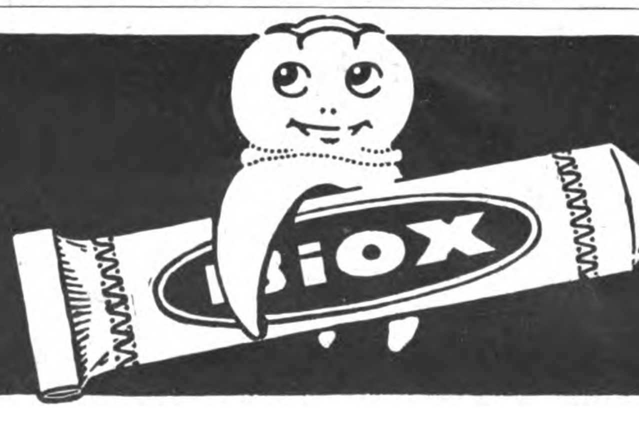
Amol

Amol-Versand Hamburg Amol-Posthof



Dr. Wilhelm Huber: Die junge Frau.
Betrachtungen u. Gedanken über Schwangerschaft, Geburt u. Wochenbett.
Dritte, vermehrte Auflage. Preis gebunden 23 Mk. 50 Pf.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

BiOX
ZAHNPASTA



nach Hofrat Dr. Zucker
reinigt den Mund biologisch durch Sauerstoff

Allgemeine Notizen.

Zur Förderung des industriellen Wohnungsbaues. r Leiter des städtischen Bauwesens in Bochum, Stadt-ırat Diefenbach, hat zur Förderung des industriellen ohnungsbaues einen neuen Plan entwickelt, den er in rm eines Gesetzentwurfs dem Verbandsdirektor des edlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk mit der Bitte über-cht hat, den Vorschlag in der Industrie und Arbeiterschaft ie bei den gesetzgebenden Körperschaften zu fördern. ıch dem Diefenbachschen Vorschlag soll versucht werden, ter Vermeidung neuer Organisationen auf dem kürzesten ege wieder zum Bauen zu kommen, indem man die In-strie verpflichtet, einen Teil ihrer Reinerträgnisse in ohnungsbauten für ihre Werksangehörigen anzulegen. Je nach der Zahl der Arbeiter und den Betriebsergebnissen der Werke sollen 20 bis 40 v. H. des Reingewinnes pflichtweise zum Arbeiterwohnungsbau verwendet werden. Nach überschlägiger Schätzung würden auf diese Weise jährlich für 1/2 Milliarde Mark Baumittel beschafft werden können. Der Vorschlag Diefenbachs dürfte wegen seiner großen Tragweite Anspruch auf weitestgehende öffentliche Prüfung haben.

50 Millionen zur Speisung unterernährter Kinder. Das Reichskabinett hat beschlossen, für die Zwecke der Speisung unterernährter Kinder einen Betrag von 50 Millionen Mark in den Etat einzustellen. Dieser Betrag soll in erster Linie für die mit amerikanischer Hilfe beabsichtigte Erweiterung des hochherzigen Kinderhilfswerkes verwandt werden.

Das Kinderhilfswerk der Heilsarmee ist nun zwölf Monate durchgeführt worden, und es dürfte gewiß allgemein interessieren, einen kleinen Überblick über diese Wohltätigkeit zu erhalten. Der Plan, Milch an unterernährte deutsche Kinder zu verteilen, entstand, indem der Leiter der Heilsarmee in Deutschland, Kommandeur Johann Oegrim, dem General Bramwell Booth in London über den Ernährungszustand der Kinder in Deutschland Mitteilungen machte und ihn darauf hinwies, wie sehr sie unter diesem Milchmangel leiden. Der General ernannte daraufhin Oberst Braine zum Leiter des beabsichtigten Hilfswerkes und sandte ihn nach Deutschland, um nähere Erkundigungen anzustellen. Nach Empfang der Berichte konnte der General, dank der großherzigen Hilfe des „Save the Children Fund“, nach und nach mehr als 14 Millionen Mark für die Milchverteilung anweisen. So war die Heilsarmee in den Stand gesetzt, bis zum

Beginn des Jahres 1921 an notleidende Kinder unentgeltlich zu verteilen in:

Groß-Berlin	473 480	Büchsen	Milch
	3000	„	Kakao
	7000	„	Kindermehl
Provinz Brandenburg	14 100	„	Milch
Hamburg-Altona	64 000	„	„
Sachsen	84 000	„	„
Baden	67 200	„	„
Kiel	7 200	„	„
Rheinland und Westfalen	54 000	„	„
Andere Städte	49 920	„	„

Außerdem wurden noch mehrere Tausend Büchsen in Fällen besonderer Not verteilt. Verteilungen fanden statt in: Berlin, Neukölln, Schöneberg, Steglitz, Charlottenburg, Tempelhof, Schmargendorf, Niederschöneweide, Wannsee, Alt-Glienicke, Karlshorst, Pankow, Nowawes, Hamburg, Altona, Kiel, Dresden, Leipzig, Chemnitz, Stollberg (Erzgeb.), Limbach (Sa.), Großenhain (Sa.), Zwickau, Plauen (V.), Dresden-Laubegast, Mannheim, Pforzheim, Karlsruhe, Freiburg, Lörrach, Konstanz. Gegenwärtig finden Verteilungen statt in: Groß-Berlin, Barmen, Elberfeld, Bielefeld, Hannover, Landsberg (W.), Forst (L.) und Senftenberg. Es ist der Heilsarmee eine große Freude, aus den ihr freiwillig übersandten Berichten der Städte, in denen Verteilungen stattgefunden haben, festzustellen, daß der Erfolg der Milchverteilung über Erwarten gut ist. In Berlin fand auch eine Kleiderverteilung statt, wobei an bedürftige Kinder Anzüge, Kleider, Unterkleidung und Strümpfe im Werte von 800 000 Mark verteilt wurden. Die Heilsarmee hat die zur Durchführung dieses Hilfswerkes notwendigen Gelder durch eigene Sammlungen und die des „Save the Children Fund" hauptsächlich in England u[nd] den englischen Kolonien aufgebracht. Ihre zu diesem Zw[eck] eingeleitete Sammlung in Deutschland hat leider keine[n] guten Erfolg gehabt. Nun fließen aber die englische[n] Gelder infolge der drüben herrschenden Arbeitsnot au[ch] spärlicher, und die Heilsarmee hat schon jetzt 13000[0] Mark mehr für die Milch ausgegeben, als sie dafür durch die Sammlungen im In- und Ausland erhalten bez[w.] zur Verfügung gestellt bekommen hat. Im Interesse der Kinder wäre zu wünschen, daß das Kinderhilfswerk der Heilsarmee im In- und Ausland noch recht viele unter[-] stützende Freunde finden möchte, da sonst die weitere Fort[-] setzung des Hilfswerkes in Frage gestellt ist.

Der Preisabbau in den Vereinigten Staaten. Ein[e] ganze Anzahl von Waren hat in den Vereinigten Staat[en]

en Preisstand des Jahres 1914 bereits unterschritten. Dahin gehören: Kaffee, Tee, Baumwollsaat, Baumwollsaatöl, Zitronen und Karbolsäure. Dahingegen stehen Papier, Kohle, Koks, Petroleum, Roheisen und Stahlbleche mehr als 200 v. H. höher im Preise als vor sechs Jahren. Solche Verschiedenheiten in der Preisbewegung können, so meint ein amerikanischer Bankbericht, auf die Dauer nicht bestehen bleiben. Die Überwindung der Krisis, die Bewegung zu normalen Zuständen, vollzieht sich in Zick-Zack-Linien. Eine ganze Reihe von Artikeln wird in den Vereinigten Staaten unter den Produktionskosten verkauft. Ein allmählicher Ausgleich wird erfolgen müssen.

Schweizerischer Verband geistiger Arbeiter. In Bern haben 40 Delegierte von 23 literarischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und technischen Gesellschaften mit zusammen über 12000 Mitgliedern unter Vorsitz des Professor Roethlisberger, des zweiten Direktors des Internationalen Büros für geistiges Eigentum, einen schweizerischen Verband geistiger Arbeiter gegründet, dessen erste Delegiertenversammlung Ende d. J. stattfinden wird.

Direkter Schnellzugsverkehr München—Zürich. Der seit Beginn des Krieges eingestellte direkte Schnellzugverkehr Zürich—München über St. Gallen und Bregenz um den Bodensee herum soll mit Beginn des Sommerfahrplans wieder aufgenommen werden.

Über die russischen Lokomotivbestellungen werden nunmehr folgende Einzelheiten bekannt: Die russische Sowjetregierung hat einen Bedarf von 4 bis 5000 Lokomotiven, wovon nach Deutschland 1000 und ebensoviel nach Schweden begeben werden. Die gesamten Konstruktionsarbeiten für beide Länder werden in dem Betrieb der Firma Henschel & Sohn in Kassel vereinigt. Die Schlußbezahlung soll erst erfolgen, wenn für jede Lokomotive die Abnahmeprüfung stattgefunden hat. Über die Lieferung der 1000 Lokomotiven durch Deutschland wurde schon ein vollkommenes Abkommen getroffen, jedoch sind erst 100 Lokomotiven bestellt und sollen auf die in Betracht kommenden deutschen Firmen verteilt werden. Dagegen sind die Bestellungen auf Lokomotivteile bereits völlig vergeben; hiervon entfallen 80 v. H. auf Deutschland, das die billigsten Preise und die kürzesten Lieferungsfristen gefordert hatte.

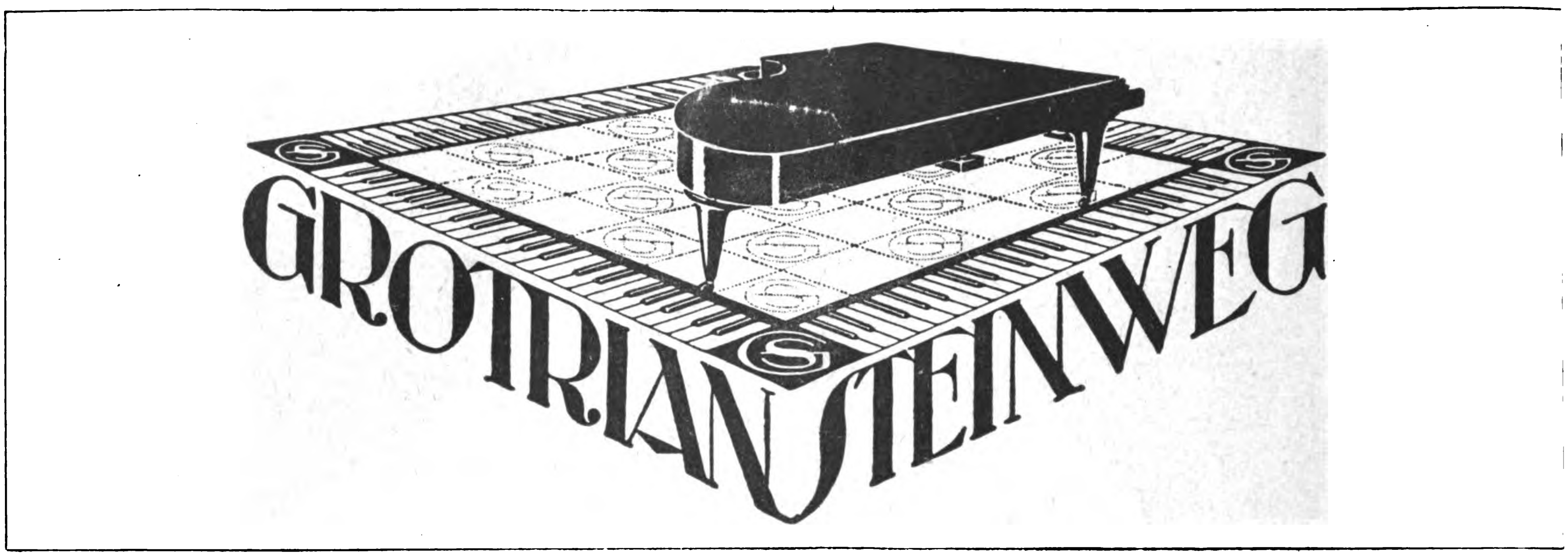
Ankauf deutscher Lokomotiven durch Rumänien. Durch zwei von der rumänischen Kammer und dem Senat angenommene Gesetze ist dem Verkehrsministerium ein außerordentlicher Kredit von 159,5 Mill. Lei eröffnet worden. Der

Kredit soll dazu verwendet werden, von den preußischen Staatseisenbahnen 70 Lokomotiven zu erwerben, und zwar 50 Lokomotiven Modell 4 4 G. 8. 1. zum Preise von 2,1 Mill. Mark das Stück und 20 Lokomotiven Modell B. 8. zum Preise von 2,25 Mill. Mark das Stück. Zu diesen Preisen kommen noch die Transportkosten hinzu, die von der rumänischen Regierung getragen werden.

Auch Spanien bestellt Lokomotiven in Deutschland. Amtlich wird mitgeteilt, daß der spanische Staat den Eisenbahnen 45 Millionen Pesetas vorschießt für den Ankauf von 95 Lokomotiven, lieferbar vor Ende Oktober d. J. Sämtliche Lieferungen wurden der deutschen Industrie übertragen.

Vibratoren, die sich erhitzen, sind wertlos. Das ist der leitende Grundsatz, den jeder Käufer beim Ankauf eines elektrischen Handvibrators beachten muß, weil: 1. durch die Erhitzung die Isolierungen der Motordrähte zerstört werden und der Anker durchbrennt; 2. das Schmieröl aus den Lagern läuft, die Ankerachse sich heißläuft, sich festfrißt und der Anker durchbrennt; 3. die heißgewordenen Lager sich ausleiern und anfangen zu klappern; 4. der ganze Apparat bei der Arbeit heiß wird, daß er nicht anzufassen ist. Erst durch die Erfindung des „Sanax"-Vibrators mit der reibungslosen Lagerung (D.-R.-P.) ist ein guter elektrischer Handmassage-Apparat geschaffen worden, der sich nicht erhitzt. Dieser vorzüglich bewährte „Sanax"-Vibrator wird von der Elektrizitätsgesellschaft „Sanitas", Berlin N. 24 hergestellt und in elegantem Etui mit sechs verschiedenen Ansätzen geliefert.

Ein überaus erfolgreicher Zahnpraktiker war der bekannte Universitätslehrer Prof. Dr. med. Jul. Witzel. Auf Grund seiner jahrzehntelangen praktischen Erfahrung gab er die Anweisung zur Herstellung der Kosmodont-Zahn- und Mundpflege-Präparate, die heute Weltruf genießen. Während Kosmodont-Zahncreme und -Zahnpulver sowie auch Kosmodont-Mundwasser längst wieder in altbekannter Güte überall zu haben sind, gelang es erst neuerdings, der Schwierigkeiten in der Herstellung der Kosmodont-Zahnbürsten Herr zu werden. Die eigenartige Form der Kosmodont-Zahnbürste paßt sich dem anatomischen Bau der Kiefer an, und sinnreiche Verankerung der Borstenbündel schließt jeden Borstenverlust während des Gebrauchs aus. Alle einschlägigen Geschäfte führen die Kosmodont-Zahnbürste in der bekannten hygienischen Schutzpackung.







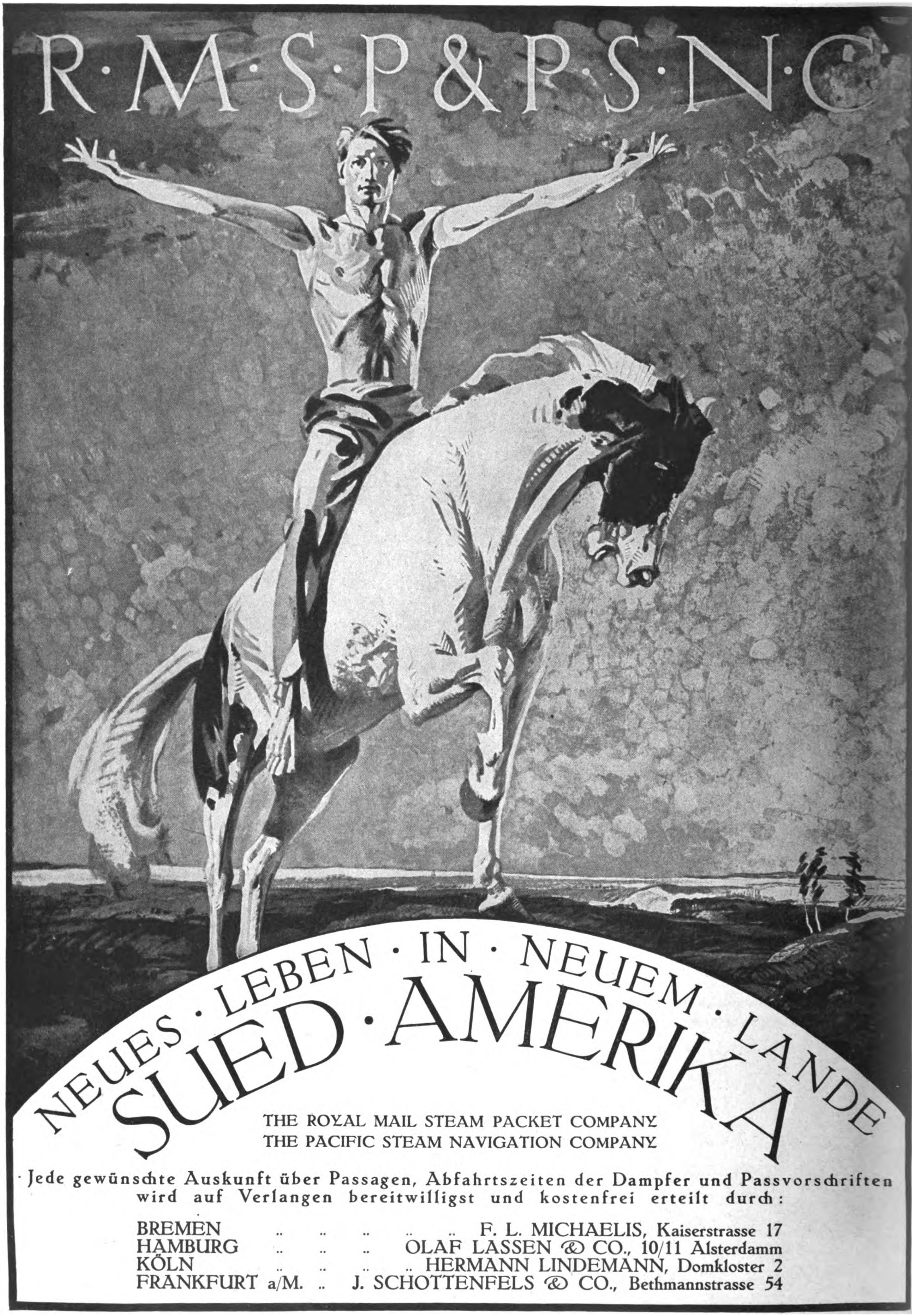
Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc tér 5. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I. Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber · Leipzig

Nr. 4045 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band



Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art, ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle andern Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Die Reproduktion unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
 Nummer 4045. 156. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4045. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 7. April 1921.



GEGRÜNDET IM JAHRE 1851

Feurich

Flügel Pianos

LEIPZIG / COLONNADENSTRASSE NR. 30

Harmoniums mit edl. Orgelton. Katalog umsonst. Alois Maier, Hofl., Fulda 172.

Detektive W. K. Brandt (staatl. Poliz. Beamte a. D.) Berlin S.W. 48, Friedrichstr. 15. Fernruf: Moritzplatz 448 u. 1682.



Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Gesellschaft zur Förderung des realen Wissens m. b. H., Leipzig, Promenadenstrasse 10 III.

Vorbereitung auf die Reifeprüfung sowie Unter- u. Oberprimareife der neunstufigen Anstalten auf Grund neuartiger — hohe geistige Durchbildung erzielender — Methoden. Für berufstätige Damen und Herren Abendkurse bei fast gänzlicher Vermeidung von Hausarbeiten. Tageskurse. Abendkurse. Fernunterricht.

Welche seelische Förderung die Empfänger intimer Handschrift-Analysen bestätigen, zeigt der Prospekt. — 24 Jahre Seelenspezialist: 1.) 5 Werke Seelen-Aristokrat. 2.) Briefliche Beurteilungen. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Jul. Reimers, Hamburg, Gr. Burstah 53 f

Fischers Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina Berlin W, Zietenstr. 22
Seit 1888 best. 5611 Zöglinge, dar. 1919: 91 Abiturienten einschl. Dam.-Internat.

Dr. ing. h. c. V. Graf, Gotha, Sachverständiger für Wasserkraftanlagen.

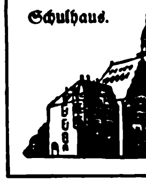
Erfinder, Fabrikanten verlangen „Edison" Nr. 2 für 5 Mark postfrei Heinr. Tams, Berlin S. 42

Priv. Unterrichtsanstalten Bückeburg
1. Höhere Privatschule für alle Schularten und Schulprüfungen, 2. Höhere Handelsschule, 3. Handelsrealschule, 4. Schülerheim. Werbeheft und Auskunft durch die Direktion — Fernruf 32.

Technikum Hildburghausen Programm frei
Hhb. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zizmann.

Ingenieur-Schule Zwickau (Sachsen)
Ingenieur- und Techniker-Kurse für Masch.-, Elektr.- u. Betriebstechnik.
Semester-Beginn Anfang April u. Oktober.
Auskünfte kostenlos.

Schulhaus.



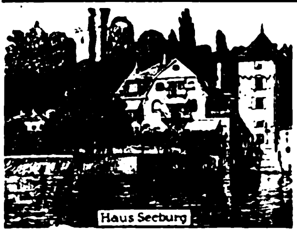
Evang. Pädagogium Godesberg (Rhein) u. Herchen (Sieg)
Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt, Vorbereitung f. Abiturium, Obersekunda, Reife, Reichsverbandsprüf., Umschulung. 56 jährige glänzende Erfolge. — Schülerheim. — Bericht frei.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. Pädagogium, Landschulheim auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873. Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Ein neuer Beruf ist heute die Sorge von Tausenden, die durch diesen entsetzlichen Krieg ihrer bisherigen Tätigkeit, ihres Lebensberufes beraubt sind. **Allen, die umlernen müssen,** empfehlen wir daher, ungesäumt ihre Vorbereitung zu treffen, die Allgemeinbildung zu heben, Examen oder Prüfungen nachzuholen, fehlende kaufmänn. oder banktechnische Kenntnisse zu ergänzen, eine landwirtschaftl. Fachbildung zu erwerben oder techn. u. fachwissenschaftl. Können zu vervollkommnen. Verlangen Sie daher noch heute den ausführlichen **Prospekt R 16** über die **Selbstunterrichtsmethode Rustin** oder für **technische und fachwissenschaftliche Bildung** den ausführlichen **Prospekt K 17** über das **System Karnack-Hachfeld** kostenlos und portofrei. — Stand und Beruf bitten wir anzugeben.
Bonneß & Hachfeld, Verlagsbuchhandlung, Potsdam.

Pädagogium Neuenheim in Heidelberg-Neuenheim.
Kleine Gymnasial- u. Real-Klass. Sexta/Prima. Erfolgr. Überleitg. in alle Klass. der Staatsschulen. Abitur. Prima. (Einjähr. 7./8. Kl.). Wandern. Sport. Eigenes Spielfeld. Garten u. Landbau sichern die Verpflegung. Familienheim i. eigener Villa ohne Schlafsäle. Fluß- u. Hallenbad. Werkstätte. Förderung körperlich Schwacher u. Zurückgebliebener. Einzelbehandlung. Aufgaben in tägl. Arbeitsstunden. Seit 1895: 808 Primaner, (Einjähr. 7./8. Kl.) und Abitur.



Haushaltungspensionat „Haus Seeburg" Überlingen a/Bodensee.
Ausbildung junger Mädchen i. Hauswirtschaft u. Gartenbau. Neuzeitiger Komfort, beste Verpfl. Unterricht, Sport, Gesundheitspfg. Staatl. gepr. Lehrkräfte. Bes. Major a. D. F. Genzsch u. Frau.

Lesen Sie Little Puck und Le Petit Parisien, die lustigen Sprachzeitschriften! Bestes Mittel, Ihre englischen und französischen Sprachkenntnisse aufzufrischen und zu erweitern. Leicht verständlich, anregend, lehrreich. Kein lästiges Nachschlagen im Wörterbuch, da Vokabeln und Erklärungen beigefügt. Über 30 000 Abonnenten! — Jede Zeitschrift vierteljährlich M. 7.20 durch Buchhandel oder Postamt, M. 7.80 direkt von Gebr. Paustian, Verlag, Hamburg 82, Alsterdamm 7.
Postscheckkonto: 189 (Hamburg). Probeseiten kostenlos.

Buch- u. Kunstantiquariat OSKAR RAUTHE
Berlin-Friedenau, Handjerystr. 72
Alte Bücher / Kupferstiche Autographen / Alte Kalender
Ankauf — Verkauf
Antiquariats-Verzeichnisse alle zwei Monate.

Wer die Rede beherrscht, beherrscht die Menschen! Jeder kann Redner werden, furchtlos auftreten und Erfolge erringen, wenn er die richtigen Mittel anwendet: Reinh. Gerlings: Die Praxis der Redekunst und die Ausbildung zum Volksredner 3. erweiterte Auflage gibt dazu vortreffliche Anleitung. Preis geh. M. 9.60.
Th. Kurt Müller, Verlagsvertrieb, Dresden-A. 420, Lüttichaustr. 23.

Die Frau
Ein neuzeitliches Gesundheitsbuch von Dr. med. H. Paull. Mit 65 Abbildgn. Karton. M. 16.50, geb. M. 19.80, Geschenkband M. 31.— postfrei. Aus dem Inhalt: Der weibliche Körper. Periode. Kleidung. Ehe u. Geschlechtstrieb. Schwangerschaft. Geburt. Wochenbett. Säuglingspflege usw.
Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart Z.

Stottern kein Sprachfehler, nur die Angst ist zu beseitigen. Auskunft gibt Anstalt Hausdörfer, Breslau I.

Schriftsteller! Komponisten! Bühnenwerke, Erzählungen, Märchen, Gedichte, wissenschaftliche Arbeiten, sowie neue Kompositionen übernimmt Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden

Bücher, von denen man spricht. Verlangen Sie kostenlose Prospekte von Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden.

Briefmarken Ankauf — Verkauf — Tausch Preisl. kostenl. Schwaneb. Album. Arns & Schrott, Wörishofen i. B.



Kriegs-Briefmarken

7 Sarre I. Ausg. 13.50	20 Liechtenstein . . 10.75	36 Deutsch. Kolonien 30.—
15 alte Montenegr. 7.50	8 Russ. Südw. Armee 12.50	10 Plebiscit Ober-Schles. 7.50
3 Kowno . . . 4.75	7 Lettland Befr. u. Jub. 22.50	11 Plebiscit Schleswig . 9.50
3 Riga Befreiung 3.75	6 Polen Reichstag . . 7.50	9 Thurn und Taxis . 15.—

100 verschiedene Kriegsmarken 22.50 | 200 verschiedene Kriegsmarken 90.—
Max Herbst, Markenh., Hamburg Z.
Illustrierte Preisliste auch über Kriegsnotgeld und Alben kostenlos.

Briefmarken-Auswahl ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto. Höchste Bezahlung für Ankauf. S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1883.



Briefmarken



Sammler, verlangt meinen groß. illustrierten Katalog. Versand nur an ernsthafte Interessenten gegen Einsendung von Mark 2.—, worüber Gutschein beiliegt. W. Franke, Berlin W 8, Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis. Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8

Briefmarken
Deutsch-Neuguinea, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Samoa, Togo 3-25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 6.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der Deutschen Briefmarken-Zeitung.
F. Junghanss, Leipzig 13, Postschließfach 6.

Briefmarken-Sammlung in jeder Größe, sowie Einzelmarken kauft bar höchstzahl. Max Lehmann, Berlin, Krausenstraße 12.



Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Versandhaus G. Mohr, Mellhagen i. Holstein. f.

KIOS CIGARETTEN verdanken ihren guten Ruf den ausgezeichneten Qualitäts-Eigenschaften











Literatur und Kunst.

Bildende Kunst. Das Interesse für die ägyptische Kunst ist in den letzten Jahren besonders stark gewesen. Das hängt mit dem Hervortreten und Umsichgreifen des Expressionismus zusammen. Es muß darum begrüßt werden, wenn ein Kenner wie Heinrich Schäfer es unternimmt, eine Einführung in die Betrachtung ägyptischer Kunstwerke zu schreiben, die, kein Fachwissen voraussetzend, sich an den Kunstfreund im allgemeinen wendet. Die Resultate seiner langjährigen Forschungen hat der Verfasser in zwei Bändchen „Von ägyptischer Kunst, besonders der Zeichenkunst“ (J. C. Hinrichssche Verlagsbuchhandlung, Leipzig; 18 Mark) niedergelegt. Die Arbeit, die in leicht faßlicher Weise das Wesentliche in der Entwicklung und der Art ägyptischer Kunst hervorhebt, wird allen ein trefflicher Wegweiser beim Besuch ägyptischer Sammlungen sein. Mit der deutschen Malerei und Plastik von 1350 bis 1450 (Verlag Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig) beschäftigt sich eine Studie Professor Ehrenbergs, die zusammenhängend einen wichtigen Abschnitt der deutschen Kunst mit besonderer Berücksichtigung des ehemaligen Deutschordensgebietes würdigt. Eine andere im gleichen Verlag erschienene Studie von Eugen Lüthgen betrachtet, unter Zuhilfenahme eines reichen Bildermaterials, „Die abendländische Kunst des 15. Jahrhunderts“ und deckt das Trennende und Gemeinsame der germanischen und romanischen Völker in der Kunst auf. Um den breiteren Kreisen unbekannten Andalusier und Zeitgenossen des Velasquez Francisco de Zurbarán hat sich Hugo Kehrer ein Verdienst erworben, indem er bei Hugo Schmidt in München eine Monographie erscheinen ließ, die diesem höchst merkwürdigen spanischen Meister des Barocks, dessen Stil in einer Zeit überquellenden Reichtums an Form und Bewegung verblüffend sachlich und streng wirkt, bis in die feinsten Eigentümlichkeiten seines Talents nachspürt. Wenn Dichter über bildende Künstler schreiben, so lassen sie sich von anderen Gesichtspunkten als Kunsthistoriker leiten: sie suchen in dem Werk mehr das Schicksal und die Persönlichkeit als das Künstlerische. Von diesem Standpunkt aus muß man Romain Rollands „Leben Michelangelos“ be-

werten (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), ein Buch, das die Gestalt des gewaltigen Renaissancemeisters in seiner ganzen Größe vor uns erstehen läßt.

Für die deutsche Romantik in der bildenden Kunst scheint das Interesse augenblicklich recht rege zu sein. Eine ganze Reihe von Veröffentlichungen, die sich mit diesem Zeitabschnitt beschäftigen, ist erschienen. Sehr ausführlich behandelt „Die romantische Zeichnung von Runge bis Schwind“ Ulrich Christoffel (Verlag Franz Hanfstaengl, München; 35 Mark), der die Romantik als die Reaktion des Maßlosen auf die Zucht des Gesetzlichen auffaßt und in ihr das Bestreben sieht, den isolierten Menschenwillen zum Gesetz der Welt zu erheben. Ein zielloses Programm war ihre Eigentümlichkeit, und darum blieb sie ein Fragment, ein Torso, für den man die Ergänzung im Land der Phantasie und der Träume suchen muß. Das beweisen so recht die Zeichnungen Moritz v. Schwinds, von denen eine Auswahl im fünften Band der „Comenius-Bücher“ bei Grethlein & Co., Leipzig (10 Mark) erschienen ist. Der Herausgeber, Wilibald Franke, veröffentlichte auch in dem gleichen Verlag das entzückende Reisetage- und Skizzenbuch Chodowieckis von seiner Fahrt nach Danzig im Jahre 1773. Die „Religiöse Kunst“ Joseph v. Führichs (Furche-Verlag, Berlin), der mit Steinle und Schwind zusammen der jüngeren Generation der nazarenischen Romantiker angehört, jener Künstler, denen die Süßigkeit rhythmischer Kurven und ein Gefühl für musikalischen Aufbau eigen sind, hat Paul Ferdinand Schmidt zum Inhalt einer Publikation gemacht. Der Furche-Verlag bietet ferner eine ausführliche Monographie des liebenswürdigen Hamburger Kinderbücherillustrators und Zeitgenossen Ludwig Richters Otto Speckter von der Feder F. H. Ehmckes (24 Mark). Man muß sich wundern, daß bei den vielen Ausgrabungen und Neuentdeckungen nicht schon längst Speckters Illustrationen gesammelt herausgegeben worden sind, obwohl Lichtwarck nachdrücklich auf sie hingewisen hat. Leider sind die Reproduktionen nicht gelungen; die Feinheiten der Strichzeichnungen kommen nicht heraus; das gilt auch für die im gleichen Verlag erschienene Auswahl (12 Mark). Einem anderen vergessenen Künstler, dem Maler von Föhr „Oluf Braren“, widmet Wilhelm Niemeyer in dem oben genannten Verlag eine Würdigung (75 Mark). In Brarens Bildnismalerei lebt der deutsche

Klassizismus, aber doch mit einer besonderen koloristischen Note; das Farbige überwiegt bei weitem das Plastische, und die sorgfältige detaillierte Ausführung sowie die herbe Strenge seiner Köpfe zeigen, daß er in seiner Zeit eigene Wege ging. Das Werk „Honoré Daumier. Lithographien 1828—1851“, herausgegeben von Eduard Fuchs (Albert Langen Verlag, München; 125 Mark), sei besonders empfehlend erwähnt. Fuchs ist wohl der beste Daumier-Kenner, und er hat mit sicherer Hand aus der Fülle des Guten das Bedeutendste und Charakteristischste der Lithographien dieses Karikaturisten auszusuchen verstanden. Daumier besaß einen unerschöpflichen Reichtum der Gesichte und gab immer etwas Neues. Seine Lithographien sind jähe und kühne Niederschriften, vom inspiratorischen Augenblick geboren und meist von derselben gesegneten Stunde zur Reife und Vollendung gebracht. Mit dem neuen deutschen Maler-Romantiker Hermann Gradl beschäftigt sich eine eingehende Monographie von Dr. Heinrich Bingold (Walter Hädecke Verlag, Stuttgart; 52 Mark). Schwind-, Spitzweg- und Richterstimmungen leben in den Gemälden und Zeichnungen dieses noch jugendlichen Künstlers auf, der völlig unbekümmert um allen Expressionismus eine beschauliche und idyllische Kunst pflegt. Die vielen guten Farbendrucke und Autotypien, mit denen das Werk ausgestattet ist, geben ein umfassendes Bild von Gradls Schaffen. Das „Neureuther-Album“, das E. W. Bredt im Verlag von Hugo Schmidt in München mit zahlreichen Abbildungen herausgegeben hat, wird besonders den Goethe-Sammler interessieren; es sind auch eine Anzahl Briefe von Goethe an ihn und über ihn beigegeben. Die kleine Studie Emil Waldmanns über den Tierplastiker „August Gaul“ (Paul Cassirer, Berlin; 12 Mark) trägt wie alles, was Waldmann veröffentlicht, das Gepräge der Gediegenheit. Zum Schluß seien die Freunde der Medaillenkunst auf das Werk Dr. Max Brrnharts „Die Münchener Medaillenkunst der Gegenwart“ (R. Oldenbourg, München und Berlin) hingewiesen. Es ist eine gut zusammengestellte Auslese des Besten, was auf diesem Gebiete in München in letzter Zeit geleistet wurde.

Galante Literatur. Der interessanteste und populärste Schriftsteller des galanten Zeitalters ist und bleibt immer Casanova. Seine Memoiren lesen sich in der Tat wie ein spannender Roman, der dadurch an Anziehungskraft noch gewinnt, wenn man berücksichtigt, daß es sich bei allen Schilderungen meist um wahrhafte

Erlebnisse handelt. Casanova ist eine seltsame Mischung von Kavalier und ewigem Juden — ein Abenteurer, aber keiner mit der ausgesprochenen Note des Hochstaplers und Betrügers, wie etwa Cagliostro, sondern ein Glücksritter mit den Allüren eines Grandseigneurs. Es gibt kaum tote Punkte in dem unsteten Wanderleben dieses Vielbeschäftigten und Vielgeliebten. Er weiß sich immer ins rechte Licht zu setzen, einerlei, ob er auf Amors Pfaden wandelt, oder ob er im Spielsaal seine Gaben leuchten läßt, oder ob er sich duelliert, oder ob er die Gesellschaft durch seine Vielseitigkeit in Erstaunen setzt. Und er versteht es auch, stets zu rechter Zeit zu verschwinden, ehe sein Nimbus zerrinnt. Kein Wunder, daß nicht nur die Damen, sondern auch Fürsten, hochgestellte Personen, Dichter, Gelehrte nach seiner Bekanntschaft strebten. Es ist natürlich heute keine leichte Aufgabe, sich durch die zahlreichen Bände seiner Denkwürdigkeiten durchzuarbeiten. Vieles darin fesselt uns heute nicht mehr. Aber in einer geschickten Auswahl genießt man ihn gern. Einen solchen guten Extrakt bietet die von Hans Landsberg herausgegebene zweibändige Ausgabe des Pan-Verlags, München. — Ganz auf den galanten Ton gestimmt sind auch die Kriegs- und Liebesabenteuer des Chevalier d'Artagnan, herausgegeben von Friedrich Wencker mit Zeichnungen von Franz Christophe (Morawe & Scheffelt, Berlin; 10 Mark). Sie bilden ein würdiges Gegenstück zu den Bekenntnissen des Herzogs von Richelieu, dieses berühmten Don Juans des 18. Jahrhunderts, um den sich sogar die Damen duellierten. Die Memoiren waren die Quelle, aus denen Dumas seine „Drei Musketiere" schöpfte. Im Zusammenhang mit ihnen möge dann noch auf das „Lesebuch der Marquise" (Hyperionverlag, Berlin; 14,40 Mark) hingewiesen werden. Es enthält scharmante und pikante Szenerien aus dem Rokoko, ausgewählt und übersetzt von Franz Blei und von Constantin Somoffs graziöser Kunst geschmückt. Wie hoch steht der literarische Geschmack einer Marquise aus den Zeiten Voltaires über dem eines modernen Kavaliers! Das sieht man so recht, wenn man das von Olaf Skolnar herausgegebene „Brevier des Junggesellen" (Deutscher Film-Verlag Berlin-Charlottenburg) danebenstellt. Diese Auslese reicht über das Kabarettniveau nicht hinaus. Da bietet das Liebesbrevier von Gustav Hochstetter „Venus in Seide" (Dr. Eysler & Co., Berlin) doch mehr, wenigstens was den Humor anlangt.

Dr. V. T.





DER PHONOLA FLÜGEL

ist der

Jnbegriff höchster Vollkommenheit in Spielart, Ton und Bau.

Jedermann kann ihn spielen.

Der Phonola-Spieler steht vermöge der Künstler-Notenrollen gleichsam unter Anleitung erster Künstler, ohne jedoch an deren Auffassung gebunden zu sein.

Druckschriften und Vorspiel bereitwillig.

Ludwig Hupfeld A.-G., Berlin W. Leipziger Strasse 110.

HAMBURG, Gr. Bleichen 21 / LEIPZIG, Petersstrasse 4 / DRESDEN-A., Waisenhaus-Strasse 24 / KÖLN, Hohenzollernring 20 / WIEN VI, Mariahilfer Strasse 3 / AMSTERDAM, Stadhouderskade 19—20 / DEN HAAG, Kneuterdijk 18.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4045 156. Band.

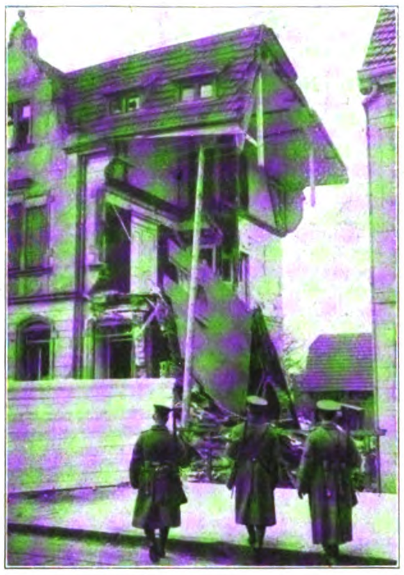


Zum deutschen Abstimmungssieg in Oberschlesien (716 406 deutsche gegen 471 406 polnische Stimmen oder 61 Prozent der Oberschlesier für Deutschland): Vor einem Wahllokal in Kattowitz. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.

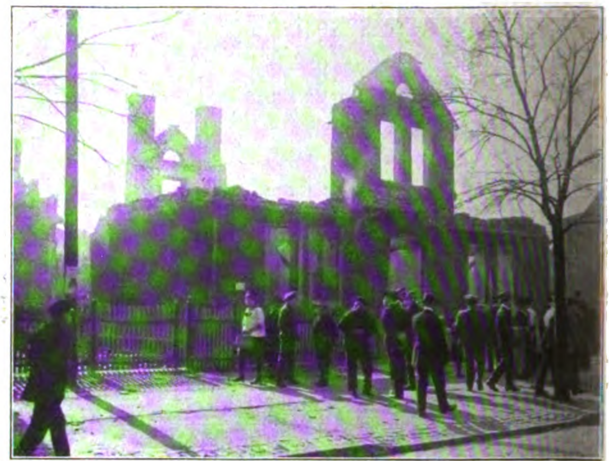
Abstimmungsberechtigte kommen in einem Lastauto an. Weithergereiste Kranke lassen sich in das Wahllokal tragen.



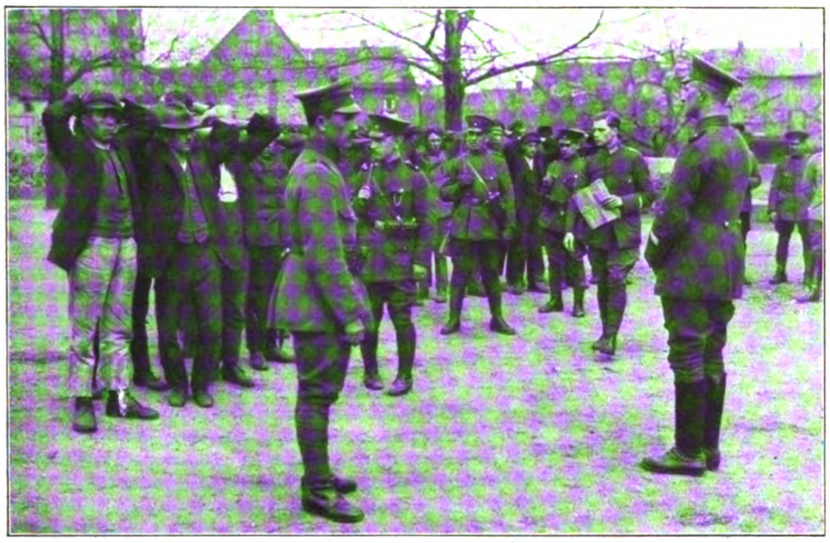
Der von den Aufrührern gesprengte Bahnhof in Hettstedt.



In der Mitte: Das von den Kommunisten gesprengte Bankgebäude in Hettstedt.



Die von den Kommunisten mit Dynamit in die Luft gesprengte Villa des Marineoberstabsarztes a. D. und Leiters des Knappschaftskrankenhauses Evert in Eisleben.



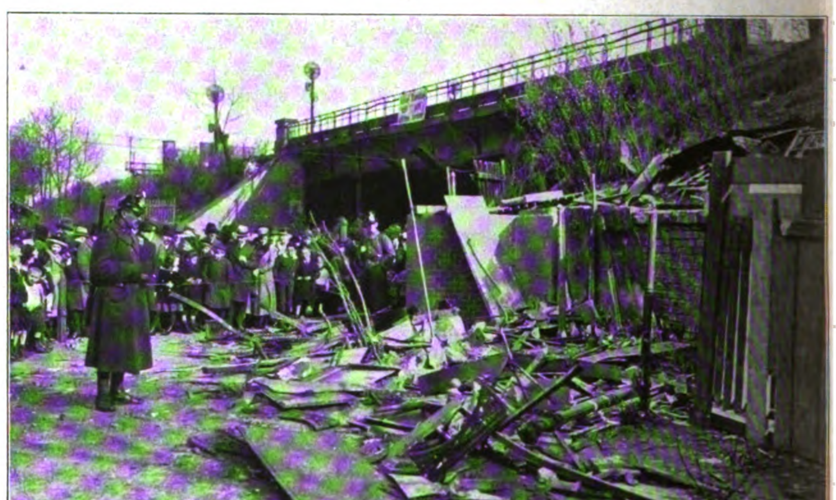
Verhör der festgenommenen Plünderer.



Vollständig ausgeplünderte Läden auf dem Marktplatz in Eisleben.



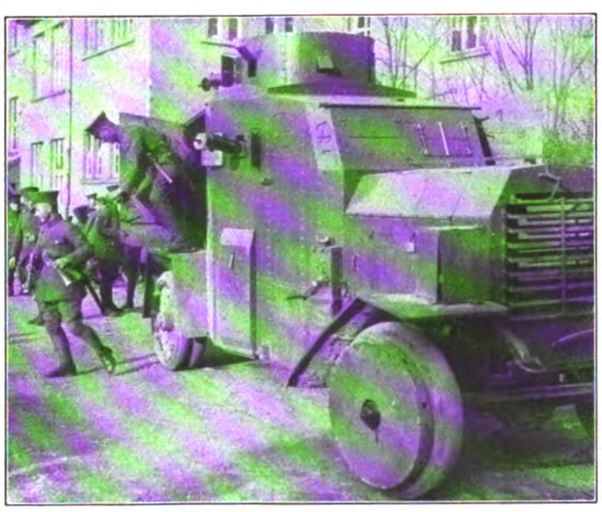
Von dem Eisenbahnattentat bei Ammendorf. Der Täter, ein wegen mehrfachen Mordes und schweren Raubes steckbrieflich gesuchter Verbrecher, wurde von der halleschen Kriminalpolizei verhaftet.



Das Attentat auf die Eisenbahnbrücke in Charlottenburg. Durch die fehlgegangene Explosion wurde eine Bedürfnisanstalt in die Luft gesprengt und die in der Nähe gelegenen Häuser beschädigt.



Gefangene Aufrührer mit ihrem verwundeten Führer.



Schutzpolizei mit Panzerauto in Eisleben.



Abwehrmaßnahmen der Schutzpolizei in Eisleben.

Der kommunistische Aufruhr in Mitteldeutschland.



Das erste deutsche Kegler-Derby in Halberstadt vom 21. bis zum 24. März: Blick auf die Bahnen während des Wettkegelns vom Zuschauerraum aus.

Nach einer Zeichnung des nach Halberstadt entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hanns Langenberg. — Sieger wurde Herr Meschke-Halberstadt mit 5965 Holz.

Der Traum von Oberschlesien.

Von Hermann Stehe / Bad Warmbrunn im Riesengebirge.

In der Nacht vom 20. zum 21. März dieses Frühjahres, also in jenen beladenen, unruhigen Dunkelstunden, die den Zugang zu dem Tage bildeten, an dem nicht nur über das Schicksal Oberschlesiens, sondern in ihm ganz Deutschlands entschieden werden sollte, hatte ich einen Traum, der mir eine tröstliche Sicherheit über den Ausfall der Wahl und eine freudevolle Aussicht auf das Geschick unseres Volkes schenkte.

Der Schlaf hatte mich schon durch viele Traumhäuser geführt. Von keinem war eine deutliche Erinnerung in mir zurückgeblieben. In meinem Herzen lag nur eine schmerzhafte Ermattung, an meinem Körper hatte ich überall das Gefühl überstandener Verwundungen, meine Augen waren wie ausgeweint. Und all das dunkel Vergangene hatte ich so erlitten, als sei ich eine ganze Schar Menschen gewesen, ein Heer, ein Volk, ich wußte es nicht genau. Aber nun war alles vorüber, und ich lehnte an der geschlossenen Gartentür meines Hauses, sah die stille, völlig einsame Straße hinab, an der mein Haus liegt, und verwunderte mich über dies rätselhafte Zerstäuben meines Wesens in eine fast unabsehbare Vielheit. Der Daumen meiner rechten Hand, den mir mein Hund am Tage vorher zerbissen hatte, schmerzte mich. Also war ich wieder ich selbst geworden.

Allein, da ich nun meinen Blick genauer auf die Straße richtete, verwunderte ich mich über ihr Aussehen; denn obwohl sie dieselbe geblieben war, wie ich sie seit Jahren kannte, hatte der Geist des Traumes, der mich an mein geschlossenes Gartentürchen stellte, eine Veränderung hervorgebracht, die rätselhaft und geheimnisvoll genug war, daß ich erwartungsvoll in sie hineinstaunte. Die Häuser ruhten wie immer ins Grün kleiner Vorgärten zurückgerückt, die Laufsteige rechts und links lagen verlassen, die Steine des Pflasters waren uneben und höckerig, wenig berührt und abgeschliffen vom Leben, die Bäume standen mit unbewegten Kronen da, die Vögel sah ich in den Zweigen sitzen, aber sie schwiegen, ein Licht war da, doch leuchtete es nicht, ich hatte einen Atem in der Brust, der weder ein- noch ausging, und einen Schlag im Herzen, der sich nicht rührte. Und wie ich, über all das schwermutsvoll verwundert, mich weit über den niedrigen Zaun lehnte, bemerkte ich, daß die Straße wohl wie sonst nach vier Häuserbreiten in das Feld mündete, doch erhob sich in der Ferne nicht mehr die schneegekrönte Wand des Gebirges, sondern wie eingerammt stand eine himmelhohe graue Wolkenmauer mit einem finsteren Tor in der Mitte, in das unsere Straße geradeswegs hineinlief.

„Gott," dachte ich, „meine Straße ist ja der Weg geworden, der ins Jenseits führt!" Und kaum, daß dies Erschrecken in mir lebendig geworden ist, wandelt die erste Pilgerin an mir vorbei, eine verstorbene uralte Geizige, die alle Menschen, um Bettelbissen zu erlangen, belog, betrog und hinterging, indes die Kästen vor Geld barsten und Keller und Kammern die Vorräte kaum zu fassen vermochten. In Lumpen geht sie, das Tuch tief in das geneigte Gesicht gezogen. Ihr Gang ist starr vor Schrecken, aufrecht vor Entsetzen. Aber sie muß weiter. Je näher sie dem rätselhaften Tor kommt, desto mehr krümmt sich ihr magerer, langer Leib. An der Schwelle berührt sie aus Angst fast die Erde mit der Stirn. Aber das Werk ihres Lebens stößt sie vorwärts, und sie verschwindet mit stummem Grauen in dem rätselhaften Tor.

Hinter ihr kommt eine junge Frau, die eine gräßliche Krankheit an ihrem dreißigsten Geburtstage wie mit Flammengeißeln aus dem Leben gepeitscht hat. Ekstatisch nach dem Dasein ringend, in wildem Widerstand und verzweifelt gegen den Tod kämpfend, stumm wie die uralte Geizige, aber alle rasenden Bewegungen ein einziger schriller Gebärdenschrei, so wird sie vorübergerissen und von dem Tor verschluckt.

Dann folgt der alte, weißhaarige Gelehrte mit der über die Nase gerutschten Hornbrille und dem sanften Kindergesicht. Er geht mit ruhigen Schritten, in heiterer Bereitwilligkeit auf das Tor zu und verschwindet ohne Stutzen und Stocken. Kinder trippeln vorüber, mit den Füßchen kaum den Boden berührend, mehr schwebend denn gehend — und hauchen sich wie Wölkchen ins Tor. Mütter folgen in schwermütiger Gelassenheit, Männer, zusammengekauert, mehr widerwillige Hunde als Menschen, Schatten, lächerlich gespreizt wie im Leben, breit und boshaft andere, ein endloser, dichter, grauer Zug, lautlos unhörbar, in einem Licht, das nicht scheint, weil es auch gestorben ist und doch noch lebt.

Dann hört der Zug der Gestorbenen auf. Die Straße verödet, und als sie wieder ganz, ganz still geworden ist, spüre ich an einem leisen Ruck, der durch mich geht, daß auch meine letzte Stunde gekommen ist. Ich öffne die Gartentür und trete hinaus auf die Straße. Als meine Füße ihr Pflaster berühren, geht eine merkwürdige Verwandlung mit mir vor: Mein Herz schlägt an hunderttausend, nein, an Millionen Orten, mein Gesicht, mein Gehör sind allgegenwärtig. Was ich in den dunklen Traumhäusern in Schmerz gewesen war, bin ich wieder geworden, ein ganzes Volk, das deutsche Volk. Doch nun in einem ungeheuren Glück. Auch die Straße hat sich verwandelt: Sie ist ein Triumphweg geworden, der im Licht einer hohen, strahlenden Sonne schimmert. Die Bäume erwachen aus ihrer regungslosen Verzauberung und brausen in klingendem Sturm. Aus den Zweigen ihrer Kronen brechen überall bunte Wunderblumen, daß es aussieht, als schwebten Gärten in der Luft. Überall ertönt begeisterter Gesang. Aus der finstern Tür des Todes ist eine hohe, breite Torfahrt blendenden Lichtes geworden, und dahinter sehe ich ein weites, gesegnetes Land zu hohen, übersonnten Gebirgen ansteigen.

Ich bin so glücklich, daß meine Kräfte kaum imstande sind, die Seligkeit zu ertragen, und als ich in das Tor eingehe, schwinden mir die Sinne, und ich erwache.

Da liege ich in meiner finstern Stube allein in meinem Bette, wieder ich selbst, und fühle nur noch ganz schwach, wie der Lebenspuls des ganzen deutschen Volkes in meine Adern zurückrinnt. Der Daumen, in den mich der Hund gebissen hat, beginnt zu schmerzen, und jetzt weiß ich, daß mein Wachsein keine Täuschung mehr ist.

Was mir der Traum geheimnisvoll gezeigt hat, ist wahr geworden. In einem unerhörten Siegeszuge friedlicher Opferwilligkeit hat Deutschland sich Oberschlesien wiedererrungen, eine köstliche, beglückende Tat, die auch böswillige Deutelsucht unserer verbittertsten Feinde nicht ungeschehen machen kann. Doch der andere ideelle Erfolg wiegt ebenso schwer. Das erstemal nach dem Zusammenbruch ist jeder einzelne in Deutschland ein deutscher Mensch gewesen, nichts als das, voll Begeisterung und Hingabe. Das war eine Vaterlandsliebe, die von niemand befohlen und angeordnet worden war als nur von unserm inbrünstigen Willen der Selbstbehauptung und dem felsenfesten Glauben an unsere Unüberwindlichkeit.

Am 21. März war der Geburtstag des neuen Deutschlands. Unsere Erniedrigung war der Mutterschoß, die Not die Hebamme, die Selbsttreue und friedliche Gewalt waren die Götter. Aus eigener Kraft haben wir unsere Schmach in einen Glanz verwandelt, der über die ganze Welt leuchtet.

Und so werden wir in das Tor einer neuen, großen Zukunft eingehen, die vielleicht noch in weiter Ferne liegt, aber uns sicher ist, wenn wir nur unser sicher sind, nicht dadurch, daß wir sind, was wir waren, sondern immer inniger, durchdringender werden, was wir sein müssen: Ein Volk, ein Herz, ein Wille in der Selbstzucht der Freiheit und der Freiheit der Selbstzucht.

Der größte Revolutionär.

Von Generaloberarzt a. D. Neumann.

Wer ist der größte Revolutionär? In der Zeit der Revolutionen, der Streiks, des allgemeinen Wirrwarrs und drohenden Zusammenbruchs erscheint die Frage berechtigt. Wir wollen sie aber hier nicht politisch lösen und weder an die Reaktion von rechts noch an die Diktatur von links denken. Der größte Revolutionär ist der Magen. Das ist alte Weisheit und geht schon auf Menenius Agrippa zurück, die alte römische Fabel, und so ließe sich auch geschichtlich nachweisen, daß alle Revolutionen durch den Magen gehen, und das Wort Friedrichs des Großen gewinnt wieder erhöhte Bedeutung, daß man mit dem Magen anfangen muß, um eine Armee zu bauen. Nichts ist heute, wo wir mit Inbrunst flehen: „Unser täglich Brot gib uns", populärer als der Magen, und alles dreht sich heute um die Frage: Was werden wir essen? Der Magen, ein so einfacher Sack und doch der Vater der Revolution. Denn unsere Abhängigkeit vom Materiellen ist vorhanden, da hilft uns keine Philosophie darüber hinweg, und ewig wahr ist das Wort „Primum vivere, deinde philosophari" (erst leben, dann philosophieren). Nun kann auch der Arzt und Volkshygieniker die Magenfrage nicht lösen, die mit der Lohnfrage zusammenhängt und mit der Valutafrage. Es gibt berühmte Errechnungstabellen aus früherer Zeit, was man für eine Mark alles haben kann, z. B. 19666 g Kartoffeln gleich 18724 Kalorien, also dem Sechsfachen des heutigen Verbrauches mit 333 g Eiweiß, 265 g Fett, 3633 g Kohlehydraten, oder 5000 g Milch gleich 3288 Kalorien, was für den Tagesbedarf genügt, mit 165 g Eiweiß, 175 g Fett und 2400 g Kohlehydraten darstellbar, oder 5350 g Brot gleich 13492 Kalorien mit 412 g Eiweiß, 76 g Fett und 2307 g Kohlehydraten. Das klingt heute wie ein Märchen aus alter Zeit, und der Nährgeldwert ist so unendlich gestiegen, daß nicht nur die Preise für die Nahrungsmittel, die wir dem Revolutionär Magen zuführen müssen, hoch sind, sondern daß wir auch nicht die Nahrung erhalten, die wir brauchen. Wir dürfen uns das drohende Hungergespenst einmal näher ansehen, weil es ganz gut ist, wenn man einer Gefahr in das Auge sieht, als wenn man Vogelstraußpolitik treibt. Wie eine Gemeinde, so hat auch der Organismus seine Vorräte. Die Vegetarier haben doch recht behalten, daß wir mit Vegetabilien auskommen können. Der Magen als Revolutionär verlangt aber eins, daß wir die Speisen sehr gut kauen, d. h. ausnutzen. Wir können nach Kirchbach, Chittenden und Fletscher viel mehr aus der Nahrung gewinnen, wenn wir den Kauakt zu einem Dauerakt machen. Geschieht dies, dann werden auch die Zähne nicht mehr durch Nichtgebrauch schlecht werden. Der Magen, der stets zu Revolutionen geneigt ist, nimmt das sehr übel, wenn wir ihm die ganze Arbeit überlassen. Er kann verlangen, daß die Nahrung als Speisebrei ihm erst übergeben wird, wenn die Vorbedingungen erfüllt sind. Die Hast der Zeit läßt die Speise in den Magen pressen, während der gut gekaute und gut eingespeichelte Bissen in den Magen gleiten soll. Ganz richtig sagt der revolutionäre Magen, daß er nicht alles machen kann. Er erfüllt seine Spezialaufgabe: er verdaut das Eiweiß, zerlegt die Fette und bringt die Milch zum Gerinnen, er bildet Fermente. Der Magen ist Schutzorgan des Darmes. Er tötet Bakterien ab. Er bereitet den Speisebrei vor für spätere Dinge, z. B. für seine Beschickung mit der Galle im Zwölffingerdarm und dem Saft der Bauchspeicheldrüse, mit Pepsin und den Fermenten des Darmes. Ist es heute nicht ein Trost, daß mehr Menschen an der vollen Schüssel krank geworden sind als am Hunger?

Wir wollen hoffen, daß es denen, welchen es obliegt, gelingt, uns vor dem Hungergespenst zu bewahren, denn das ist sicher: der Magen meldet sich zuerst beim einzelnen und bei der Masse, und wenn der Magen revoltiert, dann ist kein Halten mehr. Und doch können wir uns nicht vorstellen, daß ein ganzes Volk verhungert. Wir können nur wieder hochkommen durch Arbeit. Nur durch Arbeit, und dann hat auch der größte Revolutionär, der Magen, Arbeit. Liebe und Arbeit sind die Hebel zukünftiger Tätigkeit. Die Natur weiß das viel besser als wir, denn „einstweilen bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhält sie das Getriebe durch Hunger und durch Liebe" singt Schiller in den „Weltweisen". Sorgen wir, daß dem großen Revolutionär sein Recht wird.

Bühnenschau. Von Dr. Karl Blanck.

(Abbildungen siehe Seite 286.)

Man kann nicht umhin, den Mut der Bühnenleiter zu bewundern, die den Zug der heutigen dramatischen Produktion zum Mysterium trotz der ablehnenden oder bestenfalls respektvollen, aber verständnislosen Haltung des durchschnittlichen Theaterpublikums mit allen Mitteln ihrer Regiekunst zu unterstützen suchen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß der Bekenntnis- und Offenbarungsdrang unserer Bühnendichter im umgekehrten Verhältnis zur Aufnahmefähigkeit der Theaterbesucher steht, die zumeist von der Schaubühne vor allen Dingen dramatisches Leben erwarten und sich statt dessen in die Welt philosophischer Betrachtungen und metaphysischer Grübeleien hineingezogen finden.

Von Geheimnissen schwer ist das neue Werk Hans Francks „Opfernacht", das im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. zur Uraufführung kam. In zeitlose Ferne entrückt, in das märchenhafte Gewand des Ostens eingekleidet ist die Begebenheit: die Abkehr des reinen Weibes, das den Gürtel der Keuschheit unverletzt bewahrt hat, vom Manne, der nicht wert ist, mit reinen Händen das geheiligte Band zu lösen. Erst als Mahadasena, die Braut, auf seltsamen Irrwegen selbst einen Einblick in das dunkle Spiel der Triebe getan hat, finden sich die Gatten zu endgültiger Vereinigung. Ähnliche Probleme haben den gedankenreichen Dichter schon in dem früheren Bühnenwerk „Godiva" wie in der Novellensammlung „Das Pentagramm der Liebe" beschäftigt.

Hans Francks erstes Drama war die „Freien Knechte", worin eine Mutter zur Gewalttat greift, um ihren letzten Sohn vor dem Kriege zu bewahren. Zu einer milderen Lösung eines verwandten Stoffes strebt das Mysterium „Ostern" (Uraufführung im Deutschen Theater zu Hamburg) von E. K. Ludhard, dem früheren Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, der seit den Tagen der Darmstädter Künstlerkolonie als eifriger Förderer der Künste bekannt ist. Hier gewinnt eine Mutter den Trost in der Kraft des Glaubens, durch den der gefallene Sohn in ihr und um sie weiterlebt. Bemerkenswert ist auf jeden Fall in der politischen Zerrissenheit unserer Tage die reine, versöhnliche Stimmung des Werkes.

Einen burlesken Stoff aus der deutschen Geschichte behandelt die Komödie des verstorbenen schwäbischen Dichters Hermann Essig „Der Frauenmut", die das Berliner Lessing-Theater in einer farbenreichen Inszenierung nach künstlerischen Entwürfen von Cesar Klein zu neuem Leben zu erwecken versuchte. Die drollige Geschichte von den mutigen Weibern von Schorndorf, die an Stelle ihrer feigen Männer den französischen Ansturm abschlagen, ist mit naheliegenden Derbheiten und ferner gelegenem symbolischen Spuk zu einer etwas fragwürdigen Mißgeburt verschmolzen, als deren greifbare Verkörperung der häßliche und gierige Ritter Roland, der einzige wirkliche Mann des Stückes, um die eigentliche Heldin, die tapfere Bürgermeisterin, herumschwänzelt. Die Divergenz zwischen der derben Anekdote, die der Fabel zugrunde liegt, und der gedanklichen Überladenheit, die gerade in die Gestalt des Roland hineingeheimnißt ist, erweckte bei dem Publikum mehr Befremden als Zustimmung.



Dr. Franz Boas,

ord. Professor der Anthropologie an der Universität Neuyork (gebürtig aus Minden i. W.), wurde von der Preußischen Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitglied gewählt.



Dr. Michael Georg Conrad,

bekannter Münchener Schriftsteller, einst mit der Zeitschrift „Die Gesellschaft" der feurige Vorkämpfer des Naturalismus, beging am 5. April seinen 75. Geburtstag. (Phot. Kester, München.)



Eduard Stöhr,

Geh. Kommerzienrat, Gründer der Weltfirma Gebr. Stöhr in Leipzig, Erfinder der Stapelfaser, wurde anläßlich seines 75. Geburtstags zum Ehrenbürger Eisenachs ernannt. (Phot. Grienwaldt, Eisenach.)



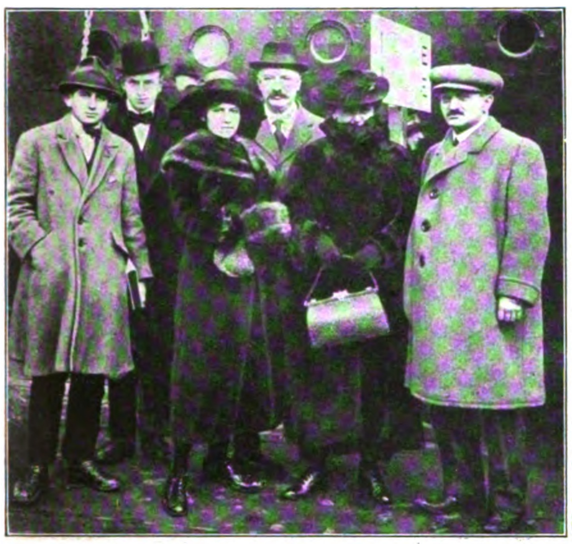
Carl Stimming,

Geh. Oberregierungsrat a. D., der neue Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds in Bremen, während des Krieges im Reichsmarineamt und im Reichsschatzamt tätig. (Hofphot. E. Bieber, Berlin.)



Dr. Georg Frhr. v. Rheinbaben,

von 1910 bis 1917 Oberpräsident der Rheinprovinz, Präsident der Goethegesellschaft, 1901 bis 1910 preußischer Finanzminister, † am 25. März in Düsseldorf. (Hofphot. E. Bieber, Berlin.)



Zum Schachwettkampf Lasker-Capablanca um den Weltmeisterschaftstitel: Weltmeister Dr. Emanuel Lasker (rechts) mit seiner Familie nach der Ankunft in Havanna.



Feierlicher Empfang des aus Rom zurückgekehrten neuernannten Kardinals Dr. v. Faulhaber (×) durch den Domdekan und die Domherren an der Frauenkirche in München. (Phot. Hoffmann, München.)



Der aus Rom zurückgekehrte neuernannte Kardinal Dr. Schulte erteilt beim Verlassen des Kölner Doms dem Volk den Segen. (Phot. W. Matthaus, Köln.)



Die Trauerfeier für den ermordeten ehemaligen türkischen Großwesir Talaat-Pascha in Berlin. Links, sitzend, die Gattin des Ermordeten; im Vordergrund sitzend: Der türkische Botschaftsprediger Dr. Wehaeddin Schakir-Bey.



Warren G. Harding, der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, legt auf dieselbe Bibel, auf die einst der erste Präsident George Washington geschworen hatte, den Amtseid mit den Worten ab: „So helfe mir Gott!"



Von der Eröffnung der Leichtathletik-Saison im Stadion zu Berlin-Grunewald: Augenblicksbild aus einem Wettlauf der Damenabteilung des Berliner Sport-Clubs.



Fußballwettkampf des Berliner Fußballklubs „Preußen" und der holländischen Fußballmannschaft „Volharding", Rotterdam, in Berlin-Mariendorf. Die deutsche Mannschaft siegte mit 2 : 1.

Bäuerliche Töpferkunst.

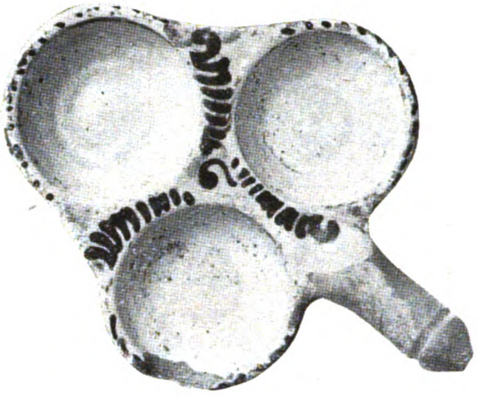
Von G. S. Urff, Hanau. Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Während das Porzellan erst verhältnismäßig spät in den bäuerlichen Haushaltungen Eingang fand, erfreuen sich die Erzeugnisse der Töpferkunst seit den ältesten Zeiten größter Beliebtheit. Schon in vorgeschichtlicher Zeit wies die Kunst, aus Ton allerlei Geräte zu formen und gebrauchsfähig zu machen, in Deutschland eine gewisse Vollendung auf. Der Bedarf an Gefäßen zur Aufbewahrung und Herrichtung von Nahrungsmitteln bestand immer und erhöhte sich mit der fortschreitenden Kultur. Mit der Nachfrage hob sich auch das Handwerk. Dabei war es für dessen technische und künstlerische Ausgestaltung von Vorteil, daß die Ausübung der Töpferei auf einzelne scharf begrenzte Gebiete beschränkt blieb, eben auf die Gegenden, wo sich das Rohmaterial, der Töpferton, vorfand. So wurde die Töpferei schon frühzeitig ein Gewerbe, das berufsmäßig betrieben wurde.

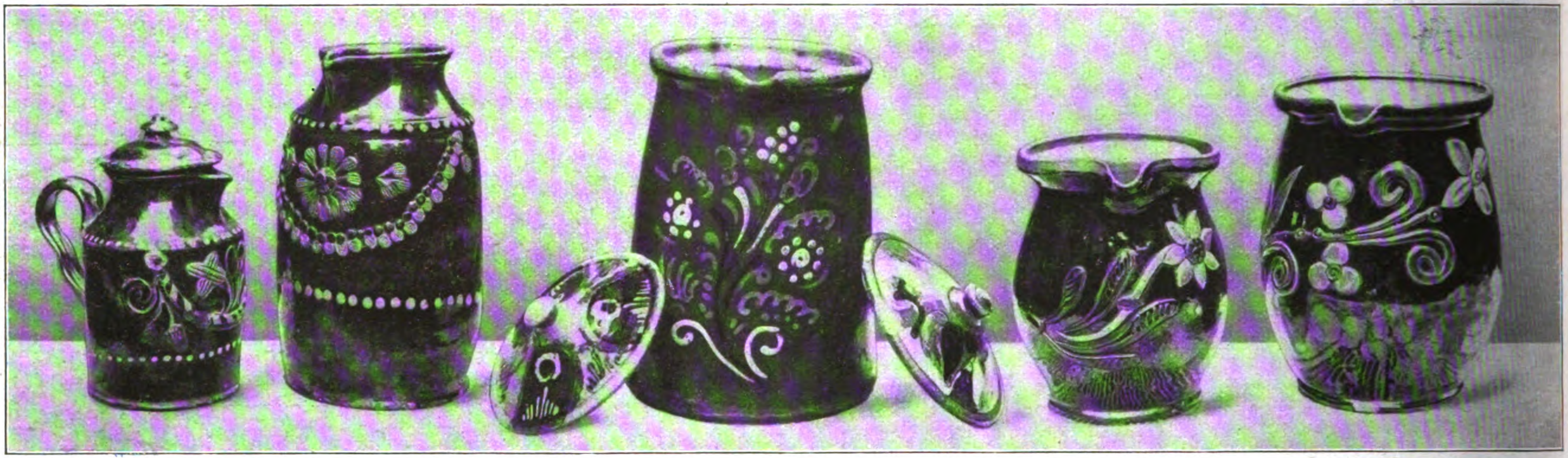
Bei kaum einem anderen Handwerk lag der Anreiz so nahe, die Erzeugnisse zu verzieren. Schon der Wettbewerb gebot diese Kunst. Mochten auch zwischen den verschiedenen Töpfereigebieten Beziehungen bestehen, Erfahrungen ausgetauscht, Anregungen gegeben werden, so war doch der Einfluß innerhalb eines bestimmten Gebietes am stärksten wirksam. So kommt es, daß jedes Arbeitsgebiet seine besondere Eigenart aufweist. Im Spessart arbeitete man anders als in der Gegend von Marburg in Hessen, das Kannenbäckerland im Westerwald lieferte andere Ware als der Odenwald usw. Die meisten in unseren Abbildungen wiedergegebenen Gegenstände stammen aus dem Marburger Gebiet. Sie zeigen als Verzierung Blumen- und Blattmotive oft in erhabener Arbeit. Ihre höchste Blüte entfaltete die bäuerliche Töpferkunst im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als der deutsche Bauer anfing, sich seines Standes zu schämen, und sich bemühte, in Tracht, Sitte und Lebensgewöhnung den Städter zu kopieren, da wandte man sich auch von der ländlichen Töpferkunst ab. Man deckte seinen Bedarf an Töpferwaren in dem nächsten Stadtladen und setzte das Fabrikerzeugnis an die Stelle des schönen Bauerngutes. Infolge des mangelnden Absatzes mußte eine Bauerntöpferei nach der anderen ihren Betrieb einstellen. Wo heute auf dem Lande noch Töpfereien bestehen, da beschäftigen sie sich fast ausnahmslos mit der Herstellung minderwertiger Sachen, die nicht den geringsten Anspruch auf Kunst erheben können.



Schön bemalter und verzierter Küchenteller (1864). Museum in Butzbach.



Irdene Spiegeleierpfanne.



Alt-Marburger Geschirr. Brauner bemalter Kaffeetopf mit bunten Deckeln. Schön verzierte Töpfe. Alte Machart.







Oben: Schwälmertanz. Unten links: 300 Jahre alter Webstuhl. Unten rechts: Großmutter am Spinnrad.

Von deutscher Art und Sitte: Aus der Schwalm in Hessen. Nach photographischen Aufnahmen von Hofphotograph Eberth, Cassel.



Vorfrühling. Nach einem Temperagemälde von Ludwig Danziger.

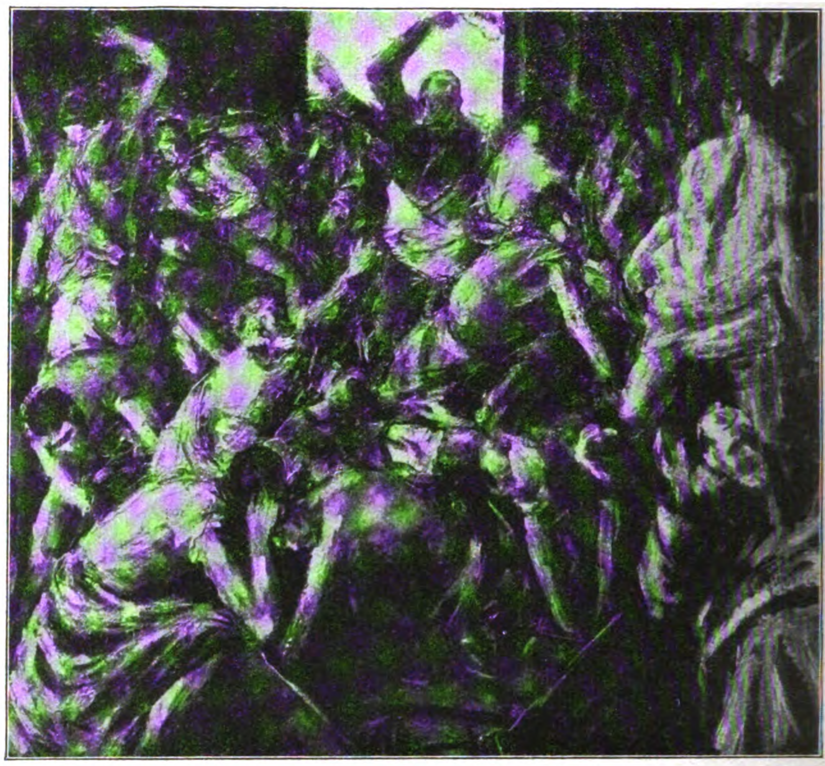
Alexander Bertelsson.

Von Willy Doenges, Dresden.



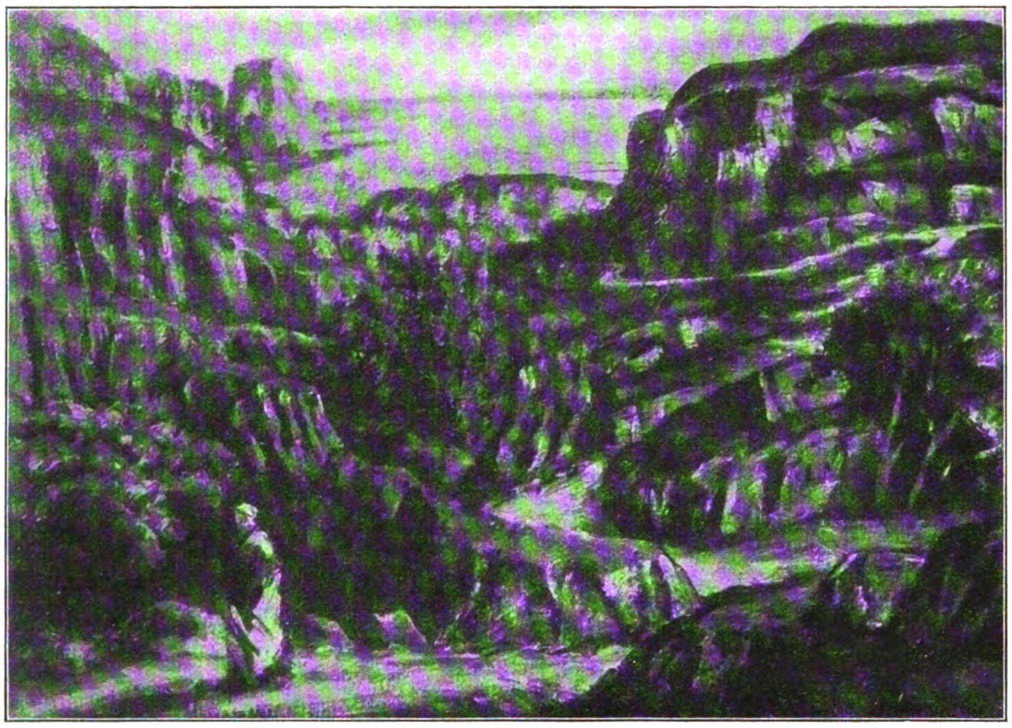
Selbstbildnis des Künstlers.

Der Gegenwartskunst sind schwere und sorgenvolle Tage auferlegt. Nicht nur gilt es, wirtschaftliche Nöte zu überwinden, die um so stärker sich gerade für sie bemerkbar machen, je härter das deutsche Volk um seine Existenz ringen muß, sondern auch ihre geistige Entwicklung gerät immer mehr in geradezu irrgartenartige Bahnen. Als in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Impressionismus die bis dahin herrschende romantizierende Kunst verdrängte, da gab es nur einen Kampfruf für die Sucher nach einem neuen Schönheitsideal. Er lautete: „Zurück zur Natur!“ Heute aber schafft der Expressionismus ein künstlerisches Schlagwort nach dem andern; er läßt jede Auffassung gelten, er erlaubt die freieste Auswirkung künstlerischen Fühlens. Das Gute solcher Individualkunst soll gewiß nicht verkannt oder unterschätzt werden: es gibt keine Epoche in der Kunst, wenigstens nicht in der bildenden Kunst, die den Persönlichkeitswert so anerkennt wie die Gegenwart; aber andererseits dürfen auch die Nachteile solcher Art schöpferischer Tätigkeit nicht übersehen werden: sie macht Stoff und Form sozusagen vogelfrei, sie stürzt in ihrer selbstherrlichen Ausdeutung des Begriffs vom Künstlerischen ewig gültige künstlerische Gesetze schonungslos über den Haufen. Man kann es begreifen, daß ein Künstler, der unter dem Einflusse eherner künstlerischer Gesetze aufgewachsen ist, durch eine Freiheit, wie sie das heutige künstlerische Schaffen erlaubt, in schwere innere Konflikte gerissen wird. Er muß entweder, will er dem Zuge der Zeit folgen, Ideale aufgeben, mit denen für ihn der Begriff des Künstlerischen schlechthin steht und fällt, oder er wird zum Archaisten, der auch an dem Bedeutungsvollen modernen künstlerischen Fühlens vorübergeht, um seinen Idealen treu zu bleiben. Nur wenige, besonders Auserwählte



Vertreibung der Händler.

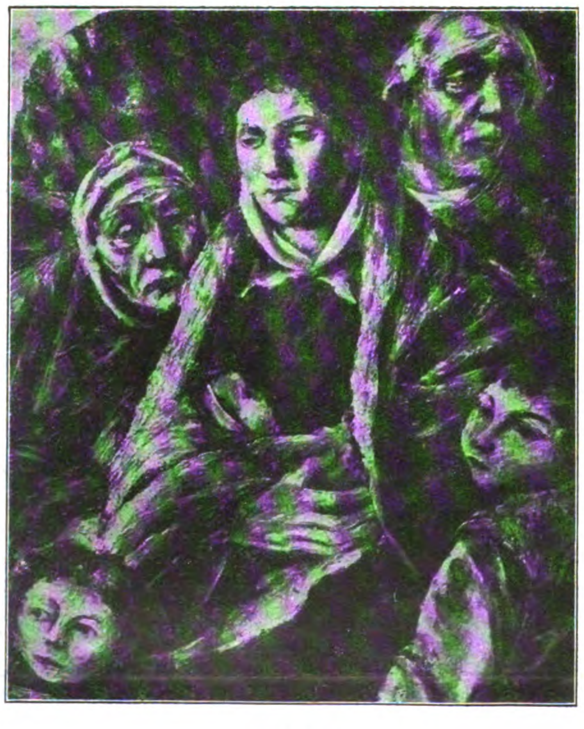
besitzen die Kraft, ewig gültige künstlerische Traditionen und modernes individualistisches Fühlen zu einer Einheit zu vermählen. Sie sind die Wegbereiter für unsere neue Kunst, die Führer, die aus dem Dunkel zur Helle, aus der Tiefe zur Höhe geleiten.



Landschaft.

Eine solche überragende Erscheinung, zu Hohem, ja Höchstem berufen, erblicke ich in dem jungen, in Dresden lebenden deutsch-russischen Maler Alexander Bertelsson. Er wurde im Jahre 1890 in Lixna in Rußland geboren, genoß als Sohn sehr reicher Eltern eine Erziehung, die ihn schon in frühester Jugend mit der Kunst in innigste Berührung brachte, und wurde, da er bereits als Schüler große zeichnerische Begabung zeigte, Maler. Das heißt freilich nur: er bezog (1909) die Kunstakademie zu München und dann (1910 bis 1912) diejenige in Dresden. Maler in Wahrheit wurde er nicht durch die Aneignung bestimmter technischer Fertigkeiten, sondern im Anblick von Meisterwerken, zunächst solchen, die er in der Pinakothek und im Münchner und Dresdner Kupferstichkabinett, und später solchen, die er in Italien sah. Und hier war es insbesondere Tintoretto, der sein malerisches Fühlen in Bann schlug.

Der äußere Lebensweg von Alexander Bertelsson, wie jung er immer auch noch ist, ist vielverschlungen. Er verlor seinen Reichtum und geriet dadurch in so schwere Nöte, daß er während dreier Jahre (1915 bis 1918) der Kunst ganz entsagen mußte. Aber er verlor den Glauben an seine künstlerische Berufung nicht, und er setzte sich, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen, durch, als er endlich wieder der Kunst dienen durfte. Und wiewohl er seinen ursprünglichen Idealen treu blieb, fand er doch zugleich den Weg, der seine künstlerische Auffassung in Harmonie brachte mit der Individualkunst unserer Tage. So steht er heute, ein Werdender zwar noch, weil er ein unablässig Suchender geblieben ist seit dem ersten Tage, an dem er Pinsel und Zeichenstift in die Hand nahm, vor uns als ein schon Fertiger, weil den Werken seiner Hand eine Kraft schöpferischen Gestaltens innewohnt, die angeboren sein muß, um sich so auswirken zu können. Das ist der allein lebensberechtigte und lebensfähige Expressionismus, der, wie diese Künstlerhandschrift, vom Leben nimmt, was es an Leben zu geben hat, und der Kunst läßt, was sie besitzen muß, um Verklärung und Veredelung des Lebens zu bleiben!



Flüchtlinge.



Jüngling mit Zeitung.



Christus, Maria und Martha.

Die Krankheiten der Waldbäume.

Von Professor Dr. Neger, Dresden.



Krebsbeulen an den Zweigen von Juniperus phoenicea (Dalmatien).

Longfellow, der Dichter des Liedes von Hiawatha, der „Edda der nordamerikanischen Indianer“, schließt in seinem viel zu wenig bekannten Epos „Evangeline“ seine meisterhafte Schilderung des nordamerikanischen Urwalds mit den Worten: „Und im Echo verhallt des Waldes Jammer und Klage.“

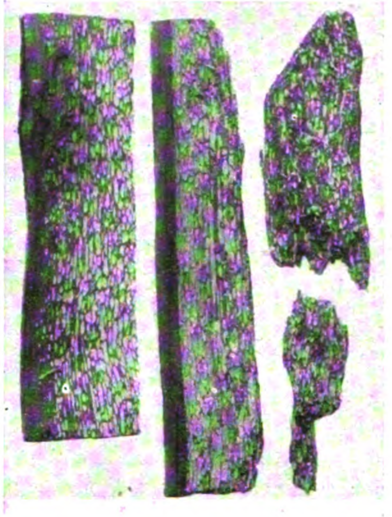
Der Dichter hatte dabei wohl mehr den in den tiefsten Einöden des Waldes sich abspielenden Kampf ums Dasein zwischen den tierischen Bewohnern im Auge als den „Jammer und das Leid“, das selbst den Bäumen nicht erspart bleibt, wenn sie auch noch so sehr die Zeugen einer unerschöpflichen, unüberwindlichen Lebenskraft zu sein scheinen. Wer sich liebevoll in das Leben der Waldbäume vertieft, der weiß, daß auch sie, wie alle Lebewesen, ihr „Freud' und Leid“ haben, daß auch ihnen „Krankheit und Siechtum“ nicht erspart bleiben; sonst müßten sie ja, wie das Sprichwort sagt, „in den Himmel wachsen“. Die Krankheiten der Waldbäume beanspruchen aber nicht nur in allgemeinbiologischer Hinsicht unser Interesse; bei dem hohen Kapitalwert, den der Wald, insbesondere der Kulturwald in dichtbevölkerten Ländern, als fast unerschöpfliche Quelle wichtiger Rohstoffe darstellt, haben die Krankheiten der Waldbäume auch eine nicht unbeträchtliche wirtschaftliche Bedeutung. Sie kennenzulernen und so weit als möglich zu bekämpfen, ist eine wichtige Aufgabe des Forstmanns (vgl. das Buch des Verfassers: „Krankheiten unserer Waldbäume“). Da ist zunächst ein bemerkenswerter Unterschied gegenüber den Krankheiten der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen hervorzuheben; bei letzteren spielen jene Krankheiten, die sich auf die Wirkung von parasitischen Pilzen zurückführen lassen, die größte Rolle. Man denke an die Verheerungen, die durch Brand- und Rostpilze am Getreide, durch den Kartoffelpilz (Peronospora infestans) am Kartoffelkraut u. a. verursacht werden.

Den Waldbäumen können die mikroskopischen Pilze in der Regel weniger anhaben — nur Keimlinge leiden oft unter solchen Parasiten, z. B. dem Buchenkeimlingspilz, dem Eichenmeltau, dem Schüttepilz. Viel mehr fallen bei den Bäumen die nicht parasitären Krankheiten ins Gewicht sowie jene Schmarotzerpilze, die gleichzeitig weitgehende Zerstörungen des Holzkörpers bewirken und dadurch das Leben selbst der größten Bäume bedrohen.

Unter den nicht parasitären Krankheitserregern sind es besonders Frost, Hitze und anhaltende Trockenheit, Armut des Bodens an Nährstoffen, Blitz, Schnee und Hagelschlag, mechanische Verletzungen sowie Verunreinigung der Luft durch Industriegase (Rauchschäden), die tiefgreifende Schädigungen herbeiführen. Was für Unheil der Frost anrichten kann, davon legen Waldbestände in kesselartigen Einsenkungen, in denen sich die kalte Luft ansammelt (sogenannten Frostlöchern), ein eindringliches Zeugnis ab. Dabei ist es nicht einmal die tiefe Wintertemperatur in der kältesten Zeit des Jahres, die am meisten zu fürchten ist. In dieser Zeit befinden sich die Bäume im Zustand tiefer Winterruhe und ertragen außerordentliche Kältegrade. Viel gefährlicher sind die Übergangszeiten, im Herbst, wenn die Winterruhe noch nicht eingetreten, im Frühjahr, wenn sie schon wieder aufgegeben wurde. So sehen wir z. B., daß die sibirische Tanne, die in Sibirien — im kältesten Teil der Erde — furchtbare Kältegrade über sich ergehen läßt, ohne Schaden zu nehmen, bei uns durch Spätfrost schwer beschädigt wird, indem sie in unserem milden Klima frühzeitig zur Lebenstätigkeit erwacht und dann den Kälterückschlägen zum Opfer fällt. Ganz besonders wird die Spätfrostgefahr gesteigert durch das in vielen Teilen von Deutschland (besonders Sachsen) übliche Kahlschlagverfahren, indem die Kahlschlagflächen durch nächtliche Wärmeausstrahlung bis tief unter den Nullpunkt abgekühlt werden, während bei Naturverjüngung durch die stehenbleibenden Horste jene weitgehende Abkühlung ganz oder teilweise verhindert wird.



Fruchtkörper des Trametes radiciperda am Wurzelteller einer Fichte.



Lärchenholz in verschiedenen Stadien der Zersetzung durch Trametes Pini; rechts am weitesten vorgeschritten.

Trockenjahre (wie 1911) im Verein mit lang andauernder Hitze sind kaum weniger bedenklich als Frostwirkungen. Auf jene — verstärkt durch die ungünstigen Folgen der Kahlschlagwirtschaft und einige andere schwer faßbare Einflüsse — dürfte das bedauerliche „Tannensterben“, das allmähliche Verschwinden des schönsten deutschen Waldbaumes — der Weißtanne — zurückzuführen sein.

Während ein Übermaß von sommerlicher Hitze durch die mit starker Verdunstung verbundene Abkühlung in der Regel unschädlich gemacht wird, kann es doch vorkommen, daß dünnrindige Bäume, die des Schutzes durch eine dicke Borke entbehren, infolge intensiver Sonnenbestrahlung schwer erkranken. Die Rinde stirbt und blättert ab — man spricht von „Rindenbrand“.



Stark drehwüchsige Kiefer auf Felsboden in der Sächsischen Schweiz.

Eines der traurigsten Kapitel ist die schwere Bedrohung unserer Waldbestände durch Industriegase, hauptsächlich die schweflige Säure der Steinkohlenfeuerung. Besonders empfindlich sind die Nadelbäume zum Teil deshalb, weil ihre mehrere Jahre ausdauernden Nadeln das Gift in ihrem empfindlichen Plasmaleib gewissermaßen speichern. Immerhin gibt es auch einige Nadelbäume, die sich gegen Rauchgase sehr widerstandsfähig erweisen und daher auch in unseren Großstadtgärten verhältnismäßig noch gut gedeihen, das sind z. B. die Eibe, die aus Japan stammende Veitchtanne und die auf dem Balkan heimische Omorikafichte, während unsere einheimische Fichte und noch mehr die Weißtanne als sehr „rauchempfindlich“ gelten können.

Hagelschlagwunden und andere mechanische Verletzungen sind weniger als solche bedenklich als vielmehr dadurch, daß sie Eingangspforten für parasitische Pilze schaffen. Der erbitterte Kampf zwischen diesen und der Wirtpflanze führt dann zu merkwürdigen Deformationen, die man als Krebsgeschwülste bezeichnet, und die uns besonders bei Esche, Olive, Buche, Aleppokiefer, Zypressen, Lärchen, Apfel- und anderen Obstbäumen häufig entgegentreten.

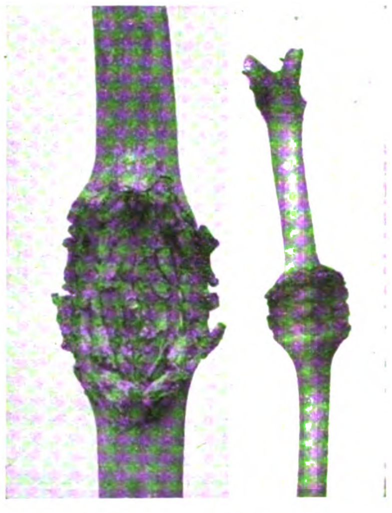
Eine auch dem Laien leicht auffallende Baumkrankheit sind die sogenannten „Hexenbesen“, eine gehäufte Entwicklung von Knospen, wobei bald parasitische Pilze oder Milben, bald unbekannte Faktoren wirksam sind.

Zum Schluß sei noch einer verheerenden Krankheit gedacht, für die ein Hutpilz (ein sogenannter Porling), nämlich Polyporus annosus = Trametes radiciperda, verantwortlich zu machen ist; es ist dies die sogenannte Rot- oder Stockfäule der Fichte und der Kiefer sowie anderer Nadelhölzer. Hier erfolgt die Infektion am Wurzelstock, und die Fäulnis des Holzes steigt im Baum oft 6—8 m hoch empor und bringt diesen schließlich zum Absterben. Auffallend ist, daß diese Krankheit besonders auf ehemaligem Feldboden, der später aufgeforstet wurde, oder auch sonst auf sehr fruchtbarem Waldboden auftritt und ausgedehnte Bestände zunichte macht.

Gegen viele dieser Krankheiten ist der Forstmann fast machtlos. Das Allheilmittel ist — sofern es ein solches gibt — die Schaffung naturgemäßer Standortbedingungen, die Auswahl der für einen bestimmten Standort — nach Klima und Boden — passenden Holzart. So hat es sich vielerorts schwer gerächt, daß man in der Ebene auf schwerem Boden Fichten angepflanzt hat — die Folge war verheerende Rotfäule. Nur in sehr seltenen Fällen gibt es gegen Baumkrankheiten Arzneien, z. B. gegen die verhängnisvolle Kiefernschütte die Bespritzung mit Kupferkalkbrühe, gegen den Eichenmeltau Bestäuben mit Schwefelpulver.



Durch Spätfrost getötete Maitriebe der Fichte.



Krebs der Esche, verursacht durch Bacillus Oleae.



Krebsbeule an der Buche, verursacht durch Nectria galligena.



Nervaturzeichnung eines Ahornblattes als Folge der Einwirkung von sauren Gasen.



1. Die Berliner Filmschauspielerin Rita Clermont in Hanf-Tagalhut mit lindenblütenfarbiger Blätterapplikation an Unterkrempe und schwarzen Samthängebändern. Modell: Sonja. (Vita-Photo, Berlin.) 2. Kleiner Logenhut aus Goldtüll mit Reiher und Brillantagraffe. (Phot. E. Barakovich, Wien.) 3. Spitzenhut in Braun mit Stroh und Bandschleife. Jadegrünes Crêpe-de-Chine-Kleid. Modell: Zwieback, Wien. (Phot. Franz Löwy, Wien.) 4. Die Wiener Schauspielerin Anne Marie Steinsieck in terrakottafarbenem Federhut. Modell: Mme. Berthe. (Phot. Setzer, Wien.) 5. Rita Clermont in zitronenfarbenem Lisereitstrohhut mit lindenfarbener Federphantasie und schwarzer Paspel am Rand. Modell: Sonja. (Vita-Photo, Berlin.)



Nachmittagskleid aus schwarzem Crêpe de Chine, doppelseitig verwendet, mit schwarzer Stickerei. Modell: Wiener Werkstätte. (Phot. d'Ora, Wien.)



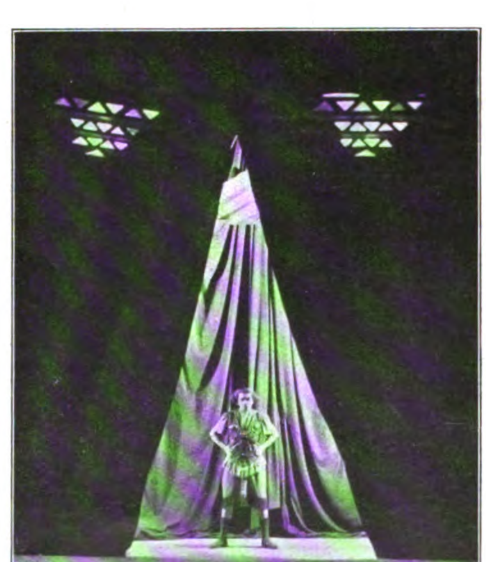
Die Schauspielerin Dora Schlüter vom Theater in der Königgrätzerstraße in Berlin in einem Schlafrock aus ecru Crêpe Georgette mit Schleppe und lavendel gemaltem Seidenband. Modell: Friedmann & Weber, Berlin. (Vita-Photo, Berlin.)



Abendmantel aus schwarzer Seide mit Goldspitze und gehäkelten Blättern. Kopfputz ebenso. Modell: Wiener Werkstätte. (Phot. d'Ora, Wien.)



Von der Uraufführung des Mysteriums „Ostern" von E. K. Ludhard (Deckname des ehemaligen Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen) im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg (Regie: Dr. Paul Eger): Szene aus dem III. Akt. (Phot. H. J. Meisner, Hamburg.) Von links nach rechts: Gertrud Meinz, Else Johannsen, Erika Meingast (Töchter); Robert Nhil (Mittler); Julia Serda (Mutter).



Hans Francks Drama „Opfernacht" in der Uraufführung des Schauspielhauses zu Frankfurt a. M. (Regie: Richard Weichert, Bühnenbilder von Ludwig Sievert): Szene aus dem II. Akt; Robert Taube als Samudatta. (Phot. R. u. C. Heß, Frankfurt a. M.)



Szene aus der Komödie „Frauenmut" von Hermann Essig in der Erstaufführung des Berliner Lessing-Theaters: Käthe Dorsch (in der Mitte) als Frau Künkelin, Bürgermeisterin von Schorndorf: rechts unter ihr: Alice Torning als Magd. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(8. Fortsetzung.)

Kalmus empfahl mir, immer erst eine Pfeife zu rauchen, bevor ich Wüterichen entgegne. Ich finde, er hat recht. Bei dir waren sogar zwei erforderlich. Willst du nicht auch rauchen? Der Tabak ist etwas stark, aber gut bekömmlich."

Luckow winkte ab.

„Du fühlst dich zu schwach. Ja, der verdammte Zorn geht auf Nerven und Gehirn. Die klügsten Menschen verblöden dabei. Armer Kerl, hoffentlich bist du noch fähig, mich zu verstehen. — Was? — Ich komme zu dir, sehe, wie dir ein Halsabschneider das Fell über die Ohren ziehen will, und lege ihm das Handwerk, indem ich ihm das Geschäft verleide und ihn überbiete."

„Im Scherz!" warf Luckow ein.

„Wer sagt dir das?"

„Du bist doch ein musikalischer Stint."

„Ich merke mit Vergnügen, wie sich deine Kräfte heben. Du bringst mich auf ein guten Gedanken: Willst du mir Klavierstunden geben?"

„Dir?" Eine Welt voll Verachtung lag in dem Wort. „Du kannst ja kaum die Tonleiter singen."

„Na, also nicht. Aber der Flügel ist 6000 Mark wert. Ich halte mein Gebot aufrecht und mache dir nun ernstlich folgenden Vorschlag: Da ich in meiner Wohnung nicht Platz für das Klavier habe und fest überzeugt bin, in drei Monaten 8000 Mark zu erhalten, so lasse ich den Flügel hier, zahle 1000 Mark an und den Rest, sobald ich ihn verkauft habe."

Zweifelnd blickte Luckow auf Karr.

„Ist das mehr Freundschaft oder mehr Geschäft?"

„Jetzt möchtest du mir am liebsten die Freundschaft zum Vorwurf machen, in einigen Monaten wird es das Geschäft sein."

„Also abgemacht. Ich gehe darauf ein."

„Schön. Morgen früh erhältst du 1000 Mark. Und nun reden wir von anderen Dingen. Kann ich bei dir speisen? Ich nehme an, du hast heimatliches Brot und Wietauer Butter."

Es wurde ein gemütlicher Abend, an dem Karr manche fröhliche Schnurre erzählte und Frau Luckow still vergnügt lächelte, wie schon lange nicht. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß Karr die günstige Stimmung kaufmännisch ausnutzte und Luckow zu dem Versprechen verlockte, Frau und Kinder wieder nach Wietau zu schicken. Er hatte seine stillen Plänchen dabei. Oh, er war ein geriebener Biedermann!

Viertes Kapitel.

Von Sankt Carolus wackelten sechs wuchtige Schläge in die umliegenden Häuservierecke, da räusperte sich die bunte Schwarzwalduhr in der Schusterwerkstatt auf der Yorkstraße und hustete mühselig das Ergebnis ihrer Stundenarbeit hinterdrein. Sie hatte sich im letzten Winter arg erkältet. Schuster Wulke kriegte auch einen Hustenreiz, räusperte sich und sah bekümmert nach seinem Seiger. Jede Bewegung schien ihm Leben, und daß die Uhr eine Seele hatte, wußten schon Vater und Großvater. Die pflichteifrige Alte tat ihm leid. Er hatte ihr das Schlaggewicht für einige Zeit abgenommen und sie gründlich mit Petroleum ausgepinselt. Der einseitige Katarrh war geblieben, die Heiserkeit wollte nicht weichen. Auch das Gedächtnis hatte gelitten. Hin und wieder vergaß sie die Stunde anzuzeigen. Doch humpelte sie weiter ihren Weg zur Ewigkeit mit nimmermüder Stete ohne Hast. Das tat wohl; denn der Wulke-August war ein Philosoph der ruhigen Beschaulichkeit. Kleine, nervöse Uhren, die mit ihrem aufdringlichen Ticken Akkordarbeit leisten wollen und doch nicht schneller vorwärts kommen, waren ihm ein Greuel.

Der Schuster saß am offenen Fenster; sein Dreifuß versank in einem Haufen kranker Schuhe und hölzerner Leisten, die ihn umgaben, so daß es aussah, als throne er auf diesem Invalidenberge. Da waren feine, zarte Damenschuhe mit hohen Absätzen und klobige Arbeitsstiefel, abgelaufenes, billiges Kinderzeug und wuchtige Berggamaschen. Alles durcheinander. Meister Wulke machte keinen Unterschied.

Sein rotbäckiges, bartloses Gesicht mit der verbogenen Brille über der Kartoffelnase war über einen zierlichen Schuh geneigt. Hinter ihm stellte eine festgebaute Frau die fertige Tagesarbeit in die Fächer eines Wandgestells, kehrte den Schmutz um den Schuhberg herum zusammen, tat einen Seitenblick auf den krummen Rücken und die schimmernde Glatze und seufzte hörbar. Einmal, zweimal. Beim drittenmal war es, als quetsche ihr jemand den Herzzipfel aus.

„Frau Kricke," sagte Wulke, „eine gesunde Frau ohne Anhang darf nicht klagen. Man muß die kleinen Übel des Lebens gelassen hinnehmen und alle Selbstheit fahren lassen. Also lehrt mein großer Kollege Jakob Böhme."

„Dieser Ärger —"

„Daß Papier auf die Treppen geworfen und Milch verschüttet wird, daß man im Keller stiehlt und die Haustür nächtlich offen läßt, das gehört als natürliches Ereignis zu Ihrem Amte als Haus- und Hofmeisterin wie der Schwanz zur Katze; die Reife Ihrer Jahre sollte Sie vor Aufregung bewahren."

„So reif bin ich eben nicht", erwiderte sie heftig, „und auch nicht so gefühllos wie Ihr Sohlenleder."

„Es ist merkwürdig, wieviel Widerwillen das Weib der reinen Weisheit entgegenbringt." Der Schuster schüttelte bedauernd den Kopf.

„Herr Wulke, sind meine Schuhe fertig?" rief es tief und klangvoll zum Fenster herein.

„Um $^1/_2$ 7, gnädiges Fräulein, wie ich gesagt habe." Er schusterte, ohne aufzusehen, weiter.

„Das Mädchen hat Ausgang; ich muß mich für das Konzert fertigmachen. Bitte, schicken Sie mir die Schuhe hinauf."

„Wenn ich einen Boten habe. Sonst müßten Sie die gelben anziehen."

„Herr Wulke! Zum Symphoniekonzert!"

„Ich dachte, Sie hörten in gelben so schön wie in schwarzen."

Der Meister sah mit emporgezogenen Brauen über die abstehende Brille hinweg.

„Sie sind ein Grobian oder ein Spaßvogel", meinte das Fräulein und ging weg.

„Wieder eine, die vor der Wahrheit die Haltung verliert", sagte Wulke. „Schade um Fräulein von Grame. Könnte ein tüchtiges Mädel sein und weiß nicht, daß es eine Sünde ist, vom Gelde zu leben und sich von der Allgemeinheit ernähren zu lassen."

„Sie besorgt den Haushalt und hilft beim Reinigen ihrer großen Wohnung. Untätig ist sie nicht. Aber das begreift ein Mannesgehirn nicht."

Frau Kricke war scharf geworden; aber der Schluß ihrer Rede ging doch wieder in einen Seufzer aus, der ihren weiblichen Jammer über die Unzulänglichkeit und Einseitigkeit des verbohrten Schusterkopfes aussprach.

„Nippsachen abstauben ist keine nützliche Arbeit, die Werte schafft. Wenn jemand mehr verbraucht, als er erarbeitet, und das tut Fräulein von Grame, dann ist er ein Schmarotzer der Gesellschaft."

Ein kräftiger Schlag mit dem Hammer setzte ein Ausrufungszeichen hinter die Entgegnung. Sie hielt ihm die große Schaufel mit Schmutz unter die Nase, daß er genötigt war, mit der Arbeit innezuhalten.

„Ist das nicht wirklicher Schmutz?" fragte sie. „Ein Junggeselle würde in solchem Dreck umkommen, aus lauter fauler Furcht, unnütze Arbeit zu tun."

„Liebe Frau Kricke," antwortete Wulke, „Ihre Arbeit kommt mir und dem ganzen Hause zugute, und ich bin der erste, das anzuerkennen. Fräulein von Grame schafft nur für sich und ihren Luxuskram."

Die Hausmeisterin war schon durch die Anrede beruhigt worden. So begnügte sie sich, etwas weicher und wie entschuldigend zu erwidern:

„Fräulein Ursula tut Gutes, wo sie kann."

„Von den Werten, die andere für sie erarbeiten," sagte Wulke, „und die ihr eigentlich gar nicht zukommen."

„Das verstehe ich nicht", meinte sie.

„Fräulein von Grame wahrscheinlich auch nicht", fuhr der Schuster fort. „Es mag noch viel Wasser die Oder hinabfließen, ehe das begriffen werden wird."

Ein hastiger Schritt knirschte draußen auf den Steinfliesen. Ein ewig langer Oberkörper beugte sich zum Fenster herein.

„Meister Wulke, ich laufe schon auf den Strümpfen. Kann ich meine Schuhe haben?"

„Morgen früh kann sie Ihre Liese abholen, Herr Lehrer."

„Die Kartoffeln werden kalt", rief Frau Kricke dazwischen und klappte die Tür zu.

„Da muß ich Schluß machen," sagte Wulke, „bei neuen Kartoffeln versteht die Frau keinen Spaß."

„Ein tüchtiges Weib", bemerkte Lehrer Luckow.

„Ja, ich wüßte nicht, wie ich ohne sie auskommen sollte."

„Warum heiraten Sie sie nicht?"

„In einem oder zwei Jahren wird sie gut sein. Vorläufig liebt sie mich noch mehr, als einem alten Kerl, wie ich bin, nützlich ist. Das stört mich. Ein wenig muß sie noch ablagern."

„Sie würden bei ihr gut aufgehoben sein."

„Weiß ich", gab der Schuster zu. „Sie hat alle guten Eigenschaften, die mir fehlen. Sie ist flink, sauber, ordentlich, sparsam. Nur plinkt sie noch mit den Augen trotz ihrer 40 Jahre: nicht mehr ganz so wie früher, aber noch genug, um einem ruhigen Junggesellen unheimlich zu machen. Sobald das Plinken aufgehört hat, heirate ich sie, wenn sie mich noch mag. Dann ist die wirkliche, abgeklärte Liebe da."

„Eine Großvaterliebe", lachte Luckow.

„Mag sein — die andre ist mir zu sprunghaft. Dies ewige Suchen und Abstoßen stört das Gleichmaß meiner Tage."

Er steckte den Kopf hinaus.

„Fritz", rief er. Ein Knirps von sechs oder sieben Jahren löste sich aus dem Kindergemenge. Wulke reichte ihm ein Paar Schuhe zu.

„Für Fräulein von Grame", rief er ihm zu.

„Wird gemacht", sagte der Junge selbstbewußt und trollte sich fort.

Aber Fräulein von Grame blieb zu Hause. Sie saß mit ihrer Mutter im Wohnzimmer. Schwarze Stühle mit geschnitzten Lehnen standen darin; eine mächtige Anrichte erdrückte fast den zierlichen Ofen mit den bunten Kacheln. Auch der Stufenabsatz mit dem massigen Geländer schien für einen größeren Raum berechnet. Die Tür zum Söller war weit geöffnet.

Frau Eva von Grame war seit der Begegnung mit Karr ohne sichtbaren Grund in Unruhe gewesen. Nun saß sie auf dem hochlehnigen Stuhl, aufrecht, straff, ohne sich anzulehnen, wie immer. Doch wollte es der Tochter scheinen, als seien die Fältchen um Augen und Mund ein wenig schärfer als sonst. Die Mutter stand auf, schloß die Tür und sagte:

„Ich bat dich, heut bei mir zu bleiben. Ich möchte dir eine Erklärung darüber geben, die dir vielleicht wunderlich oder sonderbar erscheinen wird."

Stockend, als öffneten sich die Lippen nur unter starkem inneren Druck, kamen die Worte heraus. Das junge Mädchen blickte besorgt auf die Mutter,

die sich mit dem Rücken gegen das Licht gesetzt hatte. Sie legte die Hand auf deren Schulter.

„Muttchen, du weißt, ich bin nicht neugierig", sagte sie herzlich.

„Das weiß ich wohl; aber die Erzählung wird mich von einem Alp befreien. Auch Mütter haben mitunter das Bedürfnis, Beichte abzulegen." Sie versuchte zu lächeln, es blieb aber bei dem Versuche. „Es war vor langen Jahren. Ich war jung wie du. Da trat zum erstenmal ein Mann in mein Leben. — Es war nicht dein Vater. — Er liebte mich, ich ihn, wenigstens die eine Seite seines Wesens. Nein, weiter kann ich dir nichts sagen." Eine lange Pause folgte. „Neulich nachts erschien er mir. Du warst im Theater, Marie war längst zu Bett. Ich saß allein im andern Zimmer und las. Doch meine Gedanken sprangen aus den Zeilen heraus; ich konnte sie nicht sammeln. Ein Unerklärliches warf sie immer aus dem Wege, den sie gehen sollten. Ich legte das Buch hin, sah auf die stille Straße hinab und setzte mich endlich ans Klavier. Du weißt, wie selten ich spiele; du hast vielleicht vergessen, daß ich überhaupt spielen kann. Das Frühlingslied von Mendelssohn kam mir in die Finger. Es ist Jahrzehnte her, daß ich es gehört habe. Ein Menschenleben liegt dazwischen. Aber es bedeutet mir mehr als eine Erinnerung."

Ein Lächeln huscht über das Gesicht, ein mildes, herbstliches Lächeln der Entsagung, des Abschieds.

„Als ich geendet hatte, legte ich die Hände müßig in den Schoß und sann. Ich war in meiner Jugend. Unsere Uhr schlug. Schon elf? Ich stehe auf und blicke zufällig in den großen Spiegel zwischen den Fenstern. Eine Gestalt ist darin zu sehen. Nicht die meine. Was ist das? Ich schaue genauer zu. Kein Zweifel, das sind nicht meine Bewegungen, das ist überhaupt keine Dame. Es ist — Friedrich Wilhelm Kalmus. — Die Gestalt scheint im Spiegel näher zu kommen, grüßt mit der Hand und wendet sich rückwärts zu der Tür. Dort winkt sie nochmals und verschwindet. Im Spiegel erscheint mein eigenes Bild. Ich drehe mich um; ich finde die Tür offen. Bald darauf kamst du."

„Und du sagtest: »Es ist gut, Ursula, daß du da bist. Ich hatte Besuch aus vergangenen Tagen und bin sterbensmüde.« Ich verstand dich nicht, doch wollte ich dir keine Erklärung abdringen."

„Sagte ich so? Ich erinnere mich nicht mehr. Du weißt, wie abweisend ich sonst dem Unerklärlichen gegenüberstehe. Es belastet die Seele, ohne die Erkenntnis zu fördern. Dieser Erscheinung kann ich mich nicht entziehen. Mir ist, als sei ich dem Manne etwas schuldig geblieben, und als wollte er mich an die Schuld mahnen. Zwei Tage darauf kamen sein Abschiedsbrief und eine Todesanzeige, die du gelesen hast, ohne zu wissen, was mir Kantor Kalmus gewesen ist. Nun lernte ich gestern seinen Pflegesohn kennen, der ihm in vielen Stücken gleicht. Das Leben bringt wunderliche Spiele heraus. Nach dreißigjähriger Pause knüpft es an die Vergangenheit an, als wäre die Zeit nichts. Wenn ich abergläubisch wäre, möchte ich darin ein Zeichen sehen. Jedenfalls wollen wir Herrn Karr freundlich empfangen. Vielleicht gibt sich die Gelegenheit, manches gutzumachen. Welchen Eindruck hattest du von ihm?"

„Sein Äußeres ist recht vorteilhaft", sagte Ursula.

„Das fand ich auch. Wir dürfen uns mit ihm zeigen und können ihm entgegenkommen, ohne die selbstverständlichen Unterschiede außer acht zu lassen, die er wohl anerkennen wird."

Tags darauf saß Karr Frau von Grame gegenüber.

„Sie sind Volksschullehrer?"

Karr hörte ein leises Mitleid in Frau von Grames Worten. Er entgegnete fröhlich:

„Ja, gnädige Frau, mit Leib und Seele."

„Kann denn der Beruf Ihr Leben ausfüllen?"

„Aber gewiß."

„Ich meine nur, haben Sie nicht irgendeine Neigung, eine Lieblingsbeschäftigung, die Ihre freie Zeit nützlich auswertet?"

„Gar so viel freie Zeit habe ich nicht. Die Vormittage sind ganz durch den Unterricht besetzt. Die Nachmittage brauche ich zur Vorbereitung, zur Durchsicht der Hefte, zur Nachhilfe, gelegentlich auch zu Besuchen bei den Eltern."

„Viele Ihrer Amtsgenossen sind Musiker, Redner, Schriftsteller, Kunstrichter und leisten Achtbares, ja Bedeutendes auf diesen Gebieten."

„Mich beschäftigen Erziehung und Unterricht ganz und gar. Ich liebe zwar auch die Künste, übe sie aber selbst nicht aus."

„Das ist schade."

„Warum schade, gnädige Frau? Weil ich alle Kräfte auf einem Gebiete zusammenfasse? Gibt es etwas Herrlicheres, als die Jugend heranbilden? Das ist auch eine Kunst und mir die herrlichste von allen."

„Wenn es sich um gut erzogene Kinder handelte, könnte ich Ihre Begeisterung begreiflich finden. Aber Sie müssen doch furchtbar unter Mißerfolgen und Enttäuschungen zu leiden haben, ganz abgesehen von dem Armeleutegeruch."

„Glauben Sie mir, gnädige Frau, jedes Kind ist dankbar für Güte. Es hat mir noch keins absichtlich Gutes mit Bösem vergolten. Vor dem Erwachen des Geschlechtslebens steht der Mensch tatsächlich noch mit einem Fuße im Paradiese. Harmlos und treuherzig geben Kinder ihr ganzes Sein hin, wenn sie Liebe spüren. Daß häusliche Verhältnisse oft störend eingreifen, ist selbstverständlich. Das Vertrauen braucht darunter nicht zu leiden."

„Ihre Meinung scheint mir hochsinnig; aber ich mag ihr nicht beipflichten. Ich vermag auch nicht an die sogenannte Kinderunschuld zu glauben. Sicher teilen auch viele Erzieher meine Meinung; sonst würden sie nicht auf anderen Gebieten Ersatz für die Enttäuschung suchen."

„Das hängt wohl mehr mit der Herkunft unseres Standes zusammen. Die Lehrer stammen größtenteils von kleinen Beamten, Handwerkern und Landwirten, die dem Berufe noch eine gewisse Ehrfurcht entgegenbringen. Wenn nun ein Junge tüchtig war, so hatte er Schule und Lehrer lieb und ließ sich gern zu dem Amte bereden. Die Lehrer förderten dieses Streben und taten zum Nutzen ihres Standes wohl daran; denn die Auslese hatte ihr Gutes: Es kamen arbeitsfrohe und kluge Köpfe in den Beruf. Aber es sind auch mancherlei Gefahren dabei. Der rechte Lehrer ist ein Künstler oder müßte es sein. Niemals hat er gleiche Schüler vor sich, die er handwerksmäßig nach gleichen Regeln bilden könnte. Immer steht er vor neuen Aufgaben, denen mit erlernter Erziehungsweisheit nicht beizukommen ist. Die Gunst der Stunde ist ihm nötig wie jedem frei schaffenden Künstler. Freilich ist das Handwerksmäßige Voraussetzung, aber darüber hinaus baut sich die Kunst. Lehrarbeit läßt sich nicht pfundweise abwägen, besonders nicht durch kurze Besuche. Da kann es leicht vorkommen, daß treue Arbeit verkannt oder nicht hinreichend bewertet wird. Vorführungen auf Befehl können nur praktische Fertigkeiten zeigen, Äußeres. Das Beste des Unterrichts setzt Stimmung voraus, die die Anwesenheit von Vorgesetzten selten fördert. So wird das Schönste, das Edelste immer im verborgenen bleiben. Nur die Kinder selber ahnen es; recht bewerten können auch sie es nicht. Nun verlangt aber der tüchtige Mensch Anerkennung, Befriedigung, Vorwärtskommen. Da liegt es nahe, daß sie der Lehrer auf anderen Gebieten sucht, wo sie ihm bereitwilliger entgegengebracht werden. Oft befruchtet diese Nebenbeschäftigung ungemein das Hauptwerk in der Schule. Bisweilen aber wird die erziehliche Tätigkeit zur Fron, die nur die äußeren Mittel zur Ermöglichung der anderen hergeben muß. Dann kann wohl den Kindern die Schule verekelt werden."

Karr war warm geworden bei seinen Worten.

Frau von Grame lächelte.

„Ich höre Sie etwas erweisen, dem Sie anfangs widersprechen wollten. Sie sind ein guter Redner und wissen es nicht einmal."

Karr lächelte auch.

„Wenigstens habe ich nicht den Ehrgeiz, diese Kraft anders als zum Wohle der Schule auszunützen", sagte er. „Man kommt sonst leicht auf die schiefe Ebene. Der Menge zu Gefallen hat sich schon mancher selber darangegeben."

„In der Politik vielleicht, in der Wissenschaft kaum. Eine starke Persönlichkeit hat überhaupt nichts zu fürchten."

Ursula sprach mit ein wenig Ungeduld im Ton.

„Ich will ein guter Lehrer sein," entgegnete er, „nichts weiter. Das Ziel hat mir Kalmus gesteckt. Es ist meine Pflicht, ihm nachzustreben."

Frau von Grame sah nach dem Spiegel. War es nicht, als zöge ein Nebelhauch darüber hin?

Ursula merkte davon nichts.

„Herr Kalmus lebte einsam auf seinem Dorfe", beharrte sie.

„Kalmus war ein Mann, und wenige mochten ihm gleichen", entgegnete er.

„Das war er", sagte eine leise Stimme.

Die Erinnerung schuf eine Pause. Dahinter verflachte die Unterhaltung. Ein paar Redensarten, und Karr empfahl sich.

Er ging die Treppe hinauf. Liese öffnete und übersprudelte ihn:

„Onkel Karr, du mußt heut nach dem Eichenpark kommen. Dort sind unsere Jugendspiele. Wir kämpfen gegen das Elisabeth-Gymnasium."

„Oh, welche Ehre für die Jungen!" lachte Karr.

„Fräulein von Grame wird auch erscheinen."

„Soll ich mir eure Niederlage ansehen? Die Jungen werden euch böse zurichten."

„Die Kleinen aus Quinta und Quarta sind uns nicht gefährlich", meinte Liese wegwerfend. „Wir könnten es mit der Tertia oder Sekunda aufnehmen."

„Na, na! Nur nicht zu üppig. Ansehen will ich mir den Spaß schon. Aber du unterschätzt die starke Manneskraft. Es wird ein Reinfall."

„Niemals", sagte sie. Eigentlich wollte sie noch hinzusetzen: „Eher sterben wir!" Glücklicherweise unterdrückte sie diese unangenehme Verpflichtung.

Frau Luckow war nicht zu bewegen, die Wohnung allein zu lassen. Sie fürchtete heimlichen Besuch; denn die Unsicherheit war groß. Vor kurzem erst war die ganze Wohnung eines Lehrers ausgeräumt worden. Auch gab es viel Winterwäsche auszubessern, daß sie auch den Sonntag nicht entbehren zu können glaubte. Endlich sollte ihr Mann bei seiner Rückkehr von Wietau nicht die leeren Zimmer vorfinden. Suse war der gleichen sorgenvollen Art und wollte der Mutter Gesellschaft leisten. So zog Liese allein in den männermordenden Kampf.

Fünftes Kapitel.

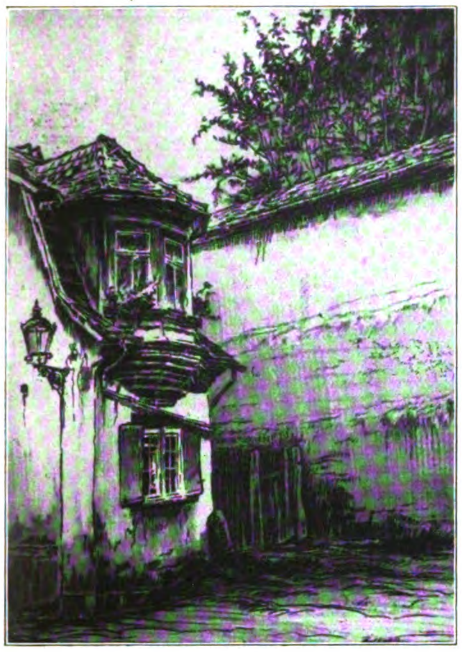
Auf der Jahnwiese im Pöpelwitzer Eichenpark wogten die Menschenmassen hin und her. Auf zwölf großen Spielfeldern maßen sich die Mannschaften der Schulen und Vereine. Im Mittelgang war kaum ein Durchkommen möglich. Fast überall gab es Ballspiele. Selten sah man Barlauf; in einer Ecke wurde Stabhochsprung gezeigt. Einige Felder, die ein reizvolles Spiel versprachen, wurden stark umlagert. Zuruf und Händeklatschen feuerten Junge und Alte mächtig an.

Da focht der Zwinger gegen die Oberrealschule und Matthias gegen das Lehrer-Seminar; dort kämpften die Tertianer vom Heiligen Geist gegen Elisabeth; hier zog Jahn gegen den alten Turnverein zu Felde und dort der Turnklub gegen Eichenlaub.

Wo Jungen und Mädchen im Kampf zusammentrafen, da war der Andrang besonders stark, und als die Viktoriaschule gegen Elisabeth antrat, war es Karr kaum möglich, einen Platz zu erhalten, da er Rolf bei sich hatte.

Die Teilnahme der Menge war ganz auf seiten der Mädchen, wohl in der Annahme, daß sie als die Schwächeren des Anreizes mehr bedürften. Es waren durchgängig große, schlanke Gestalten, die allerdings in Hosen und barfuß weniger hübsch ausschauten als sonst. Sie erzielten zuerst einen Vorteil durch geschicktes Ballfangen, was von den Umstehenden jubelnd beklatscht wurde. Aber allmählich gewannen doch die Jungen durch geübten Wurf und Lauf die Oberhand. Wie die Wiesel liefen die kleinen Kerle, duckten sich, warfen sich nieder, wenn ein Wurf sie bedrohte, und sprangen behende davon, wenn der Ball über sie weg sauste. Sie wußten, um was es ging: Um die Männerehre. Die Schmach, von Mädchen besiegt zu werden, durften sie ihrer Penne, ihrem Geschlecht nicht antun. Liese sprang und lief wie eine Brunhild; sie gab den gelenkigen Jungen nichts nach. Das Schicksal der Stunde, eine ruhmvolle Niederlage, konnte sie nicht wenden.

(Fortsetzung folgt.)



Alt-Erfurt: An der Mauer des Ursulinerinnenklosters.

Erfurt, ein thüringisches Nürnberg.

Von Walter Passarge.

Mit fünf Abbildungen nach Radierungen von Paul Geißler aus dem Verlage von Ludwig Möller, Lübeck.

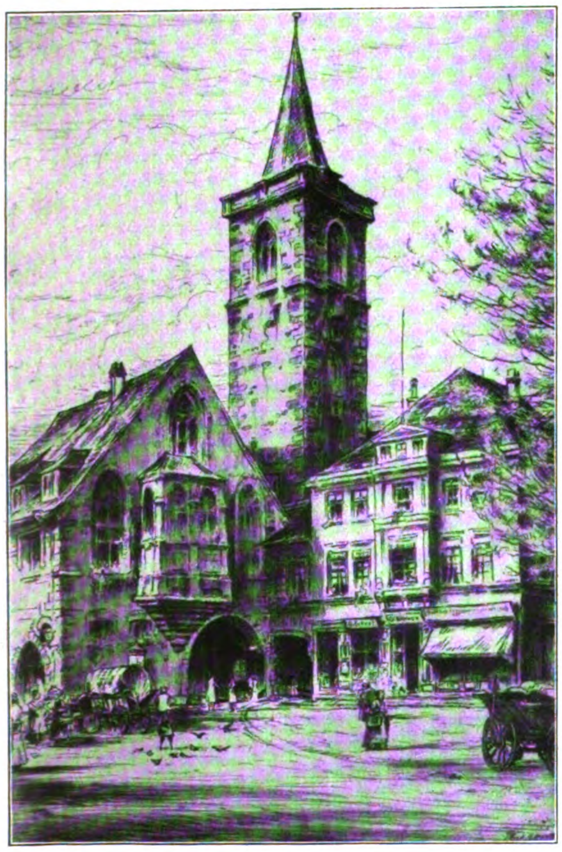
Am Fuße des Petersberges, auf dessen Höhe einst Laienbruder Ditmar mit seinen Mönchen eine gewaltige, heute noch bestehende Kirche in edelsten romanischen Formen erbaute, breitet sich Erfurt ins anmutige Geratal hin. Von jeher hat Erfurt, „des heiligen Römischen Reiches Gärtner", wie man es wohl nannte, einen Ruf als Gemüse- und Blumenstadt besessen; wenig bekannt ist es dagegen, daß diese uralte Hauptstadt Thüringens eine Vergangenheit besitzt, wie sie nur wenige Städte Deutschlands ihr eigen nennen, und deren Zeugen uns heute noch auf Schritt und Tritt begegnen. Schon Bonifazius dachte daran, die „Stadt heidnischer Ackerbauer" zum Bistum zu machen, woraus dann später allerdings nichts wurde: Erfurt kam unter Mainzische Oberhoheit, unter der es als „getreue Dochter" bis zum Reichsdeputationshauptschluß verbleiben sollte. Obwohl so Erfurt nie zur Freien Reichsstadt erhoben wurde, hat es besonders im ausgehenden Mittelalter eine Rolle gespielt, die der der wichtigsten reichsunmittelbaren Städte zumindest gleichkam: nicht nur wirtschaftlich — dank seiner günstigen Lage und dem Vertrieb des „Waid", einer blau färbenden Pflanze, wurde Erfurt bald eine der angesehensten Handelsstädte — sondern vor allem auch kulturell: besaß doch die Stadt am Ende des Mittelalters nicht weniger als 90 Kirchen und Kapellen, darunter allein 36 klösterliche Ansiedlungen! Hier schrieb und predigte Meister Eckhart, der Vater der deutschen Mystik, hier wirkten an der 1392 errichteten Universität Gelehrte wie Crotus Rubianus und Eobanus Hessus — wie ja überhaupt Erfurt ein Zentrum humanistischen Geisteslebens bildete. Hier machte vor allem Luther entscheidende Jahre seiner Entwicklung durch, zuerst als Student, dann als Augustinermönch; mit ehrfürchtigem Staunen betreten wir heute das Augustinerkloster und die Kirche, in der er später auf der Durchreise nach Worms seine zahllosen Hörer in gewaltiger Predigt entflammte — vor nunmehr genau 400 Jahren! In dieser Zeit war es freilich mit Erfurts Blüte schon vorbei; eine zweite, sehr kurze, erlebte die Stadt am Ausgang des 18. Jahrhunderts unter der Statthalterschaft des geistvollen Karl Theodor v. Dalberg, der im Prunksaal seines Palais — der heutigen „Regierung" — seine glänzenden „Assembleen" veranstaltete, auf denen er neben Wieland und den Brüdern Humboldt auch Goethe und Schiller um sich sah. Im gleichen Gebäude empfing wenige Jahre später Napoleon Goethe zu der einzigartigen Unterredung, und im Herbst 1808 fand in Erfurts Mauern jener berühmte Fürstenkongreß statt, auf dem im „Kaisersaal" Frankreichs größte Bühnenkünstler „vor einem Parterre von Königen" spielten. Später ist dann Erfurt nur noch einmal im politischen Leben hervorgetreten: als Sitz des unglückseligen Unionsparlaments (1850), in dem man vergebens eine Einigung Deutschlands herbeizuführen suchte.

So hat Erfurt seine glanzvollste Zeit am Ende des Mittelalters erlebt: davon kündet noch heute eine Fülle von kulturgeschichtlich und künstlerisch gleich bedeutsamen Bauten und Kunstwerken. Wundervoll ist schon ein Gang durch die alten Teile der Stadt mit ihren schmalen Gassen und malerischen Winkeln, ihren reizvollen Ausblicken und den alten drolligen Straßennamen wie: Kochlöffel, Schattenwandsgasse, Nonnensack. Und plötzlich steht man dann befreit aus aller Enge auf weitem Platz, aus dem eine der herrlichsten Baugruppen Deutschlands hervorwächst: Dom und Severikirche, vereint auf steilem Hügel gelegen, zu dem eine ungeheure Freitreppe emporführt. Durch das reich mit Plastik verzierte Triangelportal betritt man das Innere des Domes, das eine Fülle romanischer und gotischer Kunstschätze aufweist — überwältigt sogleich von der Schönheit des hochgotischen Chors, dessen Fenster in überirdischer Farbenglut erstrahlen. Auch St. Severi, dessen schlanke grüne Turmhelme nadelspitz in den Himmel stechen, bietet köstliche Einzelwerke. Von ergreifender Raumwirkung sind die beiden Bettelordenbasiliken: die Barfüßer- und besonders die Predigerkirche, die ein herrlicher spätgotischer Hochaltar ziert. Die Barfüßerkirche birgt selten schöne Grabplastik aus dem 14. Jahrhundert, an der Erfurt auch sonst reich ist; erwähnt sei hier nur eine Reihe trefflich erhaltener Epitaphien in der Augustinerkirche. Von Profanbauten, die Erfurt aus der Renaissancezeit noch zahlreich besitzt, sind besonders zwei hervorzuheben: das Haus „Zum Stockfisch" und am Fischmarkt das prächtige Haus „Zum breiten Herd".

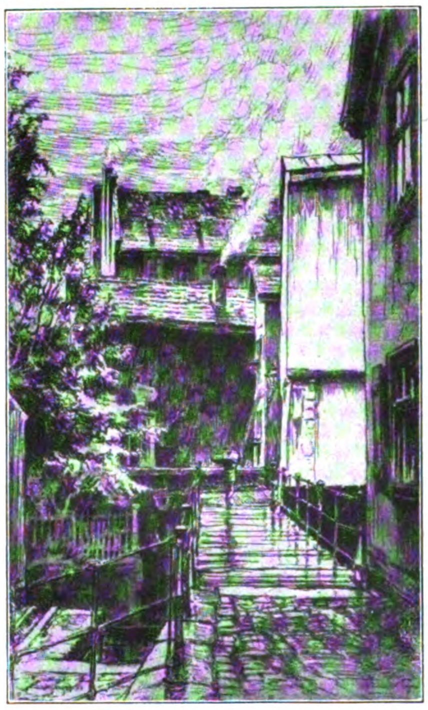
Erst in jüngster Zeit hat Erfurt einen neuen Aufschwung in geistig-künstlerischer Beziehung genommen, dank einer rührigen Museumsleitung, die erfolgreich am Werke ist, die alte Tradition mit neuen Mitteln wieder aufzunehmen und zu beleben.



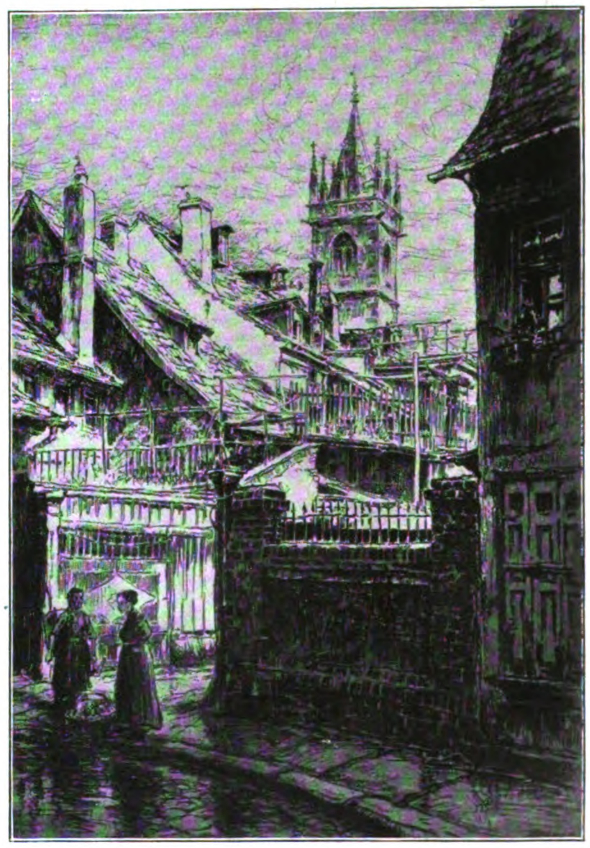
Aus Alt-Erfurt: Am Venedig.



Sankt-Egidien-Kirche.



Alt-Erfurt: Die Seufzerbrücke.



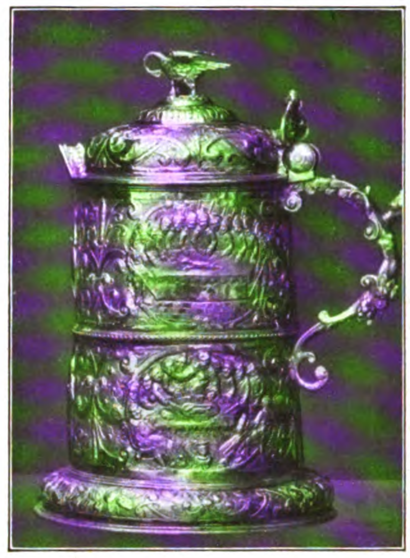
Alt-Erfurt: Hinterm „Wilden Mann" in der Waldengasse.



Pietà (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts), Gruppe aus dem Ursulinerinnenkloster.



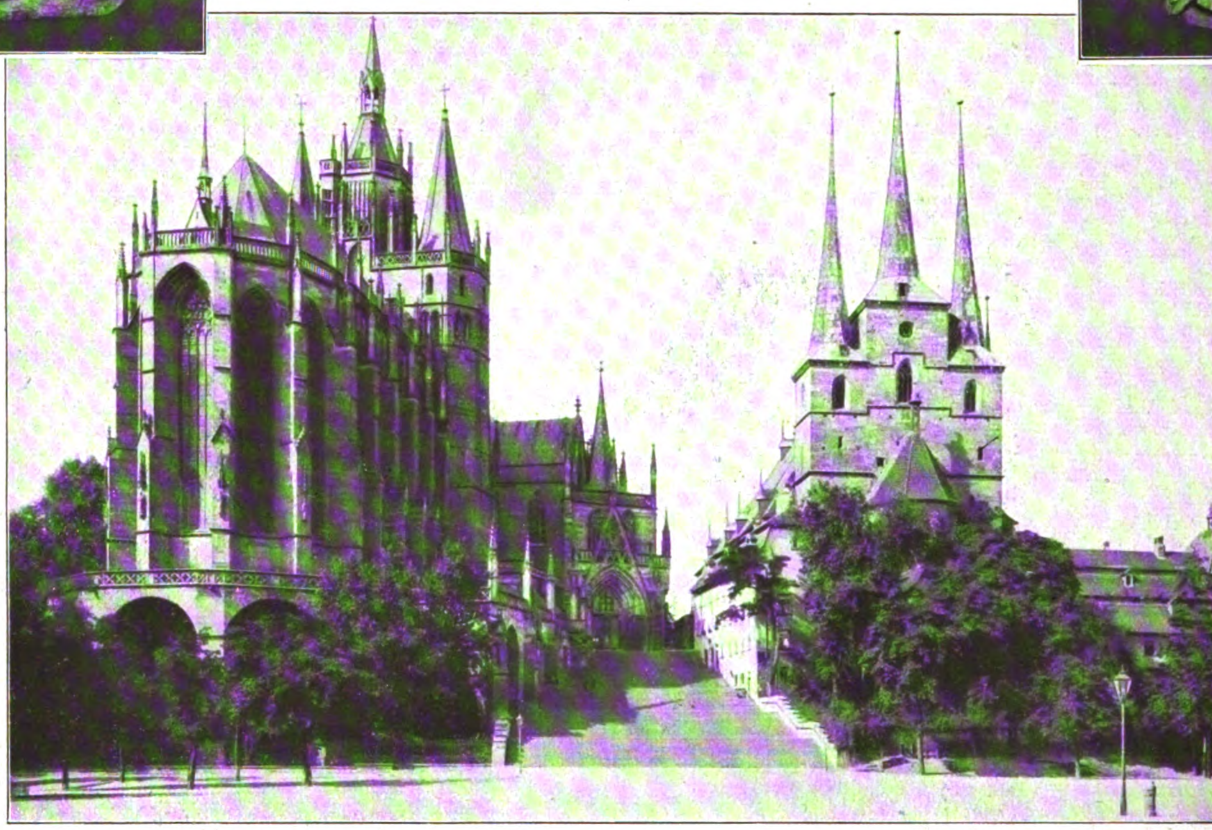
Kelch von 1653, Knauf gotisch. (Dom.)



Abendmahlskanne von 1618. (Predigerkirche.)

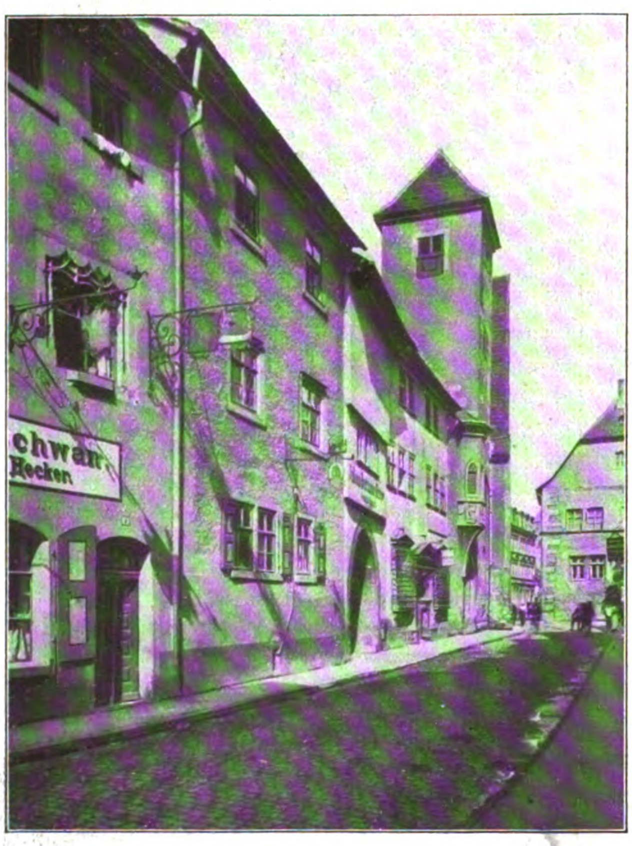


St. Michael. Aus der Werkstatt von Veit Stoß, Ende des 15. Jahrhunderts. (Städtisches Museum.)

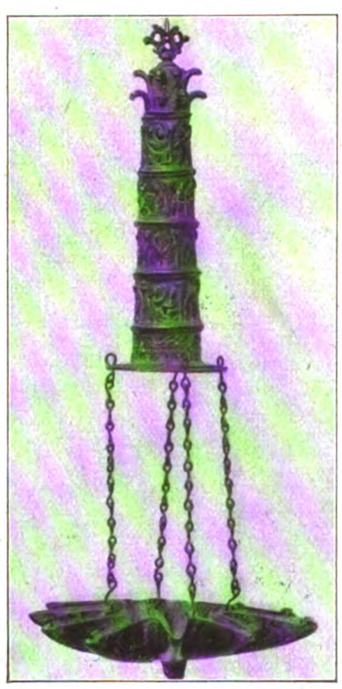


Der Dom und die Severikirche. (Phot. Folkwang-Verlag, Hagen i. W.)

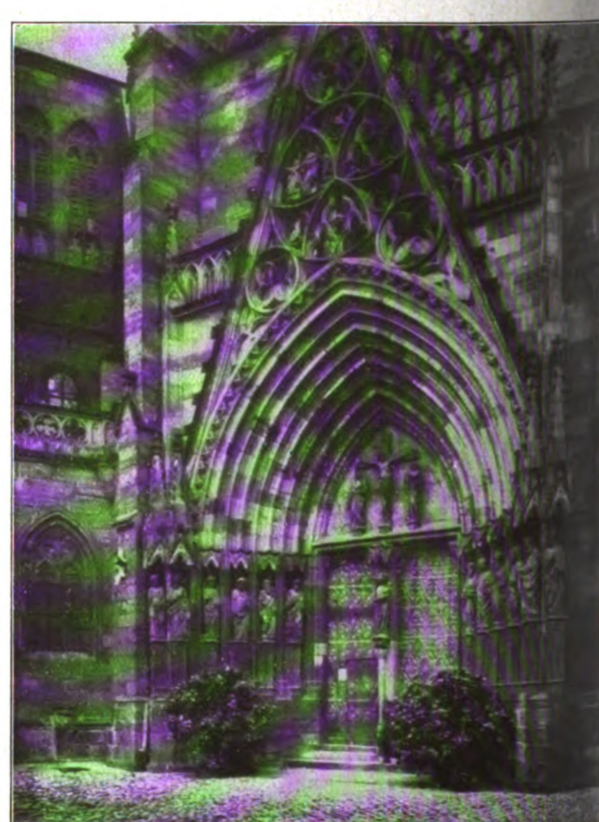
Untenstehend: Blick in die Michaelisstraße. Im Hintergrund die Michaeliskirche, in der Luther auf der Reise nach Worms gepredigt hat. Rechts ein Teil des Gebäudes der ehemaligen Universität.



Untenstehend: Romanische Ampel mit Reliefs, Anfang des 11. Jahrhunderts. (Dommuseum.)



Untenstehend: Nordöstliches Domportal. Der 1154 begonnene Dom gehört in seinen ältesten Teilen der romanischen Zeit an, der gotische Chor stammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, das Schiff aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.



Erfurt und seine Kunstschätze. (Mit Ausnahme des Mittelbildes nach photographischen Aufnahmen von Ed. Bissinger, Erfurt.)

Worms-Wittenberg. Zu Dr. Martin Luthers Gedächtnis / Von D. Jordan (Wittenberg).

Ich werde, soviel an mir liegt, selbst als Kranker in Worms mich einstellen, falls ich nicht als Gesunder kommen kann. Denn Gott ladet mich vor, wenn der Kaiser mich vorladet. Will man dabei meine Sache mit Gewalt erledigen, so sei Gott alles anheimgestellt. Er lebt und herrscht noch, der einst die drei Männer im feurigen Ofen erhalten hat. Will er mich nicht erhalten, so ist's um meinen Kopf ein gering Ding, wenn ich mich mit Christus vergleiche, der unter höchster Schmach und Schande getötet ist. Hier handelt es sich nur um das eine, daß wir nicht das Evangelium, das wir einmal angefangen haben, zum Spott der Gottlosen fahren lassen und dem Gegner Veranlassung geben, sich wider uns zu rühmen, wenn wir uns nicht zu dem zu bekennen wagen, was wir gelehrt haben, und uns scheuen, unser Blut dafür zu vergießen. Solche Feigheit halte der barmherzige Heiland in Gnaden von uns fern!"

So Dr. Martin Luther schon Ende Dezember 1520 an Spalatin, seinen Vertrauten am Hoflager Friedrichs des Weisen. Seit dem 3. Januar 1521 war er endgültig dem Bann verfallen und damit der Acht preisgegeben. Es war ein ungeheures Wagnis, als Bruder Martin am 16. April in Worms einfuhr. Um so gewaltiger seine innere Freudigkeit, aus der heraus er, beim Eintritt in seine Herberge, ausbricht: „Gott wird mit mir sein."

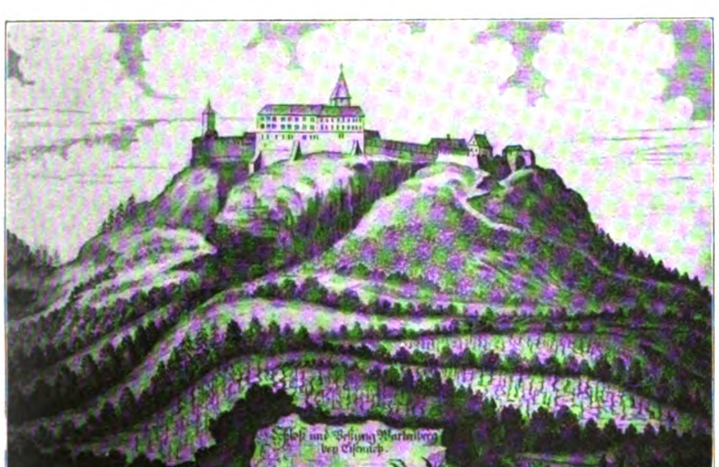
Ein kurzes Vorspiel bringt der 17. April. Auf Geheiß seines Kurfürsten muß Luther um Bedenkzeit bitten. Befangen, weil mit innerem Widerstreben, tut er es. Auf einen einzigen Tag wird die Frist bemessen. So steht am 18. April der Doktor der heiligen Schrift vor Kaiser und Reich zur entscheidenden Verhandlung. Er bleibt sich treu, treu seinem Gott. „Sofern ich nicht durch das Zeugnis der Schrift oder genügende Beweisführung überwiesen werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein, da es offenkundig ist, daß sie öfters irren und sich selbst widersprechen — so bin ich durch die Schrift überwunden und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort. Widerrufen kann und will ich auch nicht in einem Punkt. Denn gegen das Gewissen handeln ist weder sicher noch untadelig. Gott helfe mir! Amen." Ein rundes, klares Nein ist's; und auch die weiteren Verhandlungen am 24. und 25. April ändern daran nichts. „Ich bin bereit, alles zu leiden, Leben und Tod, Ehre und Unehre; ich behalte mir nichts vor außer allein das einige Wort Gottes frei zu bekennen und zu bezeugen." Damit scheidet Luther von Worms.

Dem Aufschrei des in Gott gebundenen Gewissens antwortete brutale Gewalt. Gegen den eigentlichen Willen der Stände war schon nur die Frage des Widerrufs Luther vorgelegt. Jedwede rechtsverbindliche sachliche Erörterung war durch den Kaiser verhindert worden. Nun schloß all das Intrigenspiel wie ein Satyrstück das erschlichene Wormser Edikt ab, das die Acht über Luther und alle seine Anhänger aussprach und ihn vogelfrei machte, seine Bücher dem Henker überantwortete, die Einholung der Druckerlaubnis für jedes neue Buch einführte. Gewiß, wäre es durchgeführt, jene Drohung des päpstlichen Nuntius: „Wir werden dafür sorgen, daß ihr Deutschen euch gegenseitig hinmordet und in eurem eigenen Blut erstickt", wäre schon damals Wahrheit geworden. Nun aber scheiterte es an seiner eigenen Maßlosigkeit; der Makel seiner Entstehung, in offenem Rechtsbruch, machte es innerlich ohnmächtig. Es ist in den nächsten Jahren wie nicht vorhanden. Deutscher Rechtssinn, wie ihn insbesondere Friedrich der Weise immer aufs neue betätigt hatte, behauptete sich doch zuletzt siegehaft.

Seit dem 4. Mai umfingen der Wartburg schützende Mauern den eigentlichen Helden von Worms. Wochen, Monate, nicht der Ruhe, aber der Stille, sind ihm beschieden. Ihre Frucht ist der Beginn der Bibelübersetzung. Die deutsche Bibel: beides, des Reformators köstlichstes Vermächtnis an sein Volk wie die gewisseste Grundlegung des von ihm neu erschlossenen Evangeliums, ist sie. Seiner prophetischen Gewißheit bricht er selbst damit freie Bahn: „Durchs Wort ist die Welt gegründet; durchs Wort ist sie überwunden; durchs Wort wird sie auch wieder hergestellt werden."



Luther auf dem Reichstag zu Worms: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen." Nach einem als farbiges Kunstblatt im Verlag von J. J. Weber in Leipzig erschienenen Gemälde von Felix Schwormstädt.



Die Wartburg im 17. Jahrhundert. (Phot. nach einem zeitgenössischen Stich von Oberburghauptmann v. Cranach, Wartburg.)



Lutherstube auf der Wartburg. Nach einem Gemälde von Berthold Pierson. (Im Besitz von Oberburghauptmann v. Cranach, Wartburg.)



Luthers Ankunft auf der Wartburg. Nach einem Gemälde von Paul Thumann. (Mit Genehmigung des Kunstverlags Gustav Schauer, Berlin.)



Luther predigt auf der Wartburg. Nach einem Gemälde von Prof. Hugo Vogel. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.)



Essenszeit. Nach einem Gemälde von Karl Hartmann.

Heimat. / Skizze von Hugo Salus.

Es war einmal, nicht im Märcheneinmal in fernen Jahrhunderten, sondern in unseren Tagen, ein junger Mann, der hatte wahrhaftig nicht aus eigenem Antrieb so fleißig gelernt; er hatte ordentlich lernen müssen, weil er Eltern hatte, die in einem fort an ihm herumerzogen, die ihn schon als Kind sehr gründlich in die Arbeit genommen hatten, damit er einmal in diesem schweren Leben ein tüchtiger Mensch werde, der seinen Platz gehörig ausfüllen und genug verdienen könne, um seinen Bissen Brot oder, wie die Eltern hofften, seinen Happen Fleisch genießen und von dem Erworbenen noch für spätere Tage zurücklegen zu können. Solche Eltern halten sich immer für sehr gute Erzieher; die Mutter glaubt natürlich immer, die bessere Erzieherin zu sein als der Vater, und das gibt Streit in der Ehe, Geschrei der Mutter und schmerzliches Schweigen, Zähneknirschen und Fäusteballen des Vaters, was alles der kleine Erwin sah und hörte und entsetzt miterlebte.

Der Bub war stets sauber gekleidet, er durfte beileibe keinen Fleck in den Anzug machen, er durfte nicht mit den anderen, unordentlichen Buben aus der Schule herumtollen, denn deren Eltern waren entweder keine Erzieher oder arme Leute, die keine Zeit haben, ihre Kinder zu beaufsichtigen, und die froh sind, wenn die Kinder gleich aus der Schule auf ihre Spielplätze laufen. Das war bei Erwin nicht möglich, denn seine Mutter holte ihn von der Schule ab; wenn er in der Schule einmal etwas verbrochen hatte, gab es große Auftritte zu Hause, die Mutter übergab ihn dem Vater, daß er ihn gehörig verhaue; der wehrte sich wohl manchmal gegen die Strenge der Mutter, die nahm ihm aber das spanische Rohr aus der Hand: „Du willst natürlich aus meinem Jungen einen ebensolchen Nichtsnutz machen, wie du einer bist!" und drosch sich mit jedem Schlage mehr in die Wut hinein. Dann waren die Schularbeiten zu erledigen; Vater und Mutter lernten mit ihm, so daß er ein Musterschüler wurde und blieb, daß seine Kinder- und Jugendjahre vergingen und Erwin in die Hauptstadt kam. Hier legte er in angelerntem Fleiße seine Prüfungen ab. Er war ein ausgezeichneter Chemiker geworden, die Freude des berühmten Gelehrten, bei dem er so gern als wissenschaftlicher Mitarbeiter geblieben wäre. Er war ein großer, starker Mensch, und seine Eltern duldeten nicht, daß er als schlechtbezahlter geistiger Nichtarbeiter die beste Zeit der Erwerbsbeschaffung verpasse. So wurde der Chemiker Erwin Klemm, dem Befehle seiner Mutter folgend, nach zwei Jahren Arbeit in der chemischen Hochschulanstalt, durch seinen verehrten Lehrer empfohlen, sehr gut bezahlter Angestellter des Welthauses Rotter, wo ihm seine Kenntnisse und sein Arbeitseifer bald eine erste Stelle schufen.

Der Besitzer des großen Unternehmens gab ihm seinen Sohn und einstigen Erben sozusagen als Schüler in seine Versuchsarbeitsstätte, und der junge Rotter war von dem Tage an wie ausgewechselt; er vergaß alle seine früheren zwecklosen Tändeleien, er schloß sich in verehrungsvoller Freundschaft an den nur um einige Jahre älteren Klemm an und war glücklich, wenn ihnen ein Versuch gelang, oder wenn sein Meister ihn lobte. Das erzählte er dann ganz stolz zu Hause, er freute sich des Widerscheins seiner Freude in den Augen seines Vaters, und so war es denn selbstverständlich, daß seine Schwester Edith es zuwege brachte, den immer wieder gerühmten Herrn Klemm kennenzulernen, und daß sie sich in ihn verliebte. Er konnte zwar nicht reiten, war nie Sportsmann gewesen und war eigentlich trotz seiner guten Gestalt ein recht ungeschickter, ediger Mensch, aber er wußte, was er wollte, er war ein ernster, zielstrebiger Gelehrter und Arbeiter, und solch einem merkwürdigen jungen Manne war Edith noch nicht begegnet. Ihr Bruder hatte ihn zu ihr bringen müssen; da war Klemm freilich ein wenig erschrocken, er wußte nicht, wie er sich benehmen solle, er fragte Oskar Rotter ganz freimütig, ob er sich dazu einen Frack anziehen müsse. Dann aber hatten ihn Mutter Rotter und Tochter so gütig empfangen, und Edith war so voll sprühenden Lebens, daß er seine Scheu verlor und schon beim nächsten und übernächsten Besuch ein Behagen im Gespräch mit den Damen empfand.

Dann hatte Edith der Mutter glücklich weinend gestanden, daß sie Erwin liebe; den Vater, das wußte sie, brauchte sie bloß zu umarmen und zu küssen, das Schmeichelkätzchen, der würde gewiß nichts dagegen einzuwenden haben. Kurzum, Edith verlobte sich mit Erwin Klemm. Er war ganz verwirrt durch die Tatsache, daß die Tochter des Welthauses Rotter ihn auserwählt hatte, ihn, den Doberauer Richterssohn; er umarmte und küßte Edith bei der Verlobungsfeier achtungsvoll und ungläubig. Als aber Edith, vor Freude ganz aus dem Häuschen, um ihn herumsprang, bald ihn, bald den Vater und die Mutter küssend, da traute er sich auch, nachdem er seinen Schwiegereltern seinen wärmsten Dank ausgesprochen hatte, Edith zu sich emporzuheben und solange zu küssen, bis ihre Lippen die seinen freigaben. Er drückte seinem Schwager Oskar die Hände: „Wir wollen fleißig miteinander weiterarbeiten!"

Edith war ein heiteres, zärtliches, liebes Mädchen, das aber wahrhaftig nicht oberflächlich war. Sie merkte bald, daß ihrem Bräutigam etwas abgehe, daß er ein Pflichtenmensch von großer Begabung, aber nicht imstande sei, so recht aus vollem Herzen glücklich zu sein oder kindlich zu lachen. „Du hast mich ja gar nicht lieb, du Eiszapfen, du", schmollte sie mit ihm. — „Edith," erwiderte er, „wie kannst du mir nur so etwas vorwerfen? Was soll ich denn tun, damit du mir glaubst, wie lieb ich dich habe?" — Er hatte in solchen Augenblicken so hilflose Augen, als ob er selbst fühle, daß er leider aus sich nicht herauskönne. Er brachte seiner Braut am nächsten Tage einen Sonderabdruck aus einer chemischen Monatsschrift, eine Arbeit, die er „Aus der chemischen Fabrik H. Rotter" veröffentlicht hatte, über die ihm die Schriftleitung geschrieben hatte, daß sie Aufsehen erregen werde. Das Heft, das Vater Rotter sehr stolz machte, hatte er für Edith auf einem mit einer Rosenranke eingefaßten Kissen befestigen lassen; er bildete sich etwas auf diesen zarten Gedanken ein. Edith dankte ihm natürlich sehr warm für die große Aufmerksamkeit, er begriff nur nicht, warum sie ihm bei ihrer freundlichen Umarmung „Armer Kerl!" ins Ohr geflüstert hatte.

In der Nacht danach schlief sie wenig; es war ihr ganz klar, daß Erwin zwar durchaus gesund und kräftig sei, daß ihm aber dennoch etwas fehle. Sie sann hin und her, wen sie von den gelehrten und bedeutenden Leuten, die im Hause ihrer Eltern verkehrten, zu Rate ziehen solle, ob den Hausarzt, eine Leuchte der Wissenschaft, oder den Professor der Philosophie, aber sie fröstelte bei dem Gedanken, daß sie dem ihr Herzleid vortragen solle. Und schon ließ ihr eine Erkenntnis das Herz höher schlagen: sie wollte mit dem Dichter Ebenhard sprechen. Der war zwar gar nicht altersgrau und weisheitgebeugt, aber er war ein so feinfühliger, miterlebender Mensch; den wollte sie mit Erwin bekannt machen, daß er ihren Bräutigam beobachte und ihr dann seine Meinung über ihren Geliebten sage. Und so geschah es auch. Ihr Bruder machte wieder den Vermittler; Ebenhard holte Erwin Klemm ein paarmal nach der Arbeit ab. Nach einer Woche schon suchte der Dichter Edith auf. „Ich habe ein sehr wichtiges Gespräch mit Fräulein Edith," sagte er Frau Rotter, die ihn empfangen hatte, „ein Gespräch in Liebesangelegenheiten unter vier Augen. Nicht wahr, Fräulein Edith?" — „Ja, Mutter", sagte Edith mit dankbaren Blicken, Ebenhard die Hand reichend. „Du mußt uns ein Stündchen allein lassen!" — „Ein Viertelstündchen genügt!" sagte Ebenhard. Und dann begann er: „Ich könnte Ihnen meine Ansicht über Ihren Bräutigam, Fräulein Edith, in Form eines Märchens erzählen, das die Überschrift »Der Mann ohne Heimat« tragen würde. Aber heutzutage ist es leider kein Märchen, heutzutage ist es eine allgemeine Tatsache, und es gibt einen großen Erbteil, der das Märchen von der Heimat widerlegt, und dessen Menschen bis auf die Eingewanderten alle ohne Heimat und vielleicht darum so tüchtig sind. Ohne Heimat! Sie wundern sich, da doch jeder Mensch irgendwo geboren ist und darum eine Heimat hat. Das ist ganz richtig. Aber haben Sie sich jemals gefragt, was eigentlich Heimat bedeutet? Bedeutet es eine Landschaft, eine Stadt, ein Dorf oder einen Gutshof im Lande? Bedeutet es nicht vielmehr unsere Eindrücke von der Umgebung, in der wir geboren worden und Kinder gewesen sind? Ich habe mir in diesen Tagen über den Begriff »Heimat« Gedanken gemacht und bin zu dem Schlusse gekommen: die Heimat jedes Kindes ist die gütige Geduld seiner Eltern; die Heimat des Menschen ist seine frei erlebte, ungestörte Kindheit. Das ärmste Bettlerkind, das Kind des Gelehrten, ja selbst das Großstadtkind reicher Leute kann eine Heimat haben, wenn seine Eltern es als Kind leben

lassen. Ich bin ein Dichter geworden, weil ich Eltern hatte, die selbst gütige Kinder waren, die nichts anderes taten, als mir selbst die Tage meiner Jugend zur Ausfüllung mit meinen unendlich reichen Unternehmungen und Träumereien zu überlassen. Sie haben auch eine Heimat gehabt, Fräulein, nicht wahr? Ihre Augen funkeln, wenn Sie daran denken, was für ein ungebärdiges Kind Sie waren, gerade die unordentlichen Streiche, die, wie sage ich nur?, Spitzbübereien Ihrer jungen Mädchentage, aber auch die Freuden, die Sie Ihren Eltern bereiten konnten, bilden das Glück Ihrer Erinnerungen, sind Ihre Heimat. Wenn Sie Ihrem Fräulein einmal entwischten, wenn Sie mit den Kindern draußen bei Ihrem Landschlößchen herumtollen konnten, durch den Garten, durch den Wald, zu Weihnachten durch den Schnee, dann waren Sie glücklich, dann bauten Sie sich Ihre Heimat.

Ihr Bräutigam, das habe ich aus seinen Worten entnommen, war nie jung; er hat Eltern, die ihn vom ersten Lebenstage an erzogen haben, Zweckeltern, die beide nur darin übereinstimmten, daß ihr Sohn ein ordentlicher Mann werden müsse. Erwin war schon als Kind der Sohn, der künftige Mann. Er war immer sauber gekleidet, das machte ihn den anderen Kindern verdächtig; er war immer Vorzugsschüler und später selbstverständlich der Erste, und das machte ihn den anderen Kindern unangenehm. Ich habe mich bei seinen Schulkameraden nach ihm erkundigt. Er war immer Vorzugsschüler, meinten sie, wir aber waren Kinder. Wir haben uns an schönen Sonntagen erfreut, haben die Blumen liebgehabt und im Winter Schneeballen geworfen oder Schneemänner aufgestellt in unglaublichem Eifer, den Erwin genau einteilen und zum Lernen benützen mußte. Indessen waren wir Räuber und Indianer, liefen durch die Kreuzgasse und Lange Gasse, über den Ringplatz zum Kloster, und jedes Haus eroberten wir uns für unsere Heimat. Ich war doch oft in Italien, in Venedig, Florenz, Rom und Neapel, war in Dänemark und in den Alpen. Das sind Schönheitseindrücke, die unvergeßlich sind. Aber wie sind sie doch anders, äußerlicher sozusagen, gegen die Schönheit meines Heimatstädchens, was sind alle Paläste der Welt gegen das Zimmer in der Kreuzgasse, in dem meine geliebte Mutter lachend den ganz beschmierten, unordentlichen Jungen umarmte und auszankte, in dem der müde, von seinen Wegen heimkehrende Vater dem Nichtsnutz eine tüchtige Ohrfeige versetzte, wenn Mutter ihm wieder besondere Untaten zu melden hatte, der aber dann nach dem Abendessen so gemütlich seine Laubsägearbeit vornahm und mich zuschauen ließ. Welche feierliche Stimmung war in dem Zimmer, wenn Mutter uns beiden Buben aus dem Buche oder »aus dem Kopfe« erzählte! Kurz, wenn auch nicht jeder Tag ein Feiertag war, denn lernen mußten wir ja doch, eine Stunde jedes Tages war doch Kindheit, Jugend, Heimat. Später waren die Mäderln, mit denen wir noch gestern Kinder gewesen waren, über Nacht Mädchen geworden, Fräulein, die Fischer Emma Fräulein! Drüben über der Brücke die Allee war ein Stelldichein, das ich mir jetzt noch wünschen möchte!

Aber wo bin ich denn da hingeraten, ich Lyriker, der natürlich immer wieder von sich reden muß! Ich soll Ihnen ja von Ihrem Bräutigam erzählen. Muß ich noch viel erzählen? Er hat seine Eltern gewiß auch lieb. Ich ehre Herrn Klemm, er ist ein ausgezeichneter Mensch und ein seelenguter Mensch dazu, aber, nehmen Sie mir's nicht übel, Fräulein, wenn er mir sagen würde, ich liebe meine Heimat wie du die deine, ich habe meine Eltern so lieb wie du deine verstorbenen Eltern, ich wäre imstande ... Doch nein, ich würde nur schweigen aus Mitleid mit Ihrem guten, braven, tüchtigen und, als Krönung aller dieser Eigenschaften, von Ihnen, Fräulein Edith, geliebten Menschen. Aber Sie weinen, liebe Freundin? Worüber weinen Sie denn?"

„Weil ich Erwin liebhabe, und weil er mir leid tut", schluchzte Edith. „Sie haben ja so recht! Seine Eltern haben ihn erzogen, aber sie haben eines vergessen: ihn die Freude zu lehren. Was kann ich denn tun, damit er gesund, damit er heimatzuständig werde?"

„Ich könnte ja jetzt einfach antworten: Sie werden ihm eine Heimat schaffen. Aber das sage ich nicht, weil die Zeit der Heimatschöpfung nur die Kindheit und die Güte und Geduld der Eltern ist. Sie heiraten Erwin fürs Leben. Im Leben wird er immer ein ausgezeichneter Mensch und ein vorzüglicher Gatte sein. Er wird, da er Sie liebt, an Ihrer kindlichen Anmut, Ihrer glücklichen Daseinsfreude allmählich selbst Freude empfinden; denn er liebt Sie ja und wird sich allmählich auch trauen, sich seine Liebe zu Ihnen zu glauben; denn bisher glaubt er sich's noch nicht, daß sein Herz auch glühen und lodern, daß es kindisch vor lauter Jubel sein kann. Das werden Sie ihn lehren. Nicht wahr?"

Edith hatte ihre Tränen getrocknet, ihre Augen leuchteten wieder. „Das will ich ihn um so lieber lehren, da ich jetzt weiß, daß ich damit ein gutes Werk vollbringe. Ich danke Ihnen, lieber Freund!"

Ebenhard behielt ihre Hand in der seinen: „Ich will Ihnen jetzt zum Schlusse noch ein zweites Bild zeigen, und Sie können mir dabei ganz ohne Scham in die Augen blicken. Der Himmel wird Ihnen Kinder verleihen. Sie werden gewiß eine Mutter sein, die ihren Kindern eine Heimat geben wird; denn Sie haben ja selbst eine Heimat. Aber Sie werden das doppelte Glück erleben, daß Erwin staunend und selig mitempfindend seine eigene Kindheit durch Euer Kind geschenkt bekommen wird, daß er sich bei jedem Lächeln, jedem Kindeswort und Kindesstreich glücklich fühlen, daß er stolz sein wird, an Ihrer Seite seinem Kinde eine Heimat zu schaffen."

Edith stand wieder mit dem Tüchlein vor den Augen vor Ebenhard, der auch aufgestanden war.

„Die Tränen lasse ich Sie gern weinen, Edith", sagte er. „Und wenn es einmal so weit sein wird, wie ich Ihnen als Poet-Prophet weissage, dann werden Sie den Kinderonkel Ebenhard sich mitfreuen lassen an der Heimat im Hause Klemm. . ."

Kulturrundschau.

Die Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Werkbundes in Hannover. Der Werkbund ist eine von Künstlern angeregte, von Gewerbetreibenden und Künstlern gegründete Organisation, die zu ihrem Programm die „Durchgeistigung deutscher Arbeit" gemacht hat, d. h. die Erzeugnisse deutscher Arbeit sollen nicht nur nach ihrem materiellen Wert, sondern auch nach der Art ihrer Formgebung, ihrer ästhetischen Qualität als ein Zeugnis deutschen Geistes beurteilt werden. In den Zeiten deutschen Wohlstands wurde dies Programm von der Mehrzahl lediglich als sittliche Forderung verstanden; die Not und unsere Feinde haben uns gelehrt, daß es auch eine Forderung des handelspolitischen Kalkuls ist. Frankreich und England ahmten in der richtigen Erkenntnis des Handelswertes, den der gute Geschmack hat, den Werkbund nach. Der Mangel an Rohstoffen, Arbeitsmitteln und Zeit, die hohen Löhne lehrten uns, daß es nötig ist, den Rohstoff nach Kräften zu veredeln, um höhere Verkaufspreise zu erzielen. Diese Tatsachen waren uns bekannt, als wir zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft für Kunst in Handwerk, Handel und Industrie in Hannover im Herbst 1918 schritten. Die Arbeitsgemeinschaft macht sich zur Aufgabe, das Programm des Werkbundes zunächst in ihrem niedersächsischen Arbeitsgebiet durchzuführen. Sie propagiert durch Druckschriften und Vorträge, durch Aussprachen mit Produzenten und Konsumenten die Idee. Sie ist den zur Herstellung von Qualitätsware gewillten Firmen, Industriellen und Handwerkern behilflich durch Beratung und Nachweis der tüchtigsten Künstler aus ganz Deutschland. Sie übernimmt die Veranstaltung von Wettbewerben und Ausstellungen, sie ist behilflich bei der Gründung von handwerklichen und industriellen Betrieben. Sie weist auch Konsumenten geeignete Ware zum Ankauf und geeignete Künstler zur Ausführung privater Aufträge nach; sie besorgt selbst den Verkauf von Qualitätsware, und sie übernimmt die Beschickung der großen Messen. Die Arbeitsgemeinschaft arbeitet für ihre Interessenten kostenlos. Innerhalb der großen Mitgliederschaft des über ganz Deutschland ausgebreiteten Werkbundes bildet die Arbeitsgemeinschaft einen kleinen Kreis von Künstlern und Sachverständigen, die gewillt sind, sich völlig selbstlos mit intensiver Arbeit in den Dienst der Idee zu stellen. Diese werden in ihrer Arbeit von den der Arbeitsgemeinschaft als Förderer angehörenden Vertretern der Behörden, der Industrie, des Handwerks und der Finanzwelt unterstützt. Die Arbeitsgemeinschaft arbeitet im Einvernehmen oder im Auftrag der Behörden; sie hat dadurch auch Einfluß auf die behördliche Kunstpflege, auf das öffentliche Reklamewesen usw. Durch Vermittlung der Werkbundzentrale in Berlin ist sie in der Lage, sich mit allen Teilen des Reiches in Verbindung zu setzen. Die Arbeit mit den Gewerbetreibenden hat sich zum Teil in der Weise entwickelt, daß auch große Betriebe ihre gesamte Produktion und ihren ganzen Bedarf an Drucksachen dem Urteil der Arbeitsgemeinschaft unterstellen. Für fast sämtliche überhaupt in Betracht kommende Fragen ist die Geschäftsstelle in Anspruch genommen worden, von der Gestaltung eines Papiergeldes und eines kleinen Schmuckstückes bis zu der Schaffung von Denkmälern, der inneren Ausgestaltung von Kirchen und der Ausarbeitung größter Bauprojekte. Die Arbeitsgemeinschaft findet für ihre Arbeit stets wachsendes Verständnis, da sowohl das Handwerk und die Industrie als auch der Handel, einschließlich des Exporthandels, beginnen, den Wert der Qualitätsware zu schätzen. Die günstige Aufnahme, die die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft gefunden hat, hat dazu geführt, daß sich an anderen Orten Organisationen gleicher Art bilden. Professor Wilhelm v. Debschitz.

Idealismen. Es ist etwas Merkwürdiges, daß gerade Menschen, die nur die Realitäten des Lebens gelten lassen, deren Gedanken am Sichtbarsinnlichen haften und selten die Kraft haben, den Weg vom Greifbaren zur Abstraktion zu gehen, von der Tatsache zur Idee, vom Einzelfall zum sich nach strengen Regeln abwickelnden Gesetz, daß diese Menschen vom Tyrannentum alter Idealismen beherrscht werden. Sie kennen nur festgelegte Typen, auf die sie sich einstellen. Sie können sich nicht immer von neuem einen neuen Maßstab zurechtlegen; alles, jeden Gedanken, jede Erscheinung messen sie mit dem gleichen Maßstab, ihr Gefühl, das scheinbar nur das Greifbare spiegelt und an Tiefen und Stürmen vorbeigeht, trägt Idealismen in der Seele, die alles verurteilen, was diesen nicht nahe kommt. Kinder, die an der Eltern Liebe glauben, ohne irgendwelches Äquivalent ihrerseits, die auf ihre Langmut schwören und weder Rücksicht noch Liebe noch Dankbarkeit kennen, für die der Schuldgedanke der Eltern das alleinige Postulat ihrer Empfindung ist, und deren ewige wachsame Sorge halbwegs ein Gleichgewicht zu den außerhäuslichen Stürmen des Lebens darstellt. Männer, die Frauentreue und Güte immer als Voraussetzung empfinden, nicht als Geschenk, das von Spiel und Gegenspiel abhängig ist. Frauen, die in ihrem Mann den Versorger sehen, ohne dafür Dankbarkeit, Sorge, Schönheit in sein Leben zu tragen. Menschen, die sich an solchen Voraussetzungen verbluten, die einen Kampf ablehnen, ein Erwerben, einen persönlichen Einsatz, weil sie an Satzungen glauben. Weil sie den Weg nicht kennen, den ein Gedanke gegangen von der Skizze zum vollendeten Bild, von dem Wunsch bis zum Ideal, und daß dieses Ideal ein Gott ist, dem man dienen muß in Treue und Liebe und Demut, bis man sein Ebenbild verkörpert, daß das Ideal eines Menschen, einer Arbeit, einer Idee nur erfüllt wird, wenn ich alle Voraussetzungen in mir trage, wenn ich es täglich von neuem erwerbe, wenn ich täglich darum ringe durch Selbstbeherrschung, durch Nachsicht, durch Güte und Liebe. Ideale sind wie alle Dinge im Leben nichts Gegebenes, sondern etwas Neuzuschaffendes, und Menschen ohne Ideale leben und sterben an Idealismen. Sie sind die Krücken der Denkungeübten, Gefühlsarmen, nur an ihren Stöcken vermögen sie sich zurechtzufinden im dunklen Chaos des Lebens. Marie Holzer, Innsbruck.

Aus Wissenschaft und Technik.

Über Dichter und Gelehrte in kranken Tagen. In einer vielgelesenen Goethe-Biographie steht, daß er mit Schönheit, Kraft und Gesundheit reich ausgestattet war. Und doch wissen wir, daß es mit Goethes Gesundheit etwas anders bestellt war. Seit wir auf diese Dinge zu achten gelernt haben, ist manches sogenannte Rätsel im Leben unserer Dichter und Denker gelöst, manches der Lösung näher gebracht worden. Es kann sich hier nur um einige Beispiele handeln, die ich teilweise dem prächtigen und inhaltsreichen Buche von Karl Birnbaum entnehme, das den Titel führt: „Psychopathologische Dokumente. Selbstbekenntnisse und Fremdzeugnisse aus dem seelischen Grenzlande." (Julius Springer, Berlin, 1920.) So muß Goethe Eckermann gestehen: „Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibes, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im Gange." Schiller, der, wenn er dichtete, „seine Gedanken unter Stampfen, Schnaufen und Brausen" zu Papier brachte, äußerte einmal: „Ach, die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre zwei Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde." Schiller und Iffland, der manchem Schillerschen Stück durch sein Spiel erst die Weihe gab, sind beide der Lungenschwindsucht erlegen. August v. Kotzebue litt bis zu seinem durch Mörderhand herbeigeführten gewaltsamen Tode an schweren Darmverstopfungen. Was Schiller hinderlich war, um Trauerspiele zu schreiben, schlug bei Kotzebue in das andere Extrem aus: er hat uns 73 Lustspiele und 15 Trauerspiele hinterlassen. Das, was man bei Kotzebue als reizbare Schwäche und Charakterfehler gedeutet hat, findet in seinem Darmleiden die richtige Erklärung. Immanuel Kant mit seiner flachen engen Brust, die für die Bewegung des Herzens und der Lunge wenig Spielraum ließ, hatte eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, die in seinen früheren Jahren bis an den Überdruß des Lebens grenzte. Wenn ihm auch die Beklemmung geblieben ist — denn die Ursache lag in seinem körperlichen Bau — so ist er doch über ihren Einfluß auf seine Gedanken und Handlungen Meister geworden. Außer Kant haben wir viele Beispiele von Männern, die trotz schwerer körperlicher Gebrechen „sieghafte Lebenskämpfer" geworden sind, wie sie Hans Würtz in seinem trefflichen Buche (München-Leipzig, 1919) geschildert hat; ich nenne hier nur: Lichtenberg, Mendelssohn, Weikhard, die alle an Wirbelsäulenverkrümmung litten, und die drei Fußkrüppel Byron, Walter Scott und Talleyrand. Auch Martin Luthers Leben ist ohne die krankhaften Zustände schwerer Depression und Angst, die zuzeiten seine Seele bedrängten, nicht zu verstehen. Indes ist er körperlicher Krankheit und krankhafter Stimmungen durch die Kraft seines Willens und durch die nie versagende Energie stets Herr geworden und bis an sein Lebensende Sieger im Kampf geblieben. Diese wenigen Bemerkungen zeigen, daß für die Beurteilung großer Männer derartige Dinge keineswegs gleichgültig sind. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Die Behandlung der nervösen Schlaflosigkeit. Bei der Bekämpfung der nervösen Schlaflosigkeit müssen vor allem die ursächlichen Momente erforscht werden. Es bestehen eine Menge individueller Schädlichkeiten und verkehrter Lebensgewohnheiten sowie einzelne besonders schlafstörende Erscheinungen, die nach ihrer Erkennung zuweilen unschwer zu beseitigen sind. Auf das richtige Verhalten macht Auerbach in seiner Schrift „Die Behandlung der nervösen Schlaflosigkeit" (Gmelin, München) aufmerksam. So glauben viele Patienten, sie kämen eher zum Schlaf, wenn sie sich abends körperlich oder geistig intensiv beschäftigten; sie glauben, auf diese Weise die nötige Müdigkeit herbeizuführen. Aber zwei bis drei Stunden vor dem Schlafengehen muß möglichste Ruhe gehalten werden; leichte Lektüre, keine Unterhaltung, für solche Patienten keine Konzerte, Theater oder Gesellschaften. Ein kurz dauernder Spaziergang ein bis zwei Stunden vor dem Schlafengehen ist angezeigt. Ein kurzer Mittagsschlaf beeinträchtigt den Nachtschlaf nicht. Der Genuß von echtem Kaffee oder Tee am Abend ist zu verbieten, ebenso das Rauchen starker Zigarren. Ein Glas Bier zum Abendessen wirkt in der Regel nicht schädlich, manchmal sogar schlafförderndd. Größere Mengen Bier oder stärkerer alkoholischer Getränke dürfen nicht genossen werden. — Dringend notwendig ist Kühlhaltung des Schlafzimmers, allerdings nicht mehr im Greisenalter. Für viele an Schlafmangel Leidende ist es wichtig, daß sie beim Zubettgehen warme Füße haben. Heiße Fußbäder am Abend (30 bis 35 Grad, von Tag zu Tag ansteigend) sowie eine Wärmeflasche sind hier nötig. Die Abendmahlzeit sollte nicht später als zweieinhalb bis drei Stunden vor dem Schlafengehen eingenommen werden und nicht zu reichlich sein. Für alle an Schlafstörungen irgendwelcher Art Leidende ist eine ruhige Umgebung dringend wünschenswert — ein Ratschlag, der heute leichter gegeben als befolgt werden kann. Wenn möglich, sollten sich diese Patienten wenigstens Doppelfenster an ihrem Schlafzimmer anbringen lassen. Dunkle Fenstervorhänge sind empfehlenswert, um eine vorzeitige Beendigung des Schlafes bei den für Lichtreize Empfindlichen zu verhüten. Bei Gebrauch von Schlafmitteln ist stets der Arzt zu fragen; nach Art und nach Dosierung gehören sie nicht in die Hand des Patienten allein. Bei organischen Krankheiten, in deren Gefolge Schlaflosigkeit oft das quälendste Symptom ist, muß in erster Linie das Grundleiden Behandlung finden. Dr. W. Schweisheimer, München.

Die Bedeutung der Unterwasserschallsignalmittel für die Handelsschiffahrt. Nachdem die Unterwasserschallsignalapparate im Kriege im besonderen bei der Verfolgung der U-Boote ihre große Bedeutung bewiesen haben, fragt es sich, ob sie nur ein Kriegsmittel bleiben oder für die friedliche Handelsschiffahrt Bedeutung bekommen werden. Schon vor dem Kriege hatte man die damals

vorhandenen Signalmittel für Unterwasserschall in der Handelsschiffahrt benutzt, und zwar im besonderen für die Signalisierung im Nebel. An Hafeneinfahrten usw. waren Unterwasserglocken unter Wasser aufgebaut, die von den mit Empfängern ausgerüsteten Schiffen akustisch anvisiert wurden. Dazu dienten zwei Empfänger, die an der Steuerbord- und Backbordseite des Schiffes angebracht waren, und auf denen der Ton der Glocke nur dann gleichlaut war, wenn das Schiff auf die Glocke gerade zufuhr. Diese Methode der Navigation wird nach dem Kriege für die Schiffsführung bei Nebel infolge der wesentlichen Verbesserung der Sende- und Empfangsapparate nur um so größere Bedeutung haben. Man kann auch eine andere Methode benutzen. Das fahrende Schiff wird mit zwei Unterwasserschallsendern an Backbord- und Steuerbordseite versehen, die verschiedene Morsezeichen geben. Dadurch könnte man bei Nebel die Positionslaternen ersetzen, denn jedes andere Schiff könnte die Fahrtrichtung des ersten Schiffes aus der Hörbarkeit der beiden Sender ableiten. Die Bedeutung der Unterwasserschallsignalmittel geht aber noch über ihre Verwendbarkeit bei der Navigation wesentlich hinaus. Man kann z. B. Unterwasserschallsignale und Funkentelegraphiezeichen kombinieren. Da die Geschwindigkeiten dieser beiden Wellenbewegungen verschieden groß sind, kann man den Unterschied in der Geschwindigkeit, mit der die Wellen eintreffen, dazu benutzen, die Entfernung von Senderort und Empfangsstelle zu bestimmen und damit eine genaue Entfernungsbestimmung durchzuführen. Auch zur genauen Bestimmung kleiner Entfernungen läßt sich der Schall im Wasser ausnutzen, nämlich beim akustischen Loten. Das Verfahren arbeitet mit einer Schallquelle, die einen kurzen Knall in das Wasser wirft und die Zeit mißt, die verstreicht, bis der Schall vom Boden des Gewässers zurückgeworfen wird. (Echo unter Wasser.) Auch die reflektierende Wirkung und die Entfernung von Eisbergen, die oft größte Ausdehnung unter Wasser haben, kann man so feststellen. Leider spielen bei allen diesen Methoden die verschieden große Reichweite der Signale zu verschiedenen Jahreszeiten und das oft starke Schwanken der Reichweite eine oft störende Rolle. Ludwig Thor.

Deutscher Witterungsbericht. Unter diesem Titel erscheint jetzt in der „Statistischen Korrespondenz" allmonatlich eine übersichtliche Zahlentafel von Mittel- und Summenwerten der wichtigsten Witterungselemente, nämlich der Wärme und Feuchtigkeit der Luft, der Bewölkung, des Windes und des Niederschlages in ganz Deutschland. Bisher wurde vom preußischen Meteorologischen Institut nur ein „Norddeutscher Witterungsbericht" herausgegeben, der nun auf Veranlassung des Deutschen Meteorologischen Reichsausschusses auf ganz Deutschland erweitert worden ist. Von den 58 Beobachtungsorten liegen als erste Gruppe 19 im westlichen, als zweite Gruppe 12 im mittleren und als dritte Gruppe 11 im östlichen Norddeutschland, dann 10 in Süddeutschland, während sich die restlichen 6 Stationen auf den Gebirgen befinden, nämlich Feldberg (880 m) im Taunus, Schmücke (911 m) im Thüringer Wald, Brocken (1142 m) im Harz, Fichtelberg (1215 m) im Erzgebirge, Schneekoppe (1603 m) im Riesengebirge und Zugspitze (2963 m) in den Alpen. Ein Seitenstück zu diesen Höhenbeobachtungen auf Bergen bilden die in der freien Luft, welche mit Drachen- und Fesselballonaufstiegen zu Lindenberg (Kreis Beeskow) und zu Friedrichshafen am Bodensee gewonnen werden; mitgeteilt sind die Temperatur und der Wind am Boden sowie in 500, 1000, 1500, 2000 und 3000 m Höhe. Danach war es z. B. im Januar auf dem Brocken um 0,7° kälter und auf der Zugspitze um ebensoviel wärmer als in gleicher Höhe in der freien Luft. Bei allen Stationen wird für Temperatur und Niederschlag auch die Größe der Abweichung vom vieljährigen Durchschnitt angegeben, und zwar ist dieser für Norddeutschland gleichmäßig aus den 70 Jahren 1851 bis 1920, für Süddeutschland aus verschieden langen Beobachtungsreihen berechnet worden. Man ersieht daraus, daß der Januar allgemein viel zu warm war (stellenweise — Berlin und Leipzig — seit 1796 nicht wieder so warm), und zwar um mindestens $3^1/_2$° (Tilsit und Westerland auf Sylt) und höchstens um 6,8° (Ulm); mit zunehmender Höhe nimmt dieser Wärmeüberschuß ab, und zwar bis auf 2,3° auf der Zugspitze. Der Niederschlag war nahezu überall viel zu groß: im westlichen Ostpreußen, in Mecklenburg, der Priegnitz und im östlichen Oberschlesien fiel das Dreifache der Normalmenge. Dem allzu reichlichen Regen entsprachen die großen Bewölkungsziffern — es gab nirgends mehr als 2 heitere, wohl aber meist über 20 trübe Tage — und der allzu geringe Sonnenschein; denn kaum an höchstens 50 Stunden im ganzen Monat schien die Sonne. Schon aus diesen kurzen Andeutungen ersieht man, welch reicher Beobachtungsstoff in diesem neuen Witterungsbericht enthalten ist. Zu wünschen wäre noch eine Karte der Niederschlagsverteilung, die der norddeutsche Witterungsbericht bis zum März 1920 brachte, dann aber wegen allzu großer Kosten weglassen mußte. Prof. Dr. C. Kaßner.

Erdgase. Sie können auf die verschiedenste Art entstehen. Wenn Kohlen unter hohem Gebirgsdruck trocken destillieren, wenn Tierreste unter hermetischem Abschluß überlagernder Erdschichten denselben Vorgang durchmachen, dann entsteht eine ganze Reihe von Kohlenwasserstoffen, die entweder Erdwachs, Asphalt oder Erdpech oder Methan, Äthan, Propan, vermischt mit Wasserstoff und Kohlenoxyd, bilden. Die ölreiche Halbinsel Apscheron ist wegen der dort seit ältesten Zeiten brennenden heiligen Feuer, die von Erdgasen gespeist werden, das Ziel frommer Menschen. Chinas Erde kennt auch solche Erdgasquellen. Europa besitzt sie ebenfalls bei Szlatina in Ungarn, bei Barigazzo im Modenesischen, bei Pietra mala zwischen Bologna und Florenz, in Rumänien, in Galizien, bei Pechelbronn im Elsaß. In Amerika lernte man gewaltige Erdgasquellen kennen. In Chautauqua County im Staate Neuyork entdeckte man in einem Brunnen 1821 so viele Erdgase, daß man das ganze Dorf Fredonia beleuchten konnte. Ehe man es bei Marion im Staate Indiana, wo es mit 20 bis 30 Atmosphären Druck aus der Erde hervorquillt, zum Heizen und Beleuchten verwendet, nützt man die Ausdehnung der Gase, bei der ungeheure Kälte erzeugt

wird, zur Eisgewinnung im Großen aus. Lebensdauer haben solche Erdgasquellen zwei bis zehn Jahre. Bis zum Jahre 1905 lieferten die amerikanischen Erdgasquellen Gas im Werte von 1600 Mill. Mark. Die bedeutendste deutsche Erdgasquelle liegt am Kirchwärderlandsweg bei Neuengamme in der Nähe von Hamburg. Am 4. Oktober 1910 stieß man beim Trinkwasserbohren in einer Tiefe von 245 m auf Kohlenwasserstoffe, die mit großem Druck nach oben strebten und sich entzündeten. Der obere Teil der Flamme brannte rußend wie Petroleum, der untere Teil gleich einer Spiritusflamme. Erst am Ende des Novembers 1910 gelang der Hamburger Feuerwehr das Löschen der Gasflamme. Das Neuengammer Erdgas muß nach den Untersuchungen von Gürich in Hamburg mit Erdöllagerstätten in Verbindung gebracht werden. Und zwar sind die Gase von einer nahen Erdöllagerstätte abgewandert und haben sich unter tonigen, undurchlässigen Schichten, die hier sicher nachgewiesen sind, angesammelt, wo sie von der Bohrung erreicht worden sind. Gleiches Gasausströmen wie in Neuengamme wurde auch bei Eutin und im Jahre 1881 in Apenrade beobachtet. Rudolf Hundt.

Das Flugzeug der Zukunft. Trotz der halbe Erdteile umspannenden Flüge sind wir noch weit von der Meisterschaft in dieser Kunst entfernt. Selbst die ziemlich schwerfällig ihre Flügel bewegende Krähe und der nur kurze Strecken flatternde Spatz stehen betreffs Flugsicherheit hoch über dem Aeroplan von heute; geschweige denn die flinken Herrscher im Reich der Lüfte: Adler, Falke, Habicht und Weihe. Vielleicht die höchste Leistung bringt der Albatros zuwege, der mit seinem 15 kg schweren Leib ohne Flügelschlag über den Ozean dahinsegelt. Den Albatros und Raubvögeln gleich lassen sich Möwen, Schwalben und Sturmvögel von der Luft tragen. Ihnen gebührt die Palme der Fliegekunst. Es ihnen gleich zu machen, bestreben sich die Luftfahrer. Sie sind nun durch die Erfindung des österreichischen Flugtechnikers und Meteorologen Dr. Raimund Nimführ diesem Ziele näher gekommen. Während bisher der Winddruck allein als bewegende Kraft im Luftbereiche angesehen wurde, weist Nimführ nach, daß außer ihm noch andere Energiequellen da tätig sind, vor allem Spannungsunterschiede. Ihnen zufolge ist der Luftdruck unterhalb des segelnden Vogelleibes größer als außerhalb desselben. Die verdichtete Luft unter ihm vermag weder vor- noch rück- noch seit- oder abwärts abzuströmen. Sie kann nur kegelförmig mit Schallgeschwindigkeit ausstrahlen und bewegt dadurch den auf ihr lastenden Vogel. Durch schwaches Neigen seines Leibes, kaum merkliche Ausbreitung oder Zusammenziehung von Flügel und Schwanz und deren Heben oder Senken ist der Vogel imstande, diese Luftspannungen und Entspannungen für sich auszunützen, und schwebt so auf den Luftschichten ohne Flügelschlag dahin. Um diese Kräfte für das Luftfahrzeug ebenso wie der Vogel zu verwerten, ersand Nimführ eine oben starre, unten dehnbare Tragfläche mit luftdichter Tasche in ihrem Innern. Sie saugt Luft ein, gibt solche ab und schafft so unter ihrer Fläche dieselben Druckverhältnisse, die der Vogel durch Ein- und Ausatmen und die für uns kaum merklichen Wendungen, Dehnungen, Streckungen und Zusammenziehungen von Körper, Flügeln und Schwanz erzielt. Die lebendigen Segler der Lüfte regeln Richtung, Höhe und Schnelligkeit ihres Flugs mit ihrem im inneren Ohr befindlichen Gleichgewichtsorgan, dem sechsten Sinn. Auch diesen ahmt Nimführ technisch nach durch elektrisch betriebene Balanciereinrichtungen mit Gleichgewichtsanzeiger, dessen Störung nach allen drei Raumrichtungen einen Hilfsmotor zur Betätigung des jeweiligen Steuers, je nach Bedarf, ein- oder ausschaltet. Nimführs mathematisch, physikalisch und technisch durchgearbeitete Erfindung wird mit geringem Kraftaufwand das Erheben des Flugzeugs vom Ort und das gerade Herabsinken gestatten, ohne Aus- und Anlauf, ferner das Stillstehen an einer Stelle in der Luft. Einem modernen Flugzeug genügen bei den angegebenen Einrichtungen 10 P. S. Es hat sich nun ein Syndikat gegründet, das die Nimführschen Erfindungen in Holland, Frankreich, Deutschland, Japan und der Schweiz im Großen ausführen will. Sie eröffnen die begründete Aussicht, daß sich der Mensch einmal wirklich dem Vogel gleich wird in die Lüfte erheben können. Dr. Ludwig Karell.

Für die Frauenwelt.

Der Hut der Saison. In der Einzahl gesprochen, ist es natürlich vollständig unrichtig. Es gilt nicht den Hut der Saison, sondern die Hüte. Für die Loge braucht man ganz andere Hüte als für die Promenade, für den Nachmittag andere Hüte als für den Vormittag. Die Mode hat sich diese Einteilung zunutze gemacht und kombiniert und komponiert die hübschesten Modelle aus Stroh, Crêpe de Chine und Spitzen dazu. Die malerischsten Wirkungen erzielt sie natürlich mit Spitzen, das ist eine ungemein graziöse Mode, die dem Geschmack größten Spielraum läßt. Die Spitze als seitliche Drapierung, die Spitze als breitrandiger Hutschirm, als breite Masche, immer ist sie wundervoll in der Wirkung und die hübscheste Folie für Frauenschönheit. Neben der Spitze ist die Bandverwendung sehr reizvoll und läßt so manche scharmante Möglichkeit zu. Straußfedernarrangements sind ebenfalls Garnierungen, die dieses Jahr zu dem reizvollsten Hutschmuck gehören. Sie werden zumeist um den Hut arrangiert und geben nicht selten auch seitlich, anstatt Schleife oder Echarpe, eine hübsche Zierde ab. In Farben wie Terrakotta, Jagdgrün, Rostrot, Rosa und Maulwurf sind Straußfedern am hübschesten und feinsten. Heuer werden hauptsächlich kleinere Hüte mit Straußfedern geschmückt, da den großen Hüten eher Blumen oder Spitzen vorbehalten sind. Der Reiherhut mit schattierten Spitzen gehört zum modernsten Genre und wechselt auf kleineren und größeren Formen ab. Goblin und Grau gesprengelt, Braun und Beige, Schwarz und Weiß, Terrakottabraun sind die gangbarsten Farbenschattierungen, die den modernen Reiherhut begleiten. Von entzückendem Reiz ist der kleine Turban aus Goldtüll oder Crêpe de Chine in zarten Farben, der dunkelhaariger Schönheit zur Wirkung verhilft. Nichts ist so wichtig in der Toilette wie die Krönung des ganzen Bildes — der Hut. Man muß die Linie der ganzen Gestalt dem Hut anpassen, oder besser gesagt, den Hut dem ganzen Typ der Person. Deshalb kann man nie sagen, daß eine kleine Frau keinen großen Hut tragen soll, und daß eine sehr große Frau keinen kleinen Hut wählen darf. Im Gegenteil — gerade Kontraste sind da sehr hübsch, natürlich immer nur in den Grenzen des Geschmackes bleibend. Deshalb sind Modebilder sehr wichtig, denn man studiert an ihnen am besten die Wirkung. Auch die Haartracht ist ein beachtenswertes Moment. Zur Seite gehört unbedingt das Haar hereingezogen, damit die Umrahmung gegeben ist; wenn diese kleine Nuance fehlt, dann fehlt auch der Charme, der nötig ist, um die Anmut zur Geltung zu bringen. Man wird also bei der Wahl des Hutes nicht nur auf die Mode. sondern auch auf die Kleidsamkeit Bedacht nehmen und das verschiedene Material in Betracht ziehen, bevor man sich entscheidet. Zum Studium dienen diesmal die Bilder auf Seite 286, die Modelle zeigen, wie Kleidsamkeit und Schick sich vereinen. Claire Patek.

Vom Jumper. Die im Laufe der Jahre zahllose Male totgesagte Bluse, die sich nichtsdestoweniger ständig eines robusten Daseins erfreute, sieht sich heute, das erstemal seit zwanzig Jahren, einem nicht zu unterschätzenden Gegner gegenüber. Bluse, zittere für dein absolutes Herrschertum! Der Jumper ist da, er ist lebensfähig, denn mannigfach sind seine guten Eigenschaften. Vor allem die eine, überwältigende, zwingende: Er ist praktisch dort, wo er es sein muß oder soll, und er kann ebensogut elegant und luxuriös sein. Das führt ihm Popularität zu. Der Jumper stellt an den Geschmack viel höhere Anforderungen als die Bluse. Hier waren Irrtümer möglich — dort werden sie alltäglich sein. Erstens ist die Farbe in Betracht zu ziehen. Sie soll kleidsam sein und soll zum Kostüm, zum Hut und zur Gelegenheit passen. Die Industrie wirft die Jumper lustig bunt, einfarbig oder mehrfarbig, auch metallfadendurchwirkt oder gestickt auf den Markt. Ich möchte, die Wahl beleuchtend, ein illustratives Beispiel herausgreifen: Ich sah in mehreren Geschäften dasselbe, an sich sehr schöne Modell aus pfaublauem Seidentrikot mit Streifen aus

(Fortsetzung siehe Seite 300.)


Wahrzeichen alter
Deutscher Qualitätsarbeit
seit Jahren landauf-landab
jedem Zigaretten-Raucher
vertraut – ist unser
Fünfeck-Wappen!
Haus
Neuerburg
o.H.G. Zigarettenfabrik
Köln
Trier
Dresden


SCHUTZ-MARKE
Der kleine „AGA" Wagen 6/20PS.
Ein Riese in der Leistung. Ein Zwerg im Verbrauch.
Erstklassige Ausführung
Rassige Form
Lederpolsterung
Dynamo-Beleuchtung
Eingebautes Verdeck
Spitzkühler
Glänzender Bergsteiger
ca. 80 km Geschwindigkeit
Brennstoff-Verbrauch 8 Ltr.
Öl-Verbrauch 1/4 Ltr.
für 100 km
Serienherstellung
Sofort lieferbar
AKTIENGESELLSCHAFT
FÜR AUTOMOBILBAU (A.G.A.)
LICHTENBERG-BERLIN
HERZBERGSTRASSE 82–86.


PEFFER
Gloria
GUMMISCHWÄMME
GLORIA
HANNOVERSCHE GUMMIWERKE • EXCELSIOR • AKT.GES. HANNOVER-LIMMER

(Fortsetzung der „Frauenwelt“ von Seite 298.)

dunkelgetöntem Goldfaden. Es kann nur zum schwarzen, dunkelblauen oder beigefarbigen, vielleicht auch zum grauen Kostüm getragen werden, und nur unter der Voraussetzung, daß auch der Hut farbliche Übereinstimmung aufweist. Es wäre eine geschmackliche Katastrophe, diesem Jumper einen Hut zu vereinen, auf dem beispielsweise ein wenig Rot oder Lila angebracht wäre. Dieses eine Beispiel wird der Frau, die von Natur mit bildungsfähigem Geschmack ausgestattet ist, genügen, um bei der Wahl eines dieser verlockenden Kleidungsstücke auf der Hut zu sein. Ich persönlich sehe sie am liebsten silbergrau, zartlila, hellbeigefarbig oder hellpapierblau, denn diese Farben stimmen so ziemlich mit jedem Kostüm überein (bei der Hutwahl ist natürlich immer Rücksicht auf sie zu nehmen), und sie sind auch fast immer kleidsam. Wirklich praktisch und immer kleidsam ist der dunkle, zum Rock passende Jumper. Ich selber trage ihn zum schwarzen Kostüm aus Velours de laine, in schwarzer Seide. Dazu paßt jeder Hut und jeder Stiefel — damit ist man immer und schnell angezogen. Soll ein dunkler Jumper als Hausanzug figurieren, dann „dekoriere“ ich ihn gelegentlich mit einer breiten, dunkellila oder königsblauen Schärpe, die ich seitlich zu großer Schleife binde. Dies erwähne ich, angeregt durch die schon oft gehörte Klage, der Jumper sei unkleidsam und „mache keine Figur“ — wie es in der Schneidersprache heißt. Wer es liebt, die Taille ein wenig zu betonen, der braucht nur zum angegebenen Mittel zu greifen. Auch gibt es Jumper, die mit einer Art von breitem Gürtel ausgestattet sind, und andere markieren den Taillenschluß dadurch, daß sie rings um ihn glatt und verkehrt gewirkt sind. Gewisse Formen freilich machen das vollkommene Verwischen der Taille zur Bedingung. Sie liegen ganz flach an, haben etwas Küraßartiges an sich, und zwar um so mehr dann, wenn sie von oben bis unten durchgeknöpft sind — das heißt vom Kinn bis zum Rand auf der Hüfthöhe. Zu diesem Stil paßt der ganz lange, bis auf den Handrücken herabreichende Ärmel, der an den Kleidermodellen an Raum gewinnt, von Jumpern und Blusen aber merkwürdigerweise meist verbannt ist. — Besondere Aufmerksamkeit ist der Form des Halsausschnittes zuzuwenden. Die Mehrzahl der Ausschnitte ist zu klein, das ist nicht kleidsam und lästig beim Überziehen. Für sehr üppige Frauen ist diese an sich reizende









Mode nicht geeignet, das heißt, sie erscheint uns als ungeeignet, weil sich das momentane Geschmacksempfinden gegen scharfe Betonung üppiger Körperformen auflehnt. Der Jumper muß in diesen Fällen sehr weit gewählt werden, und irgendein Gürtel muß ihn leicht zusammenhalten, ohne ihn anzuspannen.
M. v. Suttner.

Wie der Maler die Frau sieht. Die Frau sieht in den Spiegel, zu wissen, wie sie wirkt; er ist unerbittlich bis zur Grausamkeit. Die volle Wahrheit sagt er dennoch nicht. Er stellt nur Tatsachen fest. Die Wirkung einer Frau tritt aber erst ein in Verbindung mit dem Temperament des Betrachters. Und der ist niemals so rein sachlich wie der Spiegel. In einer akademischen Ausstellung, deren Mittelpunkt „Der Saal der schönen Frauen" war, zeigten 26 Maler von Ruf schöne Frauen in den Modellkleidern erster Firmen. Sie schlugen dabei zwei Wege ein: Die einen hielten sich ganz gehorsam an den ihnen gewordenen Auftrag und kopierten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit das ihrem Pinsel anvertraute Kleid. Eine gewisse Hilflosigkeit spricht aus dieser Art. Eigentliche Modemaler, wie die romanischen Länder mit ausgeprägtem Frauenkult, besitzen wir in Deutschland kaum. Die anderen malten einfach Bilder in dem ihnen eigenen Stil, bei denen die Modelinie sich manchmal bis zur Unkenntlichkeit verwischte. Sie sahen Farben, einen Frauenkopf, einen Körperumriß: das verschmolz ihnen zum künstlerischen Eindruck — und all die Einzelheiten des Anzugs, auf die Schneider und Frauen höchsten Wert legen, bedeuteten ihnen gar nichts. Jedenfalls legen sie in diesen Gemälden ein echtes Zeugnis darüber ab, wie sie die Frau sehen. Diese, die mit äußerster Sorgfalt vor dem Spiegel Toilette macht und Schnitt und Faltenwurf, Besatz und Harmonie von Kleid und Hut und Schuh bedenkt, wird davon enttäuscht sein. All die Liebesmüh muß ihr vergeblich scheinen, wenn sie etwa vor dem Krauskopfschen Bildnis steht, das vor fahlgrünem, kubistisch betontem Grunde eine elende und eckige Frau zeigt, deren Kopf einem altniederländischen Märtyrerbilde entnommen sein könnte, und deren ebenfalls schmutziggrünes Hängekleid formlos, jedes Modeschnittes bar, am Körper schlampert. Und doch stammt dieses mit Hermelin ausgestattete Gewand aus geschicktester Modistenhand und ist in seinem Urzustand wahrscheinlich „todschick". Das Auge des Malers vollzog die unbegreifliche Wandlung. Anders Lovis Corinth: Sein Vorwurf war ein elegantes

zitronengelbes Abendkleid mit grünem Schal und einer großen, fast bis zum Knie reichenden Perlenkette. Aus der Frau, die es trägt, machte er eine üppige Rubensfigur, von der man sich wundert, wie sie in dieses Kleid kommt. Aber die Farben des Bildes als Gesamteindruck flirren köstlich. Nur daß die Beschauerin aus diesem Kapriccio von Gelb und Grün nichts von der herrschenden Modelinie ablesen kann. Da der Maler sie augenscheinlich auch nicht wahrnahm und der Maler, so sollte man annehmen, unter allen Männern doch der schärfste Beobachter ist, muß die eitle Frau an ihrer ganzen auf den Mann zugeschnittenen Berechnung verzagen. Seine Begriffe von Schönheit und Kleidsamkeit sind augenscheinlich ganz andere als die übrigen. Pechstein, der in Südseefarben zu schwelgen liebt, malte zwei Damen, eine in Blau, eine in Rot, beide in lilaseidenen Strümpfen. Aber auf seinem Bilde sind es gar keine Damen, sondern exotische Wildlinge, die in europäischen Kleidern sehr komisch paradieren. Unter seinem Blick nimmt wohl jede Frau den „Pechstein"-Typus an. Alfred Partikel gar beging den Mißgriff, zwei junge Damen in preziös modischen Teekleidern in das Getriebe eines Hafens zu verpflanzen — für die Schöpfungen des Modehauses eine unmögliche Wirkung. Vor einem solchen Frauenbilde möchte man wie Mignon seufzen: „Was hat man dir, du armes Kind, getan?" Am Kleide selbst begeisterten sich nur einige Künstler, z. B. Heilemann an einem goldfarbenen, orientalisch gerafften Gewande. Die Trägerin mit goldenem Stirnband und goldenem Schuh wurde ihm zur Morgenländerin, die er vor einen unwahrscheinlich blauen Himmel und neben einen Gummibaum stellt. Aber die Modedame will sich im Salon sehen . . . Aus Heilemanns Bild kann sie höchstens den Schluß ziehen, daß eine starkblaue Tapete ihrer Erscheinung von Vorteil ist. Aber das findet eine gewandte Frau auch schließlich allein heraus. Von den sozusagen als Geschmacksmakler vereidigten Malern hätte sie stärkere Anregung, Belehrung, Fingerzeige erwarten dürfen. Das Wesentliche des Modereizes wird vom Maler oft weniger lebendig erfaßt als von irgendeinem ganz ungebildeten kleinen Mädchen, selbst einem Schulkind, das, sonst von Verstand vielleicht langsam, treffsicher und in Kürze den Eindruck eines ihm auffallenden Kleides wiederzugeben versteht. Klein-Eva hat den Modeblick eben als Naturanlage mitbekommen.

Anna Kappstein.



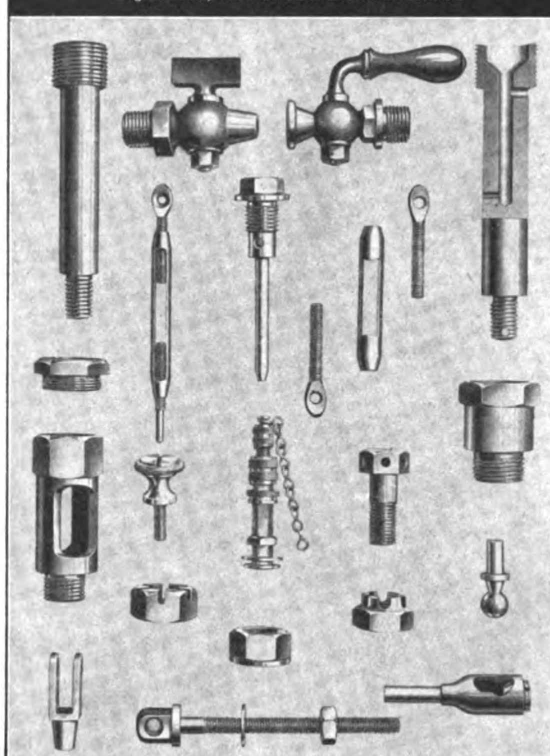
Allgemeine Notizen.

Die in Stettin begründete norddeutsche Sezession wird am 10. April d. J. zum erstenmal als geschlossene Gruppe vor die Öffentlichkeit treten, und zwar im Museum der Stadt Stettin, da dieses die Zentralstelle der Gruppe bleiben soll. Von dort wird die Ausstellung dann weiter wandern.

Die Bozner Messe vom 19. bis zum 26. April 1921 wird veranstaltet zur Belebung des Warenaustausches mit Italien. Industrie, Handel, Gewerbe, Kunst und Kunstgewerbe werden reich vertreten sein. Auskünfte erteilt sowohl das Messeamt in Bozen (Deutschsüdtirol) als auch die dortige Fremden-Verkehrs-Kommission.

Die illustrierte „Agfa"-Preisliste ist neu erschienen. In den letzten Jahren war es der „Agfa" (Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation) infolge des Papiermangels nicht möglich, ihre Preisliste in vorkriegsmäßiger Ausführung zu verbreiten. Wenn deren Herstellung auch heute noch Schwierigkeiten bereitet und namentlich sehr hohe Kosten verursacht, so sind doch in diesem Jahr wieder alle Handlungen mit photographischen Bedarfsartikeln in der Lage, diese unentbehrliche Liste an Interessenten kostenlos abzugeben. Wir raten dazu, sie einzufordern (nötigenfalls wird sie auch von der genannten Herausgeberin in Berlin S. O. 36 direkt zugesandt); ist es doch in der jetzigen Hauptgebrauchszeit vorteilhaft, sich bei Zeiten über das zu verwendende Fabrikat klar zu werden. In der sechzehn Seiten umfassenden „Agfa"-Liste ist das Verwendungsgebiet genau angegeben, so daß es leicht ist, das jeweilig Erforderliche herauszufinden.

Abstehende Ohren sind ein übler Schönheitsfehler, der eine besonders entstellende Wirkung bei jedem ausübt, der damit behaftet ist. Zum Trost für diese sei darauf aufmerksam gemacht, daß es bereits seit zehn Jahren ein Mittel gibt, mit dem jedes abstehende Ohr sofort anliegend gestaltet werden kann. Das Mittel heißt Egoton und wird nur von der Firma J. Rager & Beyer, Chemnitz i. Sa. D 42, Langestraße 52 hergestellt. Durch den Egoton ist jedermann selbst in der Lage, in wenigen Sekunden das größte abstehende Ohr auf unsichtbare Weise anliegend zu gestalten. Die Verbesserung ist vollkommen gefühllos und natürlich, auch ohne irgendwelche nachteilige Folgen. Für sofortigen Erfolg wird volle Garantie geleistet. Die Firma J. Rager & Beyer versendet an Interessenten auf Verlangen Prospekt gratis und franko.







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung

Sondernummer



Verlag J. J. Weber
Leipzig

Nr. 4046 | Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) | 156. Band

Staatl. Fachingen. Das natürliche Mineralwasser für Gesunde und Kranke.



Fachinger Brunnenmädchen (18. Jahrh.).

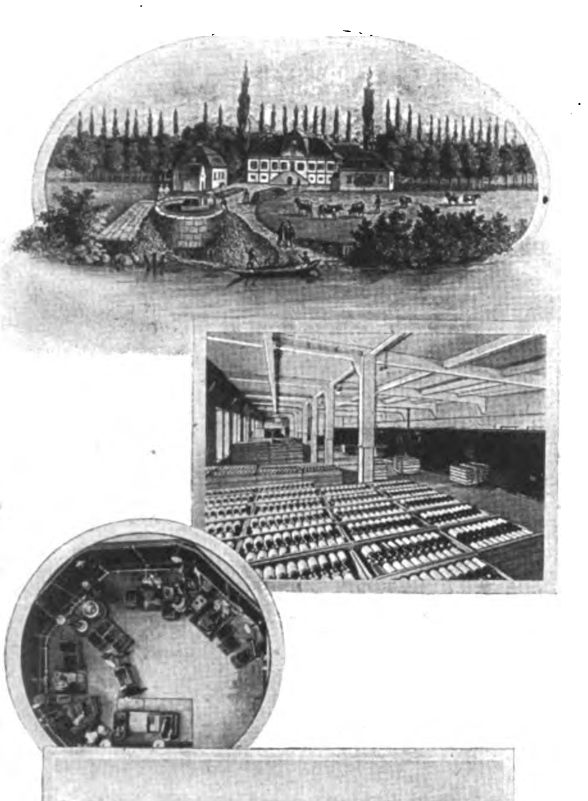
„Wasser trinke der Jüngling, der in der Blüte der Jahre
Sich vom Ansturm des Blutes in seinem Herzen bedrückt fühlt;
Wem, nach kurzer Bewegung, das Herz im Busen mit Macht pocht
Und voll Unruh der Schlaf und wer die ermatteten Glieder
Kaum zu rühren vermag. Es trinke auch Wasser der Schlemmer,
Müssiges Leben gewöhnt, den feisten Körper sich mästend,
Auch wer mit Keuchen armer, und wenn noch andere Plagen
Menschen mit vollem Geblüt heimsuchen, all diesen Kranken
Reinigt das dünne Getränk die Eingeweide, und leichter fließt
Das verdickte Blut, wenn es durch Wasser verdünnt wird."

Aus einer alten lateinischen Schrift
über das Fachinger Wasser (1779).

Die alkalische Fachinger Quelle entspringt in dem Dorfe Fachingen, welches im Regierungs-Bezirk Wiesbaden liegt. Die Fachinger Brunnen-Anlage zählt zu den größten und bedeutendsten dieser Art. Eingehende Besichtigung der interessanten und sehenswerten Einrichtung ist jedermann gern gestattet. Der Mineralbrunnen zu Fachingen ist Eigentum der preußischen Regierung.

Bei der im Jahre 1905 erfolgten Neufassung sind mitten in der Baugrube etwa in 8 Meter Tiefe Pfahlbauten, welche nach fachmännischer Beurteilung offenbar von einer alten römischen Quellenfassung herstammen, aufgedeckt worden. Dieselben sind zum mindesten auf die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zurückzuführen. Die Schriften voriger Jahrhunderte erzählen, wie das Fachinger Wasser (damals in Steinkrügen!) schon „sowohl diesseits als jenseits der Meere als wahrer Heil- und Labetrank bekannt war und die weitesten Transporte nach dem Cap der guten Hoffnung und Ost- und West-Indien vertrug". — Alte Chronisten glauben auch, daß schon die Insassen des ehemaligen Fachinger Klosters (15. und 16. Jahrhundert) auf ihren Streifzügen und Wanderungen das mildtätige Wasser bekannt gemacht haben.

Wem verdankt Fachingen den Weltruf? Natürlich in erster Linie seiner vorzüglichen Qualität und seinen heilkräftigen Eigenschaften! Schon in frühester Zeit hat sich denn auch die medizinische Wissenschaft die Fachinger Quelle zu Nutze gemacht, und die ersten wissenschaftlichen Schriften über den Fachinger Brunnen erschienen schon im Anfange des 18. Jahrhunderts. Im Laufe der Zeit ist diese Literatur infolge der überraschenden Heilerfolge riesenhaft angewachsen. Die wissenschaftlichen Schriften werden den Ärzten auf Verlangen kostenlos durch die Brunneninspektion gesandt.



Gesamtansicht der neuen Brunnenanlage zu Fachingen.

Millionen und aber Millionen Flaschen Fachinger werden pro Jahr getrunken! „Staatl. Fachingen" weist heute unter den deutschen rein natürlichen Heilwassern den größten Versand auf.

Es gibt verhältnismäßig nur wenige Mineralquellen, deren Wässer rein natürlich gefüllt werden. — Vielen bekannten Mineralbrunnen werden Kohlensäure, Salze oder dergl. zugefügt, oder aber, es werden denselben, um sie schmackhaft und überhaupt trinkbar zu machen, diese oder jene Bestandteile entzogen. — Die Füllung von „Staatl. Fachingen" geschieht unter Kontrolle der Staatsregierung ohne jegliche Manipulation in reinem Naturzustande, so wie das Wasser der Quelle entfließt.

Ein eminenter Vorzug des Fachinger Wassers gegenüber anderen Heilbrunnen ist der, daß „Staatl. Fachingen" neben seiner bekannten Heilkraft überaus wohlschmeckend ist und daher dauernd gern getrunken wird.

Infolge seiner chemischen Zusammensetzung eignet sich Fachinger Wasser besonders bei überschüssiger Harnsäure, bei gichtischen Leiden, bei Magen- und Darmkrankheiten (Sodbrennen), bei Diabetes (Zuckerkrankheit) usw.

Eine große Rolle spielt „Staatl. Fachingen" auch in der Behandlung von Erkrankungen der Harnorgane (Nieren- und Blasenleiden). Über die Anwendungsweise des Brunnens empfiehlt es sich, in diesen Fällen den Hausarzt zu befragen.

Fachingen spielt aber auch eine große Rolle als Vorbeugemittel. Beispielsweise bei Neigung zu Gicht wird das Fachinger Wasser von der Ärztewelt als ein wirksames Vorbeugungsmittel angelegentlichst empfohlen. Ein Arzt schrieb über den Gebrauch des Fachinger Wassers die folgenden klassischen Worte: „Ich möchte nach Erfahrung am eigenen Corpus behaupten, daß ein regelmäßiger längerer Genuß des Fachinger Wassers, selbstredend bei sonst zweckdienlichem Lebenswandel, durch Anregung und Regulierung der Nierenfunktion in des Wortes eigenster Bedeutung das Leben verlängern und unser Wohlbefinden sichern kann. Es hilft mit, schädliche Stoffe aus dem Blutkreislauf des Menschen auf natürlichem Wege zu entfernen, so daß diese sich nicht im Körper festsetzen und zu Krankheitserregern werden. Dieser Brunnen hilft somit in vielen Fällen mit zum Gesunden und macht Gesunde widerstandsfähiger gegen das Erkranken." Wer gern gut oder viel ißt und trinkt, wer ein starker Raucher oder Kaffeekonsument ist, der findet im natürlichen Fachinger Wasser ein ganz vorzügliches Mittel, die nachteiligen und oft schädlichen Begleiterscheinungen dieser „Sünden" sich vom Halse zu halten. — Manche akalischen Brunnen eignen sich infolge ihrer Beschaffenheit nicht zum täglichen Gebrauch. Es ist aber ärztlicherseits festgestellt, daß „Staatl. Fachingen" von Gesunden und Kranken gut vertragen wird und in den meisten Fällen dauernd getrunken werden darf. Aus diesem Grunde hat sich der Brunnen auch bei tausenden und abertausenden von Ärzten als tägliches Tisch- und Hausgetränk eingeführt.

Die günstigen Wahrnehmungen, welche die Ärzte in dieser Beziehung durch den Genuß von „Staatl. Fachingen" selbst gemacht haben, sind in unzähligen Zeugnissen niedergelegt.

Auch auf der Reise ist Fachinger beliebt, weil der Brunnen schmackhaft und erfrischend ist und man beim Genuß von „Staatl. Fachingen" die Gewißheit hat, ein absolut reines und hygienisches Getränk dem Körper zuzuführen. Im Speisewagen, in den Klubs, in allen guten Hotels und Restaurants, — allüberall ist das Fachinger Wasser (auch in halben Flaschen) erhältlich.

Beim Einkauf aber ist Vorsicht geboten! Mancherorts wird an Stelle des natürlichen Fachinger auch künstliches Wasser angeboten. Es ist also zu empfehlen, stets deutlich den natürlichen, heilkräftigen Staatsbrunnen „Staatl. Fachingen" zu verlangen. Die echten Füllungen tragen auf dem Flaschen-Verschluß und Etikett die Bezeichnung „Staatl. Fachingen". Wissenschaftliche Forscher haben festgestellt, daß die rein natürlichen Mineralwässer den durch verschiedene Manipulationen (Zusatz eigener oder fremder Kohlensäure, Ausscheidungen usw.) zurechtgemachten Brunnen vorzuziehen sind. Als rein natürliche Mineralbrunnen sind nur solche zu betrachten, die ohne jegliche Manipulation in absolutem Naturzustande in den Handel gelangen. Die im Handel vorkommenden sogenannten „Fachinger Salze" stammen ebenfalls nicht aus der Fachinger Quelle. Es sind also künstliche Nachahmungen, die sich nur den Namen des bekannten und wertvollen Mineralbrunnens angeeignet haben.

Der Brunnen ist in allen guten Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drogerien erhältlich. Ist derselbe aber irgendwo nicht zu bekommen, so beliebe man sich direkt an die Brunneninspektion in Fachingen (Regierungsbezirk Wiesbaden) zu wenden; geeignete Bezugsquellen werden dann prompt namhaft gemacht.

Fachingen ist weder Kur- noch Badeort und eignet sich demzufolge nicht zur Unterbringung von Patienten und Kurgästen. Der Brunnen wird lediglich als Versandwasser verwendet. Besonders zu Frühjahrs- und Herbstkuren wird der Brunnen oft zu Hause, und zwar kurgemäß je ein bis zwei Glas morgens nüchtern oder abends getrunken. Tausende von Ärzten machen alljährlich selbst eine solche „Auffrischungs-Kur" mit „Staatl. Fachingen".

Aus einer Schrift des 18. Jahrhunderts seien folgende Worte erwähnt: „Alle Stubengelehrten und Künstler, überhaupt alle, welche zu einer sitzenden Lebensart genötigt sind und auf eine strenge Diät erfordernde Kur keine Zeit verwenden können, aber gern zur Erfrischung ihres Körpers und Verdünnung ihrer Säfte ein zweckdienliches Mittel haben wollen, finden es in dem zugleich so wohlschmeckenden Fachinger Wasser! —"

Das Fachinger Wasser wird in der Regel kalt getrunken, oft sogar stark gekühlt. Im allgemeinen dürfte jedoch der Genuß bei mittlerer Zimmertemperatur vorzuziehen sein.

Die Preise richten sich meistens nach den Ortsverhältnissen; im Restaurationsbetrieb sind sie jedoch kaum höher als diejenigen manipulierter Brunnen.

Die ausführliche chemische Analyse wird auf Verlangen gern zur Verfügung gestellt. (Diese Analyse gibt einen allgemeinen Überblick über die im Wasser enthaltenen hauptsächlichsten Bestandteile, welche selbst bei Variationen nach oben und unten doch stets prozentual gleichmäßig vorhanden sind, worin eben der Wert der rein natürlichen Mineralbrunnen liegt.) Die chemische Zusammensetzung des Fachinger Wassers ist eine überaus günstige. Das Wasser enthält wertvolle mineralische Bestandteile und unzählige Male hat die Ärztewelt hierauf hingewiesen.

Die Mineralisation ist derart, daß „Fachinger" in den meisten Fällen regelmäßig genossen werden darf.



Aufmachung der Versandflasche.

Um die Individualität eines jeden Getränkes voll und ganz zu erhalten, wird ein Feinschmecker im allgemeinen es vorziehen, gute Weine und gute Mineralbrunnen unvermischt, d. h. voneinander getrennt zu genießen. Zur Sommerzeit kann man sich kein wohlschmeckenderes Getränk denken, als das natürliche Fachinger Wasser, entweder allein oder mit Weiß- oder Rotwein gemischt. Es stillt ausgezeichnet den Durst und hebt die durch allzu starke Transpiration (beispielsweise bei Ausübung eines Sportes) geschwächten Kräfte. Auch mit Kognak oder Fruchtsaft gemischt oder nur mit einem geringen Zuckerzusatz bildet „Staatl. Fachingen" in heißen Sommertagen einen überaus wohlbekömmlichen und erfrischenden Labetrunk.

Die Fachinger Flaschen sollen liegend aufbewahrt werden, und zwar möglichst in einem trockenen, luftigen und gleichmäßig temperierten Keller. Um ein für allemal das Auftreten eines Korkgeschmacks zu verhindern, wird „Staatl. Fachingen" in neuerer Zeit mit einem bewährten metallenen Patentverschluß versehen.

Ausführliche Literatur sendet auf Wunsch gratis und franko die Brunnen-Inspektion in Fachingen (Reg.-Bez. Wiesbaden).

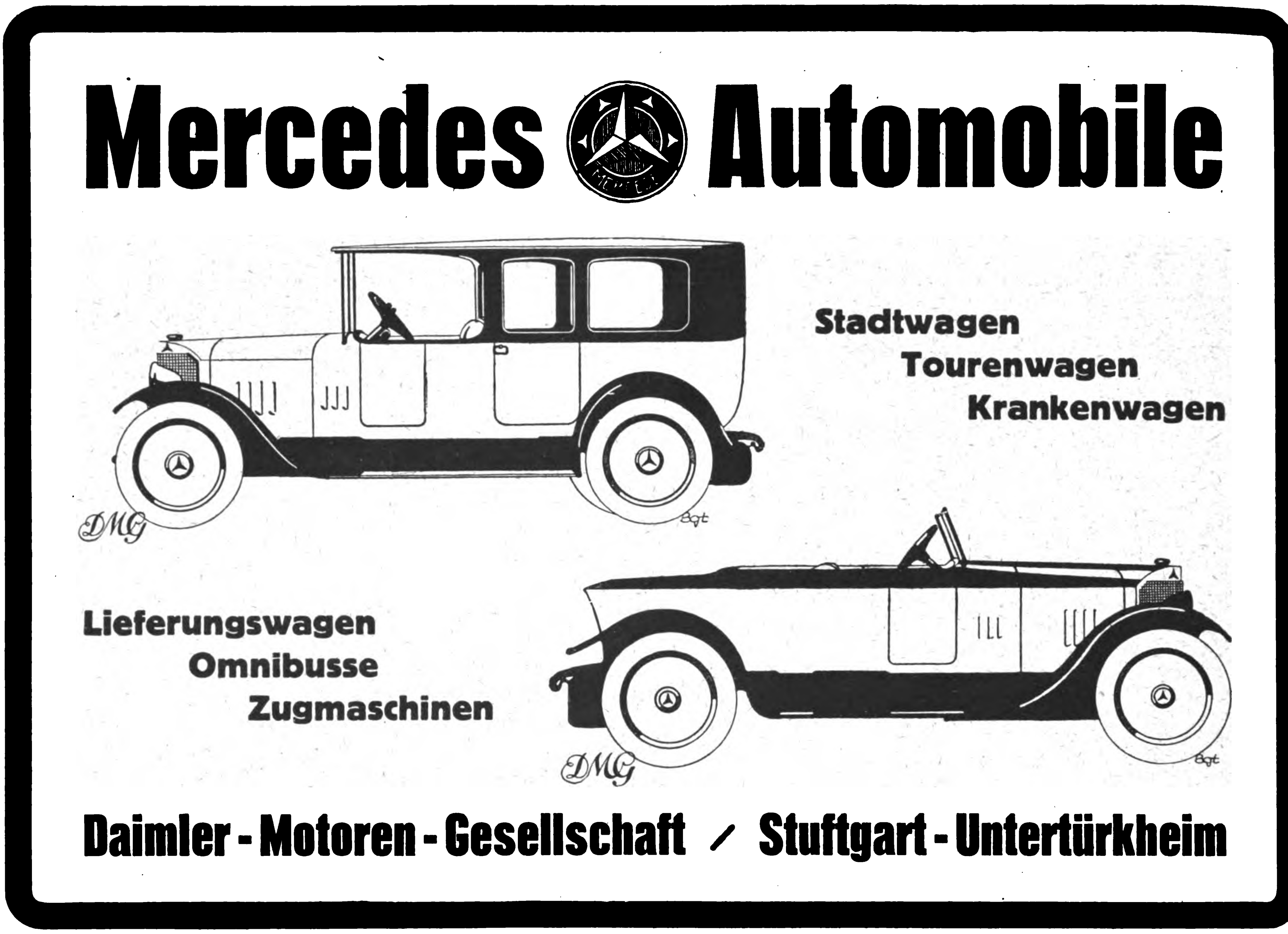
Und nun noch ein Urteil aus alter Zeit: „Jena, d. 27. Juny 1817 während des stärksten und anhaltendsten Regens den ich lange nicht gesehen habe. Mittag 1 Uhr. „ . . . die nächsten vier Wochen sollen Wunder leisten. Hiezu wünsche aber mit Fachinger Wasser und weisem Wein vorzüglich begünstigt zu werden, das eine zu Befreyung des Geists, das andere zu dessen Anregung . . ." W. v. Goethe.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4046. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 21. April 1921.


Mercedes Automobile
Stadtwagen
Tourenwagen
Krankenwagen
Lieferungswagen
Omnibusse
Zugmaschinen
Daimler-Motoren-Gesellschaft / Stuttgart-Untertürkheim


Gloria
GLORIA
PEFFER
GUMMISCHWÄMME
HANNOVERSCHE GUMMIWERKE „EXCELSIOR"
AKTIEN-GESELLSCH. HANNOVER-LIMMER


Julius Blüthner
Leipzig

Allgemeine Notizen.

Dem Reichsausschuß für Leibesübungen ist von der Continental-Caoutchouc- u. Gutta-Percha-Compagnie in Hannover der ansehnliche Betrag von 50000 Mark zur Ausbildung von Fachlehrern und zur Veranstaltung von Lehrgängen für Sportlehrer überwiesen worden. Gleichzeitig hat die „Continental“ in einem offenen Briefe an den Reichsausschuß für Leibesübungen, zu Händen des Staatssekretärs Dr. Lewald, eine über ganz Deutschland zu gehende Sport-Opferwoche angeregt.

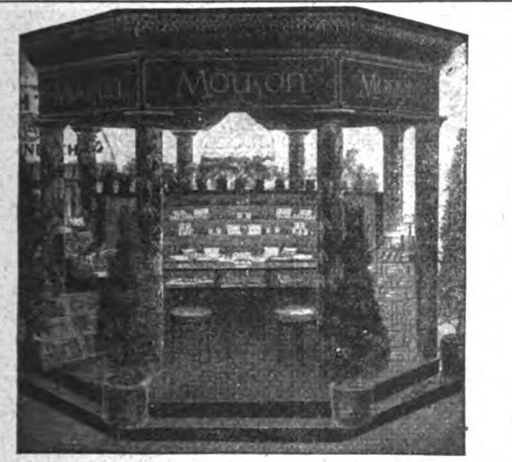
Spaniens Interesse an der Freien Stadt Danzig. Während der Völkerbundrat als offizielle Vertretung der alliierten Völker der Freien Stadt Danzig die Herstellung von Gewehren für südamerikanische Staaten untersagt und damit, statt sie zu fördern, der wirtschaftlichen Entwicklung Danzigs sehr beträchtliche Schwierigkeiten in den Weg legt, tritt gleichzeitig immer deutlicher hervor, daß der private Handel des Auslandes in richtiger Erkenntnis zukünftiger Vorteile alle Vorbereitungen trifft, um in der Freien Stadt festen Fuß zu fassen. Neuerdings ist es Spanien, das ein reges Interesse an der Anbahnung unmittelbarer Handelsbeziehungen mit Danzig bekundet. Eine Kommission von Vertretern der spanischen Regierung und Kaufmannschaft ist, aus Warschau kommend, kürzlich in Danzig eingetroffen, um mit den zuständigen Behörden und der Danziger Kaufmannschaft die Fühlung aufzunehmen und den Boden für das geplante großzügige Unternehmen vorzubereiten. Sie trägt sich nämlich mit der Absicht, Danzig zum Durchfuhrhafen des spanischen Exports für alle Oststaaten zu machen und hier mächtige Warenlager anzulegen, von denen aus dann die Versorgung der Interessenten in den westrussischen Randstaaten erfolgen könnte. Die Organisation soll von zwei Gesichtspunkten aus durchgeführt werden: Zunächst sollen spanische Südfrüchte aller Art zum Vertrieb nach Danzig geschafft werden, um hier in Auktionsverkäufen den Händlern der Oststaaten Gelegenheit zu geben, ihren Bedarf zu decken. Ferner aber wird die Einfuhr einer großen Reihe andrer Waren nach Danzig unmittelbar an Interessenten — oder an interessierte Firmen in den Randstaaten — geplant. Hierfür kommen besonders in Frage: Kakao, Oliven, Olivenöl, Feigen, Nüsse, Seifen, Weine, Konserven aller Art, Marmelade, Korkholz, Reis, Reismehl, Textilwaren, Rohseide, Mineralien, Eisenerze, Eisen-

oxyd, Kupfererze, Vitriol, Blei, Quecksilber, Kolophonium, Superphosphate, Mineralien usw. Schwierigkeiten dürfte die Bezahlung machen. Für Danziger Kaufleute liegen die Verhältnisse insofern recht günstig, als die deutsche Mark noch hinreichende Kaufkraft besitzt. Der Export nach den Oststaaten ist jedoch in der Hauptsache als Tauschhandel gedacht. Und zwar kommen als Ausgleichswaren in Betracht: Holz (Bau-, Papier-, Tischler- und Sperrholz), fertige Möbel, Furniere, Zement, Baueisen, Werkzeuge, Motoren, Maschinen, Glas- und Emaillewaren, Bürsten, Liköre, Bernsteinwaren, Petroleum, Paraffin, Erdwachs, Kartoffelmehl, Sirup usw. Es versteht sich von selbst, daß von seiten der Freien Stadt Danzig diese Pläne aufs wärmste gefördert werden. Für Danzig würde das Zustandekommen des Plans einen bemerkenswerten Schritt vorwärts bedeuten. Denn in Zukunft würde dann Danzig zum Stapelplatz der für Osteuropa bestimmten spanischen Waren werden, die vor dem Krieg ihren Weg zum allergrößten Teil über Hamburg nahmen — eine für Deutschlands bedeutendsten Hafen sehr bedauerliche, für Danzig aber lebenswichtige Kriegsfolge. Eine bedeutende ausländische Schiffahrtslinie trifft bereits Vorbereitungen, um eine besondere Dampferverbindung zwischen Spanien und Danzig ins Leben zu rufen. Vorläufig ist beabsichtigt, die Dampfer ein- bis zweimal monatlich verkehren zu lassen, später soll der Turnus verkürzt werden. Man hofft, in kurzem den Verkehr schon aufnehmen zu können.

Der deutsch-schweizerische Handelsvertrag ist von der deutschen Regierung zum 6. Juni d. J. gekündigt worden. Auf deutscher Seite bestand ursprünglich die Absicht, lediglich eine Trennung des Vertragstextes von den Tarifabreden herbeizuführen und für diese eine neue kurz bemessene Kündigungsfrist zu erwirken, um Deutschland auf politischem Gebiet die nötige Bewegungsfreiheit zu sichern. Die textlichen Bestimmungen des Vertrages sollten nach dem deutschen Vorschlag unter Anpassung an die gegenwärtigen Verhältnisse einstweilen beibehalten werden. Auf deutscher Seite wäre die Lösung besonders begrüßt worden, da sie die Möglichkeit geboten hätte, das bestehende Vertragsverhältnis zu der befreundeten Schweiz, mit der uns enge wirtschaftliche Beziehungen verbinden, in seinen Grundzügen aufrecht zu erhalten. Leider konnte sich die schweizerische Regierung, die gegenwärtig selbst mit den Vorbereitungen zu einer grundlegenden Umgestaltung des schweizerischen Zollsystems beschäftigt ist, vorläufig nicht

entschließen, dem deutschen Vorschlag zu entsprechen, so daß die Kündigung des gesamten Handelsvertrages unvermeidlich wurde. Daß die Schweiz sich zu einem späteren Termin mit der von Deutschland erneut angeregten Aufrechterhaltung des Vertragstextes einverstanden erklären wird, erscheint nicht ausgeschlossen. Es wäre zu wünschen, daß ein vertragsloser Zustand nach Möglichkeit vermieden und bald eine Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den in mancher Hinsicht aufeinander angewiesenen Nachbarländern gefunden würde, die den Interessen beider Teile gerecht wird. Ein Zusammenhang zwischen der Kündigung des Handelsvertrages und den von der Schweiz geplanten Zollerhöhungen und Einfuhrbeschränkungen besteht nicht.

Trotz der schwierigen wirtschaftlichen Lage, in die Deutschland durch den verlorenen Krieg geraten ist, geht die Entwicklung auf allen Gebieten des Kulturlebens ihren Weg weiter. Die Leistungen der jüngsten Zeit in den verschiedenen Zweigen der Technik bieten hierfür den überzeugendsten Beweis. Viele davon sind erst unter dem Druck der allgemeinen Not entstanden, und wie schon so manchmal während des Krieges ist diese auch jetzt wieder die beste Lehrmeisterin. Bekanntlich machen sich, um der finanziellen Bedrängnis, in die wir immer mehr und mehr geraten, wirksam zu Leibe zu rücken, allenthalben Bestrebungen nach Sparsamkeit in den Betrieben des Staates und der Gemeinden sowohl wie auch in denen der Handels- und Industriekreise geltend. Vielzuviel Gehirne werden dort heute noch mit zeitraubenden und mühevollen Arbeiten, die besser und billiger durch Maschinen zu erledigen sind, beschäftigt. Man bedenke nur, was an einfachen Rechenarbeiten, wie Additionen und Subtraktionen, Tag für Tag beispielsweise bei Banken, Sparkassen, in Lohn- und Kalkulationsbüros, Buchhaltungen, Postämtern usw., schon geleistet wird, und es dürfte dann jedem klar werden, in welchem Maße hier eine Entlastung und Verbilligung des Betriebes durch Verwendung von Spezialmaschinen zu erzielen ist. Was an solchen Hilfsmaschinen heute unsere ersten deutschen Firmen bieten, trägt allen Anforderungen der Praxis in dem zur Zeit erreichbaren Maße Rechnung. Im geschäftlichen Leben kommen am häufigsten Additionen und Subtraktionen vor. Eine Maschine, die diese Arbeiten viel zuverlässiger und weit billiger bewältigt, als es Menschen vermögen, ist die Addier- und Subtrahiermaschine „Continental" der Wanderer-Werke A.-G., Schönau bei Chemnitz. Ein besonderer



Ausstellungs-Pavillon der bekannten Parfümerie- und Feinseifenfabrik J. G. Mouson & Co., Frankfurt a. M. auf der kürzlichen Frankfurter internationalen Messe.

Vorteil dieser Maschine ist, daß damit auch Eintragungen auf Formulare in beliebig einzustellenden Kolonnen beschrieben werden können. Die Maschine wird zudem je nach Wunsch für Hand- oder elektrischen Antrieb geliefert. Sie hat sich in jeglicher Ausstattung glänzend bewährt und findet daher in den beteiligten Kreisen die günstigste Beurteilung. Wer sich über die Verwendung der Maschine und ihre Handhabung näher zu unterrichten wünscht, lasse sich die einschlägigen Druckschriften von der genannten Wanderer-Werke A.-G. zuschicken.

Das Goldene Jubiläum ihres Bestehens beging in diesen Tagen die im In- und Auslande eines ausgezeichneten Rufes sich erfreuende Hofpianofabrik Franz Liehr in Liegnitz. Die hohe Tonschönheit und die vornehme Ausführung der Liehr-Flügel und -Pianos finden überall, so auch in allerersten Künstlerkreisen in ständig wachsendem Maße ungeteilte Anerkennung.

Vereinigung deutscher Reisebüros. Unter dem Vorsitz Hugo Stangens ist in Berlin der Zusammenschluß aller deutschen Reisebüros erfolgt. Der Verband trägt den Namen „Vereinigung deutscher Reisebüros“ und hat den Zweck, die Wahrung der wirtschaftlichen und Standesinteressen, die Bekämpfung der Auswüchse und die Vertretung der Reisebüros bei Behörden und Korporationen zu übernehmen. Mitglied kann jedes deutsche Reisebüro werden, das den Nachweis sachgemäßer Leitung erbringt. Ein geschäftsführender Vorstand in Berlin ist die oberste Zentralstelle, der die Leitung der neuen Vereinigung übertragen worden ist. Als erster Vorsitzender wurde Hugo Stangen gewählt. Stellvertretender Vorsitzender ist H. Windler-Wagner (Reisebüro Kaufhaus des Westens), Schriftführer der Vereinigung Grah (Reisebüro Wertheim) und Kassenwart Baumgarten (Mitteleuropäisches Reisebüro Potsdamer Bahnhof). Sämtlich in Berlin. Außerdem ist als Vertreter der auswärtigen Mitglieder der Vorstand des Reisebüros Schick & Nauth in Baden-Baden, Hansen, in den Vorstand berufen worden. Die Geschäftsstelle befindet sich vorläufig in Berlin W. 15, Konstanzer Straße 5.

Dr. Lots Waldsanatorium, Friedrichroda. Über die einzigartige, vorzüglich bewährte Behandlungsmethode dieses Friedrichrodaer Nervenarztes sind im Laufe der Jahre so viele Einzelheiten bekannt gegeben worden, daß sich jeder Nervenleidende mit bester Hoffnung auf Genesung ihm anvertrauen kann. Prospekt kostenlos.





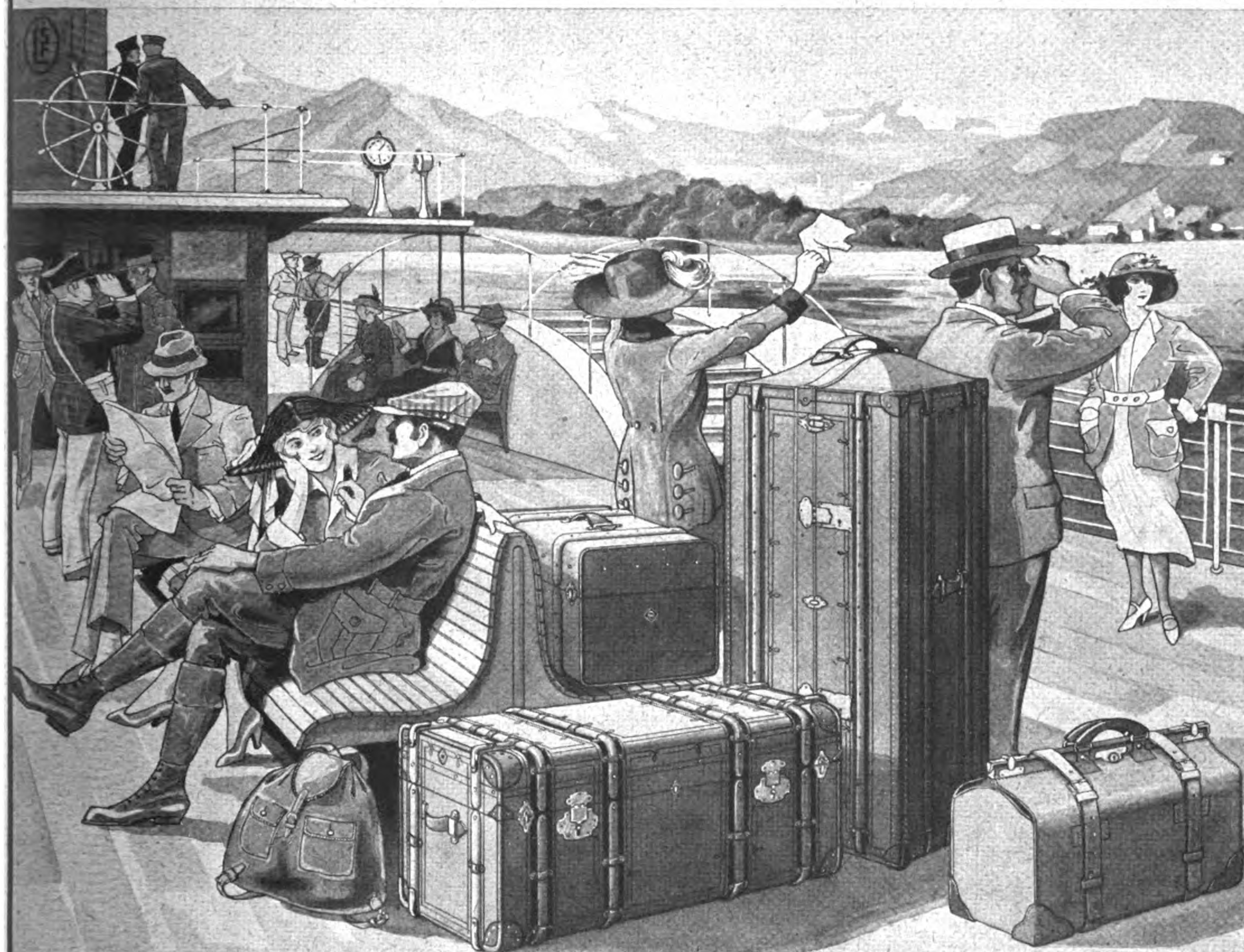








MÄDLER-KOFFER



Illustr. Preisliste kostenlos

MORITZ MÄDLER LEIPZIG-LINDENAU GEGR. 1850

VERKAUFS-GESCHÄFTE: LEIPZIG Peterssstr. 8 · BERLIN W. Friedr. Str. 62 · HAMBURG Jungfernstieg 6/7 · FRANKFURT/M. Kaiserstraße 29 · KÖLN/Rh. Hohestr. 129

Der schönste Wandschmuck

sind meine prachtvoll, hochkünstlerisch ausgeführt. farb.

Kunstbilder

alter und neuer Meister.

192 verschiedene Bilder. Jedes Bild auf Karton aufgezogen **6 Mark.** Illustr. Katalog 63 Seiten nebst zwei Ergänzungen 1.50 Mark.

Moderne Kunstblätter.

Intime Szenen aus dem Frauenleben. Tanz, Gesellschaftsleben, Landschaften usw. **ca. 250 verschied. Bilder** nach Reznicek, Lendecke, Kainer, Wennerberg usw. Illustr. Katalog, 112 Seit., 4 Mk.

Galerie moderner Bilder

37 Bilder in feinstem Vierfarbendruck nach Kirchner, Wennerberg usw. Pikante dezente Frauenszenen **Jedes 3 Mark.**

Bilder der Jugend

ca. 4200 Bilder der bekannten Maler u. Zeichner. Bilder **5 Mk., 4 Mk., 2 Mk.** Illustr. Katalog — 317 Seiten stark — ein Buch von bleibendem Wert 15 Mk.

Wiederverkäufer Vorzugspreise.

Kunstverlag Max Herzberg

Berlin SW 68, Neuenburgerstr. 37



Vorsichtige Hausfrauen verlangen ausdrücklich **Leinbrock's** Kaffeemühlen. Die grösste Kaffeemühlen-Spezialfabrik Deutschlands bürgt für **erstklassiges** Fabrikat. Patentamtl. geschützt.

Mehrfach prämiiert.

Waffen aller Art



Drillinge, Doppelflinten, Rep.-Büchsen usw. Zielfernrohre, Prismen-Feldstecher, Munition.

Waffen-Frankonia, Würzburg 99





GOWE-SILBER



CHR. GOTTLIEB WELLNER

Gesellschaft mit beschr. Haftung

AUERHAMMER bei AUE in SACHSEN.

Musik Von J. C. Lobe. Neu bearbeitet von Richard Hofmann. 30. Aufl. M. 5.—. Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Bei

Korpulenz Fettleibigkeit

verlangen Sie ausführliche Broschüre über bisherige Erfolge über

Dr. Hoffbauer's Tabletten

Keine Schilddrüsenkur Kein Abführmittel

Elefanten - Apotheke, Berlin SW. 212, Leipziger Str. 74 (Dönhoffplatz.)



Geschützte Lage. Mildes Klima.

Baden-Baden

Ganzjähriger Kurbetrieb. Kein Valuta-Zuschlag.

Schönster Frühjahrsaufenthalt.

Weltberühmte Thermen gegen Gicht, Rheumatismus und Katarrhe. Alle modernen Heilbehelfe.

Vornehme, künstlerische und gesellschaftliche Veranstaltungen in den Prachträumen des Kurhauses. Ständiges Theater. Kunstausstellung. Sport aller Art. Bergbahn. Mittelpunkt schönster Schwarzwaldausflüge.

Auskunft und Badeschriften durch das Städt. Verkehrsamt.

Bellevue bestbek. Familienhotel Lichtentaler Allee. 16000 □ eig. Park. Pension von M. 85.— an.

Quellenhof Sofienallee, zunächst den Badeanstalten und dem Inhalatorium. Bevorzugtes Familienhaus. Park. — Terrasse. — F. Hoellischer.

Holland-Hotel eigener Park; 150 Zimmer; 50 Privat-Badezimmer. Bestbekanntes erstklassig. Familienhotel.

Stadt Strassburg Sofienallee, zunächst d. Badeanstalten u. d. Inhalatorium. Bevorzugtes Familienhaus. Park. — Terrasse. — F. Hoellischer.

Bühlerhöhe 800 m üb. d. M., bei **Baden-Baden**

Sanatorium Bühlerhöhe

Klinische Anstalt für innere und Nervenkrankheiten.

Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhaus Bühlerhöhe

für Gesunde und Kurbedürftige. Einrichtungen für die gesamte physikalische und diätetische Therapie. Infektiöse und Geisteskrankheiten **ausgeschlossen.**

Unt. gleich. wirtschaftl. Oberleitung: Hotel & Kurhaus St. Blasien, Sanat. Luisenheim in St. Blasien, Grd. Hotel Bellevue & Kurhaus Sanremo, ferner f. Lungenkranke: Sanat. Wehrawald b. Todtmoos.

Bad Kudowa

Grafschaft Glatz

Stärkste Arsen-Eisenquelle Deutschlands

Altbewährt bei: Herz-, Blut-, Nerven-, Frauen- u. Stoffwechsel-Krankheiten

Kurhotel Fürstenhof. Sanat.: S.-R. Dr. Hugo Herrmann

Prospekt durch Verkehrsbüros und Badeverwaltung.

Kurbetrieb ganzjährig.

Luzern Kurhaus Sonnmatt für Erholungsbedürftige. Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügl. Verpflegung. Prospekt.

Thüringer Wald Kurheim Dr. Lots Friedrichroda für Nervöse u. Erholungsbedürft. Eig. bewährte Kur

---

Berchtesgaden

Das Kaiserin Auguste-Viktoria-Kurhaus und Grand Hotel

Berchtesgadens vornehmste u. schönstgelegene Gaststätte. Landschaftlich schönster u. klimatisch gesündester Frühjahrs-Aufenthalt des bayer. Hochlandes. Illustr. Werbeschrift d. d. Direktion. Fernspr. 6 u. 279. Draht- u. Briefadresse: **Kurhaus Berchtesgaden.**

Leubner's Berchtesgaden, Perle des Bayer. Oberlandes. **Fremdenheime Villa Auguste — Schloss Gmundberg**

Vornehm. Familienh. Jahresbetr. Zentralheiz. Besitzer: **Familie Leubner** aus Mentone.

San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium Alicenhof für **Herzkranke und Aderverkalkung** Bad Nauheim 9 — Prospekt —

Thermalbad u. Luftkurort.

Herrlichster Aufenthaltsort im südlich. bad. Schwarzwald.

BAHNLINIE: Frankfurt-Freiburg-Basel, Station: Müllheim. Elektr. Bahn nach B.

Badenweiler

Herz- u. Gefässkrankheiten, Erkrankungen der Atmungsorgane, Nervenkrankheiten.

Modernste Badeeinrichtungen — Inhalationen — **einzigartige Thermalschwimmbäder in offenem und geschlossenem Raum.** Wunderbare Umgebung. — Veranstaltungen aller Art.

Prospekte durch die **Kurdirektion, Abt. V.**

Dr. Warda · Villa Emilia Heilanstalt für Nervenkranke **Blankenburg** in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Blankenburg, Thüringerwald. Dr. Karl Schulze's **Sanatorium Am Goldberg** Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Stottern beseitigt **Prof. Rud. Denhardt's** Anstalt in **Eisenach.** Prospekt d. d. wissenschaftlich anerk. u. **mehrfach** staatlich ausgezeichn. Heilverfahren frei.



St. Blasien Weltbekannter Jahreskurort des südlichen Schwarzwaldes, 800 m ü. M.

Beste Heilerfolge bei Erkrankungen des Nervensystems, der Atmungsorgane und inneren Leiden; Kriegserholungsbedürftigen besonders empfohlen. Alle Kurmittel der Neuzeit. Angenehmste Temperaturverhältnisse. Ausgedehnte Tannenhochwälder mit bestgepflegten Fuß- und Fahrwegen. Eis- u. Rodelbahn. Prachtvolles Skigelände. Alpenfernsicht. Kurkapelle. Täglich Kraftwagenverbindung von der Eisenbahnstation Titisee u. Albbruck. Neuzeitlich eingerichtete Kuranstalten, Hotels, Fremdenheime und Privatwohnungen. Auskünfte u. Prospekte d. d. Kurverwaltung.

Hotel Bellevue Dresden

R. Ronnefeld, Vorstand und Leiter.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz, gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie u. Museen. Mit großem Garten und Terrassen und allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.



BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr. **Pension Kurfürsten-Eck**

40 gediegen einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

Tannenhof S.-R. Dr. Bieling Heilanstalt Friedrichroda in Thüringen.

Dr. Petersons Sanatorium Brambach. Höhenluftkurort, 576 m. Radiumkuren, Radium-Schrothkuren. Vollbetrieb ab 1. März. Prospekte.

Hotel und Kurhaus St. Blasien 800 m üb. dem Meer, im südl. Schwarzwald.

Familien- und Kurhotel I. Ranges. Jagd, Fischerei, Tennis, Luftbäder, Diätkuren. Anstalt für physikal. Heilmittel. Ausgedehnte Spaziergänge in Tannenhochwäldern.

Sanatorium Luisenheim für innere u. Nerven-Kranke.

Das ganze Jahr geöffnet. — Einrichtung für die gesamte physik. und diätet. Therapie. In beiden Häusern **infektiös Erkrankte ausgeschlossen.** — Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Geh. San.-Rat. Dr. **Köhler's Sanatorium** G. m. b. H.



alle Kurmittel, auch die des Bades **Bad Elster**

Blutarmut-, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettsucht, Frauenleiden, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.

Man verlange Prospekt.

Bilz Sanatorium Dresden-Radebeul Frühjahrskuren. Prosp. frei

Bad Flinsberg

im schles. Isergebirge, 524—970 m, Bahnstation. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche, arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtennadelbäder. Inhalatorium. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- u. Nervenleiden. Gicht. Brunnenversand. Moderne Badeanstalten, grosses Kurhaus. Illustrierte Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Ia. Rheinisches **Äpfelkraut** in Eimern von 25 Pfund empfiehlt **Heinr. Beckerhoff, Wesel**

Sanatorium Lindenbrunn bei Coppenbrügge in Hann., **Kreis Hameln,** in herrl. Wald- u. Gebirgslage, 4 natürl. Schwefelquellen. Prosp. frei. **Dr. Netter.**

Sanatorium Dr. Rosell Ballenstedt im Harz.

Der Frühling am Bodensee

Friedrichshafen am Bodensee

Kurgarten-Hotel

Haus allerersten Ranges mit allen Einrichtungen der modernen Hoteltechnik

Grosse Terrasse

Direktion: **A. HUCK**

Schönster Aufenthalt am See

Die deutschen Weltkurorte Böhmens

KARLSBAD – MARIENBAD – FRANZENSBAD

Saisonbeginn 1. Mai.

Tadellose Verpflegung. Voller Kurbetrieb.

Einreisebewilligung und Passvisum durch das tschechoslowakische Konsulat
in Leipzig, Berlin, Breslau, Chemnitz, Dortmund, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln und das tschechoslow. Reise- und Verkehrsbüro, Berlin W, Potsdamer Platz 3.

Auskünfte und Prospekte durch die Städtischen Kurverwaltungen.

Veritas



Nähmaschinen

Gibt es noch Frauen?

die das bewährte Eier-Konservierungsmittel

Garantol

nicht kennen? Es hält Eier ein Jahr lang tadellos frisch und für alle Zwecke verwendbar. Machen Sie einen Versuch.
Kleinste Packung M. 1.25.
Zu haben in Drogerien, Apoth. u. Kolonialwarenhandlungen.
Garantol-Gesellschaft m. b. H. Heidenau-Nord bei Dresden.

Bad Salzbrunn

Kurort im Waldenburger Gebirge (Schlesien), nahe dem Riesengebirge mit seinen alkalischen Quellen und sämtl. neuzeitlichen Kurmitteln

Oberbrunnen ✱ **Kronenquelle**

Katarrhe, Asthma, Emphysem, Grippefolgen — **Fürstensteiner** (frühere Marthaquelle) Tafelbrunnen — Gicht, Nieren- und Blasenleiden, Zuckerkrankheit

Badeschriften: Fürstlich Plessische Badedirektion Bad Salzbrunn

Brunnenschriften: Salzbrunner Quellen-Versand Bad Salzbrunn

Bad Kissingen

fördert den Stoffwechsel

Was kostet eine Badekur?

Wohnung und Verpflegung pro Tag und Person von 30 Mk. an aufwärts.
Wohnungslisten mit Preisen und Werbeschrift durch den Kurverein.
Kurtaxe (6 Wochen) 120 Mk.
Solbäder II. Kl. Mk. 10.—; I. Kl. Mk. 12.—.
Moorbäder II. Kl. Mk. 16.—; I. Kl. Mk. 18.—.
Beginn der Kurzeit am 1. April.
Mineralwasserversand durch die Bäderverwaltung.

Das Schweiz. Karlsbad

Tarasp & Vulpera

1200 m Engadin 1270 m

10 Mineralquellen (kräftigste, alkalisch-salinische Glaubersalz-Quellen) dazu äusserst günstiges staub- und windfreies Höhen-Klima in wunderbarer Alpenw[...] schweizerischen Nationalpark. Unübertroffe[...] erfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, [...] krankheiten etc. — Sommersport. — M[...] lange Prospekte Nr. 15 durch Bade-[...] waltung Kurhaus Tarasp oder du[...] Verkehrsbureau Vulpera.



Lyra-Zigaretten

nur Qualität!

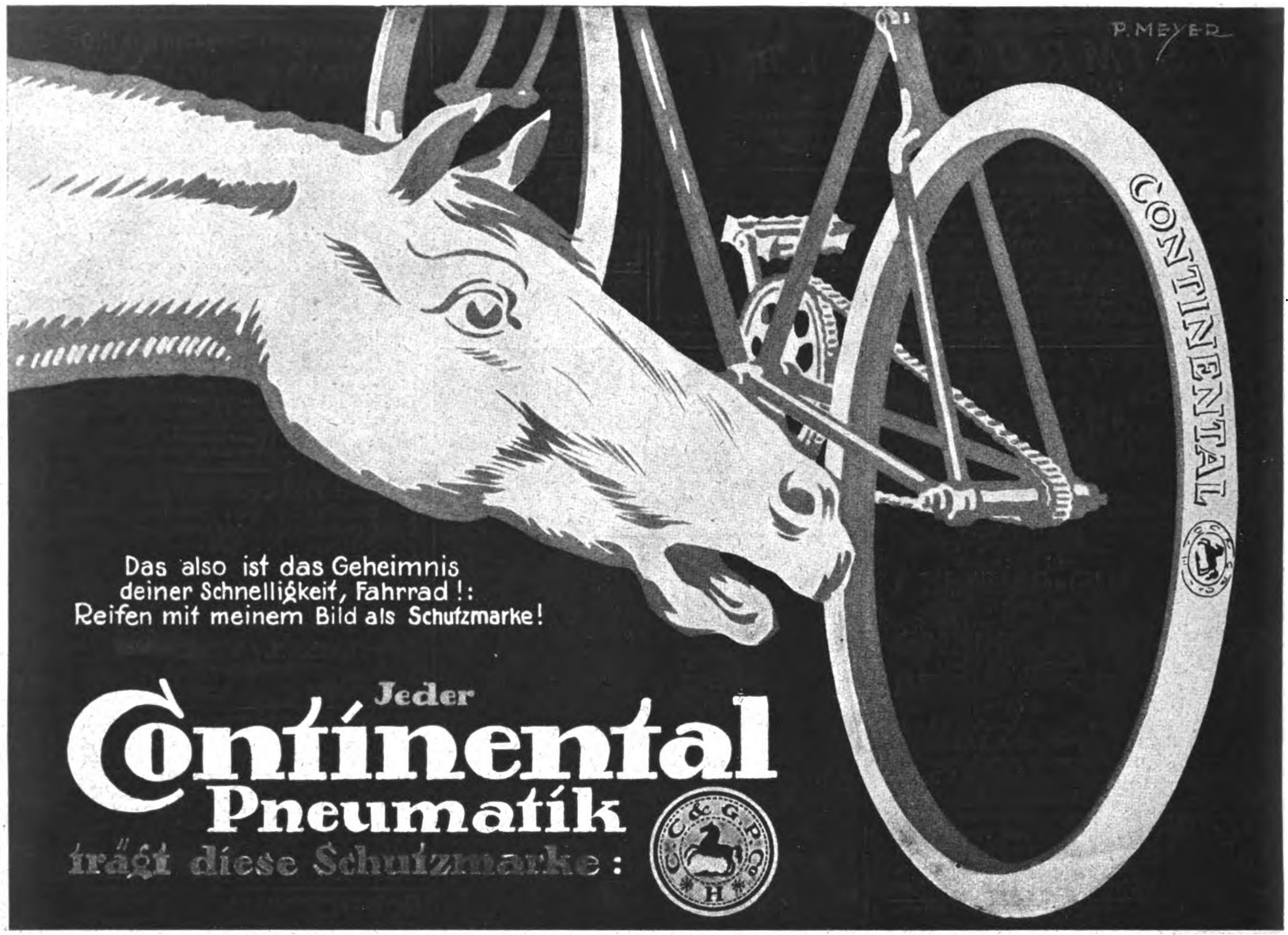
BADAG

·Katarrh· BB ·Husten·

Baden-Badener Pastillen

Bad Elster

Eisen-, Mineral-, Moor- und Radiumbad. — Berühmte Glaubersalzquelle, Radiumeinatmungshalle; 500 m über dem Meere, vor Winden geschützt, inmitt. großer Waldungen an der Linie Leipzig-Eger,


P. MEYER
CONTINENTAL
Das also ist das Geheimnis
deiner Schnelligkeit, Fahrrad!:
Reifen mit meinem Bild als Schutzmarke!
Jeder
Continental
Pneumatik
trägt diese Schutzmarke:
H


Deutsche Qualitäts-arbeit
Innig verbunden mit dem Zauber
Orientalischer
Edel-Tabake
geben den
Haus-Neuerburg-Zigaretten
ihren ganz besonderen Charakter
Haus
Neuerburg
o.H.G. Zigarettenfabrik
Köln
Trier
Dresden

Illustrirte Zeitung



Das Deutschtum in Siebenbürgen: Beim Gottesdienst in einer Dorfkirche.

Nach einer photographischen Aufnahme aus dem Besitz des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.

Deutsche Volksgemeinschaft.

Von Staatssekretär a. D. v. Lindequist.

Not lehrt beten! Sie zwingt Menschen und Menschengemeinschaften verschiedener Art und Gesittung zu gemeinsamem Handeln, wie sollte sie nicht Glieder des gleichen Volkes, so sehr diese in individualistischem Hang auseinanderstreben oder durch das Schicksal auseinandergerissen sind, zu einen und binden vermögen! Zahlreiche Beispiele zeigt unsere Geschichte, daß in tiefster Not die großen Führer es vermochten, die Gesamtheit aufzurufen zu gemeinsamem Werk, von Hermann angefangen bis zu den Befreiungskämpfen 1813 und den Tagen der Reichsgründung. Aber auch das zeigt die Geschichte, daß noch niemals das ganze deutsche Volk sich zusammengefunden hat. Immer blieb dieser oder jener deutsche Stamm von der Zusammenfassung ausgeschlossen, stand entweder auf der feindlichen Seite oder abseits von dem Wogen des Kampfes. Bis in die jüngste Vergangenheit herrschte im Reiche die Kleinstaaterei, der Partikularismus, selbst in den Stürmen des Weltkrieges war der Deutsche häufig noch in erster Linie Preuße oder Bayer, Hannoveraner oder Sachse, Schwabe oder Hamburger. Selbst die Reichsgründung hat unser Volk nicht völlig zu einigen vermocht. Auch jetzt nach dem Zusammenbruch unserer staatlichen Macht läßt sich die Befürchtung nicht ganz bannen, als wollte sich das Volk in seine einzelnen Stämme auflösen, als wollte ausgerechnet bei uns Deutschen ausbleiben, was bei anderen Nationen die selbstverständliche Folge einer großen Not war, nämlich das Zusammenwachsen aller Teile des Volkes ohne Unterschied des Standes und der Klasse zu einem bewußten Ganzen.

Noch stehen wir zu sehr im Fluß der Ereignisse, als daß wir von hoher Warte aus sehen könnten, wie das deutsche Volk einen Ausweg aus der unendlichen Wirrnis seiner Schicksalsjahre finden wird. In einem aber sollte es für alle Deutschen keinen Zweifel geben, im Willen nach Erhaltung und Bewahrung unserer Art, Sprache und Kultur, die — ganz bescheiden gesagt — durchaus etwas Eigenes und Berechtigtes sind. Jeder Deutsche muß sich dessen bewußt werden, daß er nicht zuerst Standes- oder Berufsmensch, Beamter, Gelehrter, Industrieller, Kaufmann, Handwerker, Arbeiter oder Bauer, sondern immer und in jedem Fall zuerst Deutscher ist. Deutscher, welche Regierung auch am Ruder ist, Deutscher, gleichviel, ob wir im monarchistischen oder republikanischen Staate leben, so wie der Franzose immer ein Franzose, der Russe trotz alledem ein Russe ist; Deutscher, Angehöriger eines Neunzigmillionenvolkes, das der Welt einen Teil der hervorragendsten Männer auf allen Gebieten der Wissenschaft und des praktischen Lebens gegeben, das zur Entwicklung der Menschheit unendlich viel beigetragen hat, zum mindesten ebensoviel wie die anderen Völker, die sich heute als die Herren der Welt betrachten. Ohne falschen Dünkel, ohne Selbstüberhebung soll der Deutsche, wo immer er lebt und arbeitet, für sein Volkstum eintreten. Die Männer und Frauen und die Jugend des Volkes zu diesem Bewußtsein zu erziehen, ist eine Gegenwartsaufgabe, des Schweißes aller Edlen wert. Wie unendlich traurig war es, daß die Auslandsdeutschen auf Grund ihrer ausländischen Staatsangehörigkeit sowohl von amtlichen Stellen als auch vom Volke nicht voll als Deutsche angesehen, sondern als Ausländer betrachtet wurden. Es ist tiefbetrüblich, daß der neuzeitlich gebildete Deutsche des Reiches die unterdrückten Polen, Tschechen, Iren, Ägypter und Inder näher in den Kreis seiner wissenschaftlichen, politischen oder sonstigen Betrachtungen rückte als den ebenfalls da und dort unterdrückten Auslandsdeutschen, der trotz der staatlichen Trennung, trotz der Abweisung, die das Heimatvolk ihm bekundete, ein Bruder blieb, über Jahrhunderte hin in Treue festhaltend an der alten Sprache und Sitte, am deutschen Lied und an der schönen klassischen deutschen Dichtung. Um nicht ungerecht zu sein: Dann und wann sind wohl einzelne den Gedanken über ein Weltimperium des deutschen Geistes nachgegangen. Diese Gedanken aber blieben Eintagsfliegen, sie wurden nicht Allgemeingut; es fehlte die Kraft, sie zu verbreiten und auszuwerten. Draußen aber standen die Millionen freiwillig oder unfreiwillig Abgesprengten unseres Volkes und kämpften um ihr Deutschtum. Gewiß und zweifellos für ein Deutschtum, das mit Reichsdeutschtum, Alldeutschtum, Pangermanismus nichts zu tun hatte, in dem aber doch der Gedanke einer Zusammengehörigkeit lebendig war, die höher steht als alle Staats- und Machtgrenzen.

Wenn das deutsche Volk nun nach Versailles, St-Germain, Spa, London und den erdrückenden Lasten, die ihm durch den Diktatfrieden auferlegt wurden, sich doch noch zu einem menschenwürdigen Dasein aufschwingen kann, dann vermutlich nur durch die bewußte Volksgemeinschaft aller Deutschen der Erde. Sie gilt es, zu verwirklichen. Das Wie ist das Problem der nächsten Jahrzehnte. Hüten wir uns davor, Unmögliches zu erwarten, geschweige denn, von den Brüdern da draußen Unerfüllbares zu verlangen. Die 30 Millionen Deutsche im alten Auslande, die fast ausnahmslos Bürger fremder Staaten sind, die zum Teil vor Jahrhunderten als Siedler, Handwerker und Kaufleute sich draußen niederließen, sie wollen und müssen die ihnen obliegenden Pflichten für das erwählte Vaterland erfüllen.

Ähnlich ist die Lage der Brüder in den neuerdings geraubten Gebieten. Sie werden jahrzehntelang unter hartem Druck stehen; ebensowenig wie die anderen Auslandsdeutschen können sie mit dem Reich politische Verbindung halten. Nichts aber kann die alten und neuen Auslandsdeutschen hindern, das eine Recht zu fordern, das ihnen wie jedem Angehörigen eines Volkes zusteht, das Recht auf Anerkennung ihrer Nationalität, ihrer Sprache und geistigen Kultur. Die Koalitionsfreiheit für jede deutsche Gemeinschaft in der Welt, das Minderheitenrecht, darf und wird keine Phrase bleiben, und im Rahmen dieses Minderheitenrechts wird den Deutschen die Verbindung mit dem Muttervolke möglich sein. Es hat sich auch bereits gezeigt, daß die Deutschen im aufgewühlten Europa sowohl als auch in den überseeischen Ländern entschlossen sind, für dieses Recht zu kämpfen. Ein ungeheures Erwachen war die Folge der Bedrückungen während des Krieges. Wo gibt es heute ein Land, in dem nicht deutsche Vereine, Bünde, Arbeitsgemeinschaften buchstäblich aus dem Boden gewachsen wären, ohne Zutun der Heimat, zu einer Zeit, da wir im Reiche noch völlig isoliert waren. Wo gibt es ein Land, wo die deutschen Volksgenossen nicht daran gearbeitet hätten, die Lügen zu zerstören, die eine feindliche Propaganda über unser Volk verbreitet hatte, Gelder zu sammeln, um der notleidenden alten Heimat zu helfen? Wir im Reiche wissen es und vermögen es doch nicht in vollem Ausmaße zu schätzen, wieviel Volksliebe und Bruderliebe zugleich mit den Millionen Dollars und Pesos aus Amerika in die alte Heimat gingen.

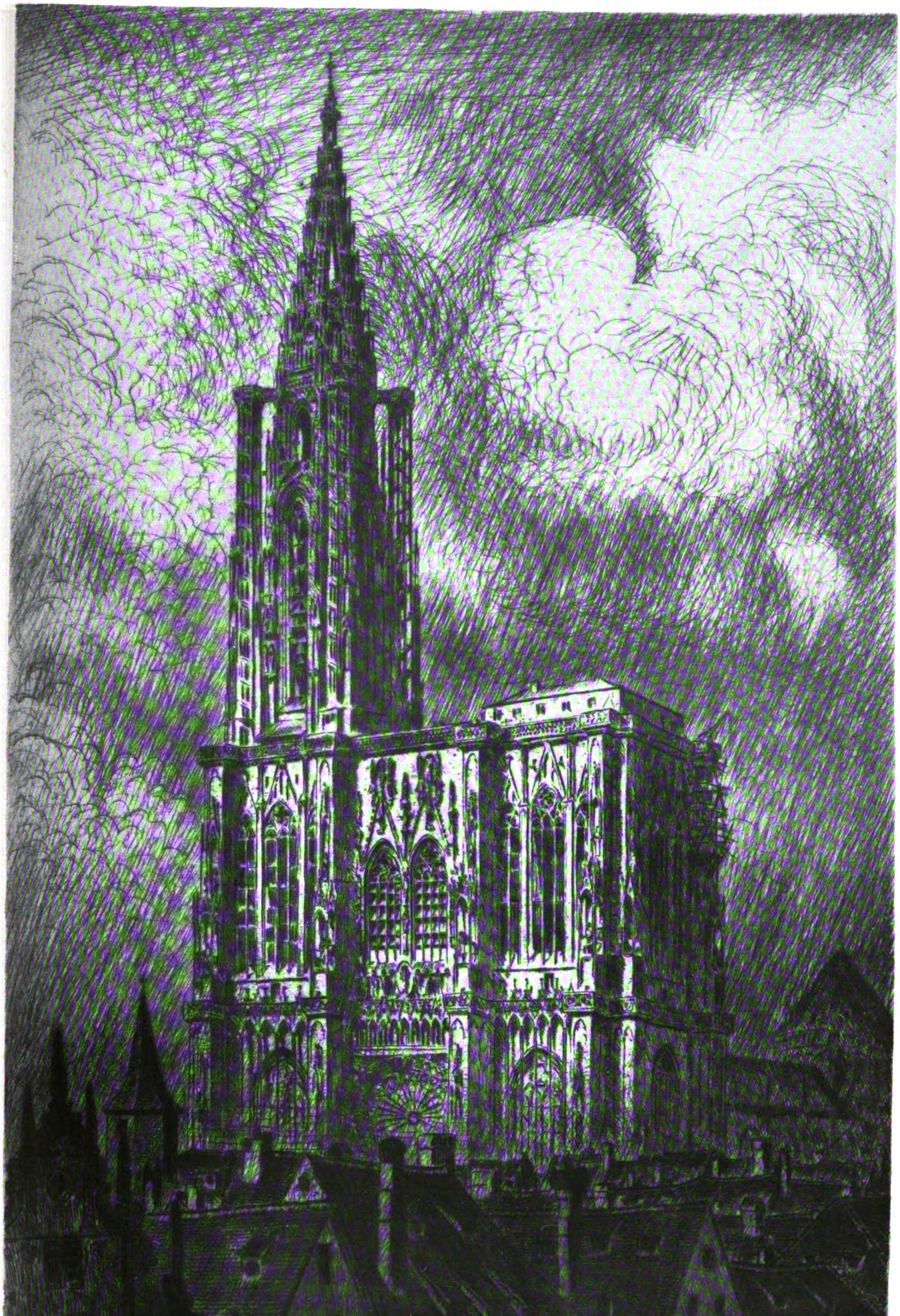
Die Deutschen draußen sind für die Volksgemeinschaft reif geworden, die in erster Reihe eine Gemeinschaft des Geistes und der Kultur sein muß. Wieviel ist da gemeinsam zu tun! Denken wir daran, was die Alliance française für die paar Franzosen im Auslande getan hat, lediglich um überall Kulturwerke zum Ruhme Frankreichs zu schaffen. Wir wollen im Grunde auch nichts anderes als die Alliance française. Es gilt, Pflanzstätten deutschen Geistes zu erhalten, wo solche vorhanden sind. Wir haben als Gesamtvolk ein Recht, uns für die deutschen Schulen in der Welt und für die deutschen Büchereien, für das deutsche Gesellschaftsleben, für das deutsche Haus zu interessieren; wir haben das unzweifelhafte Recht, von Volkes wegen den um ihre Kulturgüter ringenden Brüdern in diesem oder jenem Erdenwinkel beizustehen. Und wie wird heute gerungen! Im Osten, Westen und Süden Europas sind Polen, Tschechen, Franzosen tapfer am Werke, die Tausende von deutschen Schulen zu vernichten, weil sie wohl wissen, daß mit der Schule und Sprache eines Volkes seine Widerstandskraft zusammenbricht. Welch eine ungeheure Aufgabe für die innerdeutschen Vereine, Arbeitsgemeinschaften, Kommunen usw., den deutschen Gemeinschaften im Ausland und ihren Einrichtungen Helfer und Pate zu sein. Nicht nur den draußen Stehenden wird damit geholfen, sondern auch dem ganzen Volke, das auf diese Weise seine Splitter beim Ganzen behält. Wie werden sich durch diese Arbeit Fäden hinüber und herüber spinnen, wie sehr wird durch diese Arbeit der ahnungslose Binnendeutsche erst erkennen, wie viele Deutsche da draußen leben, was für eine Macht wir eigentlich sind! Wie wird auf diese Weise der deutsche Erzeuger, der Industrielle und Kaufmann nachdenken darüber, ob der Deutsche jenseits der Grenzen nicht ein besserer Mittler und Vertreter sein kann als der Stammes- und Sprachfremde, den er bisher benutzte, um seinen Waren den Weg in die Welt zu bahnen! Diese Nützlichkeitserwägungen schaffen — infolge der geistigen Verbindung — auch die wirtschaftliche Interessengemeinschaft, die für den Wiederaufbau unentbehrlich ist. Die Auslandsdeutschen sind die Pfeiler für die Brücke, auf der der neue deutsche Warenzug in die Welt hinausrollen wird. Es eröffnen sich auf diesem Gebiete ungeahnte Ausblicke.



Alte Gasse in Straßburg im Elsaß. Nach einer Zeichnung von Professor Max Rabes.

Deutsche Volksgemeinschaft! Das Wort klingt warm, es umschließt alle Hoffnungen, die wir im Herzen tragen. Und der Anfang ist gemacht. Was hier als Gedanke, als Idee in kurzen Umrissen dargestellt ist, hat Verwirklichung bekommen in der Organisation des Deutschen Schutzbundes. Mehr als 90 von alters her und neuerdings am Grenz- und Auslandsdeutschtum interessierte Verbände haben sich der Schutzbundgemeinschaft angeschlossen. Sie betrachten sich als eine Zentral- und Mittelstelle für die Erledigung der herantretenden dringlichen gemeinsamen Volksaufgaben, als eine Stelle, die eingreift, wo es der Zusammenfassung aller Kräfte bedarf, um Gefahren für diesen oder jenen Volksteil abzuwehren, oder wo die Kräfte der draußen stehenden Gemeinschaften die Hilfe der Gesamtheit erfordern. Das bisherige Wirken hat die Möglichkeit und den Erfolg einer solchen Arbeit bewiesen. Denken wir an die Volksabstimmungen in Schleswig, in Ost- und Westpreußen, Kärnten und Oberschlesien. Hier — es war eine Sonderaufgabe, die die Zeit ihm stellte — hat er die Kräfte mobil gemacht, die eingesetzt werden mußten, das dort ringende Deutschtum zu unterstützen, um zu verhüten, daß ein Selbstbestimmungsrecht von der plumpen Gewalt zertreten wird. Nicht nur Deutsche des Reiches haben diesem Rufe Folge geleistet, Deutsche aus aller Herren Ländern gaben ihr Scherflein oder reisten in die alte Heimat, um ihre Stimme abzugeben. Mit den ihm angeschlossenen Vereinen wird der Deutsche Schutzbund überall zu Hilfe kommen, handle es sich nun um Deutschösterreich, dem noch immer der Anschluß an das Deutsche Reich verwehrt wird, handle es sich um das Deutschtum in der Tschechoslowakei, das immer lauter sein Selbstbestimmungsrecht verlangt, handle es sich um die deutschen Schulen im neu entstandenen Polen, das die schlimmsten Ausschreitungen gegen die deutschen Minderheiten vollbewußt duldet. Als große Volksorganisation wird er auch den Fragen des Wiederaufbaues der gesamtdeutschen Wirtschaft sein Interesse zuwenden, bringt doch die Wirtschaftsverknüpfung des Reiches mit den Deutschen im Grenz- und Auslande uns allen Gewinn.

Freilich, Mut und Selbstvertrauen sind in den langen Kriegsjahren und mehr noch in der schlimmen Zeit nach dem Zusammenbruch stark zermürbt worden; weite Kreise daheim und draußen sind pessimistisch geworden. Aber wir können auch als Pessimisten schaffen und wirken, aus einem Pflichtbewußtsein heraus, das höher steht als alles andere, und das letzten Endes auch wieder Glauben verleiht, den Glauben, daß das deutsche Neunzigmillionenvolk unüberwindlich ist, wenn die Glieder miteinander verbunden sind im Geiste und im Willen zur Arbeit, die unserem Volke Weltruhm gab, die allein uns auch jetzt behüten kann vor einem Abstieg in das Nichts.



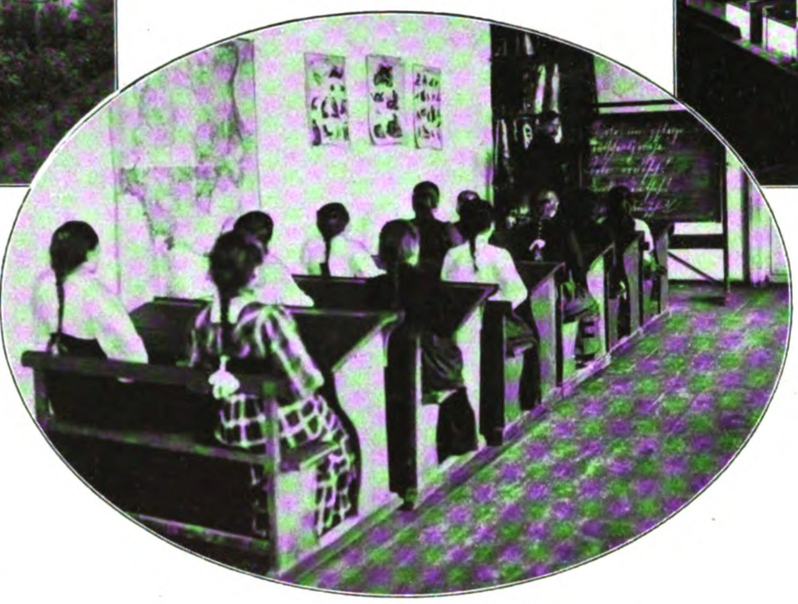
Das Münster in Straßburg im Elsaß. Nach einer Radierung von Dr. Roland Anheißer.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags Amsler & Ruthardt, Berlin.)

Die deutsche Schule in der Welt.

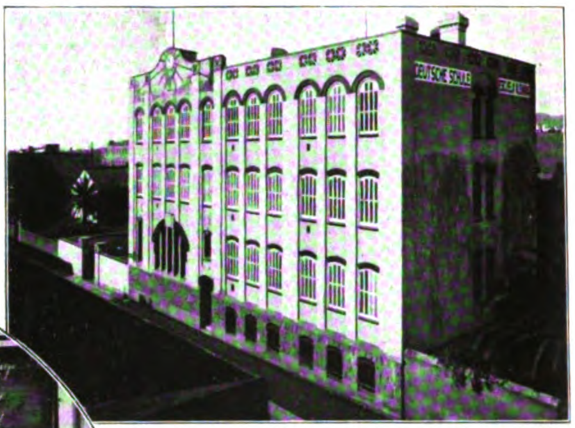
Von Friedrich Fliert.



Deutsche Realschule in Konstantinopel. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)



Das Deutschtum an der Wolga: Aus einer deutschen Volksschule im Gouvernement Samara. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)



Deutsche Realschule in Barcelona. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

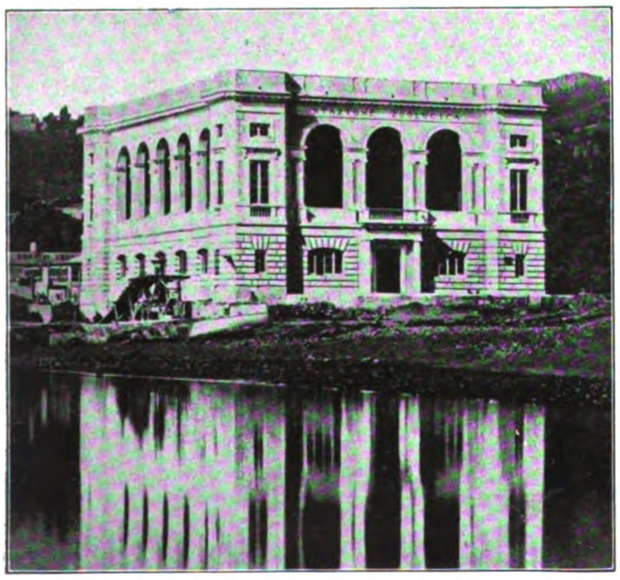


Speisesaal in der deutsch-persischen höheren Lehranstalt in Teheran. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

Das Bewußtsein, daß Wissen Macht ist, steckt tief im deutschen Volke. Es ist daher nicht erstaunlich, zu sehen, daß der Deutsche immer und überall, auch wenn er draußen in der Welt fern vom Mutterlande lebt, versucht, sich eine deutsche Schule zu schaffen. Die ältesten deutschen Kolonisten, die Siebenbürger Sachsen, können als bestes Beispiel für diesen Wesenszug des Deutschen angeführt werden. Schon im 14. Jahrhundert, also zu einer Zeit, in der es in Deutschland noch keine Volksschule gab, begann sich diese in Siebenbürgen herauszubilden. Wohl hatte sie noch nicht das Merkmal der heutigen Volksschule, den Schulzwang, eingeführt. Durch unendliches Mühsal ewiger Kämpfe haben die Deutschen in Siebenbürgen hauptsächlich durch die vom Reformator Honterus durchgeführte Verknüpfung der Schule mit der evangelischen Kirche sich die Schule deutsch erhalten. Selbst den Angriffen chauvinistischer ungarischer Minister auf diesen bedeutendsten Kulturfaktor in Siebenbürgen konnten sie standhalten. Die 230000 Sachsen erhalten fünf deutsche Obergymnasien, zwei Unter- und eine Oberrealschule, zwei Lehrerseminare, eine Handelsakademie, einige höhere Töchterschulen, mehrere Gewerbe- und Handelslehrlingsschulen, drei Ackerbauschulen und rund 250 Volksschulen aus eigenen Mitteln, die sie durch Volksabgaben, dann aber aus der Bewirtschaftung großer Ländereien und aus freiwilligen Spenden, hauptsächlich der siebenbürgisch-deutschen Banken, zusammenbringen. Die rumänische Regierung hat nach dem Umsturz den Sachsen wohl die Rechte der deutschen Schulen bestätigt, konfisziert aber auf der anderen Seite unter dem Namen Agrarreform die Kirchenländereien, aus denen die deutschen Schulen bisher erhalten wurden. Verfassungsgemäß kommt den Deutschen in Großrumänien dieselbe Staatsunterstützung ihrer Schulen zu wie den rumänischen Schulen, doch sind bis heute keine Gelder flüssig gemacht worden. Die Schwaben im Banat haben nach dem Umsturz die madjarischen Staatsschulen kurzerhand in deutsche Gemeindeschulen verwandelt. Auch haben sie eine Lehrerbildungsanstalt, eine deutsche Oberrealschule und einige Parallellehrgänge an rumänischen Staatsgymnasien erhalten. Leider ist die deutsche Universität in Czernowitz rumänisiert worden, doch haben die deutschen Professoren noch immer das Unterrichtsrecht. Das Volkshochschulwesen in der Bukowina entwickelt sich äußerst günstig. Das Deutschtum in Beßarabien hat neben einer Reihe von Volksschulen ein deutsches Gymnasium und eine Lehrerbildungsanstalt errichtet. In Ungarn herrscht der alte Geist; trotz Staatsgrundgesetz, trotz Nationalitätenminister haben die Deutschen keine Schulen erhalten. Die Schwaben in Jugoslawien haben ebenso wie ihre Brüder in Großrumänien die madjarischen Schulen durch deutsche ersetzt, und die serbische Regierung hat sie anerkannt. Die Kroaten benehmen sich unfreundlich, die Slowenen rücksichtslos. So ziemlich sämtliche deutschen Schulen in Südsteiermark, Krain und Teilen Istriens sind slawisiert worden. Über das einst rege deutsche Schulwesen in den südrussischen Bauernkolonien wissen wir sehr wenig. Wahrscheinlich ist es in der Zeit der Kämpfe sehr heruntergekommen. In der deutschen Wolga-Kolonie wurde von der Sowjetregierung das deutsche Schulwesen anerkannt. Nach den letzten Mitteilungen machen aber die bolschewistischen Pädagogen jeden geregelten Unterricht unmöglich. In den Randstaaten kämpft das Deutschtum verzweifelt um seine Schule. Mehr als die Hälfte der Rigaer Schulen wurde gesperrt, Esten und Letten behandeln ihre deutschen Schulen nicht so, wie sie es verdienten.

Viele der deutschen Schulen, die seinerzeit vom Auswärtigen Amt unterstützt wurden, so die großartigste deutsche Auslandsschule, die zu Bukarest, haben sich selbständig gemacht. Das Gesamtbild der deutschen Schulen im Osten ist nicht erfreulich zu nennen. In den nordischen Staaten bestehen einige deutsche Schulen, die auch von Fremdnationalen gern besucht werden. In Spanien erfreuen sich die deutschen Schulen großer Beliebtheit. Die bedeutendste ist die deutsche Schule in Barcelona. Die deutsche Schule in Rom hat nach langer Unterbrechung ihre Arbeit wiederaufgenommen. Ebenso kommen Nachrichten, daß eine Reihe von Missionsschulen im fernen Osten wieder arbeiten darf.

Ein ganz besonders trauriges Kapitel ist das deutsche Schulwesen in Nordamerika. Obwohl sich in den Vereinigten Staaten ein nicht unbedeutender Prozentsatz der Bevölkerung zum Deutschtum bekennt, gibt es sozusagen keine deutsche Schule. Wohl sind deutsche Privatschulen vorhanden, wohl wird auf Antrag der Eltern den Schülern auch in deutscher Sprache Unterricht erteilt, doch haben die Deutschamerikaner mangels einer Organisation es nicht vermocht, sich eine deutsche Minderheitenschule zu schaffen. Eine Reihe guter Schulen arbeitet in Mittelamerika, überhaupt sind die „Colegio alemán“ bei den Spaniern sehr beliebt, was schon daraus ersichtlich ist, daß sehr viele spanische Kinder den Unterricht besuchen. In den südamerikanischen Staaten zeigen die deutschen Schulen ein ganz anders Gesicht. Es sind Kolonistenschulen. Im Buschwald oder auf der Pampa kommen die Kinder oft viele Kilometer weit hoch zu Roß zu ihnen, um von dem Schulmeister, der in einem kleinen einfachen Schulhause lebt, in den unbedingt nötigen Sachen unterrichtet zu werden. An den sogenannten Stadtplätzen, das sind die Kreuzungspunkte der Straßen, steht neben der Schmiede, dem Kaufladen, neben Schneider und Schuster auch das Schulhaus, und die Lehrer führen oft harte erbitterte Kämpfe mit den Mitgliedern der Schulvereine, um die nötige Unterstützung zu erhalten. Die Besoldung ist für gewöhnlich gering, der Erfolg auch nicht allzu groß. In den großen Städten der Länder sind die Schulen selbstverständlich ganz anders. Hier wird im modernen Sinne unterrichtet. Die in Südamerika berühmte Germania-Schule in Buenos Aires, die großen Schulen in São Paulo, in Blumenau und anderen Orten sind nicht nur für die Unterweisung der deutschen Kinder von großer Wichtigkeit, sondern sie bilden auch einen wertvollen Bestandteil der deutschen Kulturarbeit. Interesse für das Auslandsschulwesen im Mutterlande zu erwecken und den Schulen der Auslandsdeutschen materielle Hilfe zu bringen, ist die Aufgabe des Vereins für das Deutschtum im Ausland (Allgemeiner Deutscher Schulverein), Berlin W 62, der in vielen hundert Ortsgruppen über das ganze Reich ausgebreitet ist und in seiner vierzigjährigen Tätigkeit mehrere Millionen Mark, ungezählte Bücher und sonstige Gaben an die deutschen Auslandsschulen gelangen ließ. Wer den hohen Wert der deutschen Auslandsschulen erkannt hat, wer ihr Mittel zuwenden will, der bekunde seine Sympathie diesem Verein.



Die Deutsche Zoologische Station in Neapel.



Das Deutsche Archäologische Institut in Athen.



Druckerei des „Deutschen Tageblatts für Nordchina" in Tientsin. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)



Geographiesaal im Deutschen physikalisch-technischen Museum in Tsinanfu (China). (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

Deutsche Kulturarbeit. Von Michel Schaffer.

Wo immer der Deutsche hingekommen ist, hat er aufbauend gewirkt. Deutsches Blut fließt in den Adern fast sämtlicher mittelalterlichen Adelsgeschlechter, deutscher Geist hat die Heldengesänge sowohl der Serben als auch des Cid diktiert, denn wenn sie auch in einer fremden Sprache geschrieben sind, so zeigen sie doch das typisch gotische Versmaß. Und so in allen Künsten und Wissenschaften. Das germanische Blond wird das Schönheitsideal des Mittelalters. Die Ehrung der Frau, so wie diese die Troubadours und Minnesänger ausdrücken, ist aus der Hochhaltung der Frau bei den Deutschen entsprossen.

Schon vor dem Siegeszug Karls des Großen und der Gründung der Ostmark dringen Bayern und Sachsen südlich und östlich vor. Die Organisation des fränkischen Kaiserreiches wird vorbildlich, noch heute zeigt die ungarische Komitatsverwaltung ganz deutlich das Muster der Grafschaft. Als dann später die Slawen und Pruzzen aus Ostelbien gedrängt werden, Moselfranken nach Siebenbürgen, Hanseaten in das Baltenland ziehen, der Deutsche Ritterorden zuerst in Siebenbürgen, dann in Ost- und Westpreußen seine Burgen baut, Tausende deutscher Handwerker, Neuland suchend, ihnen folgen, da geht es wie eine Flut über das Land zwischen Schwarzem und Baltischem Meer. Es gibt keine alte Stadt in Polen, Böhmen, Ungarn, selbst in Rußland, die nicht unter ihren Gründern einen großen Prozentsatz Deutscher gehabt hätte. Das deutsche Recht dringt in den Osten. Was diese deutschen Siedler mit Kelle und Winkelmaß geschaffen haben, ist auch heute noch staunenswert. Sei dies nun die Marienkirche in Danzig oder die Marienburg, die vielen hundert Kirchenburgen in Siebenbürgen oder die Bergstädte in der Zips. Deutsche Künstler, deutsche Gelehrte, Ärzte und Alchimisten sind überall an Fürstenhöfen zu finden. Vor allem aber gesucht sind der deutsche Bauer und Handwerker.

Nach der ersten großen Welle, die vom 12. bis zum 14. Jahrhundert nach Osten und Südosten ging, tritt zwar ein gewisser Stillstand ein, aber noch immer finden Tausende den Weg hinaus. Der Humanismus und die Reformation lassen den deutschen Geist wieder alle Welt in Bewegung bringen. Mit ihr kam die Buchdruckerei nach dem Osten; überall waren bis vor nicht allzu langer Zeit deutsche Buchdrucker führend. Die älteste Zeitung in Rußland, in Ungarn war deutsch. Die zweite große Welle, die abermals Hunderttausende deutscher Bauern ostwärts trieb, setzte nach den Türkenkriegen ein. Tausende Deutscher starben in den Sumpfniederungen der Donau, Wolhyniens, Südrußlands, verdarben in den Steppen an der Wolga, aber sie reinigten das Land und bauten den Grund für ein neues Kulturland. Daß Ungarn und Rußland Weizenexportländer wurden, ist den schwäbischen und hessischen Bauern zu verdanken. Die ersten Sparkassen in Südosteuropa wurden von Deutschen gegründet.

Aber auch der Westen, Amerika, wird durch die Gründung Germantowns durch Deutsche und die Gründung Neuamsterdams, des heutigen Neuyork, durch Niederländer in den Gesichtskreis des Deutschen gerückt. Niemand mag auch nur annähernd schätzen, wie viele Deutsche nach Amerika gezogen sind und hier stille Kulturarbeit leisteten.

Was dann die späteren Jahrzehnte an großen Leistungen Deutscher hervorbrachten, kann nicht in einem kurzen Aufsatz gesagt werden. Mögen wir an den ungeheuren Einfluß denken, den die moderne deutsche Wissenschaft und Technik auf Amerikaner, Skandinavier, Slawen, ja, auch auf Japaner und Chinesen ausübten. Hunderttausende Deutscher siedelten sich in Südamerika an, deutsche Großfirmen errangen sich erste Plätze in Mittelamerika, Kiautschou und den afrikanischen Kolonien und so vielen anderen Stätten vorwärtsstrebender, tatkräftiger Arbeit. Immer aber hat das Deutschtum versucht, nicht nur ein Mittler der europäischen Zivilisation zu sein, sondern auch eigene Kultur zu verbreiten. Doch all diesen großen Kulturarbeiten fehlt eines, der zusammenfassende Gedanke; das Bewußtsein fehlte, daß das Mutterland, das durch die Erziehung seiner Söhne so viel zu ihrer Befähigung beigetragen hat, auch einen Anspruch an der Nutznießung des Erworbenen, wenn auch nur in ideeller Beziehung, erheben dürfte. Schuld trägt das Mutterland zum Teil selbst, denn es hat nicht vermocht, sich auch nie bemüht, die Organisatoren, die Pioniere, die Bahnbrecher selbst zu verbinden. Nun ist es fast zu spät. Wollen wir also die Großtaten deutscher Kultur nicht unwiederbringlich verlieren, so müssen wir Binnen- und Auslandsdeutschtum zu einem großen lebendigen Körper vereinen.



Im Aussätzigen-Asyl der Brüdergemeinde in Jerusalem.



Deutsche evangelische Kirche in Kairo. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

Das Minderheitenrecht.

Von Johannes Tiedje.

Angesichts der Vorgänge in Irland, Ägypten und Indien erscheint es einigermaßen grotesk, wenn die Entente, und vor allem England, sich zum Beschützer der kleinen Nationen aufwirft und als eine der schwersten Anklagen gegen Deutschland die Anklage wegen Unterdrückung der nationalen Minderheiten im alten Deutschen Kaiserreiche erhebt. Der Imperialismus ist wohl eine allen großen Völkern gemeinsame Schuld, ja, weniger eine Schuld als eine Entwicklungsstufe, aus der sich die Völker, auch im eigenen inneren Ringen der einzelnen Volksgemeinschaft, heraus- und emporzuwinden suchen. Die Heimsuchung durch Not und Niederlage läßt Rechtserkenntnisse in einem Volke schnell reifen, während Macht und Wirtschaftsentfaltung nur zu leicht den Rechtsgedanken in den Winkel drücken. So ist das deutsche Volk seit 1918 der geistige Träger des Minderheitenrechtes geworden; erst in zweiter Linie und wohl mehr zur Verbreitung als zur Vertiefung des Volksgedankens trägt die Notlage der gewaltsam abgerissenen deutschen Volksteile bei, das heißt: auch ohne die Zerstückelung unseres Volkstums wäre unser deutsches Volk durch die furchtbaren Kriegserfahrungen zum Träger des Minderheitenrechtes geworden; durch die Zerstückelung ist es eine Lebensfrage für uns geworden.

Erst seit der französischen Revolution kam mit der Erklärung der „Grundrechte des Menschen" auch die erste Verheißung der „Grundrechte der Völker" auf. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker war die Morgengabe der Demokratie — ich meine mit Demokratie nicht parteipolitische Mätzchen, die oft nur zu sehr den demokratischen Grundgedanken der Mündigkeit des Menschen und der Völker kränken oder doch wenigstens nicht zu begreifen in der Lage sind — und im jungen amerikanischen Staatswesen gestaltete sich zum ersten Male ein Gesetz und Recht, das auch das Recht der Minderheiten anerkannte. In den schwachen Versuchen einer gerechten Abstimmung in Nizza und Savoyen fand das Selbstbestimmungsrecht zum ersten Male Anwendung auf die Gestaltung der Landesgrenzen. Seit 1848 bot die schleswig-holsteinische Frage sowohl gegenüber Dänemark als auch später gegenüber Preußen den Anlaß zur Ankündigung des Minderheitenrechtes in der deutschen Volksstimmung. Fürst Bismarck war, abgesehen von den verhältnismäßig plumpen Versuchen Napoleons III., der erste führende Staatsmann, der das Grundrecht der Völker nicht nur in einer einmaligen Abstimmung, sondern in einer bleibenden Sicherung des Volkstums zur Wahrung seiner berechtigten Eigentümlichkeiten geltend machte. Fürst Bismarck war 1867—1868 bereit, die nördlichen Distrikte Schleswigs gemäß dem Artikel XV des Prager Friedens über ihre staatliche Zugehörigkeit durch Volksentscheid bestimmen zu lassen, wenn der dabei vergewaltigten Minderheit von dem Nehmestaate bleibende Garantien gegen Kränkungen des Volkstums geboten wurden. Es

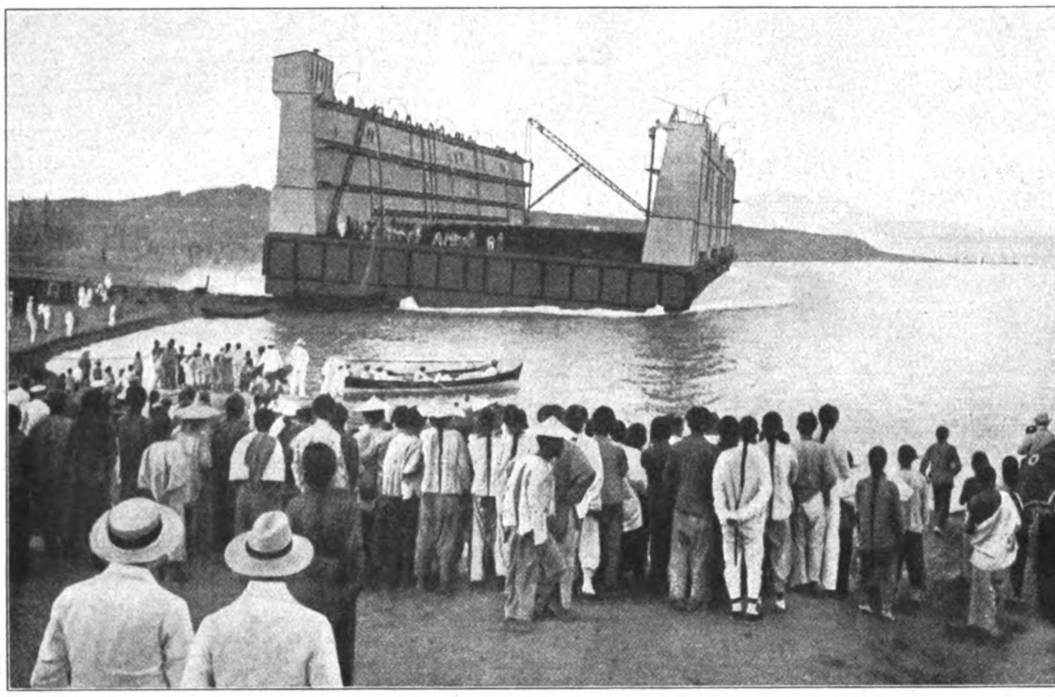
ist bezeichnend, daß London und Paris, Petersburg und Wien in den diplomatischen Noten die Forderung eines Minderheitenrechtes ungern geltend gemacht sahen, während sie die nur in zweiter Linie erhobene Forderung der militärischen Sicherung (Verbleiben Düppels und Alsens bei Preußen) mit großer Bereitwilligkeit anerkannten. Dänemark verweigerte den Minderheitenschutz aus Überspannung des Souveränitätsbegriffs und beharrte auch nach Ziehung der neuen Gewaltgrenze von 1919 in derselben Haltung. Katharina II. von Rußland und Friedrich der Große von Preußen hatten mehr Herzenskultur und boten vollen freien Schutz den einwandernden Holländern, Franzosen und Deutschen.

Die Träger neuer Ideen sind immer eine kämpfende, leidende Opposition, wenn nicht zufällig aus Gnaden der Weltgeschichte aufgeklärte Alleinherrscher mit der Idee zugleich die Macht haben, sie bei den eigenen Handlangern zur Geltung zu bringen. So könnte das Recht der Minderheiten als bleibende Utopie erscheinen; es ist der geschichtliche Beruf so vieler Ewigkeitsgedanken, daß sie nur ein „Zuchtmeister in Christo" bleiben, durch ihre Kritik und durch die Fernsicht ihrer weitgesteckten Ziele zwar das Ärgste verhüten und das allgemeine Niveau heben, aber selbst tatsächlich niemals in die Wirklichkeit eingehen.

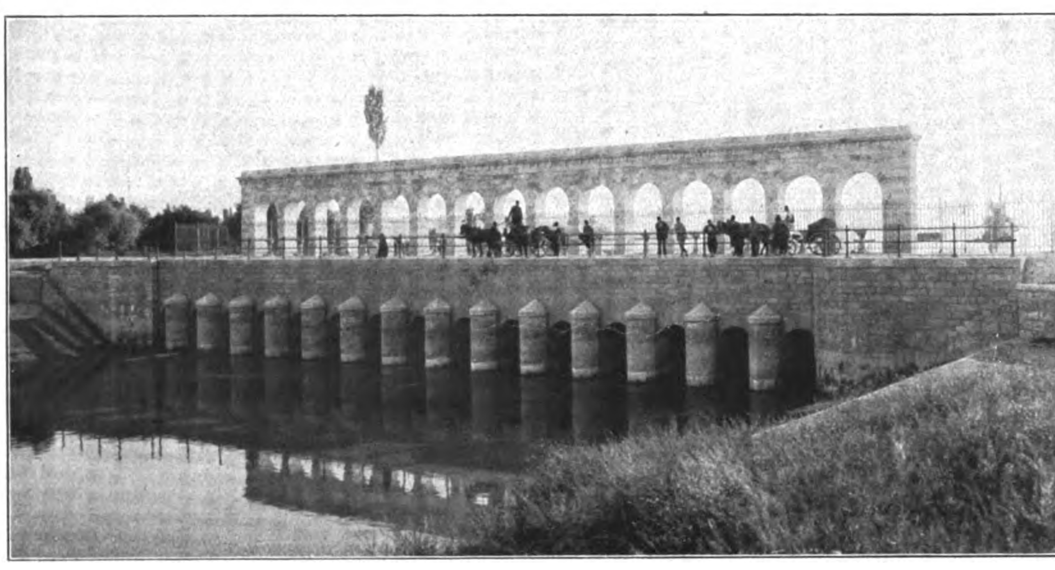
Das Recht der Minderheiten stand bis zu dem Weltkriege im Schatten einer solchen Bestimmung. Selbst unsere Rechtswissenschaft wußte mit ihm nichts anzufangen; denn neben dem Kirchenrecht und dank seiner hatte die naturrechtliche Schule das Minderheitenrecht verkündet. Das Naturrecht aber galt der Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts als altfränkisch, als eine Kuriosität aus der Rumpelkammer der Geschichte. Erst das neue Völkerrecht der letzten Jahrzehnte fand schwache Ansätze auch für die Gedankenbildung eines Minderheitenrechtes; klassisch hierfür bleibt die Schrift des Marburger Professors Schücking über das Nationalitätenproblem 1908. Und doch — die Ansätze zum Minderheitenrecht schienen so kraftlos wie das Völkerrecht selber; der Weltkrieg schien das Völkerrecht zu zerbrechen.

Gebrochenes Recht hat aber in der Geschichte eine merkwürdige Kraft der Wiederauferstehung; erst die Rechtskränkung scheint der breiten Masse der Menschheit das Rechtsbewußtsein zu wecken. So erklang es der Menschheit wie eine Erlösung, als vom Westen her das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" als reales Kriegsziel verkündet wurde. Aus einer Utopie war eine realpolitische Forderung, war ein Verhandlungsgegenstand der Friedenskonferenz geworden. Der Mensch sollte mehr gelten als der Boden, um den die Völker sich streiten; nicht eine einmalige Befragung, sondern eine dauernde Selbstbestimmung kultureller wie politischen Charakters sollte jedem Volksteil zustehen; das Staatsbürgertum sollte abgelöst werden durch das Volkstum. Volksrecht wider Staatsrecht — das ist die große Bürgschaft, die in den Waffenstillstandsverhandlungen von 1918, insbesondere in der Lansing-Note vom 5. November 1918, von allen kämpfenden Mächten feierlich beschworen wurde!

Die feierlichen Bürgschaften des Waffenstillstandsvertrages sind in den späteren Friedensverträgen mit Füßen getreten; aber gekränktes Recht setzt sich nur um so unwiderstehlicher durch. Ohne Rücksicht, teilweise in Hohn zum Genfer Mißgebilde, setzte eine neue Blüte des Völkerrechts ein. Wissenschaft und Leben, Theorie und Wirklichkeit streben zueinander, und der Erlösungsschrei nicht nur der geknechteten Deutschen, sondern der 1300 Millionen Menschen, die im Schatten des Imperialismus der Siegerstaaten schmachten, zwingen auch den größten Skeptiker zu der Einräumung, daß das Recht der Minderheiten neben der weltwirtschaftlichen Solidarität der Völker die einzige Bürgschaft jeder künftigen Völkerverständigung ist. In dieser Erkenntnis haben sich der Verband aller völkischen Organisationen, der Deutsche Schutzbund, und die freie deutsche Völkerrechtsorganisation, die Deutsche Liga für Völkerbund, veranlaßt gesehen, einen Ausschuß für Minderheitenrecht einzusetzen, dessen erste Tagung durch Einberufung der Führer aller Minderheiten und der berufenen Völkerrechtslehrer im Herbst letzten Jahres in Berlin gemeinsame Grundlinien des Minderheitenrechtes aus den praktischen Bedürfnissen des Lebens der Nationen gewann, und der demnächst mit den ersten Schriften über Minderheitenrecht an die Öffentlichkeit tritt.



Ein in Tsingtau erbautes Schwimmdock, das Schiffe bis zu 16000 t faßt, während des Ablaufs.



Die großartigen Bewässerungsanlagen der Anatolischen Bahngesellschaft in der Konia-Ebene im Innern Kleinasiens: Stauwerk in Beyschehir. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

Hochleistungen deutscher Technik im Ausland.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Auslandsdeutschtums.

Von Erich Lilienthal, Direktor des Deutschen Auslands-Sekretariats.

Wie von allem und jedem, wird auch von diesem Problem genug geredet. Gehandelt wird wenig. Dabei hängt von der Lösung der Frage, wie das Auslandsdeutschtum mit der Volkswirtschaft des deutschen Rumpfstaates in enge und fruchtbare Verbindung gebracht werden kann, die Zukunft Deutschlands ab.

Man muß sich nur klarmachen, daß bereits heute über 30 Millionen Deutsche außerhalb der Staatsgrenzen wohnen, und daß diese Zahl im Wachsen ist.

Man hat die deutschen Kabel abgeschnitten, den deutschen Namen so beschmutzt, wie es nur irgend möglich war, und alles getan, um die Deutschen in ihrem verhältnismäßig kleinen Landgebiet, in der Mitte Europas, zu isolieren. Auf das Wohlwollen und das Interesse der Fremden draußen in der Welt können sich die Deutschen nur wenig oder gar nicht stützen. Die einzigen Stützpunkte der deutschen Politik, der deutschen Kultur und der deutschen Wirtschaft im Auslande sind die Auslandsdeutschen.

Die geistige Verfassung der Deutschen draußen ist, darüber muß man sich klar sein, von der der Deutschen im Inlande teilweise recht verschieden. Sie stehen fast alle in einem schwerem Kampf um ihr Deutschtum, einzelne sind auch in ihrem Deutschtum erschüttert, aber ihre große Masse ist bereit, mit der Heimat zu arbeiten, an der Kultur der Heimat teilzunehmen und am Aufbau der deutschen Wirtschaft zu helfen. Es ist hier nicht der Platz, zu schildern, wie von der Heimat vorgegangen werden muß, um die Auslandsdeutschen zu gewinnen. Es sind da unleugbar Schwierigkeiten auf beiden Seiten zu überwinden, aber keine der Schwierigkeiten ist so groß, daß ihre Überwindung nicht die dafür aufgewendete Mühe in reichem Maße lohnen würde.

Die Auslandsdeutschen zerfallen im wesentlichen in zwei Gruppen: in die Deutschen in der Zerstreuung, das sind die Deutschen, die nach Nord- und Südamerika, nach Australien, nach Kanada und nach Ostasien ausgewandert sind. Welche Bedeutung das ostasiatische Deutschtum, das trotz aller englischen Bemühungen nicht totzukriegen ist, für den deutschen Überseehandel hat, ist jedem klar, der einmal mit einem Hamburger oder Bremer Kaufmann gesprochen hat. Welch unschätzbaren Wert das Deutschtum in den südamerikanischen Staaten schon jetzt wiedererrungen hat, wissen wir nicht nur aus den deutschen Exportziffern, die sich langsam wieder zu vergrößern anfangen, sondern vor allem aus dem tatkräftigen und lebendigen Interesse, das die großen deutschen Verbände in Chile, Argentinien, Brasilien, aber auch in Mexiko, an der deutschen Wirtschaft nehmen. Ohne die hilfsbereiten Hände der dortigen Deutschen wäre an einen Neuaufbau des deutschen Handels dort überhaupt nicht zu denken. Hinzu kommt ein Faktor, der bei uns nie genügend berücksichtigt worden ist, nämlich daß die wirtschaftliche Kraft dieser Deutschen in valutastarken Ländern bald größer sein wird als die des Mutterlandes, und daß gewisse wirtschaftliche Aufgaben ohne den Dollar und den Peso der nord- und südamerikanischen Deutschen von uns überhaupt nicht mehr gelöst werden können. Das gleiche gilt von dem Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika. Dort sind die Verhältnisse aber derart im Flusse, und die Entwicklung ist so stark von der inneramerikanischen Politik abhängig, daß sich darüber heute noch kein bestimmtes Urteil fällen läßt.

Die Entscheidung über die wirtschaftliche Stellung des Deutschtums fällt aber nicht in jenen Ländern, sondern durch die starken deutschen Bauernkolonien in Südost-Europa. Sie fällt in den ehemaligen österreichischen Ländern, und sie fällt im Baltikum. Es geht hier nicht an, lange Zahlenreihen zu veröffentlichen. Es mag nur darauf hingewiesen sein, daß das Deutschtum in Großrumänien, auf der Grundlage der siebenbürgisch-sächsischen Volksbanken, die schon vor dem Kriege ein Betriebskapital von rund 375 Millionen Kronen hatten, sich jetzt zu einer Wirtschaftsmacht zusammenballt, deren Gesamtbesitz auf mehrere Milliarden zu schätzen ist. Aber auch in Südslawien, in der Tschechei sind wirtschaftliche Strömungen vorhanden, die gleichfalls bei der großen Intelligenz und dem kulturellen Hochstand der dortigen Bevölkerung sich zu einer Bedeutung entwickeln werden, die diesen Kreisen als Abnehmern und Lieferanten für Deutschland zu einer immer steigenden Wichtigkeit verhelfen werden.

Das südrussische und kaukasische Deutschtum war vor dem Kriege ebenfalls genossenschaftlich vereinigt. Diese Verbände sind zum Teil zersprengt, werden aber zweifellos nach dem Sturz der Bolschewistenherrschaft wiederaufleben. Welchen Wert die deutschösterreichische Wirtschaft für Deutschland haben wird, haben ja die führenden Männer unserer Großindustrie längst erkannt und dementsprechend gehandelt.

Wenn die deutsche Industrie und der deutsche Handel sich bewußter als bisher auf die in diesen fremden Staaten lebenden bodenständigen Deutschen stützen, so sichern sie sich nicht nur einen stabilen Markt, sondern sie unterstützen auch in großem Maße das Auslandsdeutschtum, denn je bessere Verdienstmöglichkeiten der Auslandsdeutsche hat, desto leichter kann er den schweren Kampf um sein deutsches Dasein auskämpfen. Dem deutschen Kaufmann und Industriellen also ist es in die Hand gegeben, den wichtigsten Teil des wirtschaftlichen Minderheitenschutzes zu erledigen und damit gleichzeitig den deutschen Welthandel seiner früheren Größe wieder näher zu bringen.



Deutsche Kulturarbeit in den Kolonien: Leben und Treiben auf einer Station der Usambarabahn in Deutsch-Ostafrika. Nach photographischen Aufnahmen gezeichnet von Hanns Langenberg.

Verloren, doch nicht vergessen!

Von Fritz Heinz Reimesch.



Kopfhaus in Colmar im Elsaß.

Im Westen, Osten und Norden des Deutschen Reiches sind Hunderttausende Deutscher durch den Versailler Vertrag vom Mutterlande abgeschnitten, sind weite Landstrecken des Landes unter die Botmäßigkeit der Sieger gestellt. Mögen in früheren Zeiten, als es noch kein deutsches Nationalgefühl gab, solche Gewaltmaßnahmen von dauerndem Erfolg für die Sieger gewesen sein, heute werden sie eine ständige Beunruhigung für ganz Europa bilden. Die Gegner werden nur zu bald am eigenen Leibe merken, wie gefahrvoll die von ihnen heraufbeschworene Irredenta auch für sie werden kann; der Zusammenbruch der Donaumonarchie hätte die gegnerischen Staatenlenker manches lehren müssen.

Der Rhein als Deutschlands westliche Grenze ist undenkbar. Aus welchem Grunde sind zu Beginn unserer Zeitrechnung die Alemannen und Sueven gegen Cäsar und seine Legionen zu Felde gezogen, aus welchem Grunde haben die Franken all das Land westlich des deutschen Flusses besiedelt? Soll all das heldisch vergossene Blut vergebens den Boden gedüngt haben? Der Wasgenwald mit seinen Schlössern, Burgen und Klöstern, zu seinen Füßen die lachende Ebene mit ihren Hunderten von Flecken, Weilern und Städten, inmitten aber Meister Erwins hehres Münster, all das ist deutsch! Selbst dort, wo keine geographische Grenze Germanen von Galliern scheidet, ist die Sprachgrenze so scharf gezogen und seit fast anderthalbtausend Jahren so unverändert, daß weder die unendlichen Kriegswirren des Mittelalters noch der Raub von 1681 etwas daran zu ändern vermochten. Mag die Staatengeschichte diese Lande unzähligemal verschiedenen Machtsphären zuweisen, an dem Volkstum der Bewohner kann nichts geändert werden. Elsaß, der blühende Garten mittelalterlicher deutscher Kultur, die Heimstatt so vieler großer Deutscher, Colmar und die Hohkönigsburg, Kaysersberg, Türkheim und die vielen anderen wehrhaften Reichsstädtlein das Münstertal und der Hagenauer Forst, sie sind deutsch. Das Deutsche Tor der Festung Metz wird auch weiterhin deutschen Männern und Frauen Zutritt geben, mögen die westlichen Sieger sich, soviel sie wollen, über die „Reannexion“ freuen. Es gibt kein Volk der Welt, selbst nicht einmal das deutsche, das Millionen seiner Brüder vergißt, zu deren Schutze Hunderttausende Deutscher ihr Herzblut vergossen haben.



Blick auf die Burbacher Hütte an der Saar.

Saarland, das erz- und kohlenreiche, wurde von gierigen Kriegsgewinnerhänden, die nicht genug erraffen können, für lange Jahre aus dem deutschen Volkskörper gerissen. Kein Rechtstitel, so fadenscheinig immer, konnte gefunden werden, es zu nichtdeutschem Lande zu stempeln. Fünfzehn lange schwere Jahre wird es unter drückender Knechtschaft schmachten. Diese Zeit wird der Feindbund benützen, um dem deutschen Volke den Heimatboden listig abzujagen; des irischen Volkes grauses Geschick soll diesem Lande beschieden sein. Fünfzehn oder, wer weiß, wie viele Jahre Knechtschaft, eine bittere, schwere Zeit auch für dich, herrliches Köln, du stolzeste Stadt am deutschen Rhein.



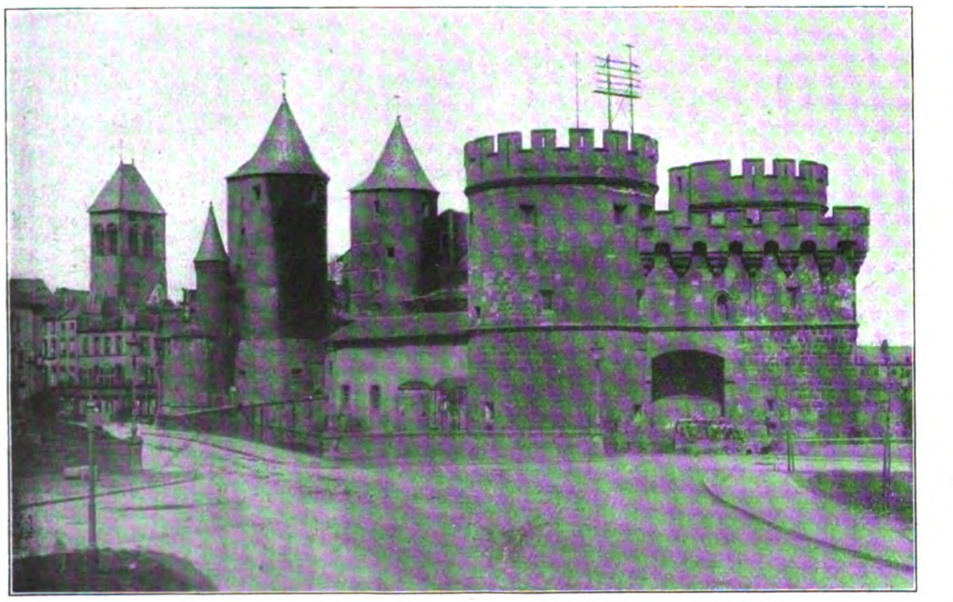
Abteikirche in Murbach im Elsaß.

„Ich vermochte keine einzige Person zu entdecken, die belgisch werden wollte“, schrieb ein Engländer über die Bewohner des Stückchens westlichen deutschen Waldbodens in der wildromantischen Eifel, über Eupen-Malmedy und Monschau. Die Belgier konnten dieses Ländchen gebrauchen, ein glatter Raub wurde nicht gewagt. Da nahm man Zuflucht zum Volksentscheid, zur Selbstbestimmung! Selbstbestimmung bei gezückten feindlichen Bajonetten und schußbereiten Maschinengewehren?

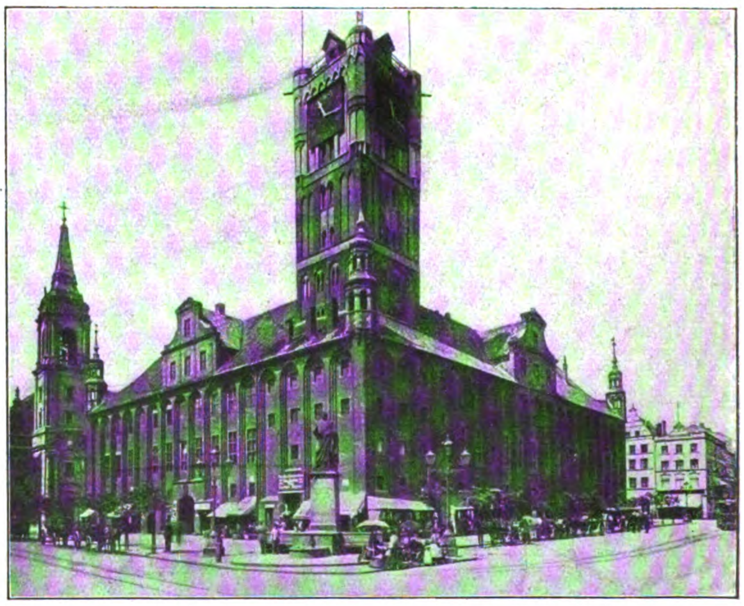
Die Parole des Friedensvertrages war es, Deutschland so stark wie möglich zur Ader zu lassen. Deshalb erhielten auch die Dänen einen großen **Teil Nordschleswigs, und 61 überwiegend deutsche Dörfer wurden dem Dänentum preisgegeben.**

Mit noch gierigeren Händen wollte man den Osten zerreißen. Liegt doch in ihm Deutschlands landwirtschaftliche Kraft, müssen doch ohne ihn Millionen Deutscher darben. Die alte Hansastadt Danzig mit ihren 98 Proz. Deutschen wurde zum „Freistaat“ von Polens und der Entente Gnaden gemacht. Mit englischem Gelde kaufen die Polen ganze Straßenteile auf. Auch hier wird ein zäher Kampf ausgefochten, noch sind aber die Leiter des Freistaates deutsche Männer. — Der Zufluchtsort der Königin Luise wurde ein „Territoire de Memel“, und die 700jährige deutsche Kultur dieses nordöstlichsten Winkels soll langsam dem Litauertum überantwortet werden. Warum all diese Losreißungen? Englands Handel braucht Stützpunkte. Danzig für Polen, Memel für das waldreiche Litauen. Grund genug, deutsches Land zu rauben. Hunderte von Quadratmeilen Landes, das flandrische, friesische und schwäbische Bauern aus Morast und Sumpf zu fruchtbarem Acker und saftigen Wiesen verwandelt hatten, wurde ungefragt an die Polen abgetreten. Das Werk des Großen Friedrich, der Netzedistrikt, Graudenz und Bromberg, Kulm und Thorn sind verloren — das deutsche Kaiserschloß in Posen, das so leicht zu einer Pfalz im Osten hätte gemacht werden können, die vielen hundert Kolonistendörfer und Rittergüter wurden polnisch, und Hunderttausende Posener Flüchtlinge fristen zusammen mit ihren westlichen Leidensgenossen ein kümmerliches Dasein in der so eng gewordenen Heimat. Um auch den Helfershelfern aus Prag ein Andenken aus der Konkursmasse zu geben, hat man ihnen 45000 Menschen im kleinen Hultschiner Ländchen geschenkt. Wohl sind diese zum Teil nicht deutschen Geblüts, sondern Mährer. „Wenn wir auch mährisch sprechen, so sind wir im Herzen doch deutsch“, sagte stolz die Greisin, als sie gelegentlich der Volkszählung von „tapferen“ Gendarmen gezwungen werden sollte, ihr Deutschtum zu verleugnen.

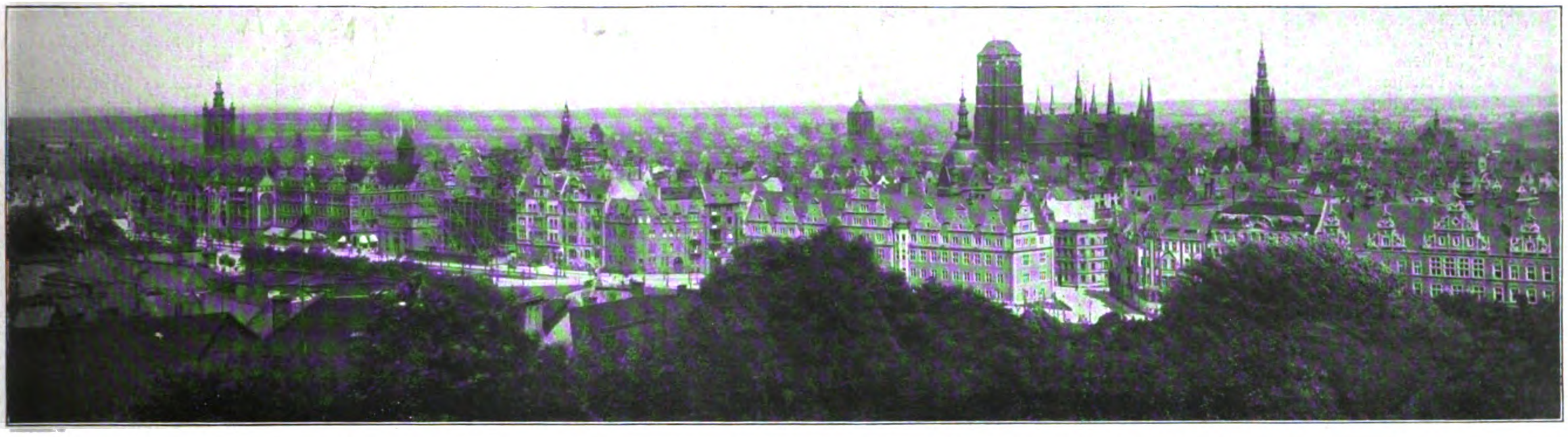
Wieviel schlechter aber sind die Deutschen dran, die nie zum Deutschen Reich gehörten, die Auslandsdeutsche waren und heute viel weniger noch als bisher vom Mutterlande moralische Unterstützung erhalten. Nahezu vier Millionen Deutscher in



Das Deutsche Tor in Metz. (Phot. Neue Photographische Gesellschaft, Berlin-Steglitz.)



Rathaus in Thorn. (Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)



Blick auf Danzig vom Bischofsberg aus. (Phot. Neue Photographische Gesellschaft, Berlin-Steglitz.

der Tschechei sind ihrer Selbstbestimmung beraubt. Weite reindeutsche Gebiete Nord-, West- und Südböhmens sowie Mährens mit mehr als tausendjähriger deutscher Kultur sind unter das Slawenjoch gezwungen. Wohl muß man die Deutschen in Böhmen als Eingewanderte ansehen, die in geschichtlicher Zeit von slawischen Fürsten gerufen wurden, um die unwirtlichen Gebirgszüge der Kultur zu erschließen, um Städte zu gründen und Erze ans Licht zu fördern. Sie waren ihrer Fürsten Schirm und Schutz gegen die aufrührerischen Untertanen. Scharf geschieden von den Slawen wohnt die Hauptmasse der Deutschen in einem Lande, in dem der Tscheche der Eindringling ist, denn die tschechischen Minderheiten im deutschböhmischen Industriegebiet entstanden erst in den letzten Jahrzehnten, seit deutscher Gewerbefleiß auch Tausenden tschechischer Landsleute lohnenden Verdienst gab. Mit dem „Memoir III“, das man Wilson vorlegte, wurde „bewiesen“, daß es zwar in Böhmen, Mähren und Schlesien einige tausend Deutsche gäbe, die aber überall nur eingestreut zwischen Tschechen wohnen. Bei der im Februar 1921 veranstalteten „Volkszählung“ wurden Hunderttausende Deutscher auf dem Zählbogen ihres Volkstums beraubt. Die ungeheuerlichen Vergewaltigungen schreien zum Himmel. Durch solche Praktiken wird das deutsche Volkstum in der Tschechei aber nicht fortgeleugnet. — Der südliche Teil der grünen Steiermark, das alte Schloß Pettau mit dem Kranz seiner deutschen Dörfer, die alte Marburg an der grüngischtigen Drau sind den Slowenen zum Opfer gefallen, mit ihnen das kleine Gottscheer Land und Stadt Cilli. Der Kampf der Kärntner für ihr Deutschtum ist ein Heldengedicht. Was hier an den Karawanken ein hartknochiges, biederes Bauerngeschlecht aus bestem bajuwarischen Stamme für sein Deutschtum geleistet hat, davon werden noch nach Jahrhunderten deutsche Männer und Frauen ihren Kindern erzählen können. — Im Lande Andreas Hofers aber führen die treuen Südtiroler einen verzweifelten Kampf. Gefahrvoller als den vor mehr als hundert Jahren. Mit welchem Heldenmut stritten die prächtigen Kaiserjäger und Landesschützen von 1914 bis 1918 für ihre Felsenheimat, mit welch glühender Heimatsliebe lagen Knaben und Greise in den Schründen und Gletschern mit dem Stutzen in der Hand auf Vorposten! Herrliches Land, in dem des Vogelweiders Wiege stand, in dem König Laurins Rosengarten in lieblicher Röte erglüht, du Heldenland mit deinen Burgen und Städten, o Bozen und Meran, du blauer Gartsee, von dem schon Dietrichs des Berners Sänger wundersame Weisen sangen, du stilles Brixen, mit deinem hundertfältigen Glockenklang, ihr dräuenden Dolomitenriesen, geschmückt mit Edelweiß und der leuchtenden Alpenrose, du freundliche Dirn, du feuriger Wein, all ihr Matten und Wiesen mit euren bärbeißigen Sennern, ich grüße euch. Ihr bleibt deutsch! Auch für euch wird der Tag kommen, an dem die Lawine zu Tal geht wie einst in den Tagen des Hofer, und mit ihrem Getöse werden die Freiheitsrufe der Millionen Brüder zusammenklingen, die heimstreben in das Vaterhaus. Laßt euch Zeit! Gut Ding braucht Weile. — Wohl warten wir schon seit Jahrhunderten — einmal wird aber der alte Barbarossa aus seinem Berge steigen und uns einen! —



Das National-Denkmal in Memel.

Das Anschlußrecht Deutschösterreichs.

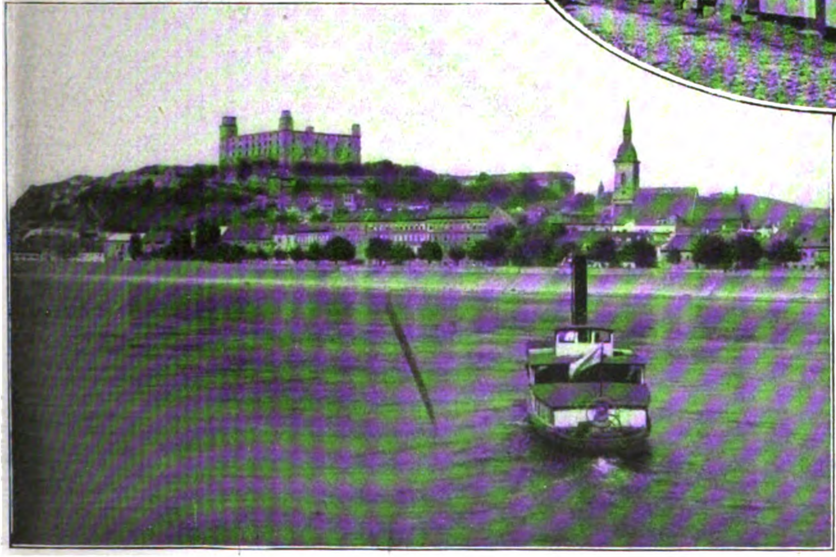
Von Dr. Gustav Groß, Obmann des Deutschen Schulvereins in Wien.

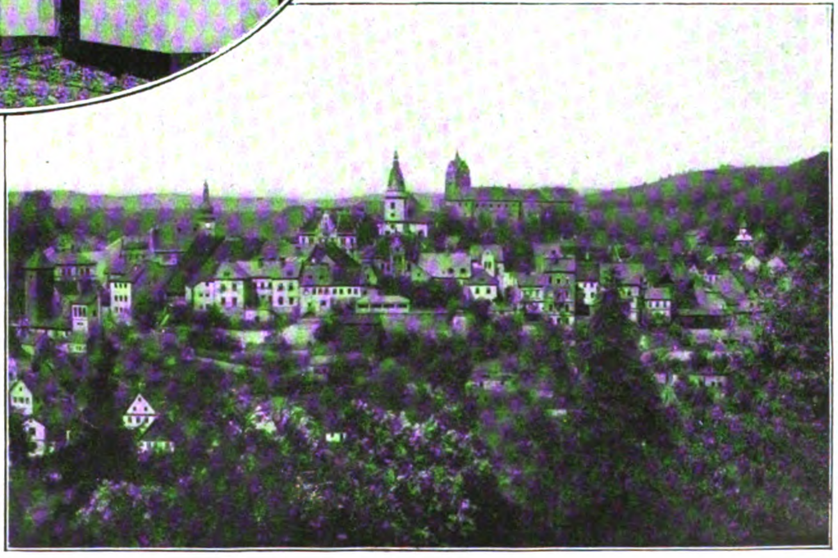
Seit der Gründung des Deutschen Reiches hat die Sehnsucht der Deutschösterreicher nach dem Zusammenschlusse mit dem Deutschen Reiche festere Gestalt angenommen. Sie ist fest begründet nicht allein in der Volksgemeinschaft, sondern auch in der Überzeugung, daß die geistige und wirtschaftliche Entwicklung Deutschösterreichs nur möglich ist im engsten auch staatlichen Anschluß an das Deutsche Reich. Die Sehnsucht nach dem Zusammenschlusse hat im Laufe der Zeiten verschiedene Formen angenommen und noch mehr verschiedene Beurteilung erfahren. Durch geraume Zeit haben wir weiten Kreisen als Hochverräter gegolten. Auch nach der Gründung des später zum Dreibund ausgestalteten Zweibundes durch Bismarck galt das Hinüberschielen und -schauen noch immer als ein feindlicher Akt gegen die alte Habsburger-Monarchie, und die schwarzrotgoldene Dreifarbe war jedem „k. k.“ Beamten und allen daran hängenden Schranzen ein Greuel.

Als dann die Mittelmächte gemeinsam den Kampf um ihren Bestand zu führen hatten, als die herrlichen Waffentaten der vereinten Heere unsere Siegeshoffnung hoch und höher steigen ließen, da wurde die Sehnsucht nach dem Zusammenschlusse zur „patriotischen“ Pflicht. In jenen Jahren haben die deutschen Abgeordneten Österreichs nicht nur gemeinsam mit den Kollegen aus dem Reiche, sondern auch gemeinsam mit den österreichischen Regierungen die Formeln für den Zusammenschluß gesucht. Wir alle erhofften von dem staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Zusammenschlusse ein mächtiges Aufblühen unseres Volkes und die unbedingte Festigung seiner Weltmacht. Wir Deutschösterreicher hofften, durch den Zusammenschluß mehr Anteil an den Errungenschaften des deutschen Volkes zu erlangen, als uns bisher zuteil geworden war.

Diese stolzen Hoffnungen haben sich nicht erfüllt — es kam der Zusammenbruch. Soviel durch den Zusammenbruch vernichtet wurde, soviel Neues geschaffen wurde, den Gedanken der Einheit unseres Volkes konnte auch diese gewaltige Umwälzung nicht schädigen. Ja, es hatte den Anschein, als ob gerade dieser Gedanke durch die Revolution erstarkt sei und die Vereinigung des ganzen deutschen Volkes unter dem Drucke der Freiheitsbewegung vollzogen werden sollte. Damals glaubten wir ja noch, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker mehr sei als eine bloße Phrase, nicht nur gedrechselt zur Unterwerfung und Knechtung der besiegten Völker. Wir wußten ja noch nicht, daß trotz dieses Selbstbestimmungsrechtes Millionen von Volksgenossen unter fremde Knechtschaft gezwungen werden sollten. Wir wußten ja noch nicht, daß ungestillter Haß und Übermut Verträge ersinnen können, wie die von Versailles und St-Germain. Mag auch durch den Buchstaben dieser Verträge der Zusammenschluß unseres Volkes verboten sein, mag auch das arme kleine Österreich seiner besten, treuesten Brüder in den Sudetenländern, in Tirol und in Untersteiermark beraubt sein und zum geistigen und wirt-







Links: Blick auf Preßburg. in der Mitte: Schloßstraße in Tondern. (Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.) Rechts: Elbogen, ein Stück Mittelalter im Egertal.

schaftlichen Tode verdammt sein, mögen auch unsere Feinde zu dem furchtbaren Schaden, den sie uns zugefügt, noch Spott und Hohn gesellen, indem sie uns seit Jahren wirtschaftliche Hilfe versprochen, ohne sie uns zu bringen, eines werden sie uns nicht rauben können, das heilige stolze Bewußtsein, unserem großen heißgeliebten Volke anzugehören.

Wir erhoffen uns von dem Zusammenschlusse mit dem Reiche auch wirtschaftliche Vorteile, aber wir sind auch bereit, alles Unglück mit unseren Volksgenossen zu teilen. Das wird die Abstimmung in Österreich klar und deutlich zeigen. Mögen unsere Feinde diese Abstimmung unbeachtet lassen, mögen sie sie vielleicht sogar gewaltsam verhindern, wir haben heute nicht die Macht, uns dagegen zu wehren. Dadurch kann unser heiliges unveräußerliches Recht nicht berührt werden, das Recht eines Volkes, über sich selbst zu verfügen. Wir haben heute keinen Gerichtshof, vor dem wir unser Recht geltend machen können, denn der Völkerbund der Entente ist eine Karikatur, und der von Harding, dem Nachfolger des Pharisäers Wilson, angekündigte Weltgerichtshof besteht noch nicht. Aber wir vertrauen auf die unerschöpfliche Kraft unseres Volkes, wir vertrauen auf die Gerechtigkeit der Geschichte, und in diesem Vertrauen wollen wir alles daransetzen, unser Recht zur Geltung zu bringen.



Marburg an der Drau.

Das Deutschtum in Polen.

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, M. d. R. und der Pr. Landesversammlung.

Der polnische Staat, der mit den Friedensschlüssen von Versailles und Riga entstanden ist, zählt mindestens 2 Millionen Deutsche bei allerhöchstens 20 Millionen Polen und unter im ganzen vielleicht 30, vielleicht sogar 35 Millionen Einwohnern. Die Geschichte lehrt uns, wann und woher diese Deutschen gekommen sind. Es sind in Posen und Westpreußen nur zu einem sehr geringen Teile Deutsche, die die Siedelungsarbeit der Ostmarkenpolitik in der Gegenwart hereingeführt hat. Weitaus der größte Teil sind Nachkommen jener Kolonialdeutschen, die im Mittelalter den Osten, das Land östlich der Elbe, deutsch machten, und die nach Polen, nach Groß- und Kleinpolen, von den polnischen Königen selbst gerufen worden sind. Wenn heute im Posenschen Deutsche und Polen schier untrennbar durcheinanderwohnen, so ist das ein Ergebnis mittelalterlicher Geschichte, das die Polen selbst herbeigeführt haben, und an dem wir ebenso festhalten wollen, wie es die Polen heute gern austilgen möchten. Westpreußen aber — das ist bekannt — ist ursprünglich deutsches Siedelungsgebiet, in das die Polen ihrerseits überhaupt erst später eingewandert sind. Denn die Kaschuben sind keine Polen. Die Wanderungsbewegung der Deutschen hat auch nach dem Mittelalter fortgedauert; im 16., im 17., im 18. Jahrhundert (in diesem liegt besonders die deutsche Einwanderung nach Galizien) steigt sie immer wieder einmal an. An sie knüpfte die Siedelungspolitik unserer Zeit mit ihrem bekannten Ziele an.

Diese geschichtliche Wahrheit soll sich das deutsche Volk recht eindringlich machen! Von ihr spreche jede Mutter zu ihren Kindern! Von diesem geschichtlichen Recht spreche sie und von dem, was die Deutschen unter der Hanse und dem Orden und dann unter dem preußischen Staat geleistet haben für das heute polnische Gebiet. Was es dort gibt an wirtschaftlichen, materiellen und geistigen Gütern, das haben die Deutschen geschaffen.

Das Selbstbestimmungsrecht dieser Deutschen im heutigen polnischen Staate ist freventlich vergewaltigt worden. Wenn wir heute von der Revision des Friedens von Versailles sprechen, so heißt das hier, daß den Deutschen im Posenschen und im Korridorgebiet ihr Selbstbestimmungsrecht wieder zuteil werde, daß auch sie das Recht der Aktion und freien Entscheidung, welchem Staat sie angehören wollen, erhalten wie ihre Volksgenossen in Nordschleswig, im Allensteiner Bezirk, in Oberschlesien. Und unablässig, mit allen Mitteln der Propaganda wollen wir diese Forderung über die Welt hin wiederholen, bis sie eines Tages erfüllt wird!



Aus dem deutschen Mähren: Teßthalerin beim Kirchgang.

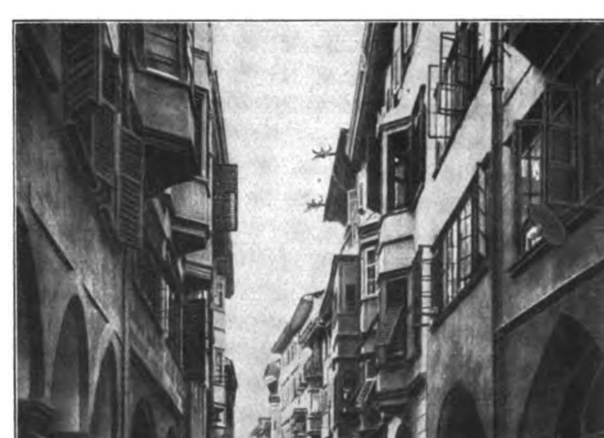
Inzwischen muß dies Deutschtum in Polen mit aller Kraft erhalten werden. Das Abkommen über den Schutz der Minderheiten, das die Entente den Polen auferlegt hat, ist diesen Deutschen ein sehr schwacher Schutz. Die Beamten sind schon aus dem polnischen Lande vertrieben. Mühsam halten sich Pastoren und Lehrer. In den Städten vermindert sich rasch das Bürgertum, das niemals sehr stark war. Der Kern dieser Deutschen in Polen sind die Bauern, die alteingesessenen und die neuen Ansiedler, gegen welch letztere sich der Haß und die Willkür der Polen besonders richtet. Diese Bauern werden zusammengehalten in ihrem starken, wohlausgebauten Genossenschaftswesen und durch ihre Kirche und Schule. Wer je in schönen Sommertagen durch die blühenden Bauernsiedlungen in Posen und Westpreußen kam, dem ist heute das Herz schwer ob der Bedrückung, unter der sie jetzt leben. Aber wer die kernhafte Kraft dieser deutschen Bauern kennt, der weiß, daß sie sich behaupten werden wie ihre Vorfahren in gleich schweren Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts. Nur darf das Mutterland, nur darf die Heimat ihrer nicht vergessen. Die Bande mit diesen Deutschen können festgehalten werden, materiell wie geistig, und sie müssen es. Für Kirche und Schule namentlich kann und muß aus dem Mutterlande gesorgt werden. Diese zwei Millionen Deutscher im polnischen Staat sind ein köstliches Gut, ein wertvoller Bestandteil des ganzen deutschen Volkstums. Die Pariser Friedensschlüsse sind nicht für die Ewigkeit geschaffen, und wie viele Menschen in Europa glauben im Ernst an die dauernde Lebensfähigkeit des neuen polnischen Staats! Was die Zukunft bringt, wissen wir nicht, aber darauf rüsten können wir uns. Vergessen wir nie der treuen Deutschen im Osten, die heute im Polenstaat unter schweren, drückenden, ja unerträglichen Verhältnissen an ihrem Deutschtum festhalten, und helfen wir ihnen, wie wir nur können, damit sie für sich und für uns und für die deutsche Zukunft am Deutschtum festhalten können.



Hauptstraße in Stertzing; im Hintergrund der Zwölferturm. (Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)

Verbreitung des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen.

Land		Zahl
Elsaß-Lothringen	rund	1700000
Polen	„	2000000
Danzig	„	300000
Belgien	„	115000
Dänemark	„	50000
Deutschösterreich	„	6000000
Tschechoslowakei	„	3800000
Jugoslawien	„	1050000
Rumänien	„	900000
Südtirol	„	250000
Ungarn (mit Burgenland)		750000
Rußland (ohne Randstaaten	rund	1800000
Baltische Staaten	„	270000
Luxemburg	„	260000
Schweiz	„	2250000
Vereinigte Staaten	„	10000000
Süd- u. Mittelamerika	„	1000000
Kanada	„	250000
Australien	„	100000
Sonstiges verstreutes Deutschtum	„	200000



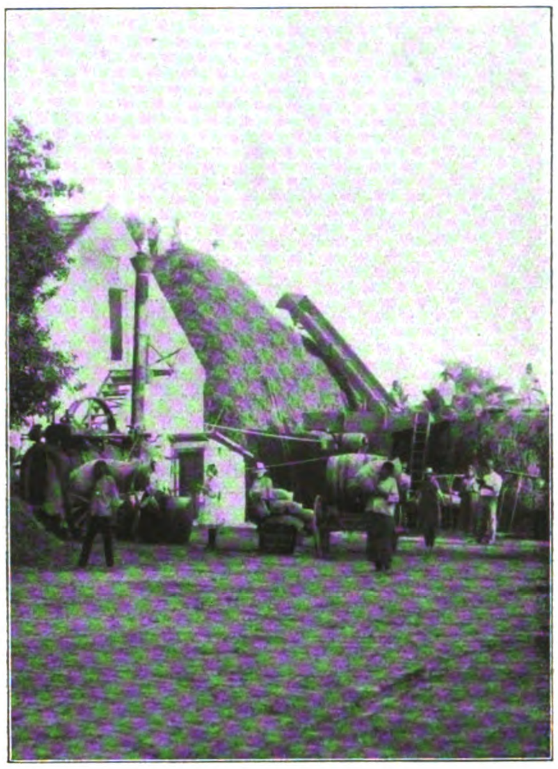
Laubengasse in Bozen. (Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)



Aus den Schwabendörfern in Transkaukasien: Pfarrhaus in Katharinenfeld. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

Das Deutschtum im Osten und Südosten.

Von Dr. jur. et phil. Hugo Grothe,
Leiter des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum, Leipzig.



Deutscher Bauernhof im südlichen Banat. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

Durch die nach Jahrhunderten zählende Werbekraft des Germanentums hat der Friede von Versailles einen Strich zu machen versucht, indem er die neuen Grenzen westlich weit hinter die Räume verlegte, die in Ost- und Südosteuropa durch deutsche Einwirkungen zu Kulturland gemacht waren. Es liegt auf der Hand, daß ein uns aufgezwungener papierner Vertrag nicht das zu vernichten imstande ist, was viele Geschlechter geschaffen haben. Unser Volk hat daher Augenmerk und Arbeit darauf einzurichten, die Zerstörungsziele unserer Feinde in jenen Gegenden nach Möglichkeit zu vereiteln und für die Zukunft alle geistigen Brücken zu erhalten, die das Deutschtum mit dem Osten und Südosten zu verknüpfen haben.

Zu solchen Aufgaben bietet das **Deutschtum** in jenen Gebieten die geeignetsten Richtlinien. Das Deutschtum im Osten haben wir jenseits einer Linie zu legen, die von Danzig über Posen nach Krakau und Odessa verläuft; und das Deutschtum im Südosten gruppiert sich im Schenkel zweier Linien, die von Triest nach Krakau und von Krakau nach Odessa zu ziehen sind.

In stattlicher Zahl, und zwar mit $5^3/_4$ bis 7 Mill. Menschen, tritt uns dieses Deutschtum im Osten und Südosten entgegen. Das ist reichlich $^1/_6$ der Deutschen, die wir heute auf der Welt jenseits der Grenzen des Reiches als deutsche Volksgenossen zu betrachten haben. Genaue Ziffern zu geben, liegt bei den verheerenden Einflüssen des Weltkrieges durch Vernichtung und Abwanderung, im weiteren Osten auch durch die mörderischen Kämpfe der Bolschewiken, außer dem Bereiche der Möglichkeit. Aber man wird immerhin nicht fehlgehen, wenn man rechnet: etwa 150000 Deutschbalten in Estland und Lettland, 80000—100000 in Litauen, 2—$2^1/_4$ Mill. Deutsche im polnischen Staate, 300000 in Ungarn, 1—$1^1/_4$ Mill. in Jugoslawien, 900000 bis 1 Mill. in Großrumänien, $1^1/_2$—2 Mill. in Südrußland, an der Wolga und in Räterußland.



Deutsche Städte im Baltikum: Strandpfortenanlagen in Reval. (Phot. aus dem Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

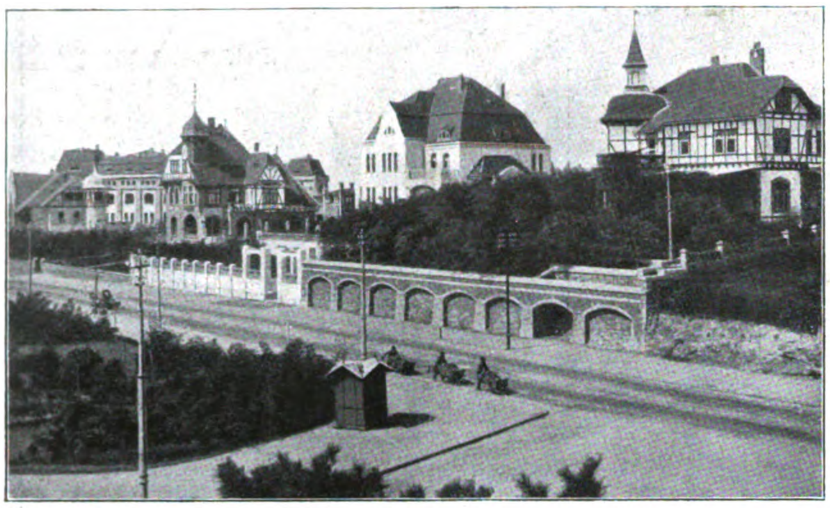
Gewaltig voneinander abweichende Individualitäten sind in diesen deutschen Volkssplittern vertreten, die unter dem Druck der Umwelt und unter dem Einfluß der Natur der neuen Heimatscholle sich verschieden entwickelten. Ähnliches gilt für Bildungszustand und geistige wie wirtschaftliche Kulturwerte. Wie stark unterscheiden sich Charakter und politische Erziehung bei dem Balten, Siebenbürger, Banater Schwaben, dem Deutschen der Ukraine oder dem der Wolgastriche. Eines aber wird trotz dem Unheil, das der Zusammenbruch der deutschen militärischen Vormachtstellung in Mitteleuropa über alles Deutschtum heraufbeschwor, als neues Haben für uns im Osten und Südosten zu buchen sein: ein Erwachen des deutschen Gefühls und eine Sehnsucht nach Zusammenfassung, die in manchen Gebieten auch schon zur Erfüllung wurde. Diese Stärkung des Deutschtums hat sich unstreitig vorwiegend im Südosten vollzogen. Jugoslawien hat das früher daniederliegende Vereinswesen zu ungeahnter Blüte gebracht. Es besteht heute dort ein rühriger Deutsch-schwäbischer Kulturbund, desgleichen ein solcher der rumänischen Deutschen diesseits der Transsylvanischen Alpen, und in ähnlicher Weise sammelte sich das Deutschtum Ungarns. Auch die durch die Verschiedenheit religiöser Bekenntnisse vor dem Weltkriege getrennten Volksglieder haben mancherorten sich zusammengefunden. Das gilt vor allem für die katholischen Banater Schwaben und die protestantischen Siebenbürger. Und die hervorragend organisierte Siebenbürgische Landeskirche hat die Sorge um das geistige Wohl der deutschen Ortschaften Beßarabiens seit kurzem auch zu der ihren gemacht. Desgleichen hat die deutsche Schule, die im ehemaligen Südungarn unter dem Madjarentum in ihren Erziehungsaufgaben planmäßig ertötet war, in jenen Gegenden eine ungeahnte Erweckung gefunden. Der früheren vorbildlichen Pflege der deutschen **Sprache** durch Theater und Zeitungen hatten die Jahre 1918 und 1919 empfindliche Verluste im Osten und Südosten bereitet. Die prächtigen deutschen Bühnen von Riga und Reval müssen heute Liebhabervorstellungen ersetzen. Aber diese Einbußen werden allmählich schon wieder wettgemacht. In den ehemaligen Ostseeprovinzen wirken wieder die „Rigaische Rundschau“, der „Revaler Bote“ und die „Dorpater Zeitung“. Während in Polen, wie das Sonderheft „Grenzlanddeutschtum“ der „Deutschen Kultur in der Welt“ näher schildert, die deutschen Zeitungen unterdrückt oder aufgekauft wurden, haben sie sich im ehemaligen Südungarn zur Mehrzahl gehalten. Beßarabien brachte eine deutsche Zeitung neu auf den Plan.

Schwer lastet politische und wirtschaftliche Not über den Deutschen Südrußlands und des Wolgagebietes. Wie viele Dörfer von den Tausenden, die auf der köstlichen Erde des Schwarzen Meeres durch deutsche Beharrlichkeit seit 1750 Erstehung fanden, in ihrem Bestande oder in ihrer früheren Wohlhabenheit heute noch übriggeblieben sind, wer vermag das gegenwärtig zu sagen? Bitter ist auch das Los der Deutschen Polens, vor allem in den abgetretenen Gebieten, die, auf polnische Zusagen bauend, in Schule und Kirche die staatliche Förderung erwarteten, welche erhebliche und kulturell hochstehende Minderheiten in einem zivilisierten und rechtlich fühlenden Staate zu beanspruchen haben. Die Zukunft des baltischen Deutschtums wird im wesentlichen von der Regelung der **Agrarfrage** abhängen. In Estland ist man in Ausführung der Agrargesetzgebung vom 19. Oktober 1919 geradezu zu einer Enteignung der Balten vom Grundbesitz geschritten, während in Lettland ihnen durch Belassung eines Stamm- oder Restgutes von etwa 70 Hektar, wie sie das Agrargesetz vom 16. September 1920 vorsieht, leidliche Daseinsbedingungen gegeben sind. Letten und Esten schwächten durch soziale Neuerungen das Deutschtum, in Estland beginnen aber die rein nationalen Gegensätze sich zu entspannen. Die Polen sowohl als auch die Litauer, Letten und Esten, nicht minder die Machthaber Räterußlands, werden eines Tages erkennen, daß der Aufbau ihrer neuen Staaten ohne deutsche Hilfe und Kraft ein eitles Unterfangen ist.

Dann wird der Osten und Südosten wieder zum Wanderziele tüchtiger deutscher Kulturpioniere werden können — wenn nicht für Millionen oder Hunderttausende, so doch für Zehntausende — denen die Heimat zu eng geworden ist. Die deutsche Kulturmission, heute nicht durch das den Völkern des Ostens und Südostens an die Wand gemalte Gespenst militärischer Expansion gefährdet, vermag alsdann so, wie sie Jahrhunderte waltete, zum Heile westlicher Zivilisation ihren natürlichen Fortgang zu nehmen.



Blick auf Hermannstadt, den Mittelpunkt des geistigen Lebens der Deutschen in Siebenbürgen. Im Hintergrund die Karpathen.





Links: Straße in Tsingtau, der Hauptstadt der uns durch den Vertrag von Versailles entrissenen Kolonie Kiautschou. Rechts: Straße in der von deutschen Kolonisten 1850 gegründeten Stadt Joinville, einer der bedeutendsten deutschen Kolonien in Brasilien. (Phot. aus dem Besitz des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

Verstreutes und überseeisches Deutschtum.

Von Dr. W. Groos, Karlsruhe i. B.

Unter verstreutem Deutschtum sind die vielen tausend Deutschen in aller Welt zu verstehen, die nicht in geschlossenen Volkstumssiedelungen, sondern tatsächlich verstreut leben, hier und dort einige wenige Familien, manchmal eine Schar junger Kaufleute, Angestellte der Schiffahrtslinien usw. und hauptsächlich im Osten viele tausend Angehörige der Intelligenzkreise, die hinauszogen, ihr deutsches Wissen und Können zum eigenen und zum Wohle des Deutschtums nutzbar zu machen; dann aber auch die große Zahl von Inseln und halligartigen Resten eines ehemals ausgebreiteten deutschen Volkstums.



Deutsche Kulturarbeit in Afrika: Ausstellung in Windhuk, der Hauptstadt von Deutsch-Südwestafrika.

In den verschiedenen Städten Spaniens gibt es recht kräftige deutsche Kolonien. Der Mittelpunkt des deutschen Lebens in Spanien ist Barcelona mit einer sehr guten deutschen Schule und einer trefflich geleiteten Wochenschrift „Deutsche Warte". In Madrid wirkt seit alters ein deutsches Hospital. Vor dem Kriege bestanden in Paris, in mehreren Städten Belgiens deutsche Kolonien, die ebenso wie die etwa 80000 Köpfe zählende deutsche Kolonie in England, wenn auch nicht völlig verschwunden, so doch zusammengeschrumpft sind. — Infolge der Volksverwandtschaft haben die Deutschen in Holland und in den skandinavischen Ländern immer eine recht bedeutsame Rolle gespielt. Seemannsheime, Lazarette, Schulen und Kirchen wurden errichtet, und viele Vereine und einige Wochenschriften sorgten für den Zusammenschluß. — Rußland war das Arbeitsgebiet vieler Tausende deutscher Ingenieure, Apotheker, Ärzte, Lehrer, Musiker und Qualitätsarbeiter aller Art. Die große deutsche Kolonie in Bukarest, die sich aus Reichsdeutschen, Deutschösterreichern, Schweizern und Siebenbürger Sachsen zusammensetzt, spielte in der Regierungszeit König Carols eine große Rolle. Konstantinopel — Bagdadbahn! Wie viele deutsche Arbeit ist mit diesem Namen verbunden, das „Haus der Freundschaft" sollte all die Söhne deutscher Stämme sammeln. Vorbei! So gab es Deutsche in Ägypten und Ceylon, Indien, Japan und China.

Allgemein angenommen wird, daß die Hauptkette der Alpen mit ihren teilweise vereisten Übergängen eine natürliche Schranke für unser Volkstum gegenüber dem Romanentum bildet. Und doch gibt es eine ganze Reihe von deutschen Gemeinden jenseits der großen Wasserscheide. Das Deutschtum hat den Simplerpaß mit drei Gemeinden überschritten, ebenso wie auch am Süd- und Ostfuß des Monte Rosa fünf deutsche Gemeinden bestehen, die deutsche Schulen besitzen. Diese Siedlungen gehören seit langer Zeit zu Italien. Im Engadin sehen wir ein stetiges Vordringen des Deutschtums. Auch die „zimbrischen" Gemeinden in dem Kampfgebiet von Asiago können noch als deutsch bezeichnet werden. An dem Osthange der Alpen sind es die Gottschee, Cilli, Laibach und eine ganze Reihe von Dörfern. Ebenso kann man zum verstreuten Deutschtum noch die verschiedenen Bauerndörfer in Bosnien und in der Dobrudscha zählen. Heute werten die vielen Hunderttausende tüchtiger kampferprobter Menschen sehr viel. Es sind Wellenbrecher gegen romanische und slawische Flut. Außenwerke, zumal im Südosten, die Brückenpfeiler deutscher Kultur zur Adria und zum Schwarzen Meer.



Deutsche Missionstätigkeit in Südafrika: Schlosserei und Schmiede der Mariannhiller Mission in Natal. (Phot. aus dem Besitz des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig.)

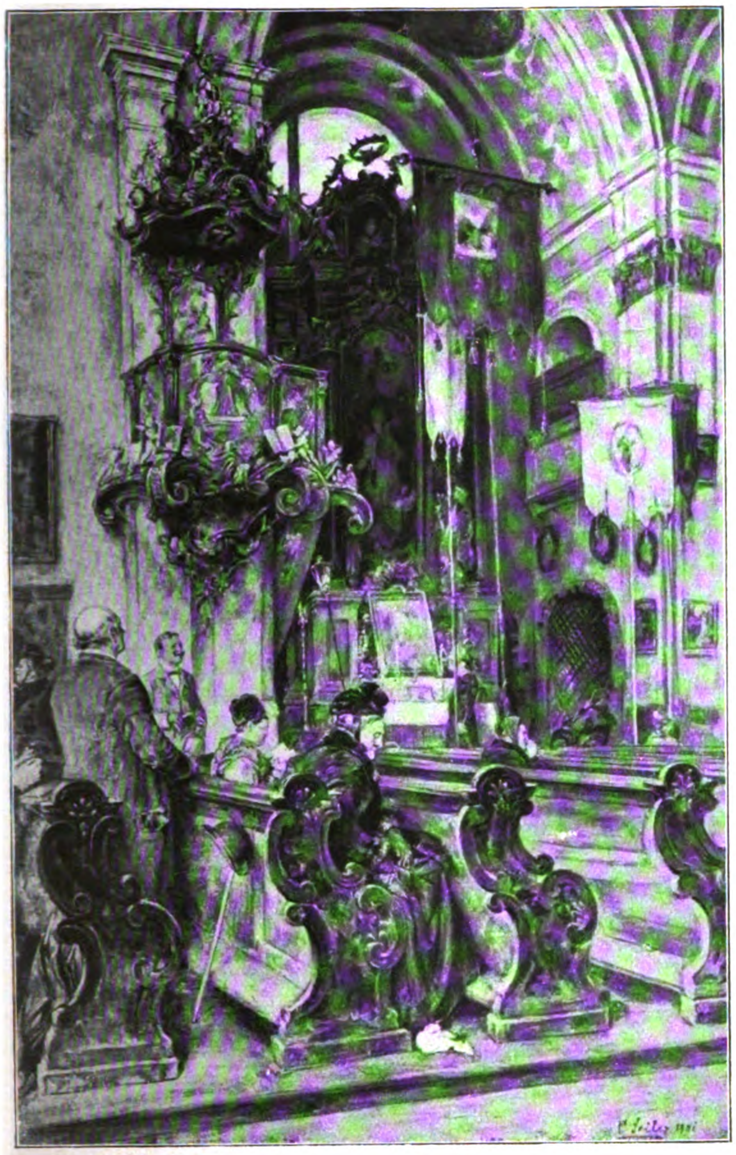
Das nordamerikanische Deutschtum ist nicht, wie z. B. das südosteuropäische, das Produkt einer einmaligen Einwanderung, sondern das eines jahrhundertelangen Sickerns, Fließens und Strömens. Im 17. Jahrhundert kamen die ersten deutschen Siedler, im 18. Zehntausende, im 19. ziehen Hunderttausende Deutscher über das Meer, dringen am weitesten vor in den Westen und sind wertvollster „Kulturdünger". Es wäre nicht allzu schwer gewesen, damals einem Teil Nordamerikas einen spezifisch deutschen Anstrich zu geben, hätten die deutschen Einwanderer beim Mutterlande einen moralischen Rückhalt gefunden. Die amerikanische Statistik schätzt die deutsche Einwanderung allein im 19. Jahrhundert auf mehr als 5 Millionen Menschen. Wären die Einwanderer seinerzeit organisiert worden, hätten sie sich bewußt deutsch erhalten, so wären zum mindesten 20 Millionen Deutsche in den Vereinigten Staaten, die ein gewichtiges Wort in der Gestaltung ihrer neuen Heimat mitreden könnten. Die Schaffung des „Deutschamerikanischen Nationalbundes" hat zwar wertvollste Zusammenfassungsarbeit der deutschen Vereine geleistet, auf die Geschicke des deutschen Volkstums in Nordamerika hat er aber wenig Einfluß gehabt. Es ist zu erwarten, daß der vor wenigen Wochen gegründete „Deutschamerikanische Bürgerbund der Vereinigten Staaten" nun in großzügiger Weise nicht nur die politischen, sondern auch die kulturellen Belange des Deutschamerikanertums wahrnehmen wird.

Die Deutschen wohnen in Nordamerika überall verstreut. In Prozenten ausgedrückt, bekennen sich zur deutschen Muttersprache im Staate Wisconsin etwa 35 Proz., in den Staaten Illinois, Neuyork, Ohio, Missouri 15 bis 25 Proz., in acht Staaten 10 bis 15 Proz. und in weiteren zwölf Staaten 5 bis 10 Proz.

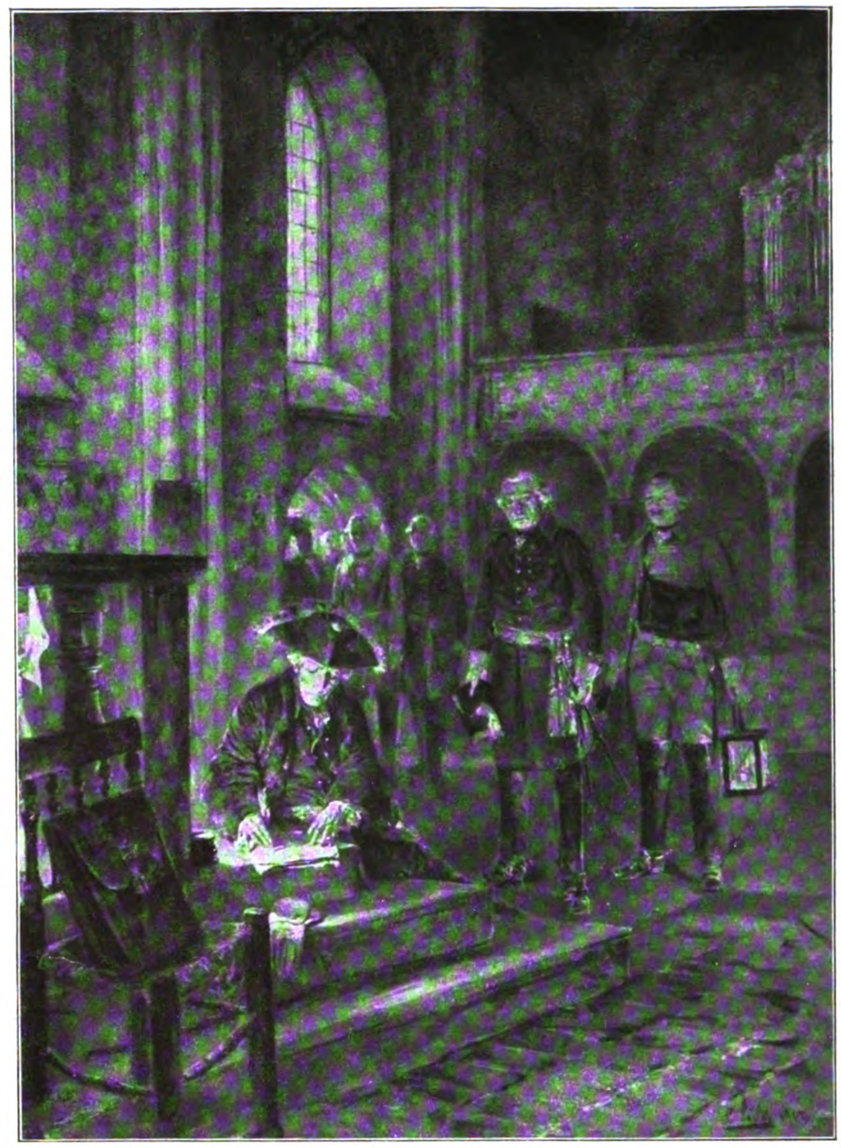
Das Deutschtum in Kanada wächst von Jahr zu Jahr, ebenso wird auch Mexiko für die deutsche Einwanderung bedeutsam werden, da dieser Staat noch über große Landstrecken verfügt, die der Besiedlung harren. Die sehr eifrige deutsche Kolonie in Mexiko hat den Plan, eine große Lehrfarm für deutsche Einwanderer einzurichten, um sie zur schweren Arbeit zu erziehen. Die anderen mittelamerikanischen und die nördlichen südamerikanischen Staaten haben alle kleinere deutsche Kolonien, die wichtige Exponenten des deutschen Welthandels sind.

Chile, Argentinien, Uruguay und Paraguay, hauptsächlich aber Brasilien beherbergen rund eine Million Deutscher, die zum größten Teil als Pflanzer ihr Brot verdienen, nur in den Küstenstädten sind sie Kaufleute. Die brasilianischen Bundesstaaten São Paulo, Espirito Santo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul sind die Hauptsiedlungsländer, in denen die Deutschen als Kaffeebauern, Viehzüchter und in ähnlichen landwirtschaftlichen Verhältnissen ein arbeitsreiches Dasein führen und langsam wirtschaftlich hochkommen. Das deutsche Leben in den ehemaligen deutschen Kolonien ist so gut wie vernichtet, nur in Südwestafrika scheint es sich von den schweren Nackenschlägen zu erholen, was der volks- und rassentreuen Haltung der deutschen Bürger Südafrikas zu verdanken ist. Die südafrikanische Regierung hat England klar zu verstehen gegeben, daß es die Rechte der deutschen Minderheit achten will. Dagegen benehmen sich die Anglo-Australier den 100000 Deutschen im fünften Erdteil gegenüber so brutal, wie dies selbst von den Abkömmlingen der englischen Verbrecherkolonie nicht erwartet werden konnte. Selbst die Einfuhr deutscher Bibeln ist verboten!

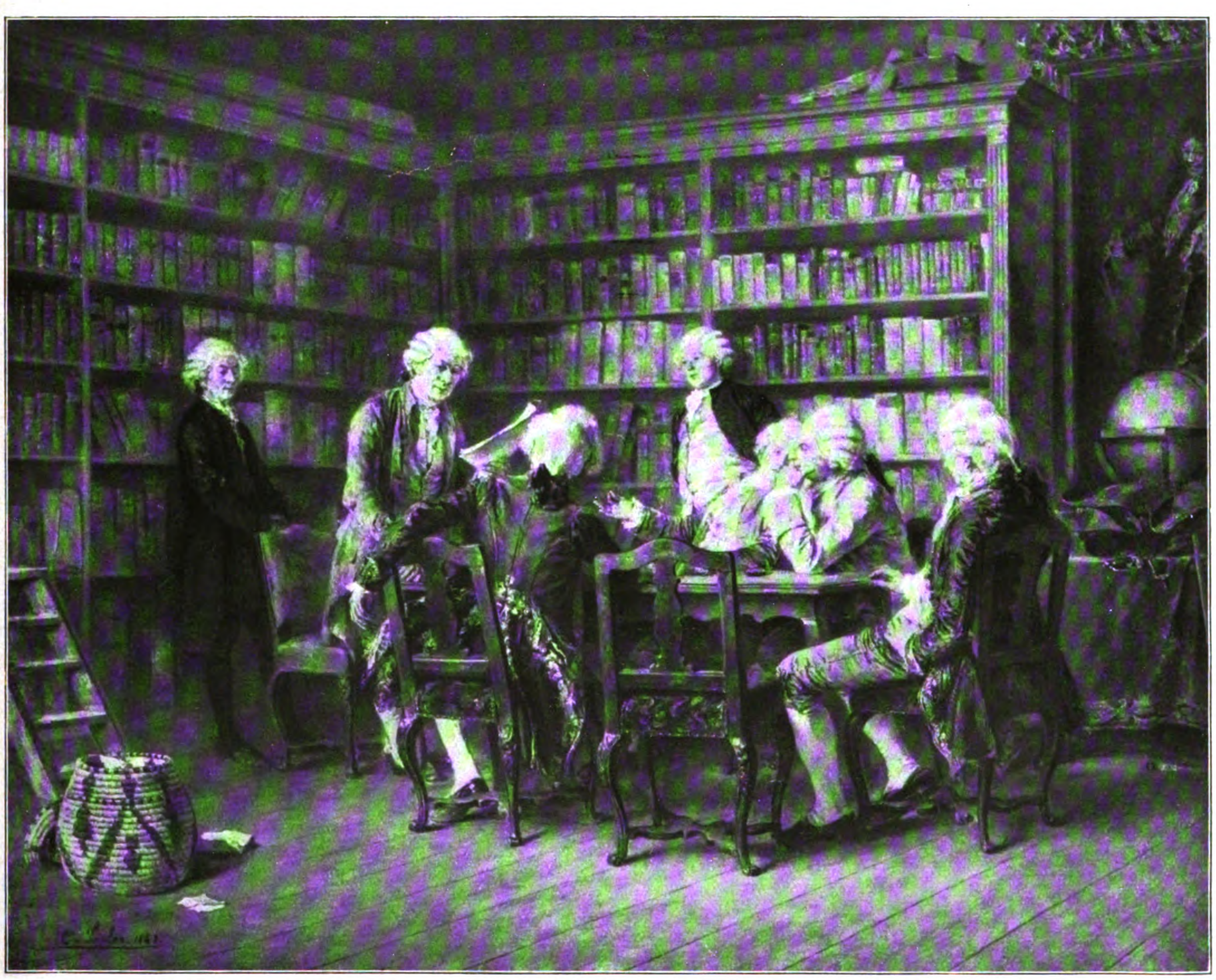
Wo immer aber die Deutschen in der Welt, mögen sie nun verstreut oder geeint siedeln, leben, sind sie von dem Bewußtsein getragen, daß nur ein innigster Zusammenhang mit dem Mutterlande dem deutschen Volke die ihm gebührende Weltgeltung bringen kann. Staatstreu und volkstreu wollen all diese Millionen Deutscher sein. Treu dem Staate, in dem sie heute leben. Sie sind aber auch alle freudig bereit, für ihr Volkstum zu wirken; doch erwarten sie, daß das Mutterland ihrer nicht vergißt.



In der Münchener Johanniskirche.



Eine Episode aus dem Siebenjährigen Kriege.



In der Bibliothek.

Einige charakteristische Werke des kürzlich verstorbenen Münchener Malers Professor Carl Seiler.

(Siehe hierzu die Würdigung des Künstlers auf Seite 346.)



Prinzessin Auguste Viktoria als Kind.

Kaiserin Auguste Viktoria,

† am 11. April in Haus Doorn in Holland.

Von Prof. Dr. Richard Graf Du Moulin Eckart, München.



Prinzessin Auguste Viktoria (in der Mitte) mit ihren Schwestern Prinzessin Karoline Mathilde (rechts), jetziger Herzogin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, und Prinzessin Luise Sophie, jetziger Prinzessin Friedrich Leopold von Preußen.

Zehn Jahre sind vergangen, seit das deutsche Volk mit tiefstem Erkennen und Empfinden ihrer seelischen, fraulichen und nationalen Größe den hundertjährigen Todestag der Königin Luise begangen: in einer Zeit scheinbaren äußeren Glückes und behaglicher Ruhe einer Dahingegangenen gedenkend, der das tiefste Leid den Todesstoß versetzt und scharfe Dornenranken um das Diadem und um die heiter-edle Stirn geschlungen. Der schönste und ergreifendste Vorgang bei dieser Feier voll ahnungsvoller Symbolik aber war, wie Kaiserin Auguste Viktoria am Grabmal von Preußens schöner Königin den Kranz niederlegte — als ihre Nachfolgerin in allem: in ihrer Herzensgüte und schlichten Art, in ihrem Gottvertrauen und getreuem Mut, als besorgte Gattin und edle Mutter! Und — in tiefstem Leid, das auch ihr das Herz gebrochen. Nun steht es still, und des Leides ist ein Ende! Für sie — nicht für uns.

Ein Augenblick von erschütternder Tragik, dessen Weihe sich jeder neigen muß, er sei auch, wer er sei. Und niemand darf leugnen, daß mit ihr eine der edelsten deutschen Frauen in die Gruft sinkt: ein Vorbild treuester Pflichterfüllung im Engeren und Weiteren, eine echte Fürstin und eine deutsche Frau. Würdig trug sie die Kaiserkrone und würdig die Märtyrerkrone, die ihr furchtbarstes Schicksal in die müden Schläfen gedrückt. Müde mehr von Gram und Sorge als vom Alter. Denn am 22. Oktober waren erst 62 Jahre verflossen, seit sie in der Einsamkeit des Schlosses Dolzig in der Niederlausitz als älteste Tochter des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg geboren worden, eines wackeren Fürsten, dessen Schicksal kein leichtes war; hatte er doch frohen und freudigen Hoffnungen auf die meerumschlungenen Lande entsagen müssen, bei denen ihm der begeisterte Wunsch von Millionen Deutschen gleichsam das Geleit gab. Aber der schmerzlichste Verzicht war dennoch ein deutsches Muß, und durch sein späteres ritterliches Fügen in das unvermeidliche Geschick ist er eine deutsche Tat geworden, die durch das Schicksal seiner Tochter Auguste Viktoria glänzenden Lohn empfing. Da sie unter der deutschen Krone ging, ward sie Herrin jener heiß erkämpften Lande. Aber ihre Kindheit war doch von dem Ringen des Vaters, von der Unruhe der Zeit beschattet, so sorgsam jener mit der Mutter, Herzogin Adelheid aus dem Hause Hohenlohe-Langenburg, ihr diese Jahre zu verschönen suchte, in dem bescheidenen Dolzig wie in Gotha, wohin die Familie übersiedelte, dem dortigen Fürstenhause verwandt und aufs innigste befreundet. Da sah man wohl die Mutter mit dem Maultier, das in zwei Körben geborgen die kleineren Kinder trug, die Gegend durchwandern. Ein schlichtes und bescheidenes, ja, fast ärmliches Dasein. Mit dem Tode des Herzogs Christian fiel die Herrschaft Primkenau in Schlesien an den Vater. Und dort auf dem herrlichen Sitz hat Auguste Viktoria in der Stille des weitgedehnten Parkes Jahre voll Glück und Frieden durchlebt, ein Liebling der Eltern wie der Bevölkerung, schon damals bestrebt, Wunden zu heilen, Leidenden ein Trost zu sein. Nichts von Sentimentalität und falschem Schein in dem gesunden Wesen der jungen Prinzessin, das drohende Krankheitserscheinungen dort und auf Reisen nach Frankreich und England glücklich überwand.



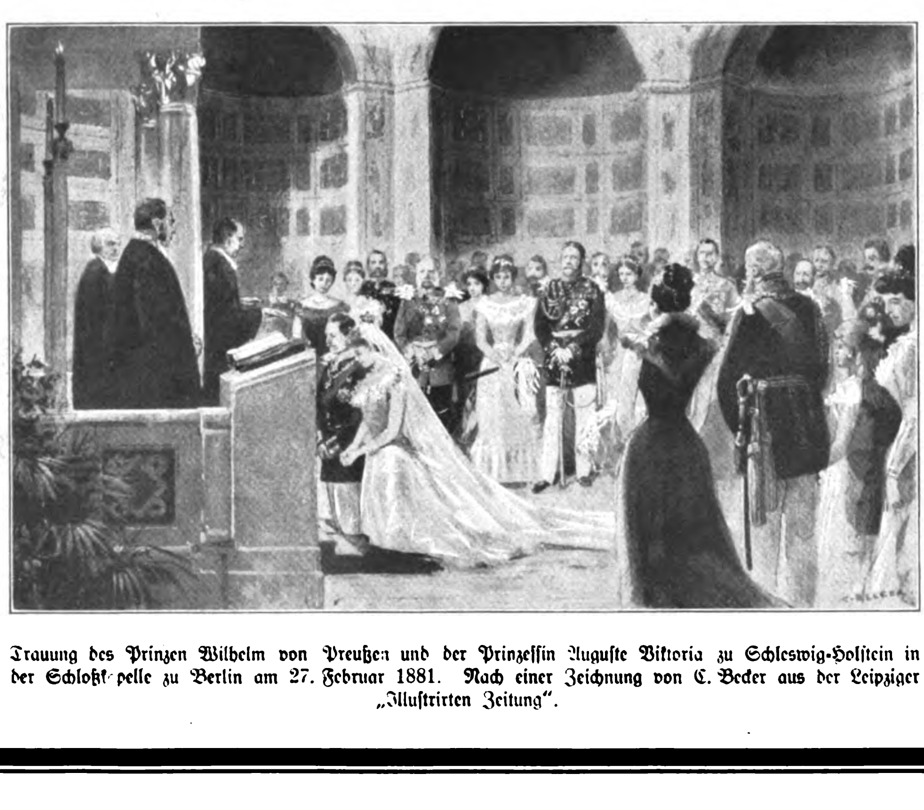
Jugendbildnis der Prinzessin Auguste Viktoria.

In England sah sie denn auch ihren künftigen Gemahl zum ersten Male, der zu Besuch seiner Großmutter Viktoria nach London gekommen war. Schon hatte am Hofe der englischen Königin wie im kronprinzlichen Palais zu Berlin der Gedanke Raum gewonnen, die beiden zu vermählen. Der Deutsche Kronprinz hing ja seit seinen Bonner Tagen in warmer Freundschaft an dem Herzog Friedrich, und niemand hatte sehnlicher gewünscht, ihm den Herzogshut der schleswig-holsteinischen Lande aufs Haupt zu setzen, als er. Und was er dazu hatte tun können, das war geschehen. Die wuchtige, schicksalsvolle Wendung der Frage schmerzte auch ihn, und in der Vermählung ihrer Kinder sah er Trost und Sühne zugleich. Freilich, Kaiser Wilhelm I. fühlte und dachte anders und war nicht so schnell zu bewegen, sein Jawort zu dieser Verbindung zu geben. Aber eine gewichtige Stimme trat für das Paar ein — die des Fürsten Bismarck. Ja, er begrüßte in der schlichten und doch durch und durch edlen Fürstentochter die richtige und beste Mutter des künftigen Hohenzollerngeschlechts, denn er dachte an alles und sorgte getreu und weise für die Zukunft. So gab auch das Familienhaupt seine Zustimmung, und Herzog Friedrich konnte die Augen mit der sicheren Hoffnung schließen, daß seine Tochter einst den Kaiserthron besteigen werde.

Im Februar 1880 erfolgte in Gotha die stille, am 2. Juni in Berlin die feierliche Verlobung des jungen Paares. Der spätere Kaiser hat es mehrfach erklärt, daß der Grund derselben nicht der Weisheit der Kabinette, sondern tiefer Neigung beider Herzen entsprang. Und in der Tat sind sie ein glückliches und treues Paar geworden. Am 27. Februar 1882 fand die mit aller Pracht begangene Trauung statt. Stille, glückliche Jahre kamen. Bescheiden stand das Paar abseits vom Thron, und doch wuchs es mehr und mehr in die Sympathie und Liebe des Volkes hinein. Die junge Prinzessin ward eine glückliche Mutter. Sechs Söhne und eine Tochter hat sie dem Gatten geschenkt. Das Zollernblut blühte. Und der greise Kaiser freute sich der jungen Zucht. Aber das Schicksal pochte an die Pforte. Tod und Verhängnis, Verhängnis und Tod walteten über dem Herrscherhause, und früher, als man ahnen konnte, bestieg der Enkel den Thron. Tage froher Erwartung brachen an. Still und stet aber begann die Kaiserin in ihrem Kreise zu wirken. Sie war Mutter, soweit und solang sie es sein durfte. Und an des jungen Kaisers Seite freute sich das Volk der wahrhaft königlichen Erscheinung Auguste Viktorias. Wohin sie kam, gewann sie die Herzen. Mit ernstem Eifer trat sie die Erbschaft der Kaiserin Auguste auf dem weiten Gebiete des Wohlfahrtswesens an. Es war und blieb ihr Reich im Frieden und im Krieg Nichts von Schein und oberflächlichem Patronessentum. Überall zeigte sich ihr tiefes Verständnis, die gründliche Vertrautheit mit allen einschlägigen Fragen und vor allem ihre warmblütige Herzensgüte. Sie ließ sich keine Mühe verdrießen, keine kleinmütige Scheu hielt sie zurück, Krankheit und Elend offen ins Angesicht zu schauen und Trost und Hilfe zu bringen, wo sie es vermochte. Sie wirkte dabei vor allem durch ihr Wesen, durch ihr Herz, das ihr all dies Tun zur Pflicht machte, aber auch als tiefste, reinste Freunde empfinden ließ. So wuchs ihr Wirkungskreis ins Ungemeine, weit über die Hauptstadt hinaus.

Dazu aber kam noch ein anderes. Die Kaiserin hatte ein gut protestantisches Herz voll echter, inniger und starker Frömmigkeit. So war sie bedacht, dem frommen Fühlen und Glauben in dem rasch anschwellenden Berlin die Stätten zu schaffen, die not taten. Schon als Prinzessin hatte sie ihr Augenmerk auf die Mißstände gelenkt, die sich hier geltend machten. Als Kaiserin übernahm sie das Protektorat des Hilfsvereins, an dessen Spitze sie nun eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit aufnahm, um „allen verneinenden und zersetzenden Bestrebungen gegenüber“ das Böse mit dem Guten zu bannen. Es fehlte nicht an feindseligen Stimmen, selbst nicht an Spott und Hohn. Aber sie schritt unbeirrt ihren Weg, in der festen Überzeugung, daß die Grundlage auch des modernen Staates eben auch nur in gesundem und echtem Gottesglauben zu finden sei, wie sie einmal, da man ihr die Bibel für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, an deren Werden sie bedeutsamen Anteil hatte, überreichte, sagte: „Damit stehe und falle ich, damit fällt unser ganzer Staat, unser ganzes Haus.“

In diesem starken Empfinden wußte sie sich völlig mit dem Gatten einig. Es war ein festes Bindemittel zwischen beiden. Ihr war es Trost in steter Sorge, die ihr nie völlig schwand; denn sie verstand die Zeit und sah in ihr wildes Kreisen tief hinein. Auch darin glich sie der Königin Luise. So wenig sie politisch hervorgetreten war und auch nur den Schein erweckt hatte, als würde sie die Hände legen in dieses Spiel, so klar ist ihr Blick immer gewesen, und wo sie riet und warnte, da kamen Rat und Warnung aus treu sorgendem Herzen und waren von weiser Einsicht.



Trauung des Prinzen Wilhelm von Preußen und der Prinzessin Auguste Viktoria zu Schleswig-Holstein in der Schloßkapelle zu Berlin am 27. Februar 1881. Nach einer Zeichnung von C. Becker aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.



Kaiserin Auguste Viktoria im Jahre 1888.



Die Kaiserin bei der Begrüßung von Krankenschwestern, die sich in einem vom Johanniterorden zusammengestellten Lazarettzug zum Kriegsschauplatz begeben.



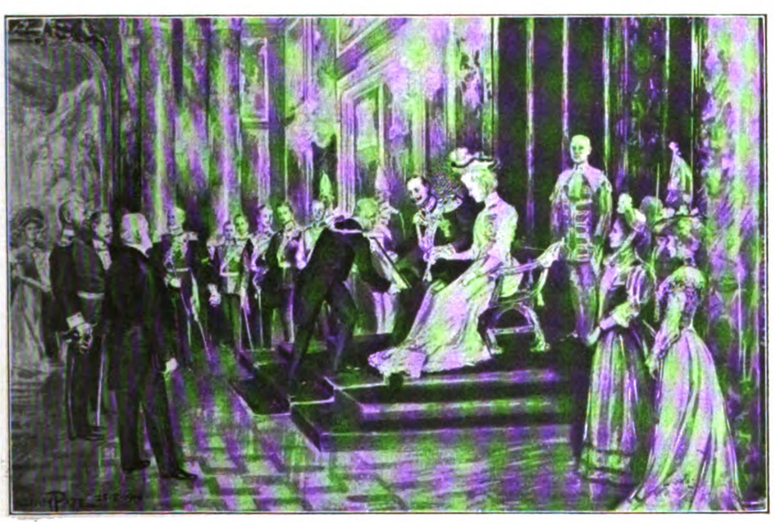
Letzte Aufnahme der Kaiserin vor ihrer Abreise nach Holland.
(Hofphot. W. Niederastroth, Potsdam.)

Die eigentliche Größe der Königin Luise lag doch darin, daß sie als Mutter die Not der Zeit verstehen lernte. Ihr tiefster Grundsatz war, daß ihren Söhnen Thron und Land gerettet werden müßten, und in dieser Sorge ist sie die große und starke Frau geworden, größer als ihr Gatte Friedrich Wilhelm III. Und Stein, Gneisenau und Scharnhorst erkannten bald, welchen Schatz das arme Preußen in seiner Königin besaß. Auch Auguste Viktoria war vor allem Mutter, und mit stolzer Liebe, mit liebender Sorge blickte sie auf ihre Söhne und Enkelkinder und auf die Zukunft des Hauses. Mit Takt und Kraft zugleich. Wie ergreifend das Bild, da sie dem Fürsten Bismarck nach seiner Entlassung in der Abschiedsaudienz einen Rosenstrauß überreicht und ihm zugleich im Namen ihrer Söhne dankt für all das Große, was er auch für sie getan. Und der greise Kanzler hat diesen Dank wie Balsam empfunden in jenen schweren schicksalsvollen Stunden, wo das Lied vom deutschen Leide anhub. Nicht minder schön das andere Bild, wie sie nach Posen eilte als heilvolle Vermittlerin zwischen dem Kaiser und seinem großen Feldmarschall Hindenburg. In ernster Stunde wußte sie dazu beizutragen, den herrlichen Heerführer nicht bloß uns zu erhalten, sondern ihn auch an die Stelle zu setzen, an die er einzig gehörte. Aber immer erschien sie mit echt fraulicher Würde und Weihe, und die historische Forschung wird in der Folge noch manchen Augenblick enthüllen, wo sie stark und kraftvoll ihre Stimme erhob und drohendes Unheil zu verhüten suchte. Wir wissen von ihrem Eingreifen in jenen stürmischen Tagen des Herbstes 1908, wo sie besser und sicherer als die maßgebenden Lenker unserer Politik das Falsche wie das Notwendige erkannte.

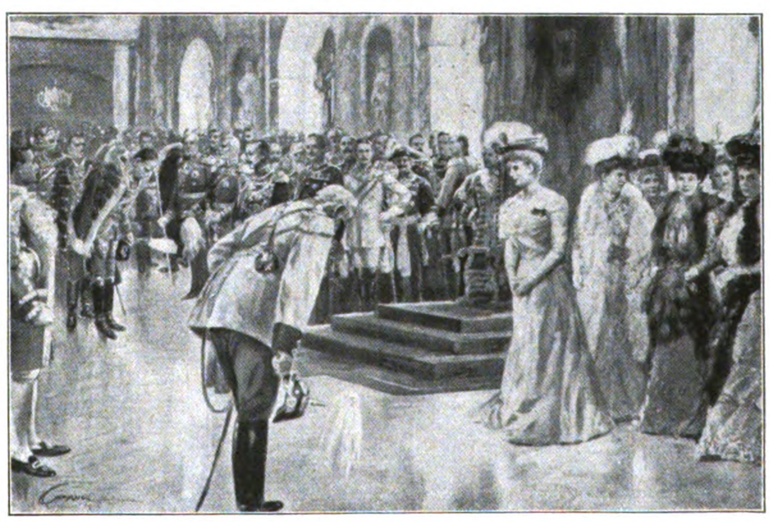


Die Kaiserin mit ihren Kindern im Jahre 1893. (Hofphot. Selle & Kuntze, Potsdam.)

Auch während des großen Krieges, da sich unsere unseligen Geschicke zu vollenden begannen, war sie wohlberaten und gab guten, ja besten Rat. War das Unheil zu wenden, sie hätte ihr Leben gern darum gegeben, es zu erreichen. Doch das ging über die Kraft — und über ihre Kraft. Und so verfiel sie dem Siechtum, das an ihrem Leben zehrte, und dem sie jetzt erlag. Aber das schmälert ihr nicht den Ruhm, daß sie ihres Gatten und unseres Volkes guter Geist gewesen. Und als solcher wird sie in der Geschichte unseres Volkes weiterleben. Wir aber stehen trauernd an dem Sarge der Vollendeten, erschüttert von ihrem Weh und ihrem Ende, das gleichsam Symbol von unseres Vaterlands unseligem Geschick, das sie vorausgesehen und nicht zu wenden vermocht. Denn sie war nur ein Weib. Aber das im schönsten und besten Sinne des Wortes, in hellen und in dunklen Tagen. Schwerstes Schicksal konnte wohl des Lebens zartgesponnenen Faden verkürzen, aber nicht ihre Seele beugen. Das Diadem fiel ihr vom Haupt, aber dieses trägt die dreifache Krone edelster Fraulichkeit, schmerzvollsten Martyriums und deutschester Art. Und davon geht ein Leuchten aus, das sie fernen Geschlechtern zeigen wird als eine der edelsten Frauen unseres Volkes.



Von der Silberhochzeit des Kaiserpaares: Empfang der Deputationen im Kapitelsaal des Berliner Schlosses am 25. Februar 1906. Nach einer Zeichnung von William Pape aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung".



Kaiserin Auguste Viktoria während der Gratulationscour im Weißen Saale des Berliner Schlosses anläßlich des 50. Geburtstags Kaiser Wilhelms II. am 27. Januar 1909. Nach einer Zeichnung von W. Gause aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung".



Dr. Richard Riedl,
der neue Gesandte Deutschösterreichs in Berlin, seither Sektionschef im österreichischen Handelsministerium. Dr. Riedl wird der Nachfolger des als Historiker bekannten Gesandten Prof. Ludo Hartmann.



Von der Vermählung des früheren Kronprinzen Rupprecht von Bayern mit Prinzessin Antonia von Luxemburg: Das Paar nach der Trauung in der Dorfkirche zu Lenggries. Rechts die Lenggrieser Schützen in ihrer altertümlichen Tracht.



Adam Stegerwald,
der neue preußische Ministerpräsident, bisher Minister für Volkswohlfahrt, früher Generalsekretär der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, Mitglied der Zentrumspartei.



Von der ersten deutschen Pelzmodenschau im Kristallpalast zu Leipzig am 4. und 5. April: Sportjacken aus Hermelin mit Seal.



Das von den Deutschösterreichern gestiftete Bismarckdenkmal in Friedrichsruh, eine Schöpfung des Bildhauers L. v. Moos in Salzburg. (Phot. Hans Breuer, Hamburg.)
Von links nach rechts: Franko Steiner, Wien; Franz Vogel, Reichenberg; Sepp Melchar, Linz; Licrusbuger, Innsbruck; Emil Specht, Aumühle.



Von der ersten deutschen Pelzmodenschau im Kristallpalast zu Leipzig am 4. und 5. April: Die kommende Pelzmode.



Knut Hamsuns Tragikomödie „Abendröte" im Neuen Theater zu Frankfurt a. M.: Schluß des III. Aktes. Frau Kareno (Berta Trutz-Scheven), Ivar Kareno (Wolf Trutz), Sara (Erika Kehrmann). (Phot. Otto Fischer, Frankfurt a. M.) (Vgl. „Bühnenschau" S. 340.)



Zum Hinscheiden des früheren Generalintendanten der Münchener Hoftheater Prof. Ernst v. Possart am 8. April: Der berühmte Schauspieler als Shylock (links) und als Mephisto. (Verlag G. Stuffler, München.)



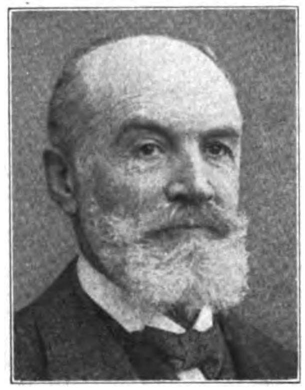
Fritz v. Unruhs Drama „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen" im Hessischen Landestheater zu Darmstadt. Prinz Louis Ferdinand (Heinrich George vom Schauspielhaus in Frankfurt a. M.) und Kriegsrat Wiesel (Franz Schneider). (Phot. R. u. C. Heß, Frankf. a. M.)



Prof. Dr. Johannes Hartmann,
Geh. Reg.-Rat, Direktor der Sternwarte in Göttingen, wird auf Einladung der argentinischen Universität in La Plata die Leitung der dortigen Sternwarte auf ein Jahr übernehmen.



Dr. h. c. Karl Ernst Osthaus,
Gründer und Leiter des Folkwang-Museums in Hagen i. W., Mitbegründer des Deutschen Werkbundes, einer der Führer im kulturellen Leben Deutschlands, † am 27. März in Meran im 47. Lebensjahre.



Stadtrat a. D. Heinrich Flinsch,
vormaliger Inhaber der Schriftgießerei Flinsch in Frankfurt a. M., einer der verdienstvollsten Förderer des Schriftgießerei-Gewerbes, † im Alter von nahezu 82 Jahren.



Albert Brockhaus,
Seniorchef der weltbekannten Verlagsfirma F. A. Brockhaus in Leipzig, Ehrenmitglied des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, † am 27. März im 66. Lebensjahre. (Hofphot. E. Bieber, Berlin.)



Prof. Dr. Theodor Paul,
Geh. Reg.-Rat, Professor der Chemie an der Universität München, zur Zeit Gastlehrer an der Universität Madrid, wurde zum Ehrenmitglied der spanischen Gesellschaft für Physik und Chemie ernannt.

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(4. Fortsetzung.)

Karr hatte Fräulein von Grame erblickt; aber es war ihm unmöglich, an sie heranzukommen, und im Gewühl beim Wechsel der Spielfelder verlor er sie ganz aus den Augen. Auch Liese sah er nicht. Sie mochte sich in finsterm Groll beiseitegedrückt haben.

Er spazierte im Mittelgange auf und ab, begrüßte einige Freunde, schaute den Spielen zu; doch war er nur halb dabei. Endlich nach Schluß des Eilbotenlaufs, bei dem sich sämtliche Schulen im Wettlauf maßen, sah er Ursula. Sie ging mit einigen Damen der Elektrischen zu. Es war bei dem Ansturm keine Möglichkeit, einen Platz zu erhalten; so entschlossen sich die Damen, zu Fuß zu laufen.

Karr schlängelte sich hinter ihnen her. Da aber ihre Gangart zu langsam war und ihm das Nachlaufen auf die Dauer albern erschien, so überholte er die kleine Gesellschaft und grüßte im Vorbeigehen. Der Weg führte durch Vorstadtstraßen und Landwege, zwischen Fabriken und Feldern, an eine Bahnbrücke. Eine Treppe leitete hinauf zu einem Fußsteige, der von dem Bahnkörper durch einen Gitterzaun getrennt war. Drei Dämme liefen in spitzem Winkel auseinander zu, kreuzten sich und suchten neue Richtung. Unter der Brücke glitzerten Reihen von Schienen, die sich an Werkstätten und Stellwerken vorbei nach dem Freiburger Bahnhof schlängelten. Es kam Karr vor, als sei die Welt über ihrer Arbeit eingeschlafen. Schadhafte Wagen und tote Lokomotiven standen auf den Gleisen. Keine Bewegung deutete auf Leben; kein Schornstein rauchte, nirgends war ein Feuerschein. Im Hintergrunde erhob der Elisabethturm sein gekröntes Haupt, mehr links standen die Zwillingstürme der Pauluskirche.

Zögernd stieg er die steinerne Treppe vom Damm hinab und ging durch die schmalen Durchgänge, deren letzter so niedrig war, daß er sich bücken mußte. Nun sah er das Kloster der Elisabetherinnen vor sich.

In der Nähe der Gräbschener Straße begegnete ihm ein junger Mensch in zerlumpter Uniform. Er hatte die Hände in den Hosentaschen und drückte sich scheu vorbei, als der Dobermann knurrend stehen blieb. Rolf wollte nicht weiter und sah den Weg zurück, als der Bursche schon hinter dem Damme verschwunden war.

Karr wurde von Unruhe gepackt. Der Strolch mochte leicht die Damen belästigen. Vielleicht kam Ursula sogar allein zurück. Der Gedanke machte ihm einen heißen Kopf. Stracks wandte er sich um. Der Hund zerrte vorwärts. Schließlich gerieten beide in leichten Trab. Doch ging es Karr noch nicht rasch genug. Er löste den Hund vom Riemen.

„Los, Rolf."

Der Zuruf wäre nicht nötig gewesen. Der Dobermann kannte seine Pflicht auch ohne Worte und schoß davon.

Ursula hatte sich tatsächlich von der Gesellschaft getrennt und war allein weitergegangen. Es war noch hell, und in zehn Minuten hoffte sie die belebte Straße zu erreichen. Darum lehnte sie die angebotene Begleitung ab — die Freundinnen hätten den Weg im Dunkel zurückgehen müssen — und schritt kräftig aus. Schon war sie über die Dammbrücke und zwischen den Durchgängen.

Da sah sie den Burschen herankommen. Nun bedauerte sie, Karr nicht um seine Begleitung gebeten zu haben. Sie war durchaus nicht ängstlich; aber es liefen häßliche Geschichten von frechen Überfällen in der Stadt, und ihr ekelte vor der Berührung mit der Gemeinheit. Der Weg war schmal, ein Ausweichen so wenig möglich wie ein Zurückgehen. Der unheimliche Geselle schlenderte lässig mitten auf dem Wege. Er strich vorüber; schon glaubte sie sich sicher, da fühlte sie sich von gierigen Händen gefaßt, die sie rückwärts zu Fall bringen wollten. Sie warf sich herum und schlug dem Rohling ins Gesicht, daß er einen Augenblick abließ. Im nächsten hatte er sie wieder umfaßt. Ihr Unterarm drückte den Hals des Unholdes zurück, dessen Augen in wölfischer Gier brannten. Sie schrie nicht um Hilfe; es wäre wohl auch umsonst gewesen.

Da leuchte es heran in langen Sätzen.

„Rolf!" rief sie in höchster Not.

Der Lump verstand den Ruf erst, als ihm Rolfs Zähne im Genick saßen. Er ließ Ursula los, seine Rechte fuhr mit einem entsetzlichen Schrei nach hinten. Er kriegte das Halsband zu fassen und suchte den Hund in wahnsinniger Angst loszureißen. Dabei stolperte er und stürzte schwer rücklings gegen den Zaun. Das war seine Rettung. Das wütende Tier hätte ihm die Halswirbel zermalmt.

Ursula hatte mit starren Augen dem Kampf zwischen Mensch und Tier zugeschaut, ohne sich zu regen. Unbewußt rieben sich ihre Hände aneinander in waschender Bewegung. Bei dem Sturz erwachte sie wie aus schwerer Betäubung.

„Schone!" rief sie.

Der Dobermann gehorchte; aber er blieb mit den Pfoten auf der Brust des Strolches stehen und schillerte unverwandt und haßerfüllt auf das verzerrte Gesicht unter ihm. Die kurze Rute zitterte. Die Lippen waren zurückgezogen, die gelben Zähne blinkten, bereit, bei der geringsten Bewegung die Gurgel zu fassen.

Da war auch Karr heran. Er fragte, ob sie verletzt wäre, und berührte dabei teilnehmend ihre Hand. Sie schüttelte den Kopf. Da nahm er den Dobermann am Halsband und zog den Widerwilligen fort. Noch wagte der Kerl keine Bewegung. Seine Augen rollten schreckhaft in dem vertierten Gesicht.

„Wir werden ihn zur Polizei bringen", sagte Karr.

„Rolf hat ihn bestraft; lassen Sie ihn laufen."

Das Sprechen fiel ihr noch schwer; stoßweise kamen die Worte heraus. Sie ergriff Karrs Hand, als wollte sie ihn zum Fortgehen drängen.

Der Strolch erhob sich mühsam. Er preßte ein schmutziges Tuch auf die Nackenwunde und schlich rückwärts, das Gesicht immer noch angstvoll auf seinen Feind gerichtet, von dannen. Von der Bahnbrücke aus drohte er mit der Faust und schrie etwas Unflätiges herunter, blieb aber dabei im Trab.

Ursula hatte Karrs Arm genommen. Sie bebte unter der Nachwirkung des Ekels und strich mit der Hand bisweilen unbewußt über das Kleid, als wäre dort etwas Unreines wegzuwischen. Karr suchte, sie auf andere Gedanken zu bringen. Er erzählte ihr einen launigen Schulschwank, obwohl ihm gar nicht nach Scherz zumute war, und hatte richtig die Genugtuung, Ursula lächeln zu sehen.

„Sie sind ein guter Mensch", sagte sie herzlich vor der Tür, und es lag etwas Warmes in ihrem Blick.

„Oder Rolf ein guter Hund", scherzte er, den Dank abwehrend.

Da nahm sie Rolfs Kopf zwischen die Arme und küßte ihn mitten auf die schwarze Nase. Rolf wurde ein wenig verlegen ob der Ungewöhnlichkeit des Vorganges; denn weder Kalmus noch Karr hatte ihm je einen solchen Liebesbeweis gegeben. Doch fand er sich mit der Zärtlichkeit ab und erwiderte sie auf seine Art, indem er nach kurzem Blick auf den Herrn alle Zurückhaltung fahren ließ und seinen Kopf stürmisch in ihre Kleider bohrte.

Karr stand neidisch daneben. Sie mochte wohl in seinen Blicken davon gelesen haben, reichte ihm beide Hände und drückte kräftig. Himmel, war das schön! Er ließ sie gar nicht los, und ihr schien es auch zu gefallen. Dabei hatte er den verbrecherischen Gedanken, sie möchte bald wieder in Gefahr geraten, damit er solch Vergnügen noch einmal hätte. Aber dann wünschte er die Dankbarkeit zum Teufel und hätte lieber ein anderes Gefühl in Ursulas Augen gelesen als diese dumme Erkenntlichkeit für eine selbstverständliche Hilfeleistung, die weder besonderen Mut noch Opfer geheischt hatte.

Als er aus dem Hause trat, fiel ihm bei, daß er ja die dringende Verpflichtung habe, sich morgen nach Ursulas Befinden zu erkundigen. Das stimmte ihn so heiter, daß er zu pfeifen begann und Rolf einen übermütigen Klaps versetzte.

„Du bist ein Prachtkerl, Rolf."

Der Dobermann wußte von selbst, was er wert war; indessen hörte er auch die Bestätigung gern und dankte durch ein kurzes Bellen.

Vor dem Torweg stand Wulke und rauchte seine kurze Stummelpfeife. Rolf umkreiste ihn und stellte durch seinen Seelenriecher fest, daß der Schuster ein höchst achtbarer Mensch wäre, was die Folge auch erwies.

„Du, ich habe etwas für dich", meinte Wulke nämlich und ging durch den Torweg nach seiner Wohnung. Rolf begleitete ihn und kam kauend wieder zurück. Er mochte gute Bekanntschaft geschlossen haben, denn am nächsten Nachmittag stand er eine Weile sinnend vor dem Torweg, ehe er sich entschloß, Karr zu folgen.

Frau von Grame schien seinen Besuch erwartet zu haben. Jedenfalls freute sie sich, den Freund des Hauses so bald wiederzusehen. Ursula hatte bei der gestrigen Abwehr eine kostbare Nadel verloren und bat Karr um seine Begleitung. Allein hätte sie nicht gehen wollen, selbst in Mutters Gesellschaft nicht. Die Einsamkeit des Weges ließ ein Wiederfinden immerhin möglich erscheinen.

Die Vorgärten an der Straße boten einen verwahrlosten Eindruck. Zwischen Wolfsmilch und Springkraut steckten wilde Astern ihre bunten Köpfe heraus. Die Wege waren überrast, von den Sträuchern hingen geknickte Zweige.

Unterwegs kam man auf die Wildheit der Zeit zu sprechen. Die alte Aristokratin machte einzig die Regierung dafür verantwortlich. Sie gebrauchte harte Worte und nahm dabei ohne weiteres an, daß Karr ihre Gesinnung teile.

Er warf ein, daß zur Zeit nicht gut gegen die Mehrheit aufzukommen wäre.

„Schuster und Schneider können doch nicht regieren", erwiderte sie heftig.

„Nein, die können es so wenig wie wir", sagte er. „Aber die Leute, die es verstehen, sollten sich der neuen Zeit anpassen und dem Lande ihre Dienste anbieten."

„Das heißt, an ihrem eigenen Untergange arbeiten und das Begräbnis mit Musik verherrlichen."

„Wer ehrlich arbeitet, wird nicht untergehen."

„Siehe Rußland", meinte sie bitter.

„Sozialismus ist nicht Bolschewismus."

„Der eine erwürgt uns langsam, der andere etwas schneller. Der Unterschied liegt nur im Zeitmaße, und die Wahl der Todesart ist lediglich Sache des Geschmacks."

„Sie trauen unserem Volke zu wenig. Fünf Jahre lang hat es Lasten getragen, unter denen jedes andere zusammengebrochen wäre."

„Es ist zusammengebrochen — und wenig ehrenvoll."

„Ich glaube, Sie sehen nicht den Kern, sondern nur die Schale. Sie werden weniger vom Sittengesetz der neuen Zeit abgestoßen als von der schönheitmangelnden Form. Armut, Schmutz und Krankheit wohnen gern beieinander. Stecken Sie den Arbeiter in gesunde Verhältnisse, dann werden auch Sie, gnädige Frau, Ihr Gefallen an ihm haben. Sehen Sie unseren Geldadel an. Mit den Eltern und Großeltern dieser Leute hätten Sie vielleicht noch nicht verkehren mögen. Jetzt würde es Ihnen schwer werden, einen Unterschied zwischen ihm und den alten Geschlechtern festzulegen."

Frau von Grame lächelte.

„Wahre Vornehmheit würde ich immer erkennen. Sie liegt nicht in äußeren Formen."

„Das können Sie nicht verstehen", wollte sie hinzusetzen, besann sich aber und fragte:

„Sie sind Sozialist?"

„Nein, wenigstens nicht in Ihrem Sinne. Ich kümmere mich nicht um Politik; das Gezänk der Zeitungen ist mir zuwider. Was ich suche, ist Verständigung und Versöhnung. Haß zerstört. Wir müssen neue Werte schaffen; dazu brauchen wir die Massen."

„Der Wille der Masse ist immer Irrtum."

„Das hieße, den Geist verneinen. Ich sehe in dem Aufwärtsstreben ein trotziges Kraftbewußtsein, das nicht nur grobsinnliche Vorteile sucht, sondern aus der Stumpfheit und Seelenöde heraus möchte, um an höheren Genüssen teilzunehmen. Man kann über die einzuschlagenden Pfade verschiedener Meinung sein; — ich glaube z. B. auch nicht, daß die heutigen Wege der Regierung die rechten sind — für das Wollen hätte ich bei Ihnen Verständnis gesucht."

„Kraft, die sich auf Masse stützt, verdient keine Achtung."

„Sie stützt sich auf die sittliche Forderung der Gleichheit."

„Oder auf die unsittliche der Faulheit."

„Es ist richtig, daß nicht so gearbeitet wird wie früher. Die Zustände werden sich ändern, wenn wir erst Ruhe haben."

„Was nach Möglichkeit verhindert werden wird."

Karr hatte eine bittere Entgegnung auf der Zunge. Er unterdrückte sie und murmelte:

„Die ungesprochenen Worte strömen dem Frieden zu. Sie kommen bald zur Ruh' hinter geschlossener Pforte."

„Was meinten Sie, Herr Karr?"

„Ich befolgte einen guten Rat von Kantor Kalmus, in der Erregung zu schweigen, und brummte zur Unterstützung einen Vers von Leo Heller."

Da lachte Frau von Grame und sagte:

„Sie haben gute Bundesgenossen. Da will ich den Kampf lieber abbrechen."

Sie reichte ihm freimütig die Hand.

Ursula hatte schweigend zugehört. Alles redete von Recht und Pflicht zur Arbeit. Was tat sie eigentlich? Verdiente sie ein immerhin angenehmes Leben, wie sie es führte? Oder ließ sie sich durch die Gesellschaft ernähren? Das wäre ja eine Schande. Ihr Stolz bäumte sich auf gegen den Gedanken, anderen etwas schuldig zu sein. Sie beschloß, Karrs Meinung herauszufordern. Er würde damit nicht hinter dem Berge halten, auch ihr gegenüber nicht.

Die kleine Gruppe war zwischen die Eisenbahnunterführungen gelangt. In der Mauerecke, wo Ursula den Strolch abgewehrt hatte, fand sich richtig die Nadel. Sie war zertreten, aber der kostbare Stein saß noch in der Fassung.

„Nun erzählen Sie uns etwas über Ihre Jugend", bat Frau von Grame auf dem Rückwege.

Sollte Ihnen das wirklich Teilnahme entlocken? fragte sein Blick. Dann erzählte er von den Eltern, die als Dominialarbeiter hart gearbeitet hatten. Achtzig und sechzig Pfennig, das waren die Löhne für Männer und Frauen im Sommer gewesen und sechzig und vierzig Pfennig im Winter.

„Ja, es waren böse Zeiten für die Landwirtschaft", bestätigte Frau von Grame. „Wir mußten damals das Gestüt auflösen und zwei Diener entlassen. Und die Leutenot! Alles drängte nach der Stadt zur Freiheit hin. Niemand wollte mehr Knecht sein."

Karr fuhr fort: „Die Arbeit wurde zur Fron. Die kärglichen Feierstunden gehörten der Sorge. Der Herr hatte scharfe Augen und achtete auf jedes Versehen. Dann kam der große Brand. Der Haß sollte ihn angelegt haben. Es konnte schon so gewesen sein. Die Eltern kamen dabei ums Leben. Das Gut wurde verkauft. Ich fand bei Kantor Kalmus Unterkommen und liebevollen Anreiz zu nützlicher Arbeit, wie ihn mir die Eltern nicht hatten bieten können. — Sie kannten Kantor Kalmus, gnädige Frau?"

„Wietau ist meine Heimat wie die Ihre."

Er fragte nicht weiter. Die Bitterkeit der ersten Jugend war überwunden.

Frau von Grame verabschiedete sich an der Opitzstraße. Sie hatte noch einen Besuch vor.

„Herr Karr," sagte Ursula, „ich kann mir Ihre Meinung über eine Frage, die mich beschäftigt, wohl denken; deshalb bitte ich Sie um rücksichtslose Auskunft. Ist es recht, daß ein junger, arbeitsfähiger Mensch vom Gelde seiner Vorfahren lebt?"

„Nein", sagte Karr schroff. „Ich will es Ihnen zu verdeutlichen suchen", fuhr er weicher fort. „Meine Eltern haben gearbeitet vom Morgen bis zum Abend, und ich sage mir, diese Mühe muß mehr wert gewesen sein als das, was ihnen das Leben dafür bot. Sie arbeiteten nur zum geringen Teil für sich, zum größeren für andere. Diese armen Leute waren Gläubiger des Lebens."

„Und die anderen, für die sie arbeiteten, sind eigentlich Schuldner des Lebens oder jener Ärmsten? So meinen Sie doch?"

„So ist es. Und unser Bemühen muß darauf hinauslaufen, diese Schulden der Vergangenheit abzustoßen."

„Dann wäre ich — Ihr Schuldner?" fragte sie mit Lächeln. Doch eine bittere Erkenntnis wandelte es im Entstehen schon zur Grimasse.

Er verstand nicht, wohinaus sie wollte.

„Mir ist das Leben nichts schuldig", entgegnete er. „Ich arbeite, aber die Arbeit ist mir lieb, und darüber hinaus bietet es mir noch manche Freude. Bei mir geht die Rechnung auf."

„In meinem Lebensbuche mag wohl das Soll stark überwiegen."

„Sie sind ja noch jung und können leicht einen Ausgleich zu Ihren Gunsten schaffen. Ihr Hauptbuch wird noch lange offen stehen."

Da reichte sie ihm die Hand und schüttelte sie kameradschaftlich. Er stieg weiter hinauf, um Luckow zu besuchen. Er fand die ganze Familie im Reisefieber. Es war noch eine Woche Zeit bis zu den Ferien; aber die Koffer standen schon bereit.

Sechstes Kapitel.

Nicht weniger als drei Einladungen zum Ferienbesuch waren in Breslau eingegangen, und alle drei sprachen von der unbedingten Notwendigkeit des Besuches. Das war das Fangeisen für Luckow, und Karr hatte es ausgelegt.

Förster Bullock bat um Suse als Hausdame und dachte an Liese, die ihm ans Herz gewachsen war. Lehrer Spickus wünschte Luckows Anwesenheit, um seinen Rat in Schulsachen zu hören — er hätte ihn gut alle Sonntage haben können — und meinte eigentlich Suse. Endlich lag noch eine dritte Einladung des Gemeindevorstehers vor, die mehr Frau Luckow im Auge hatte, durch deren Einfluß man Luckow für die Wietauer Stelle zu gewinnen trachtete.

Seit Luckow abgewehrt hatte, das Organistenamt für immer zu übernehmen, war er im Preise gestiegen. Hin und wieder las man auch seinen Namen bei Vereinsnachrichten in der Zeitung. Er mußte doch ein angesehener Mann sein, und es hätte den Wietauern geschmeichelt, wenn ein solcher ihre Gemeinde der Großstadt vorgezogen hätte. Man hoffte immer noch auf ihn.

Dazu kam noch ein anderes. Luckows fruchtbarer Kopf hatte wieder einmal einen Plan ausgeheckt, der unter den Leuten starken Eindruck hervorrief. Er wollte vor seinem Abgange noch ein Kirchenkonzert veranstalten. Seit einigen Wochen probten sangeslustige Damen und Herren im Schweiße ihres Angesichts sonntäglich zwei bis drei Stunden. Zuerst waren es nur etwa zwanzig; dann, als man wagen durfte, bei offenen Fenstern zu üben, war die Zahl bis auf fünfzig hinaufgeschnellt, und es wären noch viel mehr geworden, wenn man nicht die letzten Neuanmeldungen zurückgewiesen hätte. Fünf einfache Gesänge waren eingetrichtert worden; Luckow verstand seine Sache. Spickus hatte drei Kinderchöre geübt. Wenn nun Suse noch ihren Sopran dazugab und Spickus seine Geige, so konnte man schon eine ganz hübsche Vortragsordnung zusammenbringen. Zur Not hatte Luckow auch noch einen Breslauer Frauenchor zur Hand.

Wie im Sommer fand das Ehepaar Unterkommen in der Schule, die Nachkommenschaft in der Försterei.

Suse hatte ihre Lieder unter Vaters Begleitung öfters gesungen. Spickus war jedesmal zugegen. Er war überhaupt immer zugegen, und Luckow hätte es auffallen müssen. Wenn er nur gewußt hätte, daß seine Suse bereits heiratsfähig war! Aber wie konnte er bei seiner Beschäftigung darauf kommen! Spickus starrte ihr unverwandt in Mund und Augen, wenn sie sang — und wenn sie nicht sang, tat er es auch. Bisweilen störte sie es, und sie errötete; Luckow konnte mörderlich grob werden, wenn sie ihre Sache nicht gut machte. Dennoch brachte sie es nicht über sich, Spickus zu ersuchen, sein Augenspiel zu unterlassen. Es ist von jeher Sitte gewesen, daß zweite Lehrer die Töchter ihres Kantors verehren. Suse wollte gegen diese löbliche Sitte nicht

verstoßen, wenn sie ihr auch unbequem wurde. Spickus hatte freie Bahn.

Liese kam ihm zunächst nicht in die Quere. Wenn sie ihm mit ihren hohen sittlichen Begriffen an den Wagen gefahren wäre, hätten die Dinge vielleicht eine andere Wendung genommen. Aber sie steckte mit Bullock und dem Hunde dauernd im Walde und mehrte ihre weidmännischen Kenntnisse. Seit sie ein aus der Art geschlagenes Karnickel, das ihr zu Gefallen und aus lauter Verwunderung vor der Röhre Männchen machte, richtig totgeschossen hatte, war sie für weibliche Arbeit im Hauswesen nicht mehr zu haben.

Bullock trug daran auch seine Schuld. Er suchte seine Vorliebe für Liese damit zu entschuldigen, daß sie ja kein richtiges Mädel sei. Das hörte sie gern; es erfüllte sie mit Geringschätzung für ihr bedauernswertes Geschlecht. Sie war bestrebt, ihre Männlichkeit weiter auszubilden, und erwog schon, in Hosen auszugehen. Nun gehören zu den Hosen freilich auch Langschäfter, und das hinderte die Ausführung des Gedankens. Bullocks Oderkähne waren für Lieses sonst ganz stattliche Füße doch zu umfangreich, und von Vaters Einsicht über die Notwendigkeit jagdlichen Schuhwerks war wenig zu erwarten.

Da geschah jenes große Ereignis, das Lieses edle Männlichkeit mit einem Schlage erledigte. Mila, Bullocks Hündin, war Mutter geworden. Sechs kleine, taprige, wuschlige, formlose Dinger krabbelten auf dem Strohlager. Die junge Dame war fassungslos, erschüttert von solchem Segen. Sie glaubte zuerst, gutgenährte Maulwürfe vor sich zu haben, da sie irgendwelche Beziehungen zwischen Mila und dem Krabbelzeug nicht voraussetzte. Als sie dann von Hannes in wenig anständiger Weise Aufklärung erhielt, erwachte ihr weibliches Mitgefühl, und sie nahm die Wochenpflege kraftvoll in die Hand. Wehe, wer sich dem Hundelager ohne ihre Erlaubnis nahte! Selbst Hannes wurde böse weggebissen, als er das Futterschaff mit mehr Poltern hinstellte, als nötig war. In diesen aufregenden Tagen vergaß Liese Fuchsbau und Schnepfendreck, vergaß auch Suse und Spickus über ihrer beglückenden Sorge um die sechs Krabbeltiere.

Wegen der Innigkeit des Verkehrs mit ihnen erwies sich bald eine Namengebung als nötig. Liese schwankte lange zwischen den Söhnen Jakobs und den kleinen Propheten. Da ihr jene durch unfreiwilliges Lernen und Abschreiben zwar geläufiger, aber auch widerlicher geworden waren, so entschloß sie sich zu den kleinen Propheten und taufte also ihre Sprößlinge: Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, und den ulkigsten und kleinsten außerhalb der Reihe mit Habakuk.

Frau Luckow hatte seit Jahren einmal freie Zeit. Die Versorgung bot keine Schwierigkeiten; Kochen und Wirtschaften machten geradezu Spaß. Die Leute waren so entgegenkommend, so freundlich, daß sie gern da und dort ein halbes Stündchen verplauderte. Selbst mit Bullock, der mit den Bauern an einem Strange zog, wenn es galt, Luckow nach Wietau zu ziehen.

Sie verhehlte nicht, daß sie gern aufs Land zöge, und er machte sie scharf, indem er auf den Gesundheitszustand ihres Mannes hinwies.

(Fortsetzung folgt.)

Bühnenschau. Von Dr. Karl Blanck.

Durch den verworrenen Lärm von Lobpreisungen und Schmähungen, der sich um Fritz v. Unruhs spätere Werke „Das Geschlecht" und „Platz" erhoben hat, ist die Erinnerung an die ersten Schöpfungen des Dichters fast verdrängt, an die „Offiziere" und an das historische Drama „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen", das infolge des Zensurverbots aus den Zeiten der Monarchie erst jetzt zur Uraufführung am Hessischen Landestheater in Darmstadt gelangt ist. Trotz mancher gedanklichen Berührung besteht doch ein starker innerer Bruch zwischen diesen ersten knappen, bis zur Schroffheit gedrängten und dennoch leidenschaftlich bewegten früheren Bühnenwerken und den späteren Schöpfungen des Dichters, die im Schwulst der großen Worte und im Krampf der wilden Gebärden zu ersticken drohen. Hier aber glüht trotz aller jugendlichen Schwächen noch ein reineres Feuer, zuckt heiß und ehrlich ein echtes Leben — trotz der konventionellen Befangenheit in der Kontrastierung und Auflösung der dramatischen Motive. Auf jeden Fall ist die tragische Gestalt des jungen Prinzen, dessen rasch und reich bewegtes Leben und frühen Tod von jeher blühende Romantik umkränzt hat, mit feinem dichterischen Gefühl erfaßt. Der letzte wahre Träger des friderizianischen Geistes geht mit ihm zugrunde. Als begeistertes Opfer des eigenen Pflichtgefühls, das über den Lebensmut wie über alle ehrgeizigen Träume und hochfliegenden Gedanken der Jugend siegt, geht er aufrecht in den Tod, der aus aller Wirrsal und Bedrängnis des Lebens herausführt.

Von einer nahezu entgegengesetzten Tragik ist Knut Hamsuns „Abendröte" erfüllt, die am Neuen Theater in Frankfurt am Main zur Uraufführung kam: von der Tragik des Alterns, des Menschen, der sich gleichsam selbst überlebt und mit Schmerz auf die vergangenen Irrtümer zurückblickt. In dieser Tragikomödie ist Voraussetzung und endgültiges Ergebnis zugleich die Erkenntnis von der Fragwürdigkeit und physiologischen Bedingtheit auch des geistigen Geschehens, von der Relativität aller menschlichen Überzeugungen und Gefühle. Eine ernsthafte und bittere Lehre für ein Zeitalter, das, statt der organischen Entwicklung zu folgen, vielmehr anmaßend und selbstgewiß mit dogmatisch feststehenden Begriffen dem Gang der Dinge allenthalben gewaltsam entgegentritt, ist diese Geschichte eines alternden Politikers, der mit innerer Notwendigkeit von den radikalen Meinungen seiner Jugend abfällt und selbst vor dem Sturm einer neuen Jugend erzittert, die sein eigenes Bekenntnis von ehemals auf den Lippen trägt. (Abbildungen siehe Seite 335.)



Aus Wissenschaft und Technik.

Das Leben bei tiefsten Temperaturen. Die Entstehung der ersten Lebewesen durch die sogenannte Urzeugung ist auch heute noch ein so schwieriges Problem der Biologie, daß viele hervorragende Forscher, so der verstorbene Physiker H. v. Helmholtz oder Svante Arrhenius, die Ewigkeit des Lebens annehmen. Wenn aber mikroskopisch kleine Keime von Lebewesen das Weltall bevölkern sollen, so werden sie zweifelsohne im leeren Weltenraum häufig in Gebiete von so schwacher Beleuchtung geraten, daß sie sich auf die Temperatur des absoluten Nullpunktes (— 273° C) abkühlen. Dieser stellt die denkbar tiefste Kälte dar, da hier die Wärmebewegung der Moleküle (= Kleinstteilchen der Stoffe) zum völligen Stillstand gekommen ist. Vertragen nun irdische Lebewesen so ungeheuer tiefe Kältegrade? Nach neuen und wichtigen Untersuchungen von Pater Gilbert Rahm überstehen wunderbarerweise selbst vielzellige höhere Lebewesen so eisige Temperaturen, wie sie in den strahlungsärmsten, d. h. kältesten Teilen des Weltenraums herrschen. Zur Durchführung seiner Versuche begab sich Pater Rahm nach Leyden in das Kältelaboratorium von Professor Kamerlingh Onnes. Das ist die einzige Stelle der Erde, wo Forschern flüssiges Helium zur Verfügung steht; in diesem werden die größten Kältegrade erreicht, und Professor Kamerlingh Onnes ist bis auf 1,2 Grad an den absoluten Nullpunkt der Temperatur (— 273° C) herangekommen. Pater Rahm prüfte im flüssigen Helium das Verhalten lufttrockener Moose — und zwar von Arten, wie sie auf Mauern und Dächern alter Häuser vorkommen — mit der ihnen eigentümlichen Kleintierwelt. Die Moose mit den Fadenwürmern, Rädertieren und Bärentierchen im Trockenzustand mußten zunächst in dem zur Verflüssigung des Heliums notwendig luftleer gepumpten Apparat einen Tag lang das Hochvakuum aushalten; dann wurde auf — 150° C abgekühltes Heliumgas eingelassen, und später wurde alles mit flüssigem Helium überschüttet. Fast sieben Stunden lang blieben die Lebewesen der ungeheuren Kälte ausgesetzt; das Heliumgasthermometer zeigte, daß die Temperatur in dem flüssigen Heliumbad auf — 271,8° C sank. Bei dieser Temperatur hören natürlich die den Lebensvorgang bildenden Tätigkeiten, wie Atmung und Stoffwechsel, vollständig auf, und jedes biologisch-chemische Geschehen muß in den Organismen zum gänzlichen Stillstand gekommen sein. Ist doch in solch unmittelbarer Nähe des absoluten Nullpunktes der Temperatur selbst die Bewegung der Moleküle und Atome, die wir als den Wärmezustand der Materie bezeichnen, fast völlig verschwunden. Trotzdem zeigten beim Wiederauftauen die angefeuchteten Rädertierchen bereits nach 19 bis 25 Minuten wieder volle Lebenstätigkeit; nach 32 Minuten waren auch die Bärentierchen munter, und nur die Fadenwürmer brauchten etwa eine Stunde, um zu neuem Leben zu erwachen. Auch manche der lufttrockenen Moose überstanden das ungeheure Kältebad; beim Einpflanzen entwickelten sich wieder grüne Triebe aus den schlafenden Augen. Nur die blattgrünhaltigen Zellen waren zugrunde gegangen. Es ergibt sich also aus Pater Rahms Untersuchungen, daß selbst vielzellige, hochdifferenzierte Tiere und Pflanzen für wahrscheinlich beliebig lange Zeiträume in einen absoluten Ruhezustand übergeführt werden können, in dem selbst vom physikalischen und chemischen Standpunkt aus gar kein Geschehen irgendwelcher Art erfolgt. Den Zustand der Zellen bei 271° Kälte kann man eigentlich weder als lebend noch als tot bezeichnen. Die lebende Materie muß sich hier in einem neuen Zustand befinden, der ihre Verbreitung von einem Himmelskörper zum andern trotz der im Weltraum eintretenden tiefsten Abkühlung sehr wohl gestattet.

Dr. K. Kuhn, Nürnberg.

Die Herzwirkung des Alkohols. Rein auf den Erfahrungen der Praxis fußend, hat man seit alters bei Versagen der Herztätigkeit gern schwere Weine und Kognak als Heilmittel in Anwendung gezogen. Die wissenschaftliche Forschung vermochte durch Jahrzehnte hindurch eine ausreichende Erklärung der günstigen Wirkung nicht zu geben; man behalf sich mit der Annahme indirekter Herzwirkungen des Alkohols, also beispielsweise durch Lösung von Gefäßkrämpfen oder durch Erregung der Geruchs- und Geschmacksnerven usw. Läßt man ein aus seinen Körperverbindungen herausgelöstes Tierherz von Nährflüssigkeit durchströmen, so schlägt dieses „isolierte“ Herz lange Zeit regelmäßig und kräftig weiter, das „überlebende“ Herz kann somit zur Lösung der Frage benutzt werden, welchen Stoffen eine direkte Herzwirkung zukommt. Bei Zusatz von Alkohol zur Nährflüssigkeit hatten nun die verschiedenen Untersuchungen stark einander widersprechende Resultate; schließlich ergab sich, daß der verschiedene Prozentgehalt der Alkoholbeimengung zur Nährflüssigkeit gegensätzliche Ergebnisse liefert. Ein Gehalt von einem Prozent, der übrigens für das strömende Blut des lebenden Organismus nicht in Betracht kommt, schädigt stets die Herzfunktion. Aber geringerer Zusatz (0,13 bis 0,3 Proz.) hebt manchmal ganz unverkennbar die Arbeitsfähigkeit des überlebenden Herzens, andere Male aber nur geringer oder kaum. Die Lösung dieses Rätsels ist dem Amerikaner Dixon gelungen. Herzen, die durch längere Arbeitsleistung ermüdet sind bei Durchströmung mit Salzlösung ohne organisches Nährmaterial, reagieren prompt und stark auf Alkoholzusatz günstig, während der wohlernährte unermüdete Herzmuskel gering oder kaum beeinflußt wird. Dieser merkwürdige Einfluß des Alkohols ist nun auch bei anderen Organfunktionen nachgewiesen, beispielsweise eine Anregung abnorm geschwächter Atmung, abnorm daniederliegender Zusammenziehungsfähigkeit der Bauchgefäße. Aus diesen und anderen Versuchen wird man den Schluß ziehen: als Entmüdungsmittel ist der Alkohol brauchbar, aber nie vorzeitig während der Arbeit.

Dr. Engelen, Düsseldorf.

Der Radiumgehalt der Meere. Ebenso wie in jedem Gestein, findet sich auch in jedem Wasser, jeder Quelle, jedem Fluß, jedem See und im Meer eine gewisse Menge Radium. Wenn die Menge pro Kubikmeter auch nur gering ist, so ist doch die Gesamtmenge des Radiums, die in den Wässern steckt, sehr beträchtlich. Von V. F. Heß ist kürzlich der Radiumgehalt der Ozeane berechnet worden.





Setzt man die Gesamtoberfläche der Meere zu 361 Millionen Quadratkilometer in Rechnung, und nimmt man ferner an, daß die mittlere Tiefe 3,5 km und der mittlere Radiumgehalt des Meereswassers rund den hundertmillionsten Teil eines Gramms im Kubikmeter Meerwasser beträgt — diese letzte Zahl ist ein Durchschnittswert, der sich aus den experimentellen Bestimmungen ergeben hat — so findet man, daß die Gesamtmenge des im Weltmeere vorhandenen Radiums 1500 Tonnen beträgt. Durch radioaktiven Zerfall gehen von dieser Menge im ganzen Weltmeer in der Sekunde 21 mg verloren, also etwa halb soviel, wie man bei einer durchschnittlichen therapeutischen Radiumbestrahlung an Radium benötigt. Die großen Radiummengen im Weltmeer können verschiedenen Ursprung haben. Heß berechnet, daß die Flüsse in der Sekunde nur 0,3 mg Radium den Weltmeeren zuführen, und daß auch der Anteil, der vom Meeresboden in das Meer gelangt, nur gering ist. Das Radium in dem Meere ist dagegen wahrscheinlich durch radioaktiven Zerfall aus dem Uran entstanden, das im Meereswasser gelöst enthalten ist. Es müßten dann im Liter Meereswasser 0,004 mg Uran vorhanden sein. Doch ist diese letzte Zahl noch nicht experimentell nachgeprüft worden. Ludwig Thor.

Riesenmetallfunde. Oftmals hat man Metalle in Riesenmengen beisammen angetroffen. Im Kupfergebiet am Oberen See in Nordamerika entdeckte man im Jahre 1857 einen Block, der 420 t wog und 80 Proz. Kupfer enthielt. Im Jahre 1904 fand man bei Montecatini in Toskana einen 120 t schweren Klumpen von Buntkupferkies und Kupferkies. Die Kupfergrube Medorrudjanske im Ural lieferte einen Malachitblock von 328 t. Die riesigste Kupferansammlung der Welt wies die Lagerstätte von Butte City in Montana auf. Auf dem kaum 5 qkm großen Raum wurden in dreißig Jahren $2^1/_4$ Mill. t metallisches Kupfer gewonnen. Im Jahre 1545 entdeckte man die Silbererzgänge von Potosi, die gegen 30000 t Silber im Werte von 6 Milliarden Mark ergaben. Seit 1903 beutet man das Kobalt-Silber-Feld in Kanada aus und gewann in zehn Betriebsjahren 4800 t. Nach einer Erzählung ist im Freiberger Gebiet auf der Grube St. Georg im 15. Jahrhundert ein 400 Zentner schwerer Silbererzblock gefunden worden, auf dem im Jahre 1474 Herzog Albrecht von Sachsen gefrühstückt haben soll. In Nevada hat der Comstockgang, der nur auf $^1/_{600}$ der 4 km langen Erstreckung bauwürdig ist, in den Jahren 1859 bis 1891 für $1^1/_2$ Milliarden Mark Gold und Silber geliefert. Der Entdecker dieses Erzganges starb als Bettler. Im Freiberger Gebiet machte man 1858 auf der Grube „Himmelsfürst“ einen großen Silberfund, aus dem man 5000 kg Silber gewann. Im Jahre 1881 stieß man auf der Grube Mußzári in Siebenbürgen auf eine Stelle, an der man in 30 Stunden 55 kg Rohgold fand. Rudolf Hundt.

Für die Frauenwelt.

Verschiedenartige Trikotstoffe. Es war im zweiten Kriegssommer, als ich das erste Mal von seidenen Trikotstoffen las, in einem der spärlich in unsere Riesenfestung hereingeschmuggelten französischen Modejournale, denn auch die Wiege dieser Neuheit stand im Franzosenland. Seither hat diese Erfindung Schule gemacht, und mannigfach sind die Abarten des ursprünglich „trycko“ genannten, herrlichen Seidenstoffes: die erste Abart, feinmaschiger Wolltrikotstoff, der rund gewebt wird, ist das ideale Material für das uns allen so lieb gewordene und unentbehrliche Kittelkleid sowie für anspruchslose Trotteurkostüme, deren Jacken nie gefüttert werden — nicht gefüttert werden können — und daher jenes gewisse Weiche, Saloppe an sich haben, das das elegante Vormittags- und Badeortkostüm gemäß modernen Intentionen kennzeichnen soll. — Dicker Wolltrikotstoff — ebenfalls nach dem Meter käuflich — sei er flauschartig aufgerauht, sei er glatt, ist für Sportjacken, „Jumper“ (Blusen, die über den Kopf gezogen werden müssen), und für Capes bestimmt. Mit diesen letzteren tauchte eine neue und gefährliche Versucherin aller Frauen, die Freude an einem modernen Anzug haben, auf der Bildfläche auf! Papierblau, myrthengrün, grau oder sandfarben, ist so ein Trikotcape die ideale Umhülle für jegliche Art des Sommeraufenthaltes sowie für den Sportplatz — nicht aber für die Stadt. Die Ausführung ist gar einfach: Eine bis auf die Achsel reichende Passe und, daran angefügt, ganz leicht eingekräuselt, das Cape, an Stelle des Kragens ein sehr breiter, doppelt genommener Schal, der hinten, ein wenig eingekräuselt, befestigt wird. — Zu diesem Zweck wie auch zur Ausführung einer Jacke könnte man schließlich auch den „Ersatz“ des köstlichen, rein wollenen Stoffes nehmen — seitdem wir klein wurden, wurden wir ja so ungeheuer groß im Erfinden von Ersatz! — und zwar: einen feinen Baumwolltrikotstoff, dem eine leichte Wollschicht aufplattiert wird, die, maschinell aufgerauht, dem Stoff das Aussehen des echt wollenen Trikotflauschstoffes gibt. Speziell in der Farbe der sogenannten „Kamelhaarstoffe“ sieht der Ersatzstoff sehr gut aus — so gut, daß es wahrscheinlich der im Verhältnis zum echten Material viel geringeren Haltbarkeit bedürfen wird, um die Frauen auf die Lüge aufmerksam zu machen. — Baumwolltrikotstoff mit kreppartiger Außenseite ist ein sehr schönes, verhältnismäßig billiges Material für Morgenröcke und -jacken, Kindermäntelchen und -sweater. Er liegt in hübschen Farben auf. Endlich gibt es grobmaschigen Trikotstoff aus merzerisierter Baumwolle. Zu Kittelkleidern und Jumpern verarbeitet, wirkt er sehr gut, bei ebenfalls verhältnismäßig billigem Preis. Ein Kleid aus diesem Material ist denkbar einfach in der Form auszuführen, höchstens wären seitlich ein paar Kräuselfalten anzubringen. Eleganz und letzte Modernität könnten dem Kleid verliehen werden, indem man an Stelle eines schmalen Gürtels eine sehr breite Seidenschärpe zu ihm trüge. Wenn man seidenen Trikotstoff fast nie sieht, so ist es nicht, weil die Mode über ihn hinausgewachsen ist, sondern weil er bei uns allzu teuer ist. M. v. Suttner.

Geselligkeit. So nützlich und in vieler Hinsicht erfreulich die Einrichtung des großen Hotels für glänzende Tischgeselligkeit ist, ihr Lärm und das Stereotype ihres Glanzes lassen doch den Reiz intimer Hausgeselligkeit vermissen. Attisches Salz, sprühender Geist und Witz gedeihen besser im liebevoll gerüsteten Heim. Es gibt eine Reihe feiner Menschen, die es verstehen, mit so zarter Herzlichkeit die Wirte zu spielen, deren Speisezimmer so diskret und wohlerwogen eingerichtet ist, deren Gäste so gut zusammenstimmen, daß die Festesfreude an ihrem Tisch im Vergleich zu einstigen grobsinnlichen Gastereien wie die Symphonie eines Meisters im Vergleich zu einer Jahrmarktsmusik erscheint. Das komische Nötigen beim Essen ist aus der Mode, manche Zeremonie, mancher Bückling im Verschwinden begriffen. Doch was nie und nimmer aus der Mode kommt, ist einfache Herzlichkeit, warmes Willkommen für jeden Gast, und die schönste, bleibende Tischsitte besteht darin, harmlos froh sich zu unterhalten. A. v. Gleichen-Rußwurm.

Der neue Schirm. Die neue Schirmmode kam diesmal von Amerika; sie ließ sich anfangs ganz ohne Grazie an, trat plump und anspruchsvoll auf und eroberte sich dennoch mit einer kaum glaublichen Raschheit die Herzen der Frauen. Heute nun, da die Mode der Amerikanerin den Schirm aus der Hand drehte, blieb nur noch der kurze dicke Schirm, und allerhand liebevoller Schmuck ziert nun den Stiel. Der Sonnenschirm ist endgültig verbannt, der Regenschirm als unscheinbarer Beschützer erledigt, und nur noch der „Entoutcas“ in Blau, Grün oder Braun in kurzer Form mit Elfenbeingriff oder Mammutstiel, dem noch ein japanisierend geschnitzter viereckiger Kopf aufgesetzt ist, wird von der schicken Frau in Betracht gezogen. Selbstverständlich sind alle möglichen Tierköpfe, Rosen und verschnörkelte Kugeln eine Vorliebe der Mode und ein schmales Lederriemchen, als Armbandschlinge gedacht. Wie ein Uniformstück sehen die Schirme aus, denn sie sind in Paris, Neuyork, Berlin, Wien, in Kopenhagen oder Brüssel vertreten; sie werden überall gleich gemacht, und keine neue Idee traut sich an die festen aparten Dinge heran, die sich zum leichten Kleid und zum Kostüm verwenden lassen, die auf fester, solider Spitze stehen, die natürlich auch ein

(Fortsetzung auf Seite 345.)

Digitized by Google

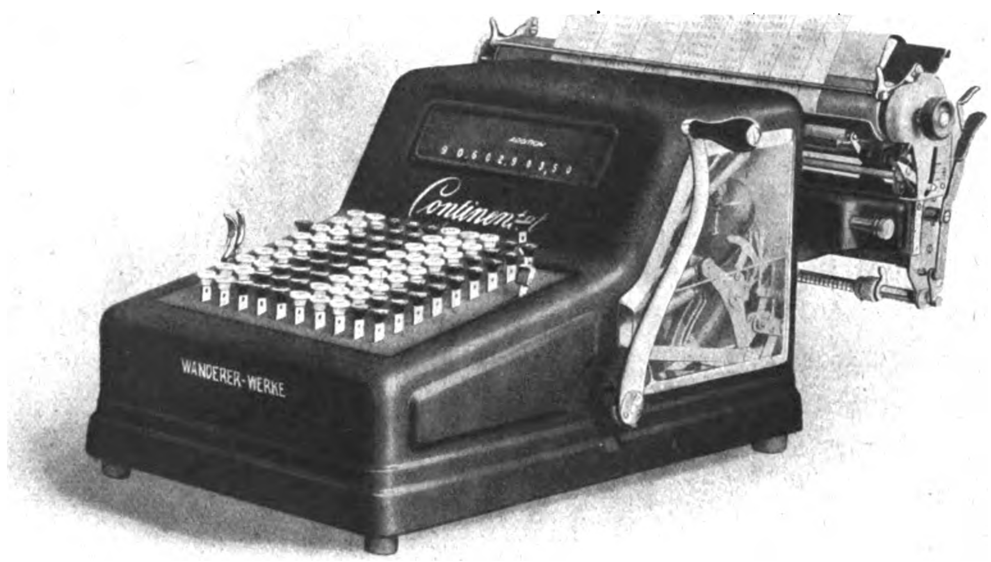
Durchgreifende

Entlastung

aller privaten, kommunalen und staatlichen

Großbetriebe

von zeitraubender, mit vieler Mühe verbundener, kostspieliger Arbeit gewährleistet die Verwendung der sichtbar **schreibenden**



Addier- und Subtrahier-Maschine „Continental“

für Hand- und elektrischen Betrieb, mit sichtbarem Zählwerk, Kolonnenschreibvorrichtung und breitem Wagen zum Beschreiben von Formularen.

Die Maschine hat sich in zahlreichen Banken, Sparkassen, Abrechnungs- und Kontrollstellen, Lohn- und Kalkulationsbüros usw. glänzend bewährt.

Man verlange Prospekt und Auskünfte über Verwendung

Erzeugnis der WANDERER-WERKE A.-G.
Schönau bei Chemnitz.

(Fortsetzung der „Frauenwelt“ von Seite 342.)

Elfenbeinende hat, und selbst mit einem Elfenbeinring ist die Hülle umgeben. Aber nicht genug daran, auch die Spitze jedes Teiles ist in eine kleine Elfenbeinkugel eingefangen und vollendet so den schicken Eindruck. Alle Sonnenschirmideen in Rot, Weiß und Rosa, Beige und Lila sind dahin, keine Volants und keine Ajourstreifen, keine Spitzen und kein Chinéband hat auch nur noch das kleinste Wort mitzureden — das einzige Wort spricht der Amerikaner, der sich diesmal mit Japan drapiert — weil es eben die Mode so will ... Claire Patek.

Die Erziehung zur Würde. Würde ist Ruhe, ist Haltung, ist Selbstzucht und wirkt gleich angenehm beim Manne wie bei der Frau. Entsetzlich sind die Menschen, die sich auf alle Gegenstände stürzen, anstatt sie an sich herankommen zu lassen, über deren Lippen es ohne Überlegung sprudelt, und die gleich darauf ihren Ärger über die eigene Unüberlegtheit nicht verhehlen können. Sie machen diesem Ärger nun wieder in Worten Luft, anstatt jetzt wenigstens taktvoll zu schweigen, und lassen damit den ein wenig erstaunt oder maliziös lächelnden Zuhörer einen freien Einblick in ihr ewig wogendes, ungeordnetes Innere tun. Sie sind im Guten wie im Bösen überfließend, Mitleid oder Zorn bringen ihr Herz sofort in Wallung und tragen Worte auf die Zunge, die, ach, so oft besser nicht gesagt würden. Wie wundervoll dagegen wirken in jeder Lage Ruhe und gute Haltung! Menschen, die diese Tugenden besitzen, machen, ob gewollt oder ungewollt, einen vornehmen Eindruck, ja, sie stehen tatsächlich fast immer über jenen Hastigen, Allzuschnellen. Darum sollte es eines der großen Ziele der Erziehung sein, der heranwachsenden Jugend die Augen zu öffnen für die Wirkungen eines selbstbeherrschten Benehmens. Immer wieder, versteckt und offenkundig darauf hingewiesen, werden die Jungen bald selbst anfangen zu beobachten, und sie werden dabei auch herausfinden, daß es eine Pseudowürde gibt, die Blasiertheit, und daß diese auf die Dauer genau so wenig angenehm wirkt wie das gänzliche Fehlen ruhiger Würde. Eine Mutter, die ihre Kinder auf solche Worte hinzulenken, sie so empor zu entwickeln vermag, gibt ihnen damit einen großen Vorsprung vor vielen anderen; sie gibt ihnen damit eine innere und äußere Kultur, die durch keinen Reichtum errungen werden kann. O. M. Moß.

Literatur und Kunst.

Carl Seiler †. Das Volk kannte ihn kaum oder war sich wenigstens nicht bewußt, ihn zu kennen, wenn es auch gewiß von Zeit zu Zeit ein Bild von ihm in einer Ausstellung oder auch nur reproduziert in einer Zeitschrift gesehen hat. Um so geschätzter sind die Arbeiten Seilers von jeher in den Kreisen der Sammler und Kunstfreunde gewesen. Sie waren richtige Leckerbissen, die man mit Kennermiene wie irgendeinen Qualitätswein genoß; und es erhöhte nur ihren Wert in den Augen vor allem der älteren Sammler, daß man ihre koloristischen Reize, die besonders bei den kleineren Bildern Seilers allerintimster Art sind, wie bei den klassischen Niederländern oder den Feinmalern anderer Schulen und Epochen mit der Lupe nachprüfen konnte. Ein charakteristischer Seiler gehörte nachgerade schon zu jeder besseren Gemäldesammlung. Und daran wird sich auch nach dem Tode des Künstlers kaum etwas ändern; denn Seilers Arbeiten sind von einer absoluten Qualität, deren Wertung von Modeströmungen und Zeitmeinungen unabhängig ist. Man wird sie immer schätzen, wie man sie ja auch schon seit Jahrzehnten werthält. Gehören sie doch zu jenen Werken der Malerei, die dem Publikum stets als reinster Typus der Kunst des Malens erschienen sind, und deren Stammbaum auf Jahrhunderte zurückgeht. Seiler, der auch Professor gewesen ist, war am 3. August 1846 in Wiesbaden geboren. Er war kurze Zeit Schüler von Karl Raupp in München. Alles Wesentliche aber und vor allem das, was für ihn bezeichnend ist, hat er nur sich selbst zu danken. Er hat alles mögliche gemalt, sein eigentliches „Genre“ freilich ist das Genre gewesen. Vor allem liebte das Publikum seine lesenden oder konferierenden oder spielenden oder sich sonstwie betätigenden Herren im Rokoko- und Biedermeierkostüm in entsprechenden Räumen. Das sind fast immer Bilder ganz kleinen Formats, aber von äußerst feiner Durchbildung aller Einzelheiten, besonders der Kostüme. Eine zweite Spezialität Seilers sind Friedrich der Große und seine Umgebung gewesen, und man

hat ihn deshalb auch zuweilen den süddeutschen Menzel genannt, obwohl ja sonst im allgemeinen nicht allzuviel Ähnlichkeit zwischen den beiden Künstlern bestanden hat. R. B.

Architektur und Raumkunst. An der Spitze dieser Abteilung steht ein kleines Büchlein von Dr. Eugen Ehmann „Der moderne Baustil" (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart). An Hand der bedeutendsten Bauwerke der letzten fünfundzwanzig Jahre wird hier zum erstenmal der Versuch gemacht, diejenigen baukünstlerischen Bestrebungen klarzustellen, die zu einer stilistischen Formkultur führen. In die „Stadtbaukunst" führen sechs Vorträge des bekannten Architekten und Schöpfers der Jenaer Universität Theodor Fischer (Verlag R. Oldenbourg, München). Das Werk, das die Mitte zwischen akademischen Vorlesungen und gemeinverständlichen Erörterungen hält, wird nicht nur Architekten, sondern allen, die sich für die ästhetischen Probleme des Städtebaues interessieren, ein aufschlußreicher Wegweiser sein. Ausführlicher mit dem Formproblem der Stadt in Vergangenheit und Zukunft beschäftigt sich ein Werk unter dem Titel „Städtebau" von Paul Wolf (Klinkhardt & Biermann, Leipzig). Der Verfasser zeigt an der Fülle der in den letzten Jahren über das Thema Städtebaukunst erschienenen Schriften, daß sie sich zuviel in Einzelheiten verlieren und zu wenig auf den Gesamtorganismus Rücksicht nehmen; anderes sei wiederum allzuviel historisch gehalten. Wolfs Buch bezweckt nun, dem in der Praxis stehenden Fachmann eine Grundlage für seine Tagesarbeit zu geben, und sucht darum, allen Bedürfnissen, auch den durch die Gegenwart gebotenen bescheidenen Anforderungen Rechnung tragend, das Problem vielseitig zu lösen. Ein anderes Werk über Stadtbaukunst von Dr. A. E. Brinckmann (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Berlin-Babelsberg) zieht geschichtliche Querschnitte und formuliert neuzeitliche Ziele. In dem historischen Teil sind Baustile aus Italien, Frankreich, England und Rußland beigebracht; gleichzeitig werden einzelne Städte von der Gotik bis in unsere Tage verfolgt und aus ihrer historischen Entwicklung, an lehrreichen Beispielen erörtert, die Folgerungen für die Gegenwart gezogen. — Wie ein Stadt- und Landhaus, um allem Komfort und allen ästhetischen Ansprüchen zu genügen, aussehen muß, das lehrt uns Emanuel v. Seidl in der Beschreibung seines Stadt-

und Landhauses (Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt). Jeden Teil des Gartens und jeden Winkel des Hauses können wir hier im Bilde vor uns sehen und die Planmäßigkeit der Anlage sowie die geschmackvolle Zusammenstellung in allen Einzelheiten bewundern. Alexander Kochs „Handbücher neuzeitlicher Wohnungskultur“ haben sich stets als vorzügliche Ratgeber sowohl für Architekten als auch für Laien bewährt, und so kann man auch die beiden letzten Veröffentlichungen — „Schlafzimmer“, neue Folge, und „Speisezimmer und Küchen“ — mit Genugtuung begrüßen. Was das erste Werk anlangt, so wird hier erstrebt, einen maßgebenden Überblick über die besten deutschen Leistungen auf dem Gebiet raumkünstlerischer Ausstattung eines Schlafzimmers mit seinen Nebenräumen und gleichzeitig eine Anleitung zu geben für alle, denen eine gepflegte Lebenshaltung Bedürfnis ist. Bei der Herausgabe des Bandes „Speisezimmer“ bot sich Gelegenheit, eine Reihe neuer künstlerisch gediegener Lösungen des Problems einzureihen und zu beweisen, wie sehr bei allem Festhalten am neuzeitlichen Geist, an neuer Gesinnung und gesicherten Grundprinzipien die neue Form die mannigfaltigsten Abwandlungen zuläßt, je nach persönlichem Geschmack und Bedürfnis. — Über Kirchenbaukunst neuzeitlicher protestantischer Kirchen unterrichtet uns eine Bilderfolge mit Einführung von Otto Schönhagen: „Stätten der Weihe“ (Furche-Verlag). Der Herausgeber führt uns in evangelische Dorf- und Kleinstadtkirchen, in trauliche, schlichte Kapellen und helle, gewaltige Großstadtpredigthallen. Er zeigt das Äußere zierlicher Kapellen im Schatten hochragender Bäume, liebevoll erdachte Landkirchlein als melodische Krönung des Dorfbildes und wuchtige, ernste Großstadtkirchen im Zusammenhang mit Pfarr- und Gemeindehäusern. Eine reizvolle Publikation, die sich vorzüglich als Geschenkwerk für Pastoren eignet. Dem wundersamen „Tempel von Boro-Budur“ widmet Dr. Georg Mahn (Verlag Max Altmann, Leipzig) eine umfangreiche Abhandlung, die sich allerdings weniger mit der architektonischen Schönheit dieses herrlichen Bauwerkes beschäftigt als mit dem buddhistischen Geist, den es verkörpert. Der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz läßt eine Folge von Heimatbildern erscheinen (Verlag August Steiger, Mörs), die das Gefühl für die Schönheiten der Natur und Architektur unserer Heimat wecken wollen, und die im ersten Heft von den bescheidenen zarten Reizen des alten niederrheinischen Städtchens Mörs erzählen.

Dr. V. T.





DREI PHOTO-SCHLAGER

Ica
Cameras
Contessa
Cameras
Mimosa
Photo-Papiere

Ica Akt.-Ges. Dresden
Contessa Nettel A.-G. Stuttgart. Mimosa A.-G. Dresden

„Fön" elektrische Heißluftdusche für jedes Haus unentbehrlich.

Die Marke „Fön" leistet Gewähr für sicheren Betrieb und ist in jedem Apparat **eingeprägt.**

Weltmarke.

Der patentierte **Sanax-Vibrator** ist der beste elektr. Hand-Massage-Apparat für **Körper-** und **Schönheitspflege.**

Überall erhältlich. :: Fabrik: Electricitätsges. „Sanitas", Berlin N. 24.

Erfinder, Fabrikanten verlangen „**Edison**" **Nr. 2** für 5 Mark postfrei **Heinr. Tams, Berlin S. 42**



4 Volt 25 Kerzen mittelst kleiner Akkumulatoren

Preisliste frei.



Alfred Luscher, Akkumulatorenfabrik **Dresden, Grüne Str. 118.**

Browning Kal. 7,65 M. 250, Kaliber 6,35 M. 250, Mauser M. 350, Jagdwaffen.



Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.

Lager-Weissmetalle,

Phosphormetalle, Schlaglot, Metallfadenpackung, Ogalametall, graphische Metalle, Lötzinn, Metallfassonguss, Modellmetall, Aluminiumlot, Bronzedrähte und -Stangen.

Metallwerke

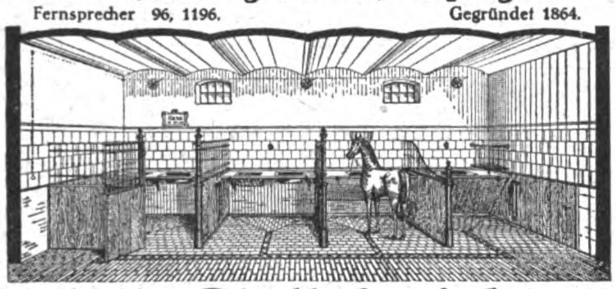
Ww. Louis Ebbinghaus, Hohenlimburg i. W.

Franz Mosenthin

Eisenbaufabrik, Eisengiesserei, Leipzig-Eutritzsch 3.

Fernsprecher 96, 1196. Gegründet 1864.

Feinste Referenzen.



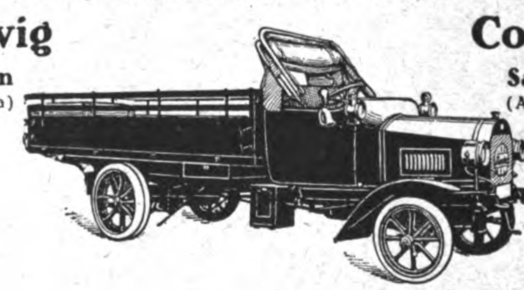
Kataloge und Anschläge kostenlos.

Komplette Stalleinrichtungen.

Solideste Ausführung Eigene Fabrikation.

E. Nacke, Fábrica de automóviles

Coswig Sachsen (Alemania)



Coswig Sachsen (Alemania)

Camiones y omnibus automóviles „Nacke" con mecanismo de impulso sin cadenas, protegido contra el polvo. Lo mejor para países cálidos y tórridos y para carreteras polvorientes

---



Transportable **Gartenhäuser, Lufthütten** etc. aus Schilfrohr. D. R. P.

Drehbarer Pavillon. D. R. P.

Preisliste kostenlos.

Schleswiger Rohrindustrie **Dethlefsen & Kleyser Schleswig.**

An grösseren Plätzen Vertreter gesucht.



KATALOG 3 KOSTENFREI

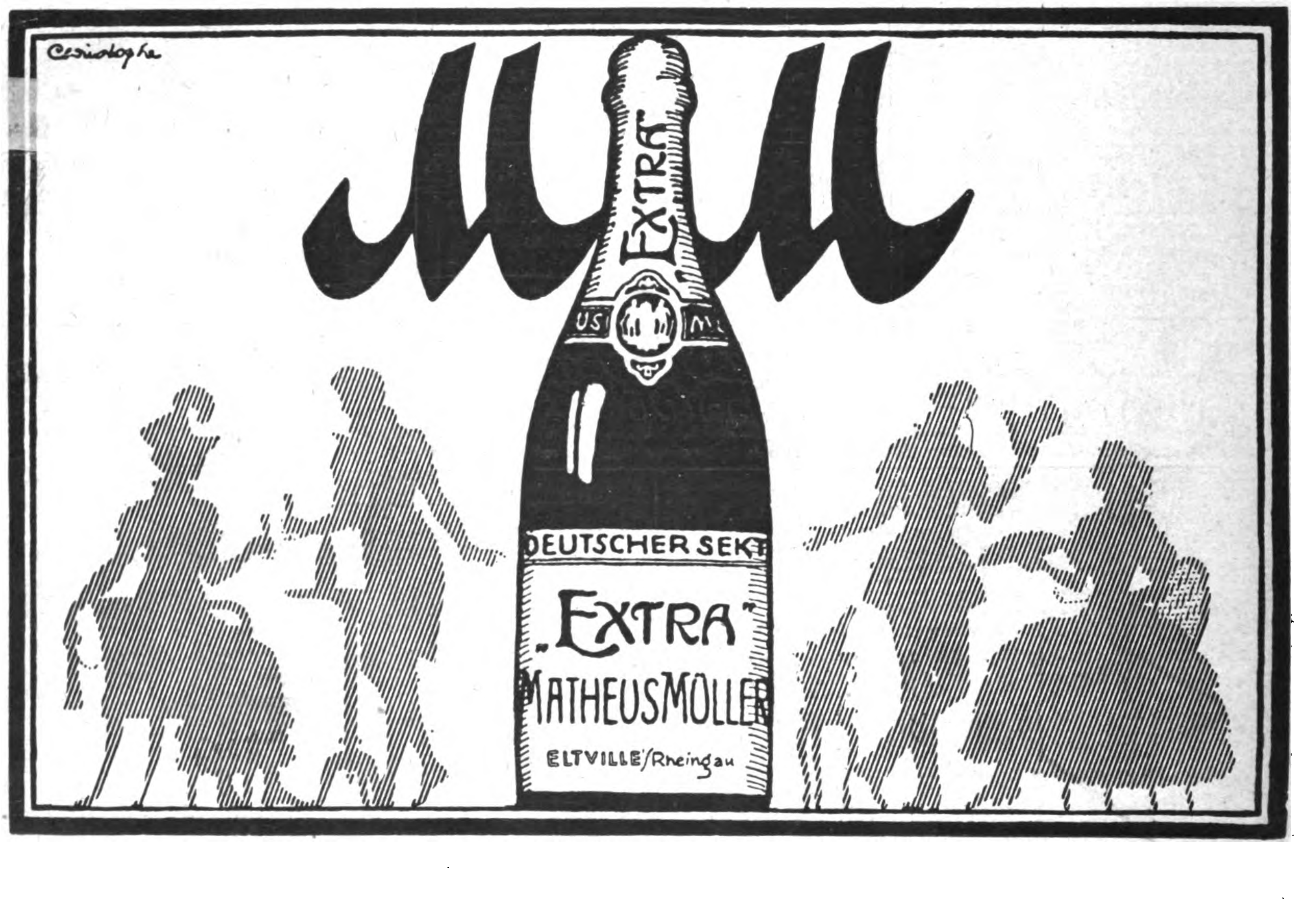
FÖRSTER-FLÜGEL FÖRSTER-PIANOS

die bekannte Marke.

H. Förster & Co. A. G.

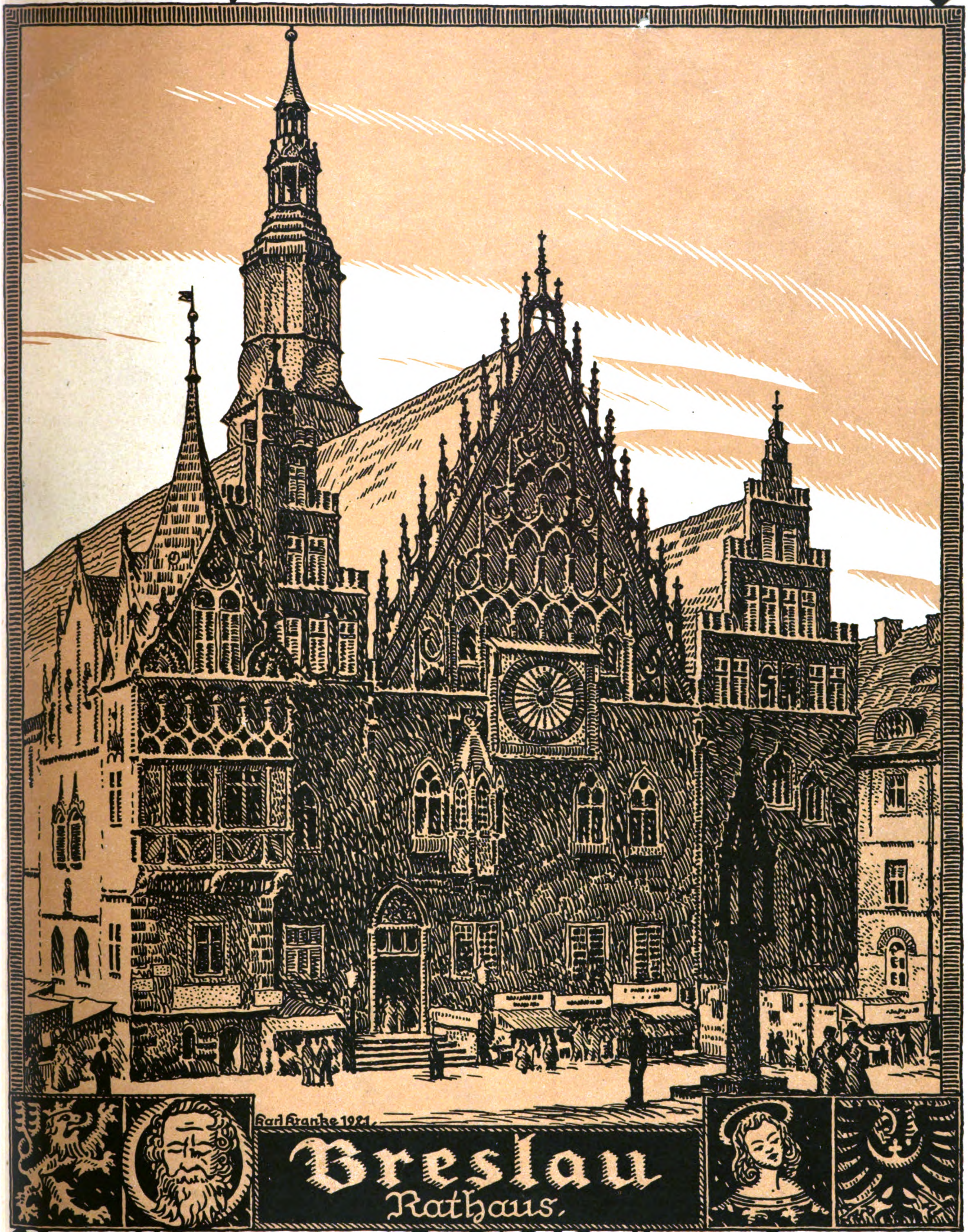
LEIPZIG

Kohlgartenstr. 52.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3, Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 4047 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band

Literatur und Kunst.

Neue Romane. Einige neue Romane von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, deren Name in der Erzählungsliteratur längst einen guten Klang hat, sollen im folgenden kurz gewürdigt werden. Es sei da zuerst genannt „Homo." Der Roman einer Zeit (Wiener literarische Anstalt, Wien) von der österreichischen Dichterin M. E. delle Grazie. Es ist dies noch ein Kriegsroman, aber einer, der weniger kriegerische Ereignisse schildert als vielmehr die Menschen verschiedenster Wesensart und verschiedenster sozialer Schichten während der Kriegszeit, teils im Felde, teils in der Heimat, teils auf der Flucht und in der Fremde, ihr Fühlen, Denken, Handeln im Guten und im Schlimmen. So führt uns der Roman bald in das Waldgebirge der Karpathen, bald zu den heimatlos gewordenen galizischen Juden, bald in das Boudoir liebehungriger schöner Wienerinnen. Und es ist viel Ausgezeichnetes, viel in die Tiefe Gehendes und von poetischem Schauen Durchdrungenes in diesen oft sehr realistischen Schilderungen. Den Titel aber hat das Werk erhalten nach einem Kinde, einer Kriegswaise von seltsamem Gebaren, die ins Lager der Deutschen verschlagen wird und dort starken seelischen Einfluß gewinnt auf den Haupthelden der Geschichte. — Den Roman einer genialen Frau, der bekannten, im Dezember 1918 gestorbenen Malerin und Dichterin Hermione v. Preuschen, erzählt, Wahrheit und Dichtung geschickt miteinander verknüpfend, Clara Blüthgen unter dem Titel „Jolanthe Galiardi" (Verlag von Heinrich Finck in Leipzig). Das heißblütige, leidenschaftliche, sensationslüsterne Wesen der Heldin ist darin recht gut getroffen und an besonderen Erlebnissen fesselnd dargestellt, wobei vor allem auch das Verhältnis zu ihrer Tochter, die viel vom Blut ihrer Mutter in sich hat, eine bedeutsame Rolle spielt. — Dies Buch an äußerer Spannung noch übertreffend, dafür aber auch weniger höheren literarischen Ansprüchen genügend, ist „Das Gespensterschloß" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) von Luise Westkirch, eine echte Kriminalgeschichte, deren Spannung noch dadurch gesteigert ist, daß hier Verbrecher mit den angeblichen Spukgestalten eines alten, halb verfallenen Schlosses in Verbindung gebracht werden und eine junge Adlige durch das verbrecherische Treiben des Helden und seiner Helfershelfer fast um Liebe und Glück betrogen wird. Wer solche Spannung vom ersten bis zum letzten Kapitel liebt, wird bei diesem Buche gewiß auf seine Kosten kommen. — Ganz anderer Art als die genannten sind die Werke dreier Schriftsteller, von denen allerdings Armin Steinart (F. A. Loofs) in seinem okkultistischen Roman „Schwarze Strahlen" (Quelle & Meyer in Leipzig) an Spannung dem Werke der Westkirch stellenweise kaum nachsteht, obgleich darin auch viel über die Rätsel des Lebens philosophiert wird. Mit packender Gewalt schildert der Verfasser die Macht, die ein unheimliches, dämonisches und dabei homosexuell veranlagtes Weib durch ihre unselige Leidenschaft und ihre spiritistischen Kräfte über die Gattin eines Künstlers gewinnt, dessen Ehe es zerstört, bis ein junger, von starkem Willen beseelter Freund des Künstlers und ein anderes, mit okkulten Kräften ausgestattetes Mädchen die Macht der schwarzen Strahlen jener brechen und nach schweren Leiden den Hartgeprüften den Frieden wiedergeben. — Eine große Rolle spielt unheimliche, heiße Liebesleidenschaft auch in Wilhelm Kotzdes Wartburg-Roman „Wolfram" (J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart), der, minniglich und in poesievoller Sprache geschrieben, von dem Sängerkrieg und all den großen Dichtergestalten daraus erzählt und in den Liederstreit Wolframs, des Sängers von Parzival und dem Gral, und des sagenhaften Heinrich v. Ofterdingen, des angeblichen Dichters des Nibelungenliedes, allerlei Sagenhaftes aus Klingsors und Frau Venus Reich und viel herbe und süße Weibesliebe phantasievoll hineinverwebt. — Viel weniger als alle diese für Frauen, um so mehr aber für politisch und sozialpolitisch interessierte Männer geeignet, ist Gustav Kohnes Burenroman „Hooge-Veld" (Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig), der großzügig und stark, dabei anregend und unterhaltend das Gären im geknebelten Burenvolke gegen seine Bedrücker darstellt und damit gewissermaßen unserm sich jetzt in gleicher Lage befindenden deutschen Volke eine Mahnung sein will, wie nur Arbeit und Einigkeit und starkes Gemeinsamkeitsgefühl, wobei nicht der eine niederreißen darf, was der andere aufbaut, Selbstachtung als Nation und liebevolle Menschlichkeit zugleich, uns helfen kann, wieder groß und stark und selbständig zu werden. Möchte unser gesamtes Volk doch diese Mahnung beherzigen und ihm bald ein so trefflicher Berater und Helfer kommen, wie der in diesem Roman aus Südafrika geschilderte es für die Seinen ist.

Dr. Max Mendheim.

Phantasie und Traum. Was sich aus den freien Gebilden der Phantasie für künstlerische Werte gestalten lassen, zeigt die Weil-Fuldasche Prachtausgabe der Märchen von „1001 Nacht". Reicher Bildschmuck sorgt für größere Anschaulichkeit der luftigen Gedankengebilde. Seine gemalten Träume als Buch herauszugeben, hat noch niemand versucht; vorläufig haben wir noch mit der wissenschaftlichen Deutung des Traumlebens genug zu tun. So rechnen z. B. die folgenden vier Bücher durchaus mit der Möglichkeit des telepathischen Traums: Dr. F. v. Gerhardt schrieb klar und anschaulich über „Unsere Träume und ihre Deutung" (Wendt & Klauwell, Langensalza). Dankenswert ist das Erscheinen des „Traumlandes" einer so phantasiebegabten Dichterin wie Isolde Kurz bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart. Wenn sie auch nur stubenreine Träume erzählt, so hat sie doch durch die Fülle des Hochinteressanten und Vielgestaltigen auch der Wissenschaft einen Dienst geleistet. Sie berichtet von zwei telepathischen eigenen Träumen und ist dabei in all ihrer Traumdeutung wissenschaftlich kritisch gerichtet. Sehr wertvoll ist Herbert Silberers „Der Traum, Einführung in die Traumpsychologie" (Ferdinand Enke, Stuttgart). Das ganze weite Gebiet von der einfachsten bis zu den verwickeltsten Fragen, die experimentellen Träume in der Hypnose, der Psychoanalyse usw. hat er gründlich und ungemein fesselnd behandelt. Bei der zweiten Auflage werden hoffentlich die vielen entbehrlichen Fremdwörter hinausgeworfen. Ein so tiefgründiger Wissenschafter kann natürlich vor dem Erotischen und Kriminellen nicht haltmachen. Rücksichtslos und kalt objektiv bringt er sogar ein eignes Traumerlebnis beim Bettnässen. Reich an seelischen Aufschlüssen ist dieses Werk. Den prophetischen Traum muß er natürlich als Wissenschafter verwerfen, weil wir nach dem gesetzmäßig wissenschaftlichen Denken nichts wahrnehmen können, das überhaupt noch nicht vorhanden ist. Ebendies mutet uns aber Dr. Lomer zu, ein Nervenarzt aus der Schule Virchows, des krassen Materialisten, in seiner „Welt der Wahrträume" (Verlag Max Altmann, Leipzig). Er bringt unter anderm die Träume eines andern vom Materialismus bekehrten Arztes, der so weit geht, das Hinausfliegenlassen eines verirrten Schmetterlings, den draußen sofort eine Schwalbe wegfängt — als Aus-der-Hand-Geben des Direktorpostens einer Nervenheilanstalt nachträglich zu deuten. Dieses Buch ist ein typisches Zeichen der Zeit. Man hat die platte Aufklärung satt, der Okkultismus marschiert, nein, ist schon da. Dieselbe Einstellung hat auch Arthur Boehm in „Rätsel des Traums und des Zufalls" (Theodor Weicher, Leipzig). Das Buch ist unwissenschaftlich, aber ebenfalls merkwürdig infolge der Überspannung des Ursacherkenntnistriebes. So gerichtete gläubige Gemüter müssen in allem eine „Führung", z. B. für die Ereignisse eines Geburtstags einen geheimnisvollen „Festordner", sehen. In eine schwarze Wolke am Nachthimmel sieht Boehm das Bild eines Bären hinein (läßt das Bild malen und vorn als Titelblatt prangen. Wir sind nicht mehr weit vom gemalten Träumebuch entfernt!). Zwei Tage später griff der russische Bär auf der ganzen Ostfront an. „Die einleitenden Bewegungen sind natürlich ausgeführt worden, als die schwarze Wolke drohte."

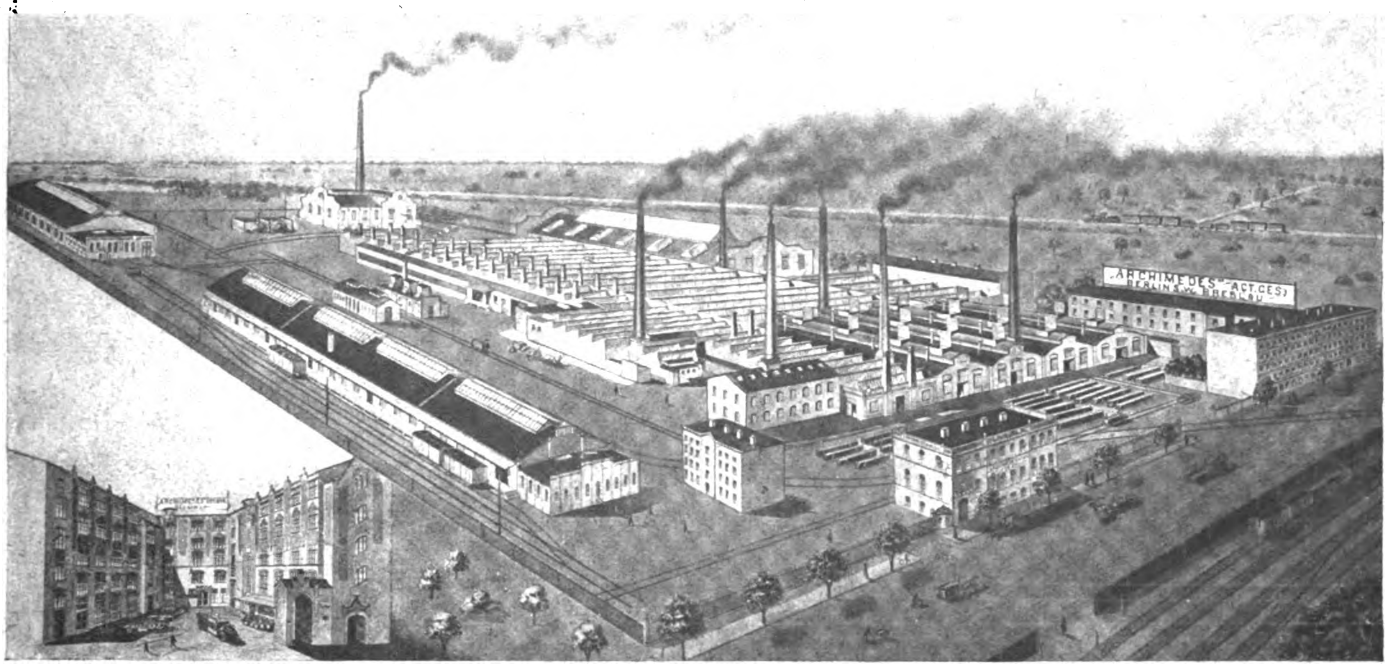
Alfred Leopold Müller.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4047. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 5. Mai 1921.



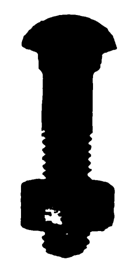
„ARCHIMEDES“

Aktiengesellschaft für Stahl- und Eisen-Industrie



Herstellung von

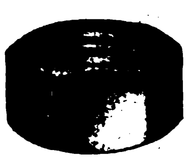
Schrauben und Muttern



aller Art, roh, verzinkt, blank bearbeitet, nach bisherigen und N. D. J. Normen, nach Katalog, Mustern oder Zeichnungen,

für alle Industriezweige.

Niete, Jsolatorenstützen, Schienennägel, Spannschlösser, Dreschzähne, Eggenzinken, Kleineisenwaren

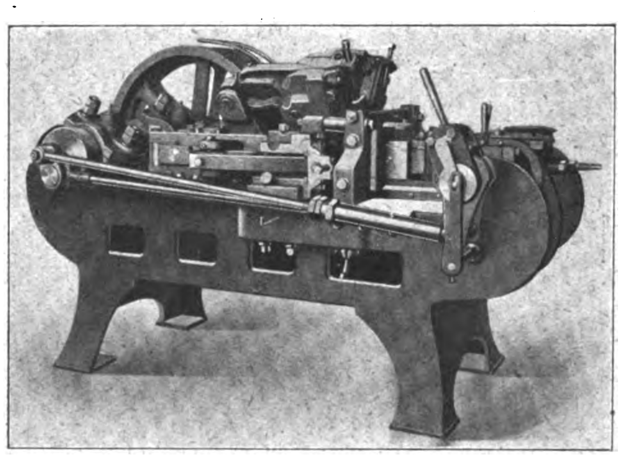


Grosse Läger von gangbaren Schrauben und Muttern

in **Berlin** und **Breslau**



Maschinen für die Schrauben- u. Muttern-Fabrikation

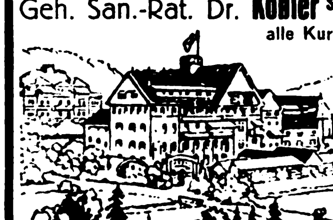


Schrauben u. Muttern kleinster Abmessungen auf Automaten hergestellt.











Allgemeine Notizen.

Der zwanzigste Deutsche Geographentag wird am 17., 18. und 19. Mai d. J. in Leipzig stattfinden. Die vorläufige Tagesordnung nimmt folgende Verteilung des reichen Stoffs in Aussicht: Forschungsreisen während des Weltkrieges; zusammenfassende Übersicht über kartographische Arbeiten während des Weltkrieges; landeskundliche Arbeiten an der Ostfront; solche in Rumänien, Mazedonien und Albanien, dem Orient, den Kolonien, den Meeren; neuere geographische Forschungen und Untersuchungen; die Einwirkungen des Krieges und seiner Folgezeit auf den geographischen Unterricht; die territorialen Veränderungen. Vorsitzender des Zentralausschusses ist Geh. Hofrat Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig.

Die Große Berliner Kunstausstellung wird am 14. Mai im Landesausstellungsgebäude eröffnet werden. Neben dem „Verein Berliner Künstler“ und der „Düsseldorfer Künstlerschaft“ werden die „Freie Sezession“, Ehrenpräsident Max Liebermann, die „November-Gruppe“ und der „Bund deutscher Architekten“ sich als geschlossene Gruppen beteiligen; eine Reihe angeforderter Werke und freie Einsendungen aus allen Teilen des Reiches werden weiter dazu beitragen, eine möglichst lückenlose Übersicht über das Kunstschaffen des letzten Jahres zu geben, da solche Werke, die innerhalb der letzten zwei Jahre in Groß-Berlin öffentlich ausgestellt waren, programmäßig nicht zugelassen sind.

Gründung einer Freien deutschen Künstlerschaft. Eine neuartige Künstlerorganisation ist jetzt in Berlin unter dem Namen Freie deutsche Künstlerschaft als eingetragene Genossenschaft m. b. H. gegründet worden, hauptsächlich von der Gruppe ehemals feldgrauer Künstler. Die neue Genossenschaft, die zur Zeit schon über 300 Künstler aller Zweige und Richtungen vereinigt, will die wirtschaftliche Verwertung des Kunstschaffens ihrer Mitglieder selbst in die Hand nehmen. Mit dieser Organisierung der Selbsthilfe und mit der Erschließung neuer Arbeitsgebiete verbindet die F. D. K. das Bestreben, das Kunstinteresse und Kunstbedürfnis in allen Volkskreisen zu vertiefen, indem künstlerisch anständige Ausführungen auch für jeden Gebrauchsgegenstand dargeboten werden und eine allmähliche Umstellung der jüngeren Künstler im handwerklichen Sinne dementsprechend durchzuführen. Die wirtschaftlich gut fundierte, kaufmännisch geleitete Genossenschaft arbeitet gemeinnützig, verteilt keinen Rein-









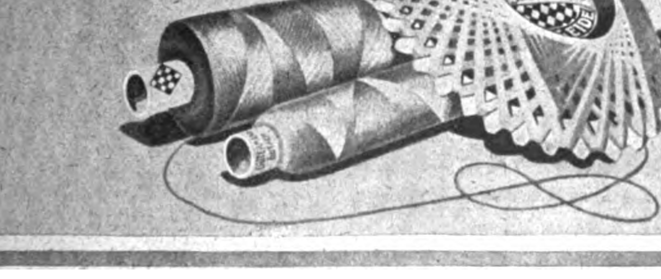














gewinn und verwendet Überschüsse zur Schaffung eigener Werkstätten verschiedenster Art, zuerst einer Druckerei. Die Qualität der von der F. D. K. vertretenen Produktion bestimmt eine Jury, der Vorstandsmitglieder nicht angehören dürfen. Den ersten Vorstand bilden die Maler Hans Baluschek, Egon Haller-Sepp, Erich Hartwig, Manfred Prager, der Bildhauer Jacob Pleßner und der Architekt Paul Stephanowitz. Für eine von der Genossenschaft geplante große Verkaufshalle in Berlin will die Regierung eine der freigewordenen Luftschiffhallen zur Verfügung stellen. Auch der Reichskunstwart unterstützt die neue Organisation, die zur wirtschaftlichen Sicherstellung der Künstlerschaft einen verheißungsvollen Weg einzuschlagen scheint. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin W. 10, Bendlerstraße 11.

Was kostet gegenwärtig ein Neubau. Einen sehr interessanten Artikel vom Stadtbaurat Perrey-Mannheim über dieses aktuelle Thema finden wir im ersten Heft des „Profanbau" (Verlag J. J. Arnd, Leipzig, Preis 5 Mk.). Die Arbeit wurde im Jahre 1917 angefangen, als die Preise aller Bauarten merklich zu steigen begannen, und befaßt sich mit der Preisbildung bis Ende 1920. Der Verfasser stellt aus der Praxis ein sorgfältig gesammeltes und gesichtetes Zahlenmaterial zusammen, aus welchem die enorme und sprunghafte Steigerung aller Bauarbeiten zu ersehen ist. Jeder der 32 Titel eines Kostenanschlags ist besonders behandelt, und bei jedem ist die Steigerung der Löhne, der Materialien und der fertigen Arbeiten dargestellt. Tabellarische Zusammenstellungen am Schluß fassen dieses Zahlenmaterial übersichtlich zusammen. Wir ersehen daraus, daß der Stundenlohn eines Bauarbeiters im Jahre 1914: 0,665 Mk. betrug und im Jahre 1920: 6,43 Mk., also das Zehnfache. Aus einer andern Tabelle ersieht man, daß die fertige Arbeit in noch viel höherem Maße gestiegen ist. Ein Bauwerk, das im Jahre 1914 eine Million Mk. gekostet hätte, kostete

im Jahre 1917 das zweifache,
im Jahre 1918 das dreiundeinviertelfache,
im Jahre 1919 das sechsundeinhalbfache und
im Jahre 1920 das siebzehnfache, ja in Berlin gar fast das zwanzigfache.

Das Material wird allen Fachleuten willkommen sein, sowohl denen, die unter den heutigen Verhältnissen neue Kostenanschläge aufzustellen haben, als auch denen, die ihren Bauherrn über die bedeutenden Überschreitungen

der genehmigten Mittel Rechenschaft abzulegen haben, und schließlich denen, die bauen wollen.

Sabielny, „Archimedes“ — Lehrbuch des Maschinenrechnens, „Wie und wozu gebrauche ich eine Rechenmaschine?“ Preis 5 Mark. Verlag Hans Sabielny, Dresden-A. 24. Der bekannte Rechenmaschinenfachmann bietet in dem vorliegenden Lehrbuch eine leicht faßliche und jedem Laien verständliche Anleitung zum Gebrauch der Rechenmaschine. Der Inhalt behandelt eine der ältesten und verbreitetsten Arten dieser Maschinen, nämlich das „Glashütter- oder Thomas-System“, und setzt außer den vier Grundrechnungsarten keine weiteren Kenntnisse voraus. Das Lehrbuch gibt in gemeinverständlicher Weise zunächst eine Beschreibung der einzelnen Teile der Rechenmaschine und ihrer Wirkungsweise, die durch gut ausgeführte Abbildungen mit deutlichen Hinweisen auf die einzelnen Teile unterstützt wird. Im ersten Teil folgt alsdann eine ausführliche Anleitung für die vier Grundrechnungsarten. Schon hieraus sind die großen Erleichterungen und Vorteile erkennbar, die die Rechenmaschine bietet. Der Rechner gelangt zu einer völlig neuen und vorteilhafteren Art des rechnerischen Denkens. Der zweite Teil „Angewandtes Maschinenrechnen“ zeigt unter anderm in jener Fülle von Anregungen, Beispielen und Rechnungsergebnissen geradezu verblüffende Abkürzungsmöglichkeiten, die mit keinem andern Hilfsmittel zu erzielen sind.

Die Fabrikation von Kleineisenwaren in größtem Umfang betreibt die Firma „Archimedes“ Aktiengesellschaft für Stahl- und Eisen-Industrie in Breslau 3, Märkischestraße 50 bis 84 und in Berlin SW. 68, Alexandrinenstraße 2/3. Das Werk fertigt Schrauben, Muttern, Niete und andere Eisenteile in roher, bearbeiteter oder verzinkter Ausführung mit den modernsten Maschinen und stellt in einer dem Werke angegliederten Maschinenfabrik Sondermaschinen für die Schraubenfabrikation her. Das Unternehmen ist im Jahr 1875 gegründet worden und besitzt Anlagen in Berlin, Breslau und Schmiedefeld bei Breslau, in denen rund 1900 Angestellte und Arbeiter beschäftigt werden. Die mustergültigen Erzeugnisse dieses bedeutenden Unternehmens finden im In- und Ausland gleichgroßen Absatz. Verwiesen sei hierbei auf Seite 357 der vorliegenden Nummer.

Die leistungsfähigsten Nähmaschinen sind solche mit rotierenden Nähwerkzeugen unter dem Namen „Rund-

schiff-Nähmaschinen". Diese Maschinen leisten bei jeder Umdrehung des Gestellrades bis zu neun Stiche und sind leichter zu treten als die Nähmaschinen anderer oder veralteter Systeme, die meistens nur vier bis fünf Stiche in derselben Zeit nähen. Dabei eignen sich die Rundschiffmaschinen hervorragend zum Stopfen und Sticken. Diese Maschinen haben den freischwingenden Greifer, daher ist keine Schiffchenbahn vorhanden, in der sich der Faden leicht festklemmt. Die Bielefelder Nähmaschinenfabrik Baer & Rempel in Bielefeld baut seit den achtziger Jahren Nähmaschinen nach dem rotierenden Greifersystem unter dem Namen „Phönix". Sie hat das System im Laufe der Jahre zu großer Vollkommenheit entwickelt. Es werden in der Fabrik Nähmaschinen für die Familie und für alle Zwecke der Industrie und des Gewerbes gebaut, die bei Fußbetrieb bis zu 1500 und bei Kraftbetrieb bis zu 4000 Stiche in der Minute nähen.

Der Nordseebäderdienst des Norddeutschen Lloyd soll im kommenden Sommer im wesentlich erweiterten Umfange wie im Vorjahr betrieben werden. Der Lloyd beabsichtigt, wie früher, seine Fahrten über See von Bremerhaven und Wilhelmshaven nach Wangerooge auch in diesem Jahre Mitte Juni wieder aufzunehmen und bis Mitte September durchzuführen. Die regelmäßigen Fahrten von Bremerhaven über Helgoland nach Norderney, die im Vorjahr auf den Monat August beschränkt bleiben mußten, werden von Ende Juni bis Anfang September an zwei Tagen jeder Woche ausgeführt, Sonntags jedoch nur von Bremerhaven nach Helgoland und zurück. Neu hinzu kommt eine Linie von Bremerhaven über Helgoland nach Borkum, die allerdings vorläufig nur an wenigen Tagen im Juli und August gefahren wird. Die Einrichtung dieser Linie wird gleichzeitig einige Tagesrückfahrten von Borkum nach Helgoland ermöglichen. Alle näheren Angaben sind in dem Fahrplan für die Seebäderdampfer des Norddeutschen Lloyd, der Interessenten auf Wunsch kostenlos zugestellt wird, enthalten.

Baden-Baden im Frühling. Der gewaltige Fremdenandrang während der Ostertage war ein verheißungsvoller Auftakt für die diesjährige Saison. Auch der gegenwärtige Besuch ist dank des freundlichen Wetters sehr lebhaft, die Zahl der eintreffenden Fremden steigt von Tag zu Tag; ein erfreulicher Beweis, wie sehr die Heilquellen Baden-Badens, seine landschaftlichen Schönheiten und die Vorzüge seines gesellschaftlichen Lebens geschätzt und gewertet werden.


CONTINENTAL
Continental
Pneumatik


Steiner's Paradiesbett
Paradiesbettenfabrik
M. Steiner & Sohn A.G.
Frankenberg i. Sa.
Verlangen Sie illustr. Prospekt „J“
Lieferung ganzer Schlafzimmer-Einrichtungen
Eigene Filialen: Chemnitz, Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg, Altona, Hannover, Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a/M. Stuttgart Zürich
RICHARD FRIESE

Illustrirte Zeitung

Nr. 4047
156. Band



An der Universität in Breslau. Nach einer Radierung von Professor Hugo Ulbrich.

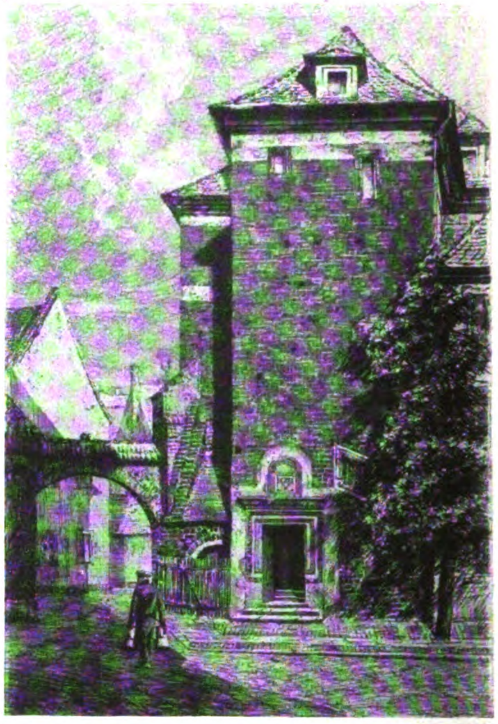
(Mit Genehmigung der Kunsthandlung Theodor Lichtenberg, Breslau.)

Breslau als Bollwerk deutscher Wirtschaft und deutschen Wesens im Osten.

Von Stadtbibliothekar Dr. Schwarzer.



An der Elisabethkirche in Breslau. Nach einer Radierung von Ernst Barkemeyer.



Kapitelhaus in Breslau. Nach einer Radierung von Professor Hugo Ulbrich. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Theodor Lichtenberg, Breslau.)

Breslau nimmt unter den Grenzstädten des deutschen Ostens eine besondere Stellung ein. Es ist mehr als nur der wirtschaftliche und kulturelle Brennpunkt einer reichen Provinz. Was München gegenüber dem Süden, Frankfurt und Köln gegenüber dem Westen, Hamburg gegenüber dem Norden und als Tor des Welthandels, das ist Breslau gegenüber dem Osten und Südosten Europas. Seine Lage ist aber ungleich bedeutsamer, weil es nicht wie jene Städte einer gefestigten Sprach- und Kulturgrenze, sondern der vielgestaltigen, machtlüstern nach Westen drängenden Völkerflut des slawischen Ostens gegenübersteht.

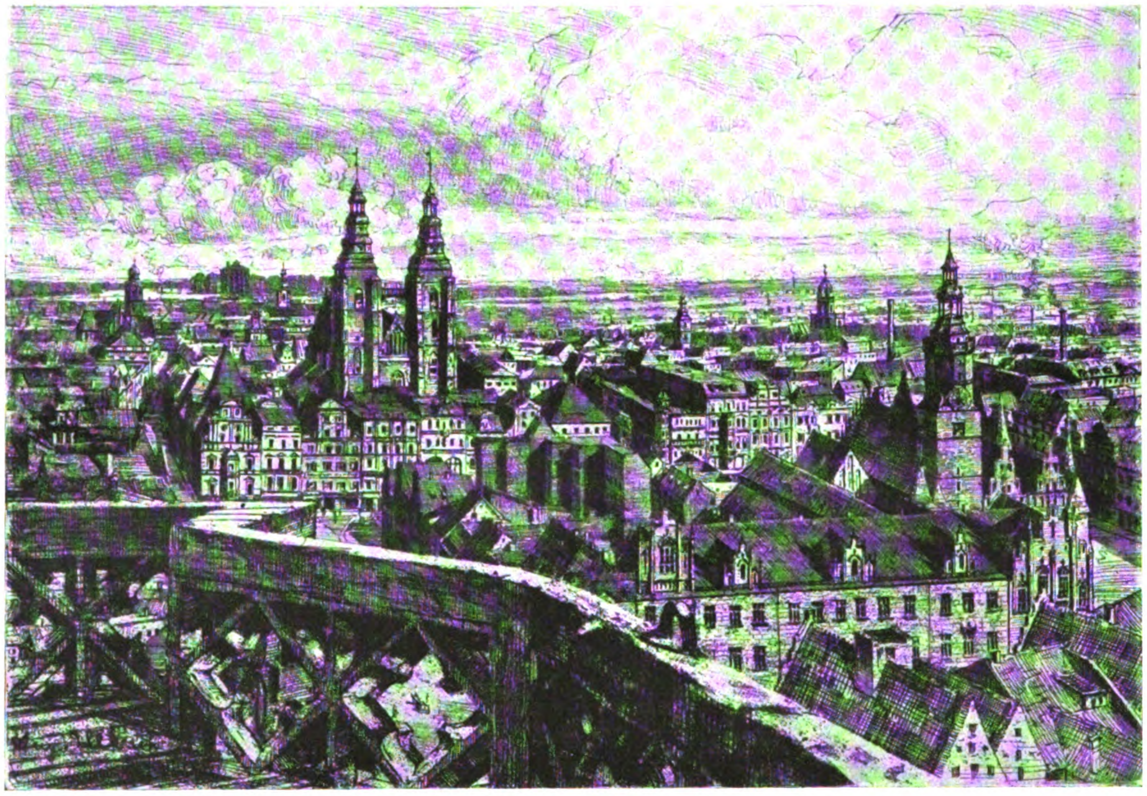
Von der beherrschenden Weltstellung zwar, die es im Mittelalter infolge der Gunst seiner Lage an der Grenze zwischen West- und Osteuropa einnahm, hat es im Laufe der Jahrhunderte infolge der veränderten politischen und Verkehrsverhältnisse, der wirtschaftlichen Erstarkung und Abschließung der östlichen Nachbargebiete, endlich auch infolge der stiefmütterlichen Behandlung durch die Wirtschaftspolitik des eigenen Staates viel eingebüßt, so daß man vor dem Kriege eher von einer Ungunst der Lage sprechen konnte. Und doch hat sich die Stadt durch geschickte Anpassung an die Verhältnisse, durch die Zähigkeit und Rührigkeit ihrer Bevölkerung immer noch eine überragende wirtschaftliche Stellung im deutschen Osten zu wahren gewußt, wenn auch zur Zeit die bisherigen Handelsbeziehungen durch den unglücklichen Ausgang des Krieges noch vielfach gestört sind.

Breslaus Großhandel, in der Eigenproduktion und der Bedarfsdeckung der Provinz wurzelnd, greift doch in vielen seiner Zweige in Bezug und Absatz über Deutschlands Grenzen hinaus mit der typischen Tendenz, Rohprodukte des europäischen Ostens und Südostens gegen Erzeugnisse des Westens und der heimischen Industrie auszutauschen. Das gilt besonders von seinem großzügigen Handel mit Futtermitteln, Sämereien und Hülsenfrüchten, Flachs, Holz, Häuten und Fellen, mit den Produkten der heimischen Zucker- und chemischen Industrie, in beschränkterem Maße auch vom Handel mit Kolonialwaren und ausländischen Chemikalien. Überdies vermittelt Breslau einen großen Teil des Absatzes der oberschlesischen Montanindustrie, namentlich nach dem östlichen Deutschland.

Ebenbürtig neben dem Großhandel steht eine vielseitige industrielle Tätigkeit. Unter den auf Grundlage der blühenden schlesischen Landwirtschaft erwachsenden Gewerbezweigen ragen die Großmüllerei, die Mälzerei und namentlich die Brauindustrie hervor. An der Spitze aller Industrien Breslaus stehen, in Oberschlesiens Bodenschätzen wurzelnd, seine großartige Maschinen- und Fahrzeugindustrie und die Metallverarbeitung. Auf dem Gebiet des Eisenbahnwagenbaues genießt Breslau Weltruf; es besitzt ferner die größte Binnenwerft Deutschlands, die auch für die deutsche Seeschiffahrt und für den fernen Osten arbeitet.

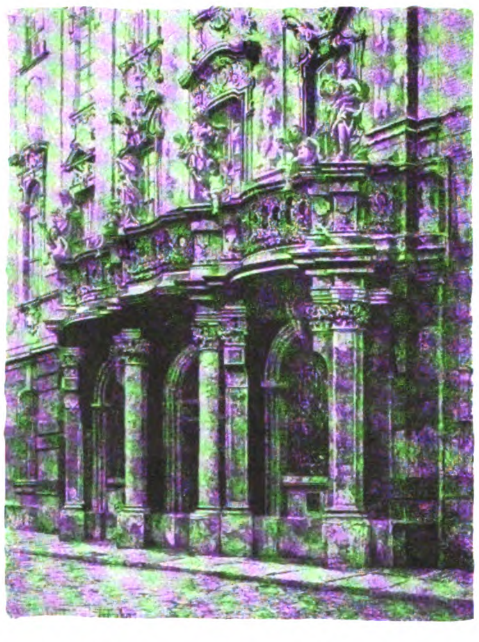
Auf einen weitreichenden Absatz nach dem Osten und Südosten eingestellt waren vor dem Kriege auch das mit der Eisenindustrie im engen Zusammenhang stehende Baugewerbe, das neben der Maschinenindustrie für Breslaus gewerbliches Leben besonders charakteristische Konfektions- und Bekleidungsgewerbe und die Möbelfabrikation. Die Luxus- und Buntpapierfabrikation belieferte mit ihren Erzeugnissen alle Weltgegenden. Von allen Industriezweigen aber gilt, daß schon vor dem Kriege die Verkehrs-, Zoll- und Tarifverhältnisse den Absatz im deutschen Inland beschränkten und so von ihren natürlichen Absatzgebieten im Osten und Südosten im wesentlichen abschnitten.

Von jeher war Breslau neben Berlin und lange vor Berlin auch das bedeutendste Zentrum deutscher Kultur im Osten, das durch seine Bildungseinrichtungen und seine Bildungsmittel, durch sein gesamtes geistiges Leben überhaupt, anziehend auf den slawischen Osten wirkte und umgekehrt deutschen Geist und deutschen Einfluß in starken Wellen in jenes Gebiet hinausfluten ließ. Die neuzeitliche industrielle Entwicklung hat diese Stellung Breslaus als Bollwerk und Hochwarte des Deutschtums und als Sammelpunkt der vom Osten und Südosten ausstrahlenden Einflüsse noch verstärkt und ihm jüngst erst in der Gründung des Osteuropa-Instituts wirksamen Ausdruck gegeben. Auch unter diesem Gesichtspunkt verdient Breslau im Reiche eine stärkere Beachtung und Förderung als bisher.



Blick auf Breslau. Nach einer Radierung von Professor Hugo Ulbrich. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Theodor Lichtenberg, Breslau.)

Die geographische und historische Stellung weist Breslau als natürliche Aufgabe zu, in immer größerem Maße die wirtschaftliche und kulturelle Brücke zwischen Deutschland und dem zukunftsreichen Osten und Südosten Europas zu werden. Diese Hoffnung hat Breslaus Handel und Industrie über viele Enttäuschungen und Rückschläge hinweggeholfen. In zäher Arbeit ist schon vor dem Kriege manche Verbesserung seiner ungünstigen Lage erkämpft worden. Der Verlauf des Krieges schien Breslau freie Bahn nach dem Osten und Südosten zu schaffen. Sein unglücklicher Ausgang hat zwar die Hoffnungen stark herabgemindert, und als düstere Wolke steht jetzt die oberschlesische Frage vor Breslaus wirtschaftlicher Zukunft. Aber es gilt, mutig vorwärts zu schauen und sich den veränderten Verhältnissen anzupassen.



Portal der Universität in Breslau. Nach einer Radierung von H. Fischer-Oels. (Verlag der Kunsthandlung Bruno Richter, Breslau.)

Die noch im letzten Kriegsjahr geschaffene Breslauer Messe ist ein erster erfolgreicher Schritt, neue fruchtbare Beziehungen zu den östlichen Ländern anzubahnen. Noch aber bleibt viel zu tun übrig, um Breslau die Stellung im Wirtschaftsleben des Ostens zu sichern, zu welcher es nach seiner Lage an den Grenzen zweier Kulturwelten im Schnittpunkt großer, von Norden nach Süden, von Westen nach Osten ziehender Verkehrswege berufen ist.

Die Zeit wird kommen, wo uns der Zwang wirtschaftlicher Notwendigkeiten die jetzt noch feindlichen Nachbarn im Osten wieder näherbringt.

Wir Schlesier dürften erwarten, daß dann Reich und Staat in weitschauender Politik alle Kraft daran setzen werden, durch die seit langem angestrebte Ausgestaltung der Wasser- und Bahnverbindungen und durch angemessene Tarif- und Zollverhältnisse dem Breslauer Handel eine ausgiebige Reichweite zu sichern und auch sonst Breslau als kulturelles und wirtschaftliches Bollwerk des Deutschtums im Osten zu unterstützen. Nur eine kräftige wirtschaftliche Stellung wird Breslau befähigen, ein tragfähiger Pfeiler des Reiches und seiner in Zukunft vermutlich wieder mehr nach Osten schauenden Politik zu sein, das starke Bollwerk deutscher Arbeit und deutschen Wesens, das wir brauchen, wenn wir im Osten im Wettstreit mit dem aufsteigenden Slawentum und seinen Gönnern nicht unterliegen wollen. Die Förderung Schlesiens und seiner Hauptstadt ist mehr denn je eine Lebensnotwendigkeit für das Reich und für das Deutschtum.



In der Schweidnitzer Straße zu Breslau. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.

Das schöne Breslau. / Von Georg Hallama.

Das schöne Breslau? — Da wird mancher aufhorchen weit draußen im Reiche. Aber kommt nur einmal her, ihr Deutschen aus den anderen Gauen unseres Vaterlandes! Kommt nach der alten deutschen Kulturstadt des Ostens, nach dem vielverkannten Breslau, nach dieser Halbmillionenstadt, nach diesem Emporium deutscher Kultur, deutscher Wissenschaft und deutscher Wirtschaft! Ihr werdet hier in Breslau so viel Schönes finden, daß ihr die weite Reise nicht bereuen werdet! Ihr werdet staunen, wie euch die alte Wratislavia empfängt. Schon am Bahnhofsplatz begrüßt euch das schöne grüne Breslau und leitet euch durch die Straßen der Stadt. Von Scheitnig bis nach Kleinburg, den beiden Villen- und Parkvorstädten Breslaus, könnt ihr durch die ganze Stadt wandern immer unter Bäumen, über die Oder und am Stadtgraben entlang, in dem sich die alten Bäume der Promenaden spiegeln, die die Altstadt umziehen.

Solche Promenaden hat selten eine Großstadt mitten in ihrem Stadtinnern, und sie werden gekrönt von der Liebichshöhe, auf der Breslauer Bürgersinn der Stadt zum Geschenk ein mächtiges Bauwerk im klassischen Stile errichtet hat. Und weiter von der Holteihöhe, von der man einen entzückenden Blick auf die Oder und die alte Sand- und Dominsel mit ihren ehrwürdigen Kirchenbauten genießt. Ein Stadtbild, das nirgendswo in Deutschland seinesgleichen findet. Und auch an den vielen grünen weiten Plätzen der Stadt werdet ihr eure Freude finden. Süß betäubend duftet ja jetzt im Frühling der Tauentzienplatz, der Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens Breslaus, von Flieder und Rotdorn.

Und dann die Zeugen der alten Zeit, die ehrwürdigen Baudenkmäler, die an die stolze Vergangenheit dieser alten deutschen Stadt erinnern! Die gewaltigen Kirchen, die sich über dem überaus regen Leben und Treiben der Hauptgeschäftsstraße, der Schweidnitzer Straße, erheben, diese alten gotischen Bauten mit ihren hohen, steilen Giebeldächern, die in so krassem Gegensatze zu den Bauten der Neuzeit zu ihren Füßen, dem Stadttheater und dem Generalkommando, stehen! Und gar erst das Rathaus, dieser Prachtbau mittelalterlicher Baukunst! Ein Bauwerk, das ebenfalls seinesgleichen in Deutschland sucht. Wenn ihr aus dem Strome des Lebens, der Schweidnitzer Straße, kommt, und wenn ihr Sinn für alte Kunst besitzt, da werdet ihr schier geblendet sein von der Kunst, der edlen Harmonie und Pracht, die dieses Denkmal deutscher Kultur in sich vereinigt. Ihr müßt auch hineingehen in die hochbogigen, festlichen Hallen und Säle dieses Rathauses, in die kunstvoll ausgeschmückten Zimmer.

Hier haben von Anbeginn Breslaus Deutsche gesessen. Deutsche Kaufleute waren es, die das Geschick dieser Stadt bestimmt haben, die das Deutschtum allezeit auf ihr Panier geschrieben, und die es verstanden haben, diese Stadt von ihrer Gründung an bis zur Jetztzeit trotz alles Anbrandens des Slawentums rein deutsch zu erhalten. Auch die alten Ringhäuser erzählen euch von den deutschen Geschlechtern, die diese Stadt groß und reich gemacht haben. Siebenstöckig streben diese alten Häuser himmelan mit machtvollen Giebeln.



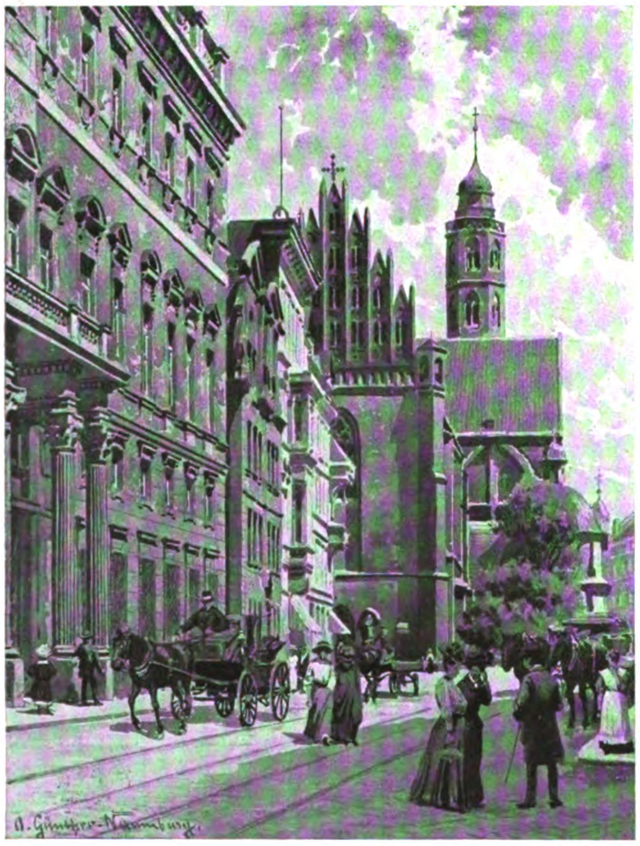
Auf der Sandinsel in Breslau; im Hintergrund die Sandkirche. Nach einer Radierung von H. Fischer-Oels. (Verlag der Kunsthandlung Bruno Richter, Breslau.)

Und in den Kirchen der Nachbarschaft, in der Elisabethkirche und in der Magdalenenkirche, da findet ihr die Grabstätten der vergangenen Geschlechter, überaus prächtige Renaissance- und Barockgrabmäler! Vergeßt auch nicht, daß über der Magdalenenkirche die Glocke hängt, die durch den „Glockenguß von Breslau“ weit bekannt geworden ist; und der Turm und die Glocke der Elisabethkirche wiederum erinnern an Goethes „Totentanz“. Dann wandert ihr vielleicht zu den alten Ohlen. Gar vielfach sind sie im Bilde festgehalten worden. Sie sind ja auch ein prächtiges Stück von Alt-Breslau, bekannt durch Gustav Freytags „Soll und Haben“ als Schauplatz der düsteren Ereignisse dieses Kaufmannsromans. Auch das Handelshaus, das in diesem Roman verherrlicht wird, steht noch in der Albrechtstraße, wohlbewahrt in seiner Ursprünglichkeit.

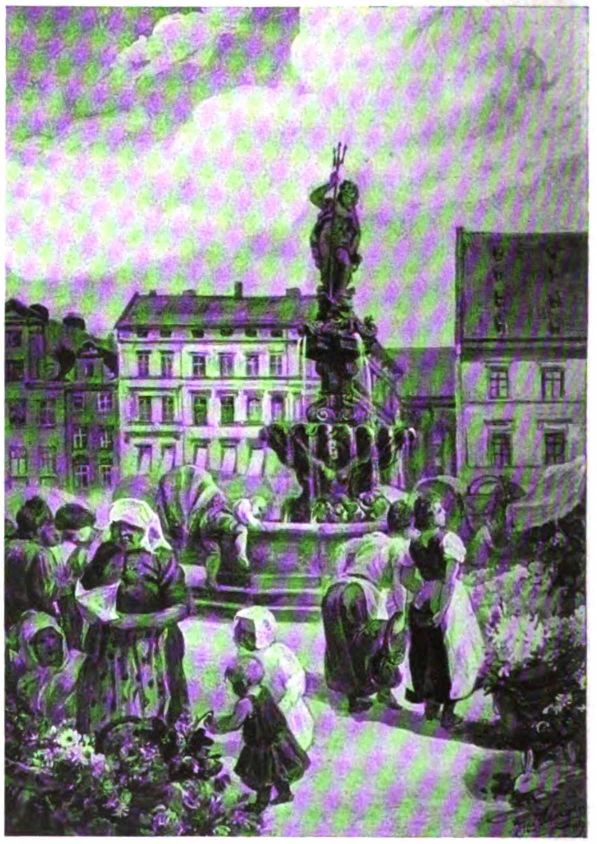
Auf der benachbarten Schmiedebrücke kommen wir zu denkwürdigen Erinnerungen an die Freiheitskriege, zu dem „Goldenen Zepter“, in dem Freiherr vom Stein gewohnt und die Lützower ihr Werbequartier hatten. Und weiter zu den herrlichen Bauten der Universität und der Matthiaskirche, diesen Meisterwerken des Barocks, außen wie innen gleich prunkvoll und feierlich gestimmt. Das angrenzende Kloster- und Kirchenviertel führt uns an der Oder weiter zur Sand- und Dominsel, zur „heiligen Erde Breslaus“, zu diesem hehren alten Stadtteile, der sich in seiner Altertümlichkeit erhalten hat, und der so viele Baudenkmäler und in ihnen Kunstwerke birgt.

Noch vieles könnte ich euch erzählen von den alten Stadtteilen, von dem Neumarkt mit seinem „Gabeljürgen“, von den altertümlichen Kretschmereien Breslaus, in denen die schlesische Gemütlichkeit herrscht, so besonders in dem Schweidnitzer Keller, der berühmten Gaststätte des Rathauses. Aber kommt doch selbst nach Breslau! Überzeugt euch davon, und wandert auch hinaus über die Kaiserbrücke nach Scheitnig, wo sich aus altem Eichenparke die riesigen Bauwerke erheben, die zur Erinnerung an die Befreiungskriege errichtet worden sind: die Jahrhunderthalle mit der größten Kuppel der Welt und der größten Orgel, ein technisches Wunderwerk, der Tempel des Ausstellungsgebäudes, der antike weinumrankte Säulengang, der den künstlichen Teich umschließt, und das Terrassengasthaus, das sich über ihm erhebt. Auch diese Anlage findet in Deutschland nirgends ihresgleichen. Hier spielt sich in der schönen Jahreszeit das Hauptleben Breslaus ab. Im Frühjahr blühen hier Tausende von Rhododendren, und ein Meer von Blumen umsäumt den künstlichen Teich. Von der Terrasse aus genießt man dies alles bei den Klängen guter Musik, und des Abends leuchten die Kuppeln des Ausstellungsgebäudes gespenstisch auf, und in dem Parke und in seinen historischen Gärten flöten die Nachtigallen.

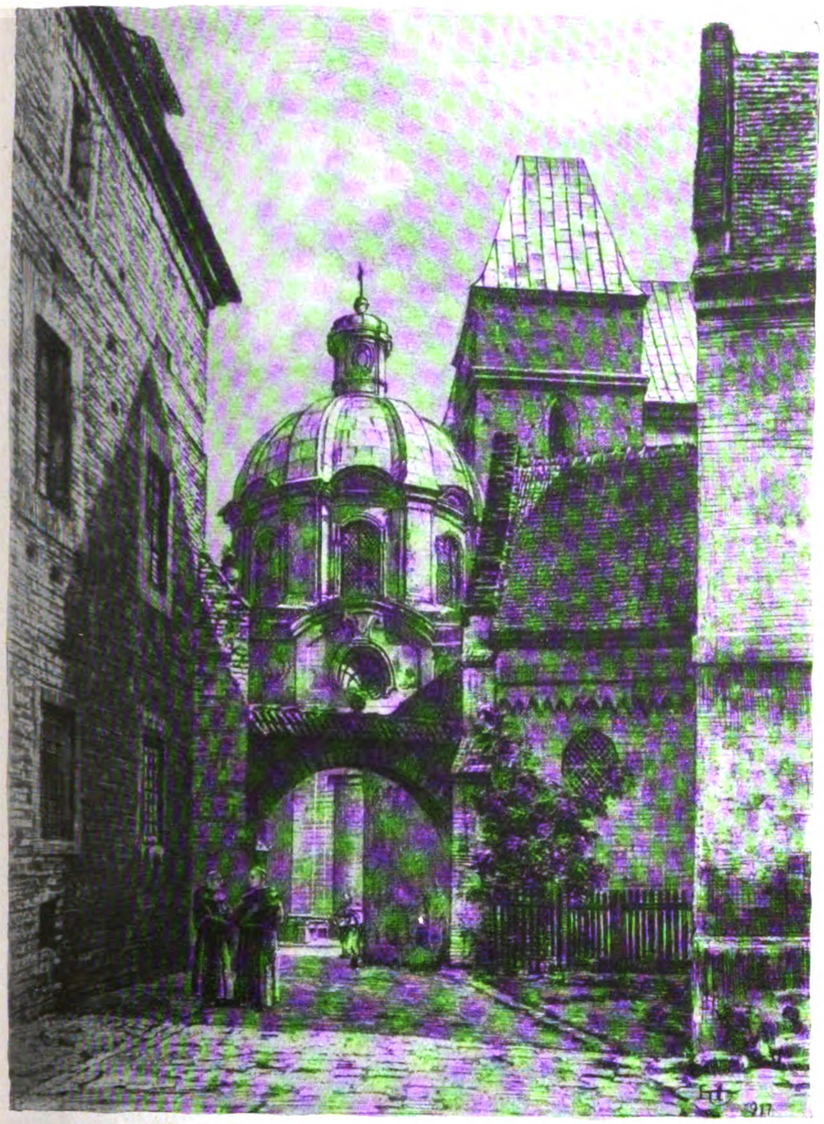
Das ist in ganz großen Zügen das schöne Breslau, in Einzelheiten natürlich bei weitem nicht erschöpft, und dazu gesellt sich die Gastfreundlichkeit des Schlesiers. Auch in der Umgegend Breslaus findet ihr viel Schönes, in den alten Eichenwäldern sind Klöster, Schlösser und Seen vergraben. Und der Zobten erhebt sich ganz nahe bei Breslau als steiles Wald- und Felsengebirge mit seinen bisher unenträtselten Steinbildern. Die schlesischen Gebirge aber mit ihren Bädern und Sommerfrischen, sie bilden den großen, weiten, schönen Rahmen um die alte Hauptstadt ihres Landes.



Oberpräsidium und Dominikanerkirche in Breslau. Nach einem Gemälde von Professor O. Günther-Naumburg. (Mit Genehmigung des Verlags Wilh. Gottl. Korn, Breslau.)



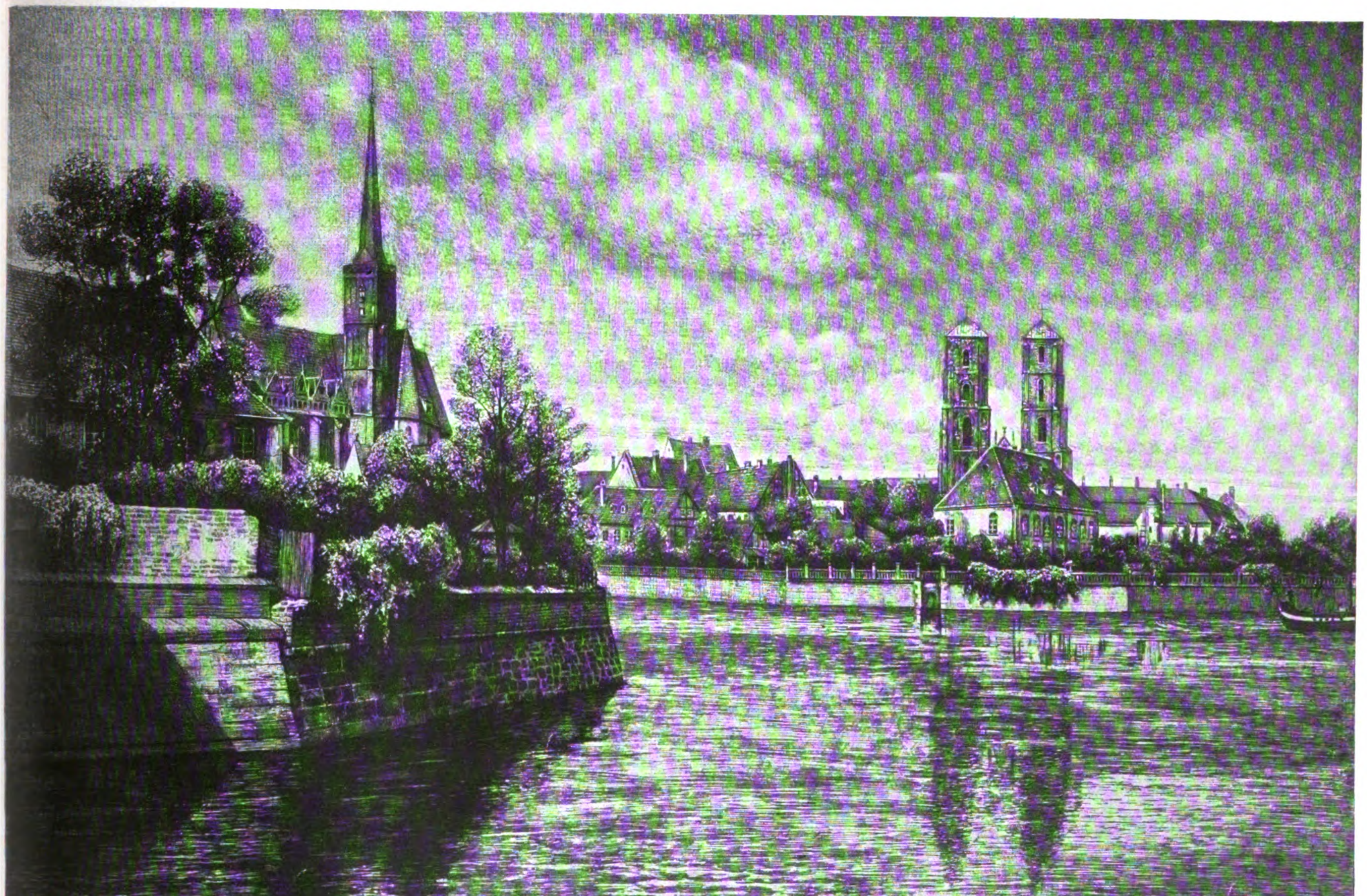
Neumarkt mit „Gabeljürge“ in Breslau. Nach einem Gemälde von J. Langer. (Mit Genehmigung des Verlags Wilh. Gottl. Korn, Breslau.)



Das Klößeltor in Breslau. Nach einer Radierung von Professor Hugo Ulbrich.
(Mit Genehmigung der Kunsthandlung Theodor Lichtenberg, Breslau.)



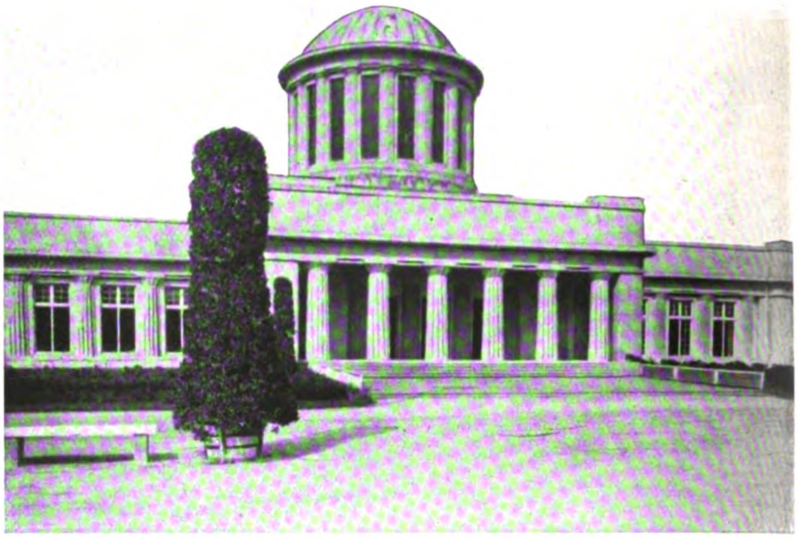
Die Weißgerberohle in Breslau. Nach einer Radierung von H. Fischer-Oels.
(Verlag der Kunsthandlung Bruno Richter, Breslau.)



Die Dominsel in Breslau. Nach einer Radierung von Siegfried Laboschin. (Verlag der Kunsthandlung Bruno Richter, Breslau.)



Die Jahrhunderthalle in Breslau. (Phot. G. Hallama, Breslau.)



Eingang zum Ausstellungsgebäude in Breslau. (Phot. G. Hallama, Breslau.)

Kunst und Wissenschaft in Breslau.

Von Conrad Buchwald.

Die falsche Vorstellung, die man sich außerhalb Schlesiens immer noch von der Kulturhöhe Breslaus macht, wird durch ein kleines Beispiel gut gekennzeichnet. Man spricht und schreibt, selbst in Fachkreisen, gewöhnlich immer nur von „dem" Museum in Breslau. Breslau besitzt aber neben den vielen naturwissenschaftlichen, einem ethnographischen und einem Schulmuseum nicht weniger als fünf Kunstmuseen, außerdem eine Anzahl Kunsthandlungen, die mit ständigen Kunstausstellungen neuer und neuester Kunst verknüpft sind, auch recht ansehnliche private Kunstsammlungen, eine, wenn auch kleine Kolonie von Künstlern und Kunstgewerblern, die durch Vereine mit künstlerischen Tendenzen zusammengehalten und durch Aufträge und Ausstellungen gefördert werden, ferner eine Reihe von kunstgewerblichen Werkstätten, die sogar — ein Beweis für ihre Leistungsfähigkeit — hauptsächlich für den auswärtigen Bedarf tätig sind, und endlich eine staatliche „Akademie für Kunst und Kunstgewerbe" und eine städtische „Handwerker- und Kunstgewerbeschule" als Bildungsstätten des künstlerischen Nachwuchses.

Es ist also genau so wie in anderen Städten der gleichen Größe in Mittel-, West- oder Süddeutschland. Nur glaubt man es gerade nicht von Breslau. Ebenso wie jeder Fremde, der zum erstenmal nach der Hauptstadt Schlesiens kommt und Augen dafür hat, gewöhnlich seinem Erstaunen darüber Ausdruck gibt, wenn er in vielen malerischen Teilen der Altstadt, in dem einzigartigen Blick auf die von der Oder umflossene Dominsel mit ihren ehrwürdigen Kirchenbauten, auf das prächtige gotische Rathaus inmitten des Ringes, auf die alten Gotteshäuser im Innern der Stadt mit ihren zahlreichen Denkmälern aus alter Zeit, auf den mächtigen Barockbau der Universität, schließlich auch in modernen Bauten, Brunnen- und Standbildern unerwartete Schönheiten findet.

Doch ist dieses alte und schöne Breslau an anderer Stelle schon gewürdigt worden. Deshalb nur ein paar Worte noch von den Museen. Das „Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer" wurde 1899 im ehemaligen Ständehause der Provinz errichtet, indem es als Grundstock die reichen Sammlungen eines 1867 schon begründeten Vereins erhielt, die dieser von jener Zeit an vereint und als Museum schlesischer Altertümer ständig ausgebaut hatte. Obwohl unter städtischer Verwaltung, ist es insofern ein Landesmuseum, als es von der Urgeschichte an bis in die Neuzeit die alte Kultur der Provinz uns vor Augen führt, neben den rein kunstgewerblichen Abteilungen und einer kunstgewerblichen Bibliothek.

Das nach dem Kriege von 1870/71 von der Provinz errichtete und unterhaltene „Schlesische Museum der bildenden Künste" enthält neben Bibliothek und Kupferstichsammlung eine vorwiegend moderne Gemäldegalerie, die in der vor kurzer Zeit durchgeführten Neuordnung der Säle sehr gut zur Geltung kommt und namentlich mit einer Reihe von Bildern Böcklins glänzt. Altäre, Tafelbilder, Paramente, Kultgeräte und andere Werke kirchlicher Kunst aus dem Breslauer Bistum birgt das 1903 eröffnete Diözesan-Museum. Das zur Universität gehörige Archäologische Museum vereinigt eine ziemlich vollständige Sammlung von Gipsabgüssen nach der Antike mit einigen Originalen antiker Kleinkunst. Das jüngste Kunstmuseum Breslaus ist das „Haus Albert und Toni Neisser", eine im Jahre 1898 errichtete Villa des verstorbenen berühmten Dermatologen, in der neben anderen Werken moderner Kunst und modernen Kunsthandwerks über 30 Werke des Malerbrüderpaares Fritz und Erich Erler vereint sind, die auch einige Räume des Hauses vollständig eingerichtet haben.

Auch an Theatern und Konzerten ist in Breslau kein Mangel. Das von einem Intendanten geleitete Stadttheater pflegt ausschließlich die Oper und kann sich rühmen, die Wirkungsstätte vieler jetzt in Deutschland und darüber hinaus allbekannter Sänger und Sängerinnen gewesen zu sein. Wiederum nur einer Kunstgattung, der Operette, ist das sogenannte „Schauspielhaus" gewidmet, während Lobe- und Thaliatheater Schauspielaufführungen bringen. Hoffentlich gehen beide unter der zu erwartenden Leitung Barnays einer ebenso günstigen Zukunft entgegen, wie die Vergangenheit war, auf die sie mit Stolz zurückblicken können. Orchesterverein und Singakademie sorgen neben den Konzertbureaus der Stadt für die Befriedigung der Ansprüche der überaus zahlreichen Musikfreunde.

Die beiden Brennpunkte für die Pflege der Wissenschaft sind die Friedrich-Wilhelm-Universität, die alte Alma mater Vratislaviensis, die 1911 auf ein hundertjähriges ruhmreiches Bestehen zurückblicken konnte, mit einem Osteuropa-Institut und einer Landwirtschaftlichen Hochschule und die Technische Hochschule, jetzt die einzige im Osten Deutschlands. In ihren Diensten gewissermaßen steht auch eine Reihe von gelehrten Vereinen, wie die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur, der Geschichts- und der Altertumsverein, während der Humboldtverein für die Verbreitung von Geistesbildung in den weitesten Kreisen durch Vorlesungen aller Art Sorge trägt. Auch stehen mehrere Archive und Bibliotheken, die Universitäts-Bibliothek, das Staatsarchiv, Stadtbibliothek und Stadtarchiv, Dombibliothek und Domarchiv, mit ihren seit alters gesammelten und noch lange nicht erschöpften Schätzen der gelehrten Forschung zur Verfügung. Volksbibliotheken und städtische Lesehallen sorgen gleich der Volkshochschule für die Weiterbildung der breiten Massen.

So ist in der alten schlesischen Hauptstadt für Kunst und Wissenschaft in jeder Weise gesorgt, und der Fremde, der Breslau besucht, findet, wie in vielem andern auch hier ein weites Gebiet der Betätigung, der Freude und der Belehrung.

Breslau als Messestadt.

Von Carl Wilhelm Wolf.

Breslau ist seit alters, durch viele Jahrhunderte hindurch, vor der Besitzergreifung durch Friedrich den Großen in noch höherem Maße als nachher, derjenige deutsche Handelsplatz des Ostens gewesen, der die ausgedehntesten Auslandsbeziehungen besaß und pflegte. In dicken Bänden berichtet die Stadtgeschichte über die engen Beziehungen des alten Breslau zu den Brennpunkten mittelalterlichen Handelsverkehrs, zu Venedig, Genua und der Levante, zu Flandern, Brabant und den Niederlanden, zu England und den Hansastädten der Ost- und der Nordsee.

Polen wurde fast ausschließlich mit allen Bedürfnissen des Tages und des Luxus von Breslau aus versorgt, obgleich die polnischen Herrscher stets bereit waren, die Breslauer Kaufleute zu schikanieren, um den gewinnbringenden Handel nach Krakau, Posen oder Kalisch abzulenken. Noch wichtiger als Polen selbst war dessen Hinterland für Breslau, zu dem die besten Verbindungen unterhalten wurden. Vielen Schwierigkeiten begegnete der Handel mit Ungarn, dessen politische Verhältnisse zu allen Zeiten jener Ruhe und Stetigkeit entbehrten, die für eine gedeihliche Entfaltung der Volkswirtschaft nötig sind.

Seine Bedeutung als Mittelpunkt des osteuropäischen Handels und Verkehrs verdankt Breslau neben der kraftvollen Ausnutzung seiner günstigen Lage vor allem seinem alten Privileg des Niederlags- und Stapelrechts und seinen weithin berühmten Märkten. In frühesten Zeiten waren es die Fisch- und Salzmärkte, später die Flachs-, Woll- und Ledermärkte, die zum Sammelplatz wurden für alles, was im Osten Handel trieb, das Land bebaute und Waren erzeugte. Um Flachs und Wolle drehte sich ein Großteil des Kommerzes; aus dem Handel mit Flachs und Wolle gingen die bedeutendsten Handelshäuser hervor; noch bis in die neueste Zeit handelten die angesehensten privaten Bankfirmen mit Flachs und Wolle. Kein Wunder! War doch stets und ist doch auch heute wie einst schlesisches Leinen weltberühmt und ebenso wie schlesisches Tuch ein Hauptausfuhrerzeugnis in alle Lande.

Auf diese hervorragende Stellung der schlesischen Webwarenindustrie stützt sich in erster Linie die wieder ins Leben gerufene Breslauer Messe. Friedrich der Große hat sie 1742 begründet, aber die Ungunst der Zeiten hat sie damals nicht recht zur Blüte kommen lassen. Als unsere Heere 1915 ihren Siegeslauf im Osten begannen, da erwachte auch der alte Hanseatengeist unserer Kaufmannschaft wieder und erkannte klar die Möglichkeit eines neuen Aufschwunges. Das Mittel dazu sollte die Breslauer Messe werden. — Die schlesische Hauptstadt besitzt alle Vorbedingungen für einen hochgesteigerten Messeverkehr. Gelegen inmitten eines der industriellsten Gebiete der Welt, Ausgangspunkt des gewaltigsten Kohlenlandes Europas, Hafenplatz für den Durchgangs- und Umschlagsverkehr des letzten großen deutschen Stromes, durchschnitten von den Strängen wichtigster Bahnverbindungen, eingekeilt zwischen den slawischen Osten und die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns, vorgelagert den Ländern des Balkans, ja, wer könnte da noch bezweifeln, daß diese Stadt von Haus aus berufen ist, ein Meß- und Marktplatz allererster Ordnung zu sein? Dem fehlen klarer Blick und verständiges Urteil, der das leugnen wollte. Nein, Breslau hat seine Messe ganz aus eigener Kraft wiederaufleben lassen und wird sie ausbauen immer größer und größer.

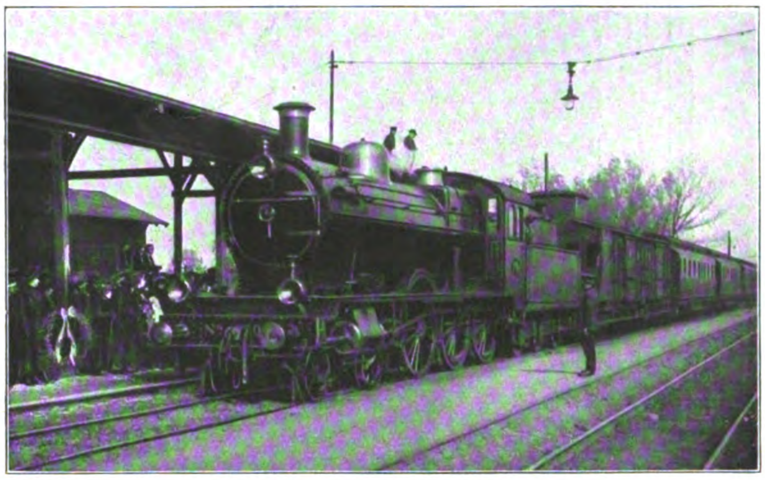


Das Eichendorff-Denkmal in Breslau. (Phot. G. Hallama, Breslau.)

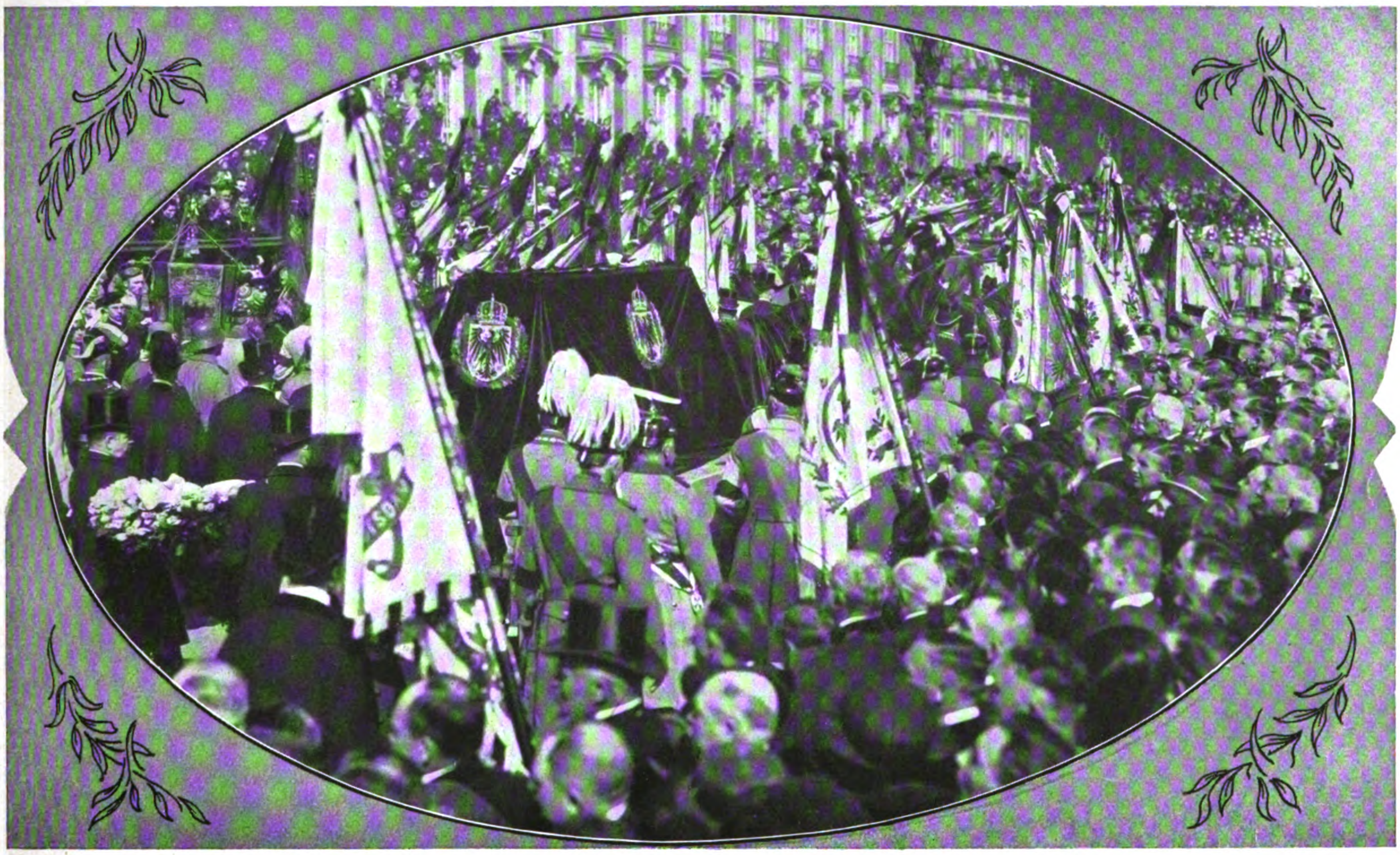
Alle Einrichtungen sind in Breslau vorhanden, um den Messehandel glatt zur Abwicklung zu bringen. Freilich, als 1912/13 die riesige Jahrhunderthalle zur Erinnerung an die Befreiungskriege gebaut wurde, da hat niemand daran gedacht, daß dieser „Dom der Demokratie" dereinst als Meßpalast dienen würde. Aber der Bau eignet sich prächtig hierfür, und niemand erblickt in dieser Verwendung eine Entweihung. Und gleiches gilt von dem historischen Ausstellungsgebäude. Was fehlt (und es fehlt bei jeder Messe an Raum), wird geschaffen werden. Millionenpläne stehen zur Beratung. Stadt und Provinz, Staat und Reich haben ihre anfängliche Zurückhaltung aufgegeben und fördern jetzt das große Werk. Die hervorragende Rolle, die Breslau während vieler Jahrhunderte als Bollwerk des deutschen Handels im Osten gespielt hat, will und wird es wiedergewinnen; der Handel war von je die Quelle unserer Kraft. In klarer Erkenntnis dieser Lage haben Breslauer Kaufleute die Breslauer Messe wiederaufgebaut. Sie ist ein Werk auf lange Sicht; ihr Zukunftswert ist nicht an den Erfolgen der ersten paar Jahre zu messen.



Haus Doorn in Holland, die Leidens- und Sterbestätte der Kaiserin Auguste Viktoria.



Der Sonderzug mit der Leiche in Elten, der ersten deutschen Station am Niederrhein.

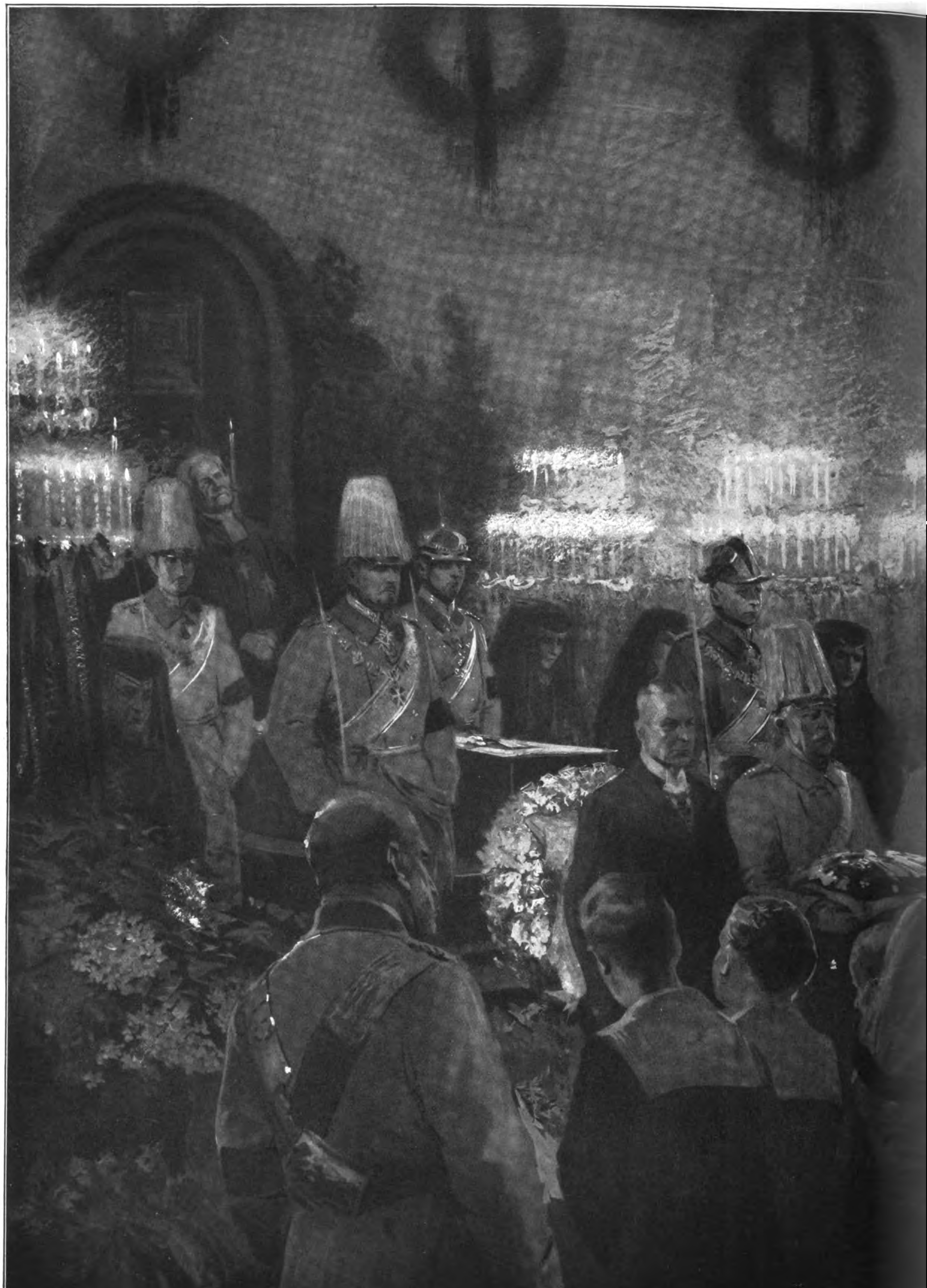


Der Trauerzug vor dem Neuen Palais in Potsdam.



Die Mitglieder der kaiserlichen Familie im Trauerzug. (An der Spitze Prinz Eitel Friedrich mit der Kronprinzessin Cecilie. Dahinter von links nach rechts: Prinz August Wilhelm, Prinz Adalbert, Prinz Oskar; anschließend die Schwiegertöchter und Enkel der Kaiserin.

Die feierliche Beisetzung der Kaiserin Auguste Viktoria in Potsdam am 19. April.



Die feierliche Beisetzung der Kaiserin Auguste Viktoria i

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners



...en Tempel im Neuen Garten zu Potsdam am 19. April.

...„Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.



Die Geistlichen im Trauerzug. Vorn in der Mitte Oberhofprediger D. v. Dryander.



Die Heerführer im Trauerzug. Vorn Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff.



Die studentischen Abordnungen vor dem Neuen Palais in Potsdam.



Die russischen Trauergäste.

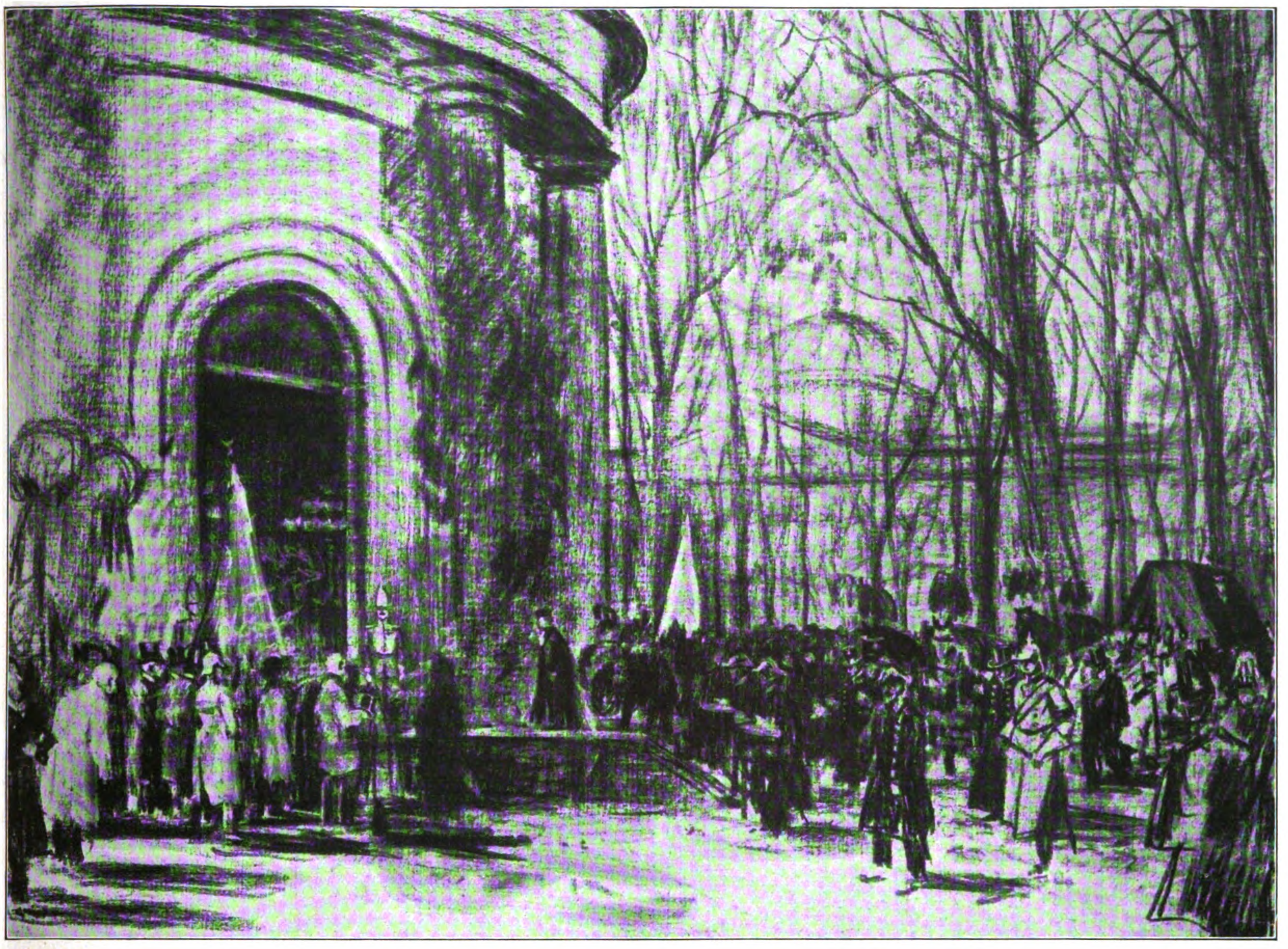


Die Ordensauszeichnungen der Kaiserin.



Die türkische Abordnung.

Die feierliche Beisetzung der Kaiserin Auguste Viktoria in Potsdam am 19. April.



Ankunft des Trauerzugs vor dem Antiken Tempel im Neuen Garten zu Potsdam, der letzten Ruhestätte der Kaiserin. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von A. Müller-Cassel.



Der letzte Gruß: Die trauernde Volksmenge zieht nach der Beisetzung der Kaiserin am Antiken Tempel im Neuen Garten zu Potsdam vorüber. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Martin Frost.

Die feierliche Beisetzung der Kaiserin Auguste Viktoria in Potsdam am 19. April.

Die oberschlesische Sphinx.

Eine Betrachtung zur Frage der Unteilbarkeit Oberschlesiens.
Von Karl Brammer.

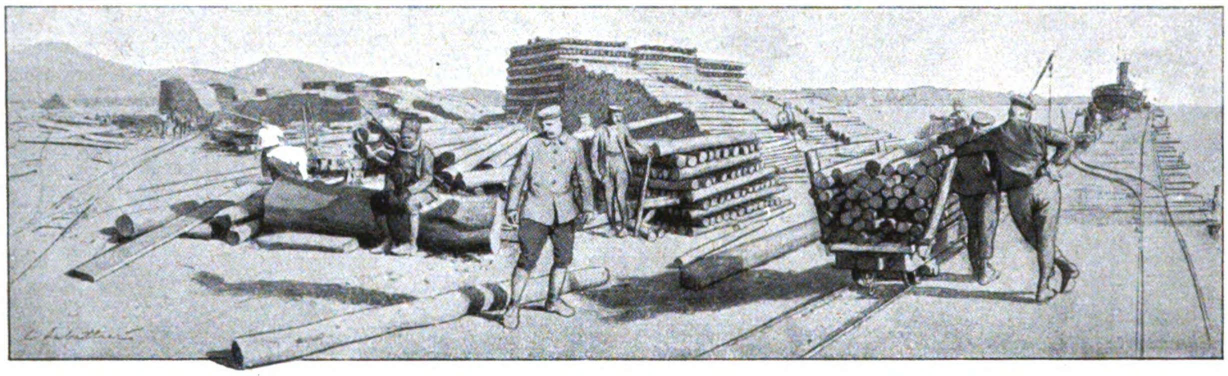
Der Ernst der politischen Lage muß jedem Volksgenossen klar werden, wenn man bedenkt, daß es über Reparationen und Sanktionen hinaus um das Schicksal Oberschlesiens geht. Optimismus ist für uns Deutsche heute leider in keiner politischen Angelegenheit berechtigt, am wenigsten aber in der oberschlesischen Frage, die ihre Verwicklung freilich erst durch die Konstellation der europäischen Mächte erhalten hat. Wir wissen, und die Welt weiß es, daß Deutschland aus der Volksabstimmung in Oberschlesien als Sieger hervorgegangen ist. Polnische Machenschaften, die den Sieg zu verdunkeln trachten, können nicht verfangen; dazu sind sie zu plump. Die polnische Forderung, daß jede Gemeinde, die eine polnische Mehrheit aufweist, nun auch an Polen fallen müsse, hat weder eine innere Berechtigung noch eine Berechtigung, die sich aus dem Friedensvertrag herleiten läßt. Eine solche Mechanisierung des Abstimmungsergebnisses kann nur der fordern, der nichts anderes als die eigenen imperialistischen Ziele kennt. Der deutsche Sieg in der oberschlesischen Abstimmung war viel; es ist aber die Frage, ob er genug ist, und es ist überhaupt die Frage, wie weit das Abstimmungsergebnis entscheidend sein soll. Der Friedensvertrag hat selbst eine Korrektur vorgesehen, nämlich die, daß wirtschaftliche und geographische Notwendigkeiten bei der Entscheidung mitbestimmend sein sollen. Eine solche Korrektur hat durchaus einen Sinn, wenn man sie sinngemäß anwendet. Benutzt man sie aber nur, um mit den wirtschaftlichen und geographischen Rücksichten politische Faktoren zu bekommen, die die Hände zu jeder Entscheidung frei machen sollen, so verschlägt sie in ihr Gegenteil. Würde die oberschlesische Frage sozusagen im luftleeren Raum entschieden werden, so könnte gar kein Zweifel darüber bestehen, daß ganz Oberschlesien zu Deutschland kommen müßte. Betrachtet man die oberschlesische Frage nur an sich, so sind die Schwierigkeiten der Lösung keineswegs unüberwindlich, denn dann wird die von deutscher Seite verfochtene Hauptthese der Unteilbarkeit in den Vordergrund treten müssen, so daß niemand an ihr vorbei kann. Dabei ist zu bemerken, daß es sich bei dem Gedanken der Unteilbarkeit überhaupt nicht um einen deutschen Propagandagedanken, wie natürlich jetzt Polen und Franzosen behaupten, handelt, sondern daß dieser Gedanke vor der Abstimmung von den Polen, als sie noch siegessicher zu sein glaubten, selbst immer wieder ins Treffen geführt worden ist. „Ganz Oberschlesien soll es sein", das war das Leitmotiv der gesamten polnischen Presse vor dem 20. März.



Wie von der Entente-Presse in Amerika auch nach dem Kriege noch gegen Deutschland gehetzt wird: Ein Bild aus der „New York Tribune" vom 27. März 1921, das angeblich eines der von der deutschen Abordnung im Londoner Savoy Hotel benutzten Zimmer darstellt, wie es nach deren Abreise ausgesehen haben soll.

Nach amtlichen deutschen Feststellungen haben englische Journalisten nach der Abreise der deutschen Delegierten das Zimmer in diesen Zustand versetzt, der wieder einmal den deutschen Vandalismus beweisen soll. Besonders kennzeichnend ist der von uns angestrichene Text zu dem Hetzbilde, der in Übersetzung lautet: Rechts — Mehr deutsche Kultur. Nicht ein Kriegsbild eines geplünderten französischen Schlosses ist es, sondern einer der Räume im Savoy Hotel, die die deutschen Abgesandten zur jüngsten Londoner Konferenz benutzten, photographiert am 8. März, kurz nachdem sich „Doc" (Wortspiel zwischen Doktor und Hund) Simons und seine Wimmerer-Mannschaft entschieden hatten, alle Wetten abzubrechen und aufzutrumpfen für das Vaterland.

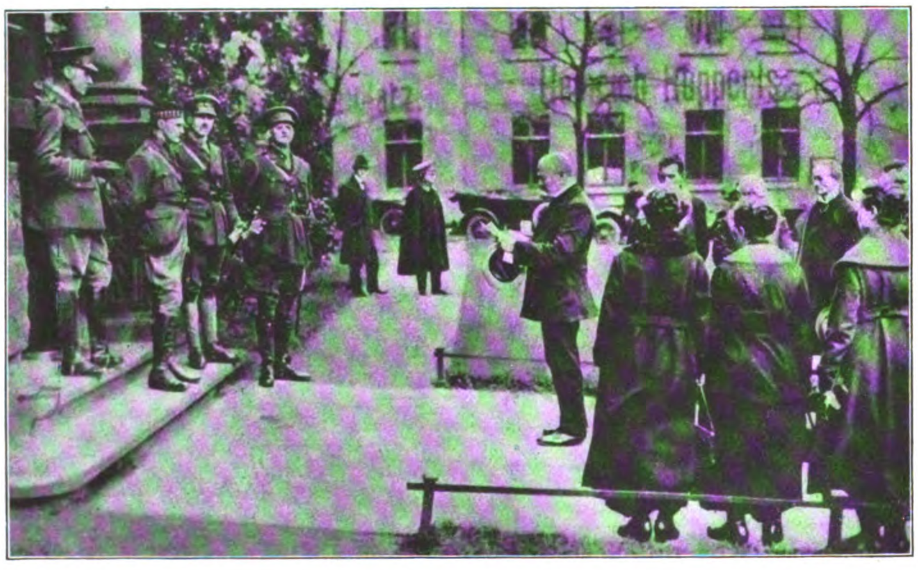
Der Note, die die deutsche Regierung den Alliierten und der Interalliierten Kommission in Oppeln übergeben hat, ist eine Denkschrift beigefügt worden, die in kurzen Zügen den Beweis für die Unteilbarkeit des Abstimmungsgebietes erbrachte. Dieses Material ist durch zahlreiche Veröffentlichungen noch vermehrt worden. Aber braucht es dazu eigentlich noch viel Material? Ein Blick auf die Karte zeigt ja die Unmöglichkeit der Teilung. Wer will das linke Oderufer vom rechten trennen? Der Polengraf Oppersdorf hatte da vollkommen recht, wenn er sagte, daß das linke landwirtschaftliche Oderufer nicht ohne das Industriegebiet rechts des Flusses bestehen könnte. Nur seine Nutzanwendung, für Polen zu stimmen, ist zu seinem und der Polen Leidwesen von den Bewohnern des linken Oderufers nicht befolgt worden. Sie haben für Deutschland gestimmt in der klaren Erkenntnis, daß das 700jährige Band, das Oberschlesien mit dem Reiche verbindet, nicht zerschnitten werden darf. Das linke Oderufer setzt seine Erzeugnisse auf dem rechten Oderufer ab, das diese Erzeugnisse braucht, da Polen dieses Gebiet nicht ernähren kann; das linke Oderufer ist das Arbeiterreservoir für das Industriegebiet rechts der Oder, und der Fluß selbst ist keine Trennungslinie, sondern eine natürliche Verbindung zwischen den beiden Gebietsteilen. Die oberschlesische Montanindustrie hat für die Verbesserung dieses einzigen Schiffahrtsweges erhebliche finanzielle Opfer gebracht, weil ihr alles daran lag, die Oder bis zur höchsten Grenze der Möglichkeit auszunutzen.



Die letzten Opfer unserer Niederlage: Deutsche Kriegsgefangene, die wegen angeblicher Verbrechen in Frankreich zurückgehalten werden, bei der Zwangsarbeit in Südfrankreich unter Aufsicht von Senegalesen. Nach einer Zeichnung von L. Sabattier in Nummer 4045 der französischen Zeitschrift „L'Illustration" vom 9. April 1921.

Und das Industriegebiet? Will wirklich die Entente die Verantwortung auf sich laden, das Zentralrevier zu teilen? Jede Grenzziehung ist hier ein Unding, eine Unmöglichkeit, eine unsinnige Operation, die den Tod des ganzen Gebietes zur Folge hätte. Die Polen sehen das auch selbst ein und verlangen deshalb dieses ganze Gebiet für sich, obgleich die Deutschen im Zentralrevier eine sichere Mehrheit erlangt haben, die auch durch polnische Rechenkünste nicht erschüttert werden kann. Das wirtschaftliche Leben ist hier mit allen seinen Ausstrahlungen so verfilzt, daß es — jeder andere Ausdruck wäre zu schwach — eine Wahnsinnstat wäre, dieses Gebiet durch eine Linie, mag sie noch so sorgfältig ausgeklügelt sein, zu trennen.

Was hier unmöglich ist, ist es aber in gleicher Weise auch für die Kreise Tarnowitz, Pleß und Rybnik. Die Gefahr der Abtrennung dieser Kreise ist um so größer, als hier polnische Mehrheiten erzielt werden konnten. Nur ein Beispiel für die Unmöglichkeit der Abtrennung von Tarnowitz: Vom Adolphschacht, der etwa $2^1/_2$ km südlich von Tarnowitz gelegen ist, gehen zwei wichtige Wasserleitungen aus, die im Jahre 1912 annähernd 6 Mill. cbm Wasser abgegeben haben, während die Leitung Zawada-Hindenburg 3,3 Mill. cbm, die Leitung Abwehrgrube-Zabrze 0,8 Mill. cbm, die Leitung Zawada-Gleiwitz 1,9 Mill. cbm und die Leitung der Rosaliengrube 8,2 Mill. cbm Wasser abgaben. Nach einem etwaigen Wegfall der beiden Tarnowitzer Wasserleitungen könnte aus den übrigen Leitungen kein Ersatz geschafft werden, wobei noch zu bedenken ist, daß auch die jetzt bestehenden Leitungen noch ausgebaut werden müssen und den Wasserbedürfnissen des Industriebezirks noch nicht voll genügen können. Im übrigen haben auch für die drei Kreise alle die Gründe Geltung, die gegen eine Teilung des Zentralreviers sprechen, denn diese Gebiete sind ja auch auf Gedeih und Verderb mit dem Zentralrevier selbst verbunden. Für Pleß und Rybnik braucht nur die eine Zahl von 20,7 Proz. genannt zu werden, die den Anteil dieses Gebietes an der Gesamtkohlenförderung Oberschlesiens darstellt. Heute wird schon $^1/_5$ der oberschlesischen Kohlen in Pleß und Rybnik gefördert. In 60 bis 80 Jahren, wenn das Kohlenvorkommen des Zentralreviers arg vermindert ist, wird erst die Zeit für Pleß und Rybnik kommen, wenn bis dahin deutscher Fleiß die Schachtanlagen geschaffen hat und die deutsche Industrie sich organisch in der Richtung auf diese beiden Kreise entwickeln konnte. Die Entente wird ja vielleicht sagen: Hier sind polnische Mehrheiten, und deshalb muß das Gebiet zu Polen. Darauf ist zu erwidern, daß auch diese Gebiete eine unzweifelhaft polnische Bevölkerung im Wilsonschen Sinne nicht haben, und zum anderen, daß die Bevölkerung dieser Kreise für Polen wohl gestimmt hat, aber nur in der Erwartung, daß ganz Oberschlesien an Polen fallen würde. Die Oberschlesier haben ein sehr gutes Gefühl für die Zusammengehörigkeit ihres Landes, das ihnen Arbeit und Nahrung gibt. Auch diejenigen, die jetzt in Pleß und Rybnik für Polen gestimmt haben, sind in erster Linie Oberschlesier, und schon jetzt sind hier für den, der sehen will, sehr sichtbare Zeichen dafür vorhanden, daß die Bevölkerung von Pleß und Rybnik ohne das übrige Oberschlesien keineswegs zu Polen will.



Was das Rheinland zu leiden hat: Öffentliche Abbitte des Bürgermeisters von Wald bei Solingen wegen der „Insulte", denen englische Offiziere während der letzten kommunistischen Unruhen ausgesetzt waren.

Nach einer in der englischen Zeitschrift „The Illustrated London News" vom 16. April 1921 enthaltenen Photographie. Das Bild zeigt, welche Demütigungen die Deutschen im besetzten Gebiet sich gefallen lassen müssen.

Wir wissen heute noch nicht, wie die Entscheidung über Oberschlesien ausfällt. Die Entente weiß es selbst noch nicht. Allein Frankreich weiß, was es will; die französische Politik kennt ja nur einen Weg. Aber auch die französische Politik kann und darf uns nicht darin erschüttern, in der kurzen Zeit, die uns bis zur Entscheidung noch verbleibt, alles zu tun, um den Gedanken der Unteilbarkeit Oberschlesiens denen nahe zu bringen, die sich vielleicht bei politischen Entscheidungen neben anderen Erwägungen schließlich doch auch durch die Vernunft leiten lassen.



Von der Vermählungsfeier des Prinzen Ernst Heinrich von Sachsen mit der Prinzessin Sophie von Luxemburg und von Nassau auf Schloß Hohenburg bei Bad Tölz in Oberbayern: Die Hochzeitsgesellschaft. Rechts neben den Neuvermählten im Sessel: Der ehemalige König Friedrich August III. von Sachsen; rechts hinter ihm stehend: Der vormalige Kronprinz Georg von Sachsen. (Phot. Gebr. Frey, Bad Tölz.)



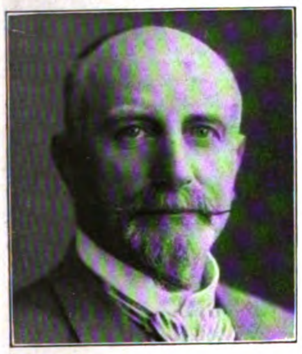
Zur Einführung der gegen den Vertrag von Versailles verstoßenden neuen Zollgrenze am Rhein: Der Eingang zur Gepäckrevision auf einem Bahnhof im Rheinland.



Von der Feier der 900. Wiederkehr des Todestags des Kölner Bischofs Heribertus in Köln: Die Prozession mit dem Schrein aus dem Jahre 1147. (Phot. W. Matthäus, Köln.)



Von der 400-Jahr-Feier des Reichstags zu Worms: Professor D. Dr. Schian (×) aus Gießen hält vor dem Luther-Denkmal in Worms die Gedächtnisrede.



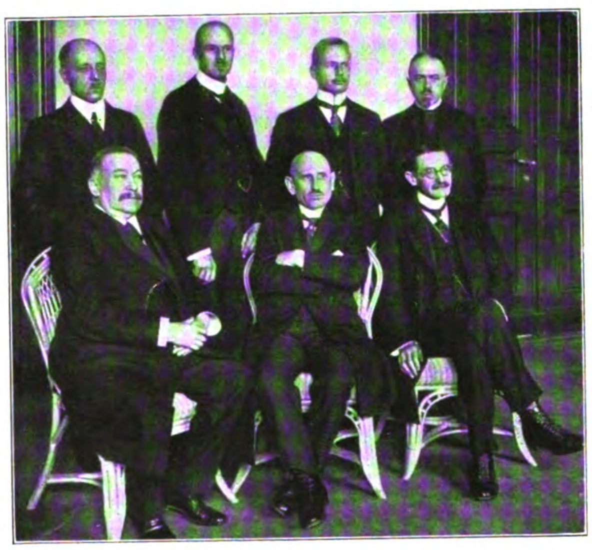
Hugo Frhr. Zorn v. Bulach, der ehemalige deutsche Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, † am 20. April in Straßburg im Alter von 72 Jahren.



Dr. Willibrord Benzler, der frühere Bischof von Metz, † in Baden-Baden im Alter von 68 Jahren.



Prof. D. Dr. Ad. v. Harnack, Wirkl. Geh. Rat, der berühmte Kirchenhistoriker, langjähriger Generaldirektor der Staatsbibliothek in Berlin, Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, begeht am 7. Mai seinen 70. Geburtstag. (Mit Genehmigung der Photogr. Werkstatt der Preuß. Staatsbibliothek in Berlin.)



Das neue preußische Ministerium.

Von links nach rechts, sitzend: Dr. Am Zehnhoff (Justiz), Ministerpräsident Stegerwald, Fischbeck (Handel); stehend; Prof. Dr. Becker (Kultus), Sämisch (Finanzen), Dominicus (Inneres), Dr. Warmbold (Landwirtschaft)



Generalmajor a. D. Theodor Leutwein, der ehemalige Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, einer unserer verdienstvollsten Afrikaner, dem die Unterwerfung des Hottentottenhäuptlings Hendrik Witboi gelang, † am 14. April im Alter von 72 Jahren in Freiburg i. Br.



Nebenstehend:

Dr. v. Brandt, der neuernannte Staatssekretär für das besetzte Gebiet, bisher Ministerialdirektor beim Reichskommissar für die besetzten Gebiete



Nebenstehend:

August Scherl, der bekannte Berliner Zeitungs- und Zeitschriftenverleger, † am 18. April im Alter von 70 Jahren.

Napoleon I. und Deutschland.

Eine Jubiläumsbetrachtung zum 100. Todestag des Korsen (5. Mai 1821).

Von Professor Georg Widenbauer (Regensburg).

Gegenwärtig leidet unser Vaterland wieder unter einem ähnlichen entsetzlichen Druck von Westen her, wie es ihn zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ebenfalls von Frankreich her auszuhalten hatte. Damals war das alte deutsche Reich in Trümmer gesunken und schien für immer aus der Landkarte Europas ausgetilgt. Recht trüb und trostlos sah es zu jener Zeit in den deutschen Gauen aus, als der Bann der französischen Fremdherrschaft auf uns lastete, und ganz Deutschland ächzte und stöhnte unter den Opfern, die das schier unerträgliche französische Joch auferlegte.

Fünfzehn Jahre soll nach dem Willen vor allem Frankreichs die feindliche Besetzung des linken Rheinufers dauern. Fünfzehn Jahre etwa dauerte auch damals die Besitzergreifung deutschen Bodens westlich des Rheins. Im Frieden von Lüneville 1801 war der „Talweg" des Rheins als Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bestimmt worden.

Der dem Diktat von Versailles in manchen Stücken ähnliche Friedensschluß war hauptsächlich das Werk jenes Mannes gewesen, dessen Stern damals wie ein hellleuchtendes Meteor am politischen Himmel Europas aufzusteigen begonnen hatte, des Korsen Napoleon Bonaparte. Diese gigantische Persönlichkeit hat mit rauher Hand, oft mit brutaler Willkür in die Geschicke unseres Vaterlandes eingegriffen und sein politisches äußeres und inneres Gepräge von Grund aus verändert.

Zum ersten Male nahm der gewaltige Mann die Regelung deutscher Angelegenheiten persönlich in die Hand auf dem berühmten Rastatter Kongreß, der nach dem Frieden von Campo Formio 1797 die Revolutionskriege zwischen Deutschland und Frankreich beenden sollte. Welche Bedeutung er diesem Vertrag beimaß, geht daraus hervor, daß er am 9. Dezember 1797 die Tagung persönlich eröffnete. Er erreichte tatsächlich die Auslieferung der Festung Mainz an Frankreich und die Räumung der übrigen deutschen Waffenplätze am Rhein von den österreichischen Truppen; ferner wurden damals schon die Abtretung des ganzen linken Rheinufers und die Entschädigung der dadurch beeinträchtigten weltlichen Fürsten durch die Säkularisation der geistlichen Stifter beschlossen. Schon damals begann ein wahres Wettrennen von deutschen Fürsten, auch Preußens und Österreichs, um die Gunst des einflußreichen Generals; jeder wollte persönliche Vorteile herausschlagen. Bekannt sind ja die Anschläge Österreichs auf Bayern. Indem Napoleon diese der in ihrer Selbständigkeit bedrohten bayrischen Regierung verriet, war es ihm leicht, Bayern auf die Seite Frankreichs herüberzuziehen. Im August 1801 schloß Bayern einen geheimen Bund mit Napoleon, der so eine Hauptstütze in Süddeutschland gewann.

Von einschneidendster Bedeutung waren sodann die auf den Frieden von Lüneville folgenden Verhandlungen über die Neugestaltung Deutschlands. Sie wurden zum Schein auf dem ständigen Reichstag zu Regensburg, in Wirklichkeit zu Paris in den Tuilerien, der Residenz des Ersten Konsuls, geführt. Ihr Ergebnis war der Reichsdeputationshauptschluß, der die Säkularisation sämtlicher geistlichen Staaten bestätigte. Nur das Gebiet des Kurerzkanzlers, dessen erzbischöflicher Sitz von Mainz nach Regensburg übertragen wurde, blieb teilweise bestehen. 46 Reichsstädte wurden eingezogen, nur sechs, die drei Hansastädte sowie Frankfurt a. M., Nürnberg und Augsburg, blieben noch reichsunmittelbar. Die wertvollsten Vergrößerungen erfuhren Preußen, das Napoleon als Bundesgenossen zu gewinnen hoffte, und Bayern.

Damit war dem alten Reich der Todesstoß versetzt. Den Garaus machte ihm vollends die Gründung des Rheinbundes, 12. Juli 1806, unter dem Protektorat Napoleons. Obwohl dieser Bund von 16 Fürsten gestiftet sein sollte unbeschadet der Zugehörigkeit seiner Mitglieder zur „Conféderation germanique", wie man in Frankreich damals das Römisch-Deutsche Reich zu bezeichnen pflegte, hatte damit das tausendjährige Heilige Römische Reich Deutscher Nation tatsächlich zu bestehen aufgehört. Damals waren auch zahlreiche kleinere Fürsten „mediatisiert", d. h. deren Gebiet den Rheinbundstaaten einverleibt worden. Der Rheinbund brachte ganz Süd- und Westdeutschland mit über 8 Millionen Einwohnern in den Machtbereich Napoleons und hatte ihm 63000 Mann Truppen zu stellen. Der Regensburger Geschäftsträger Napoleons erklärte am 1. August 1806, sein Gebieter erkenne kein deutsches Reich mehr an. Deshalb legte am 6. August Franz II. die völlig wertlose deutsche Krone nieder.

Durch den Rheinbund wurde die Franzosenherrschaft in deutschen Landen erst befestigt und Napoleon förmlich dessen Gebieter. Mit bittersten Gefühlen schrieb ein glühender Patriot die aufsehenerregende Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", deren Verleger, Joh. Friedrich Palm aus Nürnberg, auf Befehl Napoleons in Braunau erschossen wurde.

Nun erst wagte es Napoleon, der 1805 Österreich gedemütigt hatte, auch die einzige noch unerschütterte Großmacht, Preußen, niederzuwerfen. Preußen war zu seinem Schaden in den europäischen Händeln neutral geblieben. Es war sein Unglück geworden, daß es durch den Sonderfrieden von Basel 1795 die deutsche Sache im Stiche gelassen hatte und fortan nicht zur rechten Zeit Partei ergriff, sondern eine wankelmütige Zickzackpolitik befolgte, gemäß dem Wahlspruch des Königs: „Das größte Glück eines Landes besteht zuverlässig in einem fortdauernden Frieden. Man hüte sich vor Allianzen!" So war es isoliert worden und mußte nun allein den Ansturm des durch den Rheinbund verstärkten Frankreichs aushalten, das von den Rheinbundlanden aus die Operationen gegen Preußen vorbereitet hatte und es buchstäblich über den Haufen rannte, 1806/07. Am 27. Oktober 1806, 13 Tage nach der Schlacht bei Jena, hielt der triumphierende Korse seinen Einzug in Berlin und diktierte von hier gegen seinen verhaßtesten Feind, England, die Kontinentalsperre. Er zwang schließlich das vom Zaren allein gelassene Preußen zu dem schimpflichen Frieden von Tilsit. Aus den von Preußen abgetretenen Gebieten bildete Napoleon neue Pufferstaaten, im Westen das Königreich Westfalen unter seinem Bruder Jérôme, im Osten das Herzogtum Warschau unter dem König von Sachsen, nachdem er früher schon seinen Schwager Murat mit dem Herzogtum Berg belehnt hatte. Die Gründung des polnischen Vasallenstaates war ein wohlüberlegter Schachzug Napoleons, um Preußen auch von Osten her einzuschnüren, genau dieselbe Politik der Zange, die Frankreich auch 1918 befolgte. Damals entstand gleichfalls ein „Freistaat" Danzig. Preußen schien für immer aus der Reihe der Großmächte gestrichen zu sein. Napoleon, der sich mit dem Zaren Alexander I. in die Herrschaft Europas teilte, war tatsächlich der Lenker ganz West- und Mitteleuropas, zumal er 1809 Österreich zum dritten Male niedergeschmettert und vom Meere abgeschnitten hatte. Nur England widerstand ihm. Auf dem Gipfel seiner Macht verleibte er weitere Teile Nordwestdeutschlands Frankreich ein, darunter die Hansastädte, Ostfriesland und Oldenburg, um eine vollständige Absperrung der Küste zu erzielen. Schließlich zwang er die geknechteten, ausgesogenen Länder zur Heeresfron gegen Rußland 1812. Dort aber brach seine drückende Zwangsherrschaft kläglich zusammen. Wie ein Gottesgericht empfand man in Deutschland den Untergang der Großen Armee und besang ihn in Volksliedern. Wohl hatte auch Deutschland bei dem Zusammenbruch der Großen Armee riesige Opfer zu beklagen — von 30000 Bayern kehrten nur 300 wieder zurück — doch auch sie waren Märtyrer für die deutsche Sache gewesen.

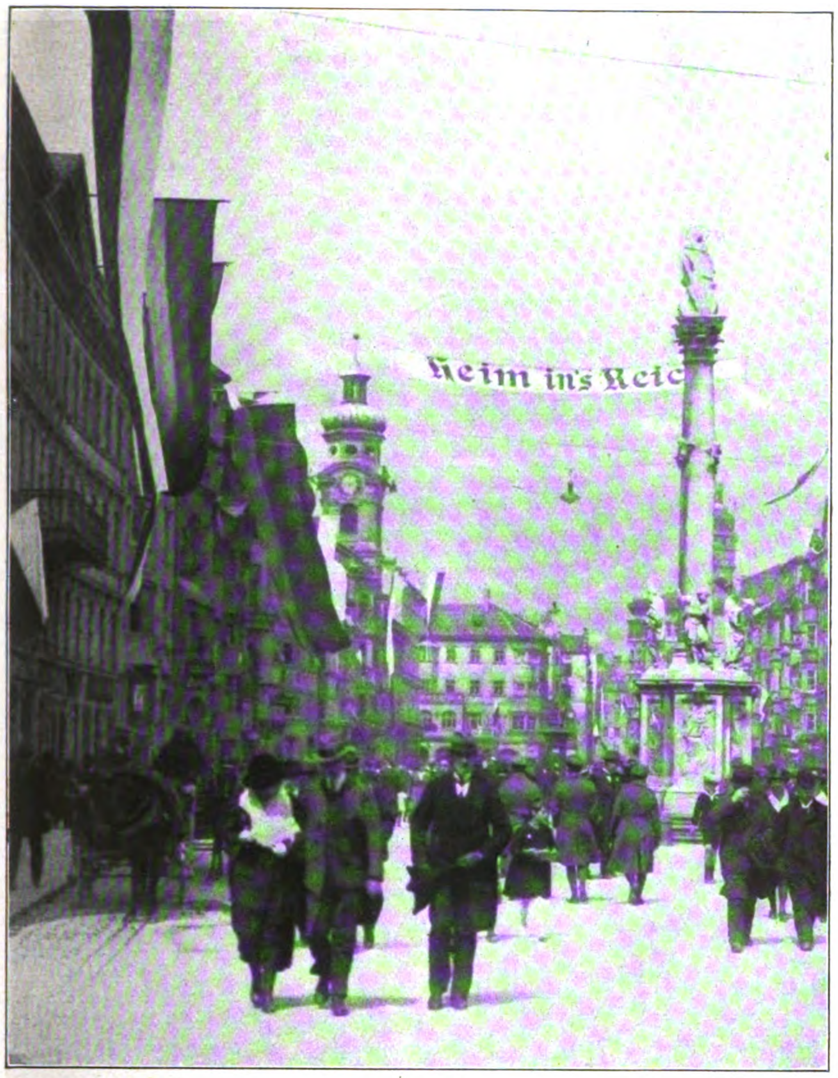
Von Preußen aber, das sich unter der Zuchtrute Napoleons innerlich geläutert hatte, ging die Erhebung Deutschlands aus, die dann zur glorreichen Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oktober 1913, zur Zertrümmerung des Rheinbundes, zur Befreiung des vaterländischen Bodens von den Franzosen und zum wiederholten Einmarsch deutscher Heere in Paris führte. Preußen vor allem hatte die Hauptlast der Freiheitskriege getragen und sich so unsterbliche Verdienste um die deutsche Sache errungen. Preußen waren es vornehmlich, die unter Blücher, dem stürmischen Marschall Vorwärts, in rascher Siegeslaufbahn 1815 bei Waterloo der Wiederbefestigung der Herrschaft Napoleons vorbeugten. Preußen in erster Linie hat die deutsche Freiheit gerettet; während Österreich den Krieg gegen Napoleon, den kaiserlichen Schwiegersohn, nur zaudernd führte und Metternich ganz eifersüchtig wurde auf die preußischen Erfolge. Schwer in die Wagschale fiel zuungunsten Napoleons der rechtzeitige Abfall Bayerns noch vor der Schlacht bei Leipzig. Dies war im wesentlichen das Verdienst seines kerndeutschen Kronprinzen, der Napoleon mit glühendem Hasse begegnete. Bei Hanau und später im Frühjahrsfeldzug von 1814 in Frankreich haben die tapferen Bayern durch ihren Heldenmut die Schmach der Rheinbundgefolgschaft mit Blut abgewaschen. So hatte der am 13. März 1815 vom Wiener Kongreß geächtete Korse seine politische Rolle ausgespielt und ward durch seine Gefangensetzung auf St. Helena für immer unschädlich gemacht.

„Aber so hell der Ruhm der preußischen Feldherren erstrahlte, der wahre Held dieses Kampfes war doch das preußische Volk gewesen. Wie schwer es durch Gleichgültigkeit und Genußsucht, Friedensseligkeit und mangelnde Vaterlandsliebe nach Friedrichs Tod sich versündigt hatte, es war gereinigt, geläutert und hatte seine Ehre wiederhergestellt. Unser Volk hatte durch die Preußen einen herrlichen Völkerfrühling erlebt: klar war der Menschheit an seinem Schicksal geworden, daß ein Volk ohne Ehre nicht leben kann — klar, daß es in seiner Stärke unerschöpflich ist, wenn es um seine Ehre kämpft. Was Preußen hier tat, konnte der Gesamtheit der Deutschen nicht verloren gehen" (Einhart).

Bonaparte, der so manchem seiner Zeitgenossen als das Prinzip des Bösen erschien, erwies sich auch für Deutschland als „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" (Goethe, „Faust" I). Er war eine Gottesgeißel, eine Zuchtrute für Deutschland gewesen, aber gerade dadurch auch ein Werkzeug Gottes, durch das der Herr das morsche Gebäude des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zwar vernichtete, aber ein besseres Deutschland an seiner Stelle zum Leben erweckte. Napoleon ward so indirekt zum Begründer des neuen Deutschlands. Von größtem Vorteil für die innere Einigung Deutschlands erwies sich die anscheinend so ungerechte Säkularisierung und Mediatisierung zahlreicher Reichsstädte. Unser Vaterland war damals so zersplittert, daß es schließlich aus 296 Staaten und Stätchen bestand, die wirr durcheinanderlagen. Mit Einschluß der etwa 1500 reichsritterschaftlichen Gebiete, Reichsdörfer usw. zerfiel Deutschland sogar in 1800 voneinander unabhängige Territorien, die durch Zollschranken voneinander abgeschlossen waren. In Hinsicht auf die Anbahnung völkischer Einheit wirkte die Rücksichtslosigkeit, mit der Napoleon hier eingriff, fast wie ein reinigendes Gewitter. Es war der Anfang der festeren staatlichen Einigung Deutschlands. Insofern ward Napoleon ein Schrittmacher der deutschen Einheit.

Durch die engere Berührung mit Frankreich kam zwar ein verhaßter rheinbündisch-bonapartischer Bureaukratismus ins Land, aber damit bürgerten sich auch manche freiheitliche Errungenschaften der großen Revolution in den bisher starr autokratisch regierten deutschen Staaten ein, die dem Volke zugute kamen. Es drang auch bei den Regierenden die Erkenntnis durch, daß die Staaten auf ganz neuer Grundlage aufgebaut werden müßten. Die Reformen des Freiherrn vom Stein in Preußen und der Umbau des bayrischen Staatswesens durch Montgelas brachten den Beweis hierfür und leiteten eine neue innerpolitische Ära ein. Auch militärisch brachte uns die Napoleonische Epoche für unser Vaterland viel Gutes. Die Rheinbundstaaten lernten im Gefolge Napoleons den hohen Wert einer trefflich ausgebildeten Waffenkraft schätzen, und wenn auch die kleinbürgerlichen Kreise über die schier unerschwinglichen Militärlasten murrten, es kam doch durch die umfangreichen Aushebungen wieder ein gesunder männlicher Geist in das ganze Volk und jene kriegerische Begeisterung, die die eifrigste Hüterin der nationalen Ehre und Würde und damit der Freiheit und Unabhängigkeit jedes Staatswesens ist. Ganz besonders segensreich wirkte in erzieherischem Sinne auf das ganze Volk ein die von Scharnhorst als Grundlage der nationalen Verteidigung nach französischem Vorbild eingeführte „Allgemeine Wehrpflicht", die seitdem zum Hort der deutschen Freiheit geworden ist. Dadurch wurden wieder, wie im germanischen Altertum, Volk und Heer eins, das Heer aber geradezu ein Jungbrunnen der Nation.

Letzten Endes aber verdanken wir Napoleon indirekt die Erstarkung des deutschen Nationalgefühls, das es vor 1800 überhaupt nicht gegeben hatte. Erst die Schmach der Fremdherrschaft brachte einen Umschwung von der vagen weltbürgerlichen Gesinnung von früher zur kräftigen vaterländischen Denkart der Befreiungskriege, die in der Sehnsucht nach Wiedergewinnung von Kaiser und Reich gipfelte. Und die glorreichen Waffenerfolge der Freiheitskriege bewiesen dem Volk, welche erstaunliche Kraft in ihm steckte, und ließen fortan selbst in den trübsten Tagen der nachfolgenden traurigen Reaktion den Ruf der deutschen Nation nach Einheit und Freiheit nie mehr verstummen.



Die Maria-Theresien-Straße in Innsbruck am Tage der Abstimmung.
(Phot. K. Dornach, Innsbruck.)



Die Kundgebung der auswärtigen Tiroler vor dem Andreas-Hofer-Denkmal am Berg Isel.
(Phot. K. Dornach, Innsbruck.)



Die große Volkskundgebung für den Anschluß an Deutschland vor dem Stadttheater am Rennweg in Innsbruck am 23. April, am Tage vor der Abstimmung: Ansprache des Landeshauptmann-Stellvertreters Dr. Rumpf. (Phot. Richard Müller, Innsbruck.)

Die Sehnsucht der Tiroler nach dem deutschen Vaterland.

Die Abstimmung ergab einen glänzenden Sieg des Anschlußgedankens. 130 000 Stimmen wurden für den Anschluß an das Deutsche Reich abgegeben, nur 1600 dagegen.





Links: Zorn. Mitte: Anbetung. Rechts: Schmerz.

Mimische Studien der berühmten Filmschauspielerin Fern Andra.

Nach Sonderaufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung".



Szenenbild von der Uraufführung des Schauspiels „Bath-Seba" von Hans v. Lepel im Landestheater zu Coburg.

Von links nach rechts: Bath-Seba (Gerda Marß), Abigail (Maria Bauer), David (Robert Hager), Ahinoam (Julia Heller). (Phot. W. Adler, Coburg.)



Szenenbild von der Uraufführung des Spiels „Mückentanz" von Herbert Eulenberg im Rostocker Stadttheater. (Direktion: Ludwig Neubeck.)

Links: Unschlitt (Hans Böhm); rechts: Möbius (Johannes Lehmann). (Phot. Fritz Palm, Rostock.)






Links: Reisekostüm mit eingesetzten terrakottafarbenen Tuchstreifen. Kleine Glocke aus blonden Ciréspitzen Kleid: Zwiebad. Hut: Schaller. (Phot. Franz Löwy, Wien.)
Mitte links: Gestreiftes Strandkleid aus weiß-jadegrünem Crêpe de Chine mit Gürteltunika. Brauner Hut, aus Spitzen und Bändchenschluppen arrangiert. Modell: Zwiebad. (Phot. Franz Löwy, Wien.)
Mitte rechts: Neuestes Jackenkleid in ganz langer Form mit weißen Seidenripsrevers. Dazu Blusenkleid in weißem Crêpe de Chine mit blauem Sergerock. Kleine Strohtoque mit weißer Federngarnitur. Modell: Irma Gorniak. Hut: Blanche. (Phot. Franz Löwy, Wien.)
Rechts: Modernstes Cape aus Stoff und gebatiktem Foulard. Hut, mit geschnittenen Strohfransen überworfen. Kleid und Hut: Zwiebad. (Phot. Franz Löwy, Wien.)

Sommermoden.

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(5. Fortsetzung.)

Bullock sagte zu Frau Luckow: „Von jungen Leuten, in denen noch die Liebe spukt, verlangt man keinen Speck. Wer sich aber mit vierzig Jahren noch keinen Reservebestand gesichert hat — vorausgesetzt, daß nicht Arbeit oder Sport den Ansatz hinderte — ist gemeingefährlich. Das ist die Rasse der Nörgler, Störenfriede, Verschwörer, deren Unrast die Zufriedenheit anderer auffrißt. Solche Leute müßten auf Staatskosten gemästet werden. Kein Mann unter Durchschnittsgewicht sollte ein Amt bekleiden, öffentlich reden oder schreiben dürfen. Zwanzig bis dreißig Pfund Lebendgewicht mehr würde eine Fülle von Segen und Gemütlichkeit bedeuten."

„Wo soll diese Fülle in Breslau herkommen?" warf sie seufzend ein.

„Sie haben recht", entgegnete er. „Richtig durchwachsenen Speck gibt es in den Großstädten überhaupt nicht. Da ist nur kraftloses Schwemmland.

Der Speckansatz muß getragen werden von einer ruhigen Heiterkeit, die sich des körperlichen Fortschrittes auch freut und nicht etwas Nebensächliches darin sieht. Er wächst im Bette nur vor Mitternacht. Es gehört also dazu, daß man mit den Hühnern schlafen geht und mit ihnen aufsteht. Wer nach der Tagesarbeit seinen Nerven noch regelmäßig Vollkraft des Genusses zumutet, verbraucht ihn schnell. Die langen Abende sind die größte Verrücktheit der Städte. Um neun müßte alles Licht ausgedreht werden. Damit würde Volkskraft gespart."

„In Ihren Worten liegt viel Wahres; doch vermag der einzelne wenig zu ändern. An meinen Mann treten so viele Anforderungen heran" — ein stiller Glanz von Stolz und Liebe zog über ihr Gesicht — „als Redner, als Musiker, als Vereinsleiter, daß er, ohne zu beleidigen, nicht immer nein sagen darf."

„Das ist ein Kapitel für sich", gab Bullock zur Antwort. „Nein sagen können ist Charakter, Selbstbehauptung. Die Spartaner, die es recht gut konnten, verachteten die Perser, die es nicht fertigbrachten. Die Kopfnicker belügen sich selbst, um ihre Schwäche nicht eingestehen zu müssen. Welchen Wert hat die Tat, wenn sie ungern begonnen, seufzend fortgeführt und aufatmend beendet wird? Ein einziges, entschiedenes Nein hätte vor alberner Quälerei bewahrt. Es erfordert neben klarer Überlegung nur etwas Stahl im Blute. Feigheit und Schwäche bringen es gewöhnlich nur zu einem halben Nein, das nie für Ablehnung genommen wird. Und solche Leute werden nach Kräften ausgenutzt, bis sie als ausgequetschte Zitronen achtlos beiseitegeworfen werden. So wird es Ihrem Gatten gehen. — Wer nicht nein sagen kann, ist kein Mann."

Darauf schwieg Frau Luckow. Die harten Worte hatten ihr weh getan, so sehr sie die gute Absicht herausmerkte.

Bullock nahm ihre abgearbeiteten Hände in seine Pranken und sagte: „Lehren Sie Ihren Mann nein sagen, und wenn er es nicht lernen kann, dann bringen Sie ihn zu uns aufs Land. Wir wollen ihm seinen Äquator erweitern. Sie sollen einmal sehen, wie der Charakter mit der Hosenweite ins Große geht."

Förster Bullock hatte nicht die Gewohnheit, seinen Baß zu mäßigen. Was er sagte, konnten alle Leute hören. So hörte sie einer, dem dabei eigen um den Magen wurde; denn die Kost war schwer zu verdauen — wie jede Wahrheit.

Luckow war außerhalb der Familie an jene lächelnde, teigige Höflichkeit gewöhnt, die in ängstlicher Unfreiheit alles Unangenehme vermeidet. Die Tätigkeit an der Spitze von Vereinen hatte diese gesellschaftlichen Formen in besonderem Grade entwickelt, und er schätzte sie als Verkehrserleichterung hoch. Darum schlug ihm Bullocks grobe Kommißbrotrede in den Magen und einige Zoll tiefer.

Hätte sich der Mensch nur ins Unrecht gesetzt! Aber überall hörte er eine Wahrheit durch, die sein Bestes wollte. Außerdem war er dem Grobian verpflichtet für die kostenlose Aufnahme seiner Mädel. Es blieb nichts übrig, als sich zu ärgern, was eine eklige Beschäftigung ist, wenn sie auch bisweilen gute Frucht bringt. Ein Löffel Baldriantropfen überführte den Ärger in Nachsinnen. Sollte seine Riesenarbeit, auf die er stolz war, wirklich so wenig bedeuten? Tat er sie ungern? Oder nur andern zuliebe? Und dann, aus echter Menschenliebe oder aus Schwäche? Unbarmherzig zerwühlte er sein Inneres.

Für ein billiges Wort hatte er neulich eine Rede übernommen. Die Ausarbeitung kostete ihm zwei Nächte. Eigentlich Unsinn. Seine Gesundheit sollte man nicht so verwüsten. Sein Frauenchor fand günstige Beurteilung. Sie erfreute ihn. Bei sehr günstiger Berechnung mochten aber selbst hier die goldenen Stunden des Erfolges kaum den vorangehenden Aufregungen von Wochen die Wage halten. Ein politischer Vortrag im Lehrerverein hatte ihm manche Freunde und doppelt so viele Feinde gemacht. War das alles Arbeit für einen abgehetzten, müden Mann?

Er wälzte sich im Bett. Also selbst hier war man vor Aufregung nicht sicher! Und diese verdankte er Bullock. Wie er ihn haßte! Eine glänzende Rede fiel ihm ein, die er dem Grobian mit wuchtiger Gewalt ins Gesicht schleudern wollte, daß er ganz klein würde. Dann kam Karr daran, der zu derselben Sorte gehörte. Und hinter beiden steckte ein dritter, der unsichtbar blieb und dabei alle Fäden in der Hand hatte.

„Guten Abend, Herr Kollege. Sie gestatten."

Wahrhaftig, der alte Kalmus, wie er leibte und lebte. Er dampfte aus der langen Pfeife wie ein Schlot. Beim ersten Besuch hätte er das auch lassen können. Der blaue Dunst umgab ihn mit leise wogenden Wellen.

Luckows Höflichkeit überwand die Verstimmung für einen Augenblick.

„Oh, bitte sehr. Es ist Ihr Zimmer. Ich bin nur Gast. Entschuldigen Sie meinen mangelhaften Anzug."

Es war Luckow ungemein peinlich, den Besucher im Bett sitzend zu empfangen; doch Kalmus hatte sich dreist und gottesfürchtig auf den Stuhl gesetzt, wo seine Sachen lagen.

„Legen Sie sich nur um. Sie Schnupfenonkel sollten vorsichtig mit Ihrer Gesundheit sein."

Das war ja ein netter Anfang.

„Der Rauch aus Ihrer Pfeife wird die Gesundheit auch nicht stärken", bemerkte Luckow.

„Sehen Sie mal an", lachte Kalmus. „Sie können ja schon Ihre Gedanken richtig ausdrücken."

Er paffte ruhig weiter.

„Tat ich das bisher nicht, Herr Kollege?"

„Nur so beinahe fast ziemlich genügend. Ihre gesellschaftlichen Pflichten, was man so nennt, zwangen Sie zu nichtssagender Wortmacherei, und jedes Wort wäre eine Lüge gewesen, wenn man es ernst genommen hätte. So war ihr Gerede nur Schornsteinwind."

„Höflichkeit ist nicht Ihre Tugend."

„Sie suchten die Wahrheit, ehe ich kam, und dabei wollte ich Ihnen helfen."

„Wahrheit braucht nicht Grobheit zu sein."

„Nein. Ihnen komme ich aber bewußt grob. Warum wollen Sie nicht mein Nachfolger werden?"

„Darüber gebe ich Ihnen keine Auskunft."

„Weil Sie sich scheuen, Ihre mageren Gründe vor mir und sich selbst erscheinen zu lassen. Die Belanglosigkeit Ihrer Nebenbeschäftigung haben Sie bereits eingesehen." Luckow wollte etwas einwenden, wurde aber abgewinkt. „Ehrlich bei der Wahrheit bleiben, Herr Amtsgenosse. Sie müssen wissen, daß Sie für mich ganz durchsichtig sind. Weiter können Sie überzeugt sein, daß Sie hier wirklich etwas gelten werden; Sie können sich auch ohne Gefahr vor Überarbeitung tüchtig ins Geschirr legen. Wenn es Ihnen durchaus nicht paßt, steht es Ihnen immer noch frei, mir bald nachzureisen, was Sie von Breslau aus ohnehin bald tun werden."

„Sie meinen, werter Herr Kalmus, daß ich mein Erbbegräbnis bestellen sollte?" fragte Luckow mit grimmem Humor.

„Das meine ich. Und wenn es Sie auch trösten und rühren könnte, daß so manche schöne Schleife an Ihrem Sarge flattern wird: die Kränze welken in kurzer Zeit, und ebenso schnell sind Sie vergessen."

„Nicht von allen."

„Nein, nicht von allen. Die Kränze echter Liebe bleiben grün; aber es werden deren weniger sein, als Sie vermuten, und einige gelbe Blätter wird fast jeder tragen. Nur ganz Große haben immergrüne Kränze."

„Ich muß gestehen, die Unterhaltung wird mir peinlich."

„Soll sie auch. Liebenswürdigkeiten können Sie anderswo einstecken. Je peinlicher das Gespräch, desto fester wird es haften. Denken Sie, mir läge viel an Ihnen in Ihrer jetzigen Verfassung? Rückgrat sollen Sie kriegen, und das können Sie nur im angenehmen Verkehr mit geraden, groben Leuten, z. B. mit mir."

„Nehmen Sie es nicht übel, Ihre Gesellschaft behagt mir nicht."

„Der Vordersatz ist Quatsch." Kalmus zog heftig an der Pfeife. „Ich muß fort", sagte er. „Habe nur eine Pfeife lang Urlaub erhalten. Haffe, Ihnen bald wieder einen aufmunternden Besuch zu machen."

„Sie werden mich kaum zu Hause treffen."

„Findet sich alles. Etwas heller sind Sie schon geworden. Fehlt bloß noch fester Wille, das als gut Erkannte durchzusetzen. Auf Wiedersehen!"

Die Stimme entfernte sich; die letzten Worte kamen weither, als wäre der Wind in sie hineingefahren.

Luckow erwiderte den Abschiedsgruß nicht.

Kalmus soll mir den Buckel runterrutschen, dachte er. Ich werde einschlafen, und wenn zehn tote Organisten mich ärgerten.

Und er schlief ein trotz Bullock und Kalmus und war am nächsten Tage frisch und vergnügt, obgleich er nichts vergessen hatte.

„Den Gefallen, mich bald begraben zu lassen, tue ich Ihnen nicht, werter Herr Kollege. Darin sollen Sie nicht recht behalten."

Er sagte es zu sich mit der Sicherheit eines Mannes, der bereits seine vier Pfund Speck, guten, echten Wald- und Wiesenspeck, angesetzt hat. Er war freundlicher zu seiner Frau, als er es sonst zu sein pflegte — die welken Blätter im grünen Kranze gefielen ihm nicht — und fragte nach den Mädeln, mit denen er spazierengehen wollte. Es fiel ihm ein, daß er sie vernachlässigte. Eigentlich war das nicht recht. Die Kinder entfremdeten sich ihm. Liese steckte dauernd bei Bullock, und Suse war auch nicht zu sehen.

Das hatte seinen Grund. Bis dahin hatte Suse außer Hindenburg und ihrem letzten Religionslehrer keine männliche Person verehrt, und da diese liebevolle Verehrung von allen Freundinnen geteilt wurde, so wäre selbst bei vorhanden gewesener Gegenliebe nicht viel auf sie gekommen. So fehlte ihr jegliche Erfahrung auf diesem heiklen Gebiete. Die Eltern hatten auch noch keine Warnungstafel hingestellt, da sie der Meinung waren, das Kind würde sie doch nicht verstehen. Spickus war es gerade recht. Er wickelte die Arglose mit bekannter, männlicher Liebenswürdigkeit ein, und sie hatte ihren ersten Kuß weg — wenn man überhaupt bei dessen Dauer von einem einzigen reden darf — ehe sie wußte, was diese wundersamen Vorgänge eigentlich bedeuteten.

Frau Luckow war nicht schlecht verblüfft, als sie vom Fenster aus Suse in Spickus' Armen erblickte. Eine Sekunde lang glaubte sie an Ohnmacht oder sonst ein weibliches Übel, das sich mit neckischer Bosheit gewöhnlich im unrechten Augenblicke einstellt. Die seelische Verzückung im Ausdruck beider Gesichter belehrte sie jedoch bald, daß hier ein Spiel im Gange war, das dringend ihre Mitwirkung heischte.

Aber auch ihr war die Rolle neu, und sie versäumte den rechtzeitigen Einsatz ihrer schwiegermütterlichen Persönlichkeit. Ehe sie sich in ihr neues, wirkungsvolles Amt hineingedacht, ehe sie mit ihren Bedenken, was wohl ihr Gatte dazu sagen würde, fertig war, hatte sich der Ausblick geändert. Die handelnden Personen waren abgetreten. Frau Luckow, die sich eben zu Würde emporgeschraubt hatte, sank wieder zusammen.

Nun wäre es wohl an Suse gewesen, der Mutter einige Erklärungen über ihr tadelnswertes Verhalten zu geben, die dieser ein Eingreifen ermöglicht hätten. Frau Luckow bedachte ihre Tochter mit manchem beredten Blick, der Steine zum Reden hätte bringen können. Es geschah nichts. Frau Luckow hatte sich in Suse gründlich getäuscht.

Das Mädel war überhaupt nicht wiederzuerkennen. Sie sprang und sang den ganzen Tag; kriegte die Mutter um den Hals und küßte sie ab; aber über die Gründe ihres Verhaltens schwieg sie. Sie wagte sich — unglaublich, aber wahr — an Vater heran, packte ihn um den Leib und wollte

durchaus Walzer mit ihm tanzen. Man denke: die schüchterne Suse an den gestrengen Herrn!

Luckow kam in sonderliche Gemütsverfassung. Er war es gewohnt, die Kinder in achtungsvoller Entfernung zu halten, und denen war es nicht eingefallen, den Zauberkreis väterlicher Absperrung zu überschreiten. Er zögerte. Dann gab er sich einen Ruck.

„Warum nicht?" sagte er, indem er trotzig an Kalmus dachte, und schwenkte Suse herum, als wäre er noch dreißig. Und dann kriegte er Frau Luckow zu fassen und setzte den Tanz fort, pfiff sogar die „Donauwellen" dazu, bis die Atemlose mit erstauntem, glücklichem Lächeln auf die Bank fiel.

Was war bloß vorgegangen?

Einer stand im Mondschein mit der langen Pfeife an der Haustür und sah zu.

Er stand auch noch da, als alle längst schlafen gegangen waren und eine klobige Hand nach den Pfirsichen im Spalier griff, die erst morgen abgenommen werden sollten.

Frau Luckow, die den schönen Abend noch einmal durchkostete und deshalb noch nicht schlief, hörte einen Schrei und dahinter eilige Tritte unter den Fenstern.

Sie ging leise hin und blickte hinaus. Nichts war zu sehen. Ein leichter, blauer Rauch zog am Fenster vorbei. Das war alles.

Siebentes Kapitel.

Diesmal war der Abschied weniger trübselig als im Sommer. Vielleicht lag es an der Kürze der Herbstferien, vielleicht hatte es auch andere Gründe. Suse ließ eines ihrer wichtigsten Innenorgane im Schulhause zurück. Liese hatte ihren Habakuk, der ihre ganze Zärtlichkeit aufbrauchte. Frau Luckow war zufrieden, daß ihr Mann Spuren von Lebensfrische zeigte.

Karr holte sie an der Bahn ab. Es gab so viel von Wietau zu erzählen, selbst Luckow war so gesprächig, daß Karr vor sich hinschmunzelte. Seine Plänchen reiften anscheinend. Der Freund fing an, Wurzeln zu schlagen.

Karr hatte in den Ferien Ausflüge mit Schulkindern gemacht und nebenbei auch Luckows Wohnung beaufsichtigt. Eigentlich war das seine Hauptarbeit geworden. Er fand sich dort ziemlich oft ein, bis Rolf die rechte Zeit dafür ausgeschnüffelt hatte. Wenn der nämlich an der Flurtür brummte, mußte Karr schleunigst die Wohnung verlassen, wenn er Fräulein Ursula von Grame treffen wollte. Zuletzt war die Stunde ihres Ausganges sehr regelmäßig geworden, so daß Rolfs Mithilfe entbehrlich geworden war. Doch davon war jetzt nicht die Rede; er kam gar nicht zum Erzählen. Auch die nächsten Tage nicht; denn auch da plätscherte noch der Redestrom unablässig weiter. —

Karr ging zur Schule. Zwei zwölfjährige Mädchen warteten an einer Ecke auf ihn und knicksten.

„Na, Else, was macht das Brüderchen?"

„Danke, es geht ihm gut", sagte das Mädchen mit fröhlichem Gesicht. „Ich habe es eben gebadet und gewogen. Es hat in der letzten Woche ein ganzes Pfund zugenommen."

„Sieh mal an! Da mußt du es gut gepflegt haben."

„Herr Lehrer, dürfen wir Sie begleiten", bettelte die andere.

„Aber natürlich, Mädels. Wir gehören doch zusammen."

Hinter der Gruppe gingen zwei Lehrerinnen. Ein paar Kleine, die vor ihnen trippelten, sahen zurück und grüßten tief, ohne den Körper zu wenden, was bei aller zuvorkommenden Höflichkeit spaßig genug aussah.

„Ich halte es nicht für gut," sagte die ältere, „wenn Lehrer und Schülerinnen auf gar so vertrautem Fuße stehen. Die Schulzucht leidet darunter."

„Herr Karr hat doch gute Zucht, wenn auch seine Mädchen während des Unterrichts zu lebendig sind", entgegnete die junge Amtsgenossin.

„Er erschwert aber andern, die strengere Ordnung lieben, die Arbeit. Kaum ist durchzusetzen, daß die Kinder in den Bänken ausgerichtet sitzen und vorschriftsmäßig die Finger heben. Flegeleien kommen nicht vor, das sei zugegeben; aber ein vielleicht unbewußter Widerstand gegen den Zwang des Stillesitzens."

„Dafür ist Leben in der Klasse, eine Begeisterung —"

„Die vielleicht mehr der Person des Lehrers als dem Unterricht gilt."

„Beides wird schwer zu trennen sein. Es schadet den Mädchen nicht, wenn sie einen unschuldigen Schwarm für ihren Lehrer haben. Wer unter uns hätte ihn nicht gehabt! Aber ich weiß auch, daß wir einem solchen zuliebe tüchtig gearbeitet haben. Die Jugend will verehren, sich hingeben. Da ist es besser, sie verehrt einen tüchtigen Lehrer — und das ist Herr Karr zweifelsohne — als eine Scheingröße der Kunst, von der sie nichts versteht."

„Mir kann diese Kameradschaft nicht gefallen."

„Für alle ist sie nicht, und überall möchte ich sie auch nicht gutheißen. Karr hat ein festes Gepräge. Er darf es ohne Gefahr wagen. Pestalozzi ging gleiche Wege. Bei ungünstiger Beurteilung eines solchen Verhältnisses — Kameradschaft ist zuviel gesagt — spielt die Eifersucht eine Rolle. Wir alle sind liebehungrig und beneiden den Glücklichen, dessen Herz so leicht den Weg zu den Kindern findet."

„Nur zu den Kindern?"

Scherzend drohte die alte Dame mit den Fingern. Als sie aber eine feine Röte in dem Gesicht der jungen Freundin aufsteigen sah, fuhr sie begütigend fort:

„Wir alle haben Herrn Karr gern. Ich auch. Es führen viele Wege zum pädagogischen Himmel, und jeder wählt den, der seinen Sohlen am besten scheint. Uns fehlen die Jugendbeziehungen zur Volksschule. Wir verstehen vielleicht nur mangelhaft den Lebensausdruck unserer Kinder, die so ganz anderen Kreisen entstammen. Wir möchten in ihnen gern das Schöne, Gefällige finden, wie es uns wohltuend berührt, und suchen es in der Form statt innerlich."

Überrascht schaute die Jugend auf das Alter.

„Das hatte ich nicht vermutet", sagte der Blick.

„Sie meinen, wie ist es möglich, solche Erkenntnis mit gefürchteter Strenge zu verbinden?" Fräulein Durlach lachte. „Wir kommen eben über unsere Anlage, unsere Erziehung nicht hinweg. Wir gucken dem Nachbar über den Zaun, sehen, wie er's treibt, sehen auch manches, was uns nachahmenswert erscheint, aber schließlich gehen wir doch unsere eigenen Wege. Herr Karr findet reichen Lohn. Ich beneide ihn nicht. Ich bin überzeugt, meine strenge Kühle trägt auch zur Entwicklung bei wie seine Sonne. Beides ist nötig."

„Sie verzichten damit auf etwas Großes, das uns den Beruf lieb macht."

„Ich erfülle das Gesetz der Pflicht, so gut ich kann. Das ist auch etwas Großes."

Im Lehrerzimmer fanden sie bereits eine Anzahl Amtsgenossen. Der Rektor, eine kleine, untersetzte Gestalt mit eingezogenem Riesenkopfe, redete erregt.

„Es bleibt nichts übrig, ich muß Fürsorgeerziehung beantragen. In dieser Umgebung verdirbt das Mädchen ganz und gar."

„Trotz allem halte ich sie nicht für schlecht. In rechter Behandlung kann noch etwas Brauchbares, sogar Gutes aus ihr werden“, bemerkte Karr.

„Wenn sie in Fürsorgeerziehung kommt, wird man sich den Teufel um pädagogische Grundsätze scheren“, meinte Luckow. „Sie kriegt eben ihre strenge Pflege, und dann heißt es: Friß, Vogel, oder stirb.“

Es war kein Zweifel, um wen es sich handelte. Die Angelegenheit der Klara Mohr beschäftigte seit Wochen den Lehrkörper.

„Wir sind alle einig, daß Strenge allein diese wilde Katze nicht bändigt. Wir haben es damit genugsam versucht. Die Schule kann nichts, wenn das Haus dagegen arbeitet. Ihr fehlt die Mutterliebe. Das ist der letzte Grund. Sie muß heraus aus dem lotterigen Vaterhause. Der letzte Diebstahl ist genügend Grund dazu. Aber ich möchte sie nicht bei beliebigen Fremden sehen. Das wäre ihr Untergang.“

Karr stand in Sinnen. „Wenn ich könnte —“

„Ich werde das Mädchen zu mir nehmen“, sagte Fräulein Durlach. „Das Kind braucht weibliche Erziehung; männliche könnte hier nur schaden.“

„Nanu“, sagte der Rektor.

Auch die andern waren verblüfft. Nur die junge Lehrerin fand sich in dem Wirrwarr der Meinungen zurecht, wollte aber nichts dazu bemerken, solange der Vorschlag nicht gefährdet schien.

Niemand redete dagegen. Einige mochten wohl glauben, daß Fräulein Durlach ihrem Mündel nicht gar zu viel Liebe entgegenbringen würde, sie wollten aber ihre Bedenken vor der Kollegin, deren kühler Spott durch das steifste Vorhemd ging, nicht geltend machen und hielten auch dafür, daß die Clara Mohr bei ihr immer noch in besseren Händen wäre als anderswo.

Karr ahnte tiefergehende Teilnahme. Wer die Sorge um ein verwahrlostes Kind auf sich nahm und sich dabei der Größe der Aufgabe bewußt war, wie Fräulein Durlach mit ihrem Verstande, der mußte unter dem kalten Kopfe ein heißes Herz haben, und alle äußere Kühle konnte ihn darüber nicht täuschen.

Er ging in seine Klasse. Die lebhafte Unterhaltung darin verstummte. Die Schülerinnen erhoben sich von den Plätzen und grüßten mit frohen Mienen. Ein Mädchen trat an Karr heran und entschuldigte sich, den Aufsatz nicht eingeschrieben zu haben, da sie nicht fertig geworden wäre.

Karr wußte, daß das junge Ding Mutterstelle an fünf jüngeren Geschwistern vertreten mußte und wenig Zeit für Schularbeiten hatte. Er streichelte ihr den Kopf und sagte: „Da gibst du mir ihn übermorgen ab. — Was kochst du denn heut zu Mittag?“

„Die Graupe ist schon weich“, sagte sie wichtig. „Ich hatte sie über Nacht in der Kochkiste. Die brauche ich nur aufzuwärmen. Aber ich habe keine Kartoffeln mehr, und ohne die kriege ich die Jungen nicht satt.“

Ein Finger fuhr in die Höhe.

„Wir können etwas Kartoffeln abgeben“, meldete sich eine andere.

„Das ist Kameradschaft“, lobte Karr.

„Bei uns kann sie sich eine Brotmarke holen“, meldete sich eine andere.

„Besser ist es, du bringst sie morgen mit. Martha hat wenig Zeit. Ihr wißt ja Bescheid.“

„Zu essen haben wir selber nichts; aber ich werde ihr heut flicken und stopfen helfen“, gab eine dritte dazu.

Sie kannten ihre Freuden und Leiden. Die Klasse hatte sich unter Karrs Leitung zu einer schwesterlichen Gemeinschaft herangebildet, die in den harten Zeiten nach Kräften bemüht war, sich gegenseitig zu helfen. — Es läutete zum Beginn der Stunde. Der Lehrer trat vor die Klasse und sprach ein kurzes Gebet, in das er eine Fürbitte für eine kranke Mitschülerin einschloß. Alle waren mit dem Herzen dabei.

Die kleinen Bücher lagen auf den Pulten aufgeschlagen. Die Mädchen brannten auf die Deutschstunde. Karr wollte heute die Stelle aus Goethes idyllischem Epos durchnehmen, wo Hermann die Geliebte ins Vaterhaus bringt.

In kurzen Strichen wurde noch einmal der Charakter von Hermann und Dorothea gezeichnet, darauf ein Lageplan des Städtchens mit seiner Umgebung auf der Wandtafel entworfen. Nun lasen die Mädchen den ganzen Abschnitt, kaum unterbrochen von einer Bemerkung. Auch als er das Thumannsche Bild vorwies, geschah es ohne Erläuterung. Jede kannte Bild und Erzählung, doch genoß es jede hier im Kreise der Freundinnen von neuem. Viele würden die Erzählung am liebsten in einem Atemzuge bis zum Schluß gelesen haben. Nur einige sinnige Gemüter waren von der idyllischen Schönheit der Schilderung ergriffen und verlangten nicht mehr.

Da setzte Karr ein. Wie gebannt waren alle, als er anfing von keuscher Liebe zu reden. Er stand vor weitgeöffneten Toren. Zwar einer ganzen Zahl war die Liebe kein unbestimmter Begriff mehr; es gab einige, die auf den Hintertreppen des Herzens horchten, weil ihnen am Vordereingang mit vieldeutigem Lächeln gesagt worden war: Das brauchst du noch nicht zu wissen. Aber alle vermochten noch klares Bergwasser von stinkendem Sumpf zu unterscheiden und tranken gern an der reinen Quelle deutschen Hochglaubens.

(Fortsetzung folgt)

Aus Wissenschaft und Technik.

Schlafsucht als Krankheitserscheinung. Es wird jetzt viel von einer „neuen“ Krankheit geschrieben, die im Gefolge der schweren Influenzaepidemien von 1917 bis 1919 aufgetreten ist. Auch sie tritt epidemisch auf, wenn auch nicht annähernd in dem großen Umfang wie die Influenza oder Grippe. So wird z. B. in Berlin die Gesamtzahl der Erkrankungen — seit vorigem Winter — auf höchstens 400 und die Sterblichkeitsziffer auf etwa 10 Proz. geschätzt. Genaue statistische Erhebungen liegen bisher noch nicht vor. In Laienkreisen wird die Krankheit oft fälschlich als sogenannte Schlafkrankheit bezeichnet. Unter diesem Namen verstehen die Ärzte aber nur eine tropische Krankheit, deren Erreger zu den Trypanosomenarten gehört. Diese ausländische, besonders in Afrika auftretende Krankheit, der Robert Koch auch sein Interesse zugewandt hatte, ziehen sich die Eingeborenen durch Stiche einer bestimmten Fliegenart zu. Den im letzten Abschnitte der Krankheit auftretenden Schlafzustand hat Robert Koch als „den furchtbaren Schlußakt einer sich viele Jahre hinaus erstreckenden Leidenstragödie“ bezeichnet. — Bei der einheimischen Erkrankung, die, wie gesagt, eine epidemisch auftretende ansteckende Entzündung des Gehirns, besonders in der Haube des Hirnstammes, darstellt, ist der Erreger noch nicht sicher gefunden. Solange diese Frage noch nicht endgültig gelöst ist, werden wir auch etwas Bestimmtes über eine etwaige Zugehörigkeit dieser Krankeit zur Grippe nicht aussagen können. Die epidemische Gehirnentzündung zeigt ein so vielgestaltiges Bild, daß von einer Regelmäßigkeit des Verlaufs nicht gesprochen werden kann. Am häufigsten kommen Abweichungen vom normalen Schlafe vor, die sich in Schlafsucht einerseits, in Schlaflosigkeit andererseits äußern können. Der Schlaf kann so tief und lang andauern, daß man von einer lethargischen Form dieser Krankheit gesprochen hat. In einer solchen über 14 Tage dauernden Periode von Bewußtseinsverlust ist es z. B. vorgekommen, daß eine Kranke ein reifes Kind gebar, ohne es zu bemerken. Erst acht Tage nach der Geburt hat sie die Anwesenheit des Kindes erkannt. Wenn auch diese Hirnentzündung in ihren Erscheinungen und ihrem häufig recht langwierigen Verlauf oftmals als ernst zu bezeichnen ist, so ist doch die Voraussage auf Erhaltung des Lebens nicht ungünstig. Die Sterblichkeit scheint sich auch nicht in allen Gegenden gleichartig zu verhalten. Haben wir es nun mit einer neuen Krankheit zu tun? Keineswegs. Wenn wir auch gewisse Stellen im Talmud und im Koran nicht mit Sicherheit auf eine „Schlafkrankheit“ im Altertum beziehen dürfen, so liegen der Siebenschläferlegende vielleicht ähnliche Fälle zugrunde. Besonders interessant ist es, daß drei weitere Epidemien — wahrscheinlich mit der unseren identisch — auch im Anschluß an Influenzaerkrankungen beobachtet wurden. Die erste hat Th. Sydenham im Jahre 1675 in London beobachtet und Schlummerfieber benannt. Die in Tübingen 1712 von Camerer beobachtete wird direkt als Schlafkrankheit bezeichnet, wenn auch schon bei ihr Schlafsucht und Schlaflosigkeit sich abwechselten. Die dritte Epidemie trat im Mai 1890 besonders in Norditalien und an der österreichisch-italienischen Grenze auf und wurde mit dem rätselhaften Namen „Nona“ bezeichnet, abgeleitet von nauneln = schlummern oder von der neunten Stunde (hora nona = 3 Uhr nachm. in den Klöstern). Hoffen wir, daß die jetzige Epidemie bald wieder völlig abklingt!

Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Alkohol im menschlichen Körper. Ich habe erlebt, daß ein sehr strenger Abstinenzler auf einer Gesellschaft sogar Punschtorte ablehnte. Der Herr hegte vielleicht die Befürchtung, es könnte eine Spur Alkohol von dem bei der Zubereitung benutzten Punsche in der Torte verblieben sein. Eine derartige Angst vor dem „Gift“ Alkohol ist übertrieben. In dieser Weise absolut vermeidbar ist die Aufnahme von Alkohol überhaupt nicht. Denn auch im frischen Brot ist 0,3 Proz. Alkohol enthalten, herrührend von der Gärung des Brotteiges. Aber auch ohne Gärung kann Alkohol sich bilden, er ist ein normales Stoffwechselprodukt des tierischen Körpers und nach Angabe von Poulsson in den meisten Organen verschiedener Tiere (Hund, Pferd, Kalb, Rind, Kaninchen, Meerschweinchen) nachgewiesen worden. Das Blut des Menschen enthält nach Schweisheimer 0,03 pro Tausend Alkohol. Schon 1902 konnte mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß im normalen Ablauf der Stoffwechselvorgänge des tierischen Körpers Alkohol austrete; damals gelang Stoklasa der Nachweis, daß ein Alkoholenzym im tierischen Organismus enthalten ist, welches Kohlehydrat umsetzt in Kohlensäure und Alkohol. Im Jahre 1904 wies dann Landsberg unmittelbar das Vorhandensein von Alkohol in normalen tierischen Geweben nach. Diese Entdeckungen sind sehr wichtig zur Beurteilung der wissenschaftlichen Streitfrage, ob der Alkohol als Nährstoff in Betracht kommen kann, als Kraftquelle für die Leistungen des Organismus. Denn wenn die normale Zelle Alkohol bildet, so ist sie sicherlich auch befähigt, die Verbrennungswärme des Alkohols zu verwerten für die Zellarbeit. „Ob dazu der Alkohol von außen in die Zelle gelangt oder in ihr entstanden ist, kann keinen grundsätzlichen Unterschied machen“ (H. Meyer).

Dr. Engelen, Düsseldorf.

Die Selbsterwärmung in Blüten und Blütenständen. Die erste Nachricht über die Selbsterwärmung von Blütenständen verdanken wir dem Zoologen und Naturphilosophen Lamarck, der bereits 1777 auf die interessante und auffallende Tatsache hinwies, daß sich die blühenden Kolben von Arum italicum warm anfühlen. Diese Erscheinung ist aber nicht nur auf die angeführte Aroidee beschränkt, sondern wurde auch später für den viel bekannteren Aronstab (Arum maculatum) nachgewiesen. Die sogenannte Blüte wird bei dieser Pflanze aus einem tütenförmigen

grünlichen Hochblatte gebildet, dessen Ränder am unteren Ende so übereinander liegen, daß sie einen Hohlraum, den sogenannten Kessel bilden. In der Mitte dieses Kessels steht der Kolben, der mit einer Anzahl von Stempeln und Staubblättern bedeckt ist. Führt man nun in diesen Kessel ein Thermometer ein, so wird man beobachten, daß die Innentemperatur um mehrere Grade höher ist als die Außentemperatur, und zwar kann der Unterschied recht bedeutend sein. Durch G. Kraus, der diese Erscheinung genauer studierte, wurde festgestellt, daß bei Arum italicum im Vergleich zur umgebenden Luft eine Temperaturerhöhung bis zu 17,6° C erfolgen kann. Werden fünf Kolben zusammengelegt und mit einem Tuch umgeben, so kann hier die Temperatur auf 51,3° steigen bei einer Lufttemperatur von 15,4°. Die aus Indien stammende Aroidee Sauromatum guttatum besitzt die Eigentümlichkeit, daß die Knollen ohne Zufuhr von Wasser, auf dem Tische liegend, ihre Blütenkolben austreiben. Der Blütenstand hat an seinem oberen Ende ein purpurn gefärbtes, etwa fingerdickes Anhängsel. Dieses erwärmt sich so bedeutend, daß man es direkt mit der Hand fühlen kann. Sowohl bei dieser als auch bei anderen Aroideen läßt sich nach Leick und Molisch eine scharf ausgeprägte Periodizität der Wärmebildung nachweisen. Ebenso zeigen die mächtigen Blütenstände der Zykadazeen, Palmen, und die Blüte der Victoria regia gegenüber der Luft eine Temperaturerhöhung von 5 bis 10°. Bei der Victoria regia gibt es sogar bestimmte Blütenteile, die sich ganz besonders erwärmen und ebenso wie das Anhängsel der eben erwähnten Sauromatum guttatum direkt als Heizkörper bezeichnet werden können. Wie ist nun diese hochgradige Selbsterwärmung zu erklären? Nach Ansicht von Delpino und Kraus handelt es sich hier um eine blütenbiologische Sonderanpassung. Wie in anderen Fällen Duft- und Farbstoffe die Insekten anlocken, so ist es hier die Wärmebildung. Insekten, besonders Fliegen, setzen sich bekanntlich mit besonderer Vorliebe auf warme Stellen. Daher kann man beobachten, daß gewisse Fliegenarten zunächst das warme Kolbenende der Aroideen aufsuchen, von wo sie dann zu den weiblichen und männlichen Blüten gelangen. Auf diese Art und Weise wird durch Übertragung des Blütenstaubes die Befruchtung vollzogen. Die Selbsterwärmung der Blütenstände ist also offenbar ein Anlockungsmittel für die Insekten zwecks Bestäubung. Dr. Horst Mathiszig.

Hören die Fische? Wiederholt wurden die verschiedensten Versuche angestellt, um die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob Fischen ein Gehörsinn zuzusprechen sei. Die oft recht widersprechenden Versuchsresultate dürften nun dadurch begründet sein, daß manche Fische tatsächlich auf Gehörreize reagieren, während anderen diese Fähigkeit vollkommen mangelt. Als „hörende Fische" müssen beispielsweise die Haifische und Panzerwelse bezeichnet werden, an denen auch seinerzeit durch Maier die ersten hierauf bezüglichen exakten Versuche ausgeführt wurden, während der allbekannte Goldfisch vollständig taub ist. Im Verlaufe späterer Untersuchungen wurde auch festgestellt, daß für das Gehörorgan der Fische zwei Zonen in Betracht kommen, und zwar die Gehörzone selbst und dann das System der Gleichgewichtsorgane der Seitenlinie, das oft mit einem Manometer verglichen wird, und durch das der Fisch imstande ist, nicht nur Druckdifferenzen, sondern auch Wasserströmungen wahrzunehmen. Werden nämlich die Organe der Seitenlinie zerstört, so büßt das Tier sein Gleichgewichtsempfinden ein, und wird die Gehörzone zerstört, so können Schallreize nicht aufgenommen werden. Es zeigt sich also hier eine gewisse Ähnlichkeit mit den Verhältnissen bei Säugetieren, wenn auch der Bau des Gehörorgans der Fische natürlich um vieles einfacher ist. Ewald Schild, Wien.

Erneuerung eines alten technischen Verfahrens. Dem „technischen Jahrhundert", d. h. also auch unserer Zeit, ist es nicht immer möglich gewesen, trotz aller Fortschritte und Feinheiten der Verfahren allen technischen Geheimnissen der Vorfahren auf die Spur zu kommen; in unserer unmittelbaren Gegenwart ist erst wieder ein solcher Schleier gelüftet worden. Das Altertum kannte „rotes Kupferglas", das vielleicht phönikischen Ursprunges war, und dessen Herstellung mit dem Untergange des antiken Abendlandes in Vergessenheit geriet. Erst im Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges fand zur Alchimistenzeit ein vielgewandter und vielgewanderter Schleswig-Holsteiner, Johannes Kunckel (1630—1703), diese Methode wieder. Eines „Chymikers" Sohn, war er Laboratoriumsaufseher des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen geworden, dann folgte eine Wittenberger Professur — er hielt dort „Collegium chymicum experimentale" — und 1679 trat er in den Dienst des brandenburgischen Großen Kurfürsten, der von umherziehenden „Künstlern" nur zu oft mit Rezepten über künstliche Goldmacherei geprellt worden war. Nach Georg Wilhelms Tode siedelte er nach Schweden über, wo Karl XI. ihn als Kunckel v. Löwenstein adelte. Ob er sein Leben in Livland oder in der Mark Brandenburg beschlossen hat, ist nicht sicher anzugeben. Gewiß war er ganz in alchimistischen Anschauungen befangen und widmete auch einen großen Teil seines Lebens den Bestrebungen der Goldmacherei, hat aber im Gegensatz zu der Überzahl seiner „Kollegen" nie Erfolge geheuchelt; er war bereits auf dem Wege zur Erkenntnis der chemischen Elemente und bekämpfte den damals herrschenden Glauben an ein allgemeines Lösungsmittel. Er hat um die Glasindustrie sich große Verdienste erworben; die Glasmaler des Mittelters kannten zwar den Kupferrubin, Kunckel aber erfand eine leichtere Herstellungsart durch Goldpurpur statt durch Kupferfeile; er führte das Rubinglas in die Hohlglasindustrie ein und stellte daraus Gefäße her. Diese „Kunckel-Gläser" waren bisher Unica der Sammlungen. Seitdem die moderne Physik die Theorie von dem „kolloidalen Zustande der Materie" aufgestellt hat (die Stoffe lassen sich in so fein verteilten Zustand bringen, daß sie durch die gesteigerte Oberflächenenergie neue, in der gewöhnlichen Daseinsform unbekannte Eigenschaften annehmen), war ein Weg neuer Kenntnis und Fabrikation gegeben: Außerordentlich verdünntes und mit einer Glasmasse verrührtes Chlorgold hat die Eigenschaft, zuerst völlig farblos zu bleiben, beim Erhitzen des Glases ihm dann aber jene unvergängliche, farbensatte Rubinfärbung zu geben. Die genannte Theorie gibt diesem Vorgang die gültige wissenschaftliche Erklärung, und damit ist eine Technik wiedergewonnen, die uns die Herstellung von Edelgläsern erlaubt. Rubinglas aber ist ein künstlicher Edelstein. Der Weg zur Herstellung der Edelsteine nach den Gesetzen und Urvorgängen der Natur ist damit geöffnet. Alchimistenträume werden wieder wahr! P. A. Merbach-Berlin.

Für die Frauenwelt.

Von bunten Bändern. Kann es etwas Weiblicheres geben als ein buntes Band? Ob es sich um den Kopf eines jungen Mädchens flicht, ob es vom Hute herabweht, ob es die Taille umgibt und sich zu großer Schleife schlingt, ob es sich zu Rosetten ordnet oder in reichen Büscheln auf einem Rock flattert, ob es verwelkt und verblaßt ein Päckchen verstaubter Briefe umschließt oder zwischen den Blättern eines Buches schlummert — immer, immer ist es ein winzig Stücklein Weiblichkeit. Jahrelang hat man es ein wenig in die Ecke gedrückt; die Effekte, die ein Band auslösen kann, mögen den einen als zu einfach, den andern als verbraucht erschienen sein, und es bedurfte der Notwendigkeit, einem seit langem vernachlässigten Industriezweig unter die Arme zu greifen, um das Band, diesen reizenden, weiblichen Tand, der Vergessenheit zu entreißen. Man arbeitet vielleicht ein wenig gewaltsam. — Aber es schadet nichts. Die Mode darf ruhig ein bißchen stark auftragen. So macht sie in nicht mißzuverstehender Weise auf ihre Wünsche aufmerksam, und die, die Geschmack haben, finden das Richtige heraus. Und die, die keinen haben — —? Ich habe so abscheulich wenig Mitleid mit ihnen, denn sie haben ja so viele Möglichkeiten, sich vor den Fallen der Geschmacklosigkeit zu schützen. So warne ich vor der, die sich gegenwärtig auftut. Von Hüten irgendwelcher Form fällt rechts ein Band herab. Manchmal ganz schmal, und dann mag's unter Umständen geduldet sein. Manchmal aber hängen aus 15—20 cm breitem, bockigem, minderwertigem Band eine Öse und

(Fortsetzung auf Seite 390.)

(Fortsetzung der Frauenwelt von Seite 388.)

ein langes, langes Ende herab, ohne Sinn und ohne Zusammenhang, karikaturenhaft. Die Variationen dieses Motivs sind mannigfach, der Effekt bleibt sich gleich — deshalb genug davon. Wenden wir uns dem Bande in reizvoller Anwendung zu. Ohne Kopfputz kann man abends kaum noch auskommen. Breite, köstliche Bänder liefern oft das Material. Jugendliche Gesichter kleidet das schmale, dicht über den Brauen liegende Stirnband, das ich an einem jungen Mädchen hinten zu kleiner Schleife gebunden sah, mit lang, lang herabfallenden Enden. Mit schmalem Seiden- oder Samtband werden ganze Hüte bedeckt. Breite, köstliche Bänder, auf einer Seite Panne, auf der andern Atlas, manchmal zweifarbig, werden zu entzückenden Toques aufgesteckt. Mit Goldfaden durchschossene, Chiné- oder reich gestreifte Bänder gehören neben dem reichen, schwarzen Libertyband seit Monaten zu dem unentbehrlichen Toilettenbeiwerk jeder eleganten Frau, mit dem sie heute ihren ganz schlichten „Kittel" — dieses ideale Hauskleid — aus Wollstoff, schwarzer oder bunter Charmeuse, morgen ihren Jumper, übermorgen vielleicht das schwarze Tüllkleid gürtet, mit mächtiger, seitlich liegender Schleife. **Gewachstes schwarzes Band bildet entzückende Toques** oder Schleifen auf Hüten, Gürtel und anderm Kleiderbesatz. Gewachste bunte Bänder in reicher Farbenauswahl sind willkommener Schmuck für Sporthütchen (Regen schadet ihnen nicht), mit denen dann das fast obligate Schleifchen harmoniert, das die Bluse zusammenhält. Und endlich die entzückende große Neuheit: Zwanzig und mehr Enden aus etwa daumenbreitem, weichem Atlasband flattern, an Stelle eines breiten Bandendes, vom Gürtel aus über den Rock herab, verschieden lang, köstlich abschattiert. Auf Gürteln, Taillen, Hüten, ja, selbst als Rockgarnitur sieht man flache Bandrosetten, Tülltuniken werden mit Bändern benäht, auf den weiten Röcken gewisser Taftkleider von leicht archaistischem Zuschnitt sind versetzt je drei bis vier hängende Schlupfen aus schmalem Band angebracht, den große Bogen bildenden unteren Rand weit ausladender Tuniken oder Röcke begrenzen schmale Bandrüschchen, man näht Blümchen aus schmalem Band und legt ein kaum fünf Millimeter breites, schwarzes Moirébändchen an Stelle einer langen Kette um den Hals — kurz, man schuf im Handumdrehen hundertundeine Möglichkeit, um diesen echt weiblichen Zierat anzubringen. M. v. Suttner.

Das Hebammengesetz. Gegen das geplante Hebammengesetz, das der preußischen Landesversammlung vorliegt, erheben sich schwerwiegende Bedenken. Von Unabhängigen und Mehrheitssozialisten als Anfang der Sozialisierung des gesamten Heilwesens begrüßt, sehen weite Kreise gerade hierin eine schwere Gefahr. Das neue Gesetz will bekanntlich das Hebammenwesen verstaatlichen und den Hebammen Beamteneigenschaft verleihen, mit festem Diensteinkommen und Zuschlägen für die 31. und jede weitere Geburt, bei der sie innerhalb eines Jahres Dienste tun. Bessere Versorgung der Bevölkerung mit Geburtshilfe und gleichzeitig wirtschaftliche und berufliche Hebung des Hebammenstandes sollen dadurch herbeigeführt werden. Zu diesem Zweck ist in Aussicht genommen, das Staatsgebiet in Hebammenbezirke einzuteilen, die je nach Größe, Bevölkerungsdichtigkeit und Entfernungsverhältnissen mit Hebammen besetzt werden. Verschärfte Prüfungsbestimmungen sind ausgearbeitet, ebenso dem Beamtenverhältnis entsprechende Anstellungs- und Gehaltsbestimmungen. Letztere sehen ein Grundgehalt von 3600 ℳ vor sowie Orts- und Teurungszuschläge und die vorerwähnte Sonderentschädigung. Die Besoldungskosten sollen durch Gebühren aufgebracht werden, die gemäß der Leistungsfähigkeit des Vaters oder der unehelichen Mutter und in Rücksichtnahme auf die örtlichen Verhältnisse abzustufen sind. Dies in großen Zügen der Inhalt der Vorlage, die in der Theorie annehmbar erscheint, bei deren Prüfung sich jedoch große Mängel zeigen. Die Elternkreise und auch ein großer Teil der Hebammen wenden sich jetzt gegen diese Gesetzesvorlage, nachdem letztere anfangs, beeinflußt durch die radikalen Führerinnen ihrer großen Organisationen, dafür einzutreten schienen. Auch die Ärzteschaft nimmt eine durchaus ablehnende Stellung ein, da dieses Gesetz folgerichtig auch zur Sozialisierung ihres Standes führen müßte. Die Frauen aber, die in dieser Angelegenheit doch auch ein Wort mitzusprechen haben, erheben Einspruch dagegen, daß ihnen in ihrer schweren Stunde eine Helferin aufgedrungen werden soll, zu der sie vielleicht kein Vertrauen besitzen, oder die ihnen unsympathisch ist. Daß für unbemittelte Frauen kostenfreie und zuverlässige Geburtshilfe zur Verfügung gestellt werden muß, ist selbstverständlich, ebenso daß eine materielle Besserung des Hebammenstandes, durch erhöhte Taxen und Gewährleistung eines Mindesteinkommens in schwächer besiedelten Gegenden, notwendig ist. Ebenso wäre die Verschärfung der Prüfungs-

bestimmungen nur zu begrüßen, um ungeeignete Elemente fernzuhalten und der Hebammenschaft gebildete Frauen in größerer Zahl zuzuführen. In der vorliegenden Form aber erschien das Gesetz auch dem überwiegenden Teil der preußischen Landesversammlung nicht für annehmbar, und es wird daher von dem neuen Landtag noch einmal beraten werden, nachdem sein Entwurf hoffentlich durch reichlich durchdachte Änderungen eine so wesentliche Verbesserung erfahren hat, daß sein guter Grundgedanke: Mütter und Neugeborene des Volkes so gut als möglich zu schützen und zu versorgen, erhalten bleibt, ohne die berechtigten Wünsche der Frauen und die Interessen der Hebammen zu verletzen und zu schädigen. Emma Stropp.

Ein anmutiges Gesicht. Einer unserer Großen, ich glaube, es ist Kant, gibt den Müttern den Rat, „daß sie ihre Kinder, insonderheit die Mädchen, frühe zum ungezwungenen Lächeln gewöhnen sollen, denn die Erheiterung der Gesichtszüge drücke sich nach und nach im Innern ab und begründe eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und zum Wohlwollen gegen alle“. Wenn man, angeregt durch diese Forderung, die Gesichtszüge seiner Umgebung, groß und klein, prüft, von den eigenen ganz zu schweigen, so kann man feststellen, daß Kinder eigentlich meist eine ganz freundliche, gelassene Miene zur Schau tragen, wohingegen die Erwachsenen, besonders wenn sie in irgendeine Arbeit vertieft sind, oft höchst verzweifelte Gesichter schneiden oder zum mindesten gewohnheitsmäßig abgespannt, verdrießlich oder nervös aussehen. Noch mehr fällt diese Entstellung der Gesichtszüge bei Schlafenden auf, und man kann jene Modedame wohl verstehen, die sagt, daß sie stets daran denke, mit einem Lächeln auf den Lippen einzuschlummern, damit sich die häßlichen Masken des Schlafes nicht in ihr Antlitz grüben. Der Übergang von der heiter entspannten Miene des Kindes zu den irgendwie immer in Spannung befindlichen Gesichtszügen des Erwachsenen vollzieht sich in ganz verschiedenen Jahren. Manche Kinder haben schon mit zehn Jahren immer eine gerunzelte Stirn, nachlässig halb offen stehende Lippen oder verdrossen herunterhängende Mundwinkel. Den Müttern solcher Kinder möchte man die Kantsche Forderung besonders ans Herz legen; sie dürfen nicht müde werden im ständigen Beobachten und Ermahnen, bis sie die Kinder dahin gebracht haben, daß sie sich von selbst zusammennehmen. Im übrigen wird der Erfolg solcher

Erziehung meist ein doppelter sein, denn auch die Mütter werden sich unwillkürlich selbst mitbeobachten und so, indem sie für die Schönheit ihrer Kinder sorgen auch die eigene fördern und erhalten.

Oda-Marie.

Vom Bettnässen der Kinder. Das Bettnässen der Kinder und mancher jugendlicher Erwachsener (Enuresis nocturna) beruht auf einer Schwächung des Schließmuskels der Blase. Die Eltern werden durch eine solche Erscheinung, abgesehen von den tatsächlichen Unannehmlichkeiten, oft sehr beunruhigt, die Kinder andererseits erleiden manche Züchtigung, die sie durchaus nicht verdient haben. Es handelt sich hier um einen unwillkürlichen Harnabgang während der Nacht, der im Schlafe vor sich geht, und an dem der Wille der Kinder unbeteiligt ist. Das wichtigste Mittel ist eine Entlastung der Harnblase. Hierzu dient der Entzug von Getränken und Flüssigkeiten (Suppe) vor dem Zubettgehen. Zuweilen nützt es, das Fußende des Bettes etwas höher zu stellen, weil dann der Druck des sich sammelnden Harnes auf die Blasenöffnung vermindert wird. Sehr wichtig und aussichtsreich in vielen Fällen ist es, konsequent die Kinder während der Nacht alle paar Stunden zu wecken und die Blase entleeren zu lassen. Auf diese Weise gewöhnt sich die Blasenschließmuskulatur allmählich wieder daran, auf den normalen Reiz in normaler Weise zu antworten. Es gehört dazu große Konsequenz von seiten der Eltern; denn anfangs wird man alle anderthalb bis zwei Stunden das Kind wecken müssen, erst allmählich kann man die Pausen verlängern. Ganz unangebracht ist es, die Kinder etwa rauh und barsch zu wecken, wie überhaupt alle Versuche, „mit straffer Zucht“ hier vorgehen zu wollen, von vornherein zum Scheitern verurteilt sind. Nur konsequentes Vorgehen hilft hier weiter. Wenn diese einfachen Mittel nichts helfen, so ist es nicht richtig, darauf zu warten, daß das Kind mit zunehmendem Älterwerden das Leiden von selbst verliert. Oft liegen organische Störungen einer solchen Erscheinung zugrunde, und nur ärztliche Untersuchung kann die Entscheidung darüber liefern, ob nicht irgendeine Behandlung notwendig ist. Namentlich behebt nicht selten die Entfernung von Wucherungen in Nase oder Rachen, die eine nervöse Fernwirkung auf die Blasentätigkeit ausüben, das Leiden gänzlich.

Dr. Schweisheimer-München.



Jdeale Zahn- und Mundpflege mit

Perhydritmundwasser-Tabletten

Perhydrol- Zahnpulver Zahnpasta Mundwasser

Jedermann wärmstens zu empfehlen.
Zu haben in Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Krewel & Co., G. m. b. H., chem. Fabrik, Köln a. Rh.

Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia

in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.

SCHULZ & SACKUR

Inhaber: A. Kerlin.

Verkaufsbüro: Berlin SW 48, Wilhelmstr. 128.

Älteste Spezialfabrik für Gas-, Koch-, Heiz- und Plättapparate.

Gegründet 1863. Eigene Gießerei.

Wobbe Brenner



Wobbe Brenner

1 Liter Wasser kocht nach 10 Minuten.

Gasverbrauch die Stunde 0.18 cbm.

Altbewährte Konstruktionen, sorgfältigste Ausführung.

Alleinige Fabrikanten der Original Wobbe-Brenner.

☞ Zuverlässige Vertreter werden gesucht. ☜







Ein neuer Beruf

ist heute die Sorge von Tausenden, die durch diesen entsetzlichen Krieg ihrer bisherigen Tätigkeit, ihres Lebensberufes beraubt sind. **Allen, die umlernen müssen,** empfehlen wir daher, ungesäumt ihre Vorbereitung zu treffen, die Allgemeinbildung zu heben, Examen oder Prüfungen nachzuholen, fehlende kaufmänn. oder banktechnische Kenntnisse zu ergänzen, eine landwirtschaftl. Fachbildung zu erwerben oder techn. u. fachwissenschaftl. Können zu vervollkommnen. Verlangen Sie daher noch heute den ausführlichen **Prospekt R 16** über die **Selbstunterrichtsmethode Rustin** oder für **technische und fachwissenschaftliche Bildung** den ausführlichen **Prospekt K 17** über das **System Karnack-Hachfeld** kostenlos und portofrei. — Stand und Beruf bitten wir anzugeben.

Bonneß & Hachfeld, Verlagsbuchhandlung, Potsdam.

WAKU



Vorzüglich bewährt, leicht transportabel, an jede Lichtleitung anzuschließen.

Ausführung in 4 Größen für alle Ansprüche.

Verlangen Sie Prospekt.

Mitteldeutsche Industrie - Gesellschaft m. b. H.
Chemnitz 4, Zöllnerplatz 26.



Du wirst

auffallend schön!

und um Jahre jünger, wenn Du die Ratschläge der modernen Kosmetik befolgst, die Du im Buche ***„Die natürliche Schönheitspflege“*** findest.
Diskr. Versand, Preis M. 14.50, Nachn. 1 M. mehr.
O. Kusserow, Kosmetisches Versandhaus,
Stettin 12, Postschließfach 144.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I. Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber, Leipzig

Nr. 4048 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band

Literatur und Kunst.

Puppenspieler aus Goethes Jugendzeit.

Von Dr. Alfred Lehmann.

Es ist die Frage, ob das Interesse gebildeter Kreise am Puppentheater, das in unserer Zeit wieder stark gewachsen ist, überhaupt noch wach wäre, wenn nicht Goethe und die Romantiker das Puppenspiel aus dem Dornröschenschlaf, in den es zu versinken schien, wieder zu neuem Leben erweckt und es durch Verleihung künstlerischer Schönheiten von den sich langsam bildenden Unflätigkeiten gereinigt hätten. Man weiß allgemein, daß das Puppenspiel vom Doktor Faust, das Goethes Knabenherz begeisterte, den ersten Keim zur Fausttragödie gelegt hat, aber es wäre wohl verfehlt, diesen Einfluß zu überschätzen. Denn das Puppenspiel selbst entbehrte ja jeder psychologischen Vertiefung; bloße Unterhaltung war sein Zweck. Wäre es eben nicht Goethe gewesen, ein anderer hätte wohl kaum aus so rein äußerlicher Anregung das Riesenwerk geschaffen.

Man weiß nicht genau, zu welcher Zeit und wo Goethe mit dem Puppenspiel vertraut wurde. Jedoch ist anzunehmen, daß schon Frankfurt ihm dazu Gelegenheit gab, denn dort führten während der Messen verschiedene „Prinzipale" ihre Puppen vor. Wir verdanken es den eingehenden Untersuchungen von Elisabeth Mentzel und Philipp Leibrecht, Näheres über die Puppenspieler, die zu Goethes Zeit Frankfurt regelmäßig besuchten, erfahren zu haben. Fast alle waren sie wohl im Süden ansässig; die meisten kamen über Nürnberg, Ulm, Augsburg und München aus Wien. Immer wieder begegnen wir dem Namen Robertus Schaeffer, der seine Bude auf dem Liebfrauenberge, unweit von Goethes Geburtshaus, aufschlug. Einer der angesehensten Marionettenspieler, blickte er immer auf volle Häuser. Wenn man Theaterzettel vom Anfang der fünfziger Jahre durchsieht, stößt man auch auf eine Anzeige der „sowohl seriösen als auch lächerlichen Aktion von dem ruchlosen Leben und erschröcklichen Ende des Erzzauberers Doktor Johannis Fausti mit Hans Wurst, einem lächerlichen reisenden Wandersmann, einem curiösen Diener bey dem Faust, einem furchtbaren Teufelsbeschwörer und einem lustigen Nachtwächter". Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es sich hier um eine Ankündigung Schaeffers handelt, wie andererseits es nicht ausgeschlossen ist, daß diese Fassung des Faustspiels dieselbe ist, die Goethe hörte und sah. Für das Jahr 1753 ist die Anwesenheit Schaeffers in Frankfurt urkundlich belegt, ebenso die des Puppenspielers Eberhardt Meyer, der seine Haupttätigkeit mehr im Süden entwickelte. Im Jahre 1776 finden wir ihn beispielsweise noch in Basel. Wir entnehmen den Urkunden, daß „Jungfräulein Elisabeth Meyer für Ihren achtzigjährigen Vater Eberhardt Meyer aus Gerabronn in Ansbach" am 19. Oktober 1776 um Spielerlaubnis bat. Diese Erlaubnis erhielt sie, ebenso wurde ihr Gesuch um eine Verlängerung von 14 Tagen genehmigt. Als sie zwei Jahre später mit ihrem Bruder wiederkam, erhielt sie keine Spielbewilligung.

Es ist nicht immer leicht, die Namen der „Puppenbuden"-Besitzer festzustellen, da wir auf die Protokolle des Frankfurter Bauamts angewiesen sind, die nur in bezug auf den Ort dieser Veranstaltung genauere Auskunft geben. In den Jahren 1754 bis 1757 war Anna Regina Neumännin eine ständige Besucherin der Messen. In ihren Besitz war das Schaefferſche Puppentheater übergegangen. Auch Franz Lindt, der zumeist von Nürnberg kam, spielte in diesen Jahren in Frankfurt. Aus Mainz zogen 1757 die Puppenspieler Johann Friedrich Weber und Wolfgang Jakob Hochstätter zur Herbstmesse.

Wir müssen uns vorstellen, daß schon damals die Marionettentheater technisch auf einer gewissen Höhe standen, und daß es auch insbesondere das Theatrum mundi, jenes Nachspiel mit beweglichen Figuren und Beleuchtungseffekten, war, das den Marionettentheatern der damaligen Zeit den Beinamen „Mechanische" oder „Mathematische Theater" eintrug. Das Repertoire dieser Bühnen umfaßte alte Volksstücke; nächst dem „Faust" mag die „Genoveva" die Herzen der anspruchslosen Zuschauer gefangengenommen haben. Goethe wird auch die vielen biblischen Stücke, die von Judith und Holofernes, David und Goliath, der Arche Noah usw. handelten, gehört haben, woraus sich die Vorliebe für biblische Stoffe, denen seine ersten dichterischen Versuche galten, erklären läßt.

Die Puppenspieler seiner Vaterstadt hat Goethe nie vergessen. Manche Stelle in „Wilhelm Meister" und anderen seiner Dichtungen bezeugt es, daß der Samen, der von den alten Buden ausging, noch im Mannesalter des Dichters reife Früchte trug.

Ein Buch über Frankfurt a. M. Ein empfehlenswertes Werk von geradezu stupender Gelehrsamkeit, dabei voll Liebreiz und Anmut bietet in seltener Vereinigung solcher Qualitäten die Illustrierte Chronik Frankfurts a. M., von Siegfried Nassauer: „Was die Frankfurter Brunnen erzählen" (Verlag der A. Goldsteinschen Buchhandlung, Frankfurt am Main.) — Der Verfasser mußte nahezu ein Hexenmeister sein, um all die Urbilder der zahllosen Illustrationen aufzutreiben, die den über 700 Seiten starken, elegant gebundenen Band wirklich verschönern. Da bleibt kein noch in der Altstadt rauschendes, kein in der grauen Vergangenheit zerborstenes verschollenes Brünnlein, kein mittelalterlicher oder neuzeitlicher Monumentalbrunnen verborgen; er wird beschworen und singt sein Lied, murmelt seine Sage, rauscht seine Legende. Nicht die schlechtesten durch das Medium des Frankfurter Meistersängers Friedrich Stoltze, des Literarhistorikers Hub, dessen drei Bände „Lyrik-Auswahl" auch unvergessen sind. Wer gar vor vielen Lustren durch Frankfurt kam, ja, dort geboren ist und die hundert eingerissenen Plätze und Plätzchen durchwanderte, die er hier abgebildet findet, dem ersteht auf manchen Seiten zweite Jugend. Daß auch der Text in seiner Klarheit und Vollendung, seinem Wissen und Geschmack dem Bildschmuck gleichwertig ist, dafür bürgt der Name eines der Veteranen der „Frankfurter Zeitung", die ihm in vielen Such-fällen ein Sesam gewesen sein mag. Dr. Alfred Friedmann.

„Einführung in die mathematische Behandlung der Naturwissenschaften." Von W. Nernst und A. Schoenflies. 9. Auflage. (Verlag R. Oldenbourg, München.) — Die Hauptgebiete der Geometrie, Analysis, Differential- und Integralrechnung mit einem Ausblick in die Lehre von den Differentialgleichungen werden in knapper, aber dabei doch strenger Form behandelt, um es den Studierenden der Naturwissenschaften zu ermöglichen, auch den Fragen zu folgen, bei denen ausgedehntere mathematische Entwicklungen benötigt werden. Man muß es als Vorteil ansehen, daß, sobald es die Verhältnisse zulassen, solche Fragen aus der Physik und Chemie behandelt werden, bei denen die Einkleidung in das mathematische Gewand auch denen oft noch Schwierigkeiten bereiten, die mit dem mathematischen Rüstzeug vertraut sind. Da jedes der behandelten Kapitel durch die zielbewußte Fassung fesselnd und lehrreich ist und die Anwendungen aus den verschiedenartigsten Gebieten gewählt worden sind, bietet das Buch eine gute Einführung für die Hand des angehenden Naturwissenschaftlers, dem auch Fortgeschrittenere ihre Anerkennung nicht versagen können. Eine gutgewählte Aufgaben- und Formelsammlung bietet reichhaltiges Übungsmaterial. Die Lösungen sind so ausführlich, daß alle auftretenden Schwierigkeiten leicht wegfallen. R. Schiffel.

Nummer 4048. 156. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4048. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 19. Mai 1921.

Die deutschen Weltkurorte Böhmens

FRANZENSBAD – KARLSBAD – MARIENBAD

Saisonbeginn 1. Mai.

Tadellose Verpflegung. **Voller Kurbetrieb.**

Einreisebewilligung und Passvisum durch das tschechoslowakische Konsulat in Leipzig, Berlin, Breslau, Chemnitz, Dortmund, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln und das tschechoslow. Reise- und Verkehrsbüro, Berlin W, Potsdamer Platz 3.

Auskünfte und Prospekte durch die Städtischen Kurverwaltungen.

Gegen Gicht, Rheuma,

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach (Main)

Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden.

Bilz

Sanatorium Dresden-Radebeul

Frühjahrskuren. Prosp. frei.

✚ Magerkeit ✚

Schöne volle Körperformen durch unsere **Oriental. Kraftpillen**, ein vorzügliches Stärkungsmittel für **magere** und **schwache**, jedoch gesunde Personen. Preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplom. In kurzer Zeit große Gewichtszunahme, garantiert unschädlich. Ärztlich empfohlen. Streng reell. Viele Dankschreiben. Dose 100 Stück 8 Mk. Postanweisung oder Nachnahme.

Chem. Fabrik D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., **Berlin** W. 30/148, Eisenacher Str. 16.



St. Blasien

Weltbekannter Jahreskurort des südlichen Schwarzwaldes, 800 M. ü. M.

Beste Heilerfolge bei Erkrankungen des Nervensystems, der Atmungsorgane und inneren Leiden; Kriegserholungsbedürftigen besonders empfohlen. Alle Kurmittel der Neuzeit. Angenehmste Temperaturverhältnisse. Ausgedehnte Tannenhochwälder mit bestgepflegten Fuß- und Fahrwegen. Eis- u. Rodelbahn. Prachtvolles Skigelände. Alpenfernsicht. Kurkapelle. Täglich Kraftwagenverbindung von der Eisenbahnstation Titisee u. Albbruck. Neuzeitlich eingerichtete Kuranstalten, Hotels, Fremdenheime und Privatwohnungen. Auskünfte u. Prospekt „D" d. d. Kurverwaltung.

Hotel & Kurhaus St. Blasien

Familien- und Kurhotel mit ärztl. Anstalt. — 250 Betten.

Jagd, Fischerei, Tennis, Reunions, Luftbäder, Diätkuren. — Neuerdings seit Einbau der Zentralheizung das ganze Jahr geöffnet

Sanatorium Luisenheim für innere u. Nerven-Kranke.

Das ganze Jahr geöffnet. — Einrichtung für die gesamte physik. und diätet. Therapie. In beiden Häusern **infektiös Erkrankte ausgeschlossen.** — Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Bad Reichenhall

mit bayer. Gmain

in den bayerischen Hochalpen

Jahresbetrieb / Sommer-Kurzeit ab 1. Mai

Mildes Winterklima (das deutsche Meran)

Solebäder / Pneumatische Kammern / Inhalatorien gegen Asthma, Katarrhe, Herz- und Frauenleiden usw.

Theater / Meisterkonzerte / Sportl. Veranstaltungen / Neues Kasino Reunions / Almtänze / Tennisplätze / Bergsport / Jagd / Fischerei Taubenschießen / Festlichkeiten zur Feier des 75 jährigen Bestehens des Badeorts

Auskunft und Prospekte No. 20 durch den Kurverein

Ausgezeichnete Unterkunft und Verpflegung in neuzeitlichen Hotels und Pensionen:

Hotels:	Betten:
Axelmannstein Kurhaus u. Grand Hotel	200
Grand Hotel Burkert	200
Hotel Deutsches Haus	80
Hotel Deutscher Kaiser u. Gold. Löwe	200
Hotel am Forst (Bayer. Gmain)	100
Alpenhotel Fuchs (Nonn)	120
Hotel Habsburg	60
Hotel-Pension Lohengrin	70
Hotel-Pension Luisenbad	100
Hotel Panorama u. Parkhot.	170
Pensionen:	
Pension Astoria	45
Pension Aurora	40
Landhaus Berghof	20
Villa Berta	35
Villen Burkert	70

	Betten:
Pension Villa Erika	45
Pension Flora	40
Pension Glücksburg	40
Pension Henckel	35
Kuranstalt Villa Katherina	40
Pension Maison	28
Pension Marienbad	56
Pension Marienburg Bristol	
Pension Villen Maximiliansbad	60
Pension Mirabell	80
Parkvilla	35
Pension u. Alpengaststätte z. Schroffen	17
Pension Villa Viktoria	35
Villa Vroni	34
Hotel-Sanatorium Hans von Appen.	
Sanatorien: Sanatorium Dr. Dresdner.	

---

179. Sächsische Landes-Lotterie

(In Oesterreich u. Ungarn verboten.)

130000 Lose, 61200 Gewinne.

Ziehung 1. Klasse am 15. und 16. Juni 1921.

Im günstigsten Falle Mark:

1 Million

1 Prämie zu Mark:

500000

und 4 zu je Mk. **50000**

Hauptgewinne zu Mark:

500000
200000
150000
100000

Klassen-Lose für jede Klasse:

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 7.50	M. 15.—	M. 37.50	M. 75.—

Voll-Lose gültig f. alle Klassen:

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 37.50	M. 75.-	M. 187.50	M. 375.-

empfiehlt und versendet die **Sächs. Staats-Lotterie-Einnahme** von

Reinhold Walther, Leipzig, Pfaffendorfer-Straße 6

bestehend seit 1856.

Bankkonto: Deutsche Bank, Filiale Leipzig.



Schönster Sommeraufenthalt in

BADENWEILER

(SÜDL. BAD. SCHWARZWALD)

AUSKUNFT u. PROSP. DURCH DIE KURDIREKTION ABT.



BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.

Pension Kurfürsten-Eck

40 gedieg. einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

Bad Blankenburg, Thüringerwald.

Dr. Karl Schulze's **Sanatorium Am Goldberg**

Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen

Neuer Besitzer und Leiter: Dr. med. **W. v. KAUFMANN**

Leitende Ärzte: **Dr. H. LYDTIN * Dr. R. MEYER**

Kurmittelhaus das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Warda-Villa Emilia

Heilanstalt für Nervenkranke

Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Flinsberg

im schles. Isergebirge, 524–970 m, Bahnstation. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche, arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- u. Nervenleiden. Gicht. Brunnenversand. Moderne Badeanstalten, grosses Kurhaus. Illustrierte Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Bad Salzbrunn

Schlesien

Katarrhe
Asthma, Grippe
Nieren — Blase
Gicht — Zucker — Steine

Jodbad ✚ Sulzbrunn

v. bayer. Roten Kreuz G. m. b. H. b. Kempten i. Allgäu 875 m ü. d. M.

Bade-, Trink- und Luftkuren

Jodwasserversand

Gute Verpflegung.

Auf Wunsch Prospekt Nr. 2 kostenlos. Jahresbetrieb. Eig. Oekonomie.

ANNO DOM 1917

AXELMANNSTEIN

KURHAUS UND GRAND-HOTEL

Eine der vornehmsten Hotelbesitzungen. Telegramm-Adresse: Axelmannstein.

BAD REICHENHALL

in den Bayerischen Hochalpen.

Als Heilbad uneingeschränkt geöffnet.

Bad Landeck in Schlesien

Warme, starkradioaktive Schwefelquellen, Moorbäder, Radium-Quell-Emanatorium, Hydro- und Elektrotherapie, medico-mechanisches Institut.

Vorzügliche Erfolge bei Gicht, Rheumatismus, Frauen- u. Nervenleiden, Unfallsfolgen, Herz- u. Gefässkrankheiten, Schwächezustände aller Art.

Auskünfte und Prospekte-Versand **durch die städtische Badeverwaltung und Kurverein.**



SÜDTIROL DIE PERLE DER ALPENWELT

Reiseführer der Bäder und Sommerfrischen.

BOZEN 265 m, bekannte Fremden- und Touristenzentrale. Auskünfte erteilt die Fremdenverkehrskommission.

BRUNECK 830 m, Hauptort im Pustertal. Ausgangspunkt in die Zentralalpen. Hotel Post, II R, 70 B, K, Au, ganzj.

CANAZEI 1450 m, 42 km Autofahrt von Bozen. Höhen- und Touristenstation. Hotel Canazei, I R, 110 B, Z, Au.

CORTINA D'AMPEZZO 1224 m, a. d. Ampezzanerbahn. Alpiner Sommer- und Wintersport. Grandhotel Miramonti, Ia R, 180 B, Z, App, L, K, Au. — Hotel Post, I R, 110 B, K, Au.

ST. CHRISTINA 1428 m, a. d. Grödnerbahn, Touristenstation. Gasthof Dosses, 40 B, Au, ganzjährig.

GOSSENSASS 1100 m, a. d. Brennerbahn. Sommer- und Wintersport. Grosshotel Gröbner, Ia R, 152 B, Z, App, L, K, Au. — Pension Gudrunhausen, Wasserheilanstalt, I R, 26 B. — Palasthotel und Wielandhof, Ia R, 270 B, Z, App, L, K. Au.

KARERSEE 1650 m, a. d. Dolomitenstrasse, 28 km Autofahrt von Bozen. Hochromantische Lage. Hotel Karersee, Ia R, 400 B, Z, App, L, K, Au. — Hotel Lademar, I R, 120 B, Au, i. W. Pension Eden, Meran.

KLOBENSTEIN 1200 m, Endstation der Rittnerbahn. Höhenluftkurort. Dolomitenpanorama. Hotel Post, I R, 150 B, K. — Pension-Restaurant Lichtenstern, II R, 45 B, Haltestelle der Rittnerbahn.

MALS 1045 m, a. d. Vinschgaubahn. Ausgangspunkt ins Münster- und Matschertal. Hotel Post, I R, 60 B, Au.

MENDELPASS 1400 m, a. d. Mendelstrasse u. -bahn, Höhenkurort. Prachtvolle Fernsicht. Grandhotel Penegal und Mendelhof, Ia R, 500 B, Z, App, L, K, Au.

MERAN 320 m, berühmter Weltkurort. Auskünfte erteilt das Fremdenverkehrsbureau.

WILDBAD MOEDERS 900 m, a. d. Brennerbahn, Station Freienfels, alkalisch-salinische Heilquellen. Hotel, II R, 80 B, i. W.: Pension Niedl, Meran.

OBERBOZEN 1220 m, a. d. Rittnerbahn. Höhenluftkurort. Herrliche Rundsicht. Hotel Hofer, II R, 50 B. — Hotel Oberbozen, I R, 72 B, Z, K. — Gasthof Rittnerhof, 32 B.

PRAGSER WILDSEE 1500 m, 12 km Autofahrt von der Station Niederdorf, wildromantische Lage. Hotel, Ia R, 200 B, K. Au. i. W. Hotel Frau Emma, Meran.

SEIS AM SCHLERN 1005 m, 10 km Wagenfahrt von der Station Waidbruck. Beliebter, waldreicher Sommeraufenthalt. Hotel Edelweiß, I R, 80 B, i. W. Hotel Austria, Meran. — Hotel Garni, I R, 50 B. — Hotel Salegg, 1050 m, I R, 150 B, K, i. W. Hotel Minerva, Meran. — Hotel Seiserhof, I R, 145 B, Z, App, K, ganzjährig. — Gasthof Enzian, 60 B. — Postgasthof, 25 B.

SEISER ALPE Berühmte Alpenflora, Hochplateau für Touristenwanderungen. — Seiser Alpenhaus, 2140 m, 10 km von St. Ulrich i. Gröden, 50 B. — Frommerhaus, 1720 m, 7 km von Seis, 25 B, I R.

STERZING 950 m, a. d. Brennerbahn, althistorische Stadt, Touristenstation. Hotel Sterzinger Hof, (Goldene Rose), II R, 80 B, Au, ganzjährig.

NEU-SPONDINIG 880 m, a. d. Vinschgaubahn, Ausgangspunkt ins Ortlergebiet. Hotel Hirsch, I R, 120 B, Au.

SULDEN 1900 m, 18 km Autofahrt von der Station Spondinig. Grossartige Lage im Ortlergebiet. Hotel Eller, II R, 85 B, Au. — Posthotel zum Ortler, II R, 75 B, Au. — Suldenhotel, I R, 250 B, Z, App, Au.

TOBLACH 1200 m, im Pustertale. Ausgangspunkt in die Ampezzaner Dolomiten. Hotel Ampezzo, II R, 30 B, Au.

TRAFOI 1570 m, 14 km Autofahrt von der Station Spondinig, an der Stilfser-Joch-Strasse. Touristenstation im Ortlergebiet. Hotel Post, I R, 130 B, K, Au.

ST. ULRICH 1230 m, a. d. Grödnerbahn. Sommer- und Wintersport. Zentralpunkt des Grödnertales. Hotel Adler, I R, 165 B, Au. — Dolomitenhotel Madonna, II R, 40 B. — Hotel Mondschein, II R, 70 B. — Hotel Post (Weisses Rössel), I R, 165 B.

WEISCHNOFEN 1180 m, 21 km Autofahrt von Bozen. Touristenstation. Gasthof Weisses Rössel, 100 B, Au.

WOLKENSTEIN 1560 m, a. d. Grödnerbahn. Zentrum der Grödner Dolomiten. Hotel Oswald von Wolkenstein, I R, 130 B, K, Au.

Abkürzungen: R = Rang, B = Betten, Z = Zentralheizung, App = Appartement, L = Lift, K = Konzerte, Au = Autogarage, m = Meereshöhe, i. W. = im Winter.
Die Reihenfolge der einzelnen Hotels gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse derselben.

Kein KURORT in
DEUTSCHLAND oder ITALIEN
hat gleich viele erstklassige Hotels und Pensionen wie

MERAN

Fremden-Kasino Hauptsaison 15. März bis 15. Juni.

Sport-Feste. Kur- und Sportgesellschaft.

Friedrichshafen am Bodensee,
Kurgarten-Hotel, Direktion: A. Huck. Wohnsitz Sr. Exzellenz des verstorbenen Grafen von Zeppelin. Haus allerersten Ranges mit allen neuzeitlichen Einrichtungen. Unmittelbar am See, inmitten herrlichen, schattigen Parks gelegen. Das ganze Jahr geöffnet.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Bad Warmbrunn Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. Bahnstation.
8 schwefelhaltige stark radioaktive Thermalquellen, heilkräftig bei allen Formen von Rheumatismus, Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- und Blasenleiden, bei Nerven-, Frauen- u. Hautkrankheiten, Kriegsverletzungen.
Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw.
Kurzeit Mai — Oktober.
Versand der „Neuen" und „Kleinen Quelle" sowie des Tafelwassers „Ludwigs-Quelle" durch „Warmbrunner Brunnenversand".
Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

DEUTSCHES BÄDERBUCH
Bearbeitet unter Mitwirkung des Kaiserl. Gesundheitsamtes. Mit 13 farbigen Tafeln graphischer Darstellungen von Quellenanalysen, einer Übersichtskarte und der Hellmannschen Regenkarte. In Ganzleinenband 15 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Das
Schweiz. Karlsbad
Tarasp & Vulpera
1200 m Engadin 1270 m
10 Mineralquellen (kräftigste, alkalisch-salinische Glaubersalz-Quellen) dazu äusserst günstiges staub- und windfreies Höhen-Klima in wunderbarer Alpenwelt am schweizerischen Nationalpark. Unübertroffene Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nervenkrankheiten etc. — Sommersport. — Man verlange Prospekte Nr. 15 durch Bade-Verwaltung Kurhaus Tarasp und durch Verkehrsbureau Vulpera.

Davos-Dorf (Schweiz). **Sanatorium Seehof.** Chefarzt Dr. Alexander. Preise täglich Fr. 17.50 bis 24.-.

Luzern Kurhaus Sonnmatt für Erholungsbedürftige. Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügl. Verpflegung. Prospekt.

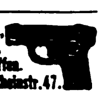
San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium Alicenhof für **Herzkranke und Aderverkalkung** Bad Nauheim 9 — Prospekt —

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach. Höhenluftkurort, 576 m. Radiumkuren, Radium-Schrothkuren. Vollbetrieb ab 1. März. Prospekte.

Thuringer Wald Kurheim
Dr. LOTS
Friedrichroda
für Nervöse u. Erholungsbedürft.
Eig. bewährte Kur

EMS
Emser Pastillen
gegen Heiserkeit, Husten u. s. w.
Warnung vor Nachahmungen

Browning Kal. 7,65 M. 250,
Kaliber 6,35 M. 250,
Mauser M. 350, Jagdwaffen.
Benckendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.



Allgemeine Notizen.

Wiederbeginn der deutschen Meeresforschung. Die deutsche Wissenschaftliche Kommission für Meeresforschung hat ihre Arbeiten wieder aufgenommen. Da die Fortsetzung der im Frieden ausgeführten Arbeiten, besonders für die Hochseefischerei von höchster Bedeutung ist, führt die deutsche Kommission ihre früher im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit unternommenen Arbeiten weiter fort. Der Reichsforschungsdampfer „Poseidon“ konnte auf der Nordsee mehrere Male fischereibiologische und hydrographische Untersuchungen ausführen und erzielte wertvolle Ergebnisse. Infolge der langjährigen Schonzeit haben sich Zusammensetzung und Reichtum des Fischbestandes gegen die Vorkriegszeit wesentlich geändert.

Einen Hessischen Künstlerbund hat eine Reihe namhafter Künstler, unter ihnen der Architekt Emanuel Josef Margold, Professor Emil Preetorius, Bildhauer Well Habicht, Professor Kay H. Nebel, Maler Schwalbach, Maler Paul Thesing, Goldschmied Theodor Wende und andere angesehene Repräsentanten der verschiedensten Kunstgattungen, Kunstrichtungen und Kunstauffassungen gegründet. Sein Arbeitsprogramm erstreckt sich auf die gesamte Erfassung der hessischen Künstlerschaft. Die Geschäftsstelle befindet sich in Darmstadt, Olbrichweg 10.

Preisausschreiben für Krebsforschung. Aus der Mörselstiftung zur Bekämpfung der Krebskrankheit sollen 10000 Mark derjenigen Arbeit zufallen, die einen bedeutsamen Fortschritt in der Lehre der Erkennung und Behandlung der Krebskrankheit darstellt. Für eine zweite Arbeit stehen 5000 Mk. zur Verfügung. Bewerbungen bis zum 1. Oktober 1922 an das Direktorium des Instituts für experimentelle Krebsforschung in Heidelberg.

Haarwuchs durch Ernährung betitelt sich eine vornehm ausgestattete Broschüre über Humagsolan nach Geh. Rat Prof. Dr. Zuntz, die von der Herstellerin dieses unbestritten haaraufbauenden Mittels Fattinger u. Co. in Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 35 kostenlos erhältlich ist. Wer mit seinem Haarwuchs nicht zufrieden ist, wird gut tun, die Broschüre kommen zu lassen und nach ihr zu verfahren.

Vom Reichs-Kursbuch wird am 1. Juni eine neue Ausgabe zum Preise von 32 Mark erscheinen. Die Neuausgabe wird den vorhergegangenen in keiner Weise nachstehen. Die bisherige Einteilung in sechs Abteilungen wird beibehalten werden. Da sich jede Abteilung leicht

aus dem Buche herauslösen läßt, bietet die Einrichtung den Vorteil, daß bei Reisen nach einer bestimmten Richtung nicht das vollständige Buch, sondern nur die betreffende Abteilung mitgenommen zu werden braucht. Hierdurch ist es auch möglich, daß das Kursbuch zugleich von mehreren Reisenden benutzt werden kann. Der höhere Preis gegenüber anderen Fahrplanbüchern wird durch den reichen Inhalt, die Übersichtlichkeit und unbedingte Zuverlässigkeit der Fahrpläne, gutes Papier, klaren Druck usw. reichlich ausgeglichen. Bestellungen nehmen alle Postanstalten und Briefträger an.

Das deutsche Kriegerkurhaus in Davos-Dorf ist in seinem Weiterbestand schwer gefährdet. Damit würde eins der wertvollsten deutschen Unternehmen, das denjenigen Tuberkulosen, die auf eine Hochgebirgsbehandlung als letzte Hoffnung angewiesen sind, Hilfe bringen soll, verloren gehen. Das Rote Kreuz und die anderen Wohltätigkeitsunternehmungen, die diese ausgezeichnete Heilstätte unter Führung des Reichsausschusses für Kriegsbeschädigtenfürsorge ins Leben riefen, sind in Anbetracht der Valutaschwierigkeiten nicht mehr imstande, es ohne Hilfe von anderer Seite weiterzuführen. Da aber die Aufgabe dieser Heilstätte, die neben Kriegsbeschädigten auch Frauen und Kindern zugänglich ist, für Deutschland einen unersetzlichen Verlust bedeuten würde, haben der Reichskanzler und die Reichsminister sowie angesehene Ärzte einen Aufruf erlassen, der an die Opferwilligkeit der Gesunden appelliert. Über alle Gaben wird öffentlich quittiert werden. Spenden zahlt man auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 109 076 Kriegerkurhaus Davos-Dorf.

Badenweiler hat die Vorbereitungen zum Empfang seiner Besucher vollendet. Das in edlem Stil gehaltene Markgrafenbad hat seine Pforten wieder geöffnet. Ein neues Inhalatorium mit den modernsten Apparaten für Einzel- und Raum-Inhalation ist in Betrieb genommen. Kurhäuser und Gasthöfe sind zum Empfang der Gäste bereit. Auch für angenehme Unterhaltung auf allen Gebieten ist gesorgt.

In Bad Homburg zeichnet sich als Familiengaststätte ersten Ranges das mit allen Errungenschaften der Neuzeit anheimelnd ausgestattete „Hotel Victoria" mit seinen Villen vorteilhaft aus. Vortreffliche Leitung, reichliche Verpflegung, ruhige, inmitten prächtiger Gärten gelegene Zimmer sind die gerühmten Hauptvorzüge dieses gastlichen Hauses, dessen Direktion auf Wunsch jederzeit gern Auskünfte erteilt.

Aus Wiesbaden wird uns gemeldet, daß der Verkehr vom unbesetzten nach dem besetzten Gebiet nach ausdrücklicher Erklärung des Kreisdelegierten der H. I. C. keinerlei Einschränkungen unterworfen ist. Für die Reisenden, die Wiesbaden aufsuchen wollen, genügt wie vordem als einzige Legitimation der deutsche Paß mit Lichtbild.

Gepäckabfertigung nach den Nordseebädern. Die Möglichkeit, Reisegepäck von binnenländischen Eisenbahnstationen nach den ostfriesischen Nordseebädern durchgehend abzufertigen, ist seit dem 1. April d. J. wesentlich erweitert worden. Während bis dahin Reisegepäck nur von solchen Orten nach den Nordseeinseln durchgehend abgefertigt werden konnte, in denen Fahrkarten dorthin erhältlich waren, können nunmehr alle Stationen, auf denen Eisenbahnfahrkarten nach Rheine, Münster (Westfalen), Osnabrück Hbf., Bremen Hbf. und Hamburg-Altona zu haben sind, Reisegepäck nach den Inseln Borkum, Juist, Langeoog, Norderney, Spiekeroog und Wangeroog durchgehend abfertigen, wenn die Reisenden Fahrkarten nach den vorgenannten Knotenpunktstationen oder darüber hinaus vorzeigen. Da jeder Besucher der Nordseebäder in der Lage sein wird, am Ausgangspunkt seiner Reise sich eine Eisenbahnfahrkarte nach Bremen oder Hamburg zu verschaffen, so wird es wohl hinfort in allen Fällen möglich sein, das Reisegepäck durchgehend nach den vorerwähnten Inseln abzufertigen, und zwar sowohl über die Landwege als auch über die von den Seebäderdampfern des Norddeutschen Lloyd ab Bremerhaven und Wilhelmshaven und der Hamburg-Amerika Linie ab Cuxhaven befahrenen Linien.

Karlsbad hatte früher alljährlich 70000 Kurgäste; außerdem gleichzeitig Anwesende 17000. Die Zahl der Passanten und Touristen, die Karlsbad jährlich besuchten, erreichte die Höhe von 200000. Naturgemäß sind während der Kriegsjahre diese Zahlen zurückgegangen, doch hat der Besuch Karlsbads seit der letzten Saison erheblich zugenommen. In der jetzigen zeigt es sich nun aber schon recht deutlich, daß Karlsbad trotz der schweren Zeitläufte seine früheren Besuchszahlen wieder erreichen wird; ist es doch auch eifrig bestrebt, den Kranken, die so lange der Hilfe für ihre Leiden entbehren mußten, seine gastlichen Pforten wie früher zu öffnen und der Welt zu beweisen, daß es eben nur ein Karlsbad gibt. In Karlsbad wird die Trink- und Badekur verordnet, wozu sechzehn Quellen und fünf elegante, nach den neuesten Erfahrungen ausgestattete Badehäuser gehören.

Verbesserung des Zugverkehrs Südtirol—Deutschland. Ab 1. Juni wird eine Tagesschnellzugsverbindung zwischen München und Meran in folgendem Fahrplan zur Einführung gelangen: ab München 7.20 früh, an Kufstein 9.20 vormittags, ab Kufstein 10.20 vormittags, an Innsbruck 11.54 vormittags, an Bozen 5.25 nachmittags, an Meran 6.37 abends; ab Meran 11.00 vormittags, ab Bozen 12.10 mittags, ab Innsbruck 6.00 abends, an Kufstein 7.23 abends, ab Kufstein 8.35 abends, an München 10,55 nachts. Diese neuen Züge werden mit durchlaufenden Personenwagen erster, zweiter und dritter Klasse München—Meran ausgestattet werden.

Bozner Fremdenverkehr. Im März hielten sich 6940 Fremde in Bozen auf, darunter 2530 aus Deutschland und Österreich, 3870 aus Italien. Gegen den gleichen Monat des Vorjahres bedeutet dies ein Mehr von 1471, gegen den März des letzten Vorkriegsjahres ein Weniger von 1628 Personen. — Im März 1920 waren aus Italien (alte und neue Provinzen) 3613, aus Deutschland und Österreich 764 Personen gemeldet. Das Verhältnis der Italiener und Deutschen hat sich also in diesem März sehr zugunsten der letzteren verschoben.

Schweizer Reise- und Verkehrsnachrichten. Verkehrserleichterungen im Gebiet der Oberitalienischen Seen sind seit dem 1. April nach Verhandlungen zwischen schweizerischen und italienischen Delegierten eingeführt worden. Ein Ausweis für eine Rundreise über die drei Seen mit beliebigem Grenzaus- und -Eintritt wird ausgestellt. Auch die Anwendung der eidgenössischen Dekrete über den Fremdenverkehr ist wesentlich gemildert worden. Bei Ausflügen auf den Luganer See erteilt die Schweizer Polizei Tagespässe, die zum Aussteigen an den italienischen Stationen Porlezza, Santa Margherita und San Mamette berechtigen. — Die Vitznau-Rigi-Bahn hat seit Anfang April den Betrieb mit einem Zuge täglich in jeder Richtung aufgenommen. Auch die Bürgenstockbahn und die Gütschbahn haben seit Ostern den Verkehr eröffnet. Dadurch hat Luzern, das im Frühling wie Lugano und Montreux, aber auch zu jeder anderen Jahreszeit der beliebteste Fremdenplatz der Schweiz mit ist, neuen Anreiz erhalten; ermöglichen doch die genannten Bahnen die herrlichsten Ausflüge in die um diese Zeit in der ganzen Pracht einer unvergleichlichen Bergflora prangenden Voralpen. — Die Schöllenenbahn von Göschenen (Gotthardbahnstation) bis Andermatt verkehrt gleichfalls wieder seit dem 1. April.

Erfinder, Fabrikanten
verlangen „Edison" Nr. 2
für 5 Mark postfrei
Heinr. Tams, Berlin S. 42

Lesen Sie die
Literarisch - musikal.
Monatshefte

Die Zeitschrift ist eine vornehme Monatsschrift für Literatur, Musik, Theater, bildende Künste und Vortragswesen.

Abonnementspreis halbjährl. M. 9,50, jährlich M. 18,—, bei direkter Zusendung vom Verlag. — Probenummern stehen gern zu Diensten.

Expedition der Literarisch-musikalisch. Monatshefte
(Verlag Aurora) Weinböhla b. Dresden



Nicht der Name für irgend was,
Sondern das Merkmal für Qualität!

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Ingenieurschule u. Technikum
ALTENBURG Sa.-A.
Ingenieur- u. Techniker-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. Oeffentliche Material- u. Maschinenprüflaboratorien.
Programm auf Wunsch

Fischers Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina Berlin W, Zietenstr. 22
Seit 1888 best. 5511 Zöglinge, dar. 1919: 91 Abiturienten einschl. Dam. Internat.

Marie Voigts Bildungsanstalt, Erfurt in Thür.
Hauswirtschaftliche Frauenschule.
Haushaltungsschule. Schülerinnenheim.
Seminar: Hauswirtschafts-, Handarbeits-, Turnlehrerinnen. Gute Verpflegung. — Auskunftsheft.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873
Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Dr. Buslik's Röntgen-, Bakteriologie- u. Chemie-Schule für Damen, Leipzig I, Keilstr. 12.
Schulauskunft u. Jahresber., 10 frei.

Bad Warmbrunn **Lyzeum Werkenthin**
Pensionat für Töchter christlicher Familien.
Prospekt frei durch die Direktion.



Haushaltungspensionat „Haus Seeburg" Überlingen a/Bodensee.
Ausbildung junger Mädchen i. Hauswirtschaft u. Gartenbau. Neuzeitiger Komfort, beste Verpfl. Unterricht, Sport, Gesundheitspflg.
Staatl. gepr. Lehrkräfte.
Bes. Major a. D. F. Genzsch u. Frau.

Little Puck

und „Le Petit Parisien", die lustigen Sprachzeitschriften, sind unentbehrlich für jeden, der seine mühsam erworbenen englischen und französischen Sprachkenntnisse **nicht vergessen will.** Leicht verständlich, anregend, unterhaltend! Mehr als 30 000 begeisterte Abonnenten. Bestellen Sie noch **heute** 1/4 Jahr zur Probe **(je Mk. 7.80)** oder verlangen Sie kostenlos **Probeseiten.** Auch durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen.
Gebr. Paustian, Verlag, Hamburg 82, Alsterdamm 7
Postscheckkonto: 189 (Hamburg)



KRIEGSMARKEN 100 verschiedene Bulgarien M. 135.—
187 versch. Revolutionsmarken, Wert M. 514.— nur M. 185.—
8 Serbien Doppelk. 16.50 | 8 Lichtenstein 9.— | 9 Saargeb. 8.—
30 franz. Kolonien 7.50 | 12 Deutschöst. 6.80 | 8 Lettland 12.—
5 Mexiko Revolution 5.— | 5 Chezlny . . 17.— | 11 Japan . . 3.—
Je 1 Kriegsmarken-Sammlung in 2 Bänden, Wert M. 17000.— zu M. 12000.— Wert M. 7000.— zu M. 5000.—.
Alfred Kurth, Colditz 121a (Sachsen).
Probenummer der „Sächsischen Briefmarken-Zeitung" gegen Antwortkarte





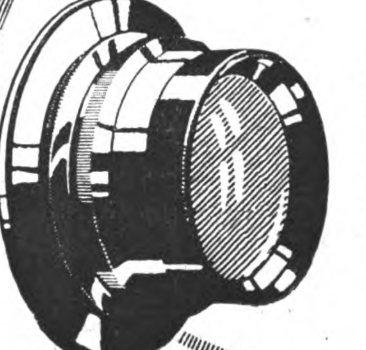
Briefmarken
aller Länder bis zu den grössten Seltenheiten. Auswahlsendung ohne Kaufzwang auf Wunsch. Bedingungen in der illustr. Fachzeitschrift „Der deutsche Philatelist". Probenummer kostenlos.
M. Kurt Maier, Berlin 58 W 8 Friedrichstrasse 185
Fernsprecher: Zentrum 7039.

Briefmarken und Notgeld
Liste mit vorteilhaften Preisen versendet kostenfrei
Markenhaus F. Redwitz, Stuttgart 3.

Charakterdeutung aus der Handschrift
gegen Voreinsendung oder Nachnahme von M. 20.— zuzügl. Porto
E. Jellinek, Berlin W. 15, Konstanzerstrasse 6.

Mampediktiner, den deutschen Luxus-Likör schätzt die beste Gesellschaft jetzt mehr und mehr.

ZEISS TESSAR



Das Universalobjektiv für Landschafts-, Porträt- u. schnelle Augenblicksaufnahmen.
Jnfolge seiner hohen Lichtstärke und gestochenen Schärfe sowie Brillanz der Bilder das bevorzugte Objektiv des ernsthaft arbeitenden Lichtbildners.
Jn Verbindung mit unserer **Distarlinse** u. doppeltem Kameraauszug als Satzobjektiv verwendbar.

CARL ZEISS JENA

Druckschrift P. 9 kostenfrei

Geheimnisse des Schnellrechnens!
10. verm. Aufl. 80. Taus. Preis 5 M.



Postscheck Leipzig 25 836 od. durch jede Buchhdlg.
Gebr. Vogt, Papiermühle, S.-A. 25.

Briefmarken-Auswahl



ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben- Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto.
Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken



Sammler, verlangt meinen groß. illustrierten Katalog. Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Einsendung von Mark 2.—, worüber Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8,
Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Briefmarken
Deutsch-Neuguinea, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Samoa, Togo 3-25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 6.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der Deutschen Briefmarken-Zeitung.
F. Junghanss, Leipzig 13,
Postschließfach 6.

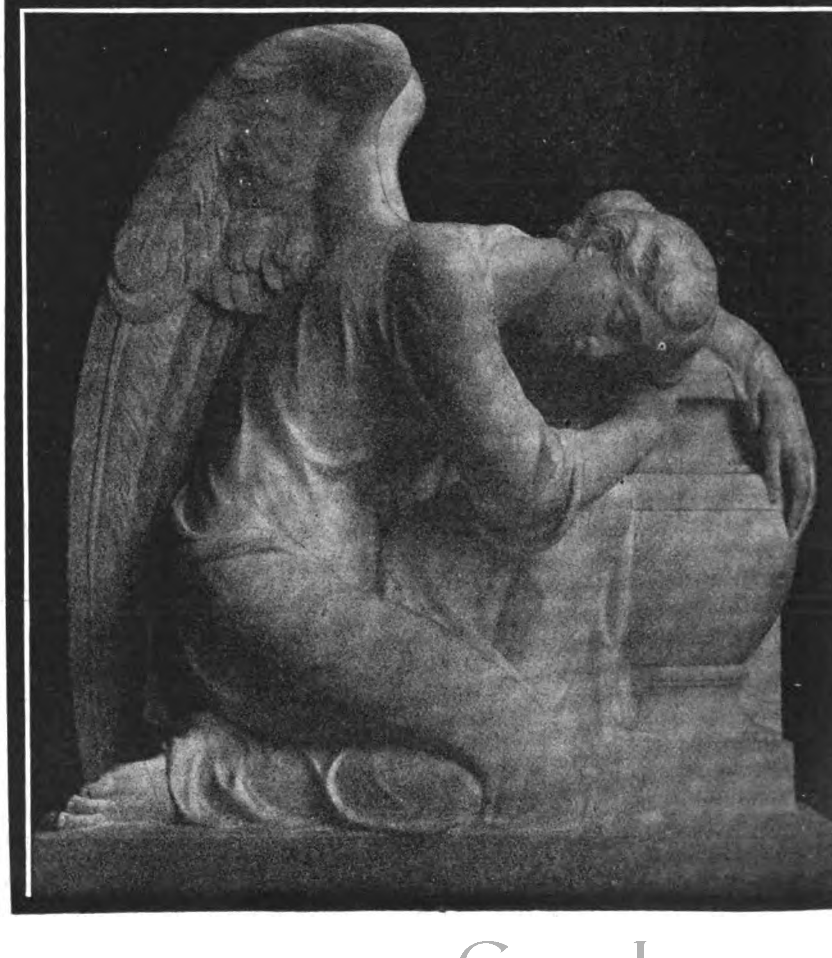
BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8

Briefmarken-
Sammlung in jeder Größe, sowie Einzelmarken kauft bar höchstzahl.
Max Lehmann, Berlin, Krausenstraße 12.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

Webers Illustrierte Handbücher.
Prospekt kostenl. J. J. Weber Leipzig.

G. SCHLEICHER & Co.
KUNSTGEWERBLICHE WERKSTÄTTEN FÜR DENKMÄLER UND FRIEDHOFSKUNST
ARCHITEKTURBÜRO – BILDHAUERATELIERS
BERLIN W. 35, LÜTZOWSTRASSE 82
BERATUNGEN BEREITWILLIGST – PROSPEKTE KOSTENLOS



Max Hellwig
FEUERSICHER
SCHUTZ-MARKE
SIND
BÜCHER-
AKTEN-
PANZERSCHRÄNKE
TRESOR-ANLAGEN
BERLIN S. 42
BRANDENBURG-STR. 72/73
FERNRUF: MORITZPL. 4685/1784 GEGR.: 1869



GOERZ
TENAX-KAMERAS
Zu beziehen durch die photogr. Geschäfte
Preisliste kostenfrei
Optische Anstalt C. P. GOERZ Aktien-Gesellsch.
BERLIN-FRIEDENAU 9

DEUTSCHER AUTOMOBIL-KONZERN (D·A·K) GMBH
D·A·K
LEIPZIG TRÖNDLINRING 4
DUX
MAGIRUS PRESTO
VOMAG-PLAUEN



Personen- und Lastkraftwagen, Lastzüge, Feuerwehrautomobile, Omnibusse,
Spezialfahrzeuge für alle Zwecke.

SCHULZ & SACKUR
Inhaber: A. Kerlin.
Verkaufsbüro: Berlin SW 48, Wilhelmstr. 128.
Älteste Spezialfabrik für Gas-, Koch-, Heiz- und Plättapparate.
Gegründet 1863. Eigene Gießerei.



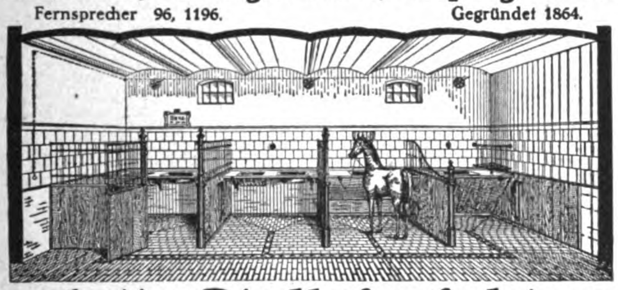
1 Liter Wasser kocht nach 10 Minuten.
Gasverbrauch die Stunde 0,18 cbm.
Altbewährte Konstruktionen, sorgfältigste Ausführung.
Alleinige Fabrikanten der Original Wobbe-Brenner.
Zuverlässige Vertreter werden gesucht.

Photo-Apparate und Objekte von „Goerz" liefert:
Photo-Leisegang, Berlin
Potsdamerstr. 138 • Tauentzienstr. 12 • Schloßplatz 4

SELVE
SELVE
ALTENA (WESTF.)
MOTOR
6 8 30 40 P.S.

Theresienhöfer Sauerbrunnen
Goslar a/Harz

Franz Mosenthin
Eisenbaufabrik, Eisengiesserei, Leipzig-Eutritzsch 3.
Fernsprecher 96, 1196. Gegründet 1864.
Feinste Referenzen.



Kataloge und Anschläge kostenlos.
Komplette Stalleinrichtungen.
Solideste Ausführung. Eigene Fabrikation.

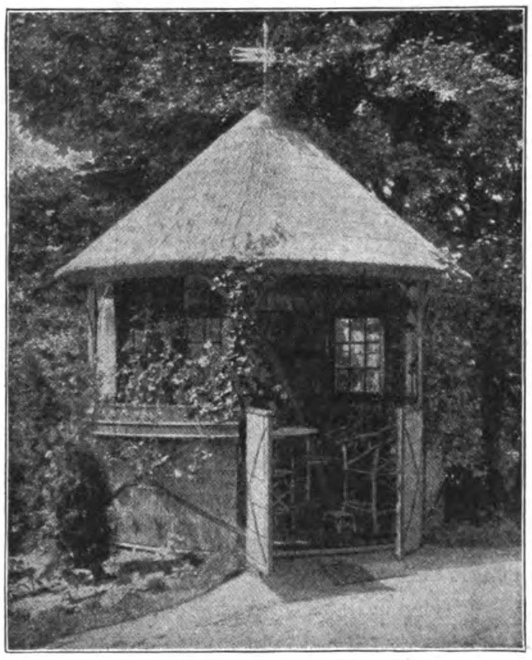
Echte
Lilienmilch-Seife
Friedensqualität
Dutzend M. 36.—
E. WALTHER
HALLE a. S.
Mühlweg 20

Jagdkunde für Jäger u. Jagdfreunde von Franz Krichler.
Zweite Auflage, durchgesehen von G. Knapp.
Mit 57 Abbildungen. :: Gebunden 6 Mark.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Pianinos Flügel



WILHELM **SCHIMMEL**
Hof-Pianofortefabrikant
LEIPZIG
Weißestr. 20-24



Transportable
Gartenhäuser, Lufthütten etc.
aus Schilfrohr.
D. R. P.

Drehbarer Pavillon.
D. R. P.
Preisliste kostenlos.
Schleswiger Rohrindustrie
Dethlefsen & Kleyser
Schleswig.
An grösseren Plätzen Vertreter gesucht.

– Eines der ältesten, größten und leistungsfähigsten Werke der Branche –

— Gegründet 1867 —

Ostertag-Werke, Aalen

Vereinigte Geldschrankfabriken A.-G. (Württemberg)

Geldschrankfabrik, Tresorbauanstalt, Schloßfabrik

Höchste Auszeichnungen auf den Weltausstellungen Chicago, St. Louis, Mailand

Über 37000 Geld- und Bücherschränke bis jetzt geliefert
280 PS. Antriebskraft / 320 Hilfsmaschinen / Bahnanschluß

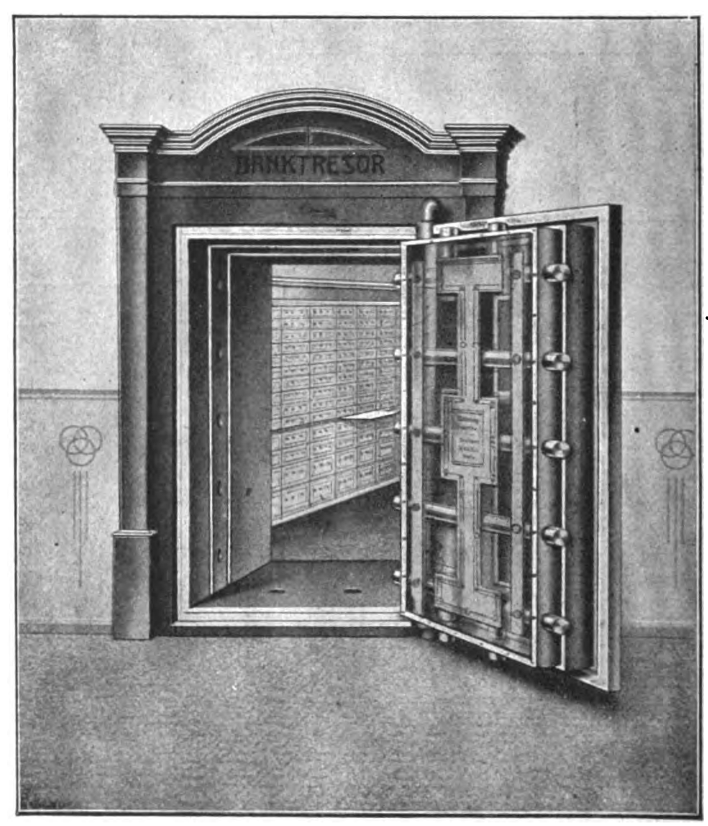


Abteilung Geldschrankbau:

- Geldschränke
- Kontenschränke
- Kartothekschränke
- Münzschränke
- Möbelkassen
- Bücherschränke
- Aktenschränke
- Juwelierschränke
- Silberschränke
- Mauerschränke

Abteilung Tresorbau:

- Stahlkammern
- Panzertüren
- Mietfach-Einrichtungen
- Mietfach-Panzerschränke
- Effektenschränke
- Schlüsselschränke
- Zahltische



Lieferanten der Reichsbank und sonstiger Banken des In- und Auslandes, sowie von Staats- und Gemeindebehörden, Handelshäusern usw. in allen Weltteilen.

*

Bitte verlangen Sie Kataloge und Preislisten direkt oder von dem betreffenden Vertreter.

*

Kostenanschläge und Zeichnungen über Sonderausführungen stehen gern zu Diensten.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4048 156. Band



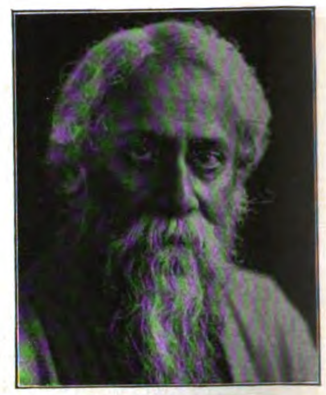
Bäuerinnen aus den spanischen Pyrenäen. Nach einem Gemälde von Kurt Leyde.



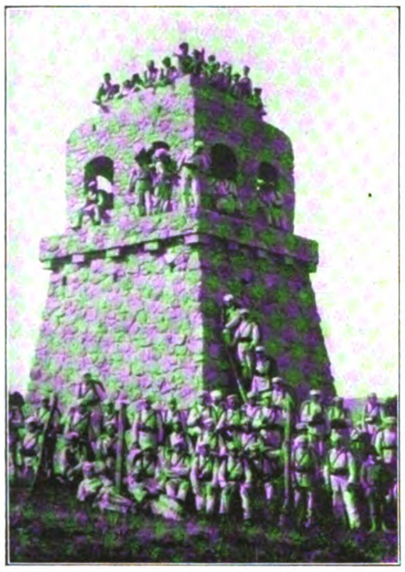
Dr. Joseph Wirth,
der neue Reichskanzler, der das mit der Unterzeichnung des Ultimatums des Feindbundes beauftragte Kabinett gebildet hat.



Von der Vermählung des Hauptmanns Oskar v. Hindenburg, des einzigen Sohnes des Generalfeldmarschalls, mit Freiin Margarete v. Marenholtz auf Groß-Schwülper (Reg.-Bez. Lüneburg): Der Hochzeitszug auf dem Wege zur Kirche.
Vorn der Brautführer mit der Braut, dahinter: Der Bräutigam Hauptmann v. Hindenburg mit seiner Mutter, danach: Generalfeldmarschall v. Hindenburg mit der Mutter der Braut. (Phot. Willy Raspe, Braunschweig.)



Rabindranath Tagore,
der berühmte indische Dichter und Denker, der am 7. Mai in Luzern seinen 60. Geburtstag beging. (Siehe S. 416.)



Ein Wahrzeichen des Deutschtums im Auslande:
Der jüngst bei Concepcion in Chile enthüllte Bismarck-Turm, eine Stiftung der deutschen Turner Chiles.



Von der Vierhundertjahr-Gedenkfeier des Einzugs Luthers auf der Wartburg (4. Mai 1521):
Der Festzug auf dem Wege von Eisenach nach der Wartburg.



Der niedrige Wasserstand des Rheins:
Die durch Blüchers Rheinübergang berühmt gewordene Pfalz bei Caub kann trockenen Fußes besichtigt werden.



Die Absperrung des Obstmarktplatzes in Bozen durch italienisches Militär, die den Faszisten Gelegenheit gibt, die Scherben beim Café Goßner als „Andenken" aufzulesen.



Die Marlinger Musikkapelle in der schmucken Burggräfler Tracht, deren Trommler der von den Faszisten meuchlings ermordete Schulleiter Franz Innerhofer war, beim Trachtenumzug der Bozner Messe.

Der verbrecherische Anschlag der „Faszisten" genannten radikalen italienischen Nationalisten während der Bozner Messe.



Pfarrer Kneipp,
der 1897 gestorbene Begründer der Kaltwasserheilanstalt in Wörishofen, dessen 100. Geburtstag auf den 17. Mai fiel. (Siehe „Aus Wissenschaft und Technik".)



Prof. Eduard Grützner,
namhafter Münchner Genremaler, feiert am 26. Mai seinen 75. Geburtstag. (Siehe die Proben seiner humorvollen Kunst auf Seite 426.)



Ein großer Tag in Washington: Präsident Harding beim Verlesen seiner Antrittsbotschaft an den amerikanischen Kongreß.
Aus der Botschaft ging hervor, daß Amerika nicht nur in der Wiederherstellungsfrage, sondern auch in der Frage der Schuld am Kriege den Standpunkt des Feindbundes teilt.



Raoul José Capablanca,
der neue Weltschachmeister, der bei dem Turnier in Havanna den bisherigen Weltmeister Dr. Emanuel Lasker besiegte.



Geh. Oberregierungsrat v. Specht,
der neue Präsident des Reichspatentamtes, bisher Ministerialrat im Reichsjustizministerium.



Der Frühling in der Großstadt: Morgenritt. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Hanns Langenberg.

Der Neuaufbau der deutschen Handelsflotte. / Von Paul Dehn.

Ein großes Reich ohne Handelsflotte gleicht einem großen Segler ohne Segel. Um von der Stelle zu kommen, muß er sich von Fremden ins Schlepptau nehmen lassen. In solcher Notlage sah sich nach der bedauerlichen Unterzeichnung der feindlichen Friedensvorschriften von Versailles das Deutsche Reich. Nach seiner Wiederaufrichtung hatte es sich Seegeltung erworben und besaß neben seiner Kriegsflotte 1914 eine Handelsflotte von fast 5000 Dampfern und Seglern mit über 5 Mill. t Raumgehalt, darunter die größten und schnellsten Personendampfer („Vaterland" mit 50 000 t). Nächst der englischen war die deutsche Handelsflotte die stärkste. In den Versailler Friedensbedingungen forderten die Feinde die Auslieferung aller Schiffe über 1000 bzw. 1600 t und bestanden darauf trotz eindringlicher Vorstellungen, auch als die deutschen Schiffe in England und Nordamerika unverkäuflich blieben und allmählich verrosteten. Nur kleine Schiffe, meist kümmerliche Küstenfahrer, durfte Deutschland mit zusammen 400 000 t Raumgehalt behalten. Mit den Schiffen nahmen die Feinde die deutschen Lösch- und Ladevorrichtungen, Kohlenlager usw. in Amerika und im fernen Osten und nach der Versenkung der Schlachtschiffe in der Skapabucht noch unentbehrliche Hafenbehelfe, die besten Schwimmdocks, Krane, Bagger und Schlepper. Von mehr als 80 000 tüchtigen Seeleuten wurden über 60 000 erwerbslos, dazu viele Tausende von Angestellten und Arbeitern. Die deutsche Seeschiffahrt sah sich um ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen. Deutschland soll nach englischer Absicht womöglich ganz vom Meer abgedrängt werden. Vorübergehend verschwand die deutsche Flagge, die vordem auf allen Meeren erschienen war.

Von der Neuschaffung der Handelsflotte hingen die billige und pünktliche Verfrachtung der großen Einfuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen und die ansehnliche Ausfuhr an Fertigwaren, die Wiederaufrichtung des ganzen Überseehandels ab.

Schon durch Gesetz vom 7. November 1917 hatte die damalige kaiserliche Regierung den Reedereien Beihilfen zu Ersatzbauten für die eingebüßten Schiffe usw. zugesichert. Nach Ausbruch der Revolution und nach Abschluß des Waffenstillstandes gingen Löhne und Preise so gewaltig in die Höhe, daß die republikanische Regierung erneut eingreifen mußte, um den Stillstand der Werften und die Vermehrung der Erwerbslosen zu verhüten. In dem sogenannten Überteuerungsabkommen von 1919 verpflichtete sie die Reedereien und Werften zur Fortsetzung der Bauten und übernahm den größten Teil der Verteuerung auf die Reichskasse. Nach Ablieferung fast der ganzen Handelsflotte erlangten auch die Reeder durch Gesetz von 1920 Anspruch auf Schadenersatz und wurden in dem sogenannten Reedereiabfindungsgesetz vom März 1921 annähernd befriedigt. Bis dahin hatten die Reeder 7,27 Milliarden *M* an Zuschüssen erhalten. Dazu bewilligt das neue Gesetz noch 4,70 Milliarden *M*. Die gesamte Reichsbeihilfe stellt sich auf 11,97 Milliarden *M* Papier. Amtlich war der Wert der an die Feinde abgelieferten Handelsschiffe nach dem Marktpreis von Anfang 1920 auf 7,3 Milliarden *M* Gold, das ist damals auf 100 Millarden *M* Papier geschätzt worden. Marktpreis und Markwert schwanken. Ein Dampfer von 7500 t kostete in England 1914 850 000 *M*, Anfang 1920 4,6 Mill. *M*, Ende 1920 2 Millionen *M* Gold. Die Reeder erhielten sonach keine zu hohe Entschädigung; sie haben davon in 5 Jahren Dampfer im Umfange von einem Drittel des verlorenen Schiffsraums mit 2,5 Mill. t Tragfähigkeit zu neun Zehnteln auf deutschen Werften bauen zu lassen. Bei Ermäßigung der Baupreise sind Rückzahlungen bis zu 2 Milliarden *M* vorgesehen.

An der Spitze der deutschen Reedereien und Werften stehen weitblickende, erfahrene Fachmänner. Mit Hilfe des neuen Gesetzes können sie nunmehr den Neubau der Handelsflotte betreiben. Im Hinblick auf die Unsicherheit der Rentabilität will man langsam und sparsam aufbauen, zunächst nicht große Luxusdampfer, die unwirtschaftlich sind, sondern den notwendigsten Schiffsraum durch Frachtdampfer von 10 000 bis 15 000 t Tragfähigkeit beschaffen, die auch Reisende bei bescheidenen Ansprüchen befördern. Weitergehende Hoffnungen darf man auf den alten Mut und Unternehmungsgeist der deutschen Reedereien setzen. Vor allem wird auch die neue Handelsflotte in bezug auf Ordnung, Sicherheit, Technik und Organisation den guten Ruf der deutschen Flagge bewahren.

Die neue Schiffbau-Treuhand-Gesellschaft wird die gerechte Verteilung der Reichsbeihilfe unter den deutschen Reedereien und die Verwendung der ausgezahlten Gelder ausschließlich für den Wiederaufbau der Handelsflotte überwachen.

Für den deutschen Schiffbau eröffnen sich gute Aussichten, während in England der Schiffbau so sehr an Zuvielerzeugung krankt, daß im März Schiffe mit 3 Mill. t aufgelegt waren. Auch wurde Deutschland noch nicht verhalten, nach den Versailler Friedensbedingungen für die Feinde Schiffe im Umfange bis zu 200 000 t jährlich zu bauen. Ohnehin hatten englische Fachkreise befürchtet, Deutschland könne ein schiffbauendes Land werden, wenn es für England Schiffe bauen müsse. Als ob der deutsche Schiffbau nicht schon längst dem englischen gleichwertig gewesen wäre! Gegenwärtig erhält der deutsche Schiffbau ansehnliche Bestellungen, auch aus neutralen Ländern, besonders aus Skandinavien, weil Deutschland infolge seines durch feindlichen Druck gesunkenen Geldstandes um ein Viertel bis ein Drittel billiger liefern kann. Auf den deutschen Werften wurden 1913 Schiffe im Umfange von 500 000 t fertiggestellt. Eine Erhöhung dieser Leistungsfähigkeit ist zu erwarten. Auf der Insel Finkenwärder bei Hamburg wurde ein neues großes Unternehmen, die „Deutsche Werft, A.-G.", errichtet, das in engster Verbindung mit der Gutehoffnungshütte in Oberhausen steht, von ihr vorgearbeitete und abgepaßte Eisenplatten und sonstige Bauteile erhält und die Schiffe hauptsächlich zusammensetzt, darunter sogenannte Reihenschiffe, je sechs von derselben Größe und Bauart. Durch diese Typisierung der Schiffe wird der Bau erheblich verbilligt.

Nach Friedensschluß begann in den deutschen Seehäfen der erstorbene Schiffsverkehr wiederaufzuleben. Fremde Schiffe brachten die bringend notwendigen Mengen an Lebensmitteln und Rohstoffen. Erst nach Aufhebung der englischen Blockade stieg der Verkehr und stellte sich für Hamburg seit Ende 1920 in Ein- und Ausgang auf die Hälfte des Vorkriegsverkehrs. Aber während früher 60 Hundertstel des Verkehrs auf die deutsche Flagge entfielen, war sie jetzt nur mit 24 Hundertsteln beteiligt. Annähernd 70 ausländische Reedereien hatten in Hamburg Niederlassungen begründet, darunter 22 englische, 11 niederländische, 6 norwegische, 5 französische, 4 belgische, 3 italienische, 2 japanische usw.

Durch überstürzte Schiffbauten während und nach dem Kriege besonders in Nordamerika und England war die Welthandelsflotte von 30,4 Mill. t in 1913 auf über 40 Mill. t in 1920 gestiegen. Gegenwärtig besteht Überfluß an Schiffsraum, ein Viertel der Welthandelsflotte feiert, die Frachtsätze sind fast auf den niedrigen Friedensstand von vordem gesunken. Aber trotz des scharfen Wettbewerbes müssen die Deutschen wieder mit eigenen Schiffen auf das Meer hinaus, um aus dem fremden Joch herauszukommen, neue Seegeltung gewinnen, in fremder Währung verdienen, ihre seefahrende Bevölkerung beschäftigen und das weitumfassende engmaschige Netz überseeischer Vertretungen, das sonst völlig zerstört würde, wieder benützen.

Rabindranath Tagore. / Von Heinrich Meyer-Benfey.

Zum 60. Geburtstag des großen indischen Dichters. (Bildnis auf Seite 414.)

Der große Inder, der am 7. Mai 1861 in Kalkutta geboren wurde, ist der Repräsentant Indiens im tiefsten und vollsten Sinne. Alle schöpferischen Kräfte dieses uralten, reichbegabten und eigenartigen Kulturvolkes sind in seinem Wirken zu einer letzten Gipfelung, einem Lebenswerke von erstaunlicher Vielseitigkeit und Vollendung zusammengefaßt. Die unerschöpfliche Triebkraft und Spielfreude der indischen Phantasie, die Blumenzartheit und der Märchenglanz seiner Dichtung wie die geheimnisvolle Weisheit seiner Seher leben und weben in Tagores Dichten und Denken und haben darin den höchsten, endgültigen Ausdruck gefunden. Aber Tagore gehört nicht nur Indien an; seitdem im März 1913 sein erstes englisches Buch erschien, die religiöse Gedichtsammlung „Gitanjali" (spr. gītāndschali, „Anbetung in Liedern"), und ihm auf Grund dieser Sammlung der Nobelpreis zuerkannt wurde, der zuerst das gebildete Europa auf ihn hinwies, hat er sich den ersten Gestalten der Weltliteratur eingereiht und ist Gemeinbesitz der Menschheit geworden. Tagore war durch seine Abkunft und Erziehung zu dieser Bedeutung vorbestimmt. Sprößling einer alten, vornehmen Brahmanenfamilie, die seit fast einem Jahrtausend zu der geistigen Führerschaft Bengalens gehört hat, aufgewachsen in der früheren Hauptstadt Kalkutta, dem Zentrum des europäischen Einflusses, war er von klein auf sowohl mit der einheimischen Tradition innig vertraut als auch mit den Besten der englischen Kultur bekannt. Ja, schon die majestätische äußere Erscheinung, die hohe ragende Gestalt von vollendetem Ebenmaß, das edelgebildete Haupt mit der hellen Hautfarbe und den überaus schönen, durchseelten Zügen des Gesichts, umrahmt von einer reichen Lockenfülle, bekunden die uralte Stammesverwandtschaft der Inder und Germanen. Und wenn seine Wirkung auch bei uns so tief ist wie bei seinen Zeitgenossen und beständig in die Breite wächst, so ist daran allerdings das allgemeine Suchen der Zeit beteiligt, das Streben nach Verinnerlichung, das sich unbefriedigt von dem in Materialismus versunkenen, durch das zu ausschließliche Streben nach äußerer Macht und nach Reichtum seelisch verödeten Westen abwendet und in der Innerlichkeit, der aus der Tiefe quellenden Seelenweisheit des Morgenlandes den Brunnen der Verjüngung sucht. Aber was uns zu Tagore hinzieht, ist nicht der Reiz des Fremdartigen und Exotischen, sondern die Verwandtschaft mit unseren eigenen besten Traditionen, mit dem Geiste des deutschen Idealismus und der deutschen Mystik, mit Eckart und Schleiermacher, Goethe und Eichendorff.

Tagore ist zuerst und vor allem Dichter. Und wiederum ist die einfachste, reinste und ursprünglichste Gattung der Poesie, die Lyrik, das Hauptstück und das belebende Zentrum seiner gesamten Dichtung. Als Liedersänger hat er sich zuerst in die Herzen seines Volkes wie in die der europäischen Menschheit hineingesungen. Und da ist nun eine für uns höchst erstaunliche und in unseren Kulturverhältnissen unbenkbare Tatsache zu erwähnen: Diese Lieder, die an seelischer Feinheit und Vornehmheit wie an Reinheit und Vollendung der Form zu den schönsten aller Zeiten gehören, die den verwöhnten Geschmack des Kunstkenners entzücken, sie sind in ihrer Heimat Gemeinbesitz des Volkes, nicht in einzelnen Beispielen, sondern in ihrer Masse, Eigentum nicht nur der kleinen Zahl, die lesen kann, sondern auch des Gesamtvolkes. Sie sind Volkslieder, denn sie entstehen und leben wie Volkslieder: Der Dichter selbst singt sie Freunden und Schülern vor, und „auf Flügeln des Gesanges" gehen sie weiter von Mund zu Mund über ganz Bengalen. Musik und Vers, ein kunstvoller, reimreicher Strophenbau, sind also ein wesentlicher, unabtrennbarer Teil des Reizes der bengalischen Originale. Dies alles fehlt den Liedern in der schlichten prosaischen Gestalt, die ihnen der Dichter selbst in der englischen Ausgabe gegeben hat, und in der wir sie allein kennen. Und nichts beweist deutlicher die Ursprünglichkeit und Stärke der eigentlich dichterischen Werte, als daß sie allen diesen äußeren Schmuck entbehren können und doch mit aller Gewalt echter Poesie uns ergreifen. Sie sprechen nicht nur durch die Tiefe, Kraft und Zartheit der Empfindung zu unserer Seele, sondern zugleich auch durch die Fülle, Pracht und Klarheit der Bilder zu unserer Phantasie und durch die innere Form, die schlichte, klare Architektonik, den geheimen Klang und Rhythmus zu unserm ästhetischen Sinn. — Neben der Lyrik hat Tagore auch die anderen Felder der Dichtung mit Erfolg bebaut. Aber seine Dramen verleugnen nicht, daß ein wesentlich lyrischer Dichter sie geschaffen hat, und ihre schönsten Vorzüge sind lyrischer oder allgemein dichterischer Art. Doch steht sein großes mystisches Drama „Der König der dunklen Kammer" — eine allegorische Darstellung der Geschichte der Menschenseele, die sich aus der anfänglichen Gemeinschaft mit Gott in das Treiben der Welt verirrt und nach Enttäuschungen und Leiden, nachdem sie ihren Stolz überwunden, zu ihm heimfindet — auf einer einsamen Höhe, nicht nur durch das Gewicht des Gehalts, sondern ebenso durch die bei solchem Gegenstande beispiellose Kraft, Sicherheit und Klarheit der Gestaltung. Ein anderes Bild bieten die Erzählungen Tagores. Sie sind mit wenigen Ausnahmen episch-realistisch und zeigen die große Menschenliebe des Dichters wie seine intime Kenntnis des bengalischen Volkes, das sie uns in seinen Vorzügen und Fehlern, seiner Wesensart und seiner Lebensweise höchst lebendig und charakteristisch vorführen. Die Novellen spielen zumeist unter der Landbevölkerung, während die Romane uns in die vornehme Gesellschaft und in die gebildeten Kreise der Hauptstadt führen; von beiden wird dem bisher einzigen Bande in diesem Jahre ein zweiter folgen. Auch aus den Erzählungen sprechen die besondere Liebe zum Kinde und das einzig feine Verständnis für die Kindesseele, deren herrlichste Denkmäler das Gedichtbuch „Der zunehmende Mond" und das Drama „Das Postamt" sind.

Gleichzeitig mit dem Dichter lernte der Westen auch den Denker Tagore kennen. In einem Zyklus von Vorlesungen, die er an verschiedenen englischen Universitäten hielt, und die noch im Herbst 1916 als Buch erschienen (Sādhanā, „Der Weg zur Vollendung"), entwickelte er seine Weltanschauung und Religion. Deren Grundzug ist ein unbedingter Idealismus, dem das Leben der Seele wichtiger und realer ist als die Welt der äußeren Dinge. Die Seele aber verlangt nach Vereinigung, nach einer Einheit, die nicht Einerleiheit, sondern Harmonie des Mannigfaltigen ist, und die allein durch die Liebe erkannt und verwirklicht wird. Erkannt und verwirklicht — denn sie ist zugleich die letzte, tiefste Wahrheit unseres Wesens und das höchste Ziel unseres Strebens. Aus diesem Glauben fließt dann der hoffnungsstarke Optimismus des Dichters, den auch die furchtbaren Erfahrungen der letzten Jahre nicht zu brechen vermochten. Harmonie ist das letzte Wort Tagores, wie sie der Stempel seiner Persönlichkeit ist. Solche Harmonie besteht zwischen dem Menschen und der Natur. Während der Europäer diese vor allem beherrschen, unterwerfen, ausnutzen will, ist sie dem Inder ein verwandtes Wesen, das er mit dem Gefühl sich zu eigen zu machen strebt, und nur so findet er die ganze Wahrheit. Und harmonisches Zusammenwirken in Liebe und gegenseitiger Förderung soll auch das Verhältnis der Menschen, der Völker untereinander sein. Daher bekämpft Tagore den Geist der nationalen Selbstsucht, der auf Ausschließung, Niederhaltung und Ausbeutung der anderen Völker gerichtet ist; seine Folge ist der Weltkrieg, die Selbstvernichtung der europäischen Zivilisation. Insbesondere hält Tagore eine nähere Berührung, ein gegenseitiges Kennen- und Verstehenlernen und einen geistigen Austausch zwischen Orient und Okzident zum Heile beider für notwendig, und seit Jahren ist sein Mühen bewußt darauf gerichtet, eine solche Brücke zu schlagen. Dem dienen seine Reisen, auf denen er dem Westen die Botschaft Indiens bringt. Mit ganz besonderer Dankbarkeit und Freude werden wir ihn in Deutschland empfangen, das er, wie wir hoffen, in diesem Sommer besuchen wird, nicht als den Verkünder einer neuen und fremden Lehre, sondern als einen Helfer zur Selbstbesinnung auf die tiefsten Gründe unseres eigenen Wesens und die wahren Quellen unserer Kraft. Die Werke Tagores sind in trefflichen Übersetzungen im Kurt Wolff Verlag in München erschienen.



Flüchtlinge holen in Oppeln ihre Freifahrtscheine zur Fahrt nach dem Innern Deutschlands ab.



Aushändigung von Gewehren an die Arbeiter der Eisenbahnwerkstätten zur Verteidigung gegen polnische Überfälle.



Abtransport deutscher Verwundeter in Oppeln.



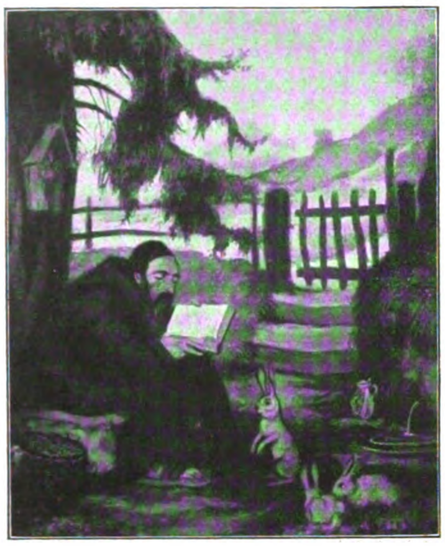
Antreten der Oppelner Eisenbahner zum Selbstschutzdienst.



Die von den Polen gesprengte Eisenbahnbrücke bei Oppeln.

Die deutsche Not in Oberschlesien: Augenblicksbilder vom polnischen Putsch.

Die Freude am Buche. / Von Dr. V. Tornius.



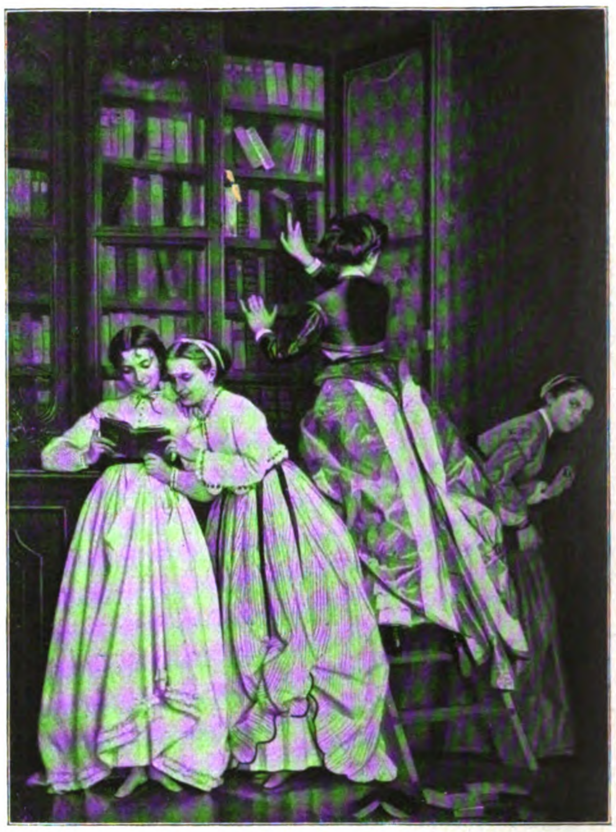
Einsiedler. Nach einem Gemälde von Prof. Herm. Gradl.

„Und wenn mir alle Königskronen für meine Bücher und meine Freude am Lesen angeboten wären: ich würde sie ausschlagen." Dieses stolzes Bekenntnis eines Bücherfreundes und Dichters — es stammt von François de Fénelon, dem Verfasser des in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts so vielgelesenen Erziehungsromans „Telemach" — ist das erhabenste Lob, das jemals über das Buch gesagt wurde. Freilich muß man, um zu einem solchen Urteil zu gelangen, mit seinen Büchern auf das innigste vertraut sein, muß man sie geistig so in sich aufgenommen haben, daß man sie als einen unzertrennlichen Bestandteil seines Ichs empfindet. Denn nur dann spürt man eine wahrhaft reine Freude an ihrem Besitz.

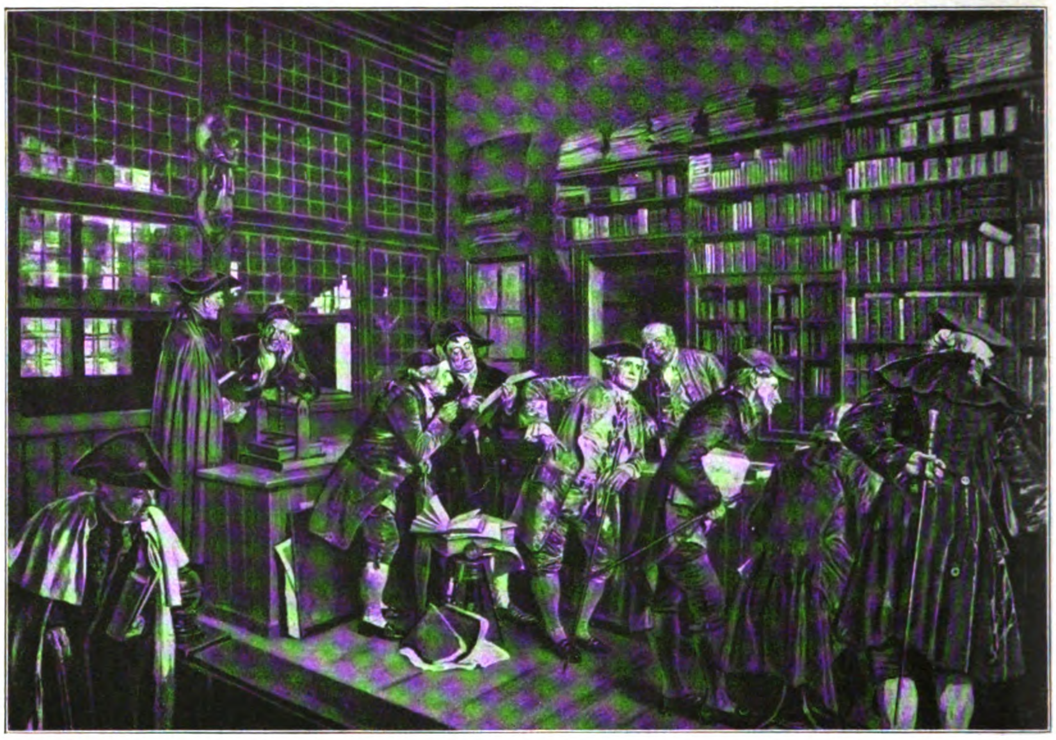
Jeder Mensch, der Anspruch auf Bildung erhebt, hat seine Lieblingsbücher. Sie sind der Maßstab für sein geistiges Niveau, seine Neigungen, seinen Charakter. Oberflächliche Menschen werden darum stets gehaltsleere, belanglose Bücher lesen. Für sie besteht der Genuß, den ihnen die Lektüre gewährt, je nach dem Inhalt des Gelesenen, entweder in einem flüchtigen Reiz, der sie in Spannung und Aufregung versetzt, oder bloß in der Zerstreuung, um sich die Langeweile zu verscheuchen. Sie suchen nichts als Unterhaltung, und wenn sich ihnen diese geboten hat, so werfen sie das gelesene Buch in irgendeine Ecke und kümmern sich nicht mehr um dessen Schicksal. Und warum auch? Sie haben ja kein inneres Verhältnis zu diesem Buch. Es geht ihnen wie einem Reisenden, der, ohne Namen, Gesinnung und Wesen seines Reisegefährten zu kennen, mit diesem während der Fahrt ein paar nichtssagende Worte wechselt und dann auf einer der nächsten Stationen aussteigt, um vielleicht nie wieder im Leben dem Betreffenden zu begegnen.

Ganz anders verhält es sich nun mit jenen Menschen, die das Buch von einer höheren Warte aus betrachten, die es zur Erbauung und Belehrung lesen, und die in jedem Fall eine Förderung ihres Geistes- oder Gemütslebens von ihm erwarten. Sie werden vor allen Dingen zwischen den Büchern für die Stunde und den Büchern für alle Zeiten einen Unterschied zu machen wissen, und dementsprechend werden sie sich ihnen gegenüber verhalten, d. h. sie werden — um mit Lord Bacon zu reden, einige nur „kosten, andere verschlucken und einige wenige gut kauen und verdauen". Mit diesen Büchern letzter Gattung schließen sie dann eine innige unzertrennliche Freundschaft, die sie auf ihrem Lebensgang begleitet, die sie im Alter und in der Einsamkeit tröstet, die sie von der Last müßiger Langerweile befreit und vor unangenehmer Gesellschaft schützt. Denn „gute Bücher", sagt Gustav Freytag, „sind die großen Schätze des Menschengeschlechts. Das Beste, was je gedacht und erfunden wurde, bewahren sie aus einem Jahrhundert in das andere: sie verkünden, was einst auf Erden lebendig war. Alle Bücher, vom ältesten bis zum jüngsten, stehen in einem geheimnisvollen Zusammenhange. Ihrer aller Inhalt bildet ein großes Geisterreich auf Erden. Der Verkehr mit den großen Geistern der Vergangenheit durch ihre Bücher ist einer der edelsten Genüsse."

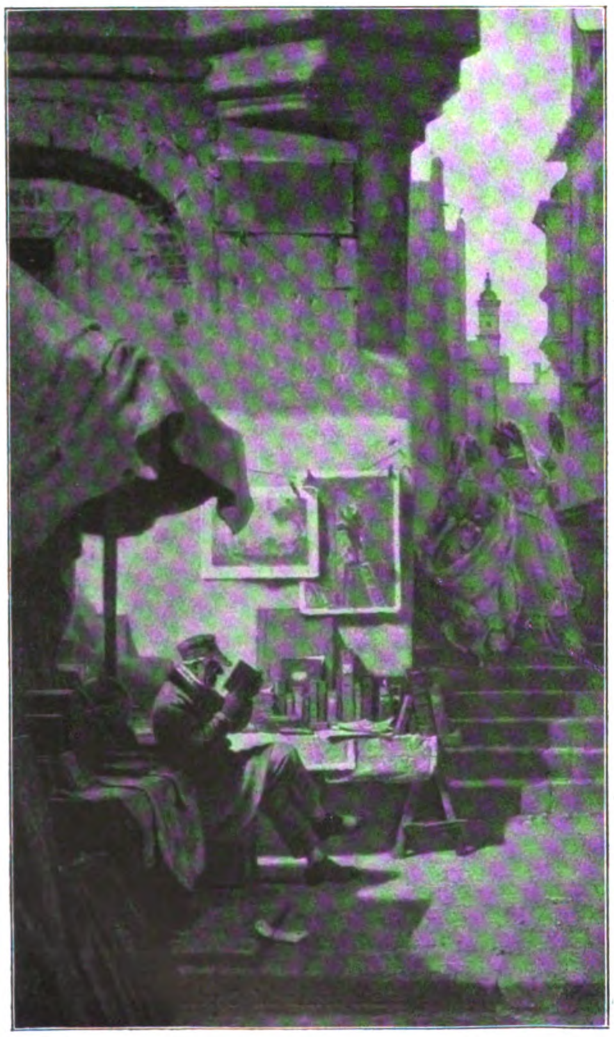
Zu dieser Freude am Buch, die sich mehr auf den geistigen Gehalt eines Werkes bezieht, gesellt sich nun noch eine andere, die ihre Befriedigung in dem Besitz bestimmter Seltenheiten des Büchermarktes findet. Diese ist die Frucht eines emsigen Sammelfleißes. Unermüdliche Ausdauer, Beschwerlichkeiten aller Art, Hindernisse, Zufälligkeiten bezeichnen den Weg, der zu ihr führt. Glücksereignisse, die irgendeine besondere Kostbarkeit in die Hände spielen, sind die leuchtenden Stationen auf diesem bibliophilen Leidenspfad. Aber gerade, weil so viel Mühe und Geduld, so viele Enttäuschungen und Überraschungen mit dieser Liebhaberei im Zusammenhang stehen, freut man sich später mit berechtigtem Stolz des Errungenen, knüpft doch oft fast an jedes einzelne Buch irgendein Erlebnis. Man lese die „Erinnerungen eines Bibliophilen" von Leopold Hirschberg, wenn man die Freuden und Leiden eines solchen Büchersammlers kennenlernen möchte. Aus diesen höchst amüsanten Aufzeichnungen ersieht man, welche Umsicht und Fähigkeit erforderlich sind, um eine wirklich wertvolle Sammlung von Bücherraritäten zusammenzubringen. Es ist kein Wunder, wenn unter dem Einfluß solcher Beschäftigung, die im Kampf mit den Antiquaren bestimmte Charaktereigenschaften, wie Spürsinn, Beharrlichkeit, Ausdauer, Schlauheit, List, Verschlagenheit usw., in besonders starkem Maße ausbildet, die Bibliophilen häufig sich zu Sonderlingen entwickeln. Sie gehen so in ihrem Sammeleifer auf, daß schließlich von allen Freuden des Lebens nur eine für sie übrigbleibt — die Freude am Buch. Von derartigen merkwürdigen Individuen wissen schon das Altertum und das Mittelalter zu erzählen, als jedes Schriftwerk, einerlei, ob es sich um eine Papyrosrolle, ein Tontäfelchen oder ein beschriebenes Pergament handelt, an und für sich, ganz abgesehen vom Inhalt des Textes, schon eine Seltenheit war. Mit Vorliebe haben denn auch die Maler, Stecher und Holzschneider jene Sonderlinge, für welche die Zeitgenossen entweder eine stille Ehrfurcht oder ein nachsichtiges Lächeln übrig hatten, bildlich darzustellen versucht. Am liebenswürdigsten hat Carl Spitzweg dieses getan, der, selbst ein Eigenbrötler, sich solchen abseits stehenden Naturen verwandt fühlen mußte. Ein feiner Humor schwebt über seinen Antiquaren, Bibliothekaren und Bibliophilen, an denen sich immer wieder gern seine Kunst versucht.



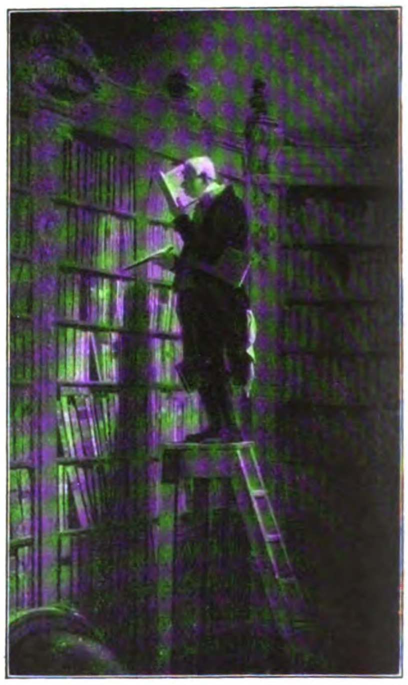
Verbotene Früchte. Nach einem Gemälde von A. Toulmouche.



Bücherladen zur Rokokozeit. Nach einem Gemälde von Professor Wilhelm Löwith.



Der Antiquar. Nach einem Gemälde von Carl Spitzweg. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

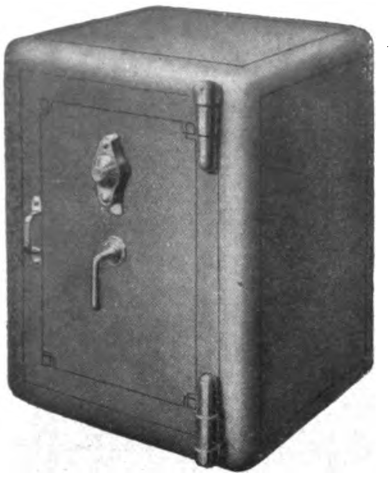


Der Bücherwurm. Nach einem Gemälde von Carl Spitzweg. (Verlag der Wiener Kunstdruck-Gesellschaft m. b. H., Wien.)



Kinderbildnis.

Nach einem Pastellgemälde von Lucy Ortlepp, Weimar.



1. Geldschrank mit über die Ecken gebogenem Mantel.

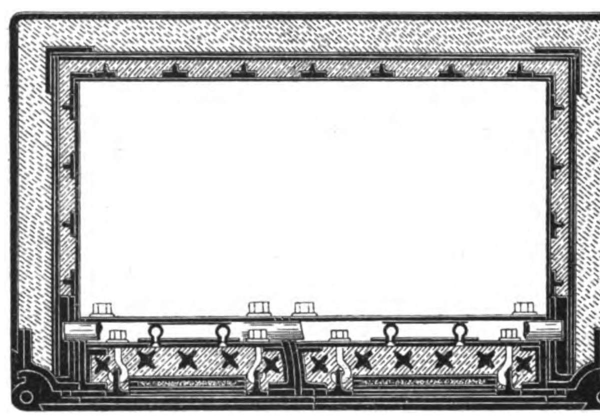
Neuzeitliche Geldschränke und Stahlkammeranlagen. / Von Professor Julius Hoch, Lübeck.

Obwohl Deutschland durch den Weltkrieg und dessen Folgen arm geworden ist, vergrößert sich infolge der allgemeinen Unsicherheit immer mehr und mehr der Kreis der Personen, die ein berechtigtes Interesse haben an dem Bau und der Einrichtung von Geldschränken und Stahlkammern.

Die Vorläufer der Geldschränke sind die Truhen, zuerst nur aus Holz gefertigt, dann mit Eisen stark beschlagen und endlich ganz aus Eisen hergestellt. Als Vorläufer der Stahlkammern können die ägyptischen Pyramiden angesehen werden. Den neuzeitlichen Ansprüchen gewachsen waren die beweglichen Wertbehältnisse aber erst dann, als 1834, zuerst in England, Geldschränke gebaut wurden, welche in gewissen Verhältnissen aus zwei verschieden großen Kasten bestanden, von denen der kleinere in den größeren so eingebaut wurde, daß der entstehende Zwischenraum zweckentsprechend durch einen schlechten Wärmeleiter ausgefüllt werden konnte.

Jeder gute Geldschrank muß einbruch-, feuer-, sturz-, spreng- und schmelzsicher sein, weshalb nur bestes Material und äußerst sorgfältige Arbeit vorhanden sein müssen. Der äußere Mantel wurde früher durch Nieten und Schrauben aus mehreren Teilen zusammengesetzt, während neuzeitliche Schränke unter Zuhilfenahme entsprechender Maschinen und Arbeitsweisen einen tunlichst aus **einem** Stück bestehenden Mantel — mit Ausnahme der Tür — erhalten (Abbild. 1). Verwendet werden hierzu Siemensmartinstahl-Platten von mehr als 10 mm Stärke oder Platten, die aus Eisen- und Stahlschichten zusammengesetzt sind und so Festigkeit und Geschmeidigkeit miteinander vereinigen. Der innere Mantel, ähnlich dem äußeren zusammengebaut, ist meistens schwächer, doch wird vielfach eine zwischen den beiden Mantelflächen gelagerte Panzerung eingefügt, die aus unanbohrbarem Stahl (Abbild. 2) besteht. Der Zwischenraum zwischen den beiden Mantelflächen wird durch eine feuersichere Füllung ausgefüllt, in die bei großen und schweren Schränken zwecks Erhöhung der Einbruchsicherheit Eisen- oder Stahlschienen mit verschiedenem Querschnitt gelagert werden.

Ganz besondere Sorgfalt muß der **Bauart der Tür** zugewendet werden, weil diese unbedingt als dem unberechtigten Angriff am meisten ausgesetzt angesehen und eine zuverlässige Abdichtung des Umschweifes erzielt werden muß, weshalb treppen- oder zahnartig gestaltete Rahmeneisen zur Verwendung kommen (Abbild. 3). Die äußerst kunstreich gebauten Schlösser werden vielfach durch besonders vorgelegte starke Stahlplatten geschützt, selbst wenn die Schlösser an der Innenseite des Innenmantels liegen. Infolge äußerst sinnreicher Bauart von Geldschrankschlössern liegt das eigentliche Schloßwerk häufig nicht unmittelbar hinter dem Schlüsselloch, sondern ist seitlich verschoben, und der Schlüssel dient meistens nur dazu, die Zuhaltungen so einzustellen, daß mittels eines Drehgriffes das sehr starke Riegelwerk so bewegt werden kann, daß ein Öffnen der Tür möglich wird.

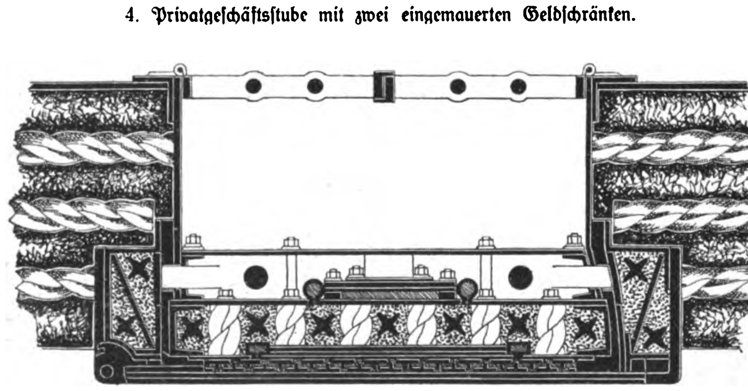


3. Wagerechter Schnitt durch einen Geldschrank mit drei Wänden.



4. Privatgeschäftsstube mit zwei eingemauerten Geldschränken.

Weil das Schlüsselloch auch für einen kleinen Schlüssel immerhin die Möglichkeit gewährt, eine unter Umständen verhängnisvolle und gefährliche Verbindung der Außenwelt mit dem Schrankinnern herzustellen, werden vielfach **Schlüssellochkappen** (Abbild. 7) verwendet, deren Öffnung erst möglich wird, wenn die sämtlichen Drehscheiben des **Kombinationsschlosses** durch Vermittlung eines Stichwortes richtig eingestellt worden sind. Das Stichwort ist nur dem rechtmäßigen Besitzer des Geldschrankes bekannt und kann auch bei manchen Kombinationsschlössern ohne Inanspruchnahme eines Schlossermeisters von dem Besitzer selbst abgeändert werden. Auf Wunsch können Geldschränke auch nur mit Kombinationsschlössern ausgerüstet werden, so daß dann gar kein Schlüssel, mithin auch kein Schlüsselloch notwendig wird zur Betätigung der Tür, sondern es nur notwendig ist, die Scheiben des Kombinationsschlosses richtig zu stellen.



5. Schnitt durch eine Stahlkammertür.

Je nach dem vorhandenen Bedürfnis richten sich Einrichtung und Größe der Geldschränke, die bei sehr großen Abmessungen auch Doppeltüren erhalten. Von einem Einbau kleinerer Geldschränke in Möbel, insbesondere in Schreibtische oder Schränke, wird in neuerer Zeit fast vollständig Abstand genommen, dagegen werden vielfach Geldschränke in die Umfassungsmauern (Abbild. 4) oder in besondere Mauernischen eingebaut, wobei es natürlich notwendig ist, daß genügend starkes Mauerwerk vorhanden ist, das gegebenenfalls bei einem ausbrechenden Schadenfeuer auch auf sie stürzenden Gebäudeteilen Widerstand leisten kann.



2. Unanbohrbare Panzerplatte für einen Geldschrank mit den Spuren von vergeblichen Bohrversuchen.

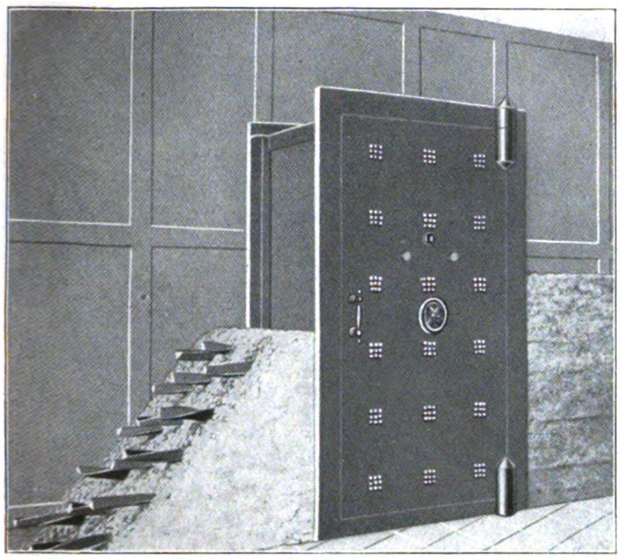
Bei dem fortwährenden Kampfe der Einbrecher mit den Geldschrankfabrikanten, die beide unausgesetzt bemüht sind, die neuesten Errungenschaften der Technik und Wissenschaft sofort in den Dienst ihrer Sache zu stellen, ist es nur zu begreiflich, daß die „Stärke" der Geldschränke immer im Wachsen begriffen ist. Wenn früher geglaubt wurde, die Widerstandsfähigkeit der Geldschränke durch Verwendung von möglichst starken Eisen- und Stahlplatten zu heben, so ist in dieser Richtung seit dem Bekanntwerden des autogenen Schneideverfahrens insofern eine Änderung eingetreten, als nun nicht nur auf die Bauart des äußeren Mantels allein das Hauptgewicht gelegt wird, sondern auch der zwischen den beiden Mantelflächen vorhandene Raum benutzt wird, um das Innere des Geldschrankes mit einer dasselbe tunlichst schützenden widerstandsfähigen Haut zu umgeben, wozu die beim Eisenbetonbau gemachten Erfahrungen sinngemäß benutzt worden sind. An Stelle der pulverförmigen Füllung ist eine zuerst flüssige Füllung aus Zement getreten, in die gerade oder auch gewundene Eisen- und Stahlstäbe eingelegt werden, gegen welche Wand sowohl der Schneidebrenner als auch die sinnreichsten und stärksten Einbruchwerkzeuge und -mittel unwirksam bleiben. So ist es auch möglich, Geldschränke zu bauen ohne Verwendung der sehr kostspieligen Panzerplatten, ohne die Sicherheit zu vermindern, und ein Fabrikat auf den Markt zu bringen, das nicht unerschwinglich hohen Preis hat.

Bei dem Bau der **Stahlkammern**, der immer mehr an Bedeutung und Umfang zunimmt, weil nicht nur die Großbanken und Sparkassen, sondern auch vielfach Kleinbanken und Behörden umfangreiche Wertgelasse notwendig haben, werden in zielbewußter Weise Stein und Eisen gleichzeitig herangezogen, um ein Werk zu schaffen, das genügend Widerstand leisten kann nicht nur unberechtigten und verbrecherischen Angriffen von Menschen, sondern auch elementaren Gewalten, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß das, was Menschenhand geschaffen hat, auch durch Menschenhand zerstört werden kann.

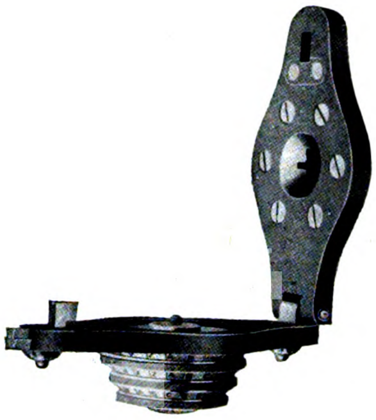
Stahlkammern sollten stets auf gewachsenem Boden errichtet werden. Sie müssen rundherum von genügend starken Zementmauern so umgeben sein, daß diese Umfassungsmauern außen unter planmäßiger Aufsicht stehen, weshalb entsprechend angelegte **Kontrollgänge** die Stahlkammern umgeben. Das Außenmauerwerk von mindestens einem halben bis dreiviertel Meter Stärke wird durch eingelegte Stahlschienen (Abbild. 6) armiert, wobei dafür gesorgt werden muß, daß eine vollkommen sichere und zuverlässige Verbindung der einzelnen Eisen- bzw. Stahlteile untereinander stattfindet, weshalb gewissermaßen ein aus starken Stäben gebildeter Käfig (Abbild. 8) mit doppeltem Maschenwerk gebaut wird, dessen Zwischenräume dann durch Zementmauerwerk ausgefüllt werden, außen umgeben mit einer auch in Zement aufgeführten Mauer von entsprechender Stärke. Selbstverständlich sind sowohl die Abmessungen der Eisenteile als auch die Gesamtmauerstärke abhängig von der Größe der ganzen Anlage, die meistens in dem Kellergeschoß des Gebäudes untergebracht ist, von außen nicht erkennen lassend, daß hier ein Platz geschaffen worden ist, an dem ungeheure Vorräte an Gold, Wertpapieren und Büchern aufgestapelt sind, geschützt gegen menschliche und elementare Angriffe.

Nicht nur der auf gewachsenem Erdboden liegende **Fußboden**, sondern in noch viel höherem Maße muß auch die **Decke** nach jeder Richtung hin geschützt sein, weshalb Lagen von starken Eisenträgern angeordnet werden, deren Maschenwerk durch starke Steinbauten ausgefüllt ist. Unmittelbar über der Stahlkammer befinden sich solche Räumlichkeiten, die nicht für jedermann zugänglich sind, so daß von hier aus nicht ein verbrecherischer Angriff auf das die Werte bergende Bauwerk stattfinden kann. Die Decke muß so stark sein, daß selbst bei einem Einsturz oder Zusammenbruch des übrigen Gebäudes die mit Gewalt niederstürzenden Massen nicht in der Lage sind, diese Schutzwand zu durchbrechen.

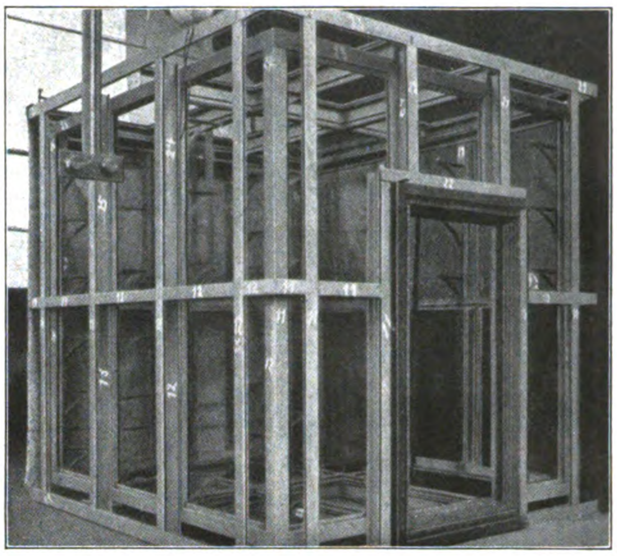
Die **Türen der Stahlkammern** (Abbild. 5), die nach denselben Grundsätzen gebaut sind, nur viel, viel stärker als die Geldschranktüren, erhalten eine Stärke von mehr als 250 Millimetern und bestehen aus mehreren Lagen entsprechend starker Eisen- und Panzerplatten, zwischen die häufig auch Kupferplatten gelagert werden, die die bei Schmelzversuchen entwickelte Wärme schnell auf große Flächen verteilen und so unwirksam machen. Auch werden von einzelnen Firmen Platten eingebaut, welche der Flamme des Schneidebrenners Widerstand leisten, deren Zusammensetzung und Herstellung gesetzlich geschützt sind. Um ein Abreißen der nach außen liegenden Türplatten unmöglich zu machen, werden diese in geeigneter Weise nach verschiedenen



6. Bau der Wand und Anschluß an die Tür einer Stahlkammer mit Plattenpanzerung.

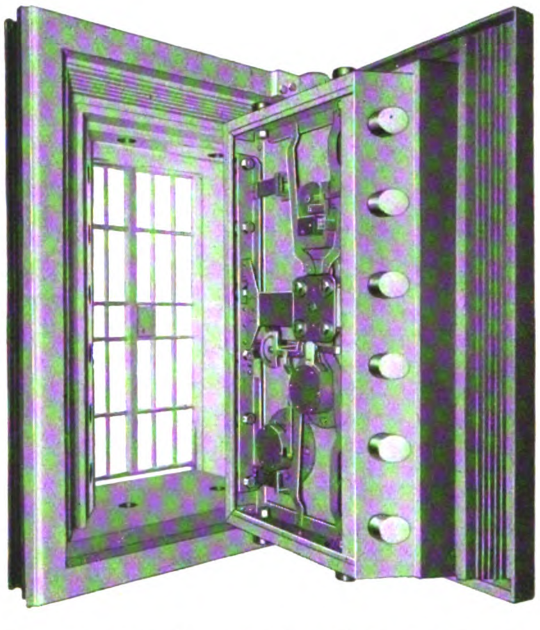


7. Kappe zum Verdecken des Schlüsselloches mit Kombinationsschloß.



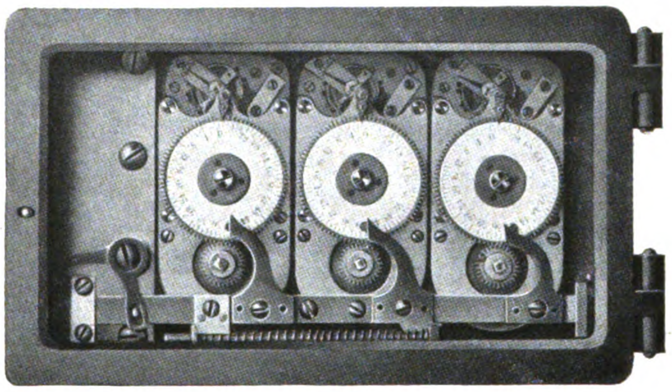
8. Eisengerüst für eine kleine Stahlkammer.

Bauweisen mit den inneren Platten durch Schrauben oder Eisen verankert und der Zwischenraum durch flüssige, nach erfolgter Erstarrung besonders harte Zementmasse ausgegossen, in welche wieder wie bei den Geldschränken meistens schraubenartig gewundene Stäbe eingebettet werden. Das Schloß wird in größerem Umkreise auf ganz besondere Weise durch Abdeckplatten aus äußerst widerstandsfähigem Stahl geschützt. Einige Geldschrankfabrikanten bauen auch noch chemisch-hygroskopische Stoffe, in Bronzeröhren gelagert, ein, doch gehen die Anschauungen über die Zweckmäßigkeit derartiger Vorrichtungen weit auseinander. Das eigentliche Schließ- bzw. Riegelwerk ist vielfach in einem nach innen durch eine Glasplatte abgeschlossenen Kasten gelagert. Die sehr starken Bolzenriegel mit kreisförmigem Querschnitt können durch einen Drehgriff oder ein Handrad nach der Entsicherung der Zuhaltungen durch den Schlüssel nach allen vier Seiten bewegt werden, wobei in allerjüngster Zeit noch sogenannte selbsttätige Riegelsperren (Abbild. 9) eingebaut werden, welche sofort, automatisch wirkend, das Riegelwerk versperren, sobald ein für die Sicherheit besonders in Betracht kommender Teil der Verschlüsse durch einen gewaltsamen Angriffsversuch beschädigt worden ist.



9. Sehr starke Stahlkammertür mit Einblick in das Schließwerk einschließlich selbsttätiger Riegelsperre.

Die Schlösser der Stahlkammertüren sind äußerst sorgfältig gebaute Sicherheitsschlösser, die durch Zwei- oder Vierbartschlüssel betätigt werden, deren Bärte stufenförmige, teilweise hinterfräste Zacken erhalten, so daß ein Kopieren und Nachmachen derselben fast unmöglich ist. Den Abstufungen des Schlüsselbartes entsprechend, sind die zugehörigen Zuhaltungen so gestaltet, daß ihre Einstellung zwangsläufig, ohne Zuhilfenahme von Federn, erfolgt. Die Zuhaltungen sind in einem besonders stark gebauten Kasten aus Stahl gelagert. Weil sich das eigentliche Schloß meistens auf der inneren Fläche der sehr starken Tür befindet, ist ein Schlüssel mit sehr langem Rohr notwendig, weshalb diese Fernschlösser betätigt werden durch einen Gelenkschlüssel, in der Mitte des Rohres mit einem Scharnier, oder durch einen Steckschlüssel, dessen kurzes Bartstück in sinnreicher Weise zuverlässig mit dem langen Schlüsselrohr verbunden werden kann. Der Schlüsselbart kann infolge seiner geringen Abmessungen in der Geldbörse untergebracht werden. Häufig wird gewünscht, die Stahlkammertüren mit sogenanntem Gegenverschluß zu versehen, so daß nur bei gleichzeitiger Anwesenheit von zwei im Besitz der richtigen Schlüssel sich befindenden Personen ein Öffnen stattfinden kann, indem zwei entweder voneinander unabhängige oder aufeinander einwirkende Schlösser so eingebaut werden, daß in vorgeschriebener Reihenfolge eine Betätigung der beiden Verschlußvorrichtungen stattfinden muß. Außerdem kann auch noch, unabhängig von diesen Hauptschlössern, ein Kombinationsschloß eingebaut sein. Bei ganz großen Stahlkammeranlagen wird auch statt der durch Schlüssel zu betätigenden Schlösser ein sogenanntes Zeitschloß (Abbild. 10) eingebaut, bestehend aus einem Schloßmechanismus mit in der Regel drei unabhängig voneinander wirkenden Chronometer-Uhrwerken, welche auf beliebige Zeit (bis auf 72 Stunden) so ein gestellt werden können, daß der Verschluß erst dann selbsttätig freigegeben wird, wenn die eingestellte Zeit abgelaufen ist. Wenn erwünscht, kann auch der Einbau von mehreren der bisher erwähnten Verschlußvorrichtungen gleichzeitig stattfinden.



10. Zeitschloß für eine Stahlkammertür.

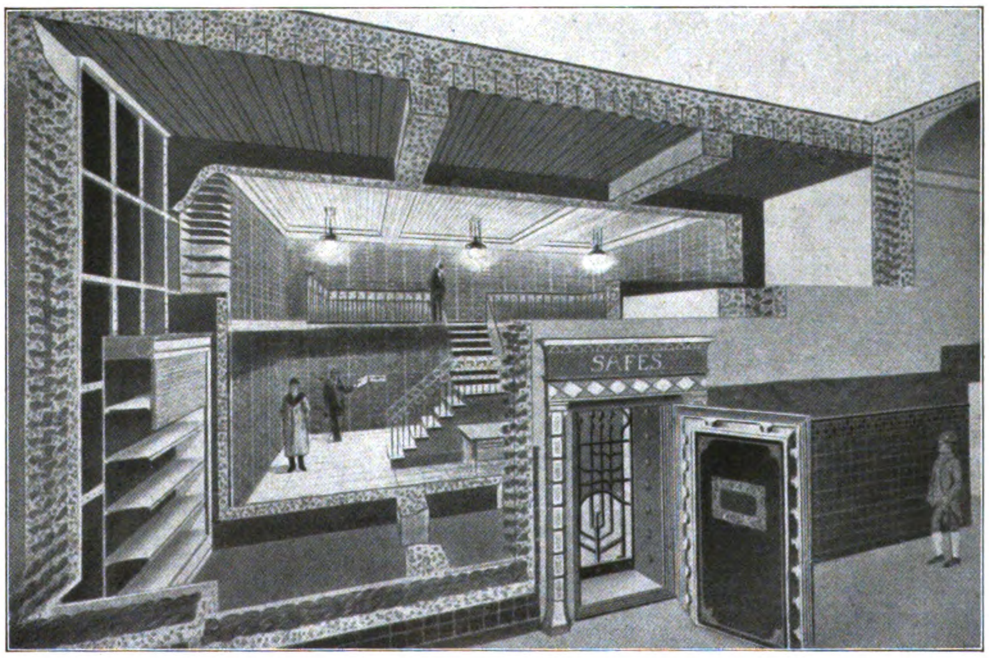
Außer der entweder bündig mit der Außenmauer liegenden oder gegen diese etwas vorspringenden Haupttür einer Stahlkammer wird meistens an der inneren Seite der Leibungsfläche ein starkes Eisengitter (Abbild. 11), Tagesgitter genannt, angeordnet, wodurch es möglich wird, die Vorgänge im Inneren der Stahlkammer bei geöffneter Haupttür zu beobachten.

Liegt die Stahlkammer nicht im Kellergeschoß, sondern im Erdgeschoß (sie höher zu legen, muß unbedingt aus naheliegenden Gründen vermieden werden), so empfiehlt es sich zwecks Luft- und Lichtzuführung, Fenster anzuordnen, die außen durch starke Gitter sowie innen durch eiserne Fensterladen geschützt sein müssen, deren Bauweise derjenigen der Stahlkammertüren entspricht. Zur Verglasung darf nur starkes Spiegelglas verwendet werden. Meistens aber wird die durch die etwa vorhandenen Fenster mögliche Lüftung nicht genügen, sondern es muß für künstliche Lüftung gesorgt werden; die hierzu notwendigen Zu- und Abführungskanäle müssen in sorgfältiger Weise gegen äußere Angriffe geschützt werden, weshalb in die Kanäle Knie eingebaut werden, abgesehen von Vorkehrungen, die ein Eindringen auf diesem Wege vollkommen ausschließen. Eingebaute Ventilatoren erhalten am zweckmäßigsten elektrischen Antrieb, um so mehr, als auch für die künstliche Erleuchtung eigentlich nur elektrisches Licht, niemals aber Gas in Frage kommen kann.

Weil trotz aller Vorsichtsmaßregeln es geschehen kann, daß aus unvorhergesehenen Fällen ein berechtigtes Eindringen in das Innere einer Stahlkammer bei verschlossener Tür notwendig sein kann, wird in neuerer Zeit auf besonderen Wunsch auch eine sogenannte Nottür eingebaut, deren Bauart derjenigen der Haupttür entspricht, nur aber wesentlich kleinere Abmessungen erhält und an einer nur dem verantwortlichen Leiter bekannten Stelle so eingebaut ist, daß weder von außen noch von innen etwas zu sehen ist.

Die innere Einrichtung einer Stahlkammer wird, dem Zweck entsprechend, sehr verschieden sein, wobei zu unterscheiden sein wird zwischen jenen Teilen, die für die Bank oder die Behörde, und jenen, die für die Kunden bestimmt sind; beide Teile müssen zweckentsprechend voneinander getrennt sein. Die Wände der für die Kunden bestimmten Teile sind meistens mit Schließfächern in verschiedener Größe bekleidet, während Tische und Sitzgelegenheiten es den Kunden möglich machen, mit der notwendigen Bequemlichkeit ihre Geschäfte hier abzuwickeln, nachdem im Beisein eines Beamten das mit Doppelverschluß versehene Schließfach geöffnet worden ist, so daß der dort befindliche kleine Eisenkasten herausgenommen werden kann. Damit die Kunden die notwendigen Arbeiten unbeobachtet vorzunehmen vermögen, werden auch vielfach allseitig abgeschlossene Kammern eingebaut, die natürlich mit den notwendigen Einrichtungsgegenständen, Tisch, Sitzgelegenheit, Schreibmaterialien, Erleuchtung usw., ausgestattet sein müssen.

Obwohl es sich bei den Stahlkammern um reine geschäftliche Nutzanlagen handelt, werden sie, den Ansprüchen der Neuzeit folgend, mit großem, manchmal sogar übertriebenem Aufwand ausgestattet, so daß trotz der in der Natur der Sache liegenden Nüchternheit eine gewisse Behaglichkeit, verbunden mit ernster Vornehmheit, erzielt wird.



11. Schnitt durch eine starke Stahlkammeranlage unter Hervorhebung der Bauweise der Umfassungswände.







Charakteristische Toiletten vom Moderenntag auf der Grunewaldrennbahn bei Berlin.

Charakteristische Toiletten vom Moderenntag auf der Grunewaldrennbahn bei Berlin.



Das gesteckte Kleid: Der Wiener Modekünstler Ladislaus Czettel, ein geborener Ungar, beim Stecken eines Teekleides, das aus dem unverschnittenen Stoff geformt wird (vgl. den Beitrag in Nr. 4038 unter „Für die Frauenwelt").



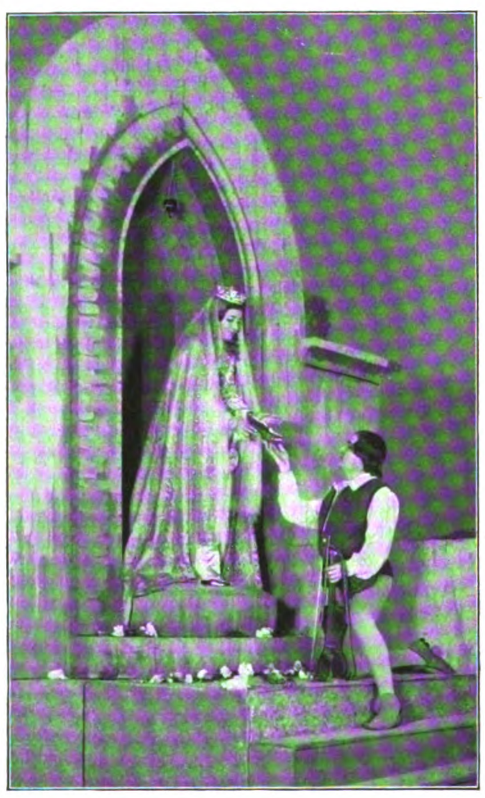
Von dem vom Verband der Modenindustrie zu Berlin am 8. Mai veranstalteten Moderenntag auf der Grunewaldrennbahn bei Berlin.



Das gesteckte Kleid. Links: Das fertige Teekleid führt die Schauspielerin Philine Wengerdt vor. Stoff aus Seidenkrepp mit Musselinschleife. Rechts: Gräfin Cordi de Groat in einem Abendkleid aus rosa Panne mit Goldspitzen und Bändern.



Schillers „Fiesco" in der Inszenierung des Intendanten Leopold Jessner im Staatstheater zu Berlin: Ernst Deutsch als Fiesco und Dagny Servaes als Gräfin Julia Imperiali. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Von der Uraufführung der Oper „Der Geiger von Gmünd" von A. Presuhn im Landestheater zu Stuttgart. Kniend: Fritz Soot in der Titelrolle. (Phot. Aug. Böcker, Stuttgart.)



Walter v. Molos Schauspiel „Die helle Nacht" in der Uraufführung des Leipziger Schauspielhauses. (Phot. Selma Genthe, Leipzig.) Von links nach rechts: Georg Tor (G. A. Koch), Brünhild (Nora Nikisch), Jane Tor (Lina Carstens).

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(6. Fortsetzung.)

Als am Schlusse der Stunde eine treuherzig mit glänzenden Augen versicherte: „Herr Lehrer, das war schön", da wußte Karr, daß er mit dem kurzen Hebelarm der Gegenwart den langen der Ewigkeit bewegt hatte.

In der Pause ging Karr mit Luckow auf und ab. Luckow war in innerer Umwandlung begriffen. Kalmus' nächtlicher Besuch hatte seinen allzeit regen Widerspruchsgeist geweckt. Ohne daß er es merkte, befolgte er Bullocks Ratschläge, nur um gegen den Kantor recht zu behalten. Es starben jetzt so viele Menschen plötzlich am Schlage, ohne vorher im geringsten krank gewesen zu sein. Die Möglichkeit baldigen Abschieds lag vor. Weniger als sonst ging er in Vereine und Versammlungen und widmete sich mehr der Familie. Zuerst wußte er nicht, wie er die freie Zeit verwenden sollte. Allmählich kam er dahinter, daß er noch manches mehr für die Schule tun könnte, überwachte auch Lieses Arbeiten, ging fleißig an die Luft und trieb körperliche Übungen im Zimmer.

Luckow war sonst voller Klagen über die schlechten Leistungen und die Zuchtlosigkeit seiner Schüler.

„Die Klasse ist doch nicht so schlecht, wie ich dachte", erzählte er heute. „Ich habe sie seit einiger Zeit anders angepackt und meine Freude an ihr gehabt. Viel kommt ja doch nicht heraus, aber man ist ja schon zufrieden, wenn man den guten Willen spürt. Es war auch hohe Zeit. Die Schule war mir schon die richtige Strafanstalt geworden. Ich habe heute mehr gearbeitet als je und bin doch frisch."

„Du hast nicht so gewettert wie früher; dadurch hast du Kraft gespart."

„Was blieb mir früher übrig bei der Gesellschaft? Jetzt, wo sie sich geändert haben, habe ich es nicht nötig."

Wer hat sich wohl geändert? dachte Karr; aber er schwieg; denn er wollte den Querkopf nicht vom neuen Wege abbringen.

„Holst du mich zum Spaziergang ab?" fragte Luckow.

„Vor fünf kann ich nicht."

„Die Zeit paßt mir. Ich habe noch mancherlei im Haushalt zu arbeiten. Aber für die Gesundheit muß ich eine Stunde erübrigen. Das bin ich mir und den Meinen schuldig."

Am Nachmittag hatte Karr Turnen. Es wurden Stabübungen mit größeren Knaben gemacht, und es ging stramm dabei her; denn Karr schenkte ihnen nichts. Wer da Arme und Beine nachlässig rührte, dem fuhr ein scharfes Wort an den Kopf, daß er das Bummeln vergaß.

Dahinter wurde der Längssprung am Pferd geübt. Die Hälfte konnte ihn schon und probte mit Leidenschaft. Die Zaghaften ließen sich durch Rede und Beispiel zum mutigen Wagnis anfeuern, so daß noch manche mit leichter Nachhilfe den Sprung fertigbrachten. Sie waren stolzer darauf als auf die beste Leistung in andern Fächern.

Endlich gab es noch eine Viertelstunde Barlauf im Freien. Karr spielte mit, da die Regeln hinreichend bekannt und Streitigkeiten nicht mehr zu befürchten waren. Das war ein Jubel, als der Gefürchtete, nachdem er zwei Gegner getroffen, nun selber einen Schlag erhielt und als Gefangener abgeführt wurde. Und dann der Kampf um seine Befreiung! Sie gelang, als die Stunde läutete; aber noch am andern Tag wurde darüber gestritten, wie sie sich hätte verhindern lassen. Ein zweites Mal sollte er nicht freikommen; zehn seiner Gegner hatten es sich zugeschworen; mit dem großen Ehrenwort! Karr mochte sich in acht nehmen.

Er schlenderte nach der Stunde zu Luckow. Zwei kleine Jungen saßen auf dem gemauerten Unterbau des Schulhofzaunes, der eine verschüchtert, dem Weinen nahe, der andere forsch und drohend. Der trat an Karr heran, während ihn sein Kamerad vergeblich zurückzuhalten suchte:

„Herr Lehrer, der hat was Schweinisches auf Ihnen gesagt."

„So?"

„Ja, er hat gesagt, sie hätten eine Braut."

Da lachte Karr und streichelte den Ängstlichen.

„Das ist nichts Schweinisches", beruhigte er ihn. „Aber woher weißt du, daß ich eine Braut habe?"

„Weil Sie mit einer gegangen sind", brachte der Junge heraus.

„Ich gehe mit vielen Damen; die können doch nicht alle meine Bräute sein, du Närrchen."

Er klopfte dem Jungen die Backen.

Als er zu Luckow kam, fand er ihn dabei, Fenstervorhänge aufzuhängen. Das ist eine schöne Arbeit für Leute, die Geduld lernen wollen. Natürlich, Frau Luckow, die immer wenig Zeit hatte, besorgte es gewöhnlich in zehn Minuten. Fragt mich nur nicht, wie. Die Vorhänge klafften nach dem Zuziehen auseinander, bisweilen ließen sie sich auch gar nicht bewegen. Es war höchste Zeit, daß sich Luckow darum kümmerte.

Er ging vorsichtig, methodisch-pädagogisch vor. Zunächst brauchte er Schnur und Ringe. Sie lagen bereit. Er brauchte Leiter und Bindfaden. Sie waren bald zur Hand. Er brauchte Hammer und Schere. Seine drei Damen sprangen hurtig, um alle Wünsche zu erfüllen. Nach zehn Minuten waren die Vorbereitungen beendet, und Luckow schickte die Seinen milde an ihre Arbeit. Er würde allein fertig werden.

Nach einer halben Stunde bewegte sich auch richtig eine Seite des Vorhangs schon recht leidlich, nach einer ganzen auch die andere, wenn man mit geschicktem Ruck nachhalf. Luckow saß mit gefurchter Stirn und krummem Rücken oben auf der Leiter und dachte tief über die einschlägigen physikalischen Gesetze nach. Entschieden war irgendwo die Reibung zu stark. Er zerrte an den Zügen.

„Du mußt die Stange einölen oder mit Butter einschmieren", tönte da eine Stimme von unten her.

Es war Karrs Stimme. Liese hatte ihn ohne weiteres hereingelassen.

Luckow stand vor der Lösung der Schwierigkeit. Er empfand Karrs Worte als unliebsame Störung, wollte auffahren, besann sich aber zur rechten Zeit und fragte spöttisch:

„Vielleicht kannst du die Sache ändern?"

„Gern", entgegnete der Freund und kletterte behende hinauf.

Er sah mit einem Blick, daß sich die Schnuren kreuzten, brachte sie in gleichlaufende Ordnung und zog. Die Vorhänge bewegten sich spielend leicht.

Es fordert hohe sittliche Eigenschaften, die geistige Überlegenheit eines Duzfreundes anzuerkennen. Luckow kriegte es fertig, nachdem er die aufsteigende Empfindlichkeit durch einen moralischen Magenstoß niedergeboxt hatte.

„Ich hätte dir das nicht zugetraut", sagte er leutselig.

„Leute, die einem nahestehen, unterschätzt man gewöhnlich", wehrte Karr das zweifelhafte Lob ab. „Aber komm jetzt, es ist spät geworden."

Sie gingen, nachdem Luckow seiner Familie wohlwollend mitgeteilt hatte, daß die Vorhänge in Ordnung wären. Es stimmte nicht ganz. Frau Luckow mußte leider die ganze Arbeit noch einmal machen, denn die Vorhänge hingen verkehrt. Doch der Hausvater erfuhr davon nichts. Dafür fühlte er eine leise Genugtuung, als die Züge doch nicht so glatt gingen wie anfangs. Von häuslichen Arbeiten suchte man ihn freilich hinfort mit schonender List fernzuhalten.

Achtes Kapitel.

Meister Wulke war Karrs Leibschuster geworden. Die Bekanntschaft hatte Rolf vermittelt, der einmal, ganz gegen seine Gewohnheit, von einem Besuche bei Wulke nicht wiederkehrte und auf diese Weise seinen Herrn nötigte, ihn dort abzuholen. Das war nicht Ungehorsam, sondern höhere Einsicht; denn es stellte sich bald heraus, daß die beiden wirklich zueinander paßten, was Rolf mit seinem Riecher längst herausgefunden hatte.

Nicht etwa, daß Wulke sich viel aus einem neuen Kunden gemacht hätte — er war als Hofschuster sämtlicher Hinterhäuser eine gesuchte Persönlichkeit — aber sie fanden Gefallen aneinander, und Karrs Vorliebe für das Vorderhaus übertrug sich auf die Hofgebäude, von wo aus man zeitweise eine reizende Aussicht hatte, wie sie Breslau kaum schöner bot.

Heute erschien z. B. auf dem Söller Fräulein von Grame im Morgenkleide, das Hals und Arme freiließ. Ein entzückendes Bild, wie sie die Blumen begoß! Trotz der Oktoberkühle empfand Karr das Bedürfnis, sich brausen zu lassen. Sein Kopf geriet in Rotglut.

„Liebe und Verstand sind Gegensätze, die einander ausschließen", bemerkte Wulke. „Ganz gescheite Menschen verlieren das Gleichgewicht, wenn ihnen die Liebe zu Kopfe steigt."

Darauf lachte Karr und sagte:

„Wenn die Natur den Rausch hervorbringt, so hat er auch die Berechtigung zu wirken."

„Es war nur eine Beobachtung, kein absprechendes Urteil. Im nüchternen Zustande würden schließlich nur Geschäftsverbindungen zustande kommen, und die sind unnatürlich und mir geradezu ekelhaft. Also ist ein Stück Verrücktheit notwendig, um die Menschheit vor allzu großer Vernunft zu schützen und ihre Zukunft sicherzustellen. Wissen Sie übrigens, daß Frau von Grame einen großen Teil ihres Vermögens verloren hat?"

„Ach nee", entfuhr es Karr in erwartungsvoller Freude.

Wulke bemerkte es mit Genugtuung und fuhr fort:

„Etwas Wahres wird daran sein. Frau von Grame zerreißt jetzt doppelt soviel Schuhe wie früher; also geht sie mehr zu Fuß und benutzt Droschke und Auto weniger. Das ist ein gutes Zeichen."

Dafür nahm es Karr auch. Natürlich hatte er schon oft an eine Verbindung mit Ursula gedacht. Frau von Grames Ansichten und ihr Reichtum schienen ihm starke Hindernisse. Mit dem Wegfall des einen mochten sich die andern ändern. Er sah ein fernes Ziel naherücken.

Rolf hatte indessen mit feinem Verständnis über dem Schuhberg geschnuppert und ein Paar allerliebste Halbschuhe herausgefunden, die er Karr mit zarter Schonung überreichte.

„Nun wird der Hund auch noch von der Seuche angesteckt", brummte der Meister.

Karr sah fragend zu ihm hinüber, und Wulke nickte ergebungsvoll:

„Es sind die ihrigen."

Darauf zog Karr die niedlichen Dinger auf seine Hände und geriet dabei in Verzückung.

„Meister, möchten Sie nicht ein Paar neue herstellen und mir die alten überlassen?"

„Kostet 150 Mark — außerdem würde Fräulein von Grame den Tausch spüren."

„In solcher Menge kann doch leicht etwas verlorengehen."

Herr Lehrer Karr sagte es, ohne zu erröten. Wulke tippte an die Stirn.

„Da haben Sie, wohin die Liebe treibt: zu Diebstahl, Lüge, Verschwendung."

„Schwindel, Kolik, Zahnschmerzen, Unzurechnungsfähigkeit und geistiger Unterernährung", fuhr Karr fort. „Also, wollen Sie sich auf das Geschäft einlassen oder nicht?"

„Sprechen Sie doch selber mit Fräulein Ursula. Sie geht heute zum Kinderkonzert in die Jahrhunderthalle."

„Allein?"

„Ich denke, Frau von Grame wird sich nicht in das plebejische Gedränge mischen."

„Schön. Da werde ich Posten an der Haltestelle der Elektrischen beziehen. Hätten Sie Lust, Rolf in Schutzhaft zu nehmen?"

„Wir sind gute Freunde. Was?", wandte sich Wulke an den Hund.

Rolf bellte kurz sein Einverständnis.

So kam der Dobermann nachmittags zu Wulke und führte tiefsinnige Gespräche mit ihm über Menschen- und Hundeseelen, und es gab keine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen, denn die Verhandlungen wurden auf dem Boden der Gleichberechtigung geführt.

Karr stand indessen an der Caroluskirche und wartete. Zwei Bahnen waren schon abgegangen, und er erwog, ob ihn seine Berechnung nicht etwa getäuscht hätte. Da kam Ursula und sprang in den eben abfahrenden Wagen; Karr hinterher. Jetzt erst bemerkte sie ihn.

„Haben wir den gleichen Weg?" fragte sie.

„Natürlich," sagte er, „deshalb habe ich ja eine halbe Stunde gewartet."

„Auf mich?"

„Freilich", nickte er. „Meister Wulke hat es mir verraten."

Sie schien es zu freuen. Ein warmes Leuchten brach aus ihren Augen, das Karr in Aufruhr versetzte. Wulke hatte tatsächlich nicht unrecht, wenn er Liebe und Vernunft entgegenstellte. Karr war doch schon ein gutes Stück über die Dreißig hinaus, dazu wohlgesetzter Erzieher junger Mädchen und beschlagen in allen Feinheiten der Seelenlehre von Adam bis zu Wundt. Doch genügte dieser eine Blick, ihn in einen Rausch des Entzückens zu versetzen, der ihn für die Umwelt untauglich machte. So übersah er sogar einen Gruß von Fräulein Liese Luckow. Dabei winkte sie ihm zu und lächelte. Es war geradezu beschämend und auffallend, so ins Leere hinaus zu grüßen. Die Leute neben ihr starrten verwundert. Welche Wichtigkeiten hatte sie nicht auf dem Herzen! Ja, dies kann man doch nicht herausschreien über die Köpfe der Leute hinweg. Da war der junge Habakuk; da war Suses komisches Betragen, als sie den Brief aus Wietau erhielt. Es war schon mehr albern und kindisch, daß sie ihn der Schwester durchaus nicht zeigen wollte und ihn immer bei sich trug.

Gern hätte sie Karr über seine Meinung zu der Angelegenheit befragt, überhaupt Anschluß an die beiden gesucht. Glücklicherweise verlor sie beim Aussteigen im Gewoge der Massen vor dem Zoologischen Garten Karr aus den Augen. Die Freundschaft mit ihm hätte sonst einen argen Riß bekommen.

In der Wandelhalle des Riesenbaues drängten eilige Menschen. Mit Mühe erkämpfte sich Karr zwei hintere Plätze — alle anderen waren ausverkauft — und fand mit Ursula noch einige freie Sitze auf einfachen Bänken. In weiter Entfernung krabbelten auf dem treppenartigen Aufbau kleine Figürchen in hellen Kleidern durcheinander. Höher hinauf standen zu beiden Seiten über tausend Jungen, die nach den Mädchen ihre Kunst zeigen wollten. Unermüdlich wiesen die Diener den Zuströmenden die Plätze an. Endlich kam Ruhe in den ungeheuren Wirbelkessel.

Die Orgel setzte ein. Sie durchbrauste den riesigen Kuppelbau mit ehernen Klängen und füllte ihn mit dem zarten Hauche des Echowerkes. Ihre Stimme blieb in jeder Stärke verständlich. Die Königin aller Instrumente beherrschte den Raum.

Karr befand sich in dem Zustande geistiger Störung, wo man das ganze Jammertal voller Milch und Honig sieht, weil es nur der Abglanz eines seligen Gedankens ist. Er fand alles gut und schön. Die Mädchen sangen auch gleich das erste Lied „Nun geh ich auf die Reise“ besonders im Schluß mit so wunderlieblichem Ausdruck, daß manche grobe Hand verstohlen über das Gesicht fuhr. Als dann von Knaben und Mädchen das Schlesierlied ertönte, wollte der Beifall kein Ende nehmen.

„Den Grundzug schlesischen Wesens festzulegen, scheint mir nicht leicht“, sagte Ursula. „Die bekannte »Gemittlichkeit« schöpft ihn nicht aus.“

„Fränkischer Freimut, thüringische Lebensfreude und ein Schuß slawischer Schwermut haben sich in ihm zusammengefunden“, entgegnete Karr.

Ein auffällig gekleidetes Mädchen kam mit einem übertrieben vornehmen Herrn den Mittelgang herauf. Sie hatten wohl keinen geeigneten Platz gefunden oder waren zu genußmüde. Das Mädchen warf im Vorübergehen übersättigt-hochmütige Blicke in die Reihen der Zuhörer. Mit einem Male verschwand die Gleichgültigkeit aus ihrem Gesicht. Sie starrte erschreckt zu Karr hinüber, wandte sich plötzlich ab und schritt schnell dem Ausgange zu.

„Möchtest du nicht ein Auto nehmen?“ fragte sie aufgeregt.

„Ganz wie du willst, Vera“, sagte ihr Begleiter.

Weder Karr noch Ursula hatte das Paar beachtet. Sie freuten sich des Gewimmels auf den Stufen bei Umstellung des Chores. Die Jungen fanden bereits Stimmung vor, als sie ihre kecken, frischen Stimmen in den Raum warfen. Zudem packten das scharfe Taktmaß und der scherzhafte Wortlaut der Gesänge.

„Diese Draufgängerstimmen sind wirklich schön“, meinte Ursula. „Schade, daß sie nicht bleiben. Später ziehe ich mir Frauenstimmen vor. Ungeschulte Männerstimmen klingen gewöhnlich roh oder geziert; nur in der Masse mag ich sie gern.“

„Ich verstehe von Gesang nicht viel,“ entgegnete Karr, „singe auch selber wenig, kann dafür aber ganz schön pfeifen.“

„Pfeifen?“ fragte Ursula entsetzt.

„Ja, pfeifen“, lachte Karr. „Das ist auch eine Kunst, die ihre Berechtigung hat, und die, wenigstens von Jungen, in der Schule geübt werden müßte. Das Klangwerkzeug ist immer da. Welche Wirkung ließe sich erzielen, wenn diese Art Musik erst einmal richtig angepackt würde! Welche Reinheit des Tones, welche Weiche, welche Fülle! Welche Leichtigkeit der Bewegung. Die Nachtigall könnte übertroffen werden.“

„Ich glaube beinahe, Sie sprechen im Ernst.“

„Tue ich auch. Vorläufig gilt Pfeifen noch für unfein. Mädchen sollen überhaupt nicht pfeifen. Warum, weiß der Himmel. Was uns die Natur bietet, sollte doch ausgenützt werden. Alle starken, alle weichen Gefühle lassen sich durch dies einfache Mittel übersetzen.“

„Zu dieser Ansicht kann ich mich nicht ohne weiteres bekehren.“

Ursula schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sie ist Ihnen neu und widerspricht dem bisherigen Brauch. Auch haben Sie diese Kunst wahrscheinlich nie so betrieben, daß Sie eine wirkliche Freude daran hätten haben können. Ich bin auch erst draußen auf den ungehobenen Schatz echter Volkskunst aufmerksam geworden. Was einfache Leute auf andere Weise nie zum Ausdruck gebracht hätten, durch Pfeifen gelang es ihnen. Es machte Eindruck auf viele, wie jede echte Kunst.“

Das Gespräch wurde unterbrochen. Die Mädchen hatten sich wieder mit den Knaben im Schlußchor „Mein Oberschlesien“ vereinigt. Danach drängte alles nach den zahlreichen Ausgängen; auf dem Platze vor der Halle strebten eilige Beine im Wettrennen zu den Haltestellen. Karr schlug Ursula vor, den Weg zu Fuß zu machen, und sie ging gern darauf ein. Sie wanderten über die Paßbrücke, die Oder entlang, an Kaiser- und Lessingbrücke vorüber.

Unterwegs knüpfte Ursula an das Gespräch an, das sie vor einigen Wochen mit Karr gehabt hatte.

„Denken Sie, ich bin jetzt in der Volksküche tätig; schon seit vierzehn Tagen. Es kostet mich viel Zeit, aber die Arbeit macht mir Spaß. Ihre Worte sind mir durch den Kopf gegangen. Ich mag nicht zu den Schuldnern des Lebens gehören. Der Gedanke, anderen etwas zu entziehen, worauf ich nur zweifelhafte Ansprüche habe, war mir zu quälend.“

„Jedes Geschlecht muß das väterliche Erbe neu verdienen und von vorn anfangen.“

„Ich fürchte nur, schlecht dabei zu fahren. So viel Geist und Wissen, wie dazu nötig wäre, bringe ich in zehn Leben nicht auf. Doch sehe ich in dem Besitz den zähen Arbeitswillen meiner Vorfahren und muß ihn achten. Sie haben ihn nach heutiger Anschauung vielleicht nicht einwandfrei und auf Kosten anderer zusammengebracht; aber es steckt doch auch viel eigene Arbeit dahinter.“

„So arbeiten Sie doch nach Kräften umsonst für das Allgemeine, und lassen Sie im übrigen der Zeit auch etwas zu tun übrig.“

Sie standen am Ufergeländer vor dem Josephs-Hospital und schauten hinüber nach der alten Stadt. Da waren die Türme von Magdalene, Elisabeth, Katharine, von Matthias und der Universität. Ein leichter Nebel lag auf der stillen Oder. Nur zwei Boote trieben auf dem Strome.

Die beiden hatten es nicht eilig mit dem Heimweg. In ihren Augen ruhte ein stilles Glühen, und jedes Wort wurde ein Hauch voll Liebe, der streichelnd über die Gestalten glitt. Sie hatten die Gewißheit eines köstlichen Geheimnisses und drängten nicht, es auszusprechen. Ruhig gingen sie ein Stück Weg zurück, über die Lessingbrücke und die linke Oderseite entlang.

Schweigend deutete Karr nach der Dominsel. Der Vorderturm des Domes trug noch das verhüllende Gerüst; der hintere zeigte sich in seiner neuen, schönen Gestalt. Neben der wuchtigen Masse des Domes ragte schlank und frank der Turm der Kreuzkirche, der schlanke Jüngling neben dem starken Manne.

„Hätte eine Stadt im Westen diese Aussicht, die Fremden würden sie mit Guckern belagern und als Schönheit erster Güte preisen“, sagte Karr nach einer Pause stummen Genießens. „Das ganze Mittelalter wird hier lebendig. Doch wir wohnen in einer verlorenen Ecke.“

Hinter dem Ritterplatze blieb Karr stehen und deutete nach dem Sande. Da lag ein Stück Alt-Breslau mit roten Giebeldächern und dem grünbedachten Turm der Sandkirche wie eine mitteldeutsche Kleinstadt.

„Nicht wahr, unser Breslau hat schon seine Reize. Man muß sie nur zu finden wissen“, meinte Karr, und es lag Stolz in seinen Worten.

„Sie sind ein guter Führer; ich würde mich freuen, wenn Sie mich öfter die malerischen Stellen der Stadt schauen ließen.“

Er versprach es, und wie gerne.

An der Matthiaskunst kam ihnen Arm in Arm ein Ehepaar entgegen; beide Teile klein und dick. Er zog den linken Fuß nach — wohl infolge einer Kriegsverletzung — und sie hinkte mit, das Gleichmaß des Schrittes nicht zu stören.

„Na, du altes —, treffe ich dich endlich einmal. Lange genug habe ich mich nach dir umgesehen.“

Die helle Freude brach dem Dicken aus den Augen, als er Karr beide Hände hinstreckte. Zu anderer Zeit wäre dem das Wiedersehen lieber gewesen. Er fand sich indessen mit Laune in das Unvermeidliche und erwiderte die Begrüßung nicht minder herzlich.

Ursula war bei den derben Worten scheu beiseitegetreten und wollte sich entfernen, wurde aber durch des Dicken anerkennende Worte zurückgehalten.

„Du hast dir aber eine Feine zugelegt. Ala bonnär! Das ist doch deine?“

Karr verneinte und suchte durch Vorstellung des Möbelkutschers Kräterbug und seiner Ehefrau dem Gespräch eine minder verfängliche Wendung zu geben. Aber so leicht war der schwerfällige Wagen nicht zu drehen.

„Was nicht ist, kann immer noch werden“, wandte sich die Frau gutmütig-tröstend an Ursula. Sie war es gewohnt, in der berechnenden Eheschen der Männer ein Haupthindernis zu erblicken.

Ursula wußte nichts zu entgegnen, wurde auch der Antwort enthoben; denn Kräterbug, der sich verpflichtet fühlte, einer augenscheinlich noch in den Windeln steckenden Liebesangelegenheit auf die Beine zu helfen, pries Karrs Heldentaten und seine Aufopferung für ihn in so beredter Weise, daß Ursula gar nicht zu Worte kam.

Karr suchte nur loszukommen. Er reichte dem braven Kameraden die Hand zum Abschiede. Der drückte sie kräftig wieder, ließ sie aber nicht frei und zwang auf diese Weise zum Stehenbleiben; er unterdrückte auch jedes Abschiedswort Karrs, das er für abwehrende Bescheidenheit nahm, durch desto lauteres Sprechen. Ja, er ergriff sogar Ursulas Hand, legte sie väterlich auf die Karrs und preßte sie bei jeder Kraftstelle. Die Rede hatte viele Kraftstellen. Als Karr Ursulas Hand auf der seinen spürte, ergab er sich, und um so leichter, als er einmal einen leisen Druck zu spüren meinte, der nicht von dem Schraubstock Kräterbugs auszugehen schien.

Frau Kräterbug stand mütterlich gerührt daneben und nickte beifällig mit schiefem Kopfe. Ja, ihr Alter verstand zu reden. Besser konnte es der Pastor in der Kirche auch nicht.

„Wenn Sie den kriegen, können Sie dem Himmel auf den Knien danken“, war der höchst packende Schluß.

Karr spürte wieder einen zarten Druck. Darauf zog das Ehepaar befriedigt ab, die Frau zuerst in regelmäßigem Schritt, dann, als sie sich eingehängt hatte, in angepaßtem Hinken.

Karr wollte zur Erklärung ansetzen, da legte ihm Ursula die Hand auf den Arm.

„Sie brauchen keine Entschuldigung“, sagte sie. „Ich war zuerst unangenehm berührt und verblüfft durch den rauhen Kriegerton Ihres Kameraden. Als ich dann hinter dessen gute Absicht kam“ — sie lachte dazu, ein lustiges, neckisches Lachen, wahrhaftig — „da war ich ganz versöhnt.“

Er bedauerte nur, daß die Schmiedebrücke so belebt war. Er hätte das prächtige Mädel in den Arm nehmen, ihm danken mögen für dies befreiende Lachen und mehr noch für all das Schöne, das dahintersteckte. Im Fluge vergingen Zeit und Weg, obgleich sie langsam schlenderten und kaum ein Wort sprachen. Es war dunkel geworden; in weiten Abständen brannten die Laternen. An der Haustür auf der Yorkstraße stand ein Liebespaar. Ursula nahm schnell Abschied. Ein Blick, ein Händedruck. Sie war verschwunden.

Karr ging durch den Torweg nach dem Hinterhaus. Er stand dort, bis im ersten Stock Licht aufblitzte und jemand die Vorhänge schloß. Da klopfte er an Wulkes Fenster. Weder der Meister noch Rolf sagte ein Wort, als er eintrat. Die beiden waren dabei, ihre anregenden Gespräche zu verdauen, d. h. Rolf hatte nur achtungsvoll zugehört. Karr bezeigte auch wenig Lust zu reden. So saßen die drei in Schweigen. Endlich fing Wulke an:

„Wir sind dahintergekommen, daß es einen Fehler in der Beurteilung des Tierverstandes bedeutet, wenn man ihn nur schätzt, soweit er sich dem menschlichen angleicht. Der Hund z. B. kann hochwertige Eigenschaften haben, die sich unserm Urteil entziehen, weil sie Eigentümlichkeiten der Rasse sind.“

Rolfs Rute klopfte Beifall.

„Es läßt sich doch sehr überlegen, ob die Zwangsherrschaft, die wir über die Tiere ausüben, auf wirkliche Geistesüberlegenheit gegründet ist oder auf Verachtung des Herrenstandpunkts seitens der Tiere, deren Empfindungswelt den Ehrgeiz des Herrschens nur in außergewöhnlichen Fällen und meist innerhalb der Art geltend macht.“

Der Dobermann bellte: „Sehr richtig.“

Karr saß am Fenster und schaute verträumt in das Dunkel.

„Zurechnungsfähig sind Sie heut nicht“, meinte Wulke. „Wollen Sie etwa anfangen zu balzen?“

Da Karr zwar nur mangelhaft zugehört hatte, im allgemeinen aber immer Meister Wulkes Ansichten hatte beipflichten können, so antwortete er nach einer Pause im Vertrauen auf Wulkes Weisheit:

„Ja, natürlich.“

Die Glocke von Carolus sang ihr eintöniges Abendlied. Vor Jahren hatte es voller geklungen. Von draußen kam eine klagende Hundestimme. Rolf hörte aufmerksam zu.

„Der Kohlenhund,“ erklärte Wulke; „er macht seine ersten Kunststudien.“

„Sie sind schmerzhaft“, warf Karr hin, der wieder zu sich gekommen war.

„Ansichtssache. Rolf urteilt wahrscheinlich anders. Wollen Sie dem Kohlenhund etwa einen Vorwurf machen, daß er keinen geschulten Bariton hat? Wer weiß, was ihn zum Heulen treibt. Wenn ein Mensch durch den Mond oder die Glocke zum Dichten und Singen angeregt wird, so ist das romantisch; tut es der Hund, so ist es schauerlich. Dem Heulen liegt mehr echtes Gefühl, vielleicht sogar religiöses, zugrunde als dem Versgeklapper der meisten Dichterlinge.“

Karr stand auf.

„Ich möchte die Welt zertrümmern, bloß aus Lust, eine neue aufzubauen“, sagte er, indem er die Arme in die Höhe reckte. Er war schon wieder auswärts mit seinen Gedanken.

„Gehen Sie zu Bett“, riet Wulke. „Der Schlaf heilt viele Krankheiten.“

So ging Karr. Frau Kricke schloß hinter ihm die Haustür ab. Natürlich tat er noch einen Blick nach dem ersten Stock. Außer den beleuchteten Vorhängen war nichts zu sehen. Immerhin mußte ihm ihr Muster gefallen. Er schaute lange darauf.

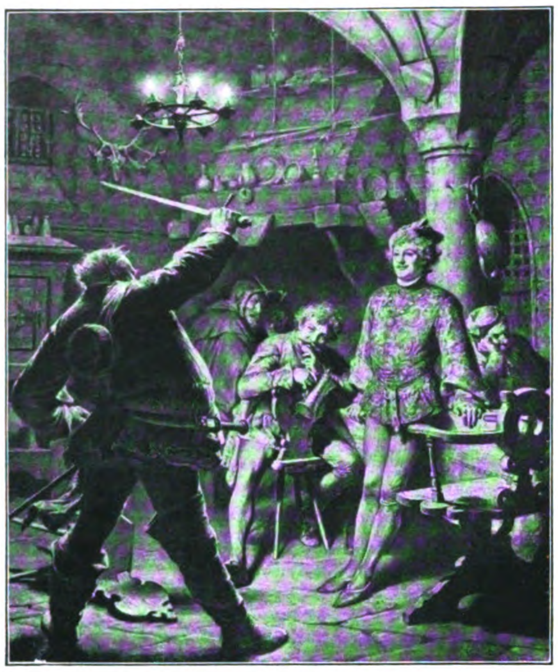
Frau von Grame saß dahinter und stöberte in vergilbten Briefen. Ursula hatte ihr erzählt, daß sie den Nachmittag mit Karr zusammen genossen hätte, und ihre Augen hatten verraten, wie schön die Stunden gewesen waren. Frau Eva hatte daraus ihre mütterlichen Folgerungen gezogen und suchte nun klar Stellung zu nehmen.

Sie hatte Karr als Pflegesohn von Kalmus und als ein Stück Heimat in ihren Kreis gezogen. Er war entschieden ein tüchtiger Mensch, untadelig im Charakter und gesund an Körper und Geist. Solche Männer mochten jetzt selten geworden sein. Aber er war ärmlicher Herkunft. Es war überhaupt ein starkes Stück, daß sich ein Tagelöhnersohn an die Tochter eines Rittergutsbesitzers heranwagte. Die Volksschullehrer nehmen sich eben leicht etwas heraus. Folgen der Halbbildung.

(Fortsetzung folgt.)



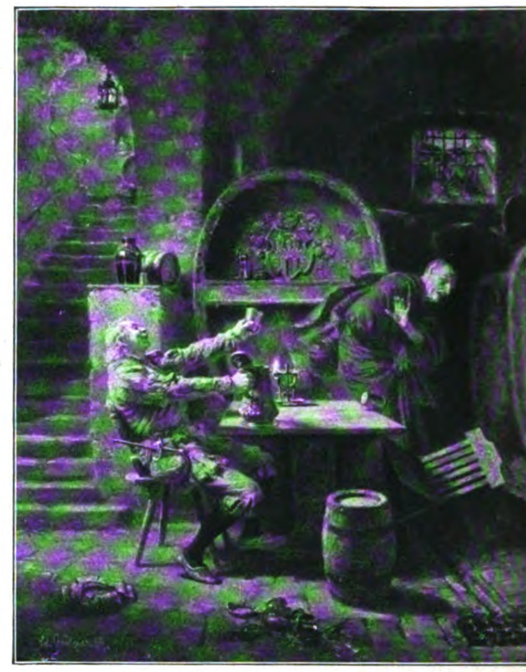
Maienpracht. Nach einer photographischen Aufnahme von August Rupp, Saarbrücken.



„So lag ich, und so führt' ich meine Klinge." (Falstaff-Zyklus.) (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.)



Don Quixote. 1904. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.)



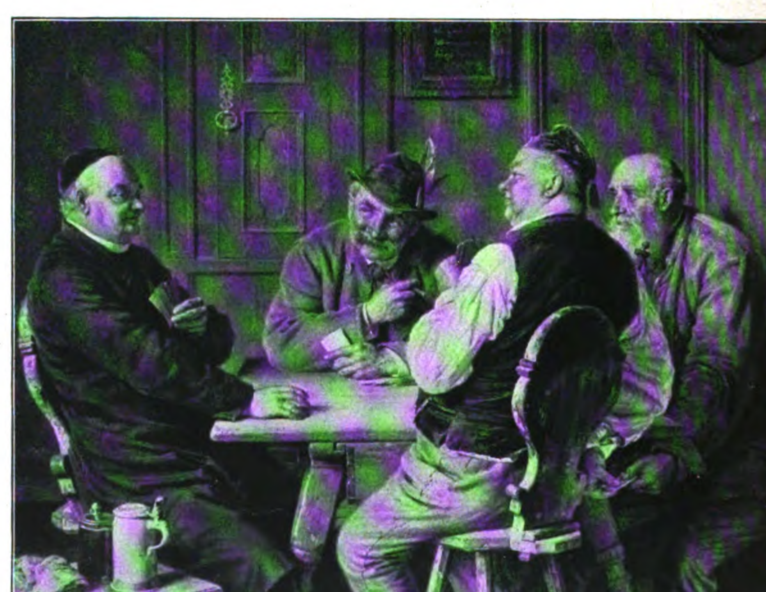
Der schlesische Zecher und der Teufel. 1884. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.)



Siesta im Kloster. 1881. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.)



Rasiertag im Kloster. 1887. (Photographieverlag Franz Hanfstaengl, München.)



Bemogelt. 1890. (Photographieverlag Franz Hanfstaengl, München.)

Eduard Grützner in charakteristischen Proben seines künstlerischen Schaffens. (Zum 75. Geburtstag des als Vertreter humorvoller Genremalerei Weltruf genießenden Künstlers am 26. Mai. Hierzu das Porträt auf S. 414.)

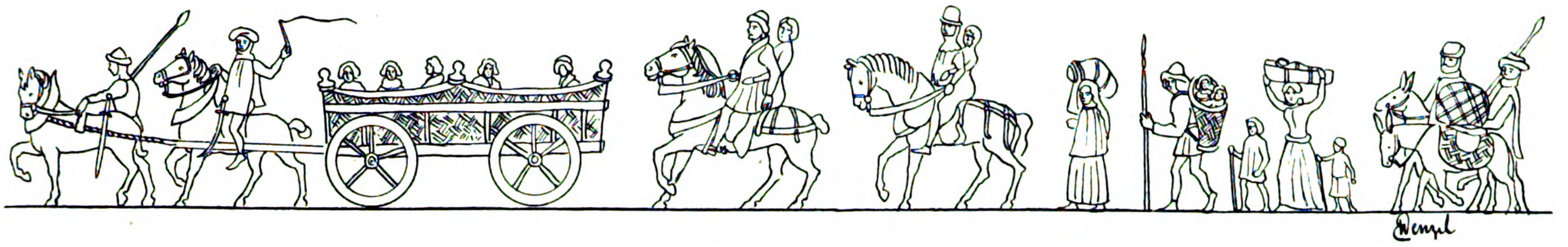
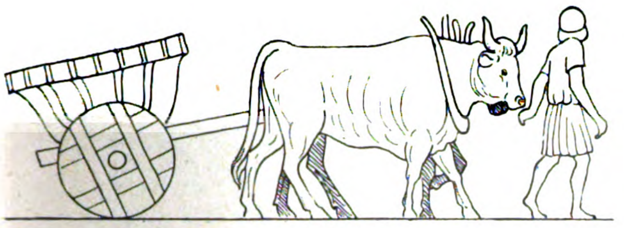


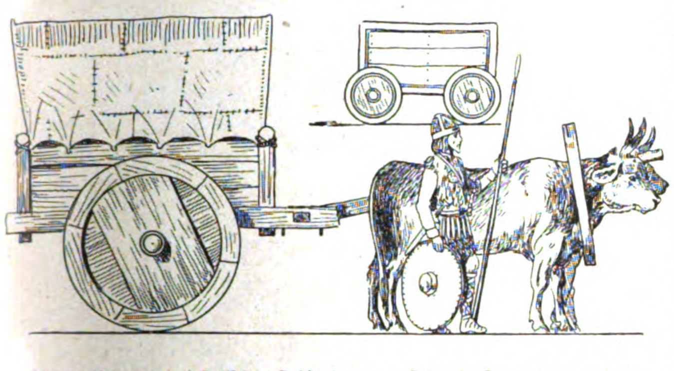
Bild von der Landstraße im 15. Jahrhundert. Nach einer Handschrift im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Frachtverkehr und Frachtwagen in alter Zeit.

Von Ernst Wenzel, Magdeburg.



Griechischer Lastwagen.



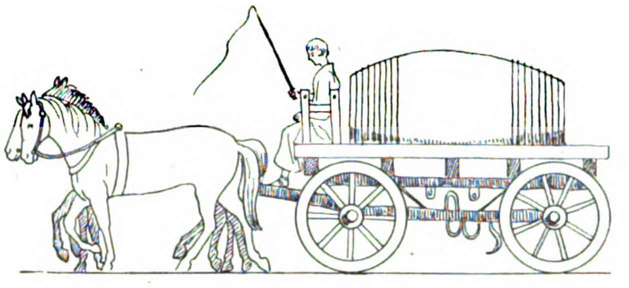
Germanischer und fränkischer Ochsenkarren. Oben: Frauenwagen der Germanen an der Mark-Aurel-Säule.

Der Handel der alten Wetl konzentrierte sich um das Mittelmeer. In den Beziehungen der alten Kulturvölker traten Phöniker, Karthager, Griechen und Juden als Händler auf. Der Handelsverkehr spielte sich auf dem Meere und den Flüssen ab, aber es gab auch schon Landhandelswege in weit entfernte Länder, so z. B. durch Gallien und Germanien. An diesen Handelspfaden liegen die alten Begräbnisstätten der einheimischen Bevölkerung. An einen Wagenverkehr auf diesen Wegen war jedoch nicht zu denken. Wohl war der Wagen schon erfunden. Aus den von den Ägyptern bei ihren Monumentalbauten verwendeten Schleifen und Lastenrollen und deren Vervollkommnung zu Achsen und Rollscheiben entwickelte sich der Lastwagen, an dem noch lange die Scheibenräder fest mit der Achse verbunden waren. Aus dem Scheibenrad und seinen Verstärkungsrippen entwickelte sich wieder das Speichenrad für leichteres Fuhrwerk. Als Bespannung für leichtes Fuhrwerk findet man die Pferde, für Lastfuhrwerk Ochsen. Scheiben- und Speichenrad wurde bei den Ariern zum Sinnbild des rollenden Tagesgestirns.

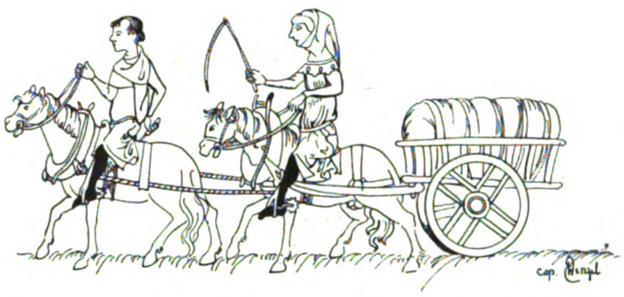
Die Römer hatten in ihrem Weltreich ein ungeheuer ausgedehntes Straßennetz angelegt, dessen Enden bis Jerusalem und England reichten. Als Fahrzeug bedienten sie sich außer ihren Kriegs- und Troßwagen zweirädriger Verkehrs- und zwei- und vierrädriger Last- und Wirtschaftswagen. Eine wesentliche Verbesserung gegenüber den älteren Wagen zeigten ihre Wagen insofern, als das vordere Räderpaar durch ein Drehgestell lenkbar wurde. Vom römischen Grenzwall zogen Handelswege in das Herz Germaniens. Auf diesem Wege fanden sogar Orientwaren, die in Konstantinopel umgeschlagen waren, Eingang in deutsche Gaue. Solche alten Verkehrswege findet man später mit Rennweg, Völkerweg und Königsweg bezeichnet.

In der Zeit der Völkerwanderung gewann der Wagen erhöhte Bedeutung. Die von Ochsen gezogenen und roh gezimmerten Wagen mit Scheibenrädern und großen, mit Tüchern und Fellen bespannten Kasten waren allen Verhältnissen gewachsen; sie bildeten um das Kriegslager einen geschlossenen Ring, die Wagenburg, die noch bis in das 16. Jahrhundert eine Rolle spielen sollte.

Im siebenten Jahrhundert traten die Araber als Handelsvolk auf, die wieder durch die italienischen Städterepubliken namentlich in und nach den Kreuzzügen abgelöst wurden. An der Nord- und der Ostseeküste dagegen gelangten die flandrischen und die Hansestädte zu hoher Entwicklung. Noch bestanden, abgesehen von den Wasserstraßen, die alten Römerstraßen, die Karl der Große hatte wiederherstellen lassen. Durch Deutschland führten aber bis in das 13. Jahrhundert noch die alten Völkerwege, die, schlecht, wie sie waren, nur mit Trage- und Packlasten benutzt werden konnten. Erst danach wurden eigentliche Straßen, Hohe oder Wein- = Wagenstraßen über die Gebirgsrücken geführt, die auf diese Weise stets fest und wegen des Wasserablaufes trocken waren. Zu ihrem Schutz wurden Burgen angelegt. In Geleitshäusern warteten Reisige, die Handelsfuhren zu begleiten. Für die Benutzung der Straßen, für Geleit und Befahren der Brücken an Stelle von Furten hatten die Kaufleute Zoll zu zahlen. Knotenpunkte des Handelsverkehrs wurden Nürnberg, Frankfurt a. M., Leipzig, Regensburg, Augsburg und Ulm; sie bezogen von Italien Orientwaren und tauschten sie auf den flandrischen Märkten gegen niederländische und nordische Waren. Messen und Märkte gewannen immer größere Bedeutung. Angebot und Nachfrage wurden hier geregelt. In den Städten entstanden große Kauf- und Lagerhäuser. Der Zoll wurde später ein schweres Handelshindernis; er führte zu Fehden und Kriegen, in deren Verlauf auch der Besitzer der einst schützenden Burg aus dem Stegreif sich nährte, Kaufleute brandschatzte und Reisende niederwarf, während die Städte durch angemaßte Rechte sich auf Kosten anderer Gemeinwesen zu bereichern suchten.

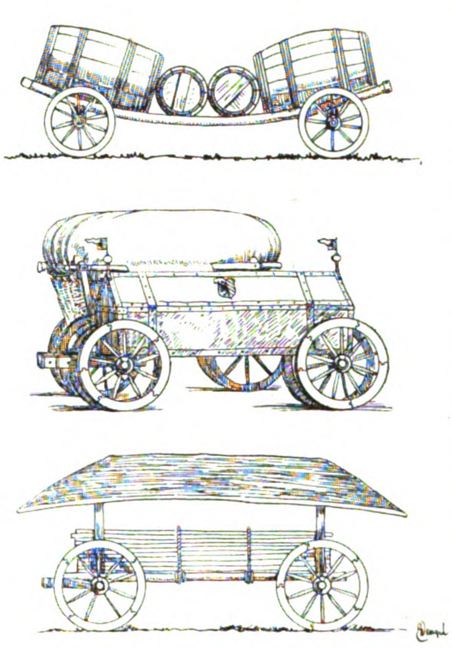


Römisches Weinfuhrwerk.



Troßwagen mit voreinander gespannten Pferden. Nach dem Codex Balduini Trevirensis. Mitte des 14. Jahrhunderts.

Über das Aussehen mittelalterlicher Frachtwagen belehren uns Bilder von Kriegstroßwagen. Neben diesen zweirädrigen Gebirgswagen mit voreinander gehenden Pferden kamen aber auch schon vierrädrige Wagen für Holz-, Stein- und Personenfuhrwerke vor. Die Troß- oder Lastwagen des 16. Jahrhunderts ähneln schon sehr unsern heutigen Wagen.

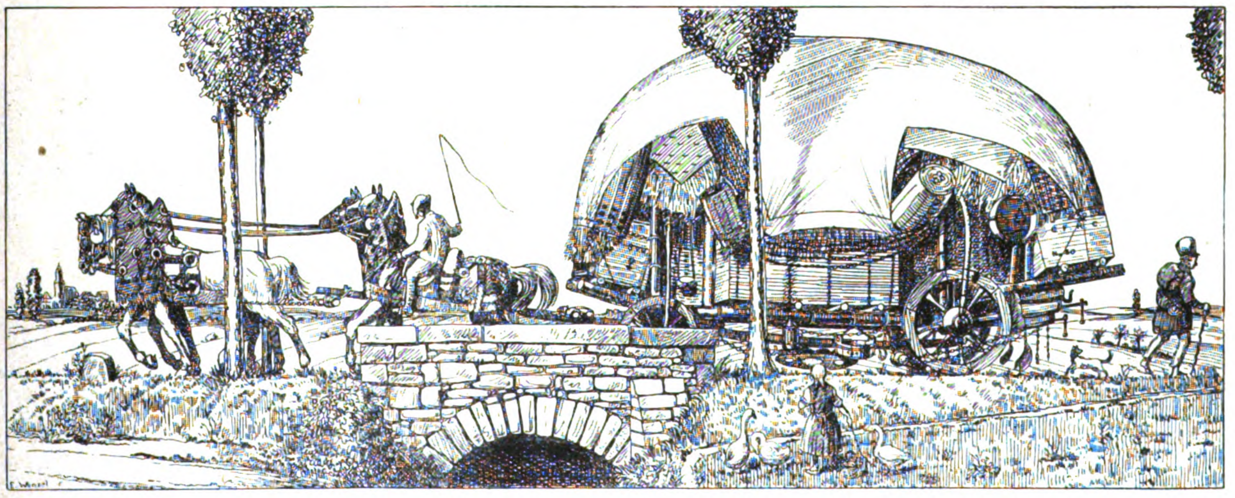


Transportwagen des 16. Jahrhunderts. Nach gleichzeitigen Darstellungen.

Als Bespannung tritt seit dem 12. Jahrhundert für große Strecken nur noch das Pferd auf, das im Kumtgeschirr ging.

Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien war für den deutschen Durchgangshandel von verderblicher Wirkung. Der alte Handelsweg durch Deutschland verödete, der Glanz der oberdeutschen Handelsstädte schwand dahin. Auch die Hansa geriet in Verfall, während England, Holland und später Amerika selbst den Seehandel an sich brachten. Der Dreißigjährige Krieg vollends vernichtete Deutschlands Handel gänzlich, und es dauerte lange, bis sich Deutschland wieder aus seinen Trümmern erhob. Noch einmal wurde Englands Handel empfindlich gestört, als der große Korse das Festland gegen Englands Waren sperrte, was aber zur Folge hatte, daß die englischen Waren nach Napoleons Sturz in bedeutenden Mengen und wohlfeil lawinenartig sich über die deutschen Märkte wälzten.

Die alten Lastfuhrwerke waren viel zu klein, diese Warenmengen zu transportieren. Man baute wahre Ungetüme von Wagen, die auf den seit dem 18. Jahrhundert angelegten Kunststraßen, die der Postbeförderung und als Heerstraßen gedient hatten, leicht dahinfuhren, mit vier Pferden bespannt waren und bei Steigungen Vorspann nahmen. Der hier wiedergegebene Frachtwagen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist einem alten Originalbild in einer früheren Ausspannwirtschaft bei Fulda nachgebildet. Die Wagen brachten die englischen Waren von den Endpunkten der schiffbaren Flüsse in das Hügel- und Bergland. Von ihrer Größe bekommt man erst einen Begriff, wenn man bedenkt, daß sie durch die alten Stadttortüren nicht hindurchfahren konnten, weshalb manches alte Tor und wertvolle Baudenkmal abgebrochen und so ein Opfer englischen Krämergeistes wurde.



Frachtwagen um 1830. Nach einem Original in einer der früheren Ausspannwirtschaften bei Fulda.

Die Frau an der Kasse. / Novelle von Theodor Heinrich Mayer.

Herr Wimmer, der Besitzer des kleinen Kinos an der Ecke, hatte in dem Handschuhladen von Friedas Mutter Einkäufe besorgt und fand sich auch in der folgenden Zeit öfters ein, obwohl er schon mit Handschuhen versehen war. Sein schlichtes, kluges Wesen gefiel Frieda, sie plauderte ganz gern mit ihm, ohne für den mehr als doppelt so alten Mann eine wärmere Neigung zu empfinden. Als sie die Mutter einmal beiseitenahm und von einem ernsten Antrag Herrn Wimmers sprach, war sie zuerst grenzenlos erstaunt und lehnte dann entschieden ab. Trotz ihrer zwanzig Jahre war sie noch nicht viel unter Menschen gekommen, lebte mit der Mutter in vollkommener Zurückgezogenheit, hatte kaum noch die Sehnsucht eines Weibes in sich verspürt, aber eines wußte sie: die Sympathie, die sie mit Wimmer verband, war alles, nur nicht Liebe ... Die mußte brausend kommen wie ein jäher Sturm, alles niederwerfen, das sich ihr entgegenstellte; die mußte wie ein Feuer glühen und sengen. Aber die Mutter ließ nicht nach, Herrn Wimmers Vorzüge zu preisen, die Frieda nie bestritten hatte, redete immer wieder von einer glänzenden Zukunft an seiner Seite, ohne Sorgen und Kümmernis, bis Frieda schließlich nachgab, ohne dies als ein besonderes Unglück zu betrachten.

Sie schien ja eine ebenso stille Natur zu sein wie ihr zukünftiger Gatte. Herr Anton Wimmer gedachte sein Kino noch so gegen zehn Jahre zu führen, bis seine Ersparnisse hinreichten, irgendwo eine Landwirtschaft zu kaufen und auf eigenem Boden in froher Beschaulichkeit der Tage und Jahre zu warten, die ihm noch beschieden waren. Das Kino brachte reichlich Geld, und Frieda fand sich bald in ihre neue Tätigkeit. Abends, wenn die letzte Vorstellung schon im Gange war, setzte sich ihr Gatte zu ihr in die Kasse; sie zählten und rechneten ab und freuten sich, daß kein Tag verfloß, ohne daß eine kleinere oder größere Summe den Ersparnissen zugeschlagen werden konnte. Freilich, freie Zeit blieb da wenig übrig. Vormittags hatte die junge Frau mit dem Hauswesen zu tun, auch nach dem kurzen Mittagsschlaf gab es zu Hause allerlei Arbeit, und um vier Uhr mußte sie schon wieder in der Kasse sitzen, denn um halb fünf begann die erste Vorstellung. Die Glocke läutete über der Tür; wer zu spät kam, fand erst in der nächsten Lichtpause Einlaß.

Für die Frau an der Kasse kam dann gewöhnlich eine kleine Ruhepause, die vereinzelten Nachzügler waren bald abgefertigt. Viel sah Frieda von ihrem Schalter aus nicht. Sie mußte den Kopf schon ganz heben, um über die steile Eingangsstiege ein Stückchen der Straße zu erspähen mit all dem Leben, das über sie flutete; vor sich hatte sie die Wand, die über und über mit den schreienden Plakaten bedeckt war, und weiter unten drei geschlossene Türen, hinter denen gedämpft die Musik erklang und manchmal auch ein Lachen von vielen Menschen. Früher hatte Frieda oft die Kinos besucht, und ihres Gatten Beruf war vielleicht ein Hauptgrund für ihre Wahl. Nun saß sie an der Pforte zu all dieser Freude, gab mit ihren Händen aus, was den Weg dazu erschloß, empfing Geld dafür ... und blieb doch fern ... immer wieder kamen ja Leute, die nach Karten verlangten, der Diener öffnete ihnen die Tür, einen Augenblick rauschte die Musik auf starken Wellen heraus und sank dann wieder zu ihrem leisen lockenden Flüstern herab. Nur in den Pausen standen die Türen weit offen, aber da war nicht viel zu sehen, ein nüchterner Raum und Menschen, die warteten. An der Kasse drängten sich jetzt die neuen Besucher, Frieda hatte alle Hände voll zu tun. Die Glocke läutete, verkündete neuen Beginn. Die Türen fielen zu, Frieda gewann Ruhe, um das Geld zu ordnen.

Im Sommer wurde das Kino auf drei Wochen gesperrt. Länger ging es nicht an, den Betrieb ruhen zu lassen, die finanzielle Einbuße wäre zu groß gewesen. Frieda hätte gerne eine kleine Reise gemacht, aber ihr Mann wußte ihr den Plan auszureden. Nach den vielen Mühen des Jahres brauchten sie nur eins: Ruhe. In einem entlegenen Dorf besaß Herr Wimmer Verwandte; dort waren sie gut aufgehoben, konnten essen, wonach ihr Herz begehrte, und waren fern von Lärm und Sorge. Frieda bemerkte mit vieler Freude, wie wohl ihr diese Stille tat, und doch verdroß sie der Gedanke, einmal dauernd von dem drängenden Gewühl der Stadt getrennt sein zu müssen. Dort war das wilde, große, stürmende Leben, das sie noch nicht erfahren hatte, das immer nur vor den Pforten ihres kleinen Daseins brauste ... eine Vorstellung nach der anderen begann, sie saß an den Türen, und doch war ihr der Eingang verwehrt. Noch war es Zeit, noch lockte die Hoffnung rings um sie wie schreiende Ankündigungen kommender Sensationen, und solch zuversichtliches Warten konnte man Freude nennen. Nur der Weg zu den Pforten mußte offen bleiben, wenn einmal das Läuten über der Tür so stark ging, daß man Kasse und Karten und Geld und alles vergaß um des Eingangs willen.

Im Herbst ließ sich das Geschäft sehr gut an. Wimmer hatte sich mit richtigem Blick ein paar ganz unbeachtete Filme gesichert, die sich bald als große Schlager erwiesen. Wochenlang war das Kino ausverkauft, und trotzdem kannte Frieda die Filme nur von den Plakaten her und von den begeisterten Erzählungen ihres Gatten. Bei dem Andrang durfte sie die Kasse nicht verlassen, und auch Herr Wimmer konnte sie nicht ablösen, hatte fortwährend im Zuschauerraum zu tun, um jeden Streit des Publikums um die besseren Plätze zu verhüten. Am Abend waren sie dann beide so abgespannt, daß sie nicht wie früher öfters noch mit Bekannten ein Gasthaus aufsuchten, sondern froh waren, wenn sie nach der Abrechnung nach Hause kamen.

Immer saß Frieda in der Kasse. Die Leute vor ihr stießen sich, sie gab ruhig ihre Karten aus und empfing das Geld, all ihr Reden und Denken bewegte sich um die Bezeichnungen der Sitzkategorien und auf das Nennen der entsprechenden Geldsummen; und als Unterton tönte das Gewoge der Menschen hinein, die erregten Schilderungen derer, die den Film schon kannten und Freunde hinführten, die hochgespannten Erwartungsreden anderer, denen die Bilder noch fremd waren, und auch das verstohlene Flüstern jener, die nur Stille und Dunkel um sich suchten. Oft sah Frieda solchen Paaren nach, wenn sie im Zuschauerraum verschwanden, neidete ihnen etwas und wußte doch nicht, wonach sie sich sehnte. Nun läutete es, die Lampen wurden abgedreht, die Musik setzte ein, und die Türen schlossen sich. Nachzügler kamen zur Kasse und wollten bedient sein.

Schließlich mußten die Filme doch abgesetzt werden, andere Kinos machten ihre Rechte darauf geltend. Wenn Frieda sich mit der Abrechnung beeilt hatte, war es ihr manchmal geglückt, noch in den Zuschauerraum zu schlüpfen und Szenen des fünften Aktes zu sehen. Einmal nur, einmal wollte sie das Ganze sehen ... Am Tag vor dem Programmwechsel rechnete sie schon während der großen Pausen zusammen, wurde jedesmal durch Besucher gestört, irrte sich bei der Addition, begann von neuem und wurde wieder unterbrochen. Schon längst hatte die letzte Vorstellung angefangen, noch immer stimmten die Zahlen nicht, sie gab ihrem Mann, der helfen wollte, den Fehler zu entdecken, unfreundliche, ja grobe Antwort, geriet aus dem Durcheinander nicht heraus. Gerade als sie endlich fertig geworden war und Herr Wimmer das Geld in der Kasse versperrte, ertönte draußen das Glockenzeichen, schrillte in Friedas schwer gewonnene Ruhe. Sie sprang auf, stürmte in den Zuschauerraum, sah eine Schrift an der Wand: „Fünfter Akt." Wieder war es zu spät geworden.

Doch sie kehrte nicht zurück. Oft schon hatte sie diesen Akt gesehen, wußte jede Bewegung der Schauspieler, jede Miene ihrer Gesichter, jetzt genoß sie alles mit der schaudernden Wonne der Angst. Nur nichts versäumen, sich keine Sekunde entgehen lassen, heute war ja der letzte Tag ... morgen kam ein neues Programm. Sie blieb davon ausgeschlossen wie von dem früheren, höchstens, daß ihr der Schluß, der letzte Akt zuteil wurde ... ein gnädiges Geschenk für eine Bettlerin ... Sitzplatz war keiner mehr frei, sie lehnte an einer Säule, zitterte, wand sich in einer unbestimmten Furcht. Das Leben floß an ihr vorbei, starke Schiffe trug es auf seinen Wogen, Stunde um Stunde legten sie am Ufer an, breite Stege führten hinüber, alle, die frei waren, schritten über sie, eine Glocke läutete, bald war Abfahrt ... sie, nur sie allein blieb immer zurück ... Tag um Tag fuhren die Schiffe, morgen kamen sie und auch übermorgen, aber das Ufer rückte ab, als entferne es sich ... nur nicht zu spät hingelangen, wenigstens die letzte Vorstellung erreichen, daß man von einer die Erinnerung in jene stillen Tagen hinübernahm, wo nichts mehr danach begehrte ...

Am Arm ihres Gatten ging Frieda heim. Herr Wimmer war aufgeräumter als sonst; wenn die guten Einnahmen so weitergingen, konnte er sich schon in sieben oder acht Jahren zurückziehen und auf dem Lande ansiedeln. Schweigend hörte es die Frau, war von keinem anderen Gedanken ausgefüllt als von einer Angst: Nur nicht zu spät kommen, wenn die letzte Vorstellung begann.

Es gab Abende, wo auch ihr Mann die Abrechnung nicht auf gleich bringen konnte. Frieda ließ lieber einen Tadel über ihre Nachlässigkeit über sich ergehen, ehe sie bekannt hätte, wie sie manchmal scheuverliebten Paaren viel teuerere Sitze zuteilte, als sie bezahlten, damit sie ungestört miteinander zärtlich tun konnten. Sie mußte lachen, wenn die Leute die Karten gar nicht ansahen, weil sie an ganz anderes dachten, und wohl erst dann der Verwechselung gewahr wurden, wenn ihnen der Billetteur die Sitze ganz rückwärts anwies. Die Glocke läutete, wohliges Dunkel sank in den Raum, Hand fand zu Hand ... so sehr spann sich Frieda in das hinein, was unerreichbar für sie hinter geschlossenen Pforten lag, daß sie gar nicht bemerkte, wie schon wieder Menschen vor ihrer Kasse standen, und erst durch ihr lautes Klopfen erwachte. Wie eine dumpfe Glocke klang das, die einen Schluß anzeigte ...

Herr Wimmer wunderte sich, wie das Wesen seiner Frau immer unruhiger und zerfahrener wurde. Sie hatte doch keine Sorgen ... all sein Streben ging ja dahin, ungetrübte Ruhe um sie zu schaffen, und dieses Ziel ließ sich früher erreichen, als er es in seinen kühnsten Träumen erhofft hatte.

Das Läuten der Glocke über der Tür des Kinos verfolgte Frieda überallhin, auf ihre kleinen Spaziergänge, auf ihre wenigen Besuche, in die Bilder ihres Schlummers. Oft schreckte sie des Nachts auf: „Es läutet ... ich komme zu spät!" Herr Wimmer hatte einen gesegneten Schlaf und hörte es nicht, aber Frieda erwachte darüber und wälzte sich stundenlang auf ihrem Lager herum. Und hatte sie tags darauf Besorgungen zu machen, so geriet sie dabei in ein solches Laufen, daß ihr die Leute erstaunt nachblickten. Nur nicht zu spät kommen ... überall läuteten Glocken, überall hoben Vorstellungen an, das Programm war so lockend, das Leben rief mit tausend Stimmen, und schön mußte es sein, schön ... das große freie Leben ...

Wie eine Kranke stöhnte sie jedesmal auf, wenn in ihrem Kino die Türen zuschlugen. Selbst von ihrem Eigentum blieb sie ausgeschlossen ... War dieses Dasein noch wert, daß man es ertrug? Sie stützte den Kopf in die Hand und weinte.

Als sie wieder aufsah, stand ein eleganter Herr an der Kasse. „Einen Logensitz, bitte."

Frieda entschuldigte sich, daß sie so lange warten ließ. Der Herr nickte freundlich. „Macht nichts, der nächste Akt beginnt erst in einer Viertelstunde. Aber Sie haben ja Tränen im Auge, junge Frau ... werden Sie vielleicht vom Chef schlecht behandelt?"

Frieda wischte sich die Augen trocken. „Das Kino gehört uns ... und mein Mann ist sehr gut zu mir." Wie teilnahmsvoll der Fremde das Haupt schüttelte! Zu ihm konnte man Vertrauen haben ... Wie freundlich er ihre Hand hielt, sie bat, nicht mehr zu weinen! Und plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie ihr geschah, platzte sie heraus: „Ich gehe zugrunde hier in der Ruhe und Sicherheit ... ich will Angst haben, Sorgen, Leid, spannend wie das Drama da drinnen soll mein Leben sein ... die eine Szene ein Verhängnis, die andere ein Glück ohne Grenzen, aller Ausgang ungewiß ... bisher saß ich nur an den Pforten des Lebens, teilte Karten dazu aus, nun will ich selbst hinein zu den anderen, mag die Kasse auch leer bleiben ... hinter mir alle Ruhe, vor mir die neue Vorstellung, meine Vorstellung, in der ich die Heldin bin ... hören Sie, wie die Glocke wieder läutet? Einlaß ist, oh, warum kann ich nicht fort?"

Der Fremde witterte leichte Beute, dehnte das Gespräch bis zur nächsten Lichtpause aus, und es kostete ihn nicht viel Mühe, die junge Frau zu einer Begegnung für morgen vormittag zu überreden.

Frieda hatte für ihren Mann Besorgungen zu machen, kam leicht vom Hause ab. In einer Nebengasse des Marktes trafen sie sich. Ihr neuer Freund stellte sich als Artist in einem Varieté vor, und das steigerte nur noch ihre Hochachtung für ihn. Das war ein Beruf nach ihrem Sinn, voll von Gefahren und jubelndem Beifall, ein Beruf, der in alle Welt führte ... Bedauernd erklärte der Artist, daß er schon morgen ins Ausland reisen müsse, das Engagement wechselte ja jeden Monat. Zitternd schmiegte sich Frieda an ihn. Nun besaß sie einen Menschen, der alle Schlüssel zum Leben in seiner Hand trug und jede Tür öffnen konnte ... und morgen verlor sie ihn wieder ... vielleicht für immer ... nur nicht auch hier zu spät kommen ... „Nehmen Sie mich mit, wohin Sie auch gehen, machen Sie mich von der Ruhe frei ..." Bebend brachte sie die Worte heraus.

Der Artist fand nicht gleich eine Antwort. Er hatte an ein nettes einmaliges Abenteuer gedacht, und nun wünschte die Dame gleich entführt zu werden ... Seine Augen überliefen Friedas schlanke Gestalt. Hübsch war sie, fein und geschmeidig, und hinter den Augen glühte ein unerwecktes Feuer. „Kommen Sie zu mir," flüsterte er, „hier können wir nicht reden, wie wir wollen."

Ohne zu überlegen, folgte ihm Frieda, wie sie jedem anderen gefolgt wäre, der ihr als ein Führer ins Freie erschien. Und als sie in seiner Wohnung war, kam ihr Erzittern nur von der grenzenlosen Angst, den endlich gewonnenen Retter zu verlieren; in kühler Hingabe sank sie in seine Arme, flammte nur im Augenblick der Lust auf und entwand sich ihm dann wieder. „Wann fliehen wir?" fragte sie.

Der Freund hatte sich die Sache inzwischen gründlich überlegt. Wenn er auch morgen ins Ausland fuhr, ein Telegramm war noch schneller, und eine Anzeige wegen Entführung bedeutete eine verflucht schlechte Reklame, wenn es sich bloß um die Frau eines kleinen Kinobesitzers handelte. Er erklärte, daß ihm die Mittel fehlten, zwei Personen von seiner Gage zu erhalten. In Friedas Augen blitzte es auf. Nur nichts verlieren, was man schon besaß ... „Mein Mann hat ein ziemliches Vermögen aufgespart, die Kasse ist mir anvertraut ... wieviel werden wir im Anfang brauchen?"

Dem anderen begann die Frau lästig zu werden. Das fehlte noch, in einen Diebstahl verwickelt zu werden. Und während er wieder seine Toilette vervollständigte, hielt er Frieda einen salbungsvollen Vortrag über ihre Pflichten gegen den Ehegatten. Sie hörte zuerst erstaunt zu, dann erzürnt, zuletzt verzweifelt. Das war der Mann, der sie den Weg zur Freiheit geleiten sollte? Unter häßlichem Gezänk eilte sie aus seiner Wohnung. Erst auf der Straße wurde es wieder klar um sie, und sie schämte sich vor sich selbst. Das war also der erste Schritt ins Freie ... und doch, sie blieb Herrin ihrer Entschlüsse, niemand und nichts hielt sie, sie konnte gewähren und versagen, daran hing ja die Macht jeder Frau. In gierige Gedanken versunken, ging sie weiter, sah nichts als ihren Traum, und in ihrer Unachtsamkeit stieß sie mit einem etwas geckenhaft gekleideten älteren Herrn zusammen, der gerade aus seinem Auto stieg und ein Modegeschäft betrat. Ihr Blick erwachte wieder und blieb an den Auslagen haften. Ja, solche Wäsche, solche Kleider mußte sie tragen, nicht ihr allzu einfaches Gewand, dann begehrten alle Männer nach ihr, wurden ihr zu Dienern, die gehorchten ... schön genug war sie für solchen Schmuck ...

Der Herr trat wieder aus dem Laden, erblickte sie. „Ah, kleine Frau, sie sehnt sich wohl nach solchem Putz?"

Frieda sah ihn an. Das war einer von den Lebemännern, die eine kluge Frau so über den Finger wickelte, daß sie alles von ihm erreichen konnte. „Ja!" erwiderte sie und blickte ihm herausfordernd ins Gesicht. Der andere verließ sich auf seine Kenneraugen. Wahrscheinlich eine stellenlose Choristin oder so etwas Ähnliches . . . „Nun, da könnte man Ihnen ja helfen," sagte er, „wollen Sie die Gewogenheit haben, mich ein Stückchen zu begleiten?" Er deutete auf den Wagen. Ohne ein Wort zu sagen, stieg Frieda ein. Aber der Herr belästigte sie bald in so zudringlicher Weise, daß sie ihn angeekelt zurückstieß, was ihn nur noch mehr reizte. Als der Wagen hielt, wollte er sie umfassen und mit sich ins Haus ziehen, sie riß sich mit solcher Gewalt los, daß ihm der Hut vom Kopf fiel, und lief davon.

An einem großen Haus las sie ein Schild: „Apollo-Film." Sie hatte viel von dem raschen Aufstieg der einen und der andern Kinodiva gehört, vielleicht winkte hier die breite Straße zur Freiheit. Sie ging zu den Bureaus hinauf, nannte ihren Namen und wünschte den Direktor zu sprechen. Der Diener prüfte herablassend ihre Kleidung, ein Trinkgeld machte ihn gewogen, und in großer Ergebenheit kehrte er zurück. „Der Herr Direktor läßt die gnädige Frau bitten!"

Frieda war sehr überrascht, einen guten Bekannten hier zu treffen. Ihr Mann hatte öfters mit Direktor Ullmann zu tun. Hätte sie gewußt, daß er bei dieser Gesellschaft angestellt war, sie wäre nicht heraufgekommen. Ganz verlegen brachte sie ihr Anliegen vor, beim Film spielen zu wollen. Aber Ullmann schien sie nicht recht zu verstehen. „Sehr gern, gnädige Frau, wenn wieder einmal Gesellschaftsszenen gefilmt werden, telephoniere ich Ihrem Herrn Gemahl ins Bureau, es wird ihn sicher sehr freuen, Sie einmal auch im Film zu sehen . . . der Regisseur wird Ihnen einen Platz ganz vorne anweisen, damit Sie sich aus der Menge hervorheben . . . aber bitte, keinen Dank, ich freue mich, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl gefällig sein zu können." Frieda wandte sich zum Gehen, brachte kaum ein paar Abschiedsworte hervor.

Als sie um die nächste Ecke bog, kam langsam ein schönes neues Lohnauto heran. Sie hielt es an. „Ich bin fremd in der Stadt, führen Sie mich herum. Ich liebe es, rasch zu fahren . . . seien Sie nicht zu vorsichtig, ich langweile mich sonst!" Der Chauffeur nickte, und Frieda stieg ein. Sie zählte noch rasch die Summe nach, die ihr Herr Wimmer morgens für die Besorgungen gegeben hatte. Es war viel, reichte für eine lange Fahrt aus. Abwechselnd sah sie auf den Taxameter, rechnete sich aus, wie lange sie so dahinfahren konnte, ohne Ziel, ohne Zeit, frei, an keinen Menschen und keine Tätigkeit gebunden, lehnte sich dann zurück und genoß den Gedanken in leichtem Traum, von dem Rollen des Wagens beschwingt. So schnell fuhr der Chauffeur, da konnte es leicht einen Unfall geben, sie wurde verletzt, Leute drängten sich um sie, irgendein Ersehnter hob die Verwundete auf, brachte sie in sein Heim, pflegte sie . . . so konnte ein Märchen beginnen, das Märchen vom großen Leben . . . Sie beugte sich zu dem kleinen Spiegel herab, sah wohlgefällig ihr feines, zartes Gesicht. Ja, man mußte nur wollen können, dann wurde alles Erleben zum Märchen.

Der Chauffeur verriß eine Kurve, und Frieda wurde von einem auf den anderen Sitz hinübergeschleudert. So konnte wirklich ein Unglück geschehen. Sie tippte den Chauffeur. „Fahren Sie jetzt langsamer!" Und gleichzeitig überprüfte sie den Taxameter. Höchstens für eine Viertelstunde reichte noch ihr Geld. Wie genau doch jedem Menschen Freude und Freiheit zugemessen war . . . eine Uhr begleitete ihn auf seinem Weg, meldete deutlich und unbeirrbar, wann wieder eine Grenze erreicht war. Kein Auflehnen gab es dagegen. Vor einem fremden Hause ließ sie halten, zahlte den Chauffeur aus, wartete, bis er sie nicht mehr sehen konnte. Dann ging sie zur nächsten Haltestelle der Straßenbahn und fuhr heim.

Herr Wimmer erwartete sie schon, die gewohnte Essenszeit war vorüber. Verwirrt betrat Frieda ihr Heim. Jetzt galt es ja zu bekennen. „Ich bin den ganzen Vormittag um dein Geld im Auto spazierengefahren, ich habe dich betrogen . . ." Der Gatte deutete das Wort auf die für ihn nicht so beträchtliche Summe, unterbrach die Rede, streichelte Frieda die Wange. Sie sah heute ja wirklich verführerisch aus, ein bißchen Unterhaltung schlug ihr gut an. „Ich sollte eigentlich böse sein, aber wenn du dir einmal einen guten Tag vergönnt hast, so will ich dir nicht nachträglich die Freude daran vergällen . . . komm zum Essen!"

Und was er sonst nie tat, er führte sie an der Hand zum Tisch. Sie blickte ihn fortwährend von der Seite an. So einfach lief solch ein Abenteuer ab, daß man beinahe keinen Spaß mehr daran hatte.

Um vier Uhr saß sie wieder in der Kasse, gab Karten aus. Bald begann die erste Vorstellung. Ein Glockenzeichen, Türen, die eben noch offen waren, schlossen sich, Frieda sah auf sie hin, nicht mehr in resignierter Traurigkeit wie sonst, eher mit einem sonderbaren reifen Lächeln. Wozu sich nach der Freiheit sehnen, wenn man sie schon besaß . . . man mußte nur gescheit genug sein, um von ihr auch Gebrauch zu machen. Ein zweites leises Glockenzeichen meldete dem Operateur, daß er mit der Vorführung zu beginnen hatte. Frieda bemerkte, wie sich in der Scheibe des Schalters ihr Bild auf dunklem Grund spiegelte. Genauer noch als am Vormittag im Auto besah sie sich. Ja, sie war eine hübsche Frau . . . und hatte so kluge Augen.

Ein junges Paar stand an der Kasse, verlangte zwei Karten für den dritten Platz. „Dritten und zweiten Platz habe ich keine guten Sitze mehr nebeneinander," erklärte Frieda, obwohl noch einige Dutzend davon verfügbar waren, „vielleicht nimmt der Herr ersten Platz . . . vierundzwanzig Kronen, bitte, allerletzte Reihe." — Der junge Mann wollte sich vor seiner hübschen Begleiterin nicht beschämen lassen, erlegte das Geld. Das seltsame Licht wich nicht von Friedas Gesicht, als sie den beiden nachblickte. Sie wollten zuerst vor der Tür warten, aber der Billetteur öffnete mit höflichem Angebot eine kleine Seitenpforte. „Bitte, nur eintreten, für den ersten Platz ist immer Einlaß!"

Die Bedeutung der deutschen Kurbäder.

Von Dr. med. G. Wolff.

Der Weltkrieg und seine unglücklichen Folgen haben Deutschland einen großen Teil seines alten Wohlstandes geraubt. Der Unterschied zwischen einst und heute wird der jetzigen Generation, die die Epoche vor dem Kriege noch bewußt miterlebt hat, unvergeßlich bleiben. Was der Krieg an unseren nationalen Reichtümern nicht selbst vernichtet hat, das wurde vollends durch den Friedensvertrag von Versailles dem deutschen Volke entzogen.

Zu den wenigen unveräußerlichen Gütern, die uns die Weltkatastrophe gelassen hat, gehört der Besitz Deutschlands an Kurbädern, die unverändert ihren internationalen Ruf, wie etwa Wiesbaden, Baden-Baden, Nauheim, Ems und zahlreiche andere, behalten haben. Nur wenige sind durch den Gebietsverlust in fremden Besitz übergegangen, da die berühmtesten unserer Quellen und Bäder im Inneren des Landes

und nicht in den abgetretenen Grenzgebieten gelegen sind. Höchstens haben wir, wenn wir das befreundete Österreich hinzunehmen, den Verlust der berühmten böhmischen Bäder (Karlsbad, Marienbad, Franzensbad) zu beklagen, die durch die Aufteilung der ehemaligen Doppelmonarchie in den Besitz der Tschechoslowakei übergegangen sind.

Mit einigen der wichtigsten Bäder und ihrer Bedeutung zur Behandlung bestimmter Leiden und zur Erholung Rekonvaleszenter wollen wir uns im folgenden kurz beschäftigen. Die durch bestimmte Mineralquellen ausgezeichneten Bäder, wie etwa Kissingen oder Neuenahr oder Salzschlirf oder Wildungen, dienen vorwiegend der Heilung besonderer Krankheiten. Die zahlreichen Bäder der Nord- und der Ostsee, des deutschen Mittelgebirges und auch viele andere werden hingegen von allen den zahlreichen Menschen aufgesucht, die nicht eigentlich krank sind, die aber eine Erholung zur Wiederherstellung ihrer Spannkraft dringend gebrauchen. Darüber, daß gerade dem Großstädter, der im aufreibenden Kampfe des Erwerbslebens seine Kräfte am schnellsten verbraucht, ein solcher Badeaufenthalt oder Ortswechsel die beste Erholung schafft, ist kaum ein Zweifel.

Namentlich kinderreiche Familien bevorzugen gern und meist auch mit Nutzen die Seebäder. Es besteht wohl kaum ein Zweifel darüber, daß tatsächlich ein längerer, zuweilen auch schon ein kürzerer Aufenthalt in der herben, würzigen und vor allem auch staubfreien Seeluft von bestem Einfluß auf das Wohlbefinden des Menschen ist, der nicht gerade etwa von rheumatischen oder neuralgischen Beschwerden heimgesucht ist. Solche Personen müssen die See allerdings meiden, Kinder gehören zu ihnen fast kaum.

Welches Bad an der Nord- oder der Ostsee — andere kommen für uns kaum in Betracht — ausgewählt wird, das ist größtenteils Sache des persönlichen Geschmackes. Die zahlreichen Bäder der Ostsee, wie Heringsdorf und Ahlbeck, Binz, Sellin, Warnemünde, Graal, Brunshaupten, Swinemünde, Kolberg, Zoppot, tragen im großen ganzen einen einheitlichen Charakter. Bei nicht sehr heftigem Wellenschlag und dem nicht sehr großen Salzgehalt der Ostsee bieten sie namentlich erholungsbedürftigen oder etwas schwächlichen Personen manchen Vorteil. Zudem haben sie den Vorzug, meist von ausgedehnten Waldungen umgeben zu sein. Fast dasselbe gilt von den Bädern Rügens, die noch durch den eigenartigen Charakter dieser Felseninsel ein besonderes Gepräge erhalten.

Nicht so waldreich, aber viel herber sind die bekannten Bäder der Nordsee, wie Norderney, Sylt, Helgoland. Wir wollen gleich an dieser Stelle betonen, daß die Nordsee auch einen ganz bestimmten Wert als Heilfaktor besitzt. In viel höherem Maße als von den Ostseebädern gilt die Erfahrungstatsache, daß bestimmte Formen der Tuberkulose, vor allem die skrofulösen Drüsen- und Hautveränderungen, ausgezeichnet von dem herben Klima der Nordsee beeinflußt werden. Freilich kann die Skrofulose, eine im Kindesalter so häufige Form der Tuberkulose, nicht in wenigen Tagen oder Wochen geheilt werden. Das vermag auch die reine salzhaltige Luft der Nordsee nicht. Wohl aber wird bei diesen Formen der tuberkulösen Infektion durch einen möglichst lange ausgedehnten, mindestens mehrere Monate dauernden Aufenthalt manche Besserung erzielt. Das gilt im allgemeinen nur von solchen Kindern, die an Skrofulose, an Drüsen-, Haut-, Gelenktuberkulose leiden, nicht von solchen, deren Lungen durch den tuberkulösen Prozeß angegriffen sind. Sie können durch das rauhe Klima eher eine Verschlimmerung erfahren und müssen, wie die lungenkranken Erwachsenen, in mildere Gegenden gesandt werden. Nun ist bekanntermaßen gerade im Kindesalter die Lungentuberkulose verhältnismäßig selten, erheblich viel häufiger dagegen sind tuberkulöse Prozesse an anderen Organen, an Drüsen und Knochen vorwiegend. Das ist den Ärzten lange bekannt und der Grund, warum skrofulöse, aber nicht lungenkranke Kinder oft erheblichen Vorteil von einem richtig durchgeführten Nordseeaufenthalt haben.

Was wir vorher von der Zweckmäßigkeit eines Erholungsaufenthaltes an der See im allgemeinen gesagt haben, das gilt auch vom Mittelgebirge. Ob es der Harz oder das Riesengebirge, Thüringen oder der Schwarzwald ist, das macht im allgemeinen keinen erheblichen Unterschied. Es wird immer mehr Sache des persönlichen Geschmacks und der wirtschaftlichen Verhältnisse sein, wohin die Erholungsreise im Sommer sich richtet. Wer mehr für Abwechslung und Naturschönheiten ist, der wird das Gebirge der See vorziehen.

Wir wollen uns nun den eigentlichen Kurbädern zuwenden, also solchen Badeorten, die wegen bestimmter Mineralquellen berühmt sind und vorwiegend von Kranken oder Rekonvaleszenten, denen eine bestimmte Kur geraten ist, aufgesucht werden. Daß auch zahlreiche Gesunde dahin fahren, wird uns nicht wundern. Bäder, wie etwa Wiesbaden oder Karlsbad, haben im Laufe der Jahrzehnte eine so internationale Bedeutung bekommen, daß hier der größte Komfort und Luxus gedeiht, daß nicht nur für den Kranken, sondern auch für den Gesunden, der neben der Erholung das Vergnügen und die Kurzweil sucht, in mannigfacher Weise gesorgt ist. Es wird uns natürlich nicht möglich sein, alle die zahlreichen Kurorte, die zu dem einen oder anderen Zweck aufgesucht werden, aufzuzählen oder gar zu besprechen, aber mit einigen der wichtigsten wollen wir uns, soweit es der Raum erlaubt, beschäftigen.

Wer sich eingehender mit den einzelnen Kurorten beschäftigen will, der sei auf das unter Mitwirkung des Reichsgesundheitsamtes bearbeitete „Deutsche Bäderbuch“ (J. J. Weber, Leipzig; CIV und 535 S., geb. 15 ℳ) verwiesen, das in wissenschaftlicher Weise die Besonderheiten der Mineralquellen, Seebäder und Luftkurorte nach geologischen,

chemischen, pharmakologischen, klinischen, klimatologischen und volkswirtschaftlichen Grundsätzen behandelt. Abgesehen davon, daß die betreffenden Abschnitte durch erste Autoritäten auf ihrem Gebiet bearbeitet wurden — es sei erinnert z. B. an die Bearbeitung des chemischen Teils durch Geheimrat **Paul**, den Direktor des Laboratoriums für angewandte Chemie in München, des klinischen durch Geheimrat **Fr. Kraus**, den bekannten inneren Kliniker und Direktor der medizinischen Klinik an der Charité, an die gründliche Darstellung des pharmakologischen Abschnittes durch den Direktor des pharmakologischen Instituts zu Göttingen, Professor **C. Jakobi**, um nur einige wenige hervorzuheben — abgesehen von diesen zusammenfassenden Darstellungen, wurden sämtliche Mineralquellen noch einmal in bestimmter Anordnung und Übersicht mit den analytischen Ergebnissen auf Grund der Ionentheorie zusammengestellt. So stellt das „Deutsche Bäderbuch" eine gründliche Bearbeitung des gesamten Materials nach rein wissenschaftlichen Prinzipien dar, aus dem sich jeder orientieren kann, während auf eine reklamemäßige Anpreisung durch das Herausgeberkollegium ganz verzichtet wurde. Wir wenden uns nunmehr unserer eigenen Übersicht wieder zu.

Ein großes Heer von Kranken wandert alljährlich nach Nauheim in Hessen: vorwiegend sind es Herzkranke. Daß gerade diese Patienten von den Ärzten nach Nauheim geschickt werden, ist lediglich dem hohen Kohlensäuregehalt der natürlichen Nauheimer Kochsalzquellen zuzuschreiben. Früher gingen nach Nauheim vorwiegend solche Menschen, die an rheumatischen Beschwerden litten. Die Nauheimer Badeärzte fanden nun bald, daß diese Kranken, die sehr oft auch herzleidend sind, von dem Gebrauch der Quellen eine erhebliche Besserung ihres Herzleidens erfuhren. In der Folgezeit wurde auch wissenschaftlich die Ursache dieser günstigen Erfolge erforscht; dabei stellte es sich heraus, daß tatsächlich die Kohlensäure einen äußerst günstigen Einfluß auf Herzleidende, deren Zirkulationsorgane nicht allzusehr geschwächt sind, ausübt, daß die Kohlensäurebäder ähnlich wie das klassische Herzmittel (Digitalis) bzw. die aus der Digitalis, dem roten Fingerhut, hergestellten Präparate die Herzkraft regulieren und stärken und die Pulsfrequenz herabsetzen. Es war also kein Wunder, daß mit der Zeit immer mehr Herzkranke nach Nauheim gingen.

Selbstverständlich ist Nauheim nicht das einzige Bad, das natürliche Kohlensäurequellen hat. Fast alle Mineralwässer, die aus dem einen oder anderen Grunde getrunken werden, enthalten Kohlensäure, die einen mehr, die anderen weniger. Auch Kissingen und Homburg, die vorwiegend von Magenkranken besucht werden, sind sehr kohlensäurereich, nicht minder Wiesbaden und Baden-Baden. Die berühmten böhmischen Bäder Karlsbad, Franzensbad und Marienbad, die wegen der abführenden Wirkung ihrer Mineralquellen von fettleibigen Personen bekanntermaßen in großen Scharen aufgesucht werden, enthalten gleichfalls Kohlensäure in ihren Wässern. Ebenso besitzen auch die bekannten Tafelwässer von Neuenahr und Fachingen, der weltbekannte Apollinarisbrunnen bei Neuenahr und die Quellwässer von Ems und Niederselters neben anderen Bestandteilen in reichlicher Menge freie Kohlensäure, die zum großen Teil erst ihre Verwendung als Tischgetränk ermöglicht. Denn die mineralstoffhaltigen Wässer an sich schmecken meist fade und bekommen erst durch ihren Kohlensäurereichtum einen erfrischenden Geschmack. Um etwas System in die fast unübersehbare Reihe der natürlichen Mineralwässer zu bringen, wollen wir ein gewisses Einteilungsprinzip unserer Übersicht zugrunde legen. Außer den einfachen **Säuerlingen**, die vorwiegend nur Kohlensäure, und den **reinen Kochsalzquellen**, die neben freier Kohlensäure fast nur Kochsalz enthalten (Wiesbaden, Kissingen, Oeynhausen usw.) und je nach der Höhe ihres Kochsalzgehaltes zum Trinken oder Baden benutzt werden, unterscheiden wir **alkalische Sauerbrunnen** oder Sodawässer, die außer Kohlensäure nur noch Soda oder doppeltkohlensaures Natron enthalten (Fachingen, Neuenahr, Apollinaris), ferner **alkalisch-muriatische** Wässer, die außer Kohlensäure und Soda noch eine gewisse Menge Kochsalz enthalten (Ems, Niederselters), und schließlich **alkalisch-salinische** Wässer, die außer den letztgenannten Stoffen auch noch Glaubersalz enthalten (Karlsbad, Marienbad, Franzensbad) und deshalb eine stark abführende Wirkung besitzen. Die wenigen Beispiele, die wir genannt haben, zeigen an, daß allen Gruppen Weltbäder ersten Ranges angehören, die ihrer Heilwirkung einen internationalen Ruf verdanken.

Werfen wir zunächst einmal einen Blick auf die **Kochsalzquellen**. Man unterscheidet schwache und starke Kochsalzwässer; die ersten werden vorwiegend als Trinkwässer benutzt, während die starken Kochsalzquellen, die man auch als **Solbäder** bezeichnet, hauptsächlich zum Baden dienen. Kochsalzquellen, die getrunken werden, sind in Baden-Baden, Wiesbaden, Kissingen und Homburg nur einige der bekanntesten zu nennen. Namentlich Personen, die an chronischen Verdauungsstörungen, an Magen- und Darmkatarrhen leiden, werden mit Vorliebe an die schwächeren Kochsalzquellen zur Trinkkur geschickt. Die fortdauernde Bespülung des Magens und Darms mit diesen Wässern bewirkt eine Regeneration der pathologisch veränderten Epithelzellen der Schleimhäute und kann in der Tat eine auffällige Besserung bringen. Sehr viel dazu trägt natürlich auch der Umstand bei, daß die Menschen, die Kissingen oder Homburg zur Kur aufsuchen, genau nach den Vorschriften der spezialistisch gut geschulten Badeärzte leben, also dauernd unter ärztlicher Aufsicht stehen und grobe Diätfehler daher meist vermeiden. Noch auf manche andere Leiden, deren genaue Beschreibung wir uns in dieser kurzen Übersicht versagen müssen, wirken die Kochsalzbrunnen gut ein; sie werden mit Erfolg oft bei Katarrhen der oberen Luftwege, auch bei manchen Unterleibsleiden zur Unterstützung der sonstigen Therapie benutzt.

Die starken Kochsalzquellen, die Solbäder, werden vorwiegend zur Behandlung rheumatischer Beschwerden, auch zur Behandlung der Gicht verwendet. Bekannt sind die starken Quellen von Ischl im Salzkammergut, Reichenhall, Salzungen und Harzburg. Auch Nauheim und Oeynhausen mit einem mittleren Kochsalzgehalt gehören hierher. Daß diese Bäder wegen ihres Kohlensäurereichtums auch von Herzkranken viel gesucht sind, haben wir schon vorher erwähnt.

Die *reinen Alkaliwässer*, auch alkalische Sauerbrunnen oder Sodawässer genannt, enthalten außer freier Kohlensäure nur noch Soda (Natriumkarbonat) oder doppeltkohlensaures Natron (Natriumbikarbonat), andere Mineralbestandteile nur in verschwindender Menge. Gerade diese Wässer — die bekanntesten sind Fachingen, Neuenahr, der dicht dabei gelegene Apollinarisbrunnen, Bilin und Gießhübel, letztere beide in Böhmen — kommen in großen Mengen als Tafel- und Trinkwässer alljährlich zum Versand. Aber auch die Bäder selbst genießen einen großen Ruf als Kurorte. Nierenleiden aller Art, Steinbildungen in den Harnwegen, in Niere und Blase, auch Zuckerkrankheit und Gicht werden durch die alkalischen Mineralwässer günstig beeinflußt; natürlich unterliegt es keinem Zweifel, daß die rationelle Behandlung durch die geschulten Badeärzte dieser Weltbäder, die oft gänzlich veränderte Lebensweise der Patienten und die Ausschaltung aller äußeren schädigenden Momente nicht zum wenigsten an dieser Heilwirkung beteiligt sind.

Auch auf zahlreiche Frauenleiden wirkt eine Trinkkur der Alkaliwässer gut ein. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich zur Behandlung dieser Leiden die *alkalisch-muriatischen Wässer*, die außer dem Alkali (Soda) und der freien Kohlensäure noch Kochsalz enthalten. Einen besonderen Ruf genießt in dieser Hinsicht Bad Ems, dessen Quellwässer aber auch zur Behandlung chronischer Katarrhe der oberen Luftwege sehr reichlich verwendet werden. Bekannt genug ist die Verwendung der Emser oder Sodener Pastillen, die aus den Mineralbestandteilen der Quellwässer bereitet und in großen Mengen verschickt werden. Man nimmt an, daß das Kochsalz, das zunächst den Blutkreislauf passiert, auch auf die Schleimhäute der Luftwege ausgeschieden wird und den hier bei Katarrhen überreichlich produzierten Schleim zur Verflüssigung bringt. Tatsächlich zeigen die Emser Pastillen etwa, wie viele aus eigner Erfahrung wissen werden, bei Rachen- und Kehlkopfkatarrhen, die nicht selten mit Heiserkeit einhergehen, recht oft ihre gute Wirkung.

Wir wenden uns nun der letzten Gruppe der alkalischen Mineralwässer zu, den *alkalisch-salinischen Wässern*, die außer Soda, Kochsalz und freier Kohlensäure noch Glaubersalz enthalten und deshalb eine stark abführende Wirkung auf den menschlichen Organismus haben. Hierher gehören die berühmten Quellen von Karlsbad, Franzensbad und Marienbad, die wegen ihrer therapeutischen Heilkraft eine große Anziehungskraft auf Angehörige aller Nationen ausüben. Auch Bad Elster in Sachsen gehört in diese Gruppe. Denselben Zwecken dienen ferner die sogenannten *Bitterwässer*, die sämtlich durch einen gewissen Gehalt an Bittersalz (Magnesiumsulfat), einem sehr energischen Abführmittel, ausgezeichnet sind. An solchen Bitterquellen ist wiederum Böhmen sehr reich; die bekanntesten sind Püllna, Saidschitz und Seidlitz.

Ihrer abführenden Wirkung verdanken die Glaubersalz- und Bittersalzquellen einen großen Zustrom. Die große Schar der Menschen, die an Verdauungsbeschwerden leidet, vor allem an chronischer Verstopfung, benutzt die Quellsalze der genannten Bäder. Die Karlsbader Kur, die auch an anderen Orten als in Karlsbad selbst durchgeführt wird, hat eine große Berühmtheit erlangt. Das natürliche Mengenverhältnis zwischen den einzelnen Bestandteilen der Karlsbader Quellen hat sich in so hohem Maße bewährt, daß auch künstliches Karlsbader Salz bereitet und ähnlichen Zwecken dienstbar gemacht wurde. Wer die wirtschaftlichen Mittel hat, wird naturgemäß die Kur in Karlsbad oder einem anderen Badeort vorziehen, wo die dauernde Kontrolle der Ärzte, die im Laufe der Jahre eine große Übung in der Behandlung dieser Leiden bekommen haben, das Heilresultat meist sehr günstig beeinflußt.

Besonderer Beliebtheit erfreuen sich Karlsbad und die anderen Glaubersalzbäder zur Behandlung der *Fettleibigkeit*. Noch energischer abführend wirken die Bitterquellen, die darum gleichfalls die Zuflucht der Fettleibigen bilden. Zusammen mit dem Ernährungsregime und der lebhaften Körperbewegung, die hier vom Arzt diktiert werden, vermögen die Wässer ohne Zweifel eine mehr oder weniger erhebliche Reduktion des Körpergewichts herbeizuführen. Die Nahrung passiert den Magendarmkanal schnell und kann deshalb zum Ansatz von Fett nicht verwendet werden. Freilich hat der Fettleibige meist nur vorübergehend Gewinn von dieser energischen Therapie, gewöhnlich setzt er im Winter bei reichlichen Mahlzeiten wieder alles an, was er an Fett in Karlsbad oder Püllna oder sonstwo zu seinem und seiner Angehörigen Stolz verloren hat. Soll der Erfolg dauernd sein, so müssen natürlich die fettarme Diät, die lebhafte Körpertätigkeit und der eventuelle Gebrauch laxierender Wässer auch weiter fortgesetzt werden. Sich im Essen zu beschränken, fällt aber gerade den Fettleibigen nicht immer ganz leicht, wenn sie nicht durch eine mehr oder weniger strenge Rationierung der Lebensmittel dazu gezwungen sind.

Damit haben wir noch längst nicht alle Leiden, die in Karlsbad und den anderen Kurorten dieser Gruppe behandelt werden, erschöpft. Ein weiteres Gebiet ist z. B. die Behandlung der Leberkrankheiten. Namentlich Frauen, die an Gallenstein leiden, haben oft großen Gewinn von einer Karlsbader Kur. Schließlich wird in diesen und in zahlreichen anderen Kurorten auch die Zuckerkrankheit mit mehr oder weniger Erfolg behandelt. Es besteht darüber kein Zweifel, daß die Zuckerkrankheit nur durch die entsprechende Diät beeinflußbar ist. Eine Heilung der Krankheit, die uns in ihren Ursachen noch unbekannt ist, läßt sich kaum erzielen, wohl aber eine Besserung so weit, daß der Patient bei entsprechender Lebensweise von den Symptomen der Krankheit nicht erheblich beeinträchtigt wird. Da in den Badeorten für vielerlei Annehmlichkeiten gesorgt ist, ist es kein Wunder, daß auch Zuckerkranke unter der Kontrolle gut unterrichteter Ärzte von einem Badeaufenthalt mancherlei Vorteil und Genuß haben.

Von den alkalischen Mineralquellen können wir uns nun abwenden, um noch ein paar Worte den *Eisenwässern* zu widmen. Bei allen Arten von Blutarmut und Bleichsucht, ferner bei manchen besonderen Blutkrankheiten wird Eisen, das einen wichtigen Bestandteil der roten Blutkörperchen bildet, verordnet. Kein Wunder also, daß auch die natürlichen Eisenquellen großen Zulauf haben. Wir können aus der großen Schar nur einige der bekanntesten nennen, wie Pyrmont in Waldeck, Kudowa, Flinsberg in Schlesien, Driburg in Westfalen. Auch Marienbad und Franzensbad haben Eisenquellen, ferner Freienwalde bei Berlin, Elster in Sachsen und noch viele mehr. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die *arsenhaltigen Eisenquellen*, von denen Levico und Roncegno sehr bekannt sind. Von deutschen Mineralquellen kommt die Dürkheimer Maxquelle besonders in Frage, die in großen Mengen versandt und zur Behandlung von Blutleiden und gewissen Nervenkrankheiten reichlich benutzt wird.

Aus der großen Schar der Mineralquellen haben wir natürlich nur einige der bekanntesten herausgreifen können, da eine bloße Aufzählung der Namen dem Leser wohl

kaum irgendeinen Genuß oder Nutzen verschaffen wird. Manche Quellarten, wie etwa die natürlichen Schwefelquellen, die in den Wässern von Bad Aachen, Weilbach und Nenndorf ihre Vertreter finden, haben wir nicht eingehender besprechen können.

Ein paar Worte wollen wir zum Schluß aber noch den Moor- und Schlammbädern widmen, die zur Behandlung rheumatischer und neuralgischer Leiden von großer Wichtigkeit sind. Der chronische Gelenkrheumatismus, die Gicht, die Ischias werden durch methodische Schlammpackungen, durch Moorbäder oft erheblich gebessert. Berühmt ist Battaglia (Italien), dessen schwefelhaltiger Schlamm über die ganze Welt versandt wird, ferner Pöstyan in Ungarn. Von deutschen Bädern nennen wir, um nur einige aufzuführen, Polzin in Pommern, Bad Elster und Schmiedeberg in Sachsen, Kudowa, Flinsberg in Schlesien, Bad Aibling in Bayern, die über natürliche Moorbäder verfügen. Die Behandlung der genannten Leiden mit Moorbädern besitzt heute auf Grund langjähriger Erfahrungen eine so große Bedeutung, daß auch in fast allen bekannten Badeorten entsprechende Einrichtungen vorhanden sind, die den Schlamm entweder aus dem Kurort selbst oder aus anderen Moorbädern beziehen. Seit einiger Zeit hat man auch dem Radiumgehalt des Schlammes den Hauptanteil der Heilwirkung zugesprochen. Ob dem Radium, das zur Behandlung gichtischer und rheumatischer Leiden auch in anderer Form angewendet wird, oder einem anderen Bestandteil des Schlammes oder der systematischen Durchführung der Bäderbehandlung überhaupt die Wirkung zufällt, bleibt noch dahingestellt. Die Tatsache ist aber nicht zu leugnen, daß gerade die Moorbehandlung schon vielen dieser durch ihre schmerzhaften Leiden sehr betroffenen Menschen gute Dienste geleistet hat. Und so wollen wir wünschen, daß trotz der schlechten Wirtschaftslage Deutschlands recht viele Menschen von den heilkräftigen Bädern, die es noch in seinem Eigentum besitzt, ausgiebigen Gebrauch machen können, daß namentlich auch den vielen Kriegsbeschädigten diese natürlichen Heilmittel in weitherziger Weise zur Verfügung gestellt werden.

Aus Wissenschaft und Technik.

Heilfieber und Heilentzündung. Historische Betrachtung der Medizin lehrt, daß man sich vor nichts mehr hüten muß als vor einem dünkelhaften Beharren auf einem einmal ergriffenen Standpunkt, vor einem kindlichen „Wie wir es so herrlich weit gebracht!“ Alte Behandlungsmethoden, von Jahrzehnten und Jahrhunderten verpönt und geächtet, kehren eines Tages wieder, unter neuer theoretischer Flagge zwar, aber praktisch im früheren Gewand. Die Einspritzung fremden Blutes in die Blutbahn eines kranken Menschen wurde einstmals als segensreich betrachtet; dann wurde die Unrichtigkeit ihrer theoretischen Voraussetzungen nachgewiesen, und sie kam gänzlich in Mißkredit. Neuerdings tritt nun der bekannte Berliner Chirurg Bier im Verfolg seiner ganzen pathologisch-biologischen Auffassung des Krankheits- und Entzündungsvorganges wieder warm für sie ein. Nach Bier ist bekanntlich die Hyperämie, der erhöhte Blutzustrom zu den erkrankten Organen, der wichtigste Heilfaktor. Demgemäß unterstützt er diese Heilungstendenz der Natur durch Erzeugung einer starken künstlichen Hyperämie mittels Stauung des Blutes in den erkrankten Gliedmaßen. Inneren Organen ist aber auf solche Weise nicht beizukommen. Um dort eine Hyperämie zu erzeugen, bedarf es anderer Mittel, und zwar solcher, die einen Reiz an dem Erkrankungsherd ausüben. Die erforderliche Körperreaktion gelingt es nun durch Einspritzung körperfremder Stoffe hervorzurufen, namentlich durch Eiweißstoffe (Proteinkörper). Man hat bei Einspritzungen mit den verschiedensten Stoffen Erfolge gesehen, ob man nun Tierblut benutzte oder Menschenblut oder Milch oder Serum usw. Es handelt sich hier im Gegensatz zu den Grundlagen der Immunitätsbehandlung um „unspezifische“ Reize, d. h. solche, die auf alle Krankheiten im gleichen Sinne wirken, nicht spezifisch wirken, wie beispielsweise Diphtherieserum bei Diphtherie. Das eingespritzte Tierblut usw. stellt das Reizmittel für den Körper dar. Es entstehen unter diesem Einfluß Fieber mit seinen Nebenerscheinungen bei verhältnismäßigem Wohlbefinden, beim Abklingen des Fiebers das Gefühl des Behagens und gesteigerter Leistungsfähigkeit, Verschwinden von Schmerz und Müdigkeit, Hebung des Ernährungszustandes, Schlafermöglichung, wohltätige Schweißanregung usw. Ein solches Fieber wirkt also im Sinne einer Heilung und wird daher als „Heilfieber“ bezeichnet. Von ihm wird neuerdings beispielsweise auch bei Heilversuchen zur Beeinflussung der fortschreitenden Gehirnerweichung (progressive Paralyse) Gebrauch gemacht. (Nebenbei bemerkt, ist jedes Fieber als Ausdruck eines Heilbestrebens der Natur aufzufassen; vgl. Schweisheimer, „Bedeutung und Wesen des Fiebers“, Leipziger „Illustrirte Zeitung“ 1920, Nr. 4024.) Die einzelnen Organe reagieren verschieden stark auf den Reiz, besonders stark aber das erkrankte Organ, in dem eine „Heilentzündung“, eine Verstärkung der vorhandenen Entzündungsvorgänge, entsteht. Es ist wichtig, chronische, schlecht heilende Entzündungen durch ein Reizmittel wieder akut zu machen. Dieses alte Verfahren ist alt und spielt in verschiedenster Gewandung in der Volksmedizin eine große Rolle. Bei den chronischen Entzündungen ist die aktive Tätigkeit des Entzündungsherdes vermindert oder erloschen. Deshalb heilen sie nicht aus. Eine Anfachung der erschlafften Zellen durch ein Reizmittel bewirkt oft die günstigsten Heilwirkungen oder Besserungen. Früher wurde zweifellos zu viel Blut eingespritzt, aus der Anschauung heraus, das verlorengegangene oder erkrankte Blut müsse mechanisch durch anderes ersetzt werden. So traten Schädigungen auf. Die Menge des in die Blutbahn (intravenös) eingespritzten Blutes soll aber nicht mehr als 2 bis 20 Kubikzentimeter betragen. Nur kleine Mengen wirken anregend, große lähmend. Besonders augenfällige Besserungen traten nach der wiederholten Einspritzung von Blut bei körperlich sehr heruntergekommenen Kranken auf, schwerkranken Lungenschwindsüchtigen usw. Ihr Befinden, ihr Allgemeinzustand hob sich außerordentlich.

Dr. W. Schweisheimer, München.

Pfarrer Kneipp und sein Werk. Um die Mitte des Monats Mai feiert Wörishofen den hundertjährigen Geburtstag von Pfarrer Kneipp; ihm verdankt das in der Stille der schwäbischen Landschaft geborene Städtchen Namen, Bedeutung und Wesensart. Das vergangene Jahrhundert zeigte im Beginn wie im Ende zwei Erscheinungen, die die wissenschaftlichen Grundlagen der Heilkunde erschütterten und in ihrer Persönlichkeit die empirische Technik, das heißt die praktische Anwendung eigener Erfahrungen, zum Leitsatz ärztlichen Handelns schufen; das waren Vinzenz Prießnitz und Sebastian Kneipp, der Gräfenberger Bauer wie der schwäbische Dorfgeistliche. So geraume Zeitspannen auch zwischen ihnen liegen, der gleiche Geist scharfer Beobachtung wie natürlichen Denkens eint sie und knüpft an ihrer beider Namen beispiellose Volkstümlichkeit und eine vor allem während ihres persönlichen Wirkens sich mehr und mehr ausbreitende Bewegung mit der Tendenz einer Reformierung der Heilkunde. Während aber Prießnitz in dem Strom der Weltgeschichte

wieder versinkt, wird dem Laienarzt Kneipp der wissenschaftliche Begründer der Hydrotherapie Wilhelm Winternitz zum Bauherrn, dessen auf physiologischer Grundlage beruhende Forschung der Anwendung des Wassers zu Heilzwecken nunmehr Halt und Bestand für immer verspricht. Der Glaube an sich, der aus der Persönlichkeit Kneipps und seinem Wirken wie eine Offenbarung hervorbrach, bedingte aber nicht allein das Wesen seiner Erfolge, wie zeitgenössische Gegnerschaft besonders seitens der Schulmedizin es zu stempeln versuchte, unbedingt leitete ein künstlerisches Beobachten, gepaart mit feinem Empfinden für die Natur des Krankseins, das Wollen und Können des Wörishofer Pfarrherrn. In diesen instinktiven Vorstellungen lag aber auch die Grenze seiner Leistungsfähigkeit, da ihm grundlegende Kenntnisse des Baues wie der Vorgänge des menschlichen Körpers fehlten und er ihnen gegenüber unbelehrbar blieb. Häufig genug trat eine Schematisierung ein, die die Schwächen der übertriebenen, einseitigen Wasseranwendung bloßstellte und die neue Ära der Heilkunst, wie die Adepten Kneipps sie zu bezeichnen pflegten, zu einem zeitlich begrenzten Wirken einer eigengearteten Persönlichkeit erscheinen ließ. Die methodische und systematische Erforschung der Wirkung des Wassers auf den menschlichen Körper, wie sie von Winternitz begründet worden ist und heute in einer großen Reihe von den Universitätskliniken angegliederten Instituten fortgesetzt wird, hat trotzdem die Bedeutung von Wörishofen nicht geschmälert: Hat Pfarrer Kneipp auch keine Schule und wenig Jünger hinterlassen, sein einstiger Wirkungsort übt auch jetzt noch einen starken Zauber auf Menschen aus, die um Gesundheit und Lebensfrische ringen. Kulturgeschichtlich betrachtet, ist die Bedeutung dieses einstigen armseligen Dorfes, heute aber zum wohlbestallten Kurort herangewachsenen Städtchens vielleicht noch gestiegen, denn Natürlichkeit und Einfachheit in Lebenshaltung wie in Form der angewandten Heilmaßnahmen sind ihr Wesenskern geblieben, und an Stelle der Lahmen, Siechen und Blinden, wie zu Kneipps Zeiten, bevölkern heute die taufrischen Wiesen, die Luftbäder und das Kneippianum zur Natur zurückkehrende, Erholung und Belebung suchende müde Großstadtmenschen! Dr. Julian Marcuse, Ebenhausen.

Rom und Byzanz. Als die Löwin, so erzählt uns Äsop in einer seiner Tierfabeln, einst deswegen gefoppt wurde, weil sie nur ein Junges zur Welt bringe, antwortete sie stolz: „Nur eines, aber einen Löwen!“ Gegenüber den vielgestaltigen Erzeugnissen hellenischen Geisteslebens wußte der römische Genius nur eine ureigenste Schöpfung in die Wagschale zu werfen, seine Rechtswissenschaft, diese eine freilich ein Quaderbau von bewunderungswürdiger Kraft und Größe. Und wie es Alt-Hellas beschieden war, in den späten Alexandrinern die treu-dankbaren Schüler zu finden, deren schönster Ruhmestitel eben darin besteht, die griechischen Geistesschätze aufbewahrt und der Nachwelt erhalten zu haben, so sollten die christlichen Byzantiner der römischen Rechtswissenschaft die gleichen Dienste als Sammler und Verewiger zu leisten berufen sein. Der Schule zu Alexandrien treten — durch Jahrhunderte von ihr getrennt — die Rechtsschulen zu Byzanz (Konstantinopel) und Beryt (Beirut) ebenbürtig an die Seite. „Doch wie war es nur möglich, daß der Umschwung der Weltanschauung so wenig wirksam wurde? Mußte denn nicht der Geist der neuen Zeit stürmisch an den Toren jener Schulen klopfen und Einlaß begehren?“ So mag mancher sich oft gefragt haben. Aber man darf nicht vergessen, daß, wenn auch eine Welt die christlich-byzantinische Kaiserzeit von der heidnisch-römischen trennt, doch ein gewaltiges Bindeglied der Gedanke des Imperiums war, der Weltherrschaftsgedanke. Dieses Zusammenhalts mit den heidnischen Kaisern hat die machtvollste Persönlichkeit auf dem byzantinischen Kaiserthron, Justinian, in einem seiner Gesetze ausdrücklich Erwähnung getan. Als sichtbarer Niederschlag dieser Einheit mußte das römische Recht gelten. Im übrigen ist dieses nicht rein, nicht unberührt in den byzantinischen Sammlungen auf uns gekommen. In der wichtigsten, die unter dem Namen „Pandekten“ Weltbedeutung erlangt hat, finden sich zahlreiche Veränderungen von byzantinischer Hand. In der heutigen Sprache der rechtsgeschichtlichen Wissenschaft bezeichnet man sie mit dem Wort „Interpolationen“ (vom lateinischen interpolare = zurechtstutzen). An der Aufdeckung dieser Interpolationen, die ebensoviel Fleiß wie Vorsicht erfordert, haben die letzten drei Jahrzehnte den meisten Anteil aufzuweisen. Man mag es ja bedauern, daß die römischen Rechtsdenkmäler nicht in unverfälschter Gestalt auf uns gekommen sind. Aber wenn wir die Wahl hätten, ob sie uns ganz und gar verlorengegangen sein sollten (und das wäre zweifellos geschehen, wenn nicht die Byzantiner gewesen wären), oder ob wir sie in der Gestalt erhalten sollten, in der wir sie besitzen, so würden wir gewiß nicht zweifelhaft sein, wofür wir uns zu entscheiden hätten. Dr. Richard Samter, Charlottenburg.

Die Gründung des Instituts für Verkehrslehre in Köln. Am 25. April 1921 wurde in Köln das erste deutsche Institut für Verkehrslehre unter Teilnahme leitender Vertreter der Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden, der Universität, der Industrie, des Handels und des Verkehrs gegründet. Ziel und Aufgabe des Instituts sind Forschung und Lehre auf dem Gebiet des gesamten Verkehrswesens, Nutzbarmachung der Ergebnisse dieser Tätigkeit für das deutsche Wirtschaftsleben. Die erste Aufgabe ist die Gründung eines Archivs für Verkehrswissenschaften, ferner die Anlage einer Statistik des gesamten Verkehrswesens in Fühlung mit den statistischen Ämtern. Die zweite Aufgabe ist der Ausbau der verkehrswissenschaftlichen Vorlesungen an der Universität sowie die Schaffung eines Kolloquiums und eines Seminars für das Verkehrsfach. Drittens will das Institut den Studierenden Einblick in bedeutende Unternehmungen der verschiedenen Verkehrszweige vermitteln, zu denen Besichtigungen von Industrie- und Handelsbetrieben, gegebenenfalls Studienreisen hinzutreten. Als letzte, darum aber nicht minder wichtige Aufgabe hat sich das Institut die Erteilung von Auskünften über wichtige und schwierige Verkehrsfragen gesetzt. Zur Förderung des Instituts für Verkehrslehre war eine Gesellschaft, bestehend aus führenden Kreisen der Verkehrsunternehmungen von Industrie und Handel, gebildet worden. Der bisherige Präsident dieser Gesellschaft, E. F. C. Soest-Hagen, trat zurück, um die Leitung der Gesellschaft an den Sitz des Instituts nach Köln übergehen zu lassen. Das Amt ging nunmehr auf Generaldirektor Ott von der Rhein- und See-Schiffahrts-Gesellschaft, Köln, über. Die Leitung des Instituts wurde Dr. Ernst Esch, Köln, übertragen.

Für die Frauenwelt.

Moderne Halsumrahmung. Zu den wichtigsten Momenten unseres Anzuges gehört die Halsumrahmung. Ein Rückblick auf die Trachten und Moden vergangener Zeiten überzeugt jeden sofort ohne weiteres von dem großen Einfluß des Halsausschnittes auf das Gesamtbild des weiblichen Anzuges, aber in Anwendung auf die Gegenwart wird das nur allzuoft übersehen, die Form der Halsrahmung wird als Quantité négligeable betrachtet. Wir haben heute vier Hauptformen: den hohen Stehkragen, den quer gestellten, ovalen Ausschnitt, den herzförmigen und den viereckigen. In den Modesalons wird der hohe Stehkragen sehr viel gezeigt. Er ist also Mode — damit ist aber nicht gesagt, daß er viel getragen wird. Auch ihm ergeht es wie so manchem andern Modedetail, er wird in der Hauptsache von solchen Frauen kultiviert, die in dem Wahn leben, „elegant sein“ heißt jeweilig unbedingt das Letztmoderne tragen. Ich muß sagen, daß ich den hohen Strehkragen von wirklich Eleganten nur dann tragen sehe, wenn er sinn- und zweckvoll ist. Zweckvoll ist es, wenn Kittelkleider und Blusen, die so gearbeitet sind, daß sie hoch geschlossen und herzförmig geöffnet getragen werden können, auf der Straße am Halse zugeknöpft werden;

(Fortsetzung auf Seite 437.)



Asbach „Uralt"

und der

Versailler Friedensvertrag

Durch Artikel 275 des Versailler Friedensvertrages wird demnächst der deutschen Weinbrennerei die weitere Benutzung des Wortes Cognac für ihre Erzeugnisse unmöglich gemacht. An seine Stelle wird die Bezeichnung „Weinbrand" treten.
Die französische Cognac-Industrie mag sich der Hoffnung hingeben, daß hierdurch der Wettbewerb der deutschen Weinbrennerei beseitigt werde. Diese Hoffnung wird enttäuschen.
Die früher bestehende Voreingenommenheit des deutschen Verbrauchers für alles Fremdländische hat auch bezüglich des Cognacs einer besseren Einsicht platzgemacht. Dadurch werden Millionenwerte der deutschen Volkswirtschaft erhalten bleiben, die andernfalls nutzlos in's Ausland gehen würden.

Unsre Marke Asbach Uralt in Rüdesheim a. Rhein, aus edlen Weinen gebrannt und mit äußerster Sorgfalt gepflegt, hat sich unabhängig von der internationalen Bezeichnung Cognac seit Jahren ihren stetig größer werdenden Kreis von Freunden und Gönnern erworben. Sie hat stets ihre Eigenschaft als vaterländisches Erzeugnis betont u. durch ihren innern Wert das Wort Cognac keinen Augenblick vermissen lassen. Der in ihrer Güte und Preiswürdigkeit liegenden Macht vermag daher der Artikel 275 des Friedensvertrages keinen Abbruch zu tun.

Asbach & Co. Weinbrennerei
Rüdesheim am Rhein

(Fortsetzung der „Frauenwelt“ von Seite 434.)

sinnvoll sind bei kühler Witterung hochgeschlossene Jumper; zu strengen Schneiderkleidern sehen duftige Blusen mit modern ausgeführten, hohen Stehkragen sicher gut aus, und für alte Damen sind sie unentbehrlich. Geradezu unbegreiflich aber ist es, daß irgendeine Frau auf den geschmacklosen Modewitz hereinfallen konnte, dem vollkommen ärmellosen Abendkleid einen hohen Stehkragen zu assortieren, wie ich das sogar an einer unserer besten Bühnenkünstlerinnen in einem Konversationsstück sah. Und nicht genug an dieser Geschmacklosigkeit, die Mode — die davon lebt, auf den Gimpelfang zu gehen — ersann noch Widersinnigeres: Man zeigte mir ein an sich sehr schönes, dunkelblaues Gabardinekleid, zusammengestellt mit schwarzem Crêpe Georgette, oval ausgeschnitten. Hinten vom Ausschnitt geht eine Leiste aus, und diese stellt die Verbindung mit einem Stehkragen her — man sollte es nicht für möglich halten, daß auch das Abnehmerinnen findet. Sehr originell zum Straßenkostüm sind Kragen aus Glasbatist mit mächtigen, vatermörderartigen Zipfeln oder ein aus Krepp oder Glasbatist bestehender, mehr denn handbreiter, getollter oder plissierter Volant, der in ein ganz schmales Halsbündchen tritt — durch ein Bändchen versteckt. Das umrahmt das Gesicht ulkig wie eine altmodische Bukettmanschette und ist für lange, schlanke Hälse sehr kleidsam. Ich selber kenne mehrere Damen — und zähle mich selber auch zu ihnen — die den oval gestellten Kleidausschnitt nur ungern und daher selten tragen, obwohl er der eigentliche Modetypus ist. Fast immer kann man ihn, ohne die Linien des Modells zu zerstören, in einen viereckigen umwandeln, seltener in einen spitzen. Große, weiße Blusenkragen aus der Jacke hervorsehen zu lassen — vorzüglich hinten — gilt nun nicht mehr als dernier chic, dementsprechend weisen die feinsten Blusen ziemlich schmale Schalkragen auf (in Gestalt gerader Streifen), die sich graziös und wie zufällig in die sehr tief gestellten Jackenausschnitte einfügen, nur leise auf den Reversen aufliegend, wenn anders sie nicht deshalb sichtbar sind, weil die nur mittels des Gürtelchens zusammengehaltene Jacke vorn offen steht. Wenn die überwiegende Majorität der Blusen noch mit sehr großen und reich garnierten Reversen ausgestattet ist, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie auf der Jacke aufgelegt werden müssen — man muß ja nicht immer alles zeigen, was man besitzt — — — Wo Jumper zur

Jacke getragen werden und die helle Halsumrahmung fehlt, sehe ich als Neuestes eine alte, aber reizende Mode auftauchen, das heißt, in den Jackenausschnitt werden weiße getollte Batistvolants oder Piquéstreifen eingeheftet. Die helle Halsumrahmung tauchte mit dem Frühjahr auch wieder an den Kleidern auf. Bald sind es flach liegende Kragen aus weißem Crêpe Georgette, bald mehr hoch stehende aus Glasbatist, bald — und das ist die typische Neuheit — säumt ein schmaler Schalkragen aus Glasbatist den sehr tief gestellten Ausschnitt der Kittelkleider ein, die über den Kopf gezogen werden müssen. So an einem marineblauen Kunstseidentrikotkleid ein weißer Glasbatistkragen (ein gerader Streifen in einfacher Stofflage), der mit dunkelblauem Wachstuch eingefaßt ist. M. v. Suttner.

Das verlängerte Kleid. Da die Frauen sich an das lange Kleid absolut nicht gewöhnen wollen, versucht es die schlaue Mode, sie durch eine neue Modenuance langsam daran zu gewöhnen. Es gibt nun fast gar kein Kleid mehr, das eine einheitliche Rocklänge aufweist. Irgendwo ist es im Zipf verlängert! Bei den Abendkleidern wird gewöhnlich eine Gürtelschleife dazu verwendet, die Verlängerung herzustellen. Ja, oft reicht diese Schärpe bis zur Erde. Ein anderes Kleid ist wieder zu beiden Seiten verlängert, indem der Rock aus Spitze oder Crêpe Georgette tief herunterhängend gearbeitet ist. Diese Art und diese Form sind sehr beliebt. Bei einem weißen Crêpe-Georgette-Kleid werden blaue Tunikateile seitlich tief verlängert, um die Form herauszubringen, und auch bei Sergekleidern sind die Seitenbahnen derart arrangiert. Wenn oft das Tablier verkürzt werden muß, nur um die seitliche Verlängerung zustande zu bringen, geschieht auch dies in der Voraussetzung, daß die Verlängerungslinie angebracht wird und die Frauen mit der Zeit doch einsehen werden, daß es unnütz ist, sich gegen die Mode und ihren Willen zu sträuben. Die Kürze des Kostüms wird ja hoffentlich überhaupt niemals wieder abgeschafft werden, denn etwas Praktischeres kann man sich wohl nicht mehr denken. Und ein kurzes Nachmittagskleid, natürlich nicht übertrieben, ist wieder ungemein jugendlich und läßt auch ältere Frauen noch ein wenig schick erscheinen. Es ist also nur zu begreiflich, daß die Mode alle ihre Künste spielen lassen muß, um die Frauen an eine diskrete verlängerte Linie zu gewöhnen. Kommt die Verlängerung so hübsch und annehmbar, wie diese Anfänge zeigen, dann wird sich — für das Nachmittags- und

Abendkleid — auch ganz gewiß keine Frau sträuben, sie anzunehmen; sie wird sie aber mit Entrüstung zurückweisen, wenn sie das Kostüm erfassen sollte. In leichten graziösen Stoffarten macht sich die neue Nuance sogar recht hübsch, in schweren Stoffen wird sie sich aber direkt unschön ausnehmen. Claire Patek.

Die Dame vor dem Schaufenster. Von all den Hunderten und Hunderten von Schaufenstern in einer großen Stadt sind es für den Menschen mit durchgebildetem Geschmack nur wenige, die ihn zu fesseln vermögen. Wenn die elegante Frau am Vormittag ihre Besorgungen macht, so ist es nur hier und da mal ein Schaufenster, vor dem sie stehen bleibt, oder das sie eigens aufsucht. Die Fenster von Bücher- und Bilderläden sind es meistens nicht, denn was es an neuen Büchern oder alten Liebhaberausgaben gibt, schickt ihr der Buchhändler zur Auswahl in ihr Heim, und über Bilder unterrichtet sie sich bei ihren Besuchen der neuen und alten Galerien. Auch höchstens ein oder zwei Schaufenster mit Wäsche, Hüten oder Kleidern sieht sie sich an, bei den allerrenommiertesten Firmen; bei allen anderen fürchtet sie schon die Berührung mit der Dutzendware, mit dem Geschmack der Menge. Viel Interesse bringt sie den Fenstern der guten Blumengeschäfte entgegen, denn natürlich legt sie den größten Wert darauf, ständig, besonders aber wenn Gäste anwesend sind, etwas der Jahreszeit und Gelegenheit entsprechend ausgesucht Feines, Zartes, Liebes oder Köstliches an Blumen und Pflanzen in allen Gläsern und Schalen zu haben. Gilt es, kleine Ergänzungen für den Anzug, den Toilettentisch oder den Schreibtisch oder ein feines kleines Gelegenheitsgeschenk einzukaufen, so läßt sich die wirklich geschmackvolle Frau die Mühe nicht verdrießen, die Fenster der in Betracht kommenden Geschäfte eingehend zu besichtigen, ehe sie ihren Entschluß faßt und, ihm entsprechend, im Laden selbst die eigentliche Wahl trifft. Diese Art der Dame, einzukaufen, entspricht ihrer ganzen Veranlagung, nach der es ihr unmöglich ist, sich mit gewöhnlichen oder unschönen Gegenständen zu umgeben oder sie anderen zu schenken. Jede kaufende Frau, bei der nicht Sparsamkeit allein das Ausschlaggebende bei allen Käufen sein muß, sollte in der Art der verwöhntesten Käuferin wählen, das heißt, lange überlegen, schauen, abwägen und prüfen, ehe sie den entscheidenden Schritt tut und die Ladentür öffnet. Und dann sich durch keine Reden der Verkäuferin beeinflussen lassen und lieber

mutig den Laden wieder verlassen, ohne etwas gekauft zu haben, ehe man etwas nach Hause trägt, dessen Besitz nicht vollkommen befriedigt. Und beim Schenken lieber eine einzige Kleinigkeit, ein Nichtschen geben, aber von feinster Qualität, von apartem Geschmack und in zierlichster Verpackung, tausendmal lieber als etwas, das auf den ersten Blick verblüfft, das nach etwas aussieht und am nächsten Tage schon bei näherer Besichtigung enttäuschen muß.

O. M. Moß.

Hypnose zur Schmerzstillung bei Geburten. Die kunstgerecht, von sachverständiger Seite angewandte Hypnose findet ein immer größeres Anwendungsgebiet zur Schmerzstillung in der Medizin. Der Morphin-Skopolamin-Dämmerschlaf, der für viele Geburtshelfer ein wichtiges Hilfsmittel ist, befriedigt andere nicht im gleichen Maße. Neuerdings hat man frühere Versuche, eine Schmerzlosigkeit der Geburt durch Hypnose zu erzielen, wieder aufgenommen. In der „Münchner Medizinischen Wochenschrift" berichtet v. Oettingen über derartige an der Heidelberger Frauenklinik angestellte Versuche. Es wurde 16 Frauen in der Hypnose suggeriert, daß sie keine Schmerzen während des Geburtsverlaufes haben würden, sondern tief schlafen und erst nach beendigter Geburt ohne jede Erinnerung aufwachen. Man prüft am besten den Erfolg der Suggestion, indem man eine Empfindungslosigkeit des Armes suggeriert und mit tiefen Nadelstichen sich von der Wirkung überzeugt. Ist gänzliche Empfindungslosigkeit eingetreten, so ist die Patientin genügend vorbereitet. Drei bis vier Frauen werden zu gleicher Zeit in einem Raume eingeschläfert. Es empfiehlt sich, in Gruppen zu hypnotisieren, da die gegenseitige Beruhigung und Steigerung der Suggestion ein wesentliches Hilfsmittel bedeuten. Es wird nun die Suggestion gegeben, daß der Schlaf die Fähigkeit verleihen könne, immer leichter und tiefer einzuschlafen, wenn es angeordnet würde, und daß in diesem Schlafe jede Schmerzempfindung, vor allem der Wehenschmerz, völlig aufgehoben sei. Vierzehn Versuche gelangen, zwei waren Versager infolge von Gegensuggestionen, die ihnen von anderer Seite gegeben worden waren. So wird hier die Hypnose als ein wirksames Mittel betrachtet, durch Suggestion den Wehenschmerz zu beseitigen oder wenigstens stark herabzusetzen. In der Hand des Arztes — in eine andere Hand gehört die Hypnose nicht — kann, wie sich auch hier zeigt, die Hypnose sich als gutes Behandlungsmittel bewähren. S.











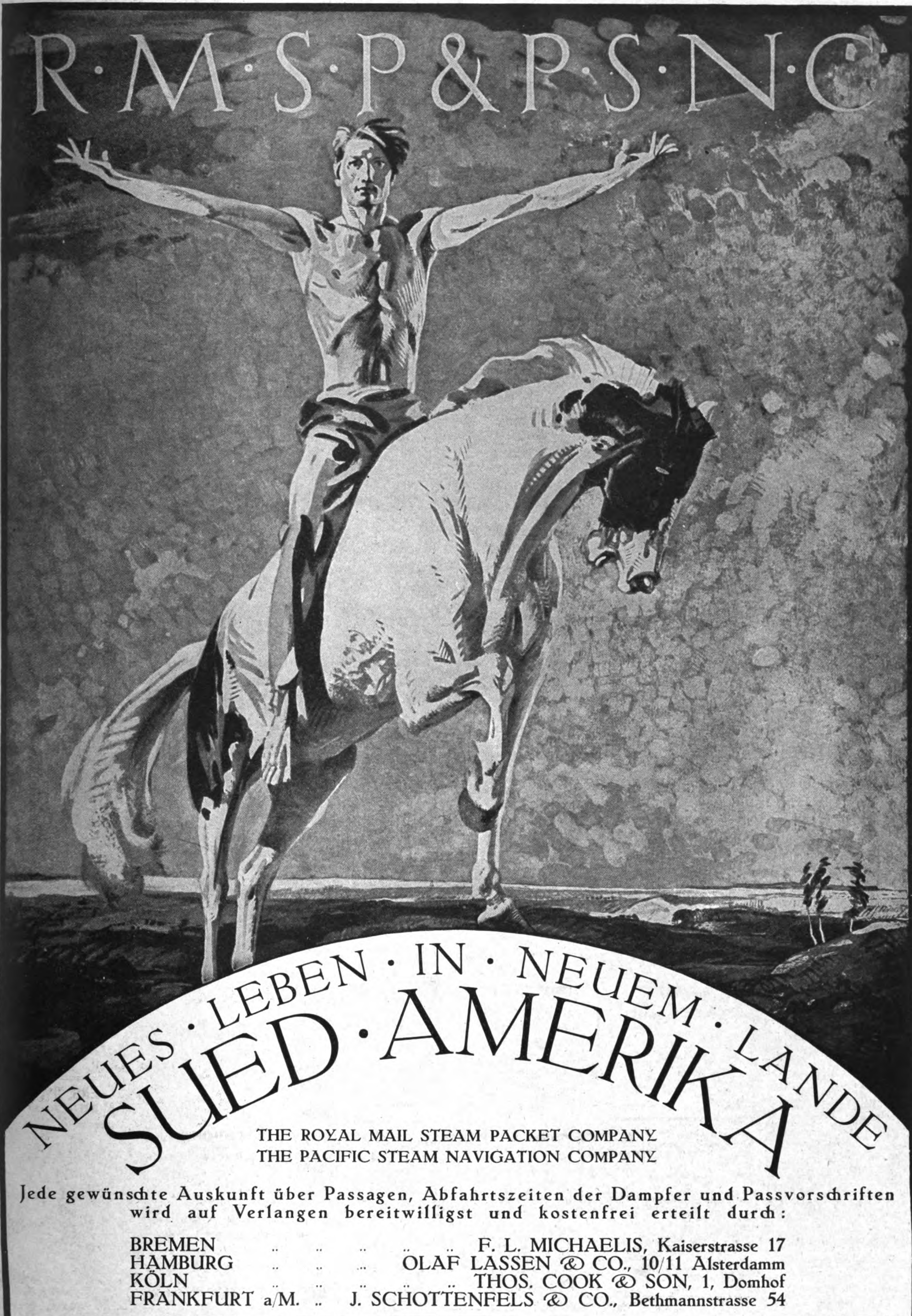











R·M·S·P & P·S·N·C
NEUES·LEBEN·IN·NEUEM·LANDE
SUED·AMERIKA
THE ROYAL MAIL STEAM PACKET COMPANY
THE PACIFIC STEAM NAVIGATION COMPANY
Jede gewünschte Auskunft über Passagen, Abfahrtszeiten der Dampfer und Passvorschriften wird auf Verlangen bereitwilligst und kostenfrei erteilt durch:
BREMEN .. .. F. L. MICHAELIS, Kaiserstrasse 17
HAMBURG .. .. .. OLAF LASSEN & CO., 10/11 Alsterdamm
KÖLN .. .. THOS. COOK & SON, 1, Domhof
FRANKFURT a/M. .. J. SCHOTTENFELS & CO., Bethmannstrasse 54

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag v. J. J. Weber, Leipzig

Nr. 4049 — Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) — 156. Band

Bücherbesprechungen.

Musikliteratur. Die seit dem Weltkrieg sinkende Tendenz des allgemeinen künstlerischen Kulturniveaus, die mit dem ständigen Steigen der Eintrittspreise für Theater- und Konzertsaal in peinlichem Zusammenhang steht, übt auch auf die musikliterarische Produktion begreiflicherweise ihren unheilvollen Einfluß aus. Quantitativ wie qualitativ an erster Stelle zu nennen ist ein Werk von Paul Pretzsch: „Die Kunst Siegfried Wagners“ (Breitkopf & Härtel, Leipzig), in dem dieser Jungbayreuth-Verehrer, als begabter Jünger Glasenapps, sich auf Grund intimer Beherrschung des Stoffes als ein tatenfröhlicher Förderer der musikdramatischen Schöpfungen, mit denen der Erbe Richard Wagners sich als berufener Dichter und Komponist zu erweisen trachtet, vorstellt. Von dem erfolggekrönten „Bärenhäuter“ bis zu dem arg befehdeten Märchenspiel „An allem ist Hütchen schuld“ werden alle elf Opern Siegfried Wagners in stilistisch blühender Form behandelt und mit zahlreichen Notenbeispielen versehen. Der aus der Meisterhand Franz Staßens stammende Bildschmuck trägt zum Wert des Werkes nicht wenig bei. — Im gleichen Verlag erschien „Kammermusik-Abende“ aus der Feder des namentlich in Leipzig wohlbekannten Musikschriftstellers Dr. Alfred Heuß; eine von überlegenem Wissen diktierte, mit Noten reich versehene Sammlung von Erläuterungen von Werken der Kammermusikliteratur, deren befremdend willkürliche Auswahl und ungleichwertige Behandlung des Stoffes darauf zurückzuführen ist, daß diese Texte ursprünglich für die Programme der Leipziger Volkskammermusikkonzerte geschrieben wurden. — Ein gewaltiges historisches und künstlerisches Material in bescheidenem Raum übersichtlich zu behandeln, vermag noch wirksamer der Baseler Professor Dr. Karl Neff in seiner „Einführung in die Musikgeschichte“ (Verlag von Kober C. F. Spittlers Nachfolger, Basel). Wenn der schmucke Band auf Vollständigkeit selbstverständlich auch keinen Anspruch macht, so sind Auslese und Aufbau, Stil und Kritik darin doch wie geschaffen, nur wenig vorbereitete Leser mit den Schätzen der Tonwelt, deren Entstehung und deren Urhebern bekannt zu machen. — Wesentlich subjektiv-kritischer hingegen ist „Die neue Musik“ von Walter Krug (Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach bei Zürich) gehalten, und ohne mehrfachen Widerspruch wird man die mit Bildnissen geschmückte Sammlung von lose aneinandergereihten, mehr oder minder lückenhaften acht Monographien schwerlich aus der Hand legen. Das Schwarzweiß-Verfahren des politisch nicht unbeeinflußten Verfassers zeitigt darin manch seltsame Urteilsblüte. Der etwa in der Mitte des Buches befindliche, übrigens für den antimodernen Autor sehr charakteristische „Parsifal“-Artikel ist wohl nur zufällig hineingeraten. — Auch zwei andere Beiträge zur Richard-Wagner-Literatur brauchen nur angeführt zu werden, da nennenswerter neuer Gedankenstoff nicht darin zu finden war. Es sind dies „Die Musik im Kunstwerk Richard Wagners“ — ein Hans v. Wolzogen zum 70. Geburtstag gewidmeter Beitrag — von Max Seiling (Hans Sachs-Verlag, München) und „Richard Wagners Opern und Musikdramen in Dresden“ von Professor Otto Schmid (Oskar Laube Verlag, Dresden). — Hingegen ist der dritte Beitrag zu diesem kaum mehr übersehbaren Stoffgebiet, nämlich: „Das Siegfried-Idyll oder Die Rückkehr zur Natur“ von Hermann W. v. Waltershausen („Musikalische Stillehre in Einzeldarstellungen“, Nr. 2; Hugo Bruckmann Verlag, München), erheblich eher besonderer Beachtung wert. Schon wegen der interessanten historischen Randbemerkungen und ästhetischen Schlaglichter, mit denen der scharfsichtige Verfasser sein Hauptthema zu verzieren weiß. — Nicht minder lesenswert aber sind das 1. und 3. Heft dieser Sammlung: „Die Zauberflöte.“ Eine operndramaturgische Studie; und: „Der Freischütz.“ Ein Versuch über die musikalische Romantik. In beiden Bänden, die auf Grund von Vorträgen, welche der auch als Komponist anerkannte Verfasser in seinem „Praktischen Seminar für fortgeschrittene Musikstudierende“ in München hielt, entstanden, ist eine Fülle von literarischem Wissen und musikphilosophischer Weisheit mit fesselnder Feder zu einer Darstellung gebracht, die trotz mannigfacher Eigenmächtigkeiten das Lesen dieser Studien sehr genußreich macht. — Unter Beigabe von Bildern sowie faksimilierten Brief- und Notenbeispielen ließ der durch sein großes Schubert-Werk als Spezialkenner dieses vormärzlichen Wiener Heimatkünstlers bestens bekannte Otto Erich Deutsch unter dem vielverheißenden Titel: „Franz Schuberts Briefe und Schriften“ (Georg Müller Verlag, München) eine wertvolle Ergänzung des bereits bekannten biographischen Materials erscheinen. Neben mancherlei unscheinbaren Kleinigkeiten birgt die Sammlung eine Menge reizvollen Stoff, die für alle Verehrer des zaubermächtigen Lieder- und Tanzkomponisten zu einer Quelle lehrhafter Orientierung werden kann. — Zum Schlusse sei ein Heft erwähnt, mit dem der Kunstschriftsteller Joseph M. H. Lossen einen Einblick in die hessische Theaterkultur gibt; es betitelt sich: „Das Darmstädter Hoftheater unter Großherzog Ernst Ludwig 1892 bis 1917.“ (Aus „Darmstadt“; Verlag von H. Hohmann, Darmstadt.) Bei aller Objektivität wird hier das tatenfrohe dramaturgische Mitarbeiten des letzten hessischen Landesfürsten in warmblütiger Weise geschildert.

Otto Sonne.





Nummer 4049. 156. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4049. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pf. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 2. Juni 1921.

Die deutschen Weltkurorte Böhmens

KARLSBAD – MARIENBAD – FRANZENSBAD

Saisonbeginn 1. Mai.

Tadellose Verpflegung. Voller Kurbetrieb.

Einreisebewilligung und Passvisum durch das tschechoslowakische Konsulat in Leipzig, Berlin, Breslau, Chemnitz, Dortmund, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln und das tschechoslow. Reise- und Verkehrsbüro, Berlin W, Potsdamer Platz 3.

Auskünfte und Prospekte durch die Städtischen Kurverwaltungen.

Heiraten?

Einwandfrei u. absolut diskret wird das Problem des Sichfindens gelöst durch unsere überall verbreitete Organisation. Große Erfolge! Ein Gesuch über 400 reiche Angebote! Bundesschrift geg. Einsend. v. 1 Mk.

„Der Bund",
Zentrale Kiel :: Zweigstellen überall.

Raucherdank!

Das sicherste Mittel, das Rauchen ganz oder teilweise einzustellen. Wirkung verblüffend. Auskunft umsonst.

Vers. San. Artikel Gg. Englbrecht, München R. 184, Kapuzinerstr. 9.



Wund- und Kinderpuder, Körperpuder, Fußstreupuder u. Pasta

LANULA

Chemische Fabrik
Langbein & Lange, Plauen i. V.
Inh.: Dr. R. Bauer.

Bad Flinsberg

im schles. Isergebirge, 524–970 m, Bahnstation. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche, arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- u. Nervenleiden. Gicht. Brunnenversand. Moderne Badeanstalten, grosses Kurhaus. Illustrierte Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Sanatorium Hochstein

Oberschreiberhau Rsgb. 18

Partenkirchen bayr. Hochgeb.

Hotels Haus Gibson und Schönblick.

Vornehme Familien-Häuser in bevorzugter Höhenlage, große Waldparks, Schwimmbad, Tennisplatz. Ganzjährig in Betrieb.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Schierke

Die Perle des Harzes!
Alpiner Luftkurort am Brocken!
Sommer- und Wintersportplatz.
Prospekte durch die Kurverwaltung. Tel. Nr. 50

Bad Steben bei Hof

im Frankenwald herrlich gelegen.

Staatl. bayr. Stahl- und Moorbad.

Vorzügliche Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, Frauenleiden, Herz-, Nerven-, Rückenmarkskrankheiten, Gicht, Rheumatismus usw. — Zwei an Eisen und Kohlensäure reiche Quellen von stärkster Radioaktivität. Mineralmoorbäder. Neues, vornehm behagliches Kurhaus, großer Kurpark, waldreiche Umgebung.

Kurzeit 11. Mai bis 30. September. Auskünfte durch die **Badeverwaltung Bad Steben.**

Jodbad Sulzbrunn

Bade-, Trink- und Luftkuren

v. bayer. Roten Kreuz G. m. b. H.
b. Kempten i. Allgäu
875 m ü. d. M.

Jodwasserversand
Gute Verpflegung.

Auf Wunsch Prospekt Nr. 2 kostenlos. Jahresbetrieb. Eig. Oekonomie.

Bad Warmbrunn

Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. Bahnstation.

8 schwefelhaltige stark radioaktive Thermalquellen, heilkräftig bei allen Formen von Rheumatismus, Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- und Blasenleiden, bei Nerven-, Frauen- u. Hautkrankheiten, Kriegsverletzungen. Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw.

Kurzeit Mai — Oktober.

Versand der „Neuen" und „Kleinen Quelle" sowie des Tafelwassers „Ludwigs-Quelle" durch „Warmbrunner Brunnenversand". Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Zürich. Limmathof.

Nächst Hauptbahnhof. Hotel 2. Ranges. Gut bürgerliche Küche. Ia Landweine. Elektrisch Licht. Zentral-Warmwasserheizung. Schreibzimmer. Zimmer von fr. 4,50 an.

Rom Pension Hannover

Zimmer m. Pens. v. 20 Lire an pro Person. Der bisherige Besitzer: P. WACKER.

Königlich Holländischer Lloyd Amsterdam

Transatlantischer Dampferdienst via **Spanien** und **Portugal** für **Passagiere, Fracht** und **Post** nach



SÜD-AMERIKA
Rio de Janeiro, Santos, Montevideo, Buenos Aires

CUBA / MEXICO
Havana, Vera Cruz

NORD-AMERIKA
New Orleans

mit modernen Drei- und Doppelschrauben-Schnelldampfern regelmäß. i. kurzen Abständ. ab Amsterdam

Moderne schnelle **Frachtdampfer** nach obengenannten Häfen sowie nach **Pernambuco** und **Bahia**

Spezieller 14tägig. Frachtdienst nach **New York**

Alle Auskünfte über Passage und Fracht durch die Gesellschaft in Amsterdam oder die in den meisten Großstädten befindlichen Vertretungen.



F. A. Winterstein, Leipzig, Hainstrasse 2.

Versand ohne Zwischenhandel. Angebote bereitwilligst.

Koffer- und Lederwarenfabrik. Spezialhaus für feine Lederwaren.

Der gute Ton und die feine Sitte. Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. 7. Auflage. Geb. M. 8,50. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Witwenrente — Invaliditätsversicherung — Altersversicherung

Gothaer Lebensversicherungsbank

auf Gegenseitigkeit. Begründ. 1827

Abgeschlossene Versicherungen:

drei Milliarden Mark.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Lyra-Zigaretten

nur Qualität!

Deutsche Präzisions-Uhrenfabrik Glashütte Sa. e. G. m. b. H.



Die „Deutsche" Präzisionsuhr Original Glashütter Erzeugnis

Verkauf nur durch Mitglieder.

Allgemeine Notizen.

Aufruf. In Oberschlesien ist vor und während des Abstimmungskampfes und auch nach diesem den grauenhaften Gewalttätigkeiten landfremder polnischer Eindringlinge eine große Anzahl von deutschen Reichsangehörigen zum Opfer gefallen. Sie sind an Ort und Stelle für ihre deutsche Heimat offen eingetreten und haben ihr Leben für ihr geliebtes Vaterland hingegeben, oder sie sind lange nach dem Abstimmungskampfe von polnischen Banden ermordet worden! Ihr Hinsterben für das Deutschtum wird unvergessen bleiben. Den Hinterbliebenen dieser Ermordeten sowie den an Leib und Gut Geschädigten tatkräftige Hilfe zu leisten, ist ein Werk der Nächstenliebe. Das Hilfskomitee für die deutschen Geschädigten in Oberschlesien (Berlin N W. 52, Calvinstraße 13) hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, Geldspenden zu sammeln und in zweckentsprechender Weise zum Wohle der Hinterbliebenen und Geschädigten zu verwerten. Es wird gebeten, Zuwendungen an die Direktion der Disconto-Gesellschaft, Berlin W. 8, Unter den Linden 35, Sonderkonto „Oberschlesien" zu richten. Auch der kleinste Betrag hierfür ist willkommen.

Der wichtigste Hort des Deutschtums in Danzig ist die dortige Technische Hochschule. Leider nimmt deren polnische Studentenschaft von Semester zu Semester zu, während die deutsche Studentenschaft sich gerade auf der Höhe der Vorkriegszeit hält. Es ist selbstverständlich, daß Polen alles daran setzen wird, diese wichtige Hochschule, deren Schicksal augenblicklich noch unbestimmt ist, in ihre Hand zu bekommen. Deswegen muß alles getan werden, um den Zuzug deutscher Studenten nach Danzig zu stärken. Hoffentlich finden sich Deutsche, die Stipendien aussetzen für ein mehrsemestriges Studium in Danzig.

Deutsche Worte zur Warnung, zur Mahnung, zur Aufrichtung gibt in zwanglos erscheinenden würdigen Flugblättern Friedrich Wilhelm Hausmann-München im Verlag von C. Schöpping, München, Kaufingerstraße 29 heraus. Bis jetzt liegen drei solcher nationalen Flugschriften (vom 18. Januar, 7. Februar, 1. April) zum Preise von je 50 Pfg. vor. Deutsche Männer und Frauen, erwerbt und verbreitet diese von echt patriotischem Geiste durchdrungenen Blätter. Es ist dies eine der allerwichtigsten Aufgaben, die wir allemiteinander im vaterländischen Interesse ernstlich zu erfüllen haben.

Leipziger Universitätswoche. Die vom Akademischen Senat der Universität Leipzig für die Zeit vom 22. bis 30. Juni d. J. geplante Leipziger Universitätswoche soll bekunden, daß wir Deutschen trotz der Schicksalsnot, die über unser Volk hereingebrochen ist, die Wissenschaft als hohes Gut der Menschheit in alter Liebe weiter pflegen und entwickeln. In der Überzeugung, daß in erster Linie die Wissenschaft geeignet ist, die gelockerten oder gar zerrissenen Beziehungen zwischen den Völkern zu befestigen und zu erneuern, wendet sich die Universität Leipzig mit ihrer Aufforderung zur Teilnahme an der Tagung außer an die deutschen Volksgenossen besonders an die Männer und Frauen befreundeter Völker, die sich mit uns in der Werthaltung wissenschaftlicher Gesinnung und kulturschaffender Arbeit eins fühlen. Die Universitätswoche ladet ihre Besucher ein zu Vorträgen von Mitgliedern des akademischen Lehrkörpers, insbesondere der naturwissenschaftlichen und geistesgeschichtlichen Richtung, zur Besichtigung wissenschaftlicher Institute, der Bauten und reichen Kunstschätze Leipzigs sowie zum Genusse der hier von alters her gepflegten edlen Musik und anderer künstlerischer Darbietungen. Auch sind kulturgeschichtliche Ausflüge in Aussicht genommen. Für Paßerleichterung, Unterkunft und Verpflegung hat der Arbeitsausschuß gesorgt, Teilnehmerkarten (einschl. Berechtigung zum Besuche der Vorträge) für Deutsche, Auslandsdeutsche oder Deutschösterreicher 20 Mark, für Ausländer 50 Mark deutsches Papiergeld. Vorläufige, nicht bindende Zusagen bittet man an den Leiter des Arbeitsausschusses, Geheimrat Professor Dr. F. Rinne, Leipzig, Talstraße 38, zu richten.

Falsche Reichsbanknoten zu 1000 Mark. Von der bereits früher bekanntgegebenen Fälschung der Reichsbanknoten zu 1000 Mark vom 21. April 1910 kommen in letzter Zeit häufiger Exemplare vor, deren Kennzeichen deshalb nachstehend in Erinnerung gebracht werden: Die Falschstücke sind unter Zuhilfenahme der Photographie in Lichtdruck hergestellt und daher in ihrem Aussehen einer Photographie ähnlich. Trotz getreuer Wiedergabe treten die Einzelheiten der Zeichnung nicht in der Schärfe echter Noten hervor. Das Papier ist in Stärke und Griff abweichend. Der sonst eingewirkte Faserstreifen ist durch aufgestreute und scharf angepreßte gefärbte Fasern, teilweise auch durch Aufdruck einer grünlichen, verlaufenden Tönung mit eingezeichneten Strichen (Fasern darstellend) vorgetäuscht. Unter den Faserstreifen sind Spuren von

Farbstoffübertragungen (bläulich gefärbt) sichtbar. Nummern und Stempel sind in gelblich grüner und auch roter Färbung aufgebracht. Die Stempel, teilweise von auffallend geringer Färbung, zeigen außerdem ein von den echten Reichsbanknoten abweichendes Bild des Adlers.

Die Luxussteuer bei Privatverkäufen. Schon das frühere Umsatzsteuergesetz unterwarf Verkäufe bestimmter Gegenstände durch Privatpersonen der Luxussteuer. Das neue Umsatzsteuergesetz vom 24. Dezember 1919, das seit 1. Januar 1920 in Kraft ist, hat diese Besteuerungsart beibehalten. Infolge der Fülle der neuen Steuergesetze dürfte es vielleicht unbekannt sein, daß schon der Verkauf eines einfachen goldenen oder silbernen Ringes durch eine Privatperson steuerpflichtig ist. Bei den Umsatzsteuerämtern gehen täglich zahlreiche Anzeigen über Privatverkäufe ein, die, abgesehen von der Einziehung des Steuerbetrages von 15 v. H. des Verkaufspreises, noch sehr oft zu einer empfindlichen Bestrafung wegen Steuerhinterziehung führen. Auch wenn ein Verkauf mit Verlust verknüpft ist oder aus Not geschieht, ist die Steuer zu entrichten. Kürzlich wurde jemand, der zwei Brillant-Ringe für 39 000 Mk. verkaufte, zur Zahlung des Steuerbetrages von 5850 Mk. herangezogen. Ferner wurde er mit einem erheblichen Betrag in Strafe genommen.

Die 50 000-Mk.-Sportstiftung der Continental-Werke, die kürzlich gemeldet wurde, hat in allen Lagern des Sports lebhafte Zustimmung gefunden. Der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen nahm die Spende als eine „willkommene Tat" dankend an und bestätigte, daß sie keinem würdigeren Zweck als dem von der Stifterin gewünschten — der Ausbildung von Sportlehrern — zugeführt werden könne. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich die anderen Industrien dem Beispiel unserer großen deutschen Gummifabrik anschließen würden und daß auch die von der Continental angeregte Sportopferwoche — mit der sich der Reichsausschuß und die Sportverbände noch befassen werden — weitere Mittel für die Erhaltung unserer Volksgesundheit flüssig machen würde.

Für Kolonialwaren und Lebensmittel findet vom 21. bis zum 27. August d. J. in Frankfurt a. M. eine Reichsausstellung statt, für die die Vorbereitungen in vollem Gange sind. Das Interesse für die Ausstellung ist sehr lebhaft. Auskunft erteilt das Meßamt in Frankfurt a. M.

„Die Philosophie des Tees ist" — sagt ein japanischer Apostel im Dienst des Teegenusses — „Wirtschaft-

lichkeit, denn sie beweist, daß Behagen eher in dem Einfachen als in dem Vielfachen und Kostbaren wohnt." Ist dies nicht ein Fingerzeig, unsere Geselligkeit, wie unsere Lebensbedingungen überhaupt, auf eine einfache Basis zu stellen. Gerade das lukullische Abendessen mit einer überreichen Speisefolge hat schöngeistigem Beisammensein den Todesstoß gegeben. Paris und vor allem London haben diese Tafelüppigkeit nicht gekannt. Dort kam man nicht zusammen, zu essen und zu trinken, sondern zu plaudern. Als einzig erlaubte Anregung galt die Schale mit duftendem Tee. Es ist so leicht und mühelos, sie für abendliche Gäste bereitzuhalten, besonders jetzt, da ein deutsches Importhaus uns wieder mit seinem vorzüglichen Tee versorgt. Der in allen besseren Kaufgeschäften dieser Art erhältliche Tee „Marke Teekanne" (von Seelig u. Hille, Dresden) repräsentiert eine außerordentlich aromatische, ergiebige Mischung und wird jeden Teetrinker aufs höchste befriedigen.

Zur Auswahl eines Erholungsaufenthaltes in Baden ist in neuer Auflage ein ausführliches Verzeichnis der Hotels, Gast- und Kurhäuser sowie Pensionen der badischen Reisegebiete des Schwarzwaldes, Odenwaldes, Bodensees, des Rheins und des Neckars erschienen. Über die derzeitigen Hotelpreise unterrichtet eine besondere Beilage. Übersendung der vorzüglich unterrichtenden Schrift erfolgt gegen Einsendung von 30 Pfg. oder bezahlter Antwortkarte durch den Badischen Verkehrsverband in Karlsruhe (Baden).

Die Elektrifizierung der Gotthardlinie nimmt einen befriedigenden Fortgang. Man hofft die Strecke Bellinzona—Lugano—Chiasso bis Ende Oktober d. J. elektrisch betreiben zu können. Auf jenen Zeitpunkt soll auch die Doppelspur Giubiasco—al Sasso vollendet sein. Auf der Teilstrecke Arth—Goldau—Erstfeld (Nordseite) schreitet die Arbeit ebenfalls rüstig vorwärts. Falls nicht unvorhergesehene Verzögerungen eintreten, wird auch dieses Teilstück bis Ende Dezember d. J. elektrisch befahren werden können. Ende 1921 dürfte somit die Elektrifizierung der Strecke Arth—Goldau—Chiasso in einer Länge von 200 Kilometern durchgeführt sein. Die ohnehin abwechslungs- wie genußreiche Fahrt wird sich durch den rauchfreien Betrieb noch angenehmer gestalten.

Internationale Regatten auf dem Luganer See wird der Club Canottieri-Lugano veranstalten, und zwar wurde für dieses sportliche Ereignis ersten Ranges der Sonntag vom 14. August d. J. in Aussicht genommen.









Illustrirte Zeitung

Nr. 4049 156. Band



Der Junggeselle. Nach einem Gemälde von Anton Burger.

(Photographieverlag Franz Hanfstaengl, München.)



Feier des fünfzigsten Gründungstages der Eisenbahntruppen in der 1. Eisenbahnerkaserne in Berlin-Schöneberg am 21. Mai: Vorbeimarsch des Vereins ehemaliger Eisenbahner vor dem letzten Kommandeur der Truppe, Exzellenz Werner.



Münchner Flieger-Gedenktage vom 19. bis zum 22. Mai: General Ludendorff beim Verlassen des Sportplatzes auf dem Oberwiesenfeld im Gespräch mit ehemaligen Militärfliegern. Von links nach rechts: Hauptmann Graim, Hauptmann Hailer, Major Christen.

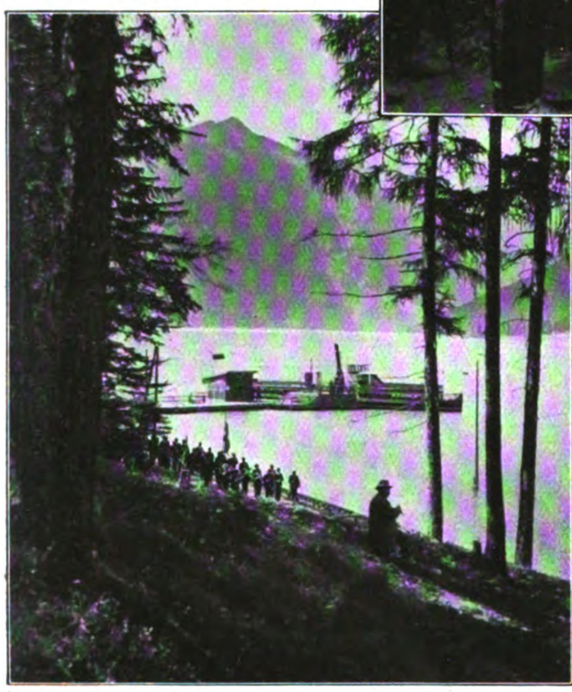


Dr. Friedrich Rosen, bisheriger deutscher Gesandter im Haag, wurde zum Reichsminister des Äußeren ernannt.





Dr.-Ing. h. c. Hugo Ritter v. Maffei, einer der hervorragendsten Industriellen Bayerns, † am 13. Mai im Alter von 86 Jahren. (Phot. Gebr. Lützel, München.)



Blick auf die am 15. Mai infolge Überlastung eingestürzte Landungsbrücke in Seespitz am Achensee. Die Katastrophe erforderte acht Todesopfer.



Frau Gertrud v. Hindenburg, geb. v. Sperling, die Gattin des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, gestorben nach längerer Krankheit in Hannover am 14. Mai.

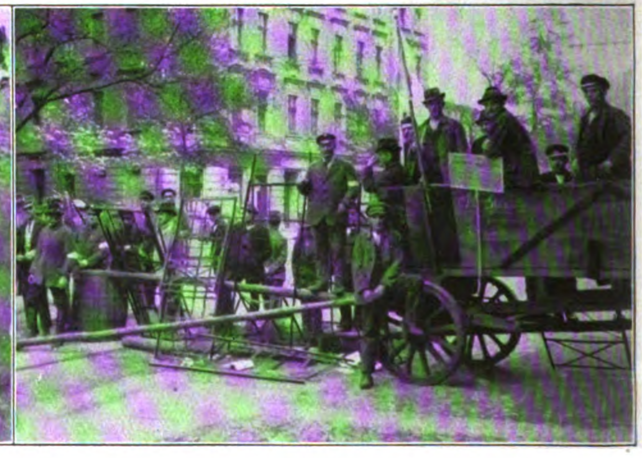
Oben: Generalfeldmarschall v. Hindenburg mit den Trauergästen am Grabe der Verstorbenen auf dem Friedhof in Hannover.



Von den Wahlen in Südtirol: Die Laubengasse in Meeran mit Wahlwerbeschmuck am Pfingstsonntag 1921. (Phot. M. Senn.)





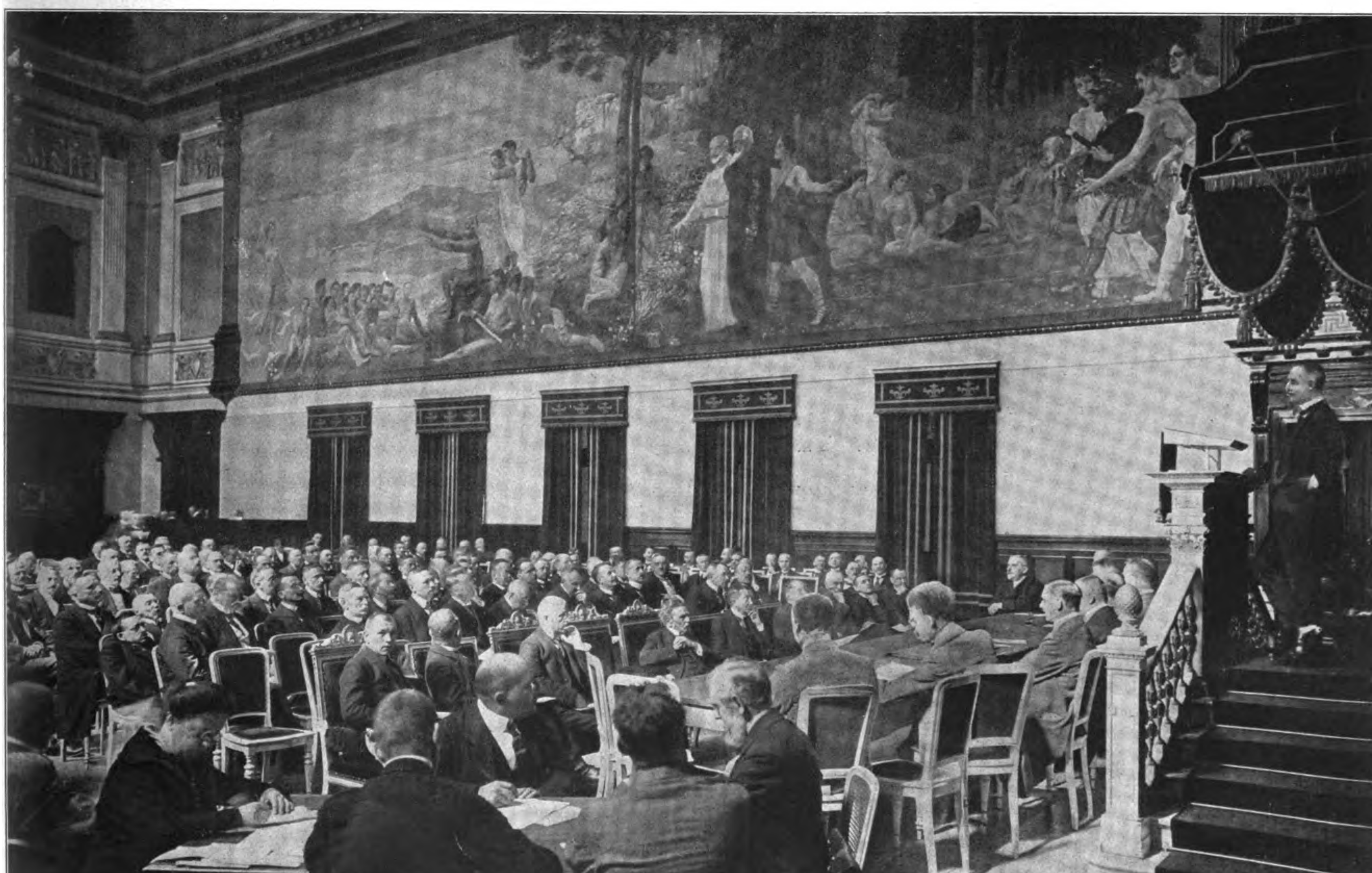


Die deutsche Not in Oberschlesien: Bei den polnischen Insurgenten.

Links: Polnische Insurgenten halten einen Kreuzungspunkt auf der Straße nach Cosel besetzt. In der Mitte: Polnische Banditen auf einem „requirierten" Fuhrwerk. Rechts: Barrikade in einer Straße von Kattowitz.



Pfingsttagung 1921 der Deutschen Landsmannschaft in Coburg.



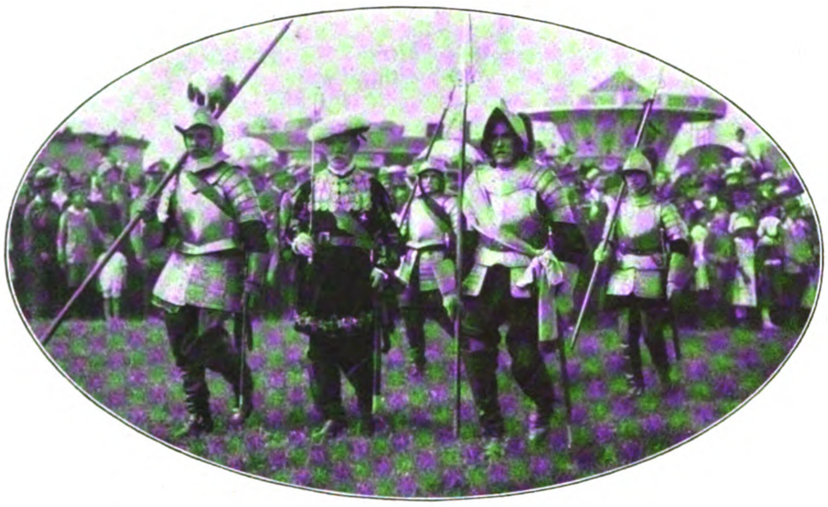
Der 4. Deutsche Richtertag in Leipzig: Blick in die Aula der Universität während der Sitzung am 22. Mai.



Nationale Kundgebung von Jugendvereinigungen aus den besetzten und gefährdeten Gebieten Deutschlands und aus Deutschösterreich am Fuße der Bismarckwarte auf den Müggelbergen bei Berlin: Nach der Ansprache des Reichstagsabgeordneten Dr. Stresemann, des Führers der Deutschen Volkspartei, die diese Versammlung einberufen hatte.



Die Feier des 25jährigen Jubiläums des Verbands der katholischen Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands in Düsseldorf am 15. Mai: Kardinal-Erzbischof Dr. Schulte (Nr. 1), Generalpräses Monseigneur Mosterts sowie der 2. Vorsitzende des Verbands Dr. Schiela während des Vorbeimarsches des Festzugs.



Von dem historischen Auszugsfest der Geharnischten in Torgau am 19. Mai: Parade der geharnischten Fußtruppen.



Von dem alljährlich zu Pfingsten in Rothenburg ob der Tauber stattfindenden Wallensteinfest: Die Nichte des Bürgermeisters Bezold mit den alten Torschlüsseln der Stadt im Festzug.



Trachtenfest in München: Kelheimer Tracht des 15. Jahrhunderts.



Von den Münchner Maispielen zum Besten notleidender Kunsthochschüler in München vom 20. bis zum 27. Mai: Ansprache des Vorsitzenden des Reichsbundes deutscher Kunsthochschüler Illing vor einer frisch gepflanzten jungen Linde, die die Hoffnung auf Deutschlands Wiederaufblühen in seiner Jugend versinnbildlichen soll.



Trachtenfest in München: Tiroler auf einem historischen Rad.



Die große Trachtenschau in München am 15. Mai.

Links und rechts: Historische niederbayrische und schwäbische Trachten. In der Mitte: Verbrüderung zwischen Berchtesgaden und Tirol.

Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Steinkohle.

Von Bergrat Grave in Gelsenkirchen.

Als notwendiges Übel wurde früher vielfach die schwarze Steinkohle betrachtet; Staub und Ruß waren ihre Trabanten, ein erbitterter Feind war sie der schönen weißen Gardinen! In beliebigen Mengen und zu mäßigen Preisen konnte sie jedermann bekommen. Brauchte man doch nur morgens seinen Kohlenhändler anzurufen, um abends seinen Winterbedarf im Keller zu haben, wenn man nicht in der glücklichen Lage war, die der Kohle entströmende Wärme in Gestalt von Heißwasser, Dampf oder Gas seiner Wohnung zuführen zu lassen und die von ihr erzeugte Energie in Form von elektrischem Strom zu beziehen.

Schon in den letzten Kriegsjahren hat sich das geändert, als die Kohle im freien Verkehr immer knapper wurde, als sie schließlich — wie Brot und Fleisch — in öffentliche Bewirtschaftung genommen und rationiert werden mußte. Und der heiß ersehnte Friede hat auch darin keine Besserung, sondern vielmehr eine erhebliche Verschlechterung gebracht, denn auch heute noch steht die Steinkohle dem gewöhnlichen Sterblichen nur in sehr geringen Mengen zur Verfügung, und dazu ist noch ihr Preis, entsprechend der gesunkenen Kaufkraft unseres Geldes, ins Ungeheuerliche gestiegen.

1350 Mill. t = 27 Milliarden Zentner Steinkohlen wurden im letzten Friedensjahre 1913 aus dem Schoße der Erde ans Tageslicht geschafft — eine gewaltige Masse, zu deren Beförderung 1,8 Mill. Güterzüge von je 50 Wagen zu 15 t erforderlich sein würden, welche, hintereinandergereiht, mehr als elfmal den Erdmeridian umspannen würden. Im Jahre 1870 begnügte sich die Welt noch mit 200 Mill. t Steinkohlen, und im Jahre 1900 kam sie noch mit 750 Mill. t aus. Seit Gründung des Deutschen Reiches hatte die Steinkohlengewinnung der Welt sich also bis Kriegsbeginn mehr als verdoppelt, ein Zeichen, wie unaufhaltsam die Industrialisierung der ganzen Erde fortgeschritten ist. Infolge des Krieges ist die Weltproduktion an Steinkohle nur unwesentlich gesunken, nämlich von rund 1350 Mill. t im letzten Friedensjahr auf rund 1150 t im Jahre 1919. Davon entfiel der Hauptanteil, etwa $^{4}/_{8}$ auf die Vereinigten Staaten von Amerika; dann folgt England mit rund $^{1}/_{5}$ und an dritter Stelle mit fast $^{1}/_{7}$ Deutschland, während alle übrigen Länder zusammen nur rund $^{1}/_{4}$ der Welterzeugung an Steinkohlen lieferten.

Auch die deutsche Steinkohlenförderung hatte sich erst in den letzten 50 Jahren zu ihrer stolzen Höhe entwickelt. Im Jahre 1870 betrug sie erst 26 Mill. t, 1900 schon 110 Mill. t, und 1913 erreichte sie 190 Mill. t. Im ersten und zweiten Kriegsjahre sank sie sehr stark und stieg dann, als es galt, das „Hindenburg-Programm" zu erfüllen, wieder erfreulich an bis auf 160 Mill. t im Jahre 1918. Aber nun kam ein gewaltiger Rückschlag, einmal weil infolge der Revolutionswirren, Streiks u. dgl. die Arbeitslust überhaupt auf ein Minimum zurückging, und zweitens infolge der allgemeinen Einführung des 8-Stunden-Tages. Die Bergleute, die von alters her wegen ihres schweren und gefährlichen Berufs die kürzeste Arbeitszeit gehabt hatten — im Steinkohlenbergbau z. B. $8^{1}/_{2}$ Stunden — verlangten ganz logischerweise eine entsprechende Verkürzung ihrer Schichtdauer auf sieben Stunden und setzten sie im April 1919 auch durch. Die Folge der Verringerung von Arbeitslust und Arbeitsdauer war ein Sinken der deutschen Steinkohlenförderung von 160 Mill. t im Jahre 1918 auf 116 Mill. t in 1919, also um mehr als $^{1}/_{4}$. Entsprechend ist z. B. im Ruhrkohlenbezirk der Förderanteil des einzelnen Bergmanns je Arbeitsschicht von 887 kg im Jahre 1913 auf 618 kg in 1919 gefallen. Das anfängliche Versprechen der Bergarbeiter, in der verkürzten Schicht dasselbe zu leisten wie vorher, ist nicht erfüllt worden und konnte es auch nicht, denn im Steinkohlenbergbau ist von jeher im allgemeinen fleißig gearbeitet worden; der Ausfall hätte also nur durch Überhastung des Betriebes eingeholt werden können, was eine erhebliche Vermehrung der Unfallgefahr mit sich gebracht haben würde.



Schichtleistung 1913: 4,5 t — 5 Arbeiter. Um diese 4,5 t Kohlen zu fördern, wurde 1913 an die 5 Arbeiter ein Lohn von 26,80 ℳ gezahlt



Schichtleistung 1920: 4,5 t — 8 Arbeiter. Diese 8 Arbeiter verdienen in einer Schicht (bei 4,5 t Schichtförderung) nunmehr 370,40 ℳ, das ist das 14fache von 1913.

Der neuerdings den Grubenverwaltungen oft gemachte Vorwurf, sie hätten im Kriege „Raubbau" getrieben und daher die jetzige Minderleistung selbst verschuldet, ist unbegründet. Denn wenn auch die Heeresverwaltung im vaterländischen Interesse selbstverständlich auf eine möglichste Steigerung der Kohlenförderung gedrängt hat, so haben sich die Zechen in ihrem eigenen Interesse doch gehütet, etwa die besten Flöze vorwegzunehmen oder die Aus- und Vorrichtungsarbeiten unzulässig zu vernachlässigen. Ein solches Verfahren würde sich schon nach kurzer Frist, also noch während der langen Kriegszeit, bitter gerächt haben. Jeder Sachverständige wird feststellen müssen, daß die Zechen zur Zeit eine erheblich größere Kohlenmenge zu fördern imstande wären, wenn sie nur die nötigen Arbeitskräfte hätten, oder wenn die vorhandenen so lange arbeiteten wie früher.

Daß die deutschen Kohlenvorräte durch die Minderförderung der letzten Jahre, wenn auch unfreiwillig, geschont worden sind, ist selbstverständlich. Nimmt man an, daß die Förderung wie im Durchschnitt der Jahre 1910—1913 weitergestiegen wäre, so ergibt sich für die Jahre 1914—1920 allein im Ruhrrevier ein Förderausfall von rund 400 Mill. t. Diese Menge ist also dem deutschen Volksvermögen erhalten geblieben.

Welche Folgen eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit im Steinkohlenbergbau auf sechs Stunden, an der die Bergarbeiter im Grundsatz noch immer festhalten, jetzt für unsere Volkswirtschaft haben würde, kann man sich leicht ausmalen. Kohlennot und Kohlenpreis würden ins Unerträgliche steigen! Unerläßliche Vorbedingung dafür ist jedenfalls eine entsprechende Vermehrung der Belegschaft, die aber infolge des Wohnungsmangels nur langsam erfolgen kann. Daher ist auch im verflossenen Jahre 1920 die deutsche Steinkohlenförderung zwar gewachsen (auf 131 Mill. t), jedoch längst nicht in dem wünschenswerten Maße.

Die deutschen Steinkohlen treten fast ausnahmslos in umfangreicheren Gebieten, sogenannten „Becken", auf, welche unglücklicherweise sämtlich ganz oder ziemlich nahe an Deutschlands Grenzen liegen und daher dem Zugriff unserer Feinde preisgegeben sind. So haben wir das lothringische Kohlengebiet dauernd und das Saarbecken für viele Jahre abtreten müssen, während die Entscheidung über das oberschlesische Revier jetzt nahe bevorsteht. Auch unser wichtigster Kohlenbezirk, der niederrheinisch-westfälische, ist von feindlicher Besetzung bedroht. Seine Bedeutung liegt außer seiner Größe vor allem darin, daß er neben guter, anthrazitartiger Hausbrandkohle und vorzüglicher Gaskohle eine sogenannte „Fettkohle" liefert, die bei der Verkokung, d. h. der Entgasung und Schmelzung, einen Koks ergibt, welcher den im übrigen Deutschland erzeugten an Güte und Festigkeit weit übertrifft. Der größte Teil unserer Eisen- und Metallhüttenindustrie baut sich auf dem Ruhrkoks auf, den auch die Franzosen schon vor dem Kriege nicht entbehren konnten.

Während die Saarbrücker und die westfälischen Flöze selten mehr als 2 m Mächtigkeit (Dicke) erreichen, steigt diese in den oberschlesischen „Sattelflözen" bis auf 16 m an; dementsprechend ist auch der in der oberschlesischen Erde aufgespeicherte und leicht gewinnbare Kohlenvorrat ganz gewaltig und wahrscheinlich größer als der des Ruhrreviers, während die Förderung Oberschlesiens zur Zeit erst etwa $^{1}/_{3}$ der rheinisch-westfälischen beträgt. Unter Zugrundelegung der Förderung des letzten Friedensjahres schätzt man die gesamte Lebensdauer der oberschlesischen Flöze auf rund 2000 Jahre, gegen 1500 der westfälischen und 1000 Jahre der Saarbrücker Flöze. Von einer Kohlennot an sich ist also vorläufig noch keine Rede; man muß nur genügend fördern! Aber das ist leider leichter gesagt als getan.

An erster Stelle in der deutschen Steinkohlengewinnung stand seit alters und steht auch heute noch das Ruhrrevier mit 115 Mill. t oder rund 60 Proz. der deutschen Gesamtförderung im Jahre 1913. Im letzten Kriegsjahre 1918 erreichte die Ruhrkohlenförderung nur noch 96 Mill. t und sank im Jahre 1919 sogar auf 71 Mill. t, betrug also nur noch etwa 60 Proz. der Friedensförderung. Den zweiten Platz nimmt Oberschlesien ein mit 43 Mill. t Friedensförderung und 26 Mill. t im Jahre 1919; es lieferte also $22^{1}/_{2}$ Proz. der Gesamtmenge oder fast $^{1}/_{3}$ der Ruhrförderung. Dann folgt — wieder in weitem Abstand — der Saarbezirk mit 12 Mill. t im Frieden und $8^{1}/_{2}$ Mill. t in 1919 = 7 Proz. der Gesamtförderung und nur $^{1}/_{10}$ derjenigen von Rheinland-Westfalen. Ungefähr halb soviel als das Saarrevier lieferten Niederschlesien und der Freistaat Sachsen mit je 5 Mill. t im letzten Friedensjahr, während der Aachener Bezirk es nur auf 3 Mill. t brachte. Die Leistung der übrigen kleinen deutschen Steinkohlenreviere fällt gegenüber der Gesamtförderung (190 Mill. t in 1913) nicht ins Gewicht und hat nur örtliche Bedeutung.

Was hat uns nun der Versailler Friedensvertrag von unsern Kohlenschätzen genommen? Die Saargruben, einschließlich Pfalz und Elsaß-Lothringen (letzteres mit $3^{1}/_{2}$ Mill. t Friedensförderung) müssen wir leider wohl als dauernd verloren betrachten. Denn wenn auch die Bevölkerung des Saarstaates nach 15 Jahren sich hoffentlich bei der Abstimmung für Deutschland entscheiden und das Saargebiet dann wieder zu uns zurückkehren wird — die dortigen Steinkohlengruben sind französisches Eigentum geworden und werden es bleiben, da uns ein Rückkauf bei unserer schlechten Finanzlage wohl kaum möglich sein wird. Damit gehen uns aber von unsern Gesamtkohlenvorräten, die auf 410 Milliarden t geschätzt werden, rund 17 Milliarden t verloren, während die an sich schon — infolge der Schichtverkürzung usw. — gesunkene Kohlenförderung sich weiter um mehr als 9 Proz. vermindert. Weit härter noch aber würde uns ein etwaiger Verlust von Oberschlesien treffen. Die gewaltige Masse von 166 Milliarden t noch in der Erde ruhender Steinkohlen (über 40 Proz. der deutschen Gesamtvorräte!) und fast ein weiteres Viertel der Jahresförderung würden wir einbüßen! Was das für die gesamte Volkswirtschaft, besonders aber für den deutschen Osten bedeuten würde, liegt auf der Hand. Ohne den Besitz Oberschlesiens ist auch an die Ausführung der Deutschland aufgezwungenen Reparationsverpflichtungen gegenüber dem Feindbund nicht zu denken.

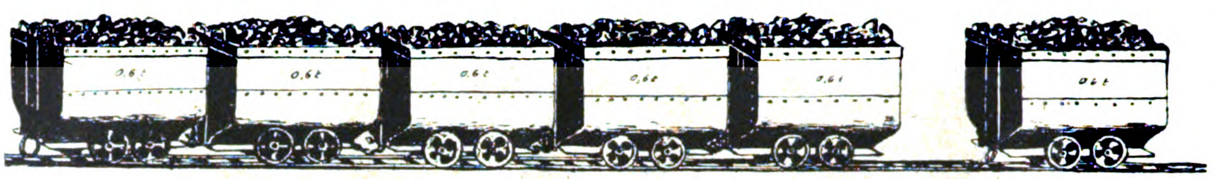
Fast noch unheilvoller als die Bestimmungen des Friedensvertrages selbst ist das in seiner Ausführung getroffene Abkommen von Spa. Der Friedensvertrag legt uns außer der Abtretung wertvoller Kohlengebiete bekanntlich feste und schwankende Lieferungsverpflichtungen auf, deren Höchstsatz sich auf etwa 45 Mill. t jährlich stellt. In Spa sind nun diese Lieferungsverpflichtungen vom 1. August vorigen Jahres ab für 6 Monate (also bis zum 1. Februar dieses Jahres) auf monatlich 2 Mill. t festgesetzt worden. Das würde einem Jahresbetrage von 24 Mill. t entsprechen, scheint also auf den ersten Blick eine Erleichterung des Friedensvertrages zu sein. Dem ist aber nicht so; denn während auf der einen Seite eine Herabminderung der Zwangsverpflichtungen eingetreten ist, hat sich die Entente auf der anderen Seite ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht über unsere oberschlesischen Kohlen vorbehalten mit der Wirkung, daß die aus dem dortigen Bezirk bisher verfügbare Monatsmenge von 2 Mill. t fast ganz für unsere Kohlenversorgung in Fortfall kommt. Das Spa-Abkommen schädigt besonders unsere Industrie, deren Bedarf wegen des Förderrückganges infolge der Schichtverkürzung ohnehin nur zu etwa 60 Proz. befriedigt werden konnte, noch dadurch, daß wir gerade die besten und unentbehrlichsten Kohlensorten an die Entente liefern müssen.

Der Wert, den die deutsche Steinkohlenerzeugung unmittelbar, nachdem sie das Innere der Erde verlassen hat, darstellt, bezifferte sich im letzten Friedensjahre auf etwas mehr als 2 Milliarden ℳ (Goldmark). Auf das Ruhrgebiet entfielen davon etwa 1350 Mill. ℳ und auf Oberschlesien rund 400 Mill. ℳ. In der Folgezeit ist der Wert der geförderten Steinkohlen, obgleich deren Menge zurückging, erheblich gestiegen; er betrug z. B. im Ruhrrevier 1918 mehr als 2 Milliarden ℳ, 1919 schon $3^{1}/_{2}$ Milliarden ℳ und dürfte im Jahre 1920 die ungeheure Zahl von 17 Milliarden ℳ überstiegen haben. Aber leider nicht mehr Gold-, sondern Papiermark! Man erkennt daraus recht deutlich, wie entsetzlich sich die Kaufkraft unserer Mark verringert hat. Mit 17 Milliarden ℳ in Fünfzigmarkscheinen könnte man eine 12 m breite Fahrstraße von Essen nach Berlin (440 km Luftlinie) dicht belegen!

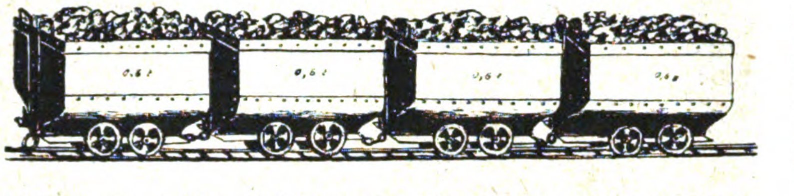
Der Preis einer Tonne deutscher Steinkohlen berechnete sich 1913 durchschnittlich auf 11,23 ℳ. Im Kriege ist er langsam, seit der Revolution aber unaufhaltsam gestiegen, so daß er sich heute durchschnittlich etwa auf 225 ℳ frei Zeche stellt. Für den Verbraucher erhöht er sich natürlich noch weiter nicht unerheblich um den Betrag der Transportkosten, den Verdienst der Groß- und Kleinhändler usw.

Der Hauptverwendungszweck der Steinkohle besteht zur Zeit noch in ihrer direkten oder indirekten Ausnutzung als Brennstoff zur Erzeugung von Wärme und weiter zur Gewinnung von Kraft. Unmittelbare Verbrennung auf dem Rost oder Ausnutzung ihres Heizwertes nach vorheriger vollständiger Vergasung kommt hier in Frage. Eine viel wirtschaftlichere Verwertung findet die Steinkohle durch Umsetzung in die hochwertigen Erzeugnisse Koks und Gas unter Gewinnung zahlreicher Nebenerzeugnisse, wie Teer, Ammoniak, Benzol u. a. m. In der Weiterverarbeitung dieser Stoffe marschieren wir an der Spitze aller Völker; ist es doch unserer chemischen Industrie gelungen, z. B. aus dem Teer durch stufenweise Destillation bei verschiedenen Temperaturen mehr als 150 Verbindungen von etwa

hundertfachem Werte des Teeres herzustellen! Ammoniak wird an Schwefelsäure gebunden und bietet so unserer Landwirtschaft als Stickstoffdüngemittel einen vollwertigen Ersatz für den immer seltener und teurer werdenden Chilesalpeter, während die Benzol-Kohlenwasserstoffe u. a. als Ausgangsmaterial für die glänzenden, lichtbeständigen Anilinfarben und viele Heilmittel dienen. Der Koks, der feste Rückstand der Kohlen, nachdem sie von den in ihnen enthaltenen Gasen befreit sind, findet hauptsächlich in der Hüttenindustrie, aber auch z. B. für Zentralheizungen Verwendung.



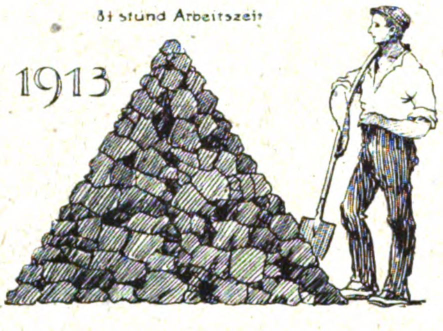
Schichtleistung im preußischen Steinkohlenbergbau 1913: 4 Arbeiter bei $8\frac{1}{2}$ stündiger Arbeitszeit 3,6 t = 6 Wagen. Bei 7 stündiger Arbeitszeit hätte dieselbe Kamaradschaft immer noch 2,99 t = 5 Wagen gefördert.



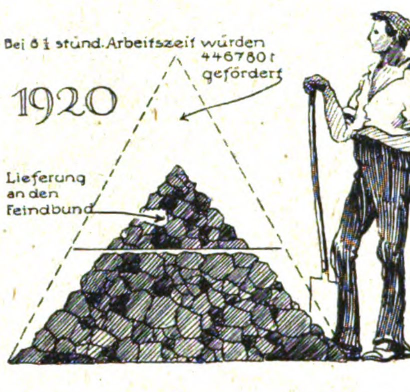
Schichtleistung im preußischen Steinkohlenbergbau 1920: 4 Arbeiter bei 7 stündiger Arbeitszeit nur 2,4 t = 4 Wagen. Selbst bei $8\frac{1}{2}$ stündiger Arbeitszeit würden jetzt 4 Mann nur 2,9 t oder kaum 5 Wagen fördern.

Umgekehrt wie bei der Verkokung ist bei der **Leuchtgaserzeugung** das Hauptprodukt Gas, während der — übrigens minderwertige — Koks als Nebenerzeugnis gewonnen wird. Ein weiteres, noch wenig geklärtes Gebiet ist die Verkokung der Steinkohle bei niederer Temperatur, die Gewinnung von „Urteer" und allen möglichen Sorten von Öl aus Steinkohlen, oder populär ausgedrückt, die Verwandlung von Kohlen in Petroleum und andere chemische Erzeugnisse. Vielversprechende Erfolge hat in dieser Beziehung bereits das vor sechs Jahren von der privaten Bergwerksindustrie gegründete und unterhaltene „Kohlenforschungsinstitut" in Mülheim an der Ruhr aufzuweisen.

Nach den oben angedeuteten Verwendungszwecken gliederte sich der **Verbrauch der deutschen Steinkohle** vor dem Kriege in der Weise, daß etwa 40 Proz. der geförderten Kohle, z. T. in Gestalt von Koks, für Metallhütten aller Art, insbesondere zur Herstellung des Eisens, gebraucht wurden; auf den Hausbrand entfielen nur 12 Proz., jetzt natürlich noch erheblich weniger. Werden doch seitens des Reichskohlenkommissars nur 15 Zentner Steinkohlen jährlich für jede versorgungsberechtigte Haushaltung angewiesen — aber keineswegs immer auch geliefert — während der entsprechende Verbrauch im Frieden auf mindestens 45 Zentner zu schätzen sein dürfte. Eisen- und Straßenbahnen bezogen 10 Proz. der Gesamtmenge, $7\frac{1}{2}$ Proz. waren Selbstverbrauch der Gruben, $3\frac{1}{2}$ Proz. gingen an die Gasanstalten, ebensoviel an die chemische Industrie, und der Rest wurde in allen möglichen anderen Gewerben verwandt. Der Kohlenverbrauch je Kopf der Bevölkerung, der einen Maßstab nicht nur für die Industrialisierung, sondern bis zu einem gewissen Grade auch für die Kultur eines Landes abgibt, stellte sich in Deutschland 1913 auf 3,7 t. Wir wurden in dieser Beziehung nur von England mit 4,2 t und von den Vereinigten Staaten mit 5,1 t übertroffen, während z. B. Frankreich erst in weitem Abstande mit 1,6 t je Kopf folgte.



Arbeitstägliche Förderung im 2. Vierteljahr 1913: Bei 435 000 Mann Belegschaft und $8\frac{1}{2}$ stündiger Arbeitszeit 388 437 t.



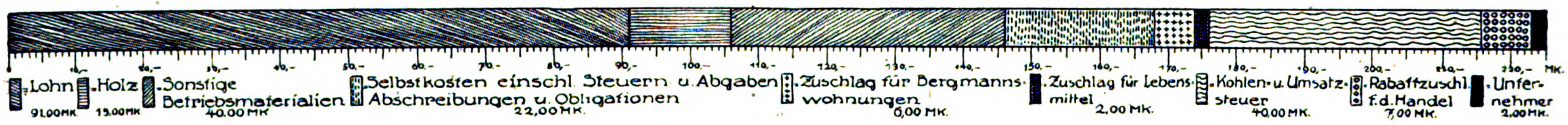
Arbeitstägliche Förderung im 2. Vierteljahr 1920: Bei 502 000 Mann Belegschaft und 7 stündiger Arbeitszeit 293 543 t, davon 48 000 t Lieferung an den Feindbund.

Wie sich die Kohlenverteilung jetzt stellt, darüber sind keine genaueren Zahlen bekanntgeworden. Tatsache ist aber jedenfalls, daß unsere Kohlendecke viel zu kurz geworden ist und es daher überall an Brennstoffen fehlt. Fast sind die schwarzen Diamanten jetzt so selten geworden wie früher die weißen! Erst jetzt haben wir so recht am eigenen Leibe gespürt, wie **unersetzbar** die Steinkohle für unser gesamtes Wirtschaftsleben ist. Man hat zwar z. B. berechnet, daß etwa 16 Proz. unseres jetzigen Kohlenbedarfs gespart werden könnten, wenn alle in Deutschland vorhandenen **Wasserkräfte** vollständig ausgebaut und ausgenutzt werden würden; für 84 Prozent würde auch dann noch kein Ersatz vorhanden sein. Denn die Ausnutzung der Sonnen- und Erdwärme, der Kraft von Wind oder Ebbe und Flut und wie die vielen vorgeschlagenen Ersatzmittel alle heißen mögen, kommt entweder für unser Land überhaupt nicht in Frage oder ist ferne Zukunftsmusik. Wir müssen uns also schon nach anderen Mitteln umsehen, wenn wir der jetzigen **Kohlennot** steuern wollen.

Diese beruht, wie wir gesehen haben, einmal auf der Abtretung wichtiger Kohlenbezirke (Saargebiet und Elsaß-Lothringen) an Frankreich und auf den übertrieben hohen Lieferungen, die wir noch auf Jahre hinaus an unsere Feinde zu machen haben. Hier also gilt es, den Hebel anzusetzen, um eine Milderung der Friedensbedingungen zu erreichen. Des weiteren ist aber die Kohlennot eine Folge der überstürzten Einführung des 8-Stunden-Tages in der Industrie und des 7-Stunden-Tages im Bergbau, die wir, als besiegtes Volk, uns am allerwenigsten hätten leisten dürfen. Es heißt also **mehr** und **länger** arbeiten, wenigstens vorübergehend, bis wir über den Berg sind.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Steinkohle bzw. des Kohlenbergbaues äußert sich weiter darin, daß er einer großen Zahl von Menschen Arbeit und damit Brot schafft. Fast eine Million gut gelohnter Arbeiter sind zur Zeit im deutschen Steinkohlenbergbau beschäftigt. Rechnet man auf jeden Bergmann drei Angehörige, so ergibt sich, daß im Deutschen Reiche etwa vier Millionen Menschen direkt vom Kohlenbergbau leben. Die Steinkohlenbergleute machen etwa 10 Proz. der in der Industrie überhaupt Tätigen aus. Da es nun wohl kaum eine Industrie gibt, die ganz ohne Steinkohle denkbar wäre, so schafft also jeder Bergmann **indirekt** Arbeit für zehn andere Arbeiter.

An Löhnen wurden allein im Ruhrgebiet im letzten Jahre mehr als 7 Milliarden ℳ ausgezahlt. Dagegen wird der im Steinkohlenbergbau erzielte Unternehmergewinn allgemein weit überschätzt. Für das Jahr 1920 wird z. B. die von den Kohlenzechen des Ruhrbezirks ausgeschüttete Dividende insgesamt kaum mehr als 160 Mill. ℳ betragen haben; das sind noch nicht $2\frac{1}{2}$ Proz. der Gesamtlohnsumme und weniger als 1 Proz. des Verkaufswertes der geförderten Kohlen. Also nicht die direkten Gewinne sind es, die unserm Steinkohlenbergbau seine große Bedeutung für unsere Volkswirtschaft verleihen, sondern der Umstand, daß er befruchtend auf unsere gesamte Industrie wirkt, daß er ihr das unentbehrlichste Rohmaterial in solchen Mengen und zu Preisen liefert, die sie vom Ausland unabhängig und auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig erhalten, die ihr ermöglichen, Millionen von Volksgenossen Arbeit und Verdienst zu geben. Möge auch im neuen Deutschland der Steinkohlenbergbau blühen und gedeihen, dann braucht uns um die Zukunft unseres Volkes nicht bange zu sein!



Gliederung der Selbstkosten bei dem Erlös von 225 ℳ für eine Tonne Steinkohlen. (Nach Köngeter.)

Die Volksorganisation der Siebenbürger Sachsen.

Es ist schon viel über die Siebenbürger Sachsen, dieses älteste deutsche Kolonistenvolk, geschrieben worden, das sich seit 800 Jahren erfolgreich gegen übermächtige Feinde gewehrt hat. Im 12. Jahrhundert wurden die Sachsen in einem Ödland angesiedelt, und in richtiger Erkenntnis, daß nur innigstes Zusammenstehen die Rasse erhalten kann, siedelten die Sachsen nicht jeder für sich, sondern in der Gesamtheit, und sie sind deshalb den Gefahren, die so vielen Kolonisten begegnen, entronnen. Schon in den ersten Jahren der Kolonisation schlossen sich mehrere Familien, immer etwa 20 bis 30, zu sogenannten Nachbarschaften zusammen, einerseits, um die Rodungsarbeiten leichter zu bewerstelligen, anderseits aber auch, um soziale, wirtschaftliche und gesellschaftliche Verbindung zu haben, da ja der Sippenverband durch die Auswanderung zerrissen war. Diese Nachbarschaften wurden immer stärker ausgebaut. Wir sehen in späteren Zeiten den Vorsitzenden, den Nachbarvater, als Führer in der Feldschlacht oder als Kommandanten des Festungsabschnittes, den seine Nachbarschaft in der Kirchenburg innehatte. Der Nachbarvater hatte in seinem Gemeindeviertel für die Erhaltung der Straßen, Brunnen, Kanäle, für Straßenreinigung sowie Feuer- und Diebsschutz usw. zu sorgen. Taufen, Hochzeiten und Leichenbegängnisse waren Feste und Zeremonien nicht nur der Familie, sondern auch der Nachbarschaft. So hatte bei einem Todesfall die Nachbarschaft für Sarg, Grab und den Transport des Verstorbenen zu sorgen, aber auch die ganze Nachbarschaft gab dem Toten die letzte Ehre, und niemand durfte fehlen. Witwen, die keine männliche Kraft im Hause hatten, wurden von der Nachbarschaft unterstützt, und zwar so, daß die Jungmannschaft in ihrer Freizeit die Äcker bestellte, ohne dafür eine geldliche Entlohnung zu fordern. Mit den Jahrzehnten hat sich die Nachbarschaft Satzungen gegeben, in denen auch Strafen vorgesehen waren. Für Vergehen kleinerer Art mußten die Mitglieder Geldbußen zahlen. Am Ende jedes Jahres wurde eine Feier veranstaltet, und die eingegangenen Geldbußen wurden in Essen und Trinken angelegt. Die Bestraften aber wurden in halb feierlicher und halb launiger Weise in ihre alten Rechte wiedereingesetzt.

Bis zum vorigen Jahrhundert hat sich diese Einrichtung in fast unveränderter Weise erhalten. Der Eintritt in das moderne Zeitalter hat diese Vätersitte aber nicht zu zerstören vermocht. Das sogenannte Konzivilitätsgesetz Kaiser Josephs II., das den Grunderwerb der Rumänen auf Sachsenboden gestattete, gab der Nachbarschaft eine neue Aufgabe. Von nun an hatten die einzelnen Nachbarn schärfstens darauf zu achten, daß kein Sachse den Väterboden an Rumänen verkaufte. Die Nachbarschaftskassen verwandelten sich in Vorschuß- und Sparvereine, die dem in Not geratenen Volksgenossen billigen Kredit verschafften, um ihn vor dem Verkauf deutschen Bodens zu schützen. Im Rahmen der Nachbarschaften wurden landwirtschaftliche Genossenschaften gegründet, die viel dazu beitrugen, daß die sächsische Landwirtschaft beispielgebend für den ganzen Südosten Europas wurde. Diese Spar- und Vorschuß-Vereinigungen wuchsen sich zu ansehnlichen Geldinstituten aus, die heute ein Kapital von mehreren 100 Millionen zur Verfügung haben, das ganz im völkischen Sinne arbeitet.

Aber auch die Tage der Revolution konnten keine „Umwertung der Werte" zeitigen. Im Gegenteil; auch in den Städten, in denen die Nachbarschaft schon lange ein Scheindasein fristete, bekam sie neues Leben. Die Nachbarschaft wurde die politische Organisation des Sachsenvolkes, das auf diese Art die Möglichkeit hat, bis in die letzte Hütte den großen Gedanken der Zusammengehörigkeit aller Deutschen zu tragen. Durch die Nachbarschaft ist es auch gelungen, das sächsische Volk in einem wahrhaft sozialen Empfinden zu erziehen, so daß es vor dem Kriege unter den Sachsen tatsächlich keine wirklich Armen, aber auch keine übermäßig Reichen gab.

Neben der Nachbarschaft diente zur Erziehung der Jugend die sogenannte Bruder- und Schwesterschaft, der alle der Schule entwachsenen Jünglinge und Jungfrauen angehörten. Diese Vereinigungen, die auf jeder Landgemeinde bestehen, und der sich niemand entziehen kann, um nicht Gefahr zu laufen, gesellschaftlich kaltgestellt zu werden, stehen unter geistlicher Leitung und sind das wichtigste Volkserziehungsmittel, das die Sachsen besitzen. Auch hier haben die revolutionären Einflüsse der letzten Zeit wenig Wirkung gehabt. Könnte aus dieser Volksorganisation das deutsche Volk nicht auch etwas lernen? F. H. R.



Das historische Schifferfest in Laufen in Oberbayern am Fronleichnamstag: Verlesung des Evangeliums vor dem Standbild des heiligen Nepomuk bei der Alten Brücke über die Salzach. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Zu beiden Seiten des Altars als Ehrenwache ältere Schiffer in ihrer alten Tracht mit Hellebarden, im Hintergrund die alte Fischergarde, eine Salve abschießend.



Sitzendes Bauernmädchen. (Studie.)



Auf der Landstraße. (Radierung.) Mit Erlaubnis des Verlags Jul. Schmidt, München.

Rudolf Schiestl.

Von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Haack, Erlangen.

Wir Deutsche sind närrische Käuze. Wie wir im öffentlichen Staatsleben bald nach Osten und bald nach Westen starren, statt endlich einzusehen, daß uns die Rettung nur aus uns selber kommen kann: durch Arbeit, Ordnung und Einigkeit, so blicken wir auch in Dingen der Kultur viel zu viel um uns herum und zu wenig in unser eigenes Herz, auf unser eigenes Land und auf unsere deutsche Kunst.

Wer in unserem Volke kennt denn so recht eigentlich seinen Albrecht Dürer? Wer kennt denn all die prächtigen Kerle, die um Dürer herum, vor, nach und neben ihm geschaffen haben? Welche Quellen echt deutschen Lebens sprudeln da gleichsam verborgen und verrinnen ungenützt! — Und gerade in unseren Tagen tiefsten deutschen Leides und furchtbarster Schande sollte man wieder zu den Quellen hinabsteigen und einen lauteren Trunk der Stärkung schöpfen. Aber auch die späteren deutschen Künstler selber haben sich so selten auf ihre eigenen Vorfahren besonnen und zumeist nur wie gebannt auf das Ausland gestarrt. Daneben aber hat es immer eine Anzahl tief innerlich heimattreuer Künstler gegeben. Zu ihnen gehört der Maler und Radierer Rudolf Schiestl, so recht ein Sohn des deutschen Volkes. Der Namensklang weist auf altbayerisch-österreichische Herkunft, also auf einen von urwüchsiger künstlerischer Kultur erfüllten Volksstamm. Schiestls Vater ist als Bildschnitzer aus dem Salzburgischen nach Würzburg gezogen. Unser Rudolf Schiestl wurde 1878 in Würzburg geboren und hat sich eine rührende Anhänglichkeit an seine engere unterfränkische Heimat bewahrt, aber seit er, nach erfolgreicher Ausbildung bei Stuck in München, selbst Professor und Lehrer an der Kunstschule in Nürnberg geworden, hat er auch das mittelfränkische Land rings um Nürnberg herum liebgewonnen.

Das Frankenland in seiner reichen Schönheit, in seinem mannigfaltigen und charaktervollen Wechsel nach Landschaft, Tageszeit und Jahreszeit mitsamt seinen Bewohnern mit den Mitteln neuzeitlicher Kunst, insbesondere der Radierung, die er künstlerisch-technisch meisterhaft handhabt, darzustellen, hat sich Rudolf Schiestl zur Lebensaufgabe gesetzt. Es ist eine Lust, mit ihm und etwa noch mit dem wahlverwandten Bildhauer Professor Max Heilmaier, gleichfalls Lehrer an der Nürnberger Kunstschule, durchs Frankenland zu wandern. Wie wird da von den Künstlern geschaut und gezeichnet, gearbeitet und genossen! — Wie vertiefen sie sich in die alte deutsche Kunst, die der Bildhauer mit stärkerer Betonung von Umriß und Form, der Maler und Radierer ebenso genial, aber mit weicherem und mehr malerischem Bleistiftstrich sich ins Skizzenbuch notiert. Ganze Reihen von gezeichneten Reisetagebüchern füllen ihre Werkstattschränke. Diese dienen ihnen nachher bei der Ausführung ihrer freien Phantasieschöpfungen als Anhaltspunkte und Anregungen. Daher nirgends eine enge sklavische An- und Entlehnung, sondern freies Verarbeiten und Weiterführen erhaltener Eindrücke, wie es dem echten Künstler ansteht Es ist im allgemeinen ein Kennzeichen gerade der deutschen Kunst seit Dürers Zeiten bis zu unserem Hans Thoma, sich mit der bloßen künstlerischen Wiedergabe der Natur und der Menschen, und mag sie noch so genial sein, nicht immer zu begnügen, sondern gar häufig aus dem eigenen Innern noch hinzuzutun Mit dem bildenden Künstler pflegt der Dichter in ihm verbunden zu sein. Diese Art der Begabung charakterisiert auch unseren Schiestl, so daß namentlich seine graphischen Arbeiten wie Kunstblätter und wie Gedichte zugleich wirken. Man wolle aber nun beileibe nicht etwa vermeinen, daß er die Technik deshalb auch nur im geringsten geringer einschätze als irgendein anderer Künstler. Im Gegenteil, man muß dem „Arbeiter", der in seiner Musterwerkstatt in der Kunstschule zu Nürnberg vom frühen Morgen bis in den späten Nachmittag ununterbrochen tätig ist, gerade bei der Arbeit zusehen, beim Zeichnen, Malen und Radieren, oder wie er seine Platten mit eigener Hand druckt, um vor dem gesunden handwerklichen Grund seines Schaffens die gebührende Hochachtung zu gewinnen. Unsere Gedanken fliehen dann ganz von selbst über die Schranken der Jahrhunderte zu dem berühmten Künstlerhause am Tiergärtnertor in Nürnberg, wo man sich unseren einzigen Albrecht Dürer ganz ebenso in Mühe, Plage und rein handwerklicher Arbeit versunken vorstellen muß.



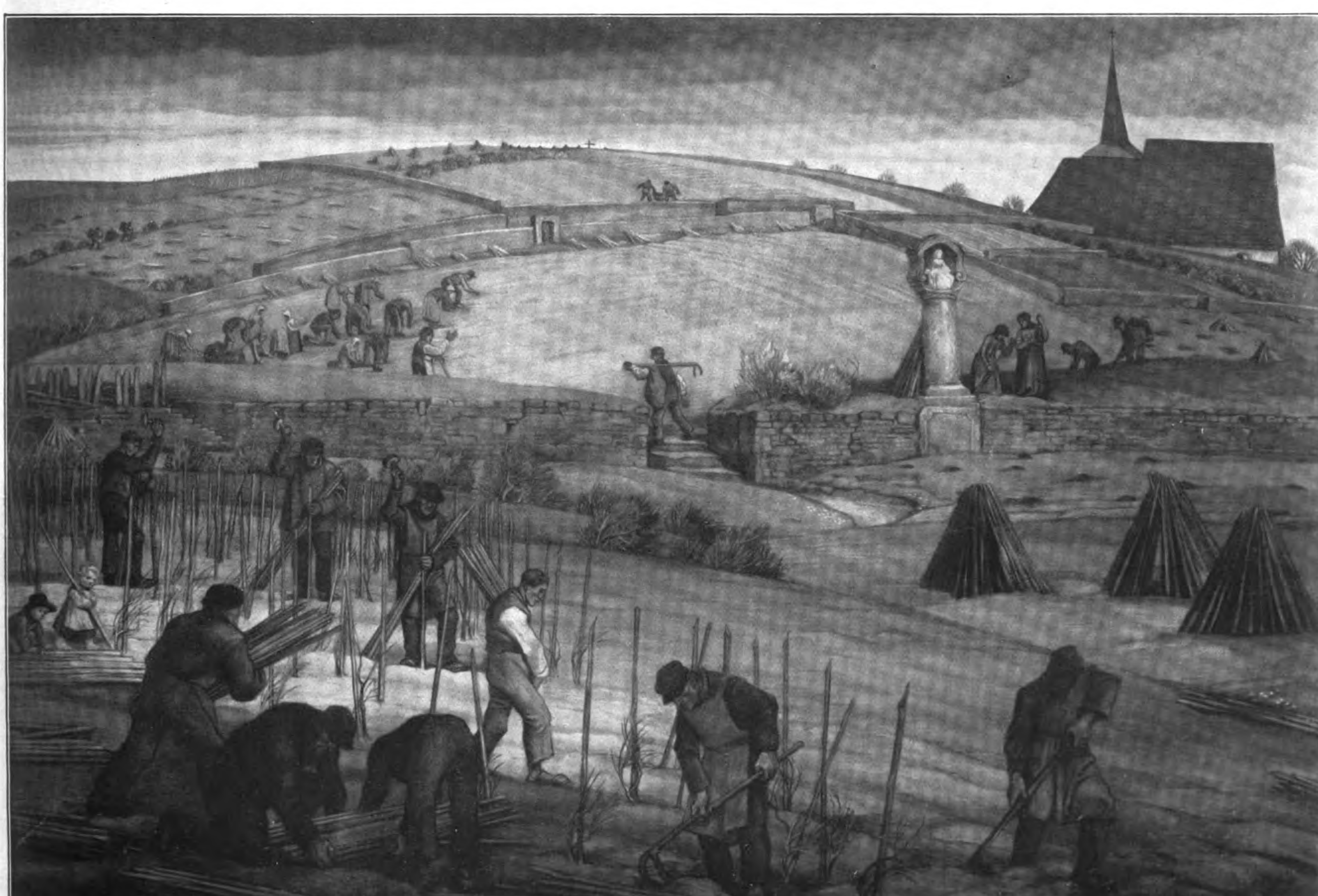
Kirchgänger (Winter) 1919.



Maria in der Wiese. (Holzschnitt.) Mit Erlaubnis des Verlags Jul. Schmidt, München.



Bauerntisch. Nach einem Gemälde von Rudolf Schiestl.



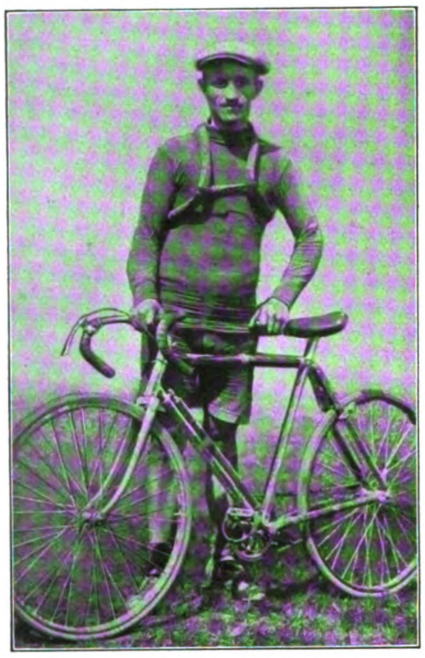
Der Weinberg Nach einem Gemälde von Rudolf Schiestl.



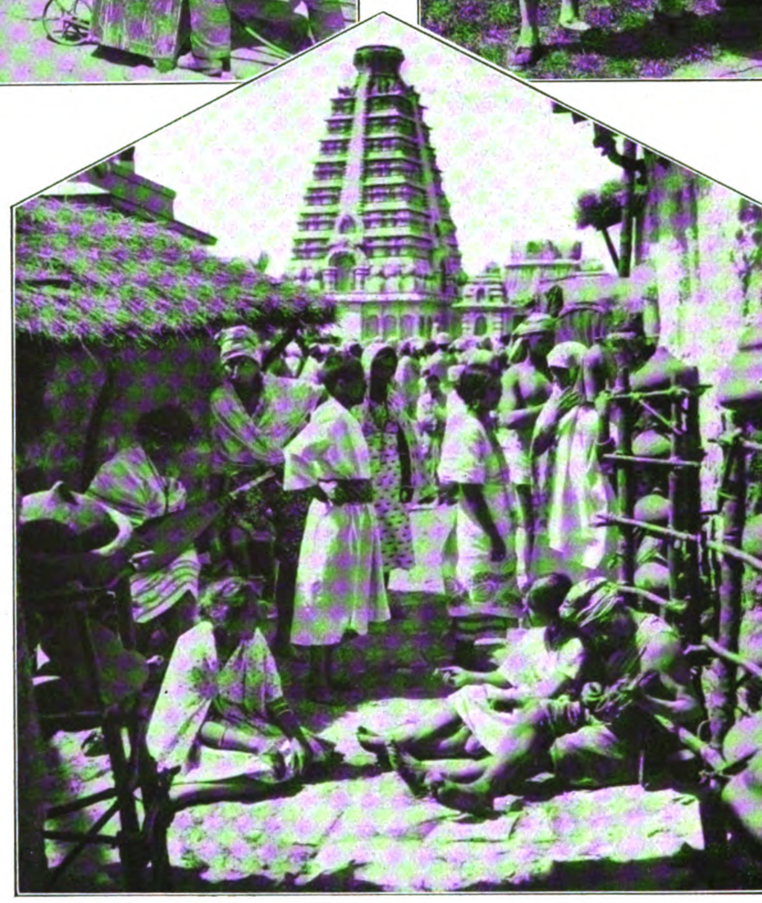
Vorbereitung zur Filmaufnahme; Komparsen (Statisten) erhalten die braune Hautfarbe der Inder.



Indische Tuba-Posaunen-Bläser bei der Probe vor der Filmaufnahme.



Von dem Rennen „Rund um Leipzig" (266,3 km) am 16. Mai: Fritz Brenne, der Sieger in der Herrenfahrerklasse, Gewinner des vom Verlag der „Illustrirten Zeitung" gestifteten Ehrenpreises. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Eine indische Straße in der Filmstadt.

Indien in der Filmstadt Woltersdorf bei Berlin: Die Aufnahmen für den in Vorbereitung befindlichen Film „Das indische Grabmal" nach dem Roman von Thea v. Harbou.



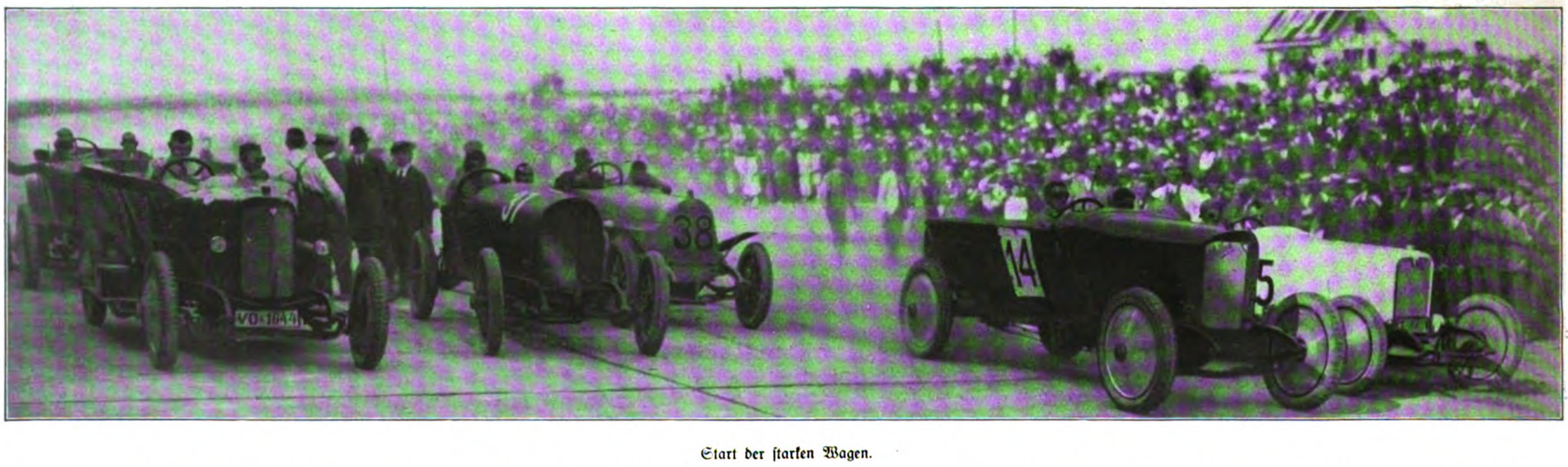
Vom Grunewald-Tennis-Pfingstturnier in Berlin: Die beiden deutschen Meister Kreuzer (links) und Froitzheim, die Sieger im Herrendoppelspiel ohne Vorgabe, das sie in der Schlußrunde überlegen gegen Rahe-Kleinschroth gewannen.



Auf dem Sattelplatz der Rennbahn.



Kellner auf Adler, Sieger im 90-km-Rennen in 45 Min. 42,4 Sek.



Start der starken Wagen.

Die ersten deutschen Automobil-Bahnrennen nach dem Kriege: Autosportliche Wettbewerbe auf der Opelbahn in Rüsselsheim am 22. Mai.

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(7. Fortsetzung.)

Da hörte sie ein leises Lachen. Es schien von den Briefen herzukommen und doch aus großer Ferne, dreißig und mehr Jahre her. Aber sie erkannte es auf der Stelle. So hatte einer gelacht, als einmal ein dicker Gutsbesitzer bei Tisch den alten Vorwurf anbrachte.

„Wo fängt bei Ihnen die Bildung an? Beim Krebseessen oder Pferderennen? Wer nach dem Maße seiner Erziehung und seiner Kräfte einen Beruf pflichtgetreu ausfüllt, der hat Bildung. Und wer sich in dünkelhaftem Hochmut über solche Menschen erhebt, der hat sie nicht. Persönlichkeit ist Bildung."

Das war die Antwort gewesen, und sie hatte ihr behagt. Ja, der Mann, von dem sie ausging, war eine Persönlichkeit gewesen, trotz seines Berufes und trotz seines lächerlichen Namens. Frau Lehrer Kalmus! Nein, das wäre nicht gegangen; das würde auch heute noch unmöglich sein. Und doch, wie viele Stunden hatte es gegeben, wo sie Namen und Stand vergessen hatte über den Mann. Der Umgang mit ihm hatte sie stark gemacht; Ströme von Kraft waren ihr zugeflossen. Sie hätten wohl auch genügt, ein stolzes Schiff zu tragen, selbst wenn es Eva Kalmus hieß.

Diese Gedanken folgten ihr, als sie zur Ruhe ging.

Karr war augenscheinlich der gleichen Art wie Kalmus, und Ursula mochte unter ähnlichem Einfluß stehen. Sie hatte frisch und fröhlich geblickt. Karrs Name ließ sich auch noch an. Blieb nur der Stand. Der konnte schließlich geändert werden, wenn — nein, darauf würde sich Herr Karr nicht einlassen, so wenig wie —

„Immer noch die alte, Frau Eva. Haben Sie die Jahre noch nicht über den wahren Wert des Lebens aufgeklärt? Das Glück liegt in uns. Der Kalmusgeruch hätte es nicht angefressen."

Wie mochte er zuletzt ausgeschaut haben? Ob er sich so gut gehalten hatte wie sie? Im Spiegel war er nur undeutlich zu erkennen gewesen. Karr hatte gewiß sein Bild. Sie wollte ihn darum ersuchen. Er hatte eigentlich eine gute Figur und nahm sich neben Ursula nicht schlecht aus. Man konnte sich an eine Auskunftei wenden oder an einen Bekannten, vielleicht Luckow. Darüber schlief sie ein.

Die Gelegenheit ergab sich einige Zeit darauf, als Frau von Grame in der Elektrischen fuhr und sich ihr beim Anrücken ein Herr auf den Schoß setzte. Luckow war es um so unangenehmer, als es gerade Frau von Grame war. Indessen machte sie gute Miene zum bösen Spiel und zog ihn in ein Gespräch, wobei Luckow in Nachwirkung der Verlegenheit bereitwillig und offenherzig Auskunft erteilte; d. h. Auskunft war es nicht, man war nur zufällig auf Karr zu sprechen gekommen und plauderte über ihn als einen gemeinsamen Bekannten. So erfuhr Frau von Grame, daß Karr ein gewisses Ansehen in der Lehrerschaft genieße, daß er einige Semester Pädagogik studiert habe und nächstens in einer großen Versammlung über Erziehungsfragen der Gegenwart sprechen werde. Wenn er sich der Linken anschließen würde, hätte er die schönsten Aussichten.

„Ich glaubte, Herr Karr stünde links", warf sie ein.

„Parteimann ist er nicht. Er will Versöhnung. Nun er das Drängen nach guten Stellungen sieht, hält er sich erst recht zurück.

„Ein tüchtiger Mensch darf den Wettbewerb nicht scheuen. Er muß auch Ehrgeiz haben."

„Den besitzt er schon; nur richtet er sich nicht auf äußere Stellung. Er lacht über die Kollegen, die jetzt zum Wettlauf antreten. Kinder unterrichten ist ihm die liebste und schönste Beschäftigung, die er für ein paar hundert Mark und dazugehörige Ehre nicht ohne weiteres hingibt."

„Schade. Ich bin überzeugt, er würde seine Gaben in größerem Kreise noch besser auswerten."

„Sein Pflegevater Kalmus war ein begeisterter Lehrer und hat ihn nach dieser Richtung stark beeinflußt."

„Herr Karr scheint mir selbständig genug, als daß ihn Kalmus jetzt noch beeinflussen könnte."

„Da kennen Sie den alten Herrn schlecht. Der lebt noch in hundert Jahren. Wem Kalmus seinen Stempel aufgedrückt hat, der behält das scharfe Gepräge und ein um so besseres, je edler das Metall war, das er bearbeitete." Luckow wunderte sich nachher über seine Worte; doch fand er, daß er wahr geredet hatte.

Sie wußte es, aber in diesem Punkte äußerer Ehre war sie des Kantors Gegnerin geblieben, wie früher. Sie hoffte, auch noch Karr nachgeben zu sehen, wenn es etwa ja noch um den Preis der Liebe ginge. Freilich, wenn er den Dickkopf von Kalmus besaß, dann konnte die Hoffnung leicht zuschanden werden.

Kalmus und kein Ende.

Neuntes Kapitel.

Ende Oktober setzte ein Winterwetter ein, daß die Straßenbäume ihre Häupter schüttelten, teils wegen der windigen Kälte und teils vor Verwunderung. In Schlesien gibt es sieben Winter. Man war es gewohnt, daß es um diese Zeit einmal kalt wurde; aber es brauchte doch nicht gleich so dick zu kommen. Ahorn und Linde hatten sich der Herbstsonne gefreut und gar nicht an Laubfärbung gedacht, geschweige an Abwurf. Das grüne Kleid war auch noch nicht vorschriftsmäßig abgetragen. Der Frühling war spät eingetroffen, und die Sommernässe hatte es frisch erhalten. Der Schnee fiel in das grüne Laub. Zuerst glaubte man an einen kleinen Scherz des Winters; hin und wieder flatterte ein Blatt zur Erde, das war alles. Aber die Sache wurde ernst, die Kälte hielt an. Da nutzte nichts, es hieß auf das bunte Kleid verzichten, und das grüne mußte auch herunter.

Es war eine häßliche Zeit. Draußen holten sich die Leute nasse Füße und in den kalten Zimmern den Schnupfen, wenn nicht mehr. Die Kohlen wurden selten und sündhaft teuer und die Nahrungsmittel knapper. Auch Luckow kriegte es zu spüren. Sein sonntäglicher Rucksack hing oft schlaff und abgespannt herunter. Die Bauern zeigten sich nicht mehr so entgegenkommend wie früher, als sie in ihm den neuen Kantor vermuteten. Da war auch ein junger Kollege in der Nachbarschaft, der gern die Wietauer Stelle gehabt hätte. Er war zwar ein mäßiger Organist und durfte sich mit ihm noch nicht messen, aber er strebte vorwärts und besaß auch schon Anhang im Dorfe. Luckow merkte es mit Verdruß. Er war durch seine Besuche heimisch geworden und gab ungern das Kantorat auf. Die Kirchenmusik war ihm Bedürfnis geworden. Er begann sich eingehender mit Bach zu beschäftigen, setzte alte Weisen, wie es ihm für Wietau passend schien, und schuf hin und wieder selbst ein kleines Lied. Mit dem jungen Geistlichen stand er auf gutem Fuße. Dieser war ein Musikfreund und für jede Anregung auf dem Gebiete dankbar. Er freute sich der regsamen Natur Luckows und sah in der Pflege des Volks- und Kirchengesanges ein gutes Mittel, der allzu gewinnlichen Gesinnung der Zeit entgegenzuarbeiten. Er hielt es auch nicht unter seiner Würde, gelegentlich unter Luckows Leitung mitzusingen, und das Beispiel hob diesen in den Augen der Leute und führte manche gute Stimme in den Kirchenchor.

Der Verkehr mit Bullock und Spickus war ihm Bedürfnis geworden. Er fing an, es Bullock an Geradheit gleichzutun; jedenfalls nahm er kein Blatt vor den Mund, wenn er ihm gegenübersaß, und fand es bald leichter und bequemer, zu sagen, was er dachte, als gewundene Umwege einer falschen Höflichkeit zu gehen. Das schädigte die Freundschaft nicht; im Gegenteil, ein Sonntagnachmittag ohne Bullock und Spickus war ihm nicht mehr denkbar.

Mehr und mehr schob sich seine sonstige Vereinstätigkeit in den Hintergrund. Er wollte mit seinem Frauenchor noch ein Konzert veranstalten und dann sein Amt als Liedermeister niederlegen. Die Chöre waren gut geübt, sie mußten einschlagen. Der Kartenverkauf ließ sich gut an; der Name des Klavierkünstlers, den er sich aus Berlin verschrieben hatte, lockte viele an.

Der Konzerttag war herangekommen. Da erhielt Luckow am Nachmittag ein Telegramm, das vor drei Tagen aufgegeben war und eine Absage enthielt. Die eintretende Bahnsperre hinderte die Rückreise des Künstlers.

Luckow tat zunächst, was viele auch getan hätten. Er ging in unvernünftigem Zorn an der Wand hoch, verfluchte alle Künstler, die Post, die Regierung, das Konzert, die Bergleute, die eigene Dummheit und andere belanglosere Dinge.

Dann zwang ihn die Not der Stunde, auf weitere Gefühlsschwelgereien zu verzichten und die kümmerlichen Reste seiner Vernunft auf Rettung aus der peinlichen Lage zu richten.

Er warf sich in eine Droschke und fuhr zu drei, vier, fünf bekannten Klavierkünstlern. Sie waren infolge der Sperre bereits anderweit eingesprungen oder mochten sich nicht entschließen, ohne Vorbereitung ihren guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Es dunkelte. Noch eineinhalb Stunden standen ihm zur Verfügung. Es war zum Verzweifeln. Der Droschker hatte das Herumrasen in der Nässe auch satt. Er behauptete, sein Roß hätte genug, und er wolle es nicht zuschanden fahren. So lohnte ihn Luckow ab.

Mutlos und abgespannt von dem unnützen Treppenlaufen ging er eine kleine Nebengasse, um die Linie 18 zur Heimfahrt zu erreichen. Mehrere kleine Gastwirtschaften zweifelhaften Rufes lagen da. An einer wurde die Tür geöffnet; ein grell bemaltes Weibsgesicht guckte Luckow an. Von innen schallten wüster Lärm und Klaviermusik. Luckow wollte schnell vorüber, da hörte er das Klavierspiel deutlicher. Er horchte. Das war ja ein Künstler! Wie er die Oktavengänge nahm, wie jeder Ton herauskam, wie sauber das Kantilenespiel, trotz des schlechten Instruments! Er blieb stehen und warf einen Blick in den qualmigen Raum. Der Spieler schien ein noch junger Mann zu sein. Wie unter einem Banne trat Luckow näher. Das Mädchen wollte ihn unter den Arm fassen; er schüttelte es ab, blieb lauschend an der Tür und ging dann zu dem Spieler hin. Ein toller Gedanke war ihm gekommen, ein Gedanke, wie ihn nur die Not reifen läßt.

„Wollen Sie zweihundert Mark verdienen?" fragte er.

„Lassen Sie mich in Ruhe, Sie Schieber", war die unwirsche Antwort. Der Mensch sah erst gar nicht auf.

„Ob Sie heute in einem Konzert spielen wollen, meine ich?"

Mit einem Ruck fuhr der Angeredete herum und glotzte den Frager an. Er schien allmählich zu fassen, daß der Vorschlag ernst gemeint sein könnte.

„Wo?"

„Im Kammermusiksaal."

„Was wird verlangt?"

„Was können Sie auswendig?"

„Brahms, Liszt, Beethoven, Chopin."

„Dann kommen Sie sofort mit, die Sache drängt."

„Ich bin kontraktlich gebunden, bis elf Uhr zu spielen. Der Wirt wird mich nicht loslassen."

„Versuchen wir es."

Der Wirt war nicht da; die dicke Schließerin zuckte nur die Achseln.

„Es geht ums tägliche Brot", keuchte der junge Mann. Seine Augen glühten wie Kohlen. „Abgemacht, ich komme mit."

Sie fuhren nach dem Konzerthaus, wo er sich auf dem Flügel einspielen wollte. Unterwegs gab ihm Luckow die nötigen Erklärungen und hörte, daß er einen ehemaligen Studierenden des Leipziger Konservatoriums vor sich habe, den der Krieg und Geldmangel aus der Bahn geworfen hatten.

Mit Spannung hörte Luckow dem Spiele zu. Er hatte einen Draufgänger vor sich, dem das Stürmen Bedürfnis war, und dem noch manches an innerer Durcharbeitung fehlte. Aber das wilde, jugendliche Feuer, der prachtvolle Anschlag nahmen für ihn ein trotz des maßlosen Tempos, bei dem einem angst und bange werden konnte. Luckow hielt es für geraten, jede Kritik zu unterlassen, um ihn nicht kopfscheu zu machen.

Es war auch höchste Zeit, ihn von dem Flügel wegzubringen. Herr Stiefgaht mußte sich doch umziehen. Unmöglich. Der Tollkopf hatte seit langem kein gutes Klavier unter den Fingern gehabt. Das wollte er auskosten. Alle Ermahnungen wurden überhört, und als Luckow ihn auf die Schulter tippte, biß er ihn kurz weg:

„Jetzt spiele ich."

„Wollen Sie denn in diesem Aufzuge spielen?"

„Jawohl. Mein Frackanzug kann ja irgendwo liegengeblieben sein." Schon übte er weiter. Da war nichts zu machen. Luckow wußte aus hundert Erfahrungen, daß bockbeinige Musiker durch Widerspruch nicht geändert werden.

Er raste nach Hause, wo seine drei Damen schon marschbereit standen, fuhr in den bereitliegenden Frack und erzählte in hingeworfenen Sätzen sein Erlebnis.

Liese fand es furchtbar reizvoll, Suse war mit Teilnahme bis oben gefüllt. Frau Luckow packte auf alle Fälle Oberhemd, Kragen, Taschentuch und Binde ein.

Herr Stiefgaht hatte unterdessen weitergespielt, bis die ersten Zuhörer sich einstellten, zwei Saaldiener ihm den Flügel über den Fingern zuklappten und ihn nach dem Künstlerzimmer schleppten. In dem kleinen Raume lief er auf und ab wie der Eisbär im Käfig, zeigte auch sonst alle Absonderlichkeiten eines ausgereiften Künstlers, so daß der alte Diener ihn mit besonderer Hochachtung bedachte.

Luckow war mit der Aufstellung seines Chores beschäftigt und überließ den Wilden seiner Frau. Sie brachte ihn so weit, daß er reine Wäsche anlegte — wobei sie entsetzt feststellte, daß der Mensch weder Hemd noch Unterhose noch Strümpfe besaß — und einen Streifzug durch die üppige Wildnis seines Hauptes unternahm. Da war auch schon die Reihe an ihm.

Man hörte nach dem letzten Liede ein starkes Klatschen. Darauf sprach Luckow einige Worte, die in dem Zimmer nicht zu verstehen waren. Stiefgaht waren sie auch gleichgültig. Er stolperte die Stufen hinauf, machte eine abgehackte Verbeugung und setzte sich. Der Diener hatte kaum Zeit, die Flügeldecke hochzuklappen, da ging er schon los.

Die Kritiker in den ersten Reihen am Mittelgange zeigten die abgeklärten, undurchdringlichen Gesichter von Kunstrichtern, die jenseits von Gut und Böse zur Hinrichtung ebenso bereit sind wie zur Schilderhebung. Der unpersönliche Ausdruck verlor sich bald, und nach dem ersten Stück nickte der eine seinem Zunftgenossen ein wohlwollendes „Macht sich“ zu.

Nach dem zweiten Stück hatte sich das Wohlwollen allgemein verbreitet, und Herr Stiefgaht konnte sich einige Male für den Beifall bedanken.

„Wo haben Sie denn den Menschen aufgegabelt?“ wurde Luckow in der Pause gefragt.

Er gab ohne Beschönigung Auskunft und tat gut daran. Mamerz, Servaz und Pankraz, wie die Kritiker der drei großen Zeitungen genannt wurden, weil sie schon manchmal wie die Eisheiligen ihren kalten Schnee über hoffnungsvolle Maienblüten gestreut hatten, waren sich einig, daß man hier eine zukünftige Größe vor sich habe, und daß es eine heilige Aufgabe der Kunst sei, ihr die Wege zu ebnen.

Nach dem zweiten Auftreten kam Stiefgaht blaß und in Schweiß gebadet herunter. Trotz einiger Zugaben wollte das Klatschen nicht aufhören. Er ging aber nicht mehr hinaus. Er konnte nicht.

Frau Luckow sorgte mütterlich um ihn, obgleich sie gern die letzten Chöre gehört hätte.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte sie.

„Hunger“, sagte er.

Sie holte ihm einige Teller Salat und Gallert, etwas anderes war nicht zu haben. Er aß abwechselnd mit Ausdauer, und alle üblen Prophezeiungen der besorgten Frau konnten ihn von dem Vergnügen nicht abhalten. Bei dem dreizehnten Teller fing er an, menschlich zu reden.

Es stellte sich heraus, daß Herr Stiefgaht keine Wohnung besaß. Die letzten Nächte hatte er auf dem Sofa der Gastwirtschaft zugebracht. Frau Luckow trat das Wasser in die Augen.

„Es schlief sich dort nicht schlecht, jedenfalls besser als auf den Promenadenbänken“, gab er an. „Nur wurde man zuweilen unangenehm belästigt. Auch kann ich dahin nie zurückkehren. Der Wirt ist einer von der siebenten Bitte.“

Frau Luckow lief hinweg. Ihr Mitleid hatte einen Ausweg gefunden. Liese sollte Meister Wulke, der einen Freiplatz hatte, nach dem Konzert heranbitten. Er kam und war einverstanden, den jungen Menschen auf einige Zeit bei sich aufzunehmen, worauf Stiefgaht dem Schuster um den Hals fiel; denn der Ruhm und der erlöste Magen hatten einige Schrauben in seinem Gehirn gelockert.

Arm in Arm gingen die beiden nach Hause, und ehe sie dort ankamen, erfuhr Wulke Stiefgahts Lebenslauf von der ersten Windel bis zum geborgten Oberhemd, und es gab nur eine Lücke darin. Vielleicht lag eine tote Liebe darin oder sonst ein Herzweh.

Wulke ließ ihn reden. Er merkte, daß eine Seele um Einlaß drängte, die schon vor vielen eichenen Türen gestanden hatte. Seine persönliche Anteilnahme an Stiefgahts Geschick war nicht groß, in den letzten Jahren war das Leid alltäglich geworden. Aber aus dem Jammer der Menschheit war ihm echte Herzensgüte erwachsen, die niemand draußen stehen ließ.

In Wulkes Zimmer wurde ein Feldbett aufgeschlagen; die nötigen Betten fanden sich, freilich unüberzogen, in einem Kasten des Vorraumes. Stiefgaht wollte noch ein Gespräch anfangen, es wurde aber nichts daraus. Der Schuster blies schon in regelmäßigen Stößen die Luft ab, was ihm der Musiker bald nachtat.

Früh um sechs Uhr saß der Meister wie gewöhnlich auf dem Dreibein; das kalte Wetter brachte ihm viel Arbeit. Um sieben klopften schon die ersten Quälgeister ans Fenster und wurden ungeduldig, wenn sie nicht bald günstigen Bescheid bekamen. Vor Schulanfang stellte sich eine ganze Reihe ein; alle wollten ihre ausgebesserten Schuhe; aber keiner hatte Geld. Wulke entließ sie mit guten Ermahnungen, die vergessen waren, ehe die Tür sich schloß.

Nach diesem Sturm erschien Frau Kricke mit der Morgensuppe. Sie trug sie ins Nebenzimmer, setzte sie auf dem Tisch ab und zog die Vorhänge auf. Da erblickte sie Stiefgahts wilden Kopf in den Betten, stieß den bekannten weiblichen Schreckschrei aus und stürzte empört in die Werkstatt.

Da drinnen liege ein Bolschewist, und er habe gewiß Ungeziefer, denn er habe kein Hemd an.

Wulke drehte den Kopf halb herum, zog die Augenbrauen hoch und bemerkte, daß Herr Stiefgaht seit gestern ein berühmter Künstler sei; er habe selber gehört, wie sich die Leute die Hände zerklatscht hätten wegen seines Spieles.

Sie meinte, Künstler hätten ja wohl mehr Hitze als andere Leute; aber einen Künstler ohne Hemd könne sie sich nicht denken. Es würde ein Zigeuner sein; einer von denen, die sehr schön spielen, aber nebenbei Pferde und Kinder stehlen.

Der Meister dämpfte ihre Erregung mit dem Hinweis, daß er keine Pferde und sie keine Kinder habe; doch blieb ihr Verdacht, und sie beschloß scharf achtzugeben, daß Wulkes Sorglosigkeit nicht zu Schaden käme.

Ihre schwarzen Gedanken färbten sich indessen heller, als Frau Luckow etwas Unterwäsche aus ihren Beständen brachte und ihr zweihundert Mark für Stiefgaht übergab. Es schien Frau Kricke unglaublich, daß ein Mensch für eine Stunde Klimperei soviel Geld bekommen sollte. Als sie aber die Geschichte des jungen Mannes gehört hatte, schwoll auch ihr umfangreicher Busen vor Mitleid, und dieses Mitleid hob Stiefgaht auf den marmornen Sockel echter Künstlerschaft.

Es stellte sich auch bald heraus, daß er ein vornehmer Mann war, der Lebensart besaß. Nicht nur, daß er Frau Kricke den größten Teil des Geldes zur Aufbewahrung überließ, nein, er bemerkte auch entschuldigend, daß er sich schamhaft unter die Bettdecke verkrochen hätte, wenn er gewußt, daß eine so junge, hübsche Frau in seinem Zimmer gewesen sei. Das mache er immer so; aus Grundsatz und aus guter Erziehung.

Nun war Frau Kricke völlig beruhigt. Stiefgahts Gesicht hatte sie allerdings nicht genügend beobachtet. Wulke fragte, ob ein solcher Abend nicht stark den Kopf angreife.

Da hustete der Seiger seine neun Schläge. Der Schuster räusperte sich und sah wehmütig auf die Alte. Stiefgaht zog seine Taschenuhr heraus und verglich die Zeit.

„Die meine geht halt immer vor,“ sagte er; „sie hat starkes Fieber. Ich muß sie jeden Tag zurückdrehen, sonst werde ich alt, ehe ich jung gewesen bin.“

„Wer Bergwege geht, muß feste Schuhe haben“, meinte Wulke.

Stiefgaht schaute bedenklich auf seine zerrissenen Sohlen.

„Die haben keinen guten Grund,“ sagte er; „aber die Füße sind schon abgehärtet.“

„Die Haut ist noch zu jung; Sie werden die Steine beizeiten spüren. Ich werde Ihnen ein paar Nagelsohlen aufschlagen. Das Oberleder wird noch aushalten.“

Zehntes Kapitel.

So kam der Künstler auf festen Grund. Wulke hatte den Anfang gemacht; aber das meiste tat doch die junge, hübsche Frau Kricke. Ein dutzendmal erzählte sie Stiefgahts Lebensgeschichte und jedesmal mit angemessenen Abänderungen und Zusätzen. Anders war ihr Bericht im Hinterhause als im Vorderhause; anders beim Geheimrat Riedel als bei Frau von Grame.

Freilich, auch Frau von Grame bekam ihn zu hören. Nicht ganz freiwillig, es ist wahr, denn sie liebte die Unterhaltung mit Frau Kricke nicht gerade. Da sie aber wegen der Liebestollheit ihrer Dienstmädchen oft die Dienste der Hausmeisterin in Anspruch nahm, so mußte sie sich die Frau warm halten. Frau Kricke hätte es furchtbar übelgenommen, wenn sie diese rührende Geschichte nicht losgeworden wäre.

Die Folgen dieser Vortragskunst zeigten sich. Da hing auf einmal ein Winterüberzieher in der Schusterstube. Er war schon ziemlich bejahrt; aber Frau Krickes Kunst und ihr angenehmes Verhältnis zu Schneidermeister Labies brachten es fertig, die Reize der Jugend über ihn zu breiten. Da fand sich ein Frack, eine blumige Weste, drei Hemdenruinen, die zu zwei brauchbaren umgearbeitet wurden, Strümpfe — alles für wenig Geld und viel gute Worte.

So ausgestattet, konnte Stiefgaht in die feinste Gesellschaft gehen, z. B. zu Frau von Grame, wo er Fräulein Ursula Klavierstunden erteilte. Auch hier war Frau Kricke im Spiele.

Stiefgaht übte in Ermangelung eines Instrumentes auf dem Schustertische. Er warf die Finger hierhin und dorthin, bog den Körper und horchte entzückt den vermeintlichen Tönen, richtete sich auf und schloß die Augen in stummem Entzücken.

Frau Kricke war nicht Kennerin genug, um aus dem stillen Spiel die volle Schönheit herauszufühlen. Sie gab es auch ehrlich zu, daß sie wenig davon verstehe. Doch kam sie dahinter.

„Hören Sie, hören Sie doch, Frau Kricke!“ rief ihr der Musiker begeistert zu, pfiff und summte bald diese, bald jene Stimme, und klapperte mit den Fingern und rollte die Augen und arbeitete mit dem Oberkörper, bis er schwitzte. Da merkte die Hausmeisterin, daß auch die Kunst Arbeit verlange, und begann sie zu lieben. Bach und Chopin lagen ihr besonders; vielleicht eigneten sie sich auch für das Instrument; jedenfalls geriet Frau Kricke in helles Entzücken, wenn Stiefgaht die Melodie durch wunderliche Lippenkunst hervorbrachte und die Schusterwerkzeuge die geräuschvolle Begleitung dazu tanzten. Als sie ihn dann einmal auf Luckows Flügel die Stücke vortragen hörte, wie das Zimmer darunter aufgeräumt wurde, meinte sie zu Frau von Grame:

„Bach und Chopin habe ich ihn schon ganz anders spielen hören“; eine Bemerkung, die ihr eine gewisse Hochachtung einbrachte.

Die gnädige Frau horchte nun auch genauer zu, fand Gefallen an dem Bach und Chopin und nahm Stiefgaht als Lehrer an, als die Kritik ihre gute Meinung stärkte.

Sie tat mehr: Sie lud ihn zu einem Gesellschaftsabend, der ihm wieder einige Stunden einbrachte. Frau Krickes Kunst in der Behandlung alter Sachen und Stiefgahts Kunst in der Behandlung alter Meister hatten zu gleichen Teilen den Erfolg errungen.

Karr war auch in der Gesellschaft. Er traf dort einen alten Gelehrten, dem er von Frau von Grame vorgestellt wurde, und der ein guter Freund des Hauses zu sein schien. Professor Schamelbeen begrüßte Karr herzlich. Es stellte sich heraus, daß er Karrs Vortrag mit viel Teilnahme gehört hatte. Er kam auch sofort mit ihm in ein Gespräch über die Einheitsschule, in das er sich so vertiefte, daß Frau von Grame ihn nur mit Mühe herausziehen konnte.

Sie hatte manches auf dem Herzen, wegen dessen sie guten Rat brauchte. Ohne Umschweife gab sie dem Freunde zu verstehen, daß sich Karr um Ursulas Hand bemühe, daß sie gegen den Charakter des Herrn nichts einzuwenden habe, wohl aber gegen seine Herkunft, seine Stellung.

Der alte Herr wiegte den großen, weißen Kopf.

„Wir haben jetzt starke politische Gegensätze. Dagegen verwischen sich die Klassenunterschiede“, sagte er. „In dem brodelnden Topf bilden sich neue Fettschichten. Wir werden nach unten gedrückt.“

„Was wird aus uns? Sollen wir vielleicht die Straße fegen?“ warf sie erregt ein. „Wir zählen doch auch zu den verruchten Kapitalisten.“

„Kapitalist ist jeder, der mehr besitzt als ich“, scherzte der Professor. „Ich fürchte, Sie gehören auch dazu. Aus dem Grunde kann ich Ihnen nur empfehlen, sich einen Schwiegersohn zu wählen, dessen körperliche und geistige Gesundheit den Stürmen der Zeit gewachsen sein wird. Der Besitz ist gefährdet, der Mann nicht. Herr Karr bietet Ihnen sichere Gewähr für das Glück ihrer Tochter, und wenn Ursula ihn liebt, würde ich an Ihrer Stelle nicht gegen eine Verbindung sein. Sein Vortrag hat mir gezeigt, daß er klare Augen und guten Verstand hat, daß er seinen Beruf liebt und Ansehen über seinen Berufskreis hinaus genießt. Sein Äußeres kann sich sehen lassen; seine Unterhaltungsgabe, sein frisches Wesen machen ihn zu einem angenehmen Gesellschafter. Was wollen Sie mehr? Wir Älteren müssen doch mehr auf den Kern sehen als auf die Titelschale. Mir gefällt der Titel Lehrer übrigens gar nicht schlecht. Mehr oder minder sind alle Großen im Reiche des Geistes Lehrer ihres Volkes gewesen und dürfen stolz darauf sein.“

Frau von Grame hörte still zu. Diese Ausführungen waren ihr nichts Neues. Vor dreißig Jahren und mehr hatte sie sich in jugendlicher Schwärmerei daran begeistert, wenn auch nur für Augenblicke. Bald waren sie überwuchert worden von glanzvollen, prächtigen Gewächsen mit großen, farbigen Blüten und saftigen, sattgrünen Blättern. Sie hatten lange gedauert; aber der Herbst des Lebens hatte doch schon manche Blüte, manches Blatt verweht, und zwischen den Lücken stieg ein erdiger Duft auf, der nicht von ihnen herrührte.

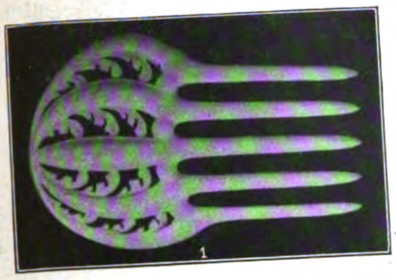
Sie wurde gegen ihre Gewohnheit zerstreut und war froh, als die Gesellschaft aufbrach. In der Zerstreuung sagte sie auch beim Abschiede von Karr: „Auf Wiedersehen, Herr Kalmus“, worüber Ursula herzlich lachte.

Karr begleitete Professor Schamelbeen nach Hause, und es war ihm lieb, als der alte Gelehrte das Gespräch auf Ursula brachte, von der er bei der Enge der Räume und der Größe der Gesellschaft wenig gehabt hatte. Freimütig gestand er ihm seine Neigung und trug dafür die Gewißheit nach Hause, daß Frau von Grame seinen Plänen kaum große Schwierigkeiten entgegensetzen würde. Ursulas Liebe war er sicher.

Am andern Tage bekam er einen Brief von Bullock.

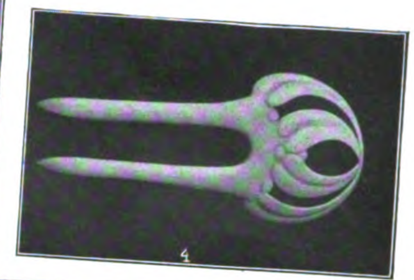
„Lieber Karr! Das verfluchte Latschwetter hat mich geworfen. Meine Kehle ist zugefroren, daß sie auch der heißeste Punsch nicht aufeisen kann, und in den Därmen herrscht Tauwetter. So kann ich mir oben nicht Luft machen, während ich unten ein gärender Weinballon bin. Die Winkler-Rose pflegt mich bei Tage mit viel Liebe, als hätte ich sie nie beim Grasstehlen erwischt, und in der Nacht schläft der Hannes bei mir. Er hat einen festen Schlaf und ist von abends 9 bis früh 4 Uhr für Geschäfte dieser Welt nicht zu haben, was bei den revolutionären Umtrieben der unteren Massen bisweilen unangenehm ist. Dr. Eck ist vorläufig noch saumäßig grob: das ist ein gutes Zeichen. Er wird erst freundlich, wenn er für den Himmel vorbereitet und Medizin fürs Jenseits verschreibt. Er nützt seine augenblickliche Maulüberlegenheit unverschämt aus, was ich ihm treulich wiedervergelten werde. Spickus will Suse als Pflegerin kommen lassen. Das mag ich aber nicht. Die Pflege eines alten Bären ist kein Spaß. Auch denke ich in einigen Tagen wieder obenauf zu sein. Mit herzlichem Gruß Bullock.“

(Fortsetzung folgt.)













1. Haarkamm aus Elfenbein. Modell: Frau Dr. Emmy Roth. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.) 2. Die Wollmode: Eine Wiener Schönheit in weißem handgestrickten Tenniskleid. Modell: Ilse Moor. (Phot. Edith Barakovich, Wien.) 3. Die Wollmode: Jadegrüner Strandkostümrock mit Jumper und Kappe, handgearbeitet. Modell: Ilse Moor. (Phot. Franz Löwy, Wien.) 4. Haarkamm aus Elfenbein. Modell: Frau Dr. Emmy Roth. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.) 5. Die Wollmode: Die Wiener Filmschauspielerin Liane Haid in graugelber handgestrickter, in Fransen auslaufender Wolljacke. Modell: Ilse Moor. (Phot. Franz Löwy, Wien.) 6. Kunstseidene Eleganz: Liane Haid in goblinblauem handgehäkelten kunstseidenen Jumper, weiß bordiert, mit weißem Kragen. Modell: Ilse Moor. (Phot. Franz Löwy, Wien.)









7. Halskette. Bleiches Gold mit Mondstein und Perlen. (Entwurf: Annie Hystak.) 8. Die Sängerin Eva Gertrud Liebenberg in einem maisblauen Seidentrikotkleid mit Cape. Mais-Filzhut mit gewachsten Blumen. Modell: Martha Löwenthal. (Vita-Photo, Berlin.) 9. Eva Gertrud Liebenberg in einem weißen Wolltrikot-Jumperkleid mit braunem Trikot und brauner Stickerei. Weißer Tagalhut mit weißbrauner Federphantasie. Modell: Martha Löwenthal. (Vita-Photo, Berlin.) 10. Links: Kleid Rotholz. Madeirastickerei mit Fileteinsätzen. Lavendelblaue Taftschärpe. Hut Agnes Gallewski. Lindenblütenfarbener Glasbatist mit großer Schleife. — Rechts: Kleid Rotholz. Madeirastickerei mit Fileteinsätzen. Jadegrüne Schärpe. Hut Hanna Haars. Lindenblütenfarbenes Tagalstroh. Krempe aus weißem Crêpe Georgette mit Margueriten in Rosa, Blau und Weiß. (Phot Ernst Sandau, Berlin.) 11. Elfenbeinschmuck von Angela Strätter. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.) 12. Elfenbeinschmuck von Angela Strätter. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)

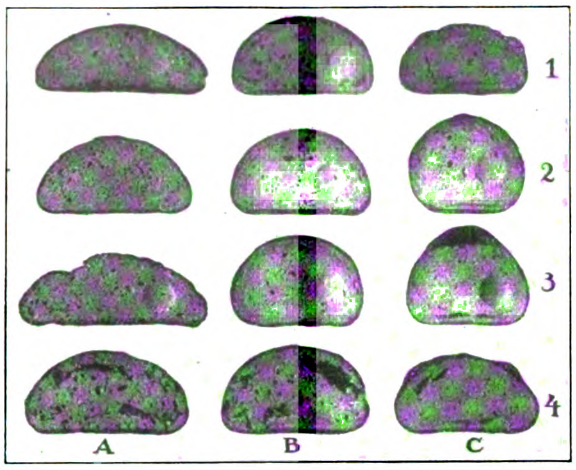




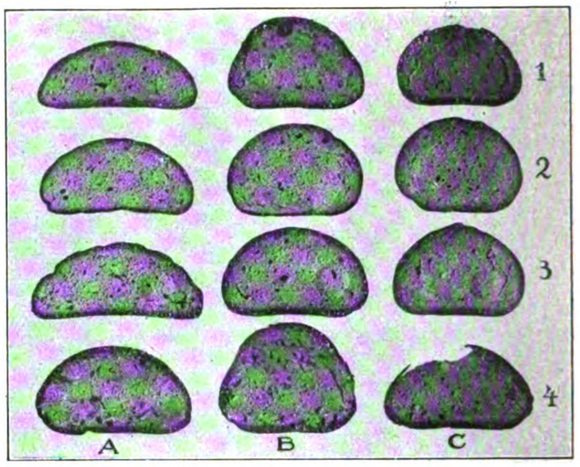
Sommermoden und neuer Frauenschmuck. (Siehe „Für die Frauenwelt" auf den Seiten 476 und 480.)

Mehl und Brot.

Von Dr. Artur Fornet.



Gebäcke, hergestellt mit demselben Mehl und derselben Menge Wasser: I. Schwach ausgebacken. A. Untergare. B. Normale Gare. C. Obergare. 1. Zu wenig Sauer. 2. Normaler Sauer. 3. Zu junger Sauer. 4. Abgefressener Sauer.



Gebäcke, hergestellt mit demselben Mehl und derselben Menge Wasser: II. Stark ausgebacken. A. Untergare. B. Normale Gare. C. Obergare. 1. Zu wenig Sauer. 2. Normaler Sauer. 3. Zu junger Sauer. 4. Abgefressener Sauer.

Zerkleinert man das Getreidekorn, so erhält man das Schrot; in diesem sind jedoch, falls das Getreide nicht gut gereinigt war, alle dem Korn äußerlich anhaftenden Schmutzteile und Bakterien enthalten. Letztere kann man nach den Patenten von Steinmetz mitsamt der das Korn ganz lose umgebenden Holzfaserschicht maschinell in 2 bis 3 Minuten entfernen; erst nach Abgang dieser von der Natur dem Korn als äußeren Schutz beigegebenen, 4 bis 5 Proz. betragenden Hülsen sollte das Getreidekorn „wie aus dem Ei geschält" zur menschlichen Nahrung vorliegen. Das derart enthülste Korn enthält alle ursprünglichen vollen Nährstoffe des Kornes und die wasserundurchlässige Schicht, die das Korn vor dem Auslaugen und dem Auswaschen der Stärke usw. von Natur aus schützen soll.

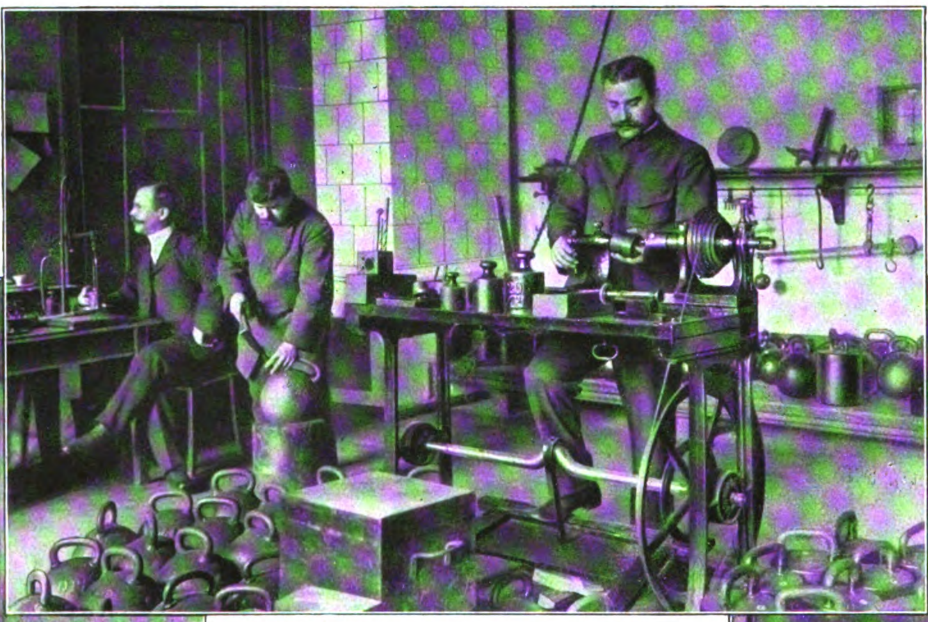
Je nachdem, ob man nun nach Vermahlen von 100 Teilen Korn durch ein verhältnismäßig weites Sieb 94 Mehlteile oder durch engmaschige Siebe nur 90, 82, 70 oder sogar nur 30 Teile hindurchsiebt, erhält man die Kriegs-, Friedens- und schließlich die Krankenmehle. Die verschiedene Färbung der Mehle erklärt sich aus dem anatomischen Bau des Kornes. Es enthält etwa 25 Proz. dunkle Kleieteile und 75 Proz. helle Mehlteile; es ist klar, daß ein Mehl, das alle Schalanteile enthält, am dunkelsten und ein Mehl, das nur die inneren Teile des Kornes enthält, am hellsten aussehen muß. Da im Mehl lediglich die Stärke und der Kleber die Träger der Backfähigkeit sind, müssen die hellen Mehle, die hiervon die meisten Anteile enthalten, am backfähigsten sein. Bei der gleichen Teigeinlage zeigen die Gebäcke denn auch etwa folgende Volumen: Schrot 700 ccm, 0–94prozentiges Mehl 780 ccm, 0–93prozentiges Mehl 850 ccm, 0–70prozentiges Mehl 975 ccm, 0–30prozentiges Mehl 1105 ccm; demgemäß ist das hellste Brot auch am porenreichsten, lockersten und elastischsten, hingegen das Kriegsbrot am feuchtesten und am wenigsten gelockert.

Rein zahlenmäßig darf man also an ein dunkles Mehl bezüglich der Backfähigkeit bei weitem nicht so hohe Anforderungen stellen wie an ein Friedensmehl. Um diesen Unterschied noch deutlicher zu machen, habe ich aus verschieden hellen Mehlen den sogenannten Kleber, das Eiweiß des Mehles, unter fließendem Wasser quantitativ ausgewaschen und ihn nach vollkommener Entfernung der Stärke, des andern Hauptbestandteiles des Mehles, im Ofen ausgebacken; auch hier ist der dem hellsten Mehle entstammende Kleber am größten, der aus dem dunklen Mehl ausgewaschene Kleber am kleinsten ausgefallen.

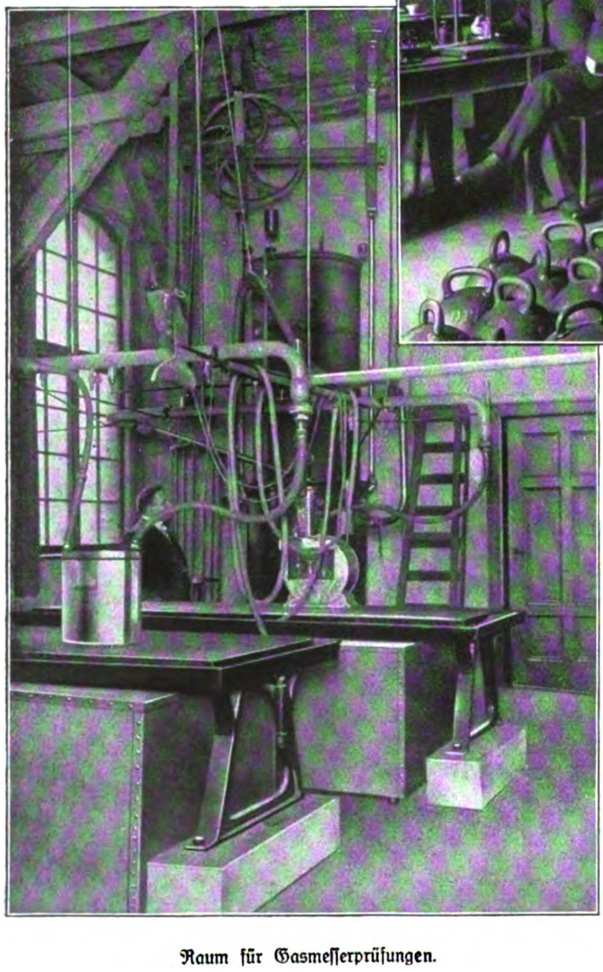
Trotz der veränderten Backfähigkeit dunklen Mehles kann man auch mit diesem, wenn das Mehl sonst gesund ist, wie wir an unserm heutigen Brot sehen, sehr wohl ein gutes, einwandfreies Brot erbacken, vorausgesetzt, daß der Bäcker sein Handwerk versteht; leider ist dies ja nicht bei jedem der Fall, wie ja auch bei weitem nicht alle Hausfrauen das Kochen zur Zufriedenheit ihrer Männer verstehen. Um zu zeigen, welchen Einfluß bei gleichem einwandfreien Mehl die Kunst des Bäckers oder dessen Unfähigkeit haben kann, habe ich absichtlich alle Fehler, die ein Bäcker machen kann, betriebsmäßig nachgemacht. Die aus meinem Buche „Die Theorie der praktischen Brotbereitung" entnommenen Abbildungen zeigen die gemachten Fehler deutlich. — Die nicht normal geführten oder ungenügend ausgebackenen Brote zeigen die ganze Skala der von uns während des ganzen Krieges so oft, ach! so oft gesehenen Brotfehler; statt eines trockenen elastischen Brotes, trotz der gleichen Wasserzugabe zum Teige, ein feuchtes, vollkommen unelastisches Brot, derart unelastisch, daß es beim Essen an den Zähnen kleben bleibt; statt eines lockeren, porösen ein festes, vollkommen ungelockertes Brot usw. Wie bei der in der Schale gekochten und der ungekochten Kartoffel kann der Wassergehalt der Kartoffel der gleiche sein (beide Kartoffeln enthalten 75 Proz. Wasser), die gekochte Kartoffel wird trocken, ja mehlig sein, während man aus der ungekochten, nicht wasserreicheren Kartoffel mit einem schwachen Druck das Wasser herauspressen kann. Genau so beim Brot. Hier kann das Brot trotz gleichen Wassergehalts bei schlechter Zubereitung feucht, bei guter Zubereitung trocken sein! Auf diesen Punkt ist meiner Überzeugung nach viel zu wenig geachtet worden; hier müßte die belehrende Kontrolle der Behörde einsetzen, dann wird auch unser Brot besser werden!

Zum 50jährigen Jubiläum der Reichsanstalt für Maß und Gewicht.

Die Vielgestaltigkeit der zahllosen Maße und Gewichte in deutschen Landen und Staaten — gab es doch z. B. 132 verschiedene Ellen! — hatte zur Folge, daß der Norddeutsche Bundestag 1868 eine Maß- und Gewichtsordnung erließ, auf Grund deren dann im Jahre darauf die Normal-Eichungskommission errichtet wurde, die bei der Neuordnung der deutschen Dinge den Namen Reichsanstalt für Maß und Gewicht erhielt. In Deutschland herrscht das metrische Maß- und Gewichtssystem, dessen beide Grundeinheiten, Meter und Kilogramm, durch die in dem internationalen



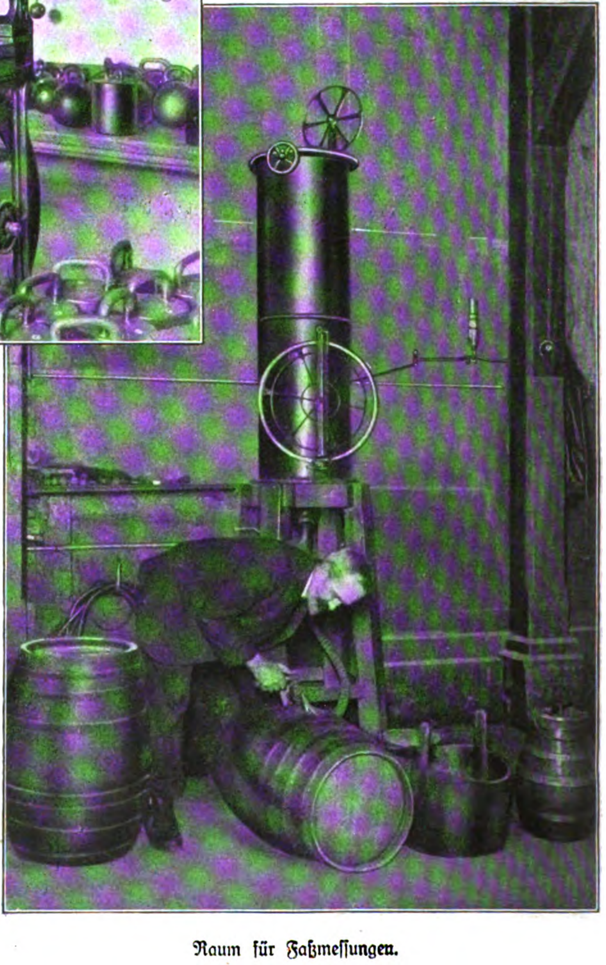
Raum für Gewichtinstandsetzung.



Raum für Gasmesserprüfungen.

Maß- und Gewichtsbureau niedergelegten internationalen Prototype dargestellt werden. Jedes der dem „Metervertrage" beigetretenen Ländern besitzt eine genaue Nachbildung dieser Prototype: die deutschen Urmaße des Meters und des Kilogrammes werden im Charlottenburger Dienstgebäude der „Reichsanstalt" in einem in die Fundamente eingemauerten feuersicheren Gewölbe, dessen Temperatur und Feuchtigkeit dauernd auf gleicher Höhe gehalten wird, aufbewahrt; sie werden nur bei wissenschaftlicher Bestimmung allerfeinster Maße und Gewichte mit herangezogen. Von dem Gewichte des Krämers und der Elle des Ladenmädchens führt eine ununterbrochene Reihe von „Normalen" mit wachsender Genauigkeit bis zu diesen deutschen „Urmaßen"; der Reichsanstalt liegt die Verabfolgung und stete Prüfung dieser Normale ab, sie ist also die Hüterin des metrischen Systems in Deutschland. Weiter liegt ihr die Regelung und Beaufsichtigung des Eichwesens ob. Die Einrichtungen der Längenbestimmungen für Maße (Komparatoren) sind nach Durchdachtheit der Anlage und Genauigkeit der Resultate einzig in ihrer Art; für den Welthandel sind von allergrößter Bedeutung die Getreideprober, deren Urmaße die Reichsanstalt beherbergt. Für Gas- und Wassermesser stehen eigene Räume und Abteilungen zur Verfügung: reiche Sammlungen vervollständigen das technische-wissenschaftliche Material eines Institutes, dem die Tatkraft Wilhelm Foersters (1832/1921) lange Jahre die Wege gewiesen hat.

Paul Alfred Merbach-Berlin.



Raum für Faßmessungen.



Aus den Tiroler Bergen: Auf dem Gipfel der Schaufelspitze (3333 m) in den Stubaier Alpen. Nach einer Zeichnung von Ernst Platz.

Im Hintergrund der Wilde Pfaff, das Zuckerhütl und die Pfaffenschneide.

Menschenaffenkinder.

Von Dr. Adolf Heilborn.



Orang-Utan. Aus dem Tierpark von A. Fockelmann, Hamburg.



Junger Schimpanse. Nach Heilborn.

Man mag sich zur Abstammungsfrage stellen, wie man will: daß Mensch und Menschenaffe nahe Verwandte und buchstäblich Blutsverwandte sind, darüber kann bei ernsthaften Naturforschern gar kein Zweifel mehr bestehen. Selbst wenn es mit den sich ja immer mehr vervollkommnenden Methoden der biologischen Serum- und Eiweißforschung gelänge, feinste, letzte, sicherlich bestehende Unterschiede im Bluteiweiß der Menschen und der Anthropoiden ausfindig zu machen, an der Tatsache engster verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen Menschen und Menschenaffen, einer nicht zu übersehenden Abgrenzung, ja, Abschließung dieser beiden Entwicklungsendreihen gegen alle übrigen heute lebenden Formen könnte das nicht das geringste ändern. Die Menschenaffen sind von der zur letzten Höhe führenden Entwicklungsbahn vorzeitig abgesunkene und — von unserm Standpunkt aus — degenerierte Blutsverwandte, also etwa entfernte Vetternschaft von uns.

Als ein weiterer Beweis dafür darf auch die kaum genug bekannte Tatsache gelten, daß die Menschenaffenkinder in vielen wichtigen Punkten ihrer Organisation eine geradezu erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Menschen zeigen. Ja, kurz vor der Geburt gleichen Anthropoiden und Menschen einander so sehr, daß ein so ernster Forscher wie Metschnikoff einmal die befremdende Hypothese aussprechen konnte, der Ursprung des Menschengeschlechts möchte vielleicht von der vorzeitigen Geburt eines Affen herzuleiten sein. Gewiß, das ist eine Hyperbel; aber sie erscheint uns nicht mehr allzustark übertrieben, wenn wir einen Blick auf die hier abgebildeten Schädel eines Orangsäuglings, eines Menschen kurz vor der Geburt und eines Schimpansenkindes werfen. Niemand würde wohl in dem häßlich eckigen, gleichsam breitgedrückten Schädel in der Mitte des Bildes den Menschen vermuten. Zweifellos zeigen die beiden Affenschädel viel edlere, geradezu „menschliche“ Formen und Verhältnisse. Es fehlen ihnen noch alle jene massigen Knochenleisten und -auflagerungen (auf dem Scheitel, über den Augenhöhlen usw.), die dem Schädel des erwachsenen Menschenaffen etwas so Brutales geben. Der Gesichtsteil ist verhältnismäßig klein, die Kiefer springen noch nicht so schnauzenartig vor. Andererseits ist die Schädelwölbung noch auffallend hoch: das Gehirn ist bei dem jugendlichen Tiere verhältnismäßig viel größer als beim erwachsenen. Auch die andern Körperteile lassen ähnliche Gegensätze erkennen. Die Arme sind noch nicht so übermäßig verlängert, vielmehr sind Arme und Beine noch annähernd gleich lang, der Rumpf ist ziemlich schlank, Hände und Füße wirken mit ihren längeren Daumen und Zehen noch viel menschenmäßiger, alle Proportionen erscheinen menschlicher. Kurzum — aus solchem Menschenaffenembryo und -kind scheint noch ein viel menschlicheres Geschöpf werden zu können, als es die erwachsenen Anthropoiden schließlich sind; hier bergen sich noch unverkennbare Ansätze zu einer Aufwärtsentwicklung über die Art hinaus. Der Menschenaffe, kann man vielleicht sagen, tritt mit reicher, ihm mit dem Menschen gemeinsamer Ausstattung ins Leben, gibt aber früher oder später, in Anpassung an die besondern Lebensbedürfnisse seiner Art, ein Stück nach dem andern davon als ihm nur hinderlich wieder auf. In der Entwicklung des Anthropoidenkindes erleben wir so gleichsam immer wieder jene „Degenerations“-vorgänge, die einstmals zum Absinken der Menschenaffen von der aufsteigenden zoologischen Entwicklungsbahn geführt haben. Havelock Ellis hat mit Recht darauf hingewiesen, daß ganz das gleiche auch für die Entwicklung des Menschen gilt, der „mit noch reicherer menschlicher, ja, übermenschlicher Veranlagung“ geboren wird und sich ebenfalls von diesem wichtige Entwicklungskeime bergenden Typus allmählich, wenn auch in geringerem Grade, entfernt. Die Natur wiederholt so immer von neuem ein Experiment, das, wenn es auch bezüglich des zur Welt gelangenden Individuums scheinbar jedesmal fehlschlägt, doch im Laufe der Jahrtausende zur Aufwärtsentwicklung der Art geführt hat und sicherlich noch weiter führt.



Schädel eines Orangsäuglings (oben), eines Menschen kurz vor der Geburt (in der Mitte) und eines Schimpansenkindes. Nach Selenka.



Junger Gibbon. Phot. Prof. Zimmermann, Buitenzorg.

Aber nicht nur rein körperlich, auch in ihrem ganzen Wesen geben sich die Anthropoidenkinder außerordentlich menschenähnlich. Da ist auch noch nicht das geringste von jener Wildheit und Unzugänglichkeit des erwachsenen Tieres zu spüren. Die Menschenaffenbabys sind zunächst und für längere Zeit genau so hilfsbedürftig und wärmeliebend wie ihre Hominidenvettern. Krampfhaft hält sich mit allen vieren in das Haarkleid der Mutter krallend, hält sich das Kleine fest, wobei es nicht geringe Kraft entfaltet. Denn die Mutter stützt beim Klettern das Junge in dieser Haltung nicht, wie man bei der Schimpansenmutter im Berliner Zoologischen Garten jetzt gut beobachten kann. Dieses Anklammern ist offenbar eine uralte, instinktiv gewordene Bewegung. Auch das menschliche Baby klammert sich an alles, was ihm vorgehalten wird, mit merkwürdiger Kraft fest. Von einem Orangbaby, dessen Mutter Wallace erlegt hatte, berichtet er: „Es klammerte sich in den ersten Tagen mit allen vieren verzweifelt an alles, was es packen konnte, und ich mußte meinen Bart sorgfältigst vor ihm in acht nehmen, da seine Finger das Haar hartnäckiger als irgend etwas festhielten und ich mich ohne Hilfe unmöglich von ihm befreien konnte.“ Daß die Mutter mit rührender Liebe um das Junge besorgt ist, verbürgen alle Beobachter; das Wort von der „Affenliebe“ hat einen sehr realen Unterton. Größer geworden, verlassen die Jungen, die vermutlich ziemlich lange gesäugt werden, gelegentlich die Mutter, um auf eigene Hand Kletterkunststücke zu versuchen, kehren aber bei der geringsten wirklichen oder eingebildeten Gefahr schreiend zur Mutter zurück und verbergen ihr Gesicht in deren Haarkleid, wie unsere Kleinen in solchen Fällen wohl den Kopf in Mutters Schoß stecken.

Schon frühzeitig macht sich bei den Menschenaffen die besondere psychische Naturanlage der einzelnen Art bemerkbar. Der junge Gorilla schaut für gewöhnlich mehr oder weniger melancholisch in die Welt — unser Bild des Gorillababys zeigt das in vollendetem Maße — der junge Orang ist von Anfang an phlegmatisch, das Schimpansenkind dagegen ein ausgesprochener Sanguiniker. Die Psyche des Gibbons ist noch nicht genügend ergründet; er ist zu selten in Gefangenschaft beobachtet worden. Aber dieses Grundtemperament der Art ist bei allen Anthropoidenjungen überlagert von dem eigenen Temperament des Kindes. Sie sind in jeder Beziehung echte Kinder, harmlos, zutraulich, ausgelassen, bengelhaft, stets zu Neckerei und Schabernack aufgelegt, leicht gekränkt, aber meist ebenso schnell die Unbill vergessend — Rangen, wie sie im Buche stehen.



Gorillababy. Aus dem Tierpark von A. Fockelmann, Hamburg.



Schimpansenkind. (Phot. Otto Haeckel, Berlin.)



Von den Teneriffa-Schimpansen im Berliner Zoologischen Garten: Schimpansenmutter mit Neugeborenem. (Phot. W. Dachwitz, Rahnsdorf.)



Orangbaby. Aus dem Tierpark von A. Fockelmann, Hamburg.

Von Krischan Sellin und seinen Würsten. / Von Charlotte Niese.

Bei Sellins in Mecklenburg war großes Schlachtfest gewesen. Drei Schweine und eine alte Kuh hatten dran glauben müssen, nun hing der Räucherboden voll von Speckseiten, Schinken und Würsten, und Amanda Sellin hatte es etwas im Magen. Weil sie zuviel Specksuppe mit Klößen und Backobst gegessen hatte.

„Ich kann auch rein garnix mehr vertragen, Krischan", sagte sie zu ihrem Mann. „Immer son Druck auf den Magen, und wie ich gestern bloß ne halbe Leberwurst esse, kommt es gleich wieder. Ich wollt, daß ich die Hamborger Tropfen hätte, die Tante Grete immer so gut halfen. Hier kann man sie nich kriegen!"

Krischan erwiderte nichts. Erstens aß er gerade ein gewaltiges Stück Speck zum zweiten Frühstück, und dann war er auch gewöhnt zu schweigen, wenn Amanda redete.

Sie war auch noch nicht fertig. „Weißt noch, Krischan, daß ich neulich den Brief von Tante Line kriegte? Sie sagt, daß sie wenig Arbeit hat, weil die Wolle so teuer ist, und Tante Grete geht es auch nicht gut. Sie hat es auch mit dem Magen, was sonderbar ist, weil sie doch schreibt, sie hätte so wenig zu essen. Aber sie hat schon ehmals die Hamborger Tropfen genommen, und ich mein', wir müßten an Tante Grete und an Tante Line ein paar Würste schenken!"

„Schenken?" Krischan sah erst seine Frau an und dann das Ende des Speckes, das er vorsichtig auf eine mächtige Brotschnitte legte. „Schenken?" sagte er noch einmal, und seine Frau wurde ernsthaft. „Tante Line und Grete können nichts bezahlen, und denn sind sie meine leibhaftigen Tanten von mein Mutter her. Und was hat der Pastor neulich in der Kirche gesagt? Wohlzutun und mitzuteilen, vergesset nicht! Und als ich in Hamborg in Stellung war, ist Tante Grete immer gut gegen mir gewesen. Ins Theater hat sie mir mitgenommen, und in den Hamborger Dom, und zur Hochzeit hab ich den feinen Antimakassar gekriegt. Fahr du man nach Hamborg, Krischan, und bring an beide ein paar Würste, und denn besorg mich die Hamborger Tropfen von die Apteke, und denn frag Tante Grete, ob sie dich nich die feinen Tassen mitgeben will, die ich erben soll. Ich nehm sie schon jetzt gern, und sie braucht sie doch nich!"

So kam es, daß Krischan Sellin am nächsten Tage nach Hamburg fuhr. Zwei Körbe voll von Würsten hatte er mit, und daß er die Blutwurst, die Grützwurst und andere Dinge von der Schlachterei verschenken sollte, tat ihm leid. Aber wenn seine Manda ihn so scharf ansah, dann mochte er doch nichts sagen, und er behielt ja auch noch genug nach. Ein bißchen Abwechslung ist auch angenehm, und in der vierten Klasse der Eisenbahn war es ganz gemütlich. Schneider Ackermann vom nächsten Dorf fuhr auch mit. Er wollte aber nur bis Wandsbeck fahren. Er sagte, in Hamburg wäre es gefährlich. Da liefen die Räuber mit schwarzen Gesichtern herum und schlügen die Leute tot — da hätte er keine Lust, mit zwischen zu sein. „Nu denk an!" Krischan wurde einen Augenblick bedenklich, dann lachte er. „Ich bin nich bange for die Kerls!" sagte er. „Ich hab meinen Handstock mit, und damit hab ich neulich ne wilde Kuh zu Räson gebracht!"

Die Fahrgäste in der vierten Klasse, die neben ihm standen, lachten gleichfalls. Wer sich wehrte, den kriegten die Räuber nicht; an den gingen sie gar nicht heran.

Es war auch ganz ungefährlich, als Krischan am Hamburger Hauptbahnhof ausstieg. Die Leute sahen aus wie früher, und keiner hatte ein schwarzes Gesicht. Krischan war öfters in Hamburg gewesen und konnte sich gut zurechtfinden. Als er aus dem Bahnhof trat, sah er sich einen Augenblick um. Ob in der Nebenstraße wohl noch die gemütliche kleine Wirtschaft war, wo es so guten Kaffee gab? Hungrig war er eigentlich nicht: Manda hatte ihm ordentlich was zu essen mitgegeben, aber der Speck und die Leberwurst machten durstig — er wollte doch mal 'ne Tasse Kaffee trinken.

„Guten Tag, Herr Ratjen!" sagte eine Stimme neben ihm, und ein feiner junger Herr streckte ihm die Hand entgegen. „Auch ein bißchen nach Hamburg, Herr Ratjen?"

„Ich heiß Krischan Sellin!" erwiderte der Angeredete, und der junge Herr zog den Hut. „Verzeihen Sie, Herr Sellin! Ich hielt Sie für Herrn Ratjen! Der ist gerade solch stattlicher Herr wie Sie! Sie sind doch wohl mit Gottlieb Sellin verwandt?"

„Ne!" Krischan, der in jeder Hand einen Korb trug, schüttelte den Kopf. „Den kenn ich gar nich. Ich wohn bei Pritzier in Mecklenburg; wo sollt der denn wohnen?"

„Gottlieb Sellin wohnt in Hagenow, und ich kenne ihn gut. Sie kennen ihn nicht, Herr Sellin? Das ist komisch, wo er immer gesagt hat, daß er Verwandte in Pritzier hätte. Ein vermögender Mann, Herr Sellin, und gar keine Kinder!"

„Is die Möglichkeit!" Krischan blieb stehen. „Vermögen, und gar keine Kinder? Da muß ich mir doch mal umhören, wenn ich zu Hause komme!"

„Das tun Sie nur, Herr Sellin! Gottlieb Sellin ist ein sehr netter Mann!"

Krischan ging weiter, während er zugleich stark nachdachte. „Ein Vaterbruderssohn von mich is mal nach Amerika gegangen, und seither hab ich nix von ihn gehört. Da will ich mal nachfragen; abers jetzt will ich ein büschen Kaffee trinken. Wo is es woll gemütlich?"

„Hier, gleich um die Ecke!" erwiderte der Fremde. „Ich wollte gerade in die Wirtschaft und will Sie gern begleiten. Soll ich einen von Ihren Körben tragen?"

„Ne, das lassen Sie man! Die sind schwer. Lauter Würste und Speckseiten. Für Manda ihre Tantens. Allens geschenkt, was sagen Sie nu?"

Der Fremde nahm wieder seinen Hut ab. „Das ist großartig, Herr Sellin, bei diesen teuren Zeiten! Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle? Mein Name ist Kröplin, Eduard Kröplin!"

„Kröplin?" Krischan war angenehm berührt. „Das is ja ein ganz mecklenborgscher Name. Da gibt es Pastorens, die so heißen, und Lehrers und Bauern —"

„Mein Vater war Pastor!" sagte der Fremde bescheiden, und Krischan war wohlgefällig.

„Da sehn Sie auch nach aus. Son büschen geistlich. Studieren Sie auch auf den Pastoren?"

„Nein, Herr Sellin, ich bin Kaufmann und habe ein schönes Geschäft. Export. Kröplin & Kompanie. Wenn Sie mich mal in meinem Kontor besuchen wollen, werde ich mich sehr freuen."

„Erst woll'n wir Kaffee trinken!" erwiderte Krischan. „Ich bin hellschen durstig!"

Es war gemütlich, mit Eduard Kröplin zu gehen. Er sprach so nett und erzählte so viel. Es war auch eine nette Wirtschaft, in die er Krischan führte. Der Kaffee kam gleich, und dazu gab es Kuchen. Krischan hatte die zwei Körbe mit Würsten neben sich auf einen Stuhl gestellt und betrachtete sie hin und wieder.

„Manda kann sone feine Blutwurst machen!" sagte er, nachdem er viele Kuchen verzehrt hatte.

„Das kann ich mir denken!" erwiderte Eduard Kröplin. „Und wie gut muß Ihre Frau sein, daß sie das alles verschenkt! Ich soll auch Würste für meine Tante besorgen, aber ich muß sie kaufen. Sie will bloß Landwürste haben, und die kosten dreißig Mark das Pfund. Können Sie mir sagen, wo ich gute Landwürste kriegen kann?"

„Dreißig Mark das Pfund?" Krischan räusperte sich. „Hier sind woll an die sechzig Pfund in!"

„Und so ein Kapital wollen Sie verschenken, Herr Sellin? Das ist großartig!"

„Sechzigmal dreißig!" Krischan rechnete an den Fingern. „Du meine Zeit! Ich hab mir gleich gewundert, als Manda was von Verschenken sagte!"

„Verkaufen Sie mir doch die Würste!" Eduard Kröplin sprach leichthin. „Ich zahle fünfzehnhundert Mark dafür. Und Sie kaufen Ihren Tanten ein nettes Ge-

schenk! Vielleicht einen Ring mit einem roten Stein oder ein paar Ohrbommeln. Die Damen mögen so was immer gern! Wissen Sie was, Herr Sellin? Sie gehen mit mir in meine Wohnung, und ich zahle Ihnen dort fünfzehnhundert Mark auf den Tisch. Dann ist die Sache gleich abgemacht!"

Krischan wurde etwas schwindlig. Fünfzehnhundert Mark für die Würste, und unbesehens! Er stand auf und erklärte sich bereit, mit dem neuen Freunde zu gehen. Der Kellner kam und verlangte ziemlich viel Geld.

„Legen Sie vielleicht auch für mich aus?" fragte Kröplin, und Sellin tat es natürlich. Solchem feinen Herrn tat er gern einen Gefallen. Dann gingen beide. Sellin trug die Körbe, und Kröplin ging neben ihm her. Der neue Freund erzählte viel von seinem Geschäft, und daß Herr Sellin ihn notwendig besuchen müßte. Vielleicht könnten sie auch einmal ein Geschäft in Schinken machen. Seine Tante war lecker, und er selbst aß auch gern was Gutes. So kamen Sie denn in eine etwas abgelegene Straße und in ein ziemlich dunkles Haus. Aber Eduard Kröplin hatte sein Zimmer im Erdgeschoß, schloß auf und ließ Krischan mit einer gewissen Feierlichkeit eintreten.

„Stellen Sie nur die Körbe auf den Tisch, Herr Sellin, und nehmen Sie Platz! Es ist hier noch ein bißchen ungemütlich, aber ich bin eben erst wieder von einer Reise gekommen. Darf ich Ihnen vielleicht einen kleinen Kümmel anbieten?"

Er holte eine Flasche und ein ziemlich schmutziges Glas aus einem Schrank und schenkte Krischan ein. Dann stieß er plötzlich einen Laut des Schreckens aus.

„Da habe ich meine Geldtasche auf der Bank liegen lassen, und die ist jetzt geschlossen! Das tut mir aber leid, Herr Sellin! Es ist so gräßlich mit den Banken, daß sie so früh schließen; Handel und Wandel leidet darunter. Und nun muß ich gleich zur Börse! Daher kann ich Sie nicht bitten, länger zu bleiben. Aber morgen, wenn Sie wieder kommen und Ihr Geld holen, wollen wir mal ein bißchen nach Sankt Pauli. Da gibt es noch Vergnügen!"

„Kann ich denn die Würstens hier lassen?" fragte Sellin.

„Aber gewiß, Herr Sellin! Ich gebe die Körbe gleich an meine Haushälterin im ersten Stock! Da sind sie wohlverwahrt! Entschuldigen Sie, Herr Sellin, wenn ich etwas eilig bin, aber ich habe um die Börsenzeit immer viel zu tun. Auf Wiedersehen morgen!"

Krischan stand allein auf der Straße und wunderte sich etwas. Vorhin hatte Eduard Kröplin viel Zeit gehabt, und nun war er mit einem Male eilig. Aber er merkte sich den Namen der Straße, die Nummer des Hauses und ging nun zu Tante Grete. Die wohnte nicht weit von hier in der düstern Straße, und er fand bald das kleine Zimmer im vierten Stock und nach hinten gelegen.

Tante Grete war eine stille kleine Frau. Sie freute sich, Krischan zu sehen und von Amanda zu hören. Manda war immer eine gute Deern gewesen. Tante Grete sah blaß aus, und sie klagte über die Teuerung. Aber es roch ganz gut bei ihr, und sie erzählte, daß sie und eine Nachbarin immer abwechselnd kochten. Heute war ihr Tag, und sie hatten Bratkartoffeln mit kleinen Stücken Rüben darin. Krischan war hungrig geworden. So ein Konditorkuchen hielt doch nicht vor, und er nahm die zögernd gesprochene Einladung, mit zu essen, selbstverständlich an. Die Nachbarin kam, die ebenso mager und verhärmt aussah wie Tante Grete. Sie strickte auch für Geld, wie Tante Grete, aber es gab wenig Arbeit, weil die Wolle so teuer war. Krischan hörte nicht aufmerksam zu. Die Kartoffeln mit den Rüben schmeckten nicht schlecht, wenn auch das Fett daran fehlte; etwas muß der Mensch auch haben, wenn man so weit herkommt. Plötzlich war die Pfanne leer, und Tante Grete weinte leise, während die Nachbarin mit starren Augen vor sich hinsah.

„Mit den Mittag sollten wir noch morgen aus!" sagte sie, als Krischan nach der Ursache der Tränen fragte. Ihm wurde es einen Augenblick ungemütlich, aber dann dachte er an die fünfzehnhundert Mark, die er morgen haben sollte.

„Wein man nicht, Tante Grete! Morgen schenke ich dich was! Zehn Mark zum wenigsten, aber Tante Line muß auch was haben! Vielleicht ein Ring mit'n roten Stein oder ein paar Ohrbommelns!"

„O Gott nein, lieber was zu essen!"

Krischan versprach das Geld, und Tante Grete war etwas getröstet. Sie wollte die Hamburger Tropfen besorgen und über die Tassen sich besinnen. Morgen könnte Krischan Bescheid kriegen. Nun ging Krischan zu Tante Line, die gleichfalls in der Nähe wohnte. Auch sie freute sich, Amandas Mann zu sehen, und sie war nicht so wehleidig wie Tante Grete, wenn sie auch sehr klagte. Aber sie hatte einen Sohn, der ihr etwas von seinem Verdienst abgab, so daß es eben, eben ging. Mager war sie aber auch, und das Abendessen, das Krischan hier einnahm, war auch höllisch mager. Krischan konnte hier auf dem Sofa schlafen, und wenn er darüber nachdachte, dann tat es ihm doch beinah leid, daß er keine Wurst für die Tanten hatte. Nun, sie kriegten morgen ein paar Scheine in die Hand gedrückt, und er wollte sich auch was Nettes kaufen. Manda brauchte ja nicht zu wissen, wie groß die Summe war, die Herr Kröplin ihm zahlte. Einen Tag zugeben wollte Krischan auch — so lange war er nicht in Sankt Pauli gewesen, und abends war es da am gemütlichsten. So schlief Krischan mit angenehmen Gedanken ein und ging gleich am anderen Morgen in die bewußte Straße und in das bestimmte Haus, um sein Geld zu holen. Die Tür von Eduard Kröplins Zimmer war fest verschlossen, aber Krischan rammelte solange daran, bis sich etwas inwendig rührte und eine mürrische Stimme fragte, was los wäre.

„Ich will bloß mein Geld holen, Herr Kröplin!" rief Krischan.

„Geld?" Ein Mann im Nachtkostüm öffnete die Tür.

„Her mit dem Geld! Ich heiß Krischan Sellin und will mein Geld!" Krischan konnte sehr laut sprechen, und der Mann von inwendig lachte höhnisch. „Von mir kriegen Sie nichts, Sie — —"

Er sagte ein unfreundliches Wort, und Krischan antwortete ähnlich. Und wie es dann weiter kam, ist nicht leicht zu berichten. Krischan war plötzlich im Zimmer, schrie nach seinem Geld und schlug mit dem Handstock um sich, und der Mann nahm einen Stuhl und verteidigte sich damit. Dabei sprachen sie sich gegenseitig mit großer Offenheit aus. Es wurde lebendig im Hause. Aus verschiedenen Türen wurden Köpfe gesteckt, und von oben kam eine dicke Frau, die sich Hauswirtin nannte. Sie erschien gerade, als Krischan mit seinem Stock die Waschschüssel getroffen hatte, die in tausend Stücke ging, während der Zimmerbewohner die Gelegenheit benutzte, um mit seinem Stuhl auf Krischans Kopf loszutrommeln, daß diesem Hören und Sehen verging.

Auf das, was nun kam, konnte sich Krischan niemals mehr besinnen. Als er die Augen aufschlug, lag er fest im Bett, und Amanda saß vor ihm.

Er griff nach seinem Kopf, der ihm weh tat, aber er fühlte nur dichte Mullbinden. „Was is los, Manda?" fragte er, und Amanda brach in Tränen aus.

„Ja, was is los? Wo Tante Line ins Blatt liest, daß sie den Raubmörder Iwersen gekriegt haben, der vier unschuldige Menschen totgeschlagen hat und nu unter dem Namen von Krischan Sellin bei einen gewissen Müller eingebrochen is und ihn auch beinah abgeschlachtet hat. Daß er ins Hafenkrankenhaus liegt, bis daß er geheilt is, und daß ihn dann die irdische Gerechtigkeit ereilen wird. Da is Tante Line hingegangen und hat Zeugnis abgelegt for dir, daß du Krischan Sellin aus Pritzier bist und ihres Wissens noch keinen Menschen was getan hast. Tante Grete hat dasselbe gesagt, und mich haben sie auch geschrieben, und nu bin ich da und darf dir mitnehmen. Ich soll vierhundert Mark an Herr Müller geben, weil er einen Doktor haben mußte, und wenn es noch mehr kostet, muß ich es bezahlen. Und die Hauswirtin kriegt hundert Mark for das entzweie Geschirr und hundert for die eingetretene Tür. Nu muß ich unser fettstes Schwein verkaufen, denn sonst kann ich es nich machen."

Sie konnte vor Schluchzen nicht weitersprechen, und Krischan lag ganz still.

„Es kommt allens von die geschenkten Würstens!" murmelte er. Amanda trocknete ihre Augen.

„Wenn du mich bloß sagen wolltest, wo du mit die Würstens geblieben bist! Die Schwester hier sagt, du hast von einen gewissen Kröplin und von fufzehnhundert Mark in deine Phantasien gesprochen. Sie is abers nich aus deine Reden klug geworden, und ich kann sie auch nich verstehen. Die Tantens haben nich das geringste von dich gekriegt, und ich muß sie jede ein ordentliches Paket schicken, weil du sonst woll hingerichtet wärest. Abers begreifen tu ich der Geschichte nich. Die Wirtin, wo du den Hausfriedensbruch begangen hast, sagt, daß sie keinen Kröplin kennt. Der Mann, der vor Herr Müller das Zimmer hatte, war bloß einen Tag da und is früh weggegangen. Er hieß Herr Hansen und schien sehr angenehm zu sein. Begreifen kann ich es nich!" wiederholte Amanda und sah Krischan ernsthaft an. Er aber schloß die Augen.

„Manda, es gibt viel Merkwürdiges auf die Welt!"

Ob Amanda jemals die Wahrheit erfahren wird? Tante Line und Tante Grete lachen ein wenig, wenn sie an Krischan Sellin denken, und sie flüstern miteinander, daß sie wohl eine Ahnung hätten, wo die Würste geblieben wären. Aber sie finden es richtiger, nicht darüber zu sprechen. Amanda hat jeder von ihnen ein Paket mit Würsten geschickt, und Krischan darf nie wieder nach Hamburg. Er will es auch selbst nicht.

Die kleine Lüge.

Ein Märchen von Luise Wagner.

Munter lief sie durch die Welt und eilte sich sehr mit dem Weiterkommen. Denn wurde sie einmal entdeckt und erkannt, so hatte sie kein gutes Dasein mehr, und Verachtung war ihr gewiß.

An Feldern und Wiesen lief sie vorbei, kam in ein Dorf und guckte sich um, ob es nicht etwas für sie zu tun gäbe.

Saß da in einem Hause eine junge Frau. Die weinte.

„Warum weinst du?" fragte die kleine Lüge verwundert und heuchelte Teilnahme.

„Ich weiß, daß mein Liebster eine andere liebt. Er hat es mir selbst gesagt."

„Hahaha," lachte die kleine Lüge und wisperte, „was du nicht sagst! Er liebt ja nur dich. Ich habe ihn heute weinen sehen."

Husch! war die kleine Lüge auf und davon, um den Liebsten der Frau aufzusuchen.

Sie fand ihn bei seiner neuen Liebe.

Das störte sie aber durchaus nicht, und in einem unbewachten Augenblick stahl sie sich zwischen die beiden und wandte sich an den Mann.

„Hihihi," kicherte sie, „du meinst wohl, daß sie sich härmt und grämt, die andere, die du verlassen hast? Hihihi ... das denke nur nicht! Sie geht jetzt mit deinem besten Freunde zum Tanze und macht sich gar nichts daraus."

Da ließ es dem Manne keine Ruhe, und er schickte seine neue Liebste fort und machte sich auf den Weg zu der verlassenen.

Es war aber gerade sein bester Freund bei ihr, um sie zu trösten, und sie hatte ein Lächeln im Gesicht.

Der Mann aber war so erbost, daß er nicht sah, daß es ein trauriges Lächeln war.

„Weißt du denn nicht," schrie er die Frau an, „daß ich nur sehen wollte, wie weit deine Liebe zu mir geht? Jetzt erkenne ich, wie falsch du bist! Was war ich für ein Narr!"

Der Freund wandte sich zum Gehen und sagte noch schnell zu der Frau:

„Siehst du nun, daß er dich noch immer liebt? Sei wieder gut zu ihm!"

Der andere aber zankte noch eine Weile fort. Da er aber keine Antwort bekam, wurde er zuletzt ganz still.

Und die Frau glaubte an seine Liebe zu ihr und söhnte sich wieder mit ihm aus.

Aus Wissenschaft und Technik.

Ergebnisse der Pockenschutzimpfung. In den medizinalstatistischen Mitteilungen des Reichsgesundheitsamtes (Band 20, Heft 3) werden soeben die folgenden wichtigen „Ergebnisse der Pockenstatistik im Deutschen Reich vom Jahre 1917" veröffentlicht, die auf die Verbreitung der Pockenepidemie während dieses Kriegsjahres und ihre wirksame Bekämpfung durch die Pockenschutzimpfung helles Licht werfen. Im Deutschen Reiche sind im Jahre 1917, ungerechnet die unter feindlichen Kriegsgefangenen beobachteten Fälle, 3028 Pockenerkrankungen festgestellt worden (gegen 685 im Jahre 1916). Einen tödlichen Verlauf nahmen davon 456 oder 15,6 Proz. (im Vorjahre 93 oder 13,58 Proz.). Unter den Erkrankten befanden sich 62 deutsche Heeresangehörige, von denen 3 gestorben sind. Von den Erkrankten gehörten 1762 dem männlichen und 1266 dem weiblichen Geschlecht an; 123 oder 4,06 Proz. waren Ausländer. Ihren Höhepunkt erreichten die Pocken im März mit 718 Erkrankungen. Im September war deren Zahl auf 5 zurückgegangen. Die Herkunft der Krankheit konnte auf Rußland zurückgeführt werden, von wo die Einschleppung bereits im Vorjahr durch wolhynische Rückwanderer erfolgt war. Die Krankheit trat zunächst in Schleswig-Holstein auf. Hier haben hauptsächlich Wanderarbeiter und obdachlose Personen zur Ausbreitung der Pocken beigetragen. Bald fand die Seuche Eingang unter den Arbeitern der großen Fabriken, die bei der Herstellung von Kriegsbedarf in Norddeutschland tätig waren. Die durchschnittliche Krankheitsdauer betrug bei den Genesenen ungefähr fünf Wochen. Die Sterblichkeit war unter den ungeimpften und den in ungenügendem Impfzustande befindlichen Personen bedeutend größer als bei den rechtzeitig Geimpften und Wiedergeimpften. Die Mehrzahl der Erkrankungen (71,80 Proz.) und der Todesfälle (78,95 Proz.) betraf die über 40 Jahre alten Personen. Die vergleichsweise höchste Sterblichkeit zeigte sich in den Lebensaltern über 60 Jahre. Es ist daher erwünscht, daß die über 40 Jahre alten Personen, namentlich bei Pockengefahr, sich einer freiwilligen Schutzpockenimpfung unterziehen. Durch umfangreiche Massenimpfungen in den befallenen Gebieten ist es gelungen, die Pocken erfolgreich zu bekämpfen. Besonderer Wert ist darauf zu legen, daß das gesamte Personal der Krankenhäuser sowie die Desinfektoren nebst ihren Angehörigen von Zeit zu Zeit wiedergeimpft werden. Aus dem schnellen Erlöschen dieser Pockenepidemie mitten im Kriege geht deutlich der unermeßliche Wert der Pockenschutzimpfung hervor, wohl der segensreichsten Entdeckung, die jeweils ein Arzt den Menschen beschert hat. Der englische Landarzt Edward Jenner hatte im Jahre 1796 zum ersten Male den Wert der Pockenschutzimpfung experimentell am Menschen nachweisen können, indem er Menschen, die vorher mit Kuhpocken geimpft waren, nachher mit echten Menschenblattern infizierte. Die damals verbreitete Sitte der Variolation (Variola = Menschenpocken) ermöglichte das Experiment und erbrachte den unwiderlegbaren Beweis von der Schutzkraft der Impfung mit dem abgeschwächten Gift der Kuhpocken, obschon Jenner damals noch keine Kenntnis von den Forschungsergebnissen der modernen Immunitätswissenschaft hatte, die dann auf so vielen Gebieten der Seuchenbekämpfung nutzbringend gewirkt hat. Wir sehen aus den obigen Zahlen zugleich, daß bei weitem die Mehrzahl der Erkrankungen ältere Personen betraf, d. h. also solche, die seit längerem nicht mehr geimpft waren. Auch daraus ersieht man den hohen Wert der Schutzimpfung, deren Wirkungsdauer man im Durchschnitt auf etwa 12 Jahre bemißt. Die längere Zeit nicht geimpften Personen sind daher bei einer Pockenepidemie der Gefahr einer Infektion am ersten ausgesetzt, wenn sie sich nicht beizeiten impfen lassen. Gesetzlich besteht ein Impfzwang bei uns bekanntlich nur im ersten Kalenderjahr nach der Geburt und in dem Jahr, in dem die Kinder ihr 12. Lebensjahr vollenden. Hätten wir nicht den Segen der Pockenschutzimpfung gehabt, der dem ganzen Volk einen fast absoluten Impfschutz verliehen hat, so können wir sicher sein, daß die Ausbreitung dieser Seuche, die in großen Epidemiezügen schon fast der Vergangenheit angehört, einen ganz anderen

Umfang angenommen hätte. Wir brauchen nur daran zu denken, daß in den beiden Jahren, die dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 folgten, mehr als 120000 Menschen der Zivilbevölkerung in Deutschland an schwarzen Pocken starben, mehr als das Dreifache dessen, was der ganze Krieg sonst an Opfern gefordert hatte. Damals bestand nur beim Militär Wiederimpfzwang, bei der Zivilbevölkerung nicht; daher die ungeheure Verbreitung der Krankheit, die von französischen Gefangenen in die Bevölkerung getragen worden war. Das Jahr 1874 brachte dann den Wiederimpfzwang auch für die Zivilbevölkerung. Man wird sich bei den Ausmaßen des Weltkrieges leicht einen Begriff davon machen können, welche Seuchenverbreitung wir ohne den Segen des Impfgesetzes allenthalben bei uns gehabt hätten. Dr. G. Wolff.

Über den Schmerz und seine Bekämpfung. Der moderne Mensch glaubt, bei bestehenden Schmerzen kaum ohne betäubende Mittel auskommen zu können. Und da fragt man sich mit Recht, wie denn der primitive Mensch z. B. Trepanationen am Schädel ohne eingeleitete Narkose überhaupt auszuhalten vermochte. Zunächst nimmt man an, daß der unkultivierte Mensch im Durchschnitt weit mehr Schmerz ertragen konnte als der verwöhnte und verweichlichte Kulturmensch. Dann aber weiß man, daß es schon den Naturvölkern nicht an Mitteln gefehlt hat, die die Schmerzempfindung aufheben oder doch herabsetzen. Schon Hippokrates, der bekannte griechische Arzt, tat den Ausspruch, daß es ein göttliches Werk sei, den Schmerz zu heilen. Aber noch am Anfang des 19. Jahrhunderts hielt es z. B. ein anerkannter französischer Chirurg für einen Traum, die bei Operationen entstehenden Schmerzen zu bannen. Heute verfügen wir über eine sehr große Menge solcher betäubenden Mittel, die, entweder zu einer allgemeinen oder zu einer örtlichen Wirkung sich entfaltend, angewandt werden. Sucht ein Kranker, an Schmerzen leidend, den Rat des Arztes, so ist es für diesen sehr wichtig, den Charakter, die Ausbreitung, den zeitlichen Eintritt, die Dauer, die Begleiterscheinungen und den Einfluß der Schmerzen auf das Allgemeinbefinden kennenzulernen. Denn man muß zwischen einem echten und unechten (psychischen) Schmerz unterscheiden. Bei dem letzteren fällt besonders das subjektive Moment oft stark ins Gewicht, denn derselbe Reiz erzeugt bei dem einen Menschen einen schwachen, bei dem anderen einen sehr heftigen Schmerz. Je nach dem Reiz kann man z. B. einen sogenannten Wundschmerz, einen bei Entzündungen auftretenden entzündlichen, einen kolikartigen oder rhythmischen Schmerz, einen neuralgischen usw. unterscheiden. Je nach der Art des Schmerzes kann man einen stechenden, reißenden, klopfenden — mit dem Pulse gleichzeitig auftretenden — sowie bohrenden, schneidenden, dumpfen Schmerz usw. unterscheiden. Die neuralgischen Schmerzen sind in der Regel viel heftiger als die gewöhnlichen, und zwar, wie man annimmt, aus dem Grunde, weil bei diesen meist eine viel größere Zahl von Nervenfasern schmerzhaft gereizt wird. Von besonderer Wichtigkeit ist es für den Arzt, die Ausbreitung des Schmerzes festzustellen, ob er z. B. bestimmten Nervenbahnen folgt, ob er sich gürtelförmig ausbreitet oder sich auf einen Punkt beschränkt usw. Über die Entstehung des Schmerzes sind die Ansichten noch geteilt. Die neueste Theorie von Goldscheider besagt, daß die Schmerzempfindung durch ein spezifisches Sinnesnervensystem — analog dem Gesichts-Gehörsinn usw. — vermittelt wird, daß aber sogenannte Schmerznerven, denen die Schmerzempfindung als ausschließliche Qualität zukommt, nicht existieren. Die ärztliche Erfahrung lehrt aber, daß dem Schmerz besondere Nervenbahnen zukommen, die bei gewissen Nervenkrankheiten in ihrer Leitung gestört sein können. Für den Kranken mag die erste Zeile des folgenden Geibelschen Spruches, und für den Arzt die zweite Zeile ein Leitstern sein: „Kommt dir ein Schmerz, so halte still. — Und frage, was er von ihm (dir) will.“ Auf beiden Seiten erfordert die Bekämpfung des Schmerzes Einsicht und Geduld! Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Kranke Zähne als Ursache innerer Erkrankungen. Die Tatsache, daß sehr häufig gleichzeitig mit dem Auftreten gewisser innerer Krankheiten auch Zahnwurzelerkrankungen beobachtet werden, hat kürzlich zwei Forschern, Antonius und Czepa, Anlaß zu äußerst beachtenswerten Untersuchungen gegeben über den aller Wahrscheinlichkeit nach tatsächlich bestehenden Zusammenhang zwischen Zahnwurzelprozessen und inneren Krankheitserscheinungen. In einen gewissen ursächlichen Zusammenhang mit solchen Krankheiten — in Betracht kommen zunächst Fälle von Nierenerkrankungen, Gelenk- und Muskelrheumatismus sowie Neuralgien — hatte man bisher immer die chronische Mandelentzündung (Tonsillitis) gebracht, da sich keine andere einheitliche Herleitung jener Erkrankungen hatte feststellen lassen. Nun haben aber die genannten Untersuchungen ergeben, daß die Entstehung dieser inneren Krankheiten ebensogut auch auf einer durch die Eiterherde kranker Zahnwurzeln herbeigeführten bakteriösen Infektion der betreffenden Organe beruhen kann. Bei nicht weniger als 66 Proz. der untersuchten Patienten ließen sich nämlich im Verlauf der röntgenologischen Untersuchungen chronisch entzündliche Prozesse an den Zahnwurzelspitzen nachweisen, und als bei einem Teil der Kranken daraufhin die Zahneiterungen behandelt bzw. gründlich beseitigt wurden, trat von diesem Zeitpunkt ab eine so unverkennbare Besserung ein, daß man, wie gesagt, als Infektionsquelle gewisser innerer Krankheiten ohne weiteres derartige Zahnleiden annehmen darf. Die Erkenntnis dieses Zusammenhangs ist nun natürlich außerordentlich wichtig, und zwar insofern, als bei inneren Krankheiten, über deren Ursache man im unklaren ist, die röntgenologische Untersuchung der Zähne dem Arzt nunmehr einen wertvollen Fingerzeig geben wird und durch die Beseitigung des kranken Zahnes — eine bloße „Behandlung“ des Zahnes genügt hier nicht, da der Eiterherd ganz und gar aus dem Organismus entfernt werden muß — in vielen Fällen Besserung wie auch völlige Heilung erzielt werden kann. Die röntgenologische Untersuchung ist deshalb notwendig, weil solche Zahnwurzelerkrankungen auch an Zähnen festgestellt wurden, die äußerlich gut gepflegt und vom Zahnarzt auch regelmäßig behandelt wurden; erst die Durchstrahlung zeigte dann die krankhaften Veränderungen der Wurzelspitzen. Es versteht sich von selbst, daß jahrelang bestehende innere Leiden nicht durch das Ziehen eines wurzelkranken Zahnes nun mit einem Male geheilt werden können, wenngleich auch in solchen Fällen zweifellos Besserung eintreten wird. Bei der Behandlung neu auftretender Nieren- und Rheumatismuserkrankungen dagegen kann durch die gleichzeitige Untersuchung und Beseitigung kranker Zahnwurzeln der Heilungsprozeß nicht nur sehr erleichtert, sondern auch wesentlich beschleunigt werden. M. A. v. Lütgendorff.

Pflanzen, Ärzte- und Apothekenzahl. Für das bisherige Großherzogtum Hessen hat der bekannte Phänologe E. Ihne einen bemerkenswerten Zusammenhang aufgedeckt. Schon früher (1913) hatte er eine phänologische Karte von Hessen entworfen, d. h. eine Karte, in der gewisse Entwicklungsstufen bestimmter Pflanzen nach ihrem Datum eingetragen sind, z. B. das Datum, an welchem an den verschiedenen Orten die Apfelblüte eintrat. Das ist auch zugleich eine Karte des Frühlingseinzugs in die betreffenden Gegenden. Je früher dieser erfolgt, um so begünstigter ist klimatisch

die Gegend, und um so mehr ist sie besiedelt, zumal auch in Hessen der Boden für den mehr oder weniger guten Anbau in gleicher Weise verteilt ist. Eine solche phänologische Karte ist also auch eine Karte der Volksdichte, wie Ihne näher zeigt, und zwar nicht bloß für Stadt und Land zusammen, sondern ebenso nach Ausschaltung der Orte mit mehr als 5000 Einwohnern für die Landbevölkerung. Nun untersuchte Ihne für dieselben Landflächen die Zahl der Ärzte in gleicher Weise und kam zu dem entsprechenden Ergebnis, daß in den klimatisch günstigeren Gegenden mehr Ärzte wohnen, weil ja auch dort die Bevölkerung dichter ist. In der günstigsten Zone kommt bei Stadt und Land zusammen ein Arzt auf je 4,4 qkm, beim Lande nur auf je 19,3 qkm, in der ungünstigsten Zone (oberer Odenwald und Vogelsberg) in beiden Fällen auf je 147,1 qkm, weil hier größere Orte fehlen. Jene Zahlen lehren, daß der Landarzt zu seinen Patienten sehr viel weiter hat als der Stadtarzt, nämlich durchschnittlich $2^1/_2$ km gegen $1^1/_5$ km in Stadt und Land. Allerdings kommen in Hessen keine sehr ausgedehnten Großstädte in Frage. Ebenso zeigt sich die gleiche Beziehung der Zahl der Apotheken. In der günstigsten Zone gibt es in Stadt und Land je eine Apotheke auf je 28,1 qkm, für das Land allein erst auf je 87,7 qkm; daraus folgt, daß in jener Zone die gesamte Bevölkerung durchschnittlich 3 km Weg zur Apotheke hat, die Landbevölkerung aber $5^1/_4$ km. In der ungünstigsten Zone kommt eine Apotheke auf 331,0 qkm, so daß der Durchschnittsweg hier $10^1/_4$ km beträgt! Wieviel Weg, Zeit und Geld kostet da die Besorgung der Heilmittel, und schon hieraus wird es begreiflich, wenn sich der Landmann bei Krankheiten gern der Hausmittel bedient. Eine Vermehrung der Apotheken aber ist wegen der Unwirtschaftlichkeit ausgeschlossen. Für solche Gegenden möchte Unterzeichneter vorschlagen, daß von Regierungs wegen bei einzelnen Lehrern oder Geistlichen oder Heilgehilfen ein kleines Lager der gebräuchlichsten Heilmittel für die erste Hilfe, die haltbar und unschädlich sind und sich leicht abmessen lassen, unterhalten wird, z. B. Verbandzeug sowie Heilmittel gegen Schnitt- und Brandwunden, Magenbeschwerden, Kopfschmerzen, die nur auf Verordnung des Landarztes zu Preisen nach ausgehängter amtlicher Taxe abgegeben werden dürfen. Prof. Dr. C. Kaßner.

Narkose und Erstickung. Neuere experimentelle Untersuchungen von A. Montuori zeitigten interessante Ergebnisse über den vermuteten Zusammenhang zwischen den Vorgängen der Erstickung und denjenigen der Narkose. Kaulquappen der Erdkröte wurden durch stufenweise Erhöhung der Wassertemperatur um 2° pro Tag daran gewöhnt, statt der normalen Temperatur von 18° eine solche von 28° auszuhalten. Sie zeigten nach dieser Behandlung eine bedeutend größere Widerstandsfähigkeit gegen Erstickung als Kontrolltiere gleicher Größe und desselben Alters, die bei der gewöhnlichen Temperatur von 18° gehalten wurden. Ihre durch die Temperaturerhöhung hervorgerufene größere Resistenz gegen Erstickung bedingte aber auch eine bedeutendere Widerstandskraft gegen verschiedene narkotische Mittel, z. B. Alkohol, Äther, Chloroform, Chloralhydrat. Ewald Schild, Wien.

Pflanze und atmosphärische Elektrizität. In den letzten Jahren ist die Kunde von Elektrokulturen zur Erzielung höherer Erntewerte öfter in die Öffentlichkeit gedrungen Die Angelegenheit ist bis heute nicht spruchreif, und es ist merkwürdig, wie wenig wir bisher über die Beziehungen des Pflanzenlebens zu der ja immer vorhandenen Luftelektrizität und zur Elektrizität überhaupt wissen. Die Einzelbeobachtungen und Versuche ergeben keine Gesetzmäßigkeiten, die aber zweifellos vorhanden sind. Die elektrischen Erscheinungen des Pflanzenkörpers zeigen sich überaus mannigfaltig, so daß einer theoretischen Betrachtung erheblicher Widerstand geleistet wird. Die in Betracht kommenden physikalischen Probleme sind besonders schwieriger Natur. Hinzuzählen ist noch der Umstand, daß die von der lebenden Pflanze oder von Pflanzenteilen abgeleiteten und gemessenen Ströme außerordentlich schwach sind, und daß bei ihrer Bestimmung große Fehlerquellen berücksichtigt werden müssen. In das hier herrschende Dunkel bringen die neuesten Untersuchungen der Botanikerin Rose Stoppel die ersten Lichtstrahlen. Es ist gewiß, daß ihre Arbeiten einer Fülle von weiteren Forschungen und Entdeckungen Bahn brechen werden. Ihr verdanken wir den Nachweis, daß die periodischen Bewegungen der Bohnenblätter in ihrer Rhythmik abhängig sind von dem entsprechenden Rhythmus, der sich in der Leitfähigkeit der atmosphärischen Luft für Elekrizität dartut. Bei dauernder Dunkelheit haben die Tagesperioden der Leitfähigkeit ihre Höchstgröße in den frühen Morgenstunden zwischen 2 und 4 Uhr. Natürlich werden die Bewegungen der Bohnenblätter noch durch andere Reize bestimmt. Doch unterdrückt man allen Wechsel dieser andern Reize, so bleibt immer noch eine kurvenmäßig feststellbare Bewegung übrig, die man infolgedessen bis zur Entdeckung Stoppels als „autonome“ bezeichnen zu können glaubte. Man nahm an, dieser Rest an Bewegungen und periodischen Schwankungen sei allein aus dem inneren Lebensablauf der Pflanze zu erklären. — Stoppel hat dann weiter die Atmungsverhältnisse unter dem Gesichtswinkel der luftelektrischen Verhältnisse untersucht, ein Unterfangen, das mehr als physiologische Arbeit, überhaupt große Umsicht und genaues Experimentieren erfordert. Sie benutzte ein radiumhaltiges Mineral, Carnotid, um die Leitfähigkeit der Luft zu beeinflussen Dadurch, daß Luft über solche Erde streicht, wird das Leitungsvermögen der Atmosphäre erheblich gesteigert. Um sich ein Bild von dieser Steigerung zu machen, ist es nötig, zu wissen, daß aber auf diese Weise noch nicht die Hälfte des Wertes erreicht wird, den die Luft in einem Keller eines Gebäudes sowohl bei völliger Dunkelheit als auch bei dauernder Belichtung ohne jede künstliche Beeinflussung haben kann. Auch die Atmungsgröße schwankt periodisch, und Stoppel fand, wenn auch noch nicht ganz eindeutig, einen Zusammenhang zwischen vermehrter Leitfähigkeit der Luft und geförderter Atmung. Es gibt eine große Reihe physiologischer Vorgänge im Pflanzenkörper, welche tagesperiodisch verlaufen, und auch bei diesen fällt es auf, daß gerade in den frühesten Morgenstunden Maximum oder Minimum liegen. Stoppel legt den Gedanken nahe, auch diese Verhältnisse zu prüfen. Sollten sie nicht auch luftelektrisch bedingt sein oder irgendwie mit den Schwankungen der Elektrizität in Verbindung stehen? Sollten nicht auch entsprechende Abläufe im Tier- und Menschenleben durch dieselben Dinge beeinflußbar sein? Dr. Günther Schmid.

Vogelberingungen auf Mellum, dem kleinen, unter Naturschutz stehenden Sandwerder vor der Weser- und Jademündung, haben H. Weigold und A. Marx vor dem Weltkriege in den Jahren 1913 und 1914 an 1293 Seevögeln ausgeführt. Nahezu 50 wurden seither zurückgemeldet; vielleicht wäre diese Zahl größer, wenn der Krieg nicht zeitweilig viele Beziehungen gestört und bei Ringfunden sogar Spionageverdacht erweckt hätte. Höchst bemerkenswert sind namentlich die Rückmeldungen von Seeschwalben aus Südafrika, freilich insofern nicht völlig neu, als Holland schon ähnliche Erfolge zu verzeichnen hatte; doch am weitsten von allen ist eine Mellumer Brandseeschwalbe gewandert, die in der False-Bay dicht bei Kapstadt im südlichen Afrika fünf Jahre nach der Beringung erlegt wurde. Welch berechtigtes Staunen erweckte doch im Anfang der Rossittener Ringversuche schon die Feststellung,

daß unsere Störche den Äquator überqueren! Künftige Rückmeldungen von jener Serie sind leider nicht zu gewärtigen, da seither die Aluminiumringe sich durchgescheuert haben. Mit dieser Unvollkommenheit der Ringexperimente erwies sich zugleich seine Vollkommenheit insofern, als selbst stark durchgescheuerte Ringe den Vögeln keinerlei Schaden getan hatten und bei der Weichheit des Metalls nicht einmal den menschlichen Finger zu ritzen vermochten. Prof. V. Franz.

Zunehmende Gletscherbewegungen in der Schweiz im Jahre 1919. Der regelmäßige Gletscherbeobachtungsdienst hat ein Zurückgehen der Schweizer und österreichischen Gletscher seit dem Jahre 1888 festgestellt. Vom Jahre 1913 an beobachtete man, daß die Gletscher wieder im Vorrücken begriffen seien. Im Jahre 1919 ist nun das Vorrücken der Gletscher am weitesten bemerkt worden. Von 100 beobachteten Gletschern waren 69 im Vorrücken begriffen, während es im Jahre 1918 nur 46,5 waren. 4 Gletscher sind 1919 feststehend gewesen (1918 14). Im Abnehmen waren 1919 27 (1918 39,5). Das stärkste Zurückgehen war am Zinalgletscher mit 25,30 m wahrnehmbar. Der Trientgletscher im schweizerischen Teil des Montblancmassivs rückte 31 m vor, der obere Grindelwaldgletscher 55 m, der Blattengletscher im Lötschental 67 m. Das Vordringen der Gletscher kann mit großer Gewalt vor sich gehen. Nicht nur Felsen, Erdreich, Bäume werden umgerissen, sondern selbst Gebäude; vom oberen Grindelwaldgletscher wurde sogar eine Steinbrücke vernichtet. Das regelmäßige Vorrücken und Abschmelzen der Gletscher ist in die 35jährigen Perioden der Klimaschwankungen gut einzufügen, die Brückner und Penck erkannt haben. Zeiträume des Vorrückens im vorigen Jahrhundert in der Schweiz fallen in die Jahre 1811—1822; 1840—1855; 1870—1888 und seit 1913. R. H.

Neue wissenschaftliche Ergebnisse der Kohlenforschung. Um Kohle mikroskopischen Untersuchungsmethoden zugänglich zu machen, löst man mit Hilfe von Flußsäure in kleinen Kohlenwürfeln alle enthaltene Mineralsubstanz. In schwachen Kali- oder Natronlaugen erweicht man die Kohle, um sie dann mit Hilfe des Mikrotoms zu zerschneiden. So gewinnt man aufeinanderfolgende Kohlenschnitte. Nach der Entstehung der Kohlen unterschied Potonié Humuskohlen, Sapropelkohlen, Liptobiolithe. Erstere entstanden aus Pflanzen am Boden von Waldmooren. Die Faulschwammkohlen (Sapropele) werden am Grunde von Wassertümpeln und Seen entstanden sein. Die Liptobiolithe enthalten viel Harz und Wachs (Weißenfels, Zeitz). Da die Franzosen Rénault und Bertrand in den Kaneelkohlen, die zu den Sapropelkohlen gehören, Algen fanden, glaubte man, diese Art Kohlen seien aus Algen und anderen Mikroorganismen entstanden. Die Amerikaner Jeffrey und Thießen halten die Algen für Sporen von Kryptogamen. Mit Hilfe von Bakterien ist eine Zersetzung der abgelagerten Pflanzensubstanz vor sich gegangen. Aus dichten Torfmassen bilden sich dichte Braunkohlen und später Steinkohlen, aus holzigen Torfmassen lignitische Braunkohlen und dichte glänzende Steinkohlen. Auch Bernsteinstücke hat man in den amerikanischen und schottischen Steinkohlen gefunden. Die Untersuchungen von Thießen an karbonischer Holzkohle haben ergeben, daß die fossile Holzkohle wahrscheinlich nicht einem Waldbrand, sondern besonderen Zersetzungsvorgängen bei wenig hoher Temperatur ihre Entstehung verdankt. An der Pflanzenführung hat Gothan nachgewiesen, daß das Kohlenbecken Niederschlesiens in einem Binnenbecken, das Oberschlesiens in der Nähe eines Meeres gebildet worden ist. Auch das Becken von Eregli in Kleinasien ist ein Binnenbecken gewesen. Es hat sich gezeigt, daß bestimmte Karbonpflanzen an verschiedenen Stellen zu ganz verschiedenen Stellen aussterben. Die Umsetzungen von Torf in Braunkohle, Steinkohle und schließlich in Anthrazit geschehen unter Wärmeentwicklung. Während sonst die Temperaturzunahme bei 30 m Tiefe immer um 1° C zunimmt, hat Höfer im Falkenauer Braunkohlenbecken in Böhmen zeigen können, daß die Zunahme nach der Tiefe in der Nähe von Kohlenflözen in kleineren Zwischenräumen geschieht (12,26 m; 5,13 m). Es hat sich gezeigt, daß kohlenstoffärmere Kohlen mehr Eigenwärme als kohlenstoffreichere Kohlen besitzen. Rudolf Hundt.

Für die Frauenwelt.

Hochsommermoden. Die Sommermode, die so verheißungsvoll mit schlichten und dabei geschmackvollen Voilekleidern einsetzte, die sehr viel für großgemusterte Foulards und Bastseiden übrig hatte, bekam plötzlich ein neues Aussehen, wesentlich verschieden von dem bisherigen. Alles Sommerliche ist abgestreift. Wolltrikot wechselt mit Seidentrikot ab, und beides wird nochmals vom Cape umhüllt, der Tracht des Sommers, neben der alles andere in den Hintergrund tritt. Capes aus Trikot, andere aus Seide, aus Samt, aus Pelz, Schals aus dem Nachlaß unserer Großmütter, weiche Seide oder Crêpe de Chine, weiß oder schwarz mit reicher Handstickerei, von Fransen umfaßt, werden malerisch um die Schultern drapiert, wie die Togen der alten Römer. Es gehören Geschmack und eine sichere Hand dazu, die Gestalt mit diesen spanischen Tüchern zu umwickeln, wie einst, als man sich eigens Sklaven hielt, die die Togen wirkungsvoll drapierten. Die Kleider sind länger geworden. Die Gürtellinie liegt tief und wird gern durch eine Schärpe angedeutet, wo diese angebracht ist. Helle Farben, wie Zitron und Mais, werden mit Dunkelblau in Verbindung gebracht, um das gewirkte Gewand dieses Sommers abzugeben. Zitron, mais oder weiß sind die Jumper aus Wolltrikot, die, in Ergänzung des plissierten Wollrocks, den Sportanzug ausmachen. Andere Jumper werden aus dicker, mehrfarbiger Wolle lose gehäkelt. Alles hübsch und eigenartig, aber gar nicht sommerlich. Das trifft fast noch mehr auf die Kopfbedeckung zu, die Stroh, als Lisere, Tagal und Tagal-Pikot, längst hinter sich ließ und bereits beim Filz angelangt ist. Einstweilen sieht man noch große flache Formen mit Crêpe Georgette bezogen, breitrandig mit der Fortsetzung einer spanischen Spitze, die das Gesicht völlig beschattet, hier und da von einem herabhängenden Schal umwogt, zuweilen im Schmuck einer einsamen, großen Blume. Sonst herrscht der helle Filz fast unumschränkt mit hohem Kopf, gern weiß, zitron- oder maisgelb mit gemalten oder gewachsten Blumen. Auch die Cowboy-Mode weiß sich wieder einzufinden und sich an Hüten, an Kleidern und sogar an — Handschuhen zu äußern, die mit geschnittenem Lederbesatz verziert sind. Aber diese Fransen haben etwas Gesuchtes, während die geknüpften sehr anmutig wirken und auch sehr gut mit den Spitzenkleidern und -hüllen harmonieren, die während des Sommers Geltung besitzen und sich wahrscheinlich auch später behaupten werden. Man bekundet auch große Vorliebe für die deutsche, die Plauener Spitze, aus der prächtige Stücke geschaffen werden. Die Röcke sind weiter geworden, was bei den Spitzenkleidern besonders zum Ausdruck kommt. Ein wenig strebt man schon wieder zu Biedermeier in der Rockform hinüber. Die Mieder sind weiter schlicht. Die Ärmel häufig ganz kurz und von Fransen umfaßt. Zuweilen sind sie halblang, glockig geschnitten, nach unten sich erweiternd, mit einer Einlage von Glasbatiströschen versehen. Der bescheidene Ausschnitt hat sich für den Sommer durchgesetzt. Trotz der umfangreichen Hüte, trotz breiter Ränder mit Spitzenansatz kommt der Sonnenschirm zu neuen Ehren, der Form der Hüte angepaßt, ganz flach, japanisch, bunt, häufig abweichend noch bunter paspeliert, umrüscht oder von Spitzen eingefaßt. An Schuhen besitzt nur der Halb- oder Spangenschuh Daseinsberechtigung. Zuweilen ist er mit Schnallen, ein andermal mit Laschen versehen, ein drittes Mal sind ihm gar Gummizüge eigen. Immer aber ist er spitz und so geformt, daß er den Fuß sehr klein erscheinen läßt. Mit Vorliebe ist er aus braunem oder grauem Wildleder und besonders zeitgemäß, wenn ihm Besatzstreifen aus gleichfarbigem Leder beigegeben sind. Die Strümpfe im Farbton der Schuhe dürfen einen Ton heller, können aber nicht durchsichtig genug sein. Wo man den kleinen Hut noch gelten läßt, gibt man ihm die Form der Toque und den Schmuck des herbstlichen Laubes, der fallenden Blätter. Mary May.

(Fortsetzung auf Seite 478.)



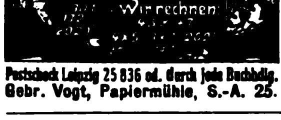
(Fortsetzung der „Frauenwelt“ von Seite 476.)

Von Perlen und Ketten. Während des Krieges verbot das Zartgefühl und nun das Überhandnehmen der öffentlichen Unsicherheit, bei Tage kostbaren Schmuck zu tragen, und diese beiden Momente unterstützten die Ausbreitung einer Mode, die ebenso reizend und geistreich sein kann wie abscheulich und dumm. Ich meine die Mode des Phantasieschmucks allerverschiedenster Art. Es ist noch gar nicht lange her, daß jede elegante Frau entrüstet gewesen wäre über die Zumutung, unechten Schmuck zu tragen, und das mit Recht. Der unechte Schmuck hatte damals noch nicht seine eigene Note gefunden. Immer wollte er scheinen, was er nicht war. Immer war er im wahrhaften Sinne des Wortes unecht. Solcherlei unechter Schmuck steht auch heute nicht in besserem Ansehen und interessiert uns nicht, bis auf einige wenige sehr zierliche und gut gearbeitete Straßschnallen und -nadeln und -schieber, die gar nicht für solche aus Brillanten gehalten sein wollen, sondern einfach für ziervolle und geschmackvolle Phantasieobjekte, die schließlich und endlich zum Trotteuranzug oft besser passen als die echten. Aber nicht auf sie, sondern auf die zahlreichen modischen Ketten und Anhänger wollte ich die Aufmerksamkeit lenken, unter denen es recht kostbare gibt: aus Halbedelsteinen wie Opal, Amethyst, Onyx, Lapislazuli, Bernstein u. a. m. Bald bestehen die Ketten nur aus den genannten bunten Steinperlen, bald werden sie durch weiße Kristallperlen getrennt. So schön sie auch sein mögen, sie sollten nie zur großen Abendtoilette getragen werden, sie sind der Tagesschmuck der eleganten Frau par excellence. Was auf sie zutrifft, gilt in weit erhöhtem Maße von den ausgesprochenen Phantasieketten, deren Material an sich ganz wertlos ist und erst durch die launige Zusammenstellung modischen und geschmacklichen Wert erhält. Am originellsten sind die bunten Seidenschnürchen, auf denen in Abständen verschieden große und verschiedenfarbige, manchmal auch nur Perlen in einer Farbe, festgeknotet sind, ja manchmal gar keine, und nur als Abschluß hängt an dem Schnürchen ein graviertes oder geschnitztes Riesenamulett aus Halbedelstein, unter dem dann vielleicht zwei Quasten aus Perlen oder Seide hervorkommen. An die Stelle des feinen Schnürchens tritt manchmal ein ganz, ganz schmales schwarzes Bändchen. Es wird geschlungen und herabgezogen durch zwei Riesentropfen aus Halbedelsteinen, die an

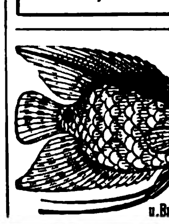
seinen Enden befestigt sind. Auch die neuen Anhänger, bestehend aus zwei in einem Metallring gefaßten Glasplättchen, zwischen denen Miniatursilhouetten oder Elfenbeinschnitzereien ruhen, werden an schwarzen Bändchen getragen. All dieser bunte Tand, insbesondere aber die perlenbesetzten Schnürchen sind nur, aber auch nur reizvoll, wenn sie unbedingte farbliche Harmonie mit dem Anzug aufweisen, sozusagen gar nicht als Schmuck wirken, sondern als Kleidgarnitur. Man wird also beispielsweise zum papierblauen Jumper und gleichfarbigen Hut, getragen zum marineblauen Kostüm, ein blaues Schnürchen mit roten Perlen oder ein dunkelblaues Bändchen mit blauen Tropfen, zum ganz schwarzen Kleid und Hut ein ganz buntes, ein bißchen wildes Kollier nehmen usw. — Ähnlich den Ketten, die bestimmt sind, um den Hals getragen zu werden, sind die, die zur leichten Gürtung wollener wie seidener Kleider, Kinderkleider und Jumper Verwendung finden. — Eine wichtige Rolle im Kapitel „Phantasieschmuck“ nimmt gegenwärtig der verschlußlose Armreifen ein, der seine große Aufnahme zweifellos dem richtigen Geschmacksempfinden verdankt, daß dem bloßen Arm in den meisten Fällen eine Dekorierung heilsam ist. Auch durch dieses Toilettendetail kann man großen Luxus und Koketterie des Anzuges entfalten, gibt es diese Reifen doch bereits in den allerverschiedensten Farben, mit und ohne Gravierung, so daß zu jeder Toilette das Entsprechende gefunden werden kann; zum beigefarbigen Trotteur passen z. B. die Reifen aus blondem oder dunklem Schildpatt, die von allen vielleicht die reizvollsten sind, zum schwarzen Kleid die Onyxreifen, zum grünen die aus Nephrit (jade) usw. Mit bunten oder weißen Perlen, mit Gold-, Silber- und Stahlperlen, solchen aus Holz, Porzellan und Glas, in jeglicher Größe und Form, werden elegante Mäntel und Kleider verschwenderisch bestickt. Ja, sogar Voilekleider, die man, ungeachtet dieses Zierats, als „Lingeriekleider“ bezeichnet, und jene andern entzückenden Kleidchen aus Crêpe Georgette, die für elegante Zwecke ein großer Modeliebling sein werden. Man sieht das zitronengelbe oder das lila Kleidchen mit weißen Porzellanperlen gestickt, das weiße mit rosa oder blauen usw., das eine hübscher als das andere. Sind die Muster der Stickereien auf diesen duftigen Kleidern ziemlich lose gehalten, so sieht man andererseits auf wollenen Mantelkleidern sehr kompakt und dicht gestellte Perlstickereien, über deren Schönheit man streiten könnte. M. v. Suttner.

Die Wollmode im Sommer. Man hätte es wohl nie gedacht, daß die handgestrickte und handgehäkelte Jacke in der Mode des Sommers eine so große Rolle spielen werde. Allerdings, was ist alles aus diesen Jacken geworden! Die hübschesten Wollkleider, die dünnsten, weitmaschigsten Seidenjumper, kleidsame Kostüme, die nur für die Urlaubsmonate am Strand bestimmt sind, werden von den fleißigen Händen der Kunstgewerblerinnen verfertigt und in die weite Welt geschickt. Da gibt es denn auch eine bewundernswerte Farbenpracht, die in Zusammenstellungen von seltenem Reiz das Auge erfreuen. Die kurzen Jumper aus Kunstseide, die heuer die duftige Sommerbluse ersetzen sollen — und sie können dies auch ihres lose gehäkelten Sternstiches wegen — werden mit Quastengürteln garniert. Man häkelt ihnen weiße oder Goldirishkragen in Schalform als Zier an; man schließt sie oft hoch und arbeitet sie in losem Kimono, wie eine richtige Bluse! Die Jacken selbst werden fast immer zwei-, nicht selten dreifarbig gemacht, mit Fransen bordiert, mit sehr tiefen Kragen bedacht, die bald bis zum halben Rücken laufen. Die Kostüme sind für die Sommerszeit meist aus Rock und langem Jumper bestehend gearbeitet, in hellen Farben, unter denen Erdbeerfarben, Jade, Gelb der Zitrone, Orange und Bronze die Hauptrolle spielen. Dazu natürlich ein Mützchen, flott aufgesetzt. So ist ein solches Sommerkleid wirklich allerliebst. Aber die Wollmode hat alle Situationen erfaßt, und für sich ergiebig gemacht! Für den Morgen hat sie den Frauen die schönsten Deshabillés vorgerichtet. Es sind lange, paletotartige Mäntel mit tiefen Gürteln, ärmellos, für den Vormittag hat sie ein Tenniskleid kombiniert, das aus schneeweißem Kunstseidengarn gehäkelt wird, en longue der Rock, der Quere nach die Taille, dazu ein breiter Schärpengürtel, schwarz bordiert, ebenso das runde Dekolleté und das kurze Ärmelchen. Es ist eine Freude, die graziösen Bewegungen in solch einem Kleid zu verfolgen. Zum Ausgehen aber kommt das der Länge nach gestrickte Wollkleid mit hoher kunstseidener, gehäkelter bunter Vorbüre zum Vorschein, das hochgeschlossen zu jedem eleganten Hut getragen werden kann. Man ist also nie um ein Woll- oder Kunstseidenkleid, nie um einen Jumper oder ein Kostüm verlegen, wie man sieht, die Mode schafft auf ihrem Lieblingsgebiet so Vieles und so Schönes, daß die Frauen ihr mit Freuden auf diesen kleidsamen Wegen folgen.

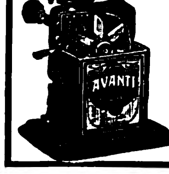
Claire Patek.













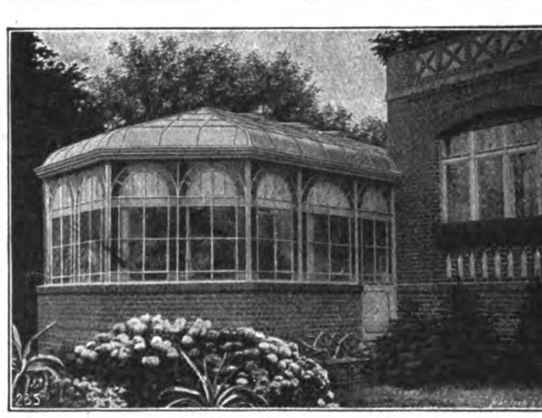


Spitzentaschentücher. Das feine Taschentuch mit den echten Spitzen hat niemals seine Beliebtheit verloren. Welches Taschentuch wäre zarter, welches wäre eleganter im Faltenwurf, in der Wirkung der hauchdünnen Kanten? Valenciennesspitzen werden bevorzugt; sie zeigen lichte Blüten und schlanke Girlanden, die schmalen Einsätze ergänzen die breiteren Randspitzen, sie passen zu den reichen Eckmotiven, in denen die einzelnen Muster noch einmal ihre Eigenart wiederholen. Weniger kostspielig, aber künstlerisch in jeder Weise einwandfrei sind die prachtvollen zierlichen Klöppelspitzen, die den weißen feinen Tüchern einen liebenswürdigen Abschluß geben. Klöppelspitzen wirken stets ein wenig stärker, ein wenig härter als Valenciennesspitzen, und doch hat man mit Erfolg versucht, auch für Taschentuchkanten neue, moderne Muster zu entwerfen und in den Handel zu bringen, die durchaus fein und durchsichtig wirken. Hier kommen die naturalistischen Blumenmuster weniger in Frage, die Technik erfordert vielmehr strengere Motive, die gern in zärtliche Schlingmuster übersetzt werden. Schmale Hohlsäume unterstützen die Wirkung der komplizierten Spitzenkanten, unsere Textilkunst bringt wundervolle Taschentücher hervor, sie arbeitet in den letzten Jahren besonders gern mit echten deutschen Spitzen, die in Entwurf und Technik ihren ausgezeichneten Ruf immer wieder neu verdienen. E. L.

Moderne Lesezeichen. Die Mode verlangt für die elegant gebundenen Bucheinbände unbedingt ein mindestens sehr originelles Lesezeichen. Solch ein Lesezeichen ist bereits erfunden und ausgeführt. Es sieht so aus: In der Art großer wichtiger Siegel hängt es aus den meist nicht sehr wichtigen Büchern heraus, ein rundes Stück Seide, auf Karton gespannt, in der Größe eines handlichen Taschenspiegels, mit Seide und Perlen bunt bestickt, daran ein einfarbiges, nicht sehr breites Seidenband in entsprechender Länge, als Abschluß eine schlanke bunte Perlenquaste. Das Ganze sieht sehr hübsch aus, wenn die Stickerei sehr bescheiden ist und nicht in ein Sofakissenmotiv ausartet, und wenn die Perlenquaste sich nicht allzusehr in die Länge und in die Breite zieht. Es handelt sich nämlich hier um ein Lesezeichen, also um keine Tapezierarbeit. Ich warne Dilettanten! E. L.









Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON I. I. WEBER
LEIPZIG

Nr. 4050 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band

Nummer 4050. 156. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4050. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 16. Juni 1921.

Bad Elster hilft

Eisen-, Mineral-, Moor- und Radiumbad. — Berühmte Glaubersalzquelle, Radiumeinatmungshalle; 500m über dem Meere, vor Winden geschützt, inmitt. großer Waldungen an der Linie Leipzig-Eger,

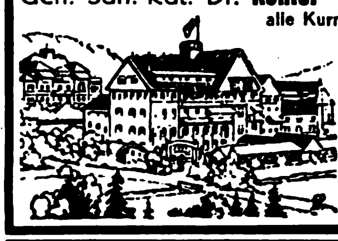
bei Herzleiden (Terrainkuren), Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, allgemeinen Schwächezuständen, Verdauungsstörungen, Nieren-, Leber- und Zuckerkrankheiten, Fettleibigkeit, Lähmungen. Grosse Erfolge bei Nachbehandlung von Verletzungen. **Badeschrift frei durch die Badedirektion.**

Ostseebad Travemünde

Beste Wohngelegenheit, moderne Badeeinrichtungen, großer Sportplatz. Näheres durch die Kurverwaltung.

Geh. San.-Rat. Dr. **Köhler's Sanatorium** G. m. b. H.
alle Kurmittel, auch die des Bades

Bad Elster



Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden,
Verstopfung, Fettsucht.
Frauenleiden.
Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.
Man verlange Prospekt.

Schönster Sommeraufenthalt in



BADENWEILER

(SÜDL. BAD. SCHWARZWALD)

AUSKUNFT u. PROSP. DURCH DIE **KURDIREKTION ABT. V.**

Norderney

Das „Nordsee-Paradies"

Seewege über Bremen/Bremerhaven oder Hamburg-Cuxhaven u. Helgoland. Direkte Schnellzugs- und Dampferverbindung Norddeich — Norderney
Auskunft und Führer durch die Bade-Verwaltung

Sanatorium Lindenbrunn bei Coppenbrügge
in Hann., Kreis Hameln, in herrl. Wald- u. Gebirgslage, 4 natürl. Schwefelquellen. Prosp. frei. **Dr. Hotler.**



BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.

Pension Kurfürsten-Eck

40 gedieg. einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen

Neuer Besitzer und Leiter:
Dr. med. **W. v. KAUFMANN**
Leitende Ärzte:
Dr. H. LYDTIN ✱ Dr. R. MEYER

Kurmittelhaus das ganze Jahr geöffnet.



Schwarzwaldbahn

mitten durch das schönste Waldgebirge Deutschlands. **Auskünfte,** Prospekte u. Preislisten von den Verkehrsbüros **nachstehender Kurorte.**

Donaueschingen 705 m ü. M. **Höhensolbad.**
Eigene Solquelle. Klimatischer Kurort. Reich an **Sehenswürdigkeiten.** Stützpunkt für Schwarzwaldtouren. **Hotels: Schützen, Lamm, Adler, Bären, Auerhahn, Donauquelle, Jägerhaus.**

Gengenbach
Perle des Kinzigtales.

Triberg 700—1000 m ü. M. **Weltbekannter Höhenluftkurort**
mit Deutschlands größten Wasserfällen ist das Herz des **mittleren** Schwarzwaldes und Glanzpunkt der großartigen **Schwarzwaldbahn.**

Bad Blankenburg, Thüringerwald.

Dr. Karl Schulze's
Sanatorium Am Goldberg
Das ganze Jahr geöffnet. — Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Dr. Warda · Villa Emilia

Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Reichenhall

mit bayer. Gmain

in den bayerischen Hochalpen

Jahresbetrieb / Sommer-Kurzeit ab 1. Mai

Mildes Winterklima (das deutsche Meran)

Solebäder / Pneumatische Kammern / Inhalatorien gegen Asthma, Katarrhe, Herz- und Frauenleiden usw.

Theater / Meisterkonzerte / Sportl. Veranstaltungen / Neues Kasino Reunions / Almtänze / Tennisplätze / Bergsport / Jagd / Fischerei Taubenschießen / Festlichkeiten zur Feier des 75 jährigen Bestehens des Badeorts

Auskunft und Prospekte No. 20 durch den Kurverein

Ausgezeichnete Unterkunft und Verpflegung in neuzeitlichen Hotels und Pensionen:

Hotels:	Betten:
Axelmannstein Kurhaus u. Grand Hotel	200
Grand Hotel Burkert	200
Hotel Deutsches Haus	80
Hotel Deutscher Kaiser u. Gold. Löwe	200
Hotel am Forst (Bayer. Gmain)	100
Alpenhotel Fuchs (Nonn)	120
Hotel Habsburg	60
Hotel-Pension Lohengrin	70
Hotel-Pension Luisenbad	100
Hotel Panorama u. Parkhot.	170
Pensionen:	
Pension Astoria	45
Pension Aurora	40
Landhaus Berghof	20
Villa Berta	35
Villen Burkert	70
Villa Edelweiss	15

	Betten:
Pension Villa Erika	45
Pension Flora	40
Pension Glücksburg	40
Pension Henckel	35
Kuranstalt Villa Katherina	40
Pension Maison	28
Pension Marienbad	56
Pension Marienburg Bristol	
Pension Villen Maximiliansbad	60
Pension Mirabell	80
Villa Morgenrot	40
Parkvilla	35
Pension u. Alpengaststätte z. Schroffen	17
Pension Villa Viktoria	35
Villa Vroni	34
Hotel-Sanatorium	
Hans von Appen.	
Sanatorien:	
Sanatorium Dr. Dresdner.	

Bad Flinsberg

im schles. Isergebirge, 524—970 m, Bahnstation. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche, arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- u. Nervenleiden. Gicht. Brunnenversand. Moderne Badeanstalten, grosses Kurhaus. Illustrierte Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Friedrichshafen am Bodensee,

Kurgarten-Hotel, Direktion: A. Huck. Wohnsitz Sr. Exzellenz des verstorbenen Grafen von Zeppelin. Haus allerersten Ranges mit allen neuzeitlichen Einrichtungen. Unmittelbar am See, inmitten herrlichen, schattigen Parks gelegen. Das ganze Jahr geöffnet.

Königlich Holländischer Lloyd Amsterdam

Transatlantischer Dampferdienst
via **Spanien** und **Portugal**
für **Passagiere, Fracht** und **Post** nach



SÜD-AMERIKA
Rio de Janeiro, Santos, Montevideo, Buenos Aires
CUBA / MEXICO
Havana, Vera Cruz
NORD-AMERIKA
New Orleans

mit modernen Drei- und Doppelschrauben-Schnelldampfern regelmäß. i. kurzen Abständ. ab Amsterdam
Moderne schnelle **Frachtdampfer** nach obengenannten Häfen sowie nach **Pernambuco** und **Bahia**
Spezieller 14tägig. Frachtdienst nach **New York**

Alle Auskünfte über Passage und Fracht durch die Gesellschaft in Amsterdam oder die in den meisten Großstädten befindlichen Vertretungen.

ZÜRICH

ideal als Aufenthaltsort, für Ausflüge und für Einkäufe neuester Modewaren.

Juni—Juli 1921:

Internationale Festspiele

(„Parsifal" usw. und grosse Orchesterkonzerte).

Auskunft vom
Offiziellen Verkehrsbureau Zürich.

Das
Schweiz. Karlsbad

Tarasp & Vulpera

1200 m — Engadin — 1270 m

10 Mineralquellen (kräftigste, alkalisch-salinische Glaubersalz-Quellen) dazu äusserst günstiges staub- und windfreies Höhen-Klima in wunderbarer Alpenwelt am schweizerischen Nationalpark. Unübertroffene Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nervenkrankheiten etc. — Sommersport. — Man verlange Prospekte Nr. 15 durch Bade-Verwaltung Kurhaus Tarasp und durch Verkehrsbureau Vulpera.

Hantelbüchlein für Turner, namentlich für Zimmerturner.
Ein Beitrag zur praktischen Gesundheitspflege von Dr. M. Kloss.
12. Aufl. Mit 27 Abbildungen. Gebunden Mark 2.40.
Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Das Alte stürzt!



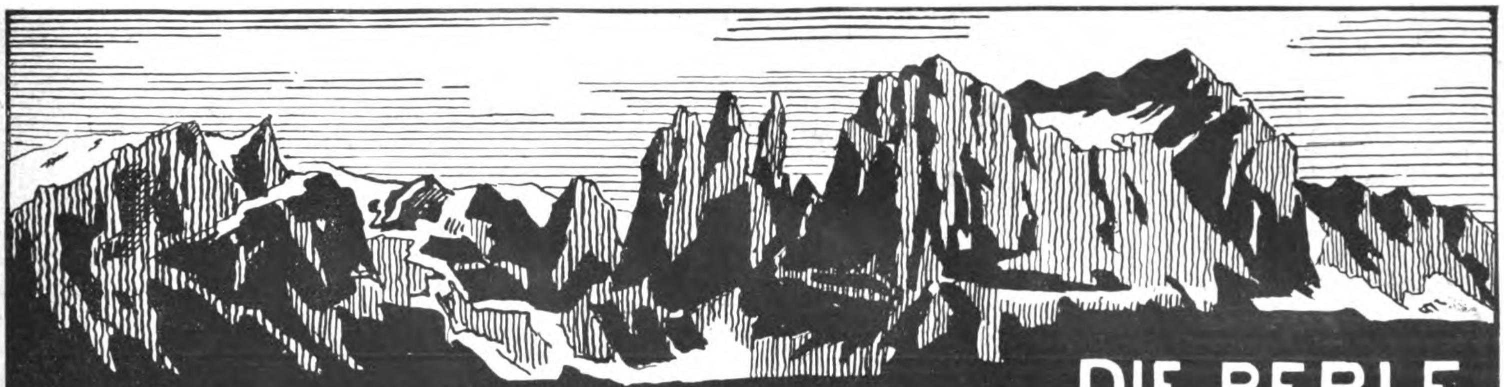
Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „Normal". V. Anerk.
Prosp. frei. E. Kompalla, Dresden 165.

Zürich. Limmathof.

Nächst Hauptbahnhof. Hotel 2. Ranges. Gut bürgerliche Küche. Ia Landweine. Elektrisch Licht. Zentral-Warmwasserheizung. Schreibzimmer.
Zimmer von fr. 4,50 an.

Davos-Dorf (Schweiz). **Sanatorium Seehof.** Chefarzt Dr. Alexander. Preise täglich Fr. 17.50 bis 24.-.

Luzern **Kurhaus Sonnmatt** für Erholungsbedürftige. Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügl. Verpflegung. Prospekt.



SÜDTIROL DIE PERLE DER ALPENWELT.

Reiseführer der Bäder und Sommerfrischen.

BOZEN 265 m, bekannte Fremden- und Touristenzentrale. Auskünfte erteilt die Fremdenverkehrskommission.

BRUNECK 830 m, Hauptort im Pustertal. Ausgangspunkt in den Zentralalpen. **Hotel Post,** II R, 70 B, K, Au.

CANAZEI 1450 m, 42 km Autofahrt von Bozen, Höhen- und Touristenstation. **Hotel Canazei,** I R, 110 B, Z, Au.

CORTINA D'AMPEZZO 1224 m, a. d. Ampezzanerbahn. Alpiner Sommer- und Wintersport. **Grandhotel Miramonti,** I a R, 180 B, Z, App, L, K, Au. — **Hotel Post,** I R, 110 B, K, Au.

ST. CHRISTINA 1428 m, a. d. Grödnerbahn, Touristenstation. **Gasthof Dosses,** 40 B, Au.

GOSSENSASS 1100 m, a. d. Brennerbahn. Sommer- und Wintersport. **Grosshotel Gröbner,** I a R, 152 B, Z, App, L, K, Au. — **Pension Gudrunhausen,** Wasserheilanstalt, I R, 26 B. – **Palasthotel und Wielandhof,** I a R, 270 B, Z, App, L, K, Au.

KARERSEE 1650 m, a. d. Dolomitenstrasse, 28 km Autofahrt von Bozen. Hochromantische Lage. **Hotel Karersee,** I a R, 400 B, Z, App, L, K, Au. — **Hotel Latemar,** I R, 120 B, Au, (i. W. Pension Eden, Meran).

KLOBENSTEIN 1200 m, Endstation der Rittnerbahn. Höhenluftkurort. Dolomitenpanorama. **Hotel Post,** I R, 150 B, K. — **Pension-Restaurant Lichtenstern,** II R, 45 B, Haltestelle der Rittnerbahn.

MALS 1045 m, a. d. Vinschgaubahn. Ausgangspunkt ins Münster- und Matschertal. **Hotel Post,** I R, 60 B, Au.

MENDELPASS 1400 m, a. d. Mendelstrasse u. Bahn, Höhenkurort. Prachtvolle Fernsicht. **Grandhotel Penegal und Mendelhof,** I a R, 500 B, Z, App, L, K, Au. **Hotel Kaltererhof,** II R, 36 B, Au.

MERAN 320 m, berühmter Weltkurort. Auskünfte erteilt das Fremdenverkehrsbüro.

WILDBAD MOEDERS 900 m, a. d. Brennerbahn, Station Freienfels. Alkalisch-salinische Heilquellen. **Hotel,** II R, 80 B, (i. W.: Pension Niedl, Meran).

OBERBOZEN 1220 m, a. d. Rittnerbahn. Höhenluftkurort. Herrliche Rundsicht. **Hotel Hofer,** II R, 50 B.— **Hotel Oberbozen,** I R, 72 B, Z, K. — **Gasthof Rittnerhof,** 32 B.

PRAGSER WILDSEE 1500 m, 12 km Autofahrt von der Station Niederdorf. Wildromantische Lage. **Hotel,** Ia R, 200 B, K, Au, (i. W. Hotel Frau Emma, Meran).

SEIS AM SCHLERN 1005 m, 10 km Wagenfahrt von der Station Waidbruck. Beliebter und waldreicher Sommeraufenthalt. **Hotel Edelweiß,** I R, 80 B, (i. W. Hotel Austria, Meran). — **Hotel Garni,** I R, 50 B. — **Hotel Salegg,** 1050 m, I R, 150 B, App, K, (i. W. Hotel Minerva, Meran). — **Hotel Seiserhof,** I R, 145 B, Z, App, K. — **Gasthof Enzian,** 60 B. — **Postgasthof,** 25 B.

SEISERALPE Berühmte Alpenflora, Hochplateau für Touristenwanderungen. — **Seiser Alpenhaus,** 2140 m, 10 km von St. Ulrich i. Gröden, 50 B. — **Frommerhaus,** 1720 m, 7 km von Seis, I R, 25 B.

STERZING 950 m, a. d. Brennerbahn, althistorische Stadt, Touristenstation. **Hotel Sterzinger Hof,** (Goldene Rose), II R, 80 B, Au. — **Hotel Stötter,** II R, 80 B. — **Hotel Zentral** (Alte Post), II R, 64 B.

NEU-SPONDINIG 880 m, a. d. Vinschgaubahn, Ausgangspunkt ins Ortlergebiet. **Hotel Hirsch,** I R, 120 B, Au.

SULDEN 1900 m, 18 km Autofahrt von der Station Spondinig. Grossartige Lage. Ortlergebiet. **Hotel Eller,** II R, 85 B, Au. — **Posthotel zum Ortler,** II R, 75 B, Au. — **Suldenhotel,** I R, 250 B, Z, App, Au.

TOBLACH 1200 m, im Pustertale. Ausgangspunkt in den Ampezzaner Dolomiten. **Hotel Ampezzo,** II R, 30 B, Au.

TRAFOI 1570 m, 14 km Autofahrt von der Station Spondinig an der Stilfserjochstrasse. Touristenstation im Ortlergebiet. **Hotel Post,** I R, 130 B, K, Au.

ST. ULRICH 1230 m, a. d. Grödnerbahn. Sommer- und Wintersport. Zentralpunkt des Grödnertales. **Hotel Adler,** I R, 165 B, Au. — **Dolomitenhotel Madonna,** II R, 40 B. — **Hotel Marienhof,** II R, 60 B. — **Hotel Mondschein,** II R, 70 B. — **Hotel Post** (Weisses Rössel), I R, 165 B, K, Au.

WELSCHNOFEN 1180 m, 21 km Autofahrt von Bozen. Touristenstation. **Gasthof Weisses Rössel,** 100 B, Au.

WOLKENSTEIN 1560 m, a. d. Grödnerbahn. Zentrum der Grödner Dolomiten. **Hotel Oswald von Wolkenstein,** I R, 130 B, K, Au.

Abkürzungen: R = Rang, B = Betten, Z = Zentralheizung, App = Appartement, L = Lift, K = Konzerte, Au = Autogarage, m = Meereshöhe, i. W. = im Winter.
Die Reihenfolge der einzelnen Hotels gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse derselben.

KARERSEE-HOTEL
Herrlichstes Dolomiten-Panorama.
Grösstes Alpenhotel mit jedem Komfort.

HOTEL WILDSEE, Prags (Pustertal)
Erstklassiges Familienhaus, 120 Zimmer.
1500 m ü. d. M. im Herzen der Dolomiten.

Seis am Schlern — **HOTEL SALEGG**
Vornehmes Familienhaus.
Wald- und aussichtsreiche Lage.

Wildbad
Schwarzwald, 430 m ü. M.
Weltbekannter Kur- und Badeort.

Thermalbäder
Glänzend bewährt bei:
Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Kriegsbeschädigungen. Dampf-, Kohlensäure- u. andere Bäder. Radiumemanatorium. Schwed. Heilgymnastik.
Badeverwaltung.

Jodbad Sulzbrunn
v. bayer. Roten Kreuz G. m. b. H.
b. Kempten i. Allgäu
875 m ü. d. M.
Auf Wunsch Prospekt Nr. 2 kostenlos.

Bade-, Trink- und Luftkuren
Jodwasserversand
Gute Verpflegung.
Jahresbetrieb. Eig. Oekonomie.

Schierke
Die Perle des Harzes!
Alpiner Luftkurort am Brocken!
Sommer- und Wintersportplatz.
Prospekte durch die Kurverwaltung. Tel. Nr. 50

Bad Warmbrunn Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. Bahnstation.
8 schwefelhaltige stark radioaktive Thermalquellen, heilkräftig bei allen Formen von Rheumatismus, Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- und Blasenleiden, bei Nerven-, Frauen- u. Hautkrankheiten, **Kriegsverletzungen.**
Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw.
Kurzeit Mai — Oktober.
Versand der „Neuen" und „Kleinen Quelle" sowie des Tafelwassers „Ludwigs-Quelle" durch „Warmbrunner Brunnenversand".
Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

BAD ST. MORITZ

1800 m über Meer · **ENGADIN** · 1800 m über Meer

Berühmter hochalpiner Kurort mit den vortrefflichsten natürlichen Heilmitteln:

Kohlensaure Stahlbäder, Sole,
Moorbäder, Hydrotherapie

Seine Höhensonne, sein kräftigendes Alpenklima, Diätverpflegung.

Alpinismus · Golf · Tennis · Wassersport · Reiten · Forellenfischen · Kinderparadies
Prachtvolle ebene Waldpromenaden, unterhaltenes Spazierwegenetz 100 km ca.

Prospekte gratis und franko durch die Direktionen der Badehotels

KURHAUS * NEUES STAHLBAD * DU LAC * VICTORIA

Trink- und Badekur
bei **Erkrankungen** des **Magens** und **Darmes,** der **Leber** und **Gallenwege,** des **Herzens** und der **Gefässe,** der **Luftwege,** bei **Stoffwechselstörungen** und für Erholungsbedürftige.

Bad Kissingen
fördert den Stoffwechsel

Konzerte, Theater
Reunions
Tennis, Golf
Schiess-Sport
Jagd und Fischerei
Rhönfahrten

Tennis-Turnier
Ende Juni
Sängerwoche
14.—19. Aug.
(Trachtenfeste)

Ausgezeichnete Unterkunft und Verpflegung in vielen neuzeitlichen Hotels, Sanatorien und Kurhäusern auch zu mittl. Preisen.
Versand von Rakoczy, Maxbrunnen, Luitpoldsprudel, Kissinger Badesalz u. Bockleter Stahlbrunnen durch d. Bäderverwaltung.
Werbeschriften und Auskünfte durch den Kurverein.

Bekannteste deutsche Alpenkurorte

im bayer. Hochgebirge. Bester Aufenthalt für Erholungsbedürftige.

Garmisch-Partenkirchen

Alle Annehmlichkeiten in Sanatorien, Kurmittelhäusern, Hotels, Gasthöfen u. Pensionen ohne Aufenthaltsbeschränkung bei bekannt vorzüglicher Verpflegung. Berg- u. Rasensport, Tennisplätze, Spielplätze, Nachmittags- und Abendunterhaltungen.

Prospekte und **Auskunft** über Wohnung usw. durch **Verkehrsverein Garmisch** und durch **Verkehrsverein Partenkirchen.**

Bad Ems

gegen **Katarrhe der Luftwege** *(Asthma, Emphysem, Folgezustände von Influenza, Rippenfell- und Lungenentzündung)*, *des* **Nierenbeckens u. der Blase,** *gegen Entzündungen der* **Nieren,** *die mit den genannten Krankheiten zusammenhängenden* **Herz-** *und* **Kreislaufstörungen, Katarrhe** *des* **Magens** *u.* **Darms** *sowie gegen Gicht u. Rheumatismus.*

Trink-, Inhalations- u. Badekuren
Kohlensaure Thermal-Bäder
Emser Wasser (Kränchen)
Emser Pastillen (Staatl. Ems)
Emser Quellsalz (Staatl. Ems)

Druckschriften durch die Kurkommission.
Einreise mit Polizeipaß Aufenthalt unbehindert.

Staatl., unter fachärztl. Leitung stehende **Anstalt für alle einschläg. Untersuchungsmethoden.**
Volle Pension von 34 Mark an.

BAD HOMBURG V. D. H.

GESUNDHEIT, SPORT, GESELLSCHAFT



Ritters Parkhotel * Kurpark-Sanatorium früh. Dr. Pariser
Viktoria-Hotel * Sanatorium Dr. Baumstark

Metropol-Hotel
Hotel Kaiserhof
Savoy-Hotel

Deutscher Hof (Hotel Bellevue)
Prospekte durch die städt. Kurverwaltung

Hotel Minerva
Hotel Braunschweig
Villa Nova

1/2-stündl. elektr. Bahnverbindg. Frankfurt-Bad Homburg. Für Ausländ. kein Valuta-Zuschl.

ATELIER O. F. TISCHBEIN. HANNOVER

Das **Paradies** der Ostsee:

Brunshaupten-Arendsee

Herrliche Waldungen, grosser Strand.
Jedem Geschmack angepasst.
Prospekt durch die beiden Badeverwaltungen **getrennt.**

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. — Prospekte frei. —

San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium Alicenhof für **Herzkranke** und **Aderverkalkung** Bad Nauheim 9 — Prospekt —

Deutsches Bäderbuch. Mit 13 farb. Tafeln graph. Darstellungen von Quellenanalysen. In Ganzleinenband M. 15.—. Verlag J. J. Weber, Leipzig.

Ostseebad Warnemünde

Offene See — Kräftiger Wellenschlag — Herrlicher Sandstrand — Waldreiche Umgebung.
Schnellzug Berlin (4 Std.), Hamburg (4 Std.), Kopenhagen (6 Std.). Luftverkehr.
Segelregatten / Erstklassige Kurkonzerte / Luft- und Wassersport.
Mole 500 m. Auskunft durch die Badeverwaltung. Strandpromenade 45 Minuten.

MÄDLER KOFFER



Illustr. Preisliste kostenlos

MORITZ MÄDLER LEIPZIG-LINDENAU

GEGR. 1850

VERKAUFS-GESCHÄFTE: LEIPZIG Petersstr. 8 — BERLIN W. Friedr. Str. 62 — HAMBURG Jungfernstieg 6/7 — FRANKFURT/M. Kaiserstraße 29 — KÖLN/Rh. Hohestr. 129

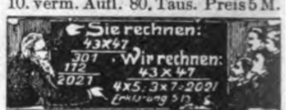
Ahlbeck

Kurort und Ostseebad
zwischen Swinemünde u. Heringsdorf
Bäder aller Art
Prospekte durch die Badedirektion.

Bilz

Sanatorium Dresden-Radebeul
Frühjahrskuren. Prosp. frei.

Geheimnisse des Schnellrechnens!
10. verm. Aufl. 80. Taus. Preis 5 M.



Postscheck Leipzig 25 836 od. durch jede Buchhdlg.
Gebr. Vogt, Papiermühle, S.-A. 25.

Lesen Sie die Literarisch-musikal. Monatshefte

Die Zeitschrift ist eine vornehme Monatsschrift für Literatur, Musik, Theater, bildende Künste und Vortragswesen.

Abonnementspreis halbjährl. M. 9,50, jährlich M. 18,—, bei direkter Zusendung vom Verlag. — Probenummern stehen gern zu Diensten.

Expedition der Literarisch-musikalisch. Monatshefte
(Verlag Aurora) Weinböhla b. Dresden

Webers
Illustrierte
Handbücher.
Prospekte kostenlos.
Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

„Eroscin"

das bekannte **Nerventonicum**
gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche.
50 Tabl. M 25.—.
Glänzend begutachtet und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin SO. 26,
Mariannenstrasse 31.

Allgemeine Notizen.

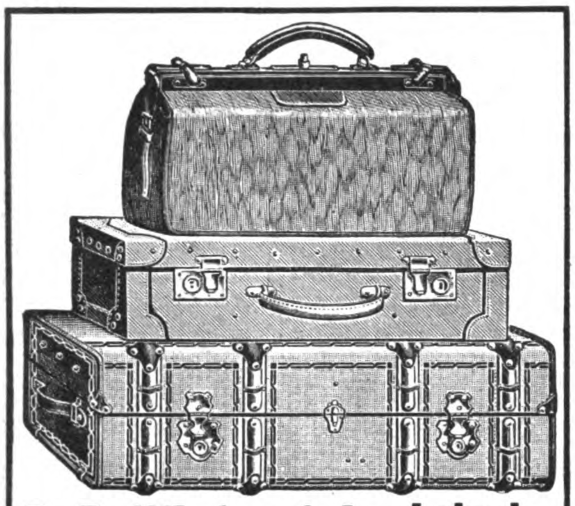
Der deutschen Frau nationale Pflicht ist es, ausnahmslos nur Bekleidungsstücke deutscher Herkunft zu tragen. Darauf weist ein in unserer eigenen graphischen Kunstanstalt in Kupfertiefdruck geschmackvoll hergestelltes Kunstblatt hin. In den Fragen der Mode und der Bekleidung wird die wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Auslande und die nationale Selbständigkeit umso dringender, je mehr der Zug sittlicher Entartung und Überkultur in den ausländischen, ganz besonders aber in den Pariser Modeschöpfungen überhand nimmt. Wie ein gefährlicher Bazillus, wie schleichendes Gift dringt dieser verwerfliche Geist in die Lebens- und Denkrichtung der Modebetörten ein, ertötet das Scham- und Schicklichkeitsgefühl, die Begriffe Wahrhaftigkeit und Treue. Was hinterbleibt, ist Tändelei und Spielerei, ohne jedes Verantwortungsgefühl. Das Kunstblatt will nun das Streben nach vollendeter Schönheit, das sich in dem Wechsel der Moden auch mit kundtut, auf den richtigen Weg leiten, um zunächst zu fester Gesundheit und körperlicher Tüchtigkeit, dann zu wahrer natürlicher Schönheit und durch die Frau zu sittlicher Erneuerung und Wiedererstarkung unseres ganzen deutschen Volkes zu gelangen. Die weiteren Ausführungen befassen sich mit der Frage, wie den vielzuvielen körperlich und geistig erschlafften, den verunstalteten, den unterleibskranken Mädchen und Frauen am sichersten zu helfen ist, und sie zeigen die bewährtesten Hilfsmittel in zahlreichen Abbildungen. Den Lesern wird das Kunstblatt bei Bezugnahme auf unsere „Illustrirte Zeitung" durch die Verlags-Abteilung der Firma Thalysia Paul Garms G. m. b. H. in Leipzig 22 unberechnet übersandt.

Die ernsten seelischen Beratungen für Persönlichkeiten auf Grund seiner Einfühlung in Handschrift und Seele (nicht zu verwechseln mit Unterhaltungsdeuterei) hat den jahrzehntelangen Ruf des Schriftstellers P. P. Liebe in München W. 12, Brieffach, weit über die Grenzen unsers Erdteils hinausgetragen. Die dem einzigartigen Seelenforscher beständig zugehenden Zeugnisse über seine phänomenale Seelenkunst sind von einer Höhe, die jeden Gebildeten mit Staunen und Ehrfurcht vor der überragenden Größe Liebe's erfüllt. Von den uns vorliegenden Zeugnissen hier nur eins, das des Prof. Dr. R. H. in G. Es lautet: „Die P. P. Liebesche Kunst hat nichts gemein mit dem, was man gewöhnlich unter Handschriftendeu-

tung versteht. Sie hat nicht die Zusammenstellung einer größeren oder geringeren Anzahl von Charakterzügen zum Ziel, sondern dringt durch bis zum eigentlichsten seelischen Leben, dem Wesenskern der menschlichen Persönlichkeit. Darum ist diese Kunst für Durchschnittsmenschen überhaupt wenig faßlich. Für Persönlichkeiten aber bedeutet die Berührung mit dieser in ihrer Art völlig ohnegleichen dastehenden, einsam ragenden Kunst ein Erlebnis, das befreiend und neubelebend wirkt, Kraft gibt und Werte schafft." Wer nach einem lebenswerten Dasein verlangt, lasse sich von Herrn Liebe zuvörderst die Bedingungen kommen.

Photo-Materialien für die Sommerreise zu wählen ist nicht schwer, denn sofern sie lautet: „Agfa"-Material, so ist einerseits bei der durch mehr als ein Vierteljahrhundert bekannten Zuverlässigkeit dieser Marke die Erzielung einwandfreier Resultate gewährleistet, und anderseits liefert die „Agfa" mit Ausnahme von Papieren alle Photo-Verbrauchsartikel, setzt also den reisenden Amateur in den Stand, unterwegs nur ihre Erzeugnisse zu benutzen, da Papiere in der Regel ja erst bei der Heimkehr gebraucht werden. Eine kurze Übersicht über sämtliche „Agfa"-Erzeugnisse mit den jetzigen Preisen gibt die 16seitige illustrierte „Agfa"-Preisliste, die kostenlos in den Photohandlungen verabfolgt, auf Wunsch auch direkt von der Fabrik Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Photogr. Abteilung, Berlin S. O. 36, zugesandt wird. Ausführlichere Angaben enthält das „Agfa"-Photohandbuch, das durch die Photo-Handlungen zu beziehen ist.

Ein neues Psychrometer hat die bekanntlich auf streng wissenschaftlicher Basis musterhaft arbeitende Firma Wilh. Lambrecht, Göttingen geschaffen. Das Neue gegenüber anderen Psychrometern für technische Zwecke besteht darin, daß die Thermometer in den zu messenden Raum hineinragen, die Skalen sich aber außerhalb des Raumes befinden, sodaß die Angaben ohne den Raum zu betreten abgelesen werden können. Ferner befindet sich auch das Wassergefäß in dem zu messenden Raume, sodaß es die Raumtemperatur annimmt, was zur genauen Messung unbedingt erforderlich ist. Ein trichterartig erweitertes Wasserstandsrohr dient zum Eingießen der Flüssigkeit. Dieses Psychrometer kommt in erster Linie da zur Anwendung, wo Gase vorhanden sind, die die Haare der Haarhygrometer angreifen. Vor allen Dingen sei noch die äußerst solide Konstruktion hervorgehoben, die alles bisherige übertrifft. Es

















wird auf das in vorliegender Ausgabe auf Seite 495 enthaltene Inserat hingewiesen, das eine Abbildung des neuen Lambrechtschen Psychrometers enthält.

Der Chronhodograph. Infolge des Krieges war die deutsche Industrie verhindert, neue Kontrollapparate für alle Arten von Fuhrwerken wegen Arbeiter- und Materialmangel herzustellen. In letzter Zeit erschienen auf diesem Gebiete mannigfache Neuerungen, von denen wohl der von der Taxameter Aktiengesellschaft, Berlin C. 25, Dircksenstr. 11 hergestellte Chronhodograph einer der wichtigsten und besten sein dürfte. Er gewährleistet den Wagenbesitzern, seine Angestellten außerhalb des Hauses genau so zu überwachen, wie die innerhalb desselben beschäftigten. Er ermöglicht die genaue Kontrolle über Benzin- und Stromverbrauch, über die Haltbarkeit der Gummibereifung im Verhältnis zu den gefahrenen Kilometern, ebenso, ob mit seinem Wagen nicht leichtfertig umgegangen und nicht zu schnell gefahren wird. Vor allen Dingen verhindert er sogenannte „schwarze" Fahrten, die zum Eigennutzen des Führers, jedoch zum Schaden des Besitzers gemacht werden könnten; außerdem erzieht er das Personal zur Pünktlichkeit und Ehrlichkeit. Der Apparat arbeitet vollständig zwangläufig, d. h. er ist gegen jede Beeinflussung durchaus geschützt; jedes unbefugte Öffnen desselben wäre sofort zu sehen. Der Chronhodograph, dessen Handhabung sehr einfach ist, der an jedem Personen-, Lastauto oder Gespannwagen angebracht werden kann, ermöglicht dem Wagenbesitzer nicht nur eine genaue tägliche Kontrolle, sondern eine solche das ganze Jahr hindurch.

Eine kubanische Spende für die deutschen Kinder. Eine in der Republik Kuba, insbesondere in Havanna veranstaltete Sammlung zur Linderung der Not der deutschen Kinder hat einen Betrag von mehr als einer Million Mark ergeben. Ein Teilbetrag von 50000 Mark ist, dem Wunsche der Spender gemäß, zugunsten deutsch-österreichischer Kinder verwendet worden. Den gesamten Restbetrag hat die deutsche Kinderhilfe, Volkssammlung für das notleidende Kind, erhalten. Diese Spende ist um so höher zu bewerten, als uns Kuba bis vor kurzem noch feindlich gesinnt war.

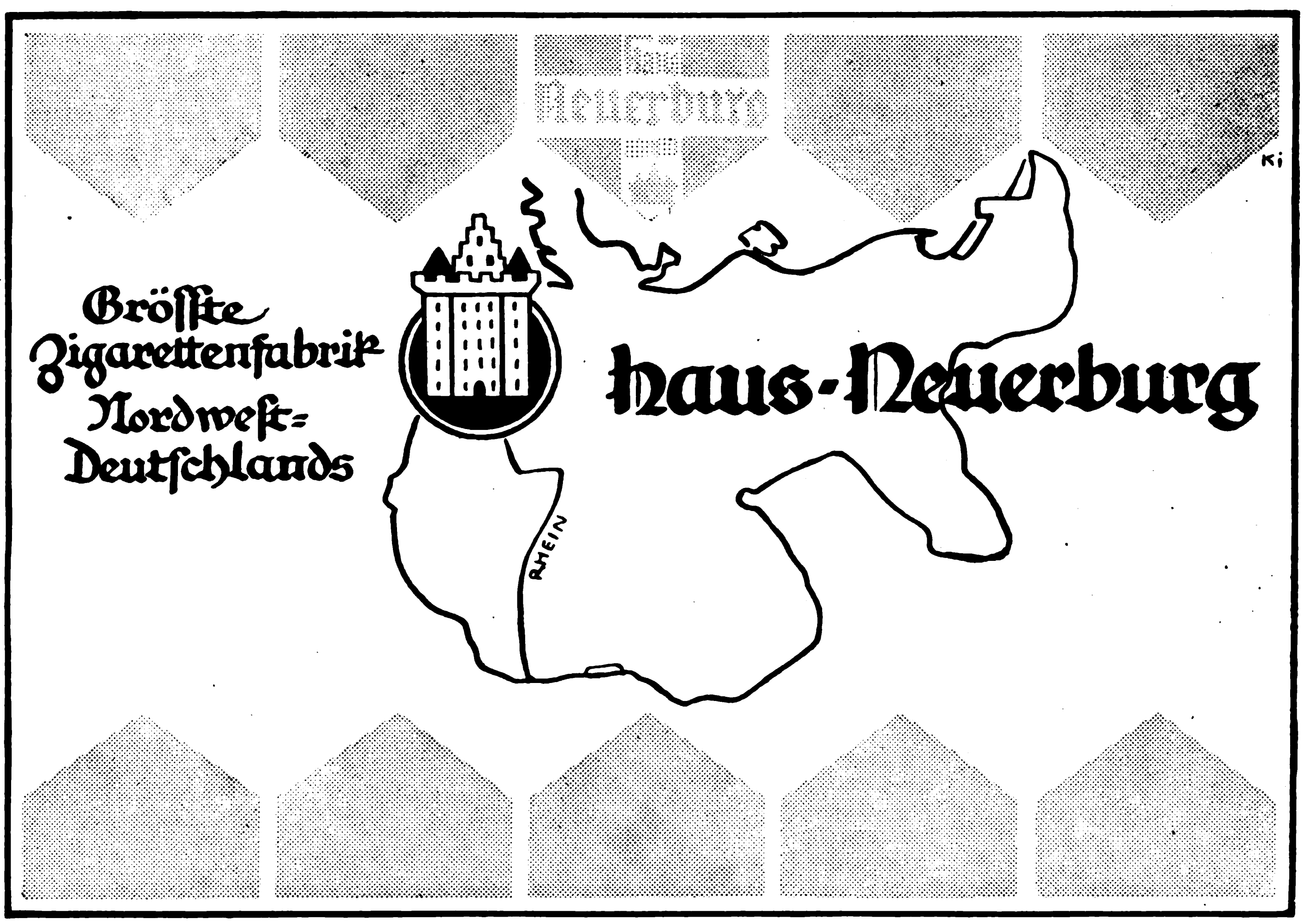
Bad Elster. Seit Anfang Mai hat der Zustrom der Gäste so lebhaft eingesetzt, daß die hohen Besucherzahlen der Vorjahre bereits überschritten sind. Zum Deutschen Tuberkulose-Kongreß waren in der Pfingstwoche weit

über 500 Ärzte anwesend. Erfreulicherweise können durch Einführung technischer Neuerungen die Moorbäder um 4 Mark verbilligt werden. Alle Beschränkungen des Fremdenverkehrs sind wieder aufgehoben, Aufenthaltsgenehmigungen und amtsärztliche Zeugnisse sind deshalb nicht mehr erforderlich. Der Besuch der benachbarten böhmischen Orte ist nach Erwerbung eines von der Gemeindeverwaltung zu erlangenden Ausweises gestattet.

Norderney. Allüberall lustwandeln in den reizvollen Anlagen des Bades Gäste in recht erfreulicher Zahl. Die Badebetriebsgesellschaft, die von der Pächterin des Staatlichen Nordseebades Norderney, der Gemeinde Norderney in Gemeinschaft mit dem Norddeutschen Lloyd in Bremen, gebildet worden ist, hat es sich zur Pflicht gemacht, das Bad in jeder Beziehung leistungsfähig zu erhalten und für angenehmen, abwechslungsreichen Aufenthalt der Kurgäste Sorge zu tragen. Schon jetzt sei darauf hingewiesen, daß auf Norderney Vorbereitungen getroffen werden, um künftig dort auch Winterkuren einzurichten. Man hofft dadurch noch mehr zur Erhaltung und Förderung des guten Rufes, den Norderney als größtes deutsches Seebad genießt, beizutragen.

Von der Hygiene der Zahnbürste weiß der Laie in der Regel nur, daß man die Bürste nach dem Gebrauch auswaschen und trocknen soll. Daß dieselbe aber in unzähligen Fällen eine Brutstätte gefährlicher Bakterien und die Ursache zu schweren Erkrankungen der Zähne und der Mundschleimhaut sein kann, dürfte kaum allgemein bekannt sein. Medizinalrat Dr. Lahm-Dresden hat untersucht, ob die gebräuchlichen Zahnpflegemittel die an und zwischen den Borsten der Zahnbürste festgehaltenen schädlichen Keime zu vernichten imstande sind. Das überraschende Ergebnis war, daß am vierten Beobachtungstage bei den meisten Zahnpasten noch 700 bis 900 Bakterien (gegen 1500 bis 2500 am ersten Tage) vorhanden waren, während sie bei einer Zahnpasta (Biox-Zahnpasta) auf den verschwindenden Bruchteil von 80 heruntergegangen waren. An einer aufgestellten Tabelle seiner Veröffentlichung zeigt der Verfasser, daß die Biox-Pasta eine hervorragende keimtötende Nachwirkung hat. Daß die Zahnbürste, welche wir täglich in die Mundhöhle einführen, unter dem Einfluß einer Zahnpasta sich selbst ihrer Keime entledigt, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen und für die Hygiene des Mundes und der Zähne von allergrößter Bedeutung.


Auf einer schönen Reise
trinkt man gern den besten Sekt:
CANTOR
MOSELGRÜN RIESLING
GEGR. 1852
MAINZ


Haus Neuerburg
Ki
Größte Zigarettenfabrik Nordwest-Deutschlands
Haus-Neuerburg
RHEIN

Illustrirte Zeitung



Tiroler.

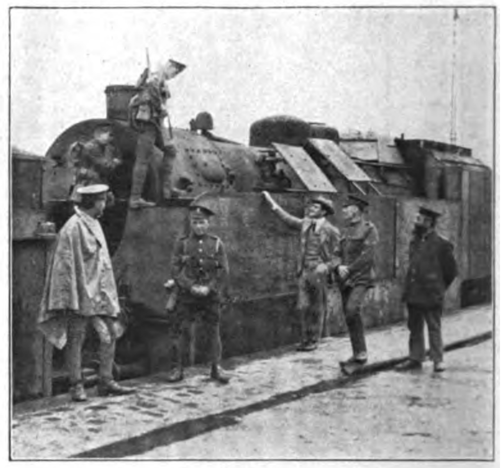
Nach einer Radierung von Erich Heermann.



Polnische Aufrührer mit Maschinengewehr.



Die Ruinen des von den Polen in Brand gesteckten Schlosses des Grafen Strachwitz in Stubendorf.



Ankunft eines englischen Panzerzuges in Oppeln.



Überführung der Leiche des gefallenen Leutnants Preuß vom oberschlesischen Selbstschutz.



Deutsche und englische Posten bei Groß-Stein.

Von den Polen-Unruhen in Oberschlesien.



Von der Abstimmung in Salzburg am 29. Mai, bei der sich 98 Prozent der Stimmen für den Anschluß an Deutschland erklärten: Kundgebung vor dem Regierungsgebäude in Salzburg, von dessen Balkon aus Mitglieder des Abstimmungsausschusses Ansprachen an die Menge richteten.



Dr. Walther Rathenau,
der neue Wiederaufbauminister, seither Generaldirektor der A. E. G. in Berlin, weiten Kreisen durch seine wirtschaftsphilosophischen Schriften bekanntgeworden.



Geheimrat Prof. Hilbert,
hervorragender Mathematiker der Universität Göttingen, wurde von der Universität Kopenhagen zum Ehrendoktor ernannt.



Kommerzienrat Karl Knorr,
der frühere Mitinhaber der weltbekannten Nahrungsmittelfabriken C. H. Knorr, A.-G., in Heilbronn, † im Alter von 78 Jahren.



General Höfer,
der Führer des deutschen Selbstschutzes in Oberschlesien. Er tat sich während des Weltkrieges mehrfach hervor und erhielt den Orden pour le mérite.



Elsa Brandstroem,
Stockholm, wurde aus Dankbarkeit für die den deutschen Kriegsgefangenen in Rußland erwiesene Fürsorge von der Universität Halle zum Ehrenmitglied ernannt.

Über den Wert der Persönlichkeit. / Von Theodor Kappstein.

Kaum ein Wort Goethes wird so eifrig und sicher zur Zeit und zur Unzeit berufen, von Vereinsrednern und Pastoren und von jedermann, wie sein Spruch: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit." Jedem von uns klingt er im Ohr — doch Goethe hat ihn nicht geprägt!

Schlagen wir den „Westöstlichen Diwan" Goethes auf, das „Buch Suleika"! Das Zwiegespräch zwischen Suleika, hinter der sich Goethes Altersliebe von 1815, Marianne v. Willemer (in der Gerbermühle bei Frankfurt am Main), einschleiert, und Hatem, der Goethes Maske trägt, bildet den Quellort des falschen Zitats. Das Liebesglück, das Marianne dem alternden Dichter zuwirft wie einen Ball, ist ein Knäuel, bunt und unendlich reich. Lange Zeit braucht der beglückte Empfänger, um es, getrennt von der Geliebten, in seiner Erinnerung und Phantasie aufzulösen und neu sich zu erschaffen. Als Gegengabe für den tausendfädig geklöppelten Ball aus bunter Schnur, Suleikas wirren Knäuel jugendlicher Liebesleidenschaft, bringt der besonnene Poet diese selbe Schnur entwirrt mit aufgezogenen Perlen der geliebten Frau zum Hals- und Busenschmuck — „zierlich gelesen, durchreiht mit juwelenem Goldschmuck; die Regentropfen Allahs, gereift in bescheidener Muschel." Am Scheidetage Mariannes von Heidelberg dichtete Goethe den Wechselgesang. Suleika und Hatem tauschen als Liebende ihr Herz, ihr ganzes Selbst. Das Mädchen verkündet als das allgemeingültige Geständnis der Hohen wie der Niederen, von Volk und Knecht und Überwinder: das höchste Glück der Erdenkinder „sei" nur die Persönlichkeit. Hatem = Goethe widerspricht seinem Mädchen:

„Kann wohl sein! [so wird gemeinet;]
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein wertes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlor' ich mich."

Alle rühmen die Persönlichkeit als höchstes Menschenglück — Goethe teilt diesen Allgemeinglauben nicht: ihm löst erst die Liebe die Welträtsel und verklärt ihm die Lebenswunder. In der Liebe taucht der Mensch mit der Sehnsucht, sich in den andern aufzulösen, in das grenzenlose Meer des Allgefühls, in das er seine Endlichkeit auflösend einströmt; in der Liebe empfängt jeder vom andern sein eigen Ich zurück, doch nun verwandelt, als freie Gabe des Liebenden an den Geliebten. Liebe ist die Selbsterlösung durch das Aufgeben des Ich; Liebe ist eine Form der Religion. Nannte Fr. Th. Vischer einmal Religion das Tauwetter für den Egoismus, so kann man Goethes Persönlichkeitsideal mit den Worten seiner „Harzreise im Winter" wiedergeben, wo er am Schluß, auf der Höhe des Bergritts, sich selber im gewaltigen Naturbilde erschaut:

„Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst."

Was ist das überhaupt: **Persönlichkeit**? Der römische Schauspieler band sich die persona vors Gesicht, seine Maske, in der er unter die Menge trat; durch sie hin hatte er mittels des Schallrohrs den Ton seiner Stimme zu leiten, daß sie „personierte", durchtönte, ans Ziel drang. Aus dieser Maske oder Larve des Mimen im antiken Theater wurde persona die Rolle oder Person, der vom Schauspieler darzustellende Mensch, dann übertragen die Rolle, die der Mensch in der Welt spielt, also der Rang, den er einnimmt. Daraus entwickelte sich, abgezogen, die Vorstellung von der Persönlichkeit überhaupt. Spricht man also von Persönlichkeit, unterschieden von der bloß standesamtlichen Person (im Personenregister) und der Personenstandsaufnahme in der Volkszählung, so meint man die Einheit eines Menschen unter den wechselnden Bildern seines Berufs oder seines Schicksals: es tönt durch alle diese Berufs- und Lebensmasken stets der gleiche, eine Ton **seines** Wesens, die Stimme **seiner Natur** hindurch. „Sprich, damit ich dich sehe!" Dabei ergibt sich die doppelte Beurteilung: wir bewerten die Wandlungsfähigkeit des Schauspielers, das Darstellen möglichst vieler und verschiedenartiger Menschen als die Reife seiner Kunst; je schwerer der Mime selber aus seiner Rolle zu erkennen ist, abgesehen von der Stimme, deren Grundcharakter unverwischbar bleibt, desto williger ergeben wir uns dem Zauberbann der Kunstillusion — im Leben jedoch ist die Feststellung, daß jemand ein Schauspieler sei, der Abbruch des Vertrauens zu ihm. Die griechische Sprache faßt den Heuchler und den Schauspieler in die gleiche und selbe Vokabel (Hypokrites). Wir erwarten auch vom Berufsschauspieler, daß er in seinem Leben nicht täglich eine der Maske des Vortages widersprechende Rolle spiele, daß in seinem Wort und Handeln die verläßliche Stete sich kundgebe, die letztlich doch auch der Schauspieler in seinem Beruf selbst dem feineren Auge und Ohr offenbart in der Weise, wie er aus seinem Menschen heraus lebt.

Wir werden uns indes über Wesen und Wert der Persönlichkeit noch klarer verständigen, wenn wir den Begriff des **Charakters** zu ihrer Bestimmung und Begrenzung mit heranziehen. Die Griechen nannten Charakter sowohl das Werkzeug zum Zeichnen und Prägen (charasso) als auch das Geprägte selbst, das Merkzeichen. Die amtliche Reichssprache verlieh früher, als es noch Hoffitten bei uns gab, den Erkorenen einen bestimmten „Charakter", also das Gepräge eines Geheimrats oder eines Geadelten. Charakter war ein Bildnis, dann wurde es Ausdruck für die ethische Haltung — man kann aber auch einen bösen, einen „niederträchtigen Charakter" beweisen. Wer keinen „Charakter" hat, weder einen guten noch einen schlimmen, ermangelt der festen sittlichen Ausprägung — charakterlos will eigentlich niemand sein, von der Laune umgetrieben. In der Ästhetik spricht man übrigens auch von der charakterologischen Häßlichkeit bei Mensch und Tier. Der geniale Volkserzieher Pestalozzi hat das originelle Bildwort gebraucht: „Wohl wachsen Schwämme leicht aus dem Mist, wenn es nur regnet; aber Menschenwürde, Geistestiefe und Charaktergröße wächst nicht aus der Routine hervor, wenn ihr auch die Sonne scheint." Charakter ist gemeinhin die Treue und Reinheit des Willens, womit der Mensch aus sich etwas macht — das Bild des, was er werden soll, das vor ihm steht, an dessen Erreichung sein Friede hängt.

Kant, der Philosoph des Protestantismus, hat die Persönlichkeit des Menschen in seiner Freiheit und Unabhängigkeit vom Mechanismus der Natur gesehen: der Mensch als ein vernünftiges, der Zurechnung fähiges Wesen war ihm eine Persönlichkeit. Ist **Gott Persönlichkeit**? Der das Auge pflanzte, sollte der nicht selber sehen; der das Ohr baute, nicht selber hören? Persönlichkeit begrenzt aber die Menschen; je voller jemand Persönlichkeit hat und zum Charakter reift, desto schärfer setzt er sich gegen seine Umwelt ab; er will nicht mit anderen verwechselt werden, er mag sich nicht unter die Menge mischen, er fürchtet sich dabei zu verlieren. Formulierte der Philosoph Descartes: „Ich denke, folglich bin ich" (cogito, ergo sum), so baute Eduard v. Hartmann als der Kritiker der „Philosophie des Bewußten" seine „Philosophie des Unbewußten" auf, in der sich Gott, das alles bedingende und tragende Urgesetz, selber bewußt macht im Menschen und dem Werden und Vergehen, an dem er lebt und leidet und erlöschend sich erlöst. Sagt der Christenapostel Paulus auf dem Areopag in Athen von Gott, daß wir in ihm leben, weben und sind, so ist die Persönlichkeit Gottes mit diesen Worten weit überboten.

Ist also die Persönlichkeit, wie Volk und Knecht und Überwinder rühmen, wirklich das höchste Glück der Erdenkinder?!

Keine „Persönlichkeit" ohne **Kultur** und **Bildung**. Die Kultur ging vom Ackerbau aus; erst wurde der Boden kultiviert („Agrikultur"), ehe in der Zivilisation der Mensch kultiviert wurde. Herder sagte zuerst „Kultur" ohne Zusatz — künstlerische und ethische Kultur zweigen sich in der Geschichte der Völker ab; Kultur wurde für beide Richtungen ein Bilden von innen her und eine Erhöhung des ganzen Menschen; die bloße Ordnung der Gesellschaft heißt man Zivilisation, in der der Bürger (civis) steckt. Auch die Bildung begann innerhalb der reinen Natur: sie bedeutete zunächst die Entwicklung (Auswicklung) von Lebewesen, die sich bilden, solange sie sich zu ihrer vollendenden Gestalt hin entfalten; ist die Ausgestaltung ihres Körpers abgeschlossen, so sind sie gebildet. Die Entwicklung des Menschen, und zwar seiner Geisteskräfte wurde alsdann der Sinn der Bildung — die Willensgestaltung mit dem persönlichen Stempel blieb der Bezirk des Charakters. Unterricht und Übung beteiligen uns in unserm Verstand und unserer Einbildungskraft an den Schätzen der Außenwelt als Mitgenießende und Mitschaffende. Das 18. Jahrhundert übertrug die Bildung vom Körperlichen aufs Seelische; die Romantiker nannten sich zuerst die Gebildeten. Kultur, die die Franzosen und die Engländer zugunsten der Zivilisation nicht aufgenommen haben, ist eigentlich ein herrenloser Begriff, bezeichnet jedoch ein altes Problem, bald eine Außenwelt, bald eine Innenwelt. Die Religion hat die Kultur befehdet als menschliche Selbstüberhebung: der Sündenfall, der Turm von Babel, Prometheus, auch die Faustsage. Sie erschien ernstgestimmten Menschen als Zermürberin des Charakters; die israelitischen Propheten (Hosea, Jesaja) und die griechischen Philosophen (Zyniker, Stoa), zuletzt Rousseau und Tolstoi haben sie deutlich abgelehnt, weil sie die Gesinnung schwäche durch die Leistung, weil der gesellschaftliche Zwang das persönliche Leben lähme in Unwahrheit. Die moderne Kultur (jede Kultur war einst modern!) treibt den Menschen ungestüm vorwärts und versagt ihm dabei den zeitüberlegenen Eigenbesitz: wie wir nicht Rädchen bleiben wollen im Zeitalter der Maschine, so wollen wir nicht Sklaven sein der Kultur noch Knechte der Bildung.

Die Hilfe heißt: werde eine Persönlichkeit! Das heißt: jedem das Seine, nicht die feldgraue Uniform für jede zweibeinige Nummer. Denn wir Menschen sind zwar vor dem Recht alle gleich — oder sollten es wenigstens sein —, im Wesen aber ist jeder Mensch ein besonderer Gedanke Gottes. Im Vollsinn des Lebens ist niemand entbehrlich. Doch auch die Toten gehören als unsere Geschichte zu unserem Leben; denn der Tod ist nur die andere Hälfte des Lebens. Jeder soll in seinem Wesen den Mittelpunkt finden, wenn er in der Tiefe seines Ich den Gott erlebt; von diesem persönlichen Zentrum aus zieht er in Kultur und Bildung die seiner Begabung und Bestimmung gemäßen Radien zum Umkreise, die alle zum Mittelpunkt zurückkehren, von dem sie ausgehen. Dieser Organismus, der aus dem Chaos des Naturgewoges sich allmählich gestaltet, ist unsere Persönlichkeit.

Die Sonne bleibe uns im Rücken — am farbigen Abglanz haben **wir** das Leben. Wir bilden uns, solange wir leben. Wer aber fest auf dem Sinne beharrt, der wird als Werdender stets dankbar sein, und der bildet die Welt sich. In der Stille und im Strom der Welt zugleich gestaltet sich der Charakter. Fest, nicht starr besiegt unser Luftschiff das Element. „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt."

Ist das aber unser höchstes Glück? Glück und Unglück sind Werturteile des Menschen, nicht objektive Naturgrößen. Das Schicksal liefert uns lediglich den Rohstoff, den wir als unseres Glückes Schmiedehammer oder als unseres Unglücks Amboß verarbeiten.

Wer hoch denkt von sich und dem Leben, der sucht dem Leben das zu halten, was es ihm versprach; der will nicht sein Glück machen, sondern seine Pflicht tun. Bis zu seinem allerletzten Brief, fünf Tage vor seinem Tode, blieb Goethe dabei: „Ich habe nichts angelegentlicher zu tun als das, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu **steigern**." Entbehrst du die Unendlichkeit in Geist und Sinn, so ist dir nicht zu helfen. Wer sich kennen lernen will, der tue **seine Pflicht**; alsbald wird er wissen, was an ihm ist. Bilden Vernunft und Wissenschaft des Menschen höchste Kraft, so hegen Vernunft und Liebe jedes Glück, der eigenen Schöpfung himmlisch Erdenglück!

Damit rundet sich der Kreis der lebenswichtigen Gedanken, die wir uns als angewandte Philosophie vorgelegt haben. Der Vollmensch, auch der Urmensch, ist die Einheit beider Geschlechter. Besondert als Mann und Weib, sucht jeder sich als charaktervolle Persönlichkeit durchzusetzen, und alle rühmen diese Geschlossenheit des Wesens. Aber vor diesem Teilmenschen leuchtet als Stern des Glücks die reine, ewige Gemeinschaft, die der Gottheit gleichmacht, welche **Geist** und **Liebe** ist. Ist die Persönlichkeit auf dieser Welt unsere Kraft und unser Schutz, darum unsere sittliche Aufgabe, so bleibt unser Ideal die **Überwindung** der Persönlichkeit, die die Kennmarke alles **Endlichen** ist. Das höchste Glück der Erdenkinder ist also **nicht** die Persönlichkeit!

Die Merktechnik und ihre Meister. / Von Alfred Leopold Müller.

In welcher Weise die Rechenkünstler den trockenen Zahlen Interesse abgewinnen, mutet oft gar merkwürdig an. So stellen sich dem Zahlenkünstler und Rechner Ferrol die Gesichtsbilder der Zahlen als ästhetische Größen dar. Sie wirken auf ihn wie „Blumenarrangements". Auch gibt er Farbenvorstellungen zu jeder Zahl: die Eins sieht er schwarz in weißem Felde, die Sechs in gelbem, die Sieben in rotem, die Acht in violettem Felde.

Uns läßt die Beschäftigung mit Zahlen meist kalt, dagegen wird bei Ferrol das ganze Vorstellungs-, Gefühls- und Willensleben durch Zahlen so erregt, daß die Rechnungen sogar im Traumleben eine große Rolle spielen. Lebhaft und deutlich rechnet er im Schlafe umfangreiche Aufgaben, und frühmorgens findet er manchmal die Lösung einer schweren Aufgabe fertig vor.

Aber die Rechenkünstler geben uns noch ganz andere Anregungen. Weil unsere Gehirnoberfläche in unzählige kleine Arbeitsbezirke eingeteilt ist, haben wir kein einheitliches Gedächtnis, sondern eine Unzahl von Sondergedächtnissen. Das geht sogar so weit, daß nicht einmal die Erinnerung an ein und dieselbe Zahl, etwa 48, bei allen Menschen dieselbe ist. An drei weiteren Rechenkünstlern wollen wir einige Bedingungen des Zahlengedächtnisses kennenlernen. Wir empfangen damit zugleich über ein paar Fragen unseres eigenen Gedächtnisses manche Aufklärung, die uns nützen kann.

Seelenforscher prüften den Griechen Diamandi, den Piemontesen Inaudi und den Deutschen Dr. Rückle. Sie stellten ihnen die Aufgabe, 5 Reihen, jede zu 5 Zahlen, gleich 25 Ziffern, zu lernen, danach das Gelernte zu wiederholen: von unten nach oben, von oben nach unten, von rechts nach links, schräg, spiralig. Wir müssen uns zunächst einmal der Aufgabe unterziehen, den dazu gebrauchten Sekundenzeiten unsere Aufmerksamkeit zu widmen.

1. Zeit, um 25 Ziffern in der Reihenfolge zu erlernen: Diamandi 180 Sekunden, Inaudi 45 Sekunden. (Die nächsten Aufgaben bestehen nur in einer Wiederholung des Gelernten aus dem Gedächtnis unter verschiedenen Bedingungen.) 2. von rechts nach links zu wiederholen: Diamandi 9 Sek., Inaudi 19 Sek.; 3. die zweite Aufgabe auswendig zu wiederholen: Diamandi 9 Sek., Inaudi 7 Sek.; 4. von oben nach unten: Diamandi 35 Sek., Inaudi 60 Sek.; 5. von unten nach oben zu wiederholen: Diamandi 36 Sek., Inaudi 96 Sek.; 6. in spiralförmiger Anordnung: Diamandi

36 Sek., Inaudi 80 Sek.; 7. in schräger, diagonaler Richtung zu wiederholen: Diamandi 53 Sek., Inaudi 168 Sek.

Beim Lernen in der Reihenfolge ist Inaudi entschieden im Vorteil. Der Grund dafür ist vielleicht, daß er drei Hilfen hat, und zwar die drei Gedächtnisse für Klang (akustisch), für Bewegungen der Sprachorgane (motorisch) und für Rhythmus. Verhindert man nämlich bei Inaudi das innere Sprechen, indem man ihn die Zunge ausstrecken und zwischen die Zähne klemmen läßt, so braucht er dreimal soviel Zeit zum Rechnen. Dabei muß er sich aber noch ganz leiser Bewegungen der Zunge bedient haben, denn wenn die Zunge ganz vorgezogen wird, verlängert sich der Zeitraum noch mehr. Natürlich ließen sich auch durch Registrierapparate deutliche gleichmäßige Sprechbewegungen des Kehlkopfes aufschreiben. Deshalb die merkwürdige Tatsache, daß Inaudi schlechter rechnet, wenn er heiser ist, also wenn die unwillkürlichen Bewegungen des Kehlkopfes infolge der Schmerzen schwächer ausfallen.

Gesichtsbilder für Zahlen waren gar nicht bei ihm beteiligt, störten ihn sogar beim Rechnen. Das läßt sich auch aus seinem Bildungsgang schließen. Er war Schafhirt und konnte bis zum vierzehnten Jahre weder schreiben noch lesen. Nachdem ihn sein älterer Bruder das Zählen gelehrt hatte, begann er mit sechs Jahren seine Rechenversuche. Schon mit sieben Jahren nahm er im Kopfe fünfstellige Zahlen mal. Nie brauchte er sich die Rechnungen durch Hölzchen oder Steine oder Kugeln anschaulich zu machen.

Auf Wanderungen verdiente er mit seinem Bruder, der Drehorgel spielte, in Kneipen sein Geld. Er multiplizierte da gewöhnlich zwei sechzehn-, zwanzig- bis vierundzwanzigstellige Zahlen miteinander, wie überhaupt das Malnehmen die Grundlage seines ganzen Rechnens war. Denn wenn er teilte, wußte er infolge seiner Erfahrung, wieviel es ungefähr sein würde. Dann prüfte er malnehmend das Ergebnis. Inaudi ist also ein akustisch-motorischer Mischtypus; die optische Vorstellungsseite geht ihm ab.

Diamandi dagegen verläßt sich nur auf einen Sinn: das Auge lernt in optischer Weise. Selbst wenn ihm Zahlen vorgesprochen wurden, merkte er sie nicht mit dem Hörgedächtnis, wie Inaudi, sondern sah sie als Schriftzüge auf einer Tafel. Er braucht aber viermal längere Zeit zum erstmaligen Lernen.

Bei der dritten obigen Aufgabe, wo es sich um Wiederholung der zweiten handelt, sehen wir bei Diamandi keine Ersparnis. Er hat die denkbar größte Schnelligkeit im Ablesen des inneren Bildes erreicht (9 Sekunden). Inaudis drei Gedächtnisse aber sind durch die zweite Aufgabe so gefördert worden, daß aus den 19 Sekunden bei der ersten 7 Sekunden bei der zweiten Wiederholung werden.

Bei den besonderen Bedingungen der zweiten bis sechsten Aufgabe braucht nun Diamandi nur in der gewünschten Reihenfolge die Ziffern von dem innerlichen Bilde abzulesen und benötigt bei der vierten bis sechsten die gleiche Zeit (36 Sekunden). Inaudi dagegen muß innerlich immer die ganze Reihe ablaufen lassen, ehe er die richtige Zahl findet. Er muß sich also hier umständlicher, anstrengender, verwickelter Hilfen bedienen, was mehr Zeit in Anspruch nimmt.

Schon daraus sehen wir, daß ein Gedächtnis mit allen Sinneselementen (mit dem Gesichts-, Gehör-, Sprechbewegungsgedächtnis) arbeiten muß, wenn es allen Anforderungen gewachsen sein soll.

Das ist bei dem dritten Rechenkünstler, dem Deutschen Dr. Rückle, der Fall, der über ein geradezu ideales Gedächtnis verfügt. Er nützt alle wichtigen Gedächtnishilfen: die motorische, die akustische und die vornehmlich ausgebildete optische Vorstellungsseite. Die Zusammenarbeit der drei Gedächtnisse ist vorbildlich. Bei ihm tritt uns noch ein gewaltiger Vorteil vor Augen: er erfaßt selbst Sinnloses mit Sinn.

Ziffernreihen, die ihm zum Erlernen gegeben wurden, erfaßt er in Gruppen, die sich in seinen gewaltigen Gedächtnisschatz bequem, natürlich und sinnvoll einordnen lassen. Die Hilfen der Mnemotechnik hat er nie gebraucht, sie sind ihm sogar unbekannt. 283881 merkt er sich folgendermaßen: 283 und 881 sind Primzahlen. Der Feldberg ist 881 m hoch. Ebenso hatte er im Augenblick für 26169 folgende Hilfe: 26 ist 2×13 und $169 = 13^2$. Darum wundern wir uns nicht mehr, daß er auf dem Gießener Kongreß 204 Ziffern in 13 Minuten lernte. Diese Zahl wird uns erst in ihrer ganzen Größe und Bedeutung klar, wenn wir 204 Ziffern auf Papier werfen und bloß 50 Ziffern davon zu lernen beginnen. 72 Zahlen lernte er in 3 Minuten, dann sagte er sie vorwärts und rückwärts her. Es wurde allerdings einmal eingeholfen. Dazu lernte er noch 372 Ziffern und 20 Mitlaute. Man hätte meinen sollen, so viele neue gelernte Einzelheiten müßten die vorhergehenden 72 Zahlen verwischen. Aber er brauchte am nächsten Tage zum abermaligen Lernen jener 72 Zahlen nur 50 Sekunden.

An Dr. Rückle sehen wir die Vorzüge einer Lernweise, die mit allen wichtigen Sinnen aufnimmt und arbeitet und dabei auch Verstandeszusammenhänge beteiligt.

Rückle wurde in derselben Weise wie die anderen beiden geprüft, nur vermochte er gar 7×7 Reihen von Zahlen in kurzer Zeit zu lernen und in jeder gewünschten Ordnung anzugeben: von hinten nach vorn, von unten nach oben, in den verschiedenen diagonalen Richtungen, spiralförmig usw. Jene beiden waren nur fähig, 25 Ziffern so zu bearbeiten. Dr. Rückle vollbrachte die doppelte Leistung, 49 Zahlen.

Für uns entsteht nun die Frage, welchem besonderen Vorstellungstyp wir angehören, oder ob unsere Sinnengedächtnisse sämtlich gut ausgebildet sind. Selbsterkenntnis bezeichnet man ja als den ersten Schritt zur Besserung, warum sollte dieser Satz nicht auch für unsere Gedächtnisbildung gelten! Entdecken wir, daß wir uns auf ein Sinnesgebiet vorwiegend stützen, ist zweierlei möglich: Entweder wir ärgern uns über diese Verarmung unseres Sinneslebens und bemühen uns lebhaft, die anderen Sinneskräfte auch auszubilden zu seelischer Bereicherung; denn fehlt uns die Gehörsseite, sagt uns die Musik nichts, fehlt die Gesichtsvorstellung im seelischen Leben, sagen uns Malerei, Plastik, Architektur wenig usw.

Oder wir müssen diese Versuche nach etwa einjähriger Übung als hoffnungslos aufgeben, dann werden wir uns mit Bewußtsein nur auf das eine Sinnesgebiet beschränken. So wird z. B. einer, der Sprachen lernen will und wie Inaudi sich auf Gehörs-, Sprechbewegungs- und Rhythmusgedächtnis verläßt, mit geringem Erfolge Unterrichtsbriefe benützen; für ihn ist ein sprechender Lehrer das einzig Richtige. Wer dagegen einseitig mit dem Gesicht arbeitet, wie Diamandi, für den werden etwa Toussaint-Langenscheidts Unterrichtsbriefe einen ungeheuren Vorteil bedeuten. Sie geben nicht nur das Schriftbild der Wörter, sondern erleichtern auch dem Gesichtstyp außerordentlich die Aneignung des Wortklanges durch eine sinnvolle Aussprachebezeichnung. Ohne diese Hilfe ist die Einstellung der Sprachmuskeln bei ihm andauernd ein unsicheres Tasten und unbefriedigendes Versuchen.

Am besten dürfte aber der fahren, bei dem sämtliche Sinneskräfte befriedigend ausgebildet sind. Er wird mit dem besten Erfolge Unterrichtsbriefe und das lebendige Wort des Sprachlehrers verbinden; denn wir müssen ja jede Fremdsprache lesen und hören und sprechen und schreiben.

Zur Feststellung unseres Vorstellungstypus gibt es zahlreiche Methoden. Am schnellsten erfahren wir ihn wohl, wenn wir uns in ähnlicher Weise prüfen, wie Diamandi, Inaudi, Dr. Rückle geprüft wurden. Nur wollen wir uns die Sache nicht so schwer machen und nicht 5×5 bzw. 7×7, sondern 4×4 Zahlen oder Buchstaben auswendig lernen, und zwar in wagerechter Richtung. Dabei ist darauf zu achten, daß der Blick nur in dieser Richtung wandert, damit sich nicht schon Gedächtnisfäden von oben nach unten bilden:

d	h	f	l
r	b	a	q
c	g	m	k
p	n	s	v

Schon wenn wir aus dem Gedächtnis in senkrechter Richtung wiederholen, werden wir merken, ob wir das Gesicht bevorzugen; denn dann lesen wir fast mühelos vom inneren Bilde ab. Sonst müssen wir die drei anderen Buchstaben erst hersagen, ehe wir zum ersten der senkrechten Reihe gelangen. Dann bedienen wir uns eben nur der Gehörs- oder der Bewegungs-, meist beider Gedächtnishilfen. Es ist aber weiter ganz reizvoll, sich auch noch mit den übrigen obigen Aufgaben der drei Rechenkünstler zu prüfen.

Eugen d'Alberts „Scirocco".

Für das verzögerte Herausbringen der bereits 1915 vollendeten „Scirocco"-Schöpfung haben die Gründe des Komponisten, der sich mit seinen Opern „Tiefland" und „Die toten Augen" sowie zuvor schon mit „Die Abreise" und „Flauto solo" längst einen günstigen Platz in der Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts gesichert hat, politischen Beigeschmack. Nämlich, von den fünf Hauptfiguren des ihm von den Wiener Librettisten Leo Feld und Karl M. Levetzow gelieferten und in der nordafrikanischen Fremdenlegiongarnison Sidi-bel-Abès spielenden Textes sind drei russischer und zwei französischer Herkunft — ein internationales Quodlibet, das während der nationalen Wogen des Weltkrieges in Deutschland mit der Gefahr eines grundsätzlichen Widerspruches rechnen mußte. Jetzt, da der deutsche Opernspielplan seinen kosmopolitischen Charakter wieder angenommen hat, konnte sich auch „Scirocco", womit die Textdichter wohl den arabischen Wüstenwind Samum gemeint haben, an das Rampenlicht wagen, und zwar war es das Hessische Landestheater in Darmstadt, das am 16. Mai die Öffentlichkeit erstmalig mit dem Werk bekannt machte. — Besondere dramatische Bedeutung ist den drei Akten nicht nachzurühmen. Ein russischer Fürst hat sich in Paris in die Varietédiva Rouquine verliebt, hat die Heimat und seine fürstliche Braut Natascha im Stich gelassen, um als Dupont in der Fremdenlegion Stellung zu nehmen. Dort trifft er mit Braut und Chansonette wieder zusammen, erwürgt die letztere und zieht mit seiner Retterin wieder zurück nach dem „heiligen Rußland". Die Musik, zu der d'Albert durch diese fragwürdige Handlung inspiriert wurde, und die auch vor fast altmodischen Operettenfarben nicht zurückschreckt, leidet zwar unter Stillosigkeit, läßt aber doch den Meister einer veristischen Tonkunst auf Schritt und Tritt erkennen. So strotzen die Liebes- und Mordszenen des II. Aufzuges von feurigem Temperament, zu dem sich im letzten Akt genug melodische Vollsaftigkeit gesellt, um dessen Nummern einen starken Erfolg zu sichern.

Dieser war denn auch der Uraufführung in weitgehendem Maße beschieden. Einen erheblichen Teil davon kann die von dem Intendanten Gustav Hartung selbst besorgte, in expressionistischen Strömungen schwelgende Inszenierung und Generalmusikdirektor Balling, nicht minder aber die mustergültige Vertretung der Hauptrollen für sich in Anspruch nehmen. Otto Sonne.

Nachtgebet. Von Gustav Schröer.

Die Erde ist voller Licht. Drinnen im Walde kost es die Buchen, wie wenn eine Mutter ihrem Kinde über den Scheitel streicht, und wie wenn Mutteraugen auf Kinder blicken, so fallen Lichttropfen ins Grüne.

Draußen aber, da ist das Licht ganz weit, und das Land ist ganz still. Es liegt ein frommes Harren darüber. So wartet das gesegnete, reine Weib still und fromm ihrer Stunde, gewiß, daß sie ihres Daseins Vollendung ist. Die Erde wartet. Es ist alles erfüllt, was der Ewige über das Weltentor schrieb. Aus Tag ward Nacht und aus Nacht Tag, und sie brachten Saatzeit und Samen, wurden zur Zeit des Werdens, da das Leben in heiligen Geheimnissen wächst, und werden sich vollenden, wenn neues Leben sich losringt.

Der Himmel schweigt und strahlt, die Berge blauen und feiern, und der Wald ruht und träumt. Selbst die Glockenblume läßt den klangfrohen Klöppel sinken. In seligen Schauern vermählt sich der Rosenduft dem Lichte, und die Ähren neigen die Häupter.

Wie Erlösung von Glückeslast geht es über die Welt, da sich im Westen des Abends Tor auftut. Lohend in roter Glut flammen Meer und Land; Gott Vater segnet seiner Hände Werk wie am ersten Tage.

Über die Berge kommt die Nacht. Da recken sich die Violen, die Rosen recken sich, und Glockenblumen fangen an zu läuten. Auf den Türmen erwacht des frommen Erzes Stimme, das Herz fühlt das große Beten und weiß sich eines mit Himmel und Erde, Gott Vater und Bruder Mensch.

Ganz, ganz fern her kommen wundersame Stimmen. Stimmen, wie sie die Erde nie gebar. Stimmen der Nacht. Der Unendlichkeit Harmonien branden verhallend an der Berge Leiber. Die Seele fühlt die Abgrundtiefe der göttlichen Majestät und versinkt darin, sich freudig dahingebend, wie der Tropfen versinkt im Meere.

Zeitlos ist des Meeres Donnergang, und zeitlos ist Werden und Vergehen. Zeitlos ist die Liebe, und zeitlos ist das Leben. In der Erde Nacht schafft es und zeugt den Kristall, gebiert des Goldes Glanz und nährt des Waldes durstige Kinder. Und über das Land schweift es, läßt Menschenherzen den ersten Schlag tun und löscht müder Augen Licht. Alles ist eins, und die Sommernacht kündet es, die Sommernacht, da die Lilien beten und Kinder die Hände falten.

Eines nur! Und alles geboren zu Glück und Erfüllung. —

Die Welt versinkt in Nacht. In den Häusern aber tun sich die Lichtaugen auf, und auf des Lichtes Strahlenspeeren kommen Frieden und Schmerz, Ruhe und Unrast und Lust und Leid.

Um tausend fromme Herdfeuer eint sich die sorgende Liebe, aber tausend weiß ich, da der Unfriede die heilige Glut verlöschen macht, und tausend, da des Herdes Flammen sind wie gierige, rote, nimmersatte Unglücksaugen.

Warum doch muß der Menschen Geschlecht der Erde heiligen Frieden zerreißen? Ewiger, tropfen aus deiner Hand beide, Liebe und Haß?

Der du des Himmels Dom gegründet und deiner Wächter Schar an sein Gewölbe setztest, der du dem Meere seine Grenzen wiesest und deinen Winden freie Bahn gabst, der du ins Menschenherz das tiefe Sehnen senktest und es vermähltest deinem Geiste, du, den der Sonne Antlitz kündet, den der Erde Herrlichkeiten preisen, dem Sphärenklang gleich ist wie Kinderbeten, Ewiger, gieße alle deine Liebe restlos aus in dieser Sommernacht. Und wenn deine Schale voll ist bis an den Rand, gieße sie aus bis auf die letzte Neige, laß keinen Rest darin, gieße sie aus über die feiernde Welt, daß die Menschen, wenn der Sonne Licht über die Berge bricht, sich in die Augen sehen, fremd und fromm und selig: Bruder, Menschenbruder!

Der du tausend Wunder schufest, schaff dies eine noch in dieser Sommernacht und — — — du hast eine neue Welt geboren.

Aphorismen. Von Hans Reiter.

Ein edler Mensch regt sich nur über eigene Undankbarkeit auf.

Die Reue über eine schlechte Tat ist nie ganz echt; dagegen werden die meisten guten Taten aufrichtig bereut.

Je gründlicher man die Männer kennenlernt, desto mehr liebt, bewundert, verehrt und bedauert man die Frauen.

Wen seine Freunde in der Not verlassen, der hat es verdient.

Jede Frau ist mit heißem Bemühen bestrebt, ihrem Manne den Himmel auf Erden zu bereiten — aber nach ihrem, nicht nach seinem Geschmack.



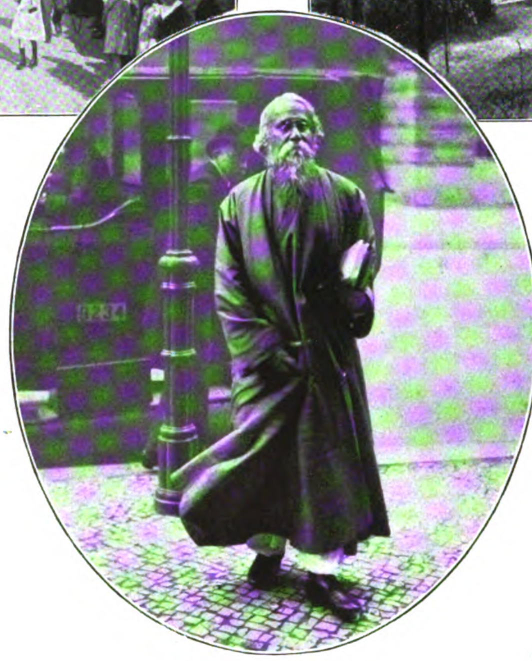
Eine Stätte großer Erinnerungen: Im Park von Sanssouci in Potsdam. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.



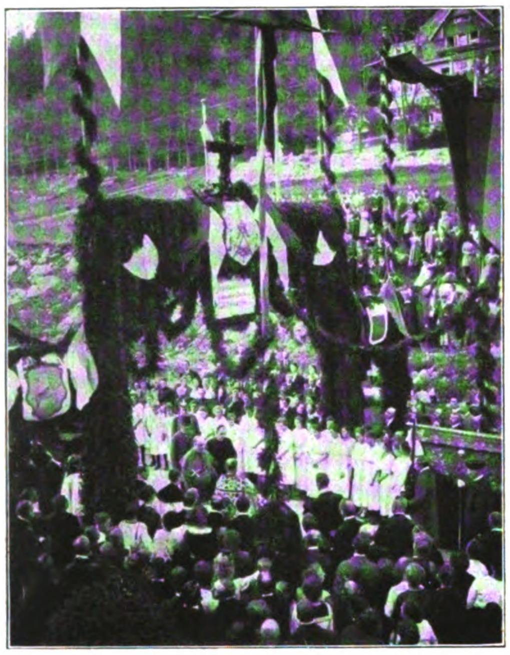
Vom Deutschen Bauerntag in Rendsburg (Schleswig): Alte Trachten im Festzuge.



Das durch Feuer zum großen Teil zerstörte, der Familie v. Einsiedel gehörige Schloß Scharfenstein im Zschopautale (Erzgebirge). (Phot. Johs. Mühler, Leipzig.)



Rabindranath Tagore,
der berühmte indische Dichter, während seines Aufenthalts in Berlin.





Links: Empfang des neuen Erzbischofs Dr. Fritz (×) aus Freiburg i. B. in dem bekannten Schwarzwaldkurort St. Blasien am 18. Mai. (Phot. Schlochauer, St. Blasien.)

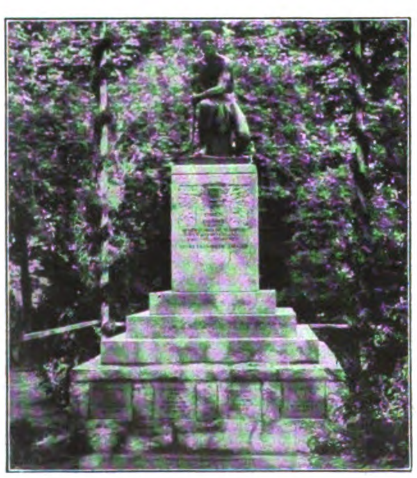
Rechts: Von der Feier des 75. Geburtstags des großen ungarischen Staatsmannes Grafen Albert Apponyi (×) in Budapest: Nach dem Festgottesdienst im St. Stefansdom. (Phot. Kaulich, Budapest.)



Ein Beweis für die von den Franzosen in Abrede gestellte Verwendung schwarzer Truppen im besetzten Gebiet: Soldaten des Régiments infanterie Malgaches No. 1 (Madegassen) vor ihrem Quartier in Ludwigshafen a. Rh., aufgenommen am 19. April 1921.



Die Enthüllung eines Denkmals für die Marinegefallenen auf dem Kirchberge bei Landeshut im Riesengebirge am Gedenktage der Skagerrakschlacht (31. Mai). Das Denkmal ist ein Werk des jüngst verstorbenen Landeshuter Bildhauers Gotthard Beier.



Von der Hundertjahrfeier des Jäger-Bataillons 14 in Schwerin: Das zur Enthüllung gelangte Denkmal für die im Weltkrieg gefallenen Mecklenburger Jäger, ein Werk von Prof. E. Müller, Charlottenburg.

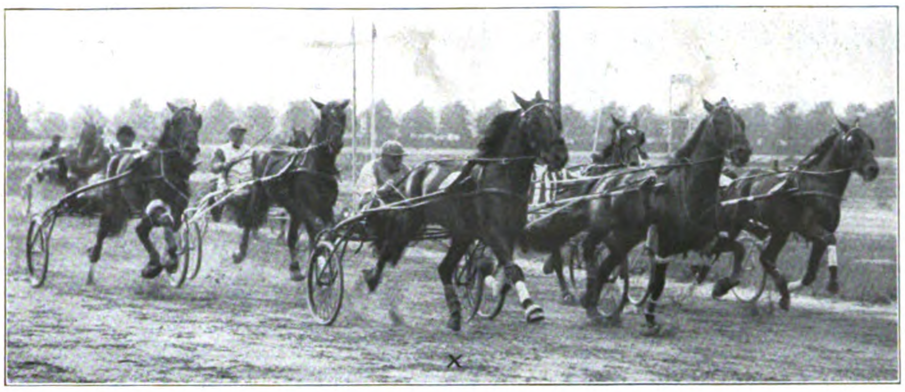


Die Schaffung der zur Zeit einzigen Nachtverbindung zwischen Deutschland und Dänemark: Die erste Abfahrt des Dampfers „Prinz Sigismund" von Kiel nach Korsör am 1. Juni. Die Schiffsverbindung zwischen Kiel und Korsör ist damit nach siebenjähriger Pause wiederaufgenommen, zunächst allerdings nur für die Nacht. (Phot. A. Klein, Kiel.)



Das am 29. Mai auf dem Landgrafenberg bei Jena enthüllte Denkmal für die im Weltkriege gefallenen Blinker. Jena ist die Wiege der deutschen Blinkertruppe.





Vom Deutschen Traber-Derby 1921 zu Berlin-Ruhleben am 29. Mai: Die Siegerin, Stall Bahrenfelds 3j. schw. St. Graphit (×), zieht zu Beginn der letzten Runde in Front, rechts neben ihr die dritte des Rennens, Pupille, dann Angriff, hinter der Siegerin der heiße Favorit Frundsberg, links daneben Feuerwehr.







Vom Staffellauf Potsdam—Berlin: Der Verein für Leibesübung siegt mit seiner Damen-Mannschaft.



Links oben: Brauner gezackter Schwimmanzug mit originellen Ärmeln. Festgebundene Haube mit Kinnband. Modell: D. Rosenfeld. (Phot. Franz Löwy, Wien.) Links unten: Dunkelblaues Shantungkleid, gestickt, mit verkürztem Rohseidentablier. Dazu beige Spitzenglocke mit lila Orchideen, seitlich garniert. Kleid: Carl Decker. Hut: Blanche. (Phot. Franz Löwy, Wien.) Rechts oben: Badecape zur Strandpromenade. Modell: D. Rosenfeld. (Phot. Franz Löwy, Wien.) Rechts unten: Korallenfarbenes Crêpe de Chine-Abendkleid mit Goldspitzenrock und einseitiger Verlängerung durch Schärpenteil. Modell: Carl Decker. (Phot. Franz Löwy, Wien.)



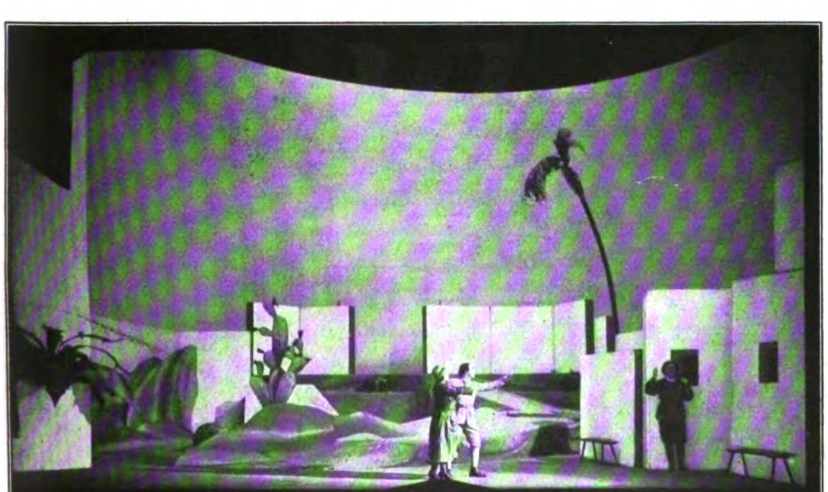
Opfer der Morphiumsucht: Der berühmte Schauspieler Harry Walden mit seiner Frau, die sich und ihrem Manne mit einem Rasiermesser die Pulsadern geöffnet hat.



Szene aus dem Legendenspiel „St. Jakobsfahrt" von Dietzenschmidt nach der Erstaufführung im Neuen Volkstheater zu Berlin: Die Aussätzigen im II. Akt, in der Mitte Gustav v. Wangenheim in der Hauptrolle. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Schillers „Fiesco" in den Münchener Kammerspielen (Inszenierung: Otto Falckenberg): Letzter Auftritt. Links: Fiesco (Erwin Faber), rechts: Verrina (Max Schreck). (Phot. H. Holdt, München.)



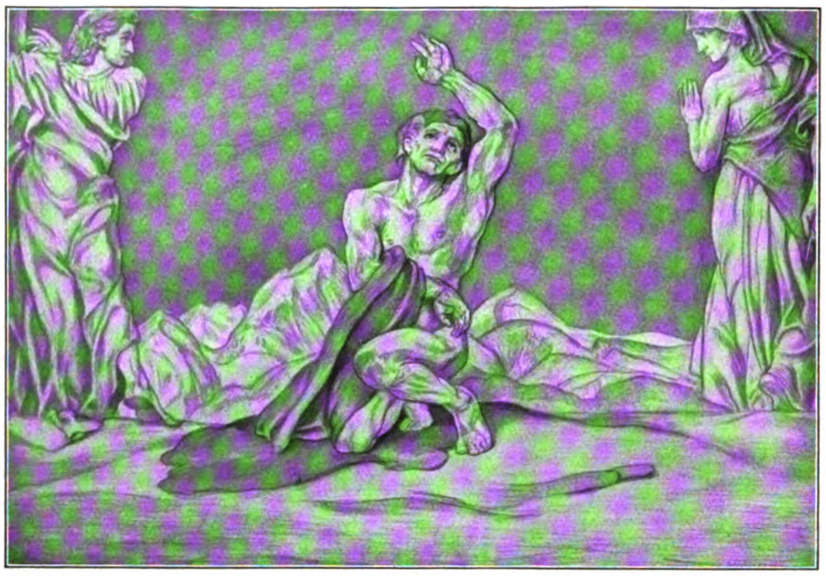
Schlußszene aus Eugen d'Alberts neuer Oper „Scirocco" in der Uraufführung des Hessischen Landestheaters zu Darmstadt (Regie: Gustav Hartung, Bühnenbilder: Th. C. Pilartz). Hierzu die Würdigung auf S. 500. (Phot. Hermann Collmann, Darmstadt.)

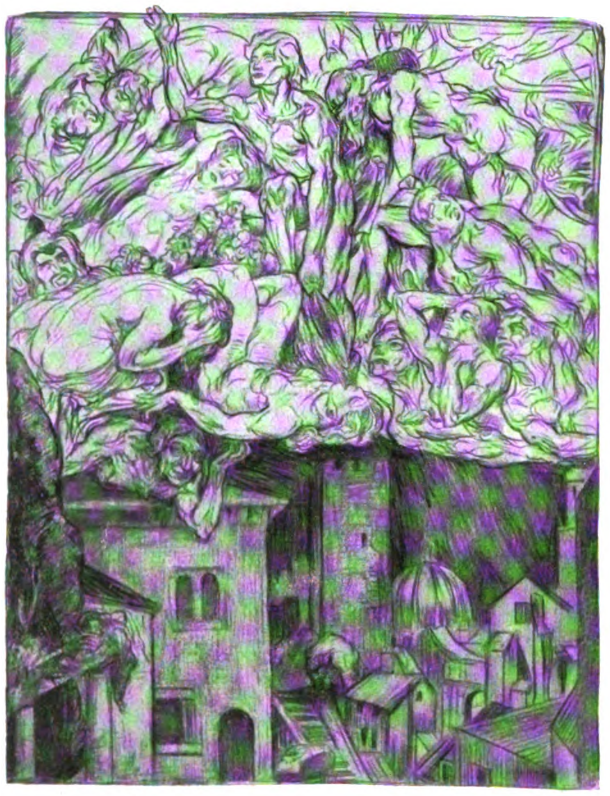


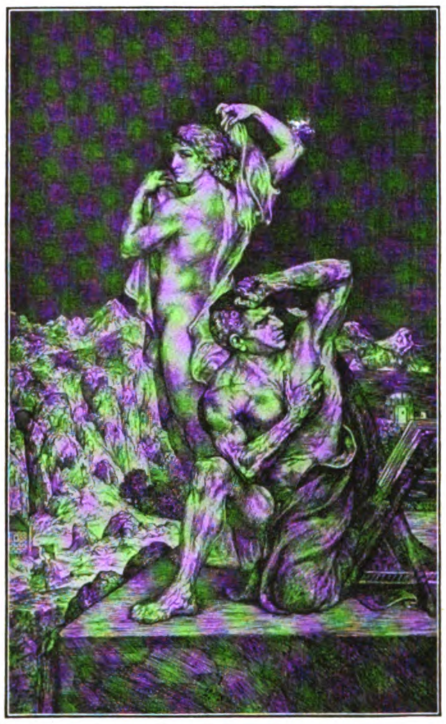
Von der Uraufführung von Kasimir Edschmids „Kean" im Hessischen Landestheater zu Darmstadt (Inszenierung: Gustav Hartung, Kostüme: Erna Pinner, Bühnenbilder: Th. C. Pilartz): Erster Akt. Diele bei Koefeld. (Phot. R. u. C. Heß, Frankfurt a. M.)

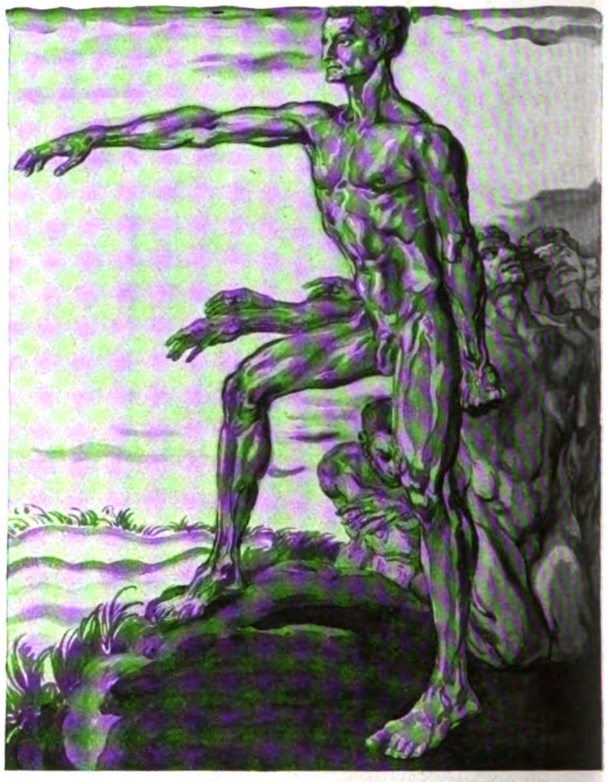
Arthur Michaelis. / Von Dr. Egbert Delpy.

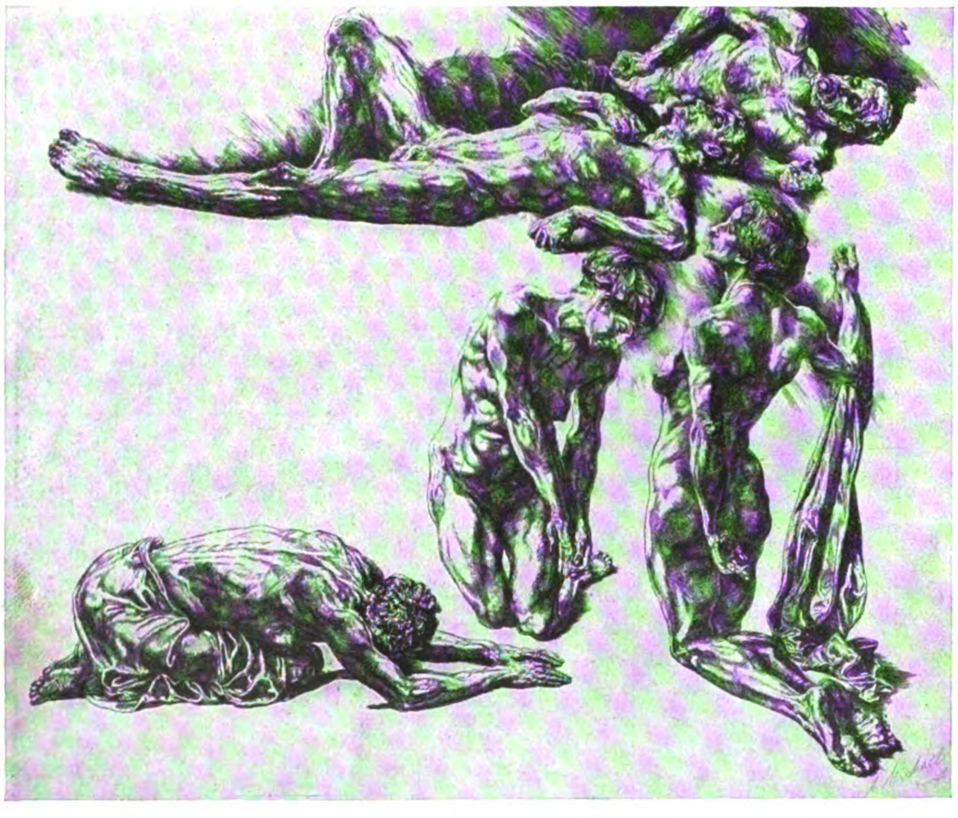
Wer in Leipzig im letzten Jahrzehnt die Sonderausstellungen des Leipziger Künstlervereins besuchte, der hat sich mit einer Erscheinung auseinandersetzen müssen, die seltsam fremd und wunderlich, ein versprengter Gast aus anderen Reichen, in der Schar der Vereinsgenossen stand. Da war ein Zeichner und Maler, ein Grübler und Phantast, ein Beschwörer von krausen Visionen, ein Verächter hergebrachter Regeln und Formen, ein von Träumen verfolgter, von Gedanken beschwerter Sonderling, vor dessen chaotischen Erfindungen mancher Fuß stockte, manches Auge scheute, mancher Kopf ratlos ward und starr zurück sich bog ... Arthur Michaelis. Er war das Enfant terrible dieser Ausstellungen. Seine Kollegen selbst schüttelten den Kopf über ihn. Ein Fremdkörper. Ein Außenseiter. Ein Zügelloser, ohne akademisch-konziliante Umgangsformen. Was wollte der hier? - Und doch ließ sich nicht bestreiten, daß von seinen Werken Wirkungen ausgingen, denen sich weder Künstler noch Publikum zu entziehen vermochten. Ein Phantasie-Vagabund, vielleicht gar ein Revolutionär, quirlte und peitschte Dinge durcheinander, die in manchem doch merkwürdig an vertraute, große und kleine Formen und Vorbilder erinnerten. Da tauchten Galerie- und Italien-Reminiszenzen auf, der große Michelangelo und der spukhafte Breughel schienen sich die Hand zu reichen, die Antike reckte sich mit monumentaler Geste empor und ward jäh übergrinst von naturalistischem Alltag. Götter, Helden und Fratzen wirbelten durcheinander. Hexen, Dryaden und apokalyptische Reiter kreisten in schäumendem Chaos. Gliedermassen zuckten, verkrampften und lösten sich. In ausgestreckten Armen verglühte die Sehnsucht erhobener Köpfe, die letzten Adel und letzte Tierheit in barockem Wechsel herrisch und dumpf zum Licht hinaufreckten.

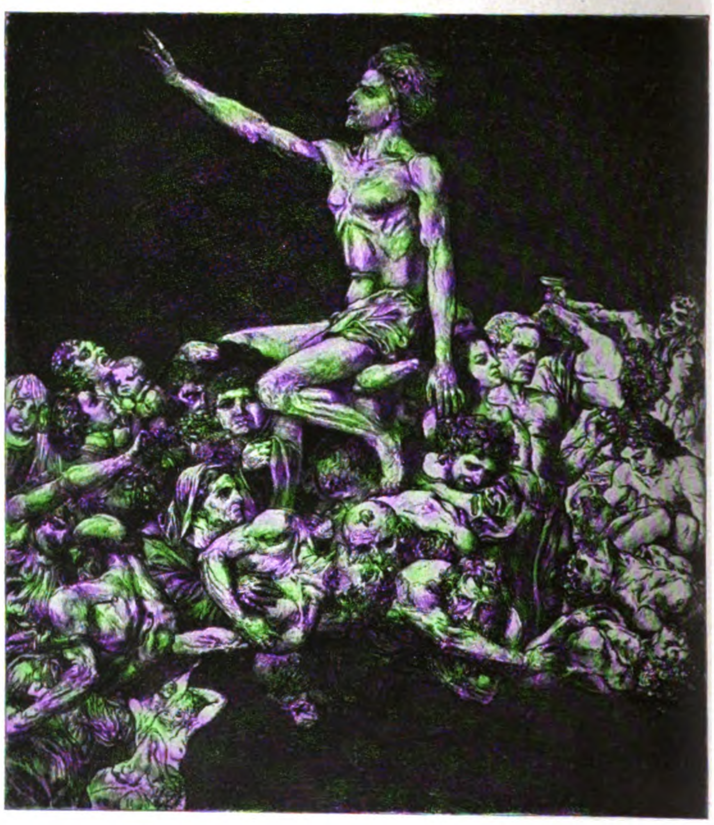

Der Sterbende. Bleistiftzeichnung.


Träume. Rötelzeichnung.

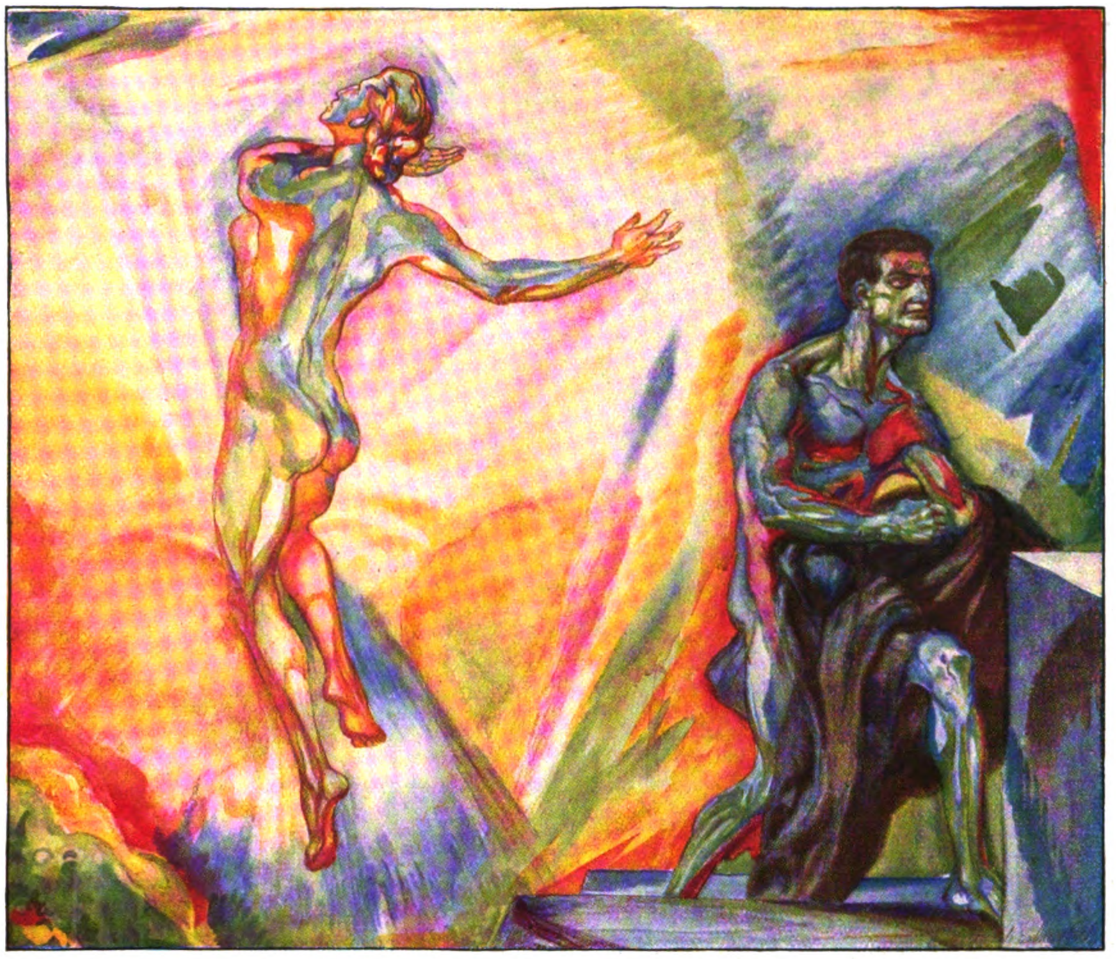

An den Grenzen. Steinzeichnung.


Der Frieden. Aquarell.


Klagende Frauen. Steinzeichnung.


Frage an das Universum. Radierung.

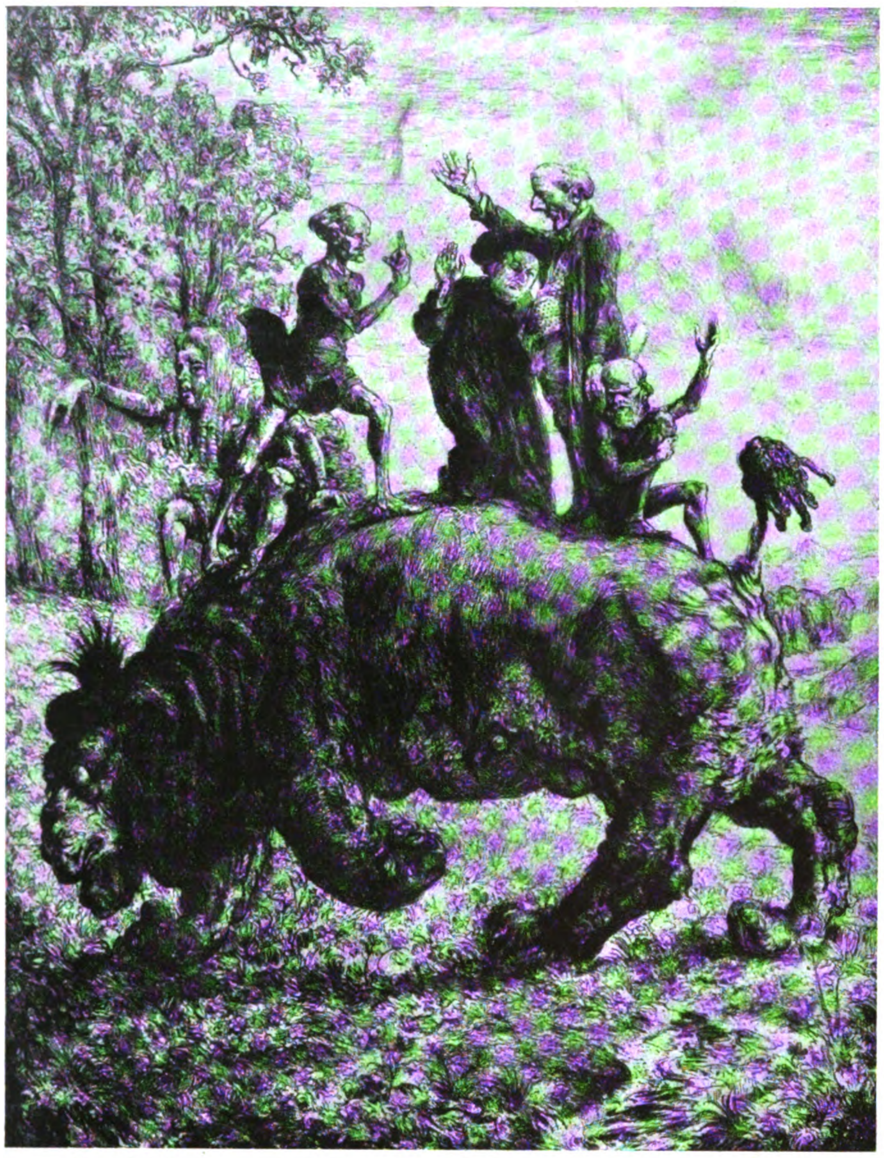
Heiliger Raum.



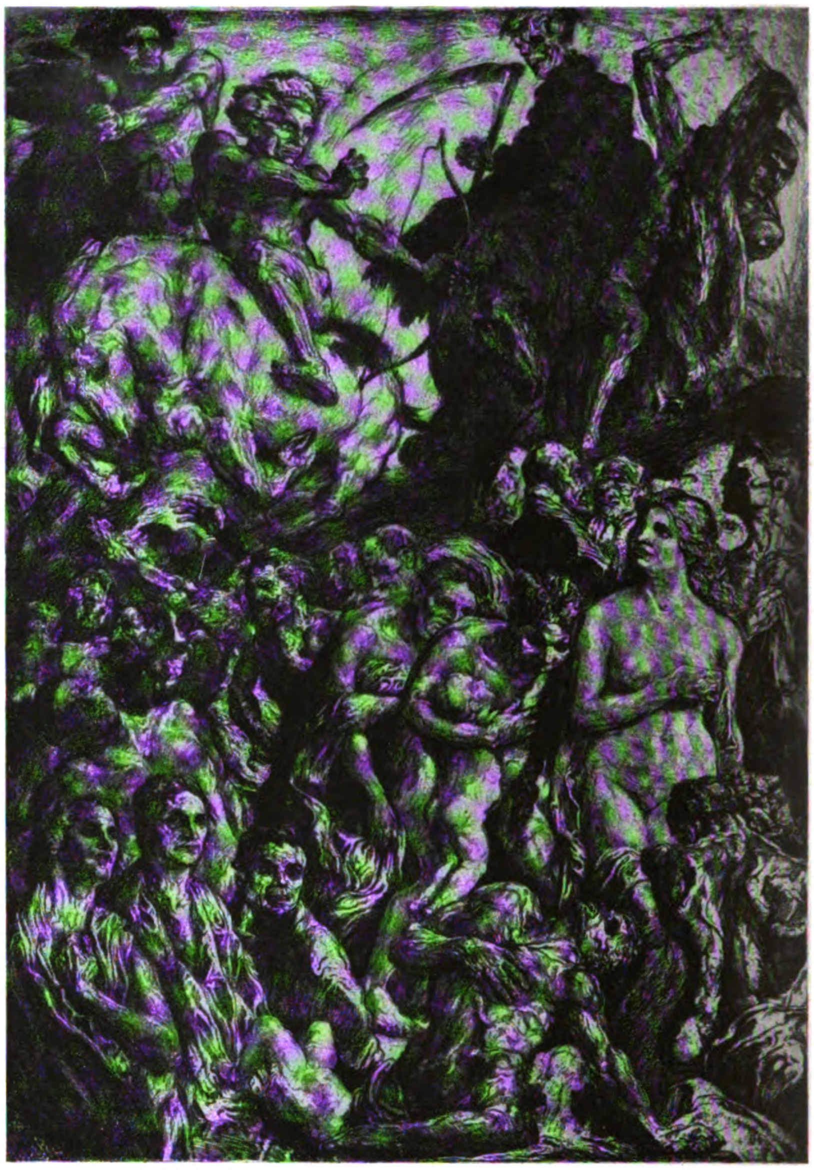
Aquarell von Arthur Michaelis.



Die Mächte. Ölgemälde von Arthur Michaelis.

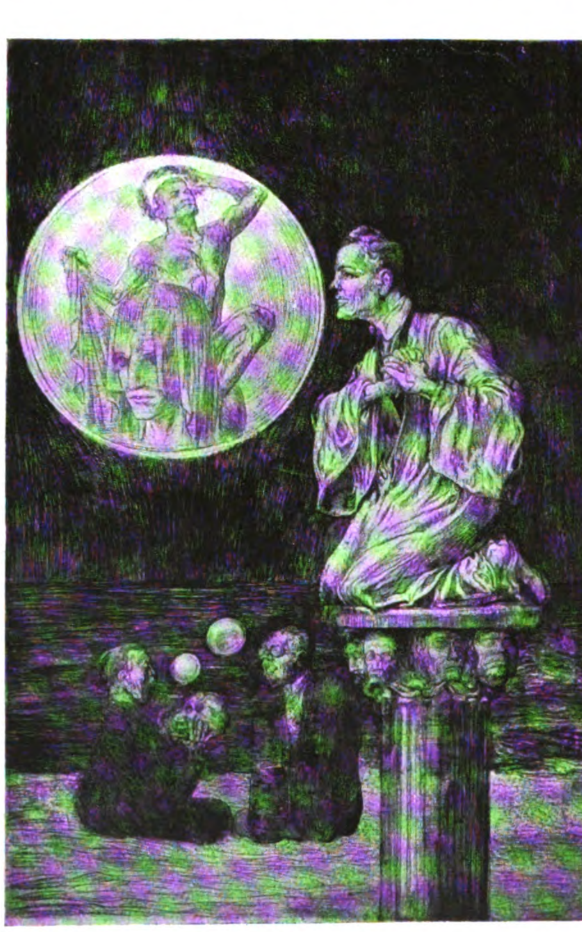


Professorengezänk. Radierung.



Die apokalyptischen Reiter. Radierung.

Man sah Bruchstücke vertrauter Welten und ward doch erschreckt durch die explosive Gewalt, mit welcher sie durcheinandergewirbelt und neu zusammengefügt wurden. — Wer sich indes durch die mancherlei Maßlosigkeiten nicht beirren ließ und genauer und geduldiger sich in die Seltsamkeiten dieser Welt vertiefte, der erkannte, daß man es hier mit einer schöpferischen Persönlichkeit zu tun hatte, die, wie Dürer es ausdrückt, „innerlich voller Figur" war, die aber das Gesetz für ihr eigenes Schaffen noch nicht gefunden hatte. Ein Künstler offenbarte sich, der bedrängt ward von seinen inneren Gesichten, der fast erstickte an der wirren Fülle der ihm unaufhörlich zuströmenden Phantasien, der ihrer durchaus noch nicht Herr zu werden vermochte, der mit ihrem Zuviel, ihrem Übermaß rang, der aus kühner Sicherheit jäh noch in unbeholfenes Tasten taumelte. Aber schließlich bei alledem doch eine künstlerische Potenz, geistig wie formal, die unter ungewöhnlich starkem, kategorischem Zwang sich ihren Weg durch allerhand hemmendes Gestrüpp zur monumentalen Figurenkomposition bahnte.



Selbstherrlichkeit. Radierung.

Es hat sich im Laufe der Jahre gezeigt, daß man nicht umsonst Hoffnungen auf die Entwicklung dieses Visionärs gebaut hat. Michaelis hat allmählich gelernt, seine Welt zu vereinfachen, zu harmonisieren, das Abstruse seiner Visionen durch den heroischen Rhythmus zu überwinden. Michelangelo ist immer deutlicher sein Schutzpatron geworden. Er zeichnet heute nackte Leiber von wahrhaft monumentalem Umriß. Das neue Kunstideal des Expressionismus hat dem sein Lebtag neben den Natürlichkeitsidealen seiner Zeit herlebenden, von anderen Form- und Ausdrucksmöglichkeiten träumenden Künstler drückende innere Ketten abgenommen und ihm Tore geöffnet, durch die sein Wesen ungestüm in neue Bahnen schreitet. Ausdruckskünstler hat er ja immer sein wollen. Heißestes inneres Leben an die Oberfläche des Menschenkörpers zu treiben, dort alle Leidenschaften, Laster und Entzückungen sichtbar zu machen, war schon stets inbrünstig erstrebtes Ziel. Er verfolgte es mit echt deutschem Hang zum Übermaß. Heute hat er vom Expressionismus — Selbstbeschränkung gelernt. Jetzt genügen ihm zwei bis drei Körper, um alle Ekstasen in sie hineinzugießen. Dafür vertraut er der Farbe einstweilen mehr von seinem Fühlen an als der Linie. Stark und herrisch kreist und leuchtet sie in manchen seiner neuesten Schöpfungen als etwas Selbständiges, das aus sich selbst heraus ein Träger von Gefühlen, von heißberedtem seelischen Ausdruck sein will. In diesen Bildern segelt Michaelis stark im expressionistischen Fahrwasser. Indes — Expressionist im Modesinne ist er nicht und kann er nicht sein. Davor schützt ihn Michelangelo und auch Dürer, den er mit heißem Mühen studierte. Davor schützt ihn der echt germanische Hang zum Fabulieren, der Sinnliches mit Gedankenhaftem in monumentalem Linienspiel zu verbinden strebt.

Völlig zur Harmonie eines eigenen Stils ist Michaelis noch nicht durchgedrungen. Es gärt und rumort immer noch genug in ihm, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn es ihn nach geübter Mäßigung immer wieder mitten in den tollen Wirbel der Gesichter, Leiber, Erscheinungen hineinreißt, in dessen Gebrodel sich Großes mit Kleinem, Akademisches mit Revolutionärem, Göttliches mit Tierischem vermischt. Aber mit seinen Widersprüchen, seinen Ungelöstheiten bleibt dieser Leipziger eine Erscheinung, die man nicht vergißt, wenn man ihr einmal begegnete. Chaotisch wie unsere Zeit, schleudert er Rätsel und Wunder heraus, geht, von Kleinem beschwert, keuchend seinen Weg zum Großen. Weil er keiner Partei angehört, hat er es besonders schwer, sich durchzusetzen. Um so mehr ist es Pflicht unparteiisch wertender Kritik, dem Einsamen, ernst und heiß Ringenden, grüßend die Hand hinzustrecken!

Die Vögel des Kreuzes.

Eine dänische Legende.

An dem furchtbaren Tage, da Jesus im Todeskampfe am Kreuze hing, flogen drei Vögel westwärts über den unseligen Hügel von Golgatha.

Zuerst kam der Kiebitz. Als dieser das Kreuz sah und ihn, der daran hing, umflog er es mit dem Rufe: „Martert ihn! Martert ihn!"

Deshalb kann der Kiebitz nie und nimmer ruhen. Rastlos muß er herumflattern, und sein Rufen ist ein Wehklagen.

Als zweiter Vogel flog der Storch heran. Und bekümmert über die üble Tat, die da geschehen war, rief er mitleidvoll: „Stärkt ihn! Stärkt ihn!"

Deshalb ist der Storch gesegnet und überall willkommen, und die Menschen sehen ihn gern auf ihren Häusern, ja, sie wähnen, nun wären die Häuser vor jeglichem Schaden bewahrt.

Zuletzt kam die Schwalbe. Und als sie sah, was geschehen war, rief sie in schnellem Helferwillen: „Erfrischt ihn! Kühlt ihn!"

Und so ist denn die Schwalbe geliebt von den Menschen, und sie baut ihr Nest unter das Dach der Menschenwohnungen. Niemand stellt ihr nach — weder im Palast noch in der Hütte.

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(8 Fortsetzung.)

Die Krankheit des alten Freundes war augenscheinlich schlimmer, als Bullock selbst zugestehen wollte. Karr dachte an Kalmus und dessen schnelles Scheiden. Das bestimmte ihn, zum Bahnhof zu gehen, um sich dort zu erkundigen, ob und wann er nach Wietau reisen dürfte. Er wies den Brief vor, bekam aber des hoffnungsvollen Schlusses wegen die Erlaubnis nicht und schlenderte nun in Gedanken an Bullock die Gartenstraße zurück. Als er vor einem Wagen eilig die Straße überquerte, rannte er eine Dame an. Er zog entschuldigend den Hut. Da stutzte er. Das war ja Vera Meiring! Sie war übermodisch gekleidet. Verlegen glitt ihr Blick zur Seite; die Begegnung mit dem ehemaligen Lehrer war nicht angenehm. Karr erinnerte sich der Erzählung ihrer Schulfreundin. Ein elektrischer Schlag zuckte in ihm. Seine Pflicht als Erzieher, die Teilnahme am Geschick seiner besten Schülerin drängten ihn an ihre Seite.

„Fräulein Meiring?"

„Die Vera Meiring ist tot. Lassen Sie ihre Überreste in Frieden."

„Vera Meiring. Ich war Ihr Lehrer."

„Ebendeshalb. Es stünde Ihnen schlecht, sich mit mir abzugeben und noch dazu hier auf der Straße."

„Ich werde Sie nicht loslassen; hier steht Höheres auf dem Spiele."

Sie zögerte. Dann schöpfte sie tief Atem und sagte:

„Dann kommen Sie in meine Wohnung. Sie können mir ja unauffällig folgen", setzte sie bitter hinzu. „Eine Droschke ist nicht zu sehen."

Er blieb an ihrer Seite. Stumm gingen sie nebeneinander her. An einer Ecke trafen sie eine offene Droschke, die knapp vor ihren Füßen vorüberrollte. Ein Herr saß darin; derselbe, in dessen Begleitung sie in der Jahrhunderthalle war.

Er ließ den Kutscher halten.

„Willst du nicht einsteigen, Vera?" fragte er.

„Ich habe einen — Bekannten getroffen", antwortete sie und suchte weiterzukommen. Freund, hatte sie sagen wollen, das Wort wollte ihr nicht über die Zunge.

Jetzt erst bemerkte der Fahrgast Karr und faßte ihn scharf ins Auge.

„Du weißt," sagte er drohend, „Seitensprünge erlaube ich dir nicht. Also wähle."

Der scharfe Ton reizte ihren Widerspruch.

„Ich habe bereits gewählt", gab sie zurück.

„Dann viel Glück, du —"

Ein gemeines Schimpfwort — die Droschke fuhr weiter.

Hinter der Litfaßsäule stand eine mit großen, angstvollen Augen und starrte auf Karr und seine Begleiterin und hörte das schmutzige Wort. Ihre Knie zitterten; denn eben war ein Heiliges in ihr zertrümmert worden, und die Scherben schnitten ins Herz.

Lege Trauer an, Ursula von Grame, wie sie viele deiner Schwestern tragen. Lege doppelte Trauer an, Ursula. Deine Liebe ist nicht auf dem Felde der Ehre gefallen. Sie erstickte im Straßenstaub. Das war das Unfaßbare. Das war das Entsetzen, für das es keine Tränen gibt. Das war das Grauen.

Eine andere ging an Karrs Seite mit zusammengepreßten Lippen und glühenden Augen. Peitschenhiebe des Schicksals war sie gewöhnt. Hier war ihr öffentliche Auspeitschung widerfahren und von einem, dem sie glaubte, etwas gewesen zu sein. Was war sie? Eine — Ob er es gehört hatte? Er stand ganz nahe, er mußte jedes Wort verstanden haben und blieb doch an ihrer Seite, wandte sich nicht in Ekel ab? Wie hatte sie geschwärmt für ihn. Ein Lächeln zuckte über ihr Gesicht, als sie der ersten Briefe gedachte, die sie ihm ins Feld geschrieben. Damals lebte auch der Vater noch. Gut, daß der das Wort nicht mehr vernommen hatte. Es hätte ihm die Ruhe im Grabe geraubt. Dann war sie Schwester geworden! Wie schwer, wie grausam schwer war der Beruf gewesen. Er hatte ihr viel genommen. Die Männer hatten sich an sie gedrängt; ihre Herbheit war kaum imstande, sie fernzuhalten. Junge und Alte, Ledige und Verheiratete gierten sie an. Wenige hielten sich in der Zucht.

Da war ein lustiger Vogel ins Lazarett gekommen, ein Musiker, mit guter Zunge und gutem Herzen. Der brachte Leben in den Saal. Mit Lachen wachte er auf; denn es lag ihm bereits ein Scherz auf den Lippen, an dem er selber seine Freude hatte. Wenn einer in den Operationssaal gefahren wurde, kriegte er ein gutes Wort mit, das ihm über den schweren Augenblick hinweghalf. Die Frischgenähten mochten sich in acht nehmen, daß ihnen beim Lachen nicht etwas riß. Das grämlichste Gesicht hellte sich vor dieser Sonne auf. Auch das ihre.

Dann kam eine Zeit, wo er stiller wurde. Versonnen lag er in seiner Ecke und hörte kaum auf die Neckereien der Kameraden. Aber in einer Nacht, als sie leise zwischen den Lagerstätten ging, hatte er sie zu sich gebeten und hatte ihr süße Worte ins Ohr geflüstert, und am andern Tage war der Vogel wieder so übermütig wie früher und sang und scherzte, als sei ihm etwas besonders Schönes widerfahren.

Aber dann kam das Häßliche, Widerwärtige. Es lief ein Zettel herum von Bett zu Bett, es wurde getuschelt; versteckte Andeutungen trieben ihr das Blut ins Gesicht. Einer stimmte ein Lied an von einem Mädel, das ihn nächtlich geküßt, und das Lied war von ihm, von ihm! Wie gern hätte sie es allein gehört! Bald war es in aller Munde, und jeder betrachtete sie anzüglich, wenn es gesungen wurde. Es gab einen Auftritt mit der Oberin. Dann fand sie sich auf der Straße. Einer, den sie früher gepflegt hatte, hob sie auf und sorgte für sie — bis heute.

Wäre der neben ihr zur Stelle gewesen, es würde alles anders gekommen sein. Die Vergangenheit kann er auch nicht töten. Das grausige Wort war nicht mehr umzubringen.

„Gehen Sie fort", sagte sie an der Haustür. „Was wollen Sie noch?"

„Ich will Ihnen helfen", entgegnete er ernst.

„Das wird unmöglich sein."

Sie lachte scharf auf und schritt voran.

Darauf saßen sie in dem dämmerigen Zimmer einander gegenüber, und sie erzählte. Er hatte ihre beiden Hände in den seinen und redete freundlich dazwischen, wenn es schlecht weiterging. Sie war das kleine Schulmädel, das sich das bedrückte Herz abräumte. Wenn eine ganz schwere Stelle kam, da half er ihr weiter — wie in früheren Tagen.

Ihr war schon während der Beichte freier geworden. Zum erstenmal durfte sie reden und zu einem, bei dem sie sich vor männlicher Eigensucht sicher wußte. Als sie fertig war, hätte sie am liebsten den Kopf an seine Brust gelegt, wie einst beim Vater. Aber das ging nicht an.

Dann sprach er zu ihr von ihrem Vater, an dem sie mit Liebe gehangen — die Mutter war ihr früh gestorben — von ihrer Kinderzeit, die schon als Erinnerung ein Schatz sei. Alle guten Geister sind da in dem Menschen tätig, um ihn für die folgende Kampfzeit zu stärken. Vergangenheit und Zukunft sind noch unbekannte Gebiete; nur die Gegenwart lebt. Sobald aber das Geschlechtsleben erwacht, tauchen unheimliche Gewalten im Innern auf. Alle üblen Geister der Vergangenheit, die Wildheit unbekannter Vorfahren sind am Werke, ihren Einfluß auf den letzten Sproß ihres Geschlechtes geltend zu machen. Dann heißt es, die Füße fest in die Gegenwart stemmen und sich nicht von Vergangenem umwerfen lassen. Es gilt, einen Freiheitskampf für unser Selbst auszufechten und für die nach uns. Dafür gibt es zwei Mittel: Anhaltende Arbeit ist das eine; Arbeit bis zur Erschöpfung für sich und an sich und für andere; und eine reine Liebe das andere. Das eine wollte er ihr geben; das andere könnte sie immer noch finden.

Vera Meiring nahm alles gläubig hin. Dann schrieb er bei ihr einen Brief an Bullock.

„Ich schicke Dir eine Pflegerin, die Dich gesund machen soll. Frage sie nicht und lasse sie nicht durch Fragen quälen. Sie war einst meine Schülerin und soll bei Deiner Pflege seelisch genesen. So werdet Ihr Euch gegenseitig helfen."

Bullock las den Brief nicht; denn als Vera Meiring im Forsthause ankam, lag er in hohem Fieber und phantasierte von Kalmus. Dr. Eck stand am Bett und schaute besorgt auf den Kranken. Eine Minute später war ein junges Ding neben ihm, das sich geschickt anstellte, als hätte es nie etwas anderes geübt.

„Schwester Vera", sagte sie.

„Höchste Zeit", brummte er.

Elftes Kapitel.

Ursula war nach Hause gelangt. Welchen Weg sie gegangen, hätte sie nicht sagen können. Alles versank ihr in der Ungeheuerlichkeit des Erlebnisses wie in einem Maelstrom. In der Mitte des Wirbels schraubte sich ein Weib hoch — ein junges Weib mit frecher Fratze und schamloser Blöße — tauchte nieder in den Schlund mit schmatzendem Glucksen und erhob sich wieder. In sausendem Lauf rasten ihre Gedanken in immer engeren, schwindelerregenden Kreisen um den abschüssigen Trichter. Wie war das möglich? Diese zwangsläufige Frage trug ihr ganzes Denken. Darüber hinaus war glatte, öde Leere.

„Hast du Bekannte getroffen?" fragte Frau von Grame.

„Bekannte? Ja, natürlich", entgegnete sie.

„Herrn Karr etwa?"

„Freilich, jawohl, Herrn Kalmus auch."

Wozu eigentlich die Frage? Er hatte einmal in ihrem Leben gestanden; früher, es mochte lange her sein. Dann war er doch vom Strudel eingesogen worden. Das gräßliche Weib tanzte noch immer darin auf und nieder. Wie war das möglich? Wie war das alles nur möglich?

Nicht fragen! Ja, nicht fragen. Es gibt Antworten, die der Sterbliche nicht ertragen kann. Nicht denken! Ja, nicht denken! Es liegen Abgründe dahinter, aus denen giftgrüne Schwaden aufsteigen, die sich einem auf die Brust legen. Nein, keine Fragen, keine Gedanken. Alles muß still sein. Eine tote Liebe bringt man schweigend zu Grabe. Einsam. Man wirft ihr Blumen nach und einen Segen — jawohl, einen Segen — und geht an die Arbeit.

Ursula hatte viel Arbeit. Außer der Volksküche hatte sie an den Nachmittagen noch die Beaufsichtigung von Schülerinnen übernommen, die in einer warmen Klasse ihre Schularbeiten machten, weil zu Hause die Kohlen fehlten. Sie fand Gefallen daran. Die ungekünstelte Zuneigung der Mädchen tat ihr wohl. Einige größere brachten auch Handarbeiten mit, Geschenke für Weihnachten, an denen sie mit Fleiß und Ausdauer saßen. Da fehlte manchmal zur Fortsetzung ein Stückchen Stoff, ein Ende Wolle oder Seide. Ursula sorgte dafür, und ihre kleine Güte brachte ihr viel treuherzige Dankbarkeit ein. Bald war sie die Vertraute der Freuden und Leiden ihrer Schützlinge.

Sie wurde gewahr, daß auf manchem Kinde Lasten ruhten, die Erwachsene mit Stöhnen getragen hätten. In manchem kleinen Herzen saß ein wackerer Heldenmut, der sich auch durch dauernden Nebel die sonnige Laune nicht nehmen ließ. Das brachte allmählich auch ihre Frohnatur zum Durchbruch. Im Kreise der Kinder vergaß sie ihre Herzeleid, und wo sie es anderwärts spürte, unterdrückte sie es tapfer.

Mitunter nahm sie auch zwei oder drei in ihr Heim mit. Frau von Grame machte zuerst Einwendungen. Da sich aber die Gäste gesittet betrugen, redete sie nicht mehr dagegen. Sie brachte es sogar fertig, sich zu ihnen zu setzen und ein kurzes Gespräch zu führen. Es ging wohl etwas steif dabei her, aber trotz der Befangenheit wurde doch eine Notbrücke der Verständigung geschlagen.

Gern hätte Frau von Grame die Mädchen bisweilen zu kleinen Dienstleistungen herangezogen. Das gab Ursula nur zu, soweit die Kinder dabei lernten. Bei der Herstellung leichten Gebäcks oder einer einfachen Torte in der Springform durften sie helfen. Mit welchem Eifer taten sie es! Wer am Sonnabendnachmittag zu Fräulein Ursula geladen war, wurde glühend beneidet.

Als Weihnachten herankam, wurde sie um ihren Rat bestürmt. Manche brachte heimlich ihre geringen Ersparnisse, um den Eltern noch eine besondere Festfreude zu machen. Meist reichten die geringen Mittel nicht aus. Doch konnte Ursula den vertrauenden Kinderaugen nicht widerstehen, und an Weihnachten waren alle Wünsche über Erwarten erfüllt. Freilich war dabei auch ihre Kasse erschöpft worden — sie barg längst nicht mehr solche Summen wie früher — aber sie hatte damit eine reine Freude erkauft und nicht zu teuer, wie sie sich gestand.

Einmal war zwischen ihr und der Mutter die Frage, ob man nicht Herrn Karr zum heiligen Abend einladen solle. Das Blut war Ursula zu Kopfe gestiegen, und ihr Herz hatte heftig geschlagen.

Ihre Antwort war verblümt ablehnend gewesen; die Stimme hatte gebebt wie eine Geigensaite unter dem zitternden Finger. Frau von Grame glaubte genug zu wissen, um neue Pläne zu fassen, denen Ursulas Gefühle nicht mehr im Wege zu stehen schienen.

Ihr Vermögen war stark herabgegangen. Ein Teil war in Kriegsanleihe festgelegt, ein anderer in ausländischen Papieren. Daran war viel verlorengegangen. Sie hatte bisher immer aus dem vollen wirtschaften können. Nie in ihrem Leben hatte sie Einschränkung gekannt. Vor einem Jahre noch durfte sie sich den Reichen zuzählen; jetzt gehörte sie zum Mittelstande. Wer mochte sagen, wie lange noch.

Frau von Grame sprach mit Ursula darüber. Sie schilderte ihr den Ernst der Lage, um sie ihren geheimen Wünschen geneigter zu machen, fand aber nicht volles Verständnis.

Ursula begriff durchaus, daß ihr Vermögen in Zukunft keine Bürgschaft mehr für ein sorgenloses Dasein biete. Sie sah ein, daß ein Ausweg gefunden werden müßte, und erblickte ihn in bezahlter Arbeit. Das war nicht im Sinne der Mutter, für die solcher Broterwerb eine Erniedrigung bedeutete, die sie vor der Gesellschaft nicht verantworten zu können glaubte. Doch widersprach sie Ursulas Plänen nicht, um ihre eigenen nicht zu gefährden.

Eines Nachmittags kam Karr zu Besuch. Er war schon zweimal vergeblich dagewesen und traf auch heute nur Frau von Grame an. Sie empfing ihn liebenswürdig wie immer und war zufrieden, daß sie von Ursulas Sinnesänderung mehr ahnte als wußte. So konnte sie die Unbefangenheit des Verkehrs nach aller Form des Rechts aufrechterhalten.

Natürlich fragte er nach Fräulein Ursula. Er hörte befriedigt von ihrer neuen Beschäftigung; doch fühlte er eine leise Zurückweisung, als gar so stark betont wurde, wie wenig Zeit jetzt Ursula zur Verfügung stände. Er war nicht der Mann, der sich scheute, einer Sache auf den Grund zu gehen, und hatte eben vor, ganz offen zu reden. Da brachte das Mädchen eine Karte, und ein glattrasierter, junger Mann in gewählter Kleidung und Haltung trat ein.

Er küßte der Dame des Hauses die Hand, und sie begrüßte ihn herzlich wie einen guten Bekannten, obgleich es sich herausstellte, daß die Bekanntschaft kaum eine Woche alt war.

Leutnant von Enge hatte ein großes Gut in Posen, war im Begriff, sich in Schlesien anzukaufen, und hoffte, durch Tausch oder sonst eine günstige Gelegenheit zu einem Besitz zu kommen. Frau von Grame nahm starken Anteil daran. Sie selber hatte nicht übel Lust, ein kleines Gut zu kaufen, wenn sie nur einen geeigneten Verwalter gehabt hätte. Als Herr von Enge sie bat, frei über ihn zu verfügen, da schien ein gemeinsames Ziel die beiden zu verbinden.

Karr war bei der Besprechung ziemlich ausgeschaltet. In landwirtschaftlichen Fragen solcher Art mochte er nicht mitraten, obwohl sich die Unterhaltung nur auf der Oberfläche bewegte. Desto größer war seine Teilnahme, als Herr von Enge nach Fräulein Ursula fragte. Er beabsichtigte, sie zu einer Schneeschuhfahrt ins Riesengebirge einzuladen. Frau von Grame hielt es bei Ursulas angestrengter Tätigkeit für wünschenswert, ja für geradezu geboten, daß sie einige Tage ausspanne, und versprach, in diesem Sinne auf ihre Tochter einzuwirken.

Nun ging Karr ein Licht auf. Hier stand sein Spiel schlecht. Doch wollte er es keineswegs aufgeben, bevor er mit Ursula allein gesprochen hatte. Die Gelegenheit dazu suchte er außerhalb des Hauses zu erlangen.

Ursula wußte, daß ein Zusammentreffen mit Karr unvermeidlich war; auch daß er eine Aussprache herbeiführen würde, wenn ihm Hindernisse in den Weg traten. Sie war auf eine Unterredung gefaßt und hielt sich für stark genug, sie zu ertragen, auch ihn abzuweisen, wenn er etwa auf Grund vergangener Stunden an gewisse Rechte erinnern sollte. Das unselige Erlebnis hatte eine dicke Wand aufgerichtet, die jede Verständigung ausschloß. Was konnte er ihr noch bedeuten? Ihre Wege hatten sich getrennt; dagegen half nichts.

Karr hatte bei seinem letzten Besuch die Überzeugung gewonnen, daß Ursula im schlimmsten Falle durch ihre Mutter und die verschlechterte Lage von ihm abgedrängt würde, und daß Herr von Enge alle Anstrengungen mache, ihr näherzutreten. Vorläufig schien er mehr Glück bei der Mutter als bei der Tochter zu haben.

Der Zuneigung Ursulas hielt sich Karr für sicher. Ihre Augen, ihre Worte, ihr Händedruck konnten nicht gelogen haben. Er wollte im Bewußtsein einer starken Liebe Seite an Seite mit ihr den Kampf aufnehmen und war überzeugt, ihn gut durchzufechten.

Als Ursula in Begleitung einiger Mädchen aus dem Schulhause trat, wurde sie von Rolf stürmisch empfangen. Es war ihr lieb, durch ihn über die ersten Augenblicke der Begrüßung hinwegzukommen. Das dumme Herz war doch nicht so leicht zu regieren. Sie bückte sich tief zu dem Dobermann und sprach mit ihm, verabschiedete dann die Mädchen und entging auf diese Weise einem Händedruck.

Karr wußte Bescheid und steuerte geradeaus.

„Sie werden erfahren haben," fing er an, „daß ich vorgestern bei Ihnen zu Besuch war. Dabei erfuhr ich manches, was mich für meine schönsten Hoffnungen fürchten läßt. Darf ich fragen, ob ich Grund hatte, solche Hoffnungen zu hegen?"

„Sie hatten Grund dazu," erwiderte sie leise; „aber er besteht heute nicht mehr."

Er wurde blaß.

„Ich verstehe Sie nicht", fuhr er fort und griff mit der Hand nach der Stirn. „Ich sollte das Glück in den Händen gehabt haben, und es sollte mir entglitten sein?"

Sie schritt stumm neben ihm her.

„Sagen Sie nein, Fräulein Ursula. Es kann nicht wahr sein. So rasch kann sich Ihre Gesinnung nicht ändern."

Sie blieb stumm.

„Dann müssen starke Einflüsse am Werke sein. Vielleicht bin ich imstande, sie zu beseitigen. Wollen Sie mir nicht vertrauen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Das hätte keinen Zweck und würde auch nichts ändern."

„Fräulein Ursula, Ihre Frau Mutter nimmt Anstoß an meiner Stellung, an meiner Herkunft. Ist es das?"

„Das ist es nicht; aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn wir dieses Gespräch abbrächen."

„Fräulein Ursula, es geht um zuviel. Ein Schicksal steht auf des Messers Schneide, und ich kämpfe bis zum äußersten, solange ich noch eine Hoffnung sehe. Aber den Mut zur Wahrheit müssen Sie aufbringen, wenn Sie den zur Verurteilung haben. Ist Ihnen Herr von Enge mehr geworden als ich?"

„Herr Karr!"

Nun war sie stark.

„Sie sollen die Wahrheit hören. Die Gefühle, die Sie mir zuschreiben, sind tot — vergiftet. Vielleicht finden Sie die Mittel hierfür in sich selbst, wenn anders Sie den Mut haben, die Tür ihres Giftschrankes zu öffnen. Nun darf ich wohl bitten, mich allein weitergehen zu lassen."

Er ging. Rolf setzte sich auf den Bürgersteig, sah verwundert Fräulein Ursula nach, wandte den Kopf und blickte hinter Karr her. Dann trottete er mit gesenkter Rute dem Herrn nach. Wunderliches Volk, diese Zweibeiner. Nach ganz einwandfreier Nasenforschung paßten die beiden gut zueinander und schieden, ohne sich nur umzusehen. Ein Hund hätte das nie fertiggekriegt.

Ursula hatte eine kurze Genugtuung gehabt. Einer warb um ihre Liebe, deren er nicht wert war. Mußte sie ihm deshalb Steine ins Gesicht werfen? Ihre Worte waren nicht wieder gutzumachen; das wußte sie. Der Mann ließ sich nicht herbei, ihr nochmals zu begegnen. Dazu war er zu stolz! Zu stolz? Warum hatte er den Stolz nicht immer bewiesen! Oder täuschte sie sich etwa doch? Sie hatte ihn deutlich erkannt, hatte das schlimme Wort gehört, das nur auf seine Begleiterin gemünzt sein konnte. An der Tatsache war nicht zu rütteln, und wenn sein Charakter zehnmal dagegensprach. Es konnte nicht anders sein; jetzt nicht mehr, sie durfte sich nicht getäuscht haben. Die Forderung der Stunde hieß einfach: Zähne zusammenbeißen, vergessen, arbeiten.

Karr sagte sich dasselbe. Er wühlte nicht lange in sich herum mit Wenn und Ob, sondern unterdrückte kräftig alles, was ihn an Ursula hätte erinnern können. Bisweilen kamen ihm ihre bitteren Worte ein, und er geriet in Grübeleien über den rätselhaften Sinn. Doch sah er bald deren Unfruchtbarkeit und Schädlichkeit ein und rüttelte sich auf. Es blieb ihm keine Wahl, wenn er seine Selbstachtung nicht darangeben wollte. Also überwand er die Vergangenheit, suchte die Freude und fand sie im Verkehr mit der Jugend, feierte eine fröhliche Weihnacht mit ihnen und fuhr darauf nach Wietau, um Bullock zu besuchen.

Der Förster war noch ein wenig schwach in den Läufen, aber sonst ganz der alte. Neu war an ihm höchstens die Art, wie er sich zu Schwester Vera stellte.

„Du hast mir wirklich etwas Schönes einbeschert", sagte er, noch ehe sich Karr gesetzt hatte. „Das ist ein Mädel! Schade, daß ich nicht zwanzig Jahre jünger bin. Da wüßte ich schon, was ich zu tun hätte. Sie arbeitet den ganzen Tag und ist nicht müde. Sie greift alles mit Ruhe und Geschick an und fragt nicht. Überall wird sie zur Pflege begehrt, mitten aus ihrer Arbeit heraus, bisweilen in der Nacht; sie klagt nicht. Dem ganzen Dorf ist Schwester Vera ans Herz gewachsen. Dr. Eck verliert seine Grobheit vor ihr, Hannes bedient sie vorn und hinten, und im Dorf recken sich die jungen Leute die Hälse nach ihr aus. Dabei hat sie auch die Weiblichkeit in der Tasche. Vielleicht spürt man, daß an diese stillen Augen niemand herankann."

Karr freute sich des Lobes. Seine Sorge hatte Frucht getragen. Er fühlte wieder einmal, daß es etwas Heiliges um den Erzieherberuf sei, dem nicht leicht etwas Gleichwertiges an die Seite gesetzt werden konnte.

Vera kam vom Gange ins Dorf zurück. Ihre Augen strahlten, als sie Karr erblickte. Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Die beiden unterhielten sich darauf über die Schulzeit; über kleine Streiche und übermütige Tollheiten. Da war ein Glanz in den Augen, ein Eifer in der Rede, wie Bullock bei der ruhigen Schwester nie bemerkt hatte.

„Wenn das nicht Liebe ist," brummte er zufrieden, „dann kann ich keinen Eber von einem Rehbock unterscheiden. Na, wenigstens bleibt sie in der Freundschaft."

Ähnlich dachten auch andere Leute, als sie Karr mit der Schwester durchs Dorf gehen sahen, und es half wenig dagegen, als bekannt wurde, daß Vera Meiring Karrs frühere Schülerin wäre.

Die Fichten hingen noch voller Schnee, aber der schmale Weg darunter war bequem gangbar. Bullock hielt auf gute Straßen im Revier.

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß Sie mich nach Wietau gebracht haben", sagte Vera. „Die Großstadt würde mich elend gemacht haben."

„Jetzt nicht mehr", entgegnete Karr.

„Nein, jetzt nicht mehr", meinte sie versonnen. „Aber Wietau bietet mir alles, was ich brauche: Erfolgreiche Arbeit und eine warme Ofenecke, wo ich mich in stillen Stunden einspinnen kann."

„Vielleicht findet sich noch ein drittes", scherzte Karr.

Sie wurde rot und erwiderte ernst:

„Ein Wetter, das dem Manne die Fensterscheiben einschlägt, zertrümmert der Frau leicht das ganze Haus. Wie sollte ich vor einem Manne bestehen, der meine Vergangenheit kennt! Ich dürfte und möchte ihm nichts verhehlen. Darüber käme keiner hinweg."

„Sie urteilen nach Frauenweise und tun recht daran. Doch würde mancher Mann anders denken. Irrwege der Liebe bleiben kaum einem erspart. Wohl dem, der Leib und Seele gesund aus dem ersten Rausche herausbringt. Er wird milder über Ihre Verfehlungen richten, als Sie annehmen."

„Ja, so reden Sie", rief Vera, und die alte Schwärmerei brach sich Bahn. „Ihre Güte spricht frei, und ich bin glücklich, daß ich einem in die Augen sehen darf, der mich kennt und doch nicht verachtet."

„Lassen Sie doch die alten Geschichten", unterbrach sie Karr. „Sie haben bewiesen, daß Sie der Welt noch wertvolle Dienste leisten können. Also haben Sie auch Anspruch auf Achtung. Ihren Fehler haben Sie mit sich abzumachen; es geht sonst niemand etwas an, da Sie keinem Unrecht damit getan haben als sich selbst."

„Und noch einem", murmelte sie.

In der Försterei fanden sie Dr. Eck vor. Sein zerknittertes Gesicht legte sich in freundliche Falten, als er die Schwester begrüßte. Sie hatte es eilig, in die Küche zu kommen.

„Hör mal, alter Schwede, meinetwegen bist du doch nicht den Berg heraufgeklettert?" fragte Bullock.

„Nee," gestand Dr. Eck, „du bist ja nahezu so eklig und also ebenso gesund wie früher. Mir hat es Schwester Vera angetan."

„Daher die farbenberückende Binde und Weste. Aber das sage ich: Von dir lasse ich sie mir nicht wegschnappen."

„Vergiß nur deine Jahre nicht, du Bullenbeißer."

„Du grünes Gemüse hast ja nur drei weniger. Na, lassen wir den Streit. Wir wollen Kalmus fragen."

„Meinetwegen. Er stand zwar immer mehr auf deiner Seite; aber vielleicht ist er jetzt einsichtiger geworden."

Abends gab es eine Weinbowle, von Dr. Eck gestiftet. Karr hatte eine Photographie von Kalmus vergrößern lassen und stellte das Bild in den bequemen Sessel, wo der Kantor noch vor einem Jahre gesessen hatte. Spickus war auch gekommen, und die Unterhaltung wurde recht lebhaft; denn sie ging um die höchst wichtige Frage, ob alte Junggesellen gut daran täten, zu heiraten.

Dr. Eck wollte erst den Begriff der alten Junggesellen festlegen, in der hinterhältigen Hoffnung, durch seine Beredsamkeit auf die Versammlung einzuwirken, ihn nicht dazuzurechnen. Doch Bullock durchschaute die Absicht und durchkreuzte sie.

„Doktor, du gehörst in einen Topf mit mir, und wenn du dich durch teuflische Künste noch so sehr verjüngst", rief er.

„Was sagt die ehrwürdige Versammlung zu solcher Bosheit?" wandte sich der Arzt mit schmerzlichem Bedauern an die andern, bei denen er auf besseres Verständnis hoffte.

„Junger Mann, alte Frau — Speck;
Alter Mann, junge Frau — Dreck",

urteilte Spickus, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, ob Schwester Vera in Hörweite sei.

„Auch diese Volksweisheit müßte erst begrifflich erläutert werden", verlangte Dr. Eck.

„Du bist ein Wortstecher", knurrte Bullock. „Etwas Schönes ist Dreck nicht. Wenn alte Krauter junge Frauen heiraten, beißen sie bald ins Gras. Das könntest du doch schon wissen."

„Kalmus sagt auch gar nichts dazu", bemerkte der Doktor unzufrieden und sah nach dem Lehnstuhl. Die Lampe warf einen ungewissen Schein auf das Bild. Da zuckte er zusammen; denn es war ihm, als hätte Kalmus spöttisch gelächelt. Auch Bullock hatte es gesehen und machte eine Kopfbewegung, die besagen sollte:

„Du siehst, er ist meiner Meinung."

Dr. Eck bezweifelte die Genauigkeit der Beobachtung und behauptete, Kalmus würde seine Meinung deutlicher zum Ausdruck gebracht haben.

„Das Sprechen fällt ihm vielleicht schwer", sagte Bullock und fuhr in freundschaftlicher Erinnerung über den Kopf des Bildes.

Vera kam herein und brachte Hannes mit, der Silvester mitfeiern sollte. Vorläufig machte er sich noch vor Verlegenheit in einer Ecke zu schaffen. Als er aber erst ein Glas Bowle getrunken hatte, setzte er sich mit vergnügtem Grinsen neben Dr. Eck, der diesen Platz eigentlich für Vera Meiring bestimmt hatte.

(Fortsetzung folgt.)



1. Suhler Kirchentracht.



2. Buschhaube aus Würzbach (Reuß).



3. Konfirmandin aus Klein-Schmalkalden.



4. Heiligenstadt: Sonntagstracht.

Thüringer Volkstrachten.

(Artikel siehe Seite 513.)



5. Frau mit Kirchenmantel und Kopftuch (Rödichen).



6. Sonntagsstaat Kieselbach und Tiefenort.



7. Bauer im Kirchenanzug (Rödichen).



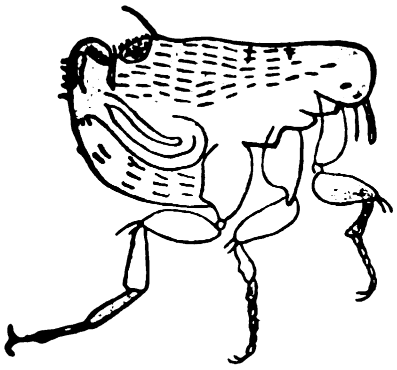
8. Die Ruhlaer Tracht.



9. Thüringer Brauttrachten.

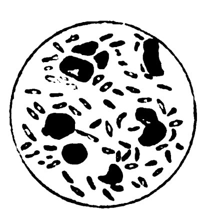
Insekten als Krankheitsüberträger.

Von Prof. Dr. Gräfin v. Linden, Bonn a. Rh.



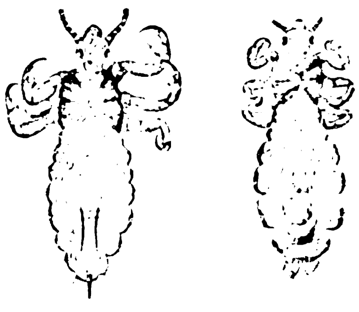
Rattenfloh (Xenopsylla cheopis), hauptsächlicher Verbreiter der Pest von Ratte zu Ratte und zu Mensch. Weibchen. Vergrößert. (Nach Turkhard aus Neumann.)

Man hört alljährlich von Fällen, in denen Menschen infolge eines Insektenstiches nach kurzem Kranksein an Blutvergiftung starben. Es handelt sich dabei nicht, wie man annehmen könnte, um die Giftwirkung einer von der Mücke oder Wespe selbst erzeugten Substanz, sondern um die Übertragung von Krankheitskeimen, die das Insekt vorher auf irgendeine Weise aufgenommen und auf sein Opfer vermittels der Stechborsten oder seines Stachels übertragen hatte. Die Stechborsten, die eine Mücke beim Saugakt in die Haut ihres Wirtes einsenkt, wirken ja wie die feinsten Impfnadeln, und je nachdem an denselben mehr oder weniger vom schädlichen Impfstoff, von bakterienhaltiger Substanz, haftet und in die Wunde eingeführt wird, dementsprechend wird auch die Erkrankung des gestochenen Menschen ernsterer oder weniger ernster Natur. Saß die Mücke z. B. an einem eiterigen Geschwür oder auf Verbandmaterial, das durch Eiter oder Auswurfsstoffe beschmutzt worden ist, so werden mit den infizierten Stechborsten und dem in die Wunde abgeschiedenen Speichel des Insekts die Eitererreger in die Haut und in die Blutbahnen des Wirtes gebracht. Es entsteht an der Einstichstelle eine lokale Entzündung, ein Abszeß; sollte es sich aber um Mikroorganismen handeln, die sich im Blutstrom rasch vermehren und in wenigen Tagen zu einer Überschwemmung des Organismus mit Krankheitskeimen führen, so ist schwere Blutvergiftung und häufig der Tod die Folge. Für die Wirkung eines Insektenstiches ist es natürlich in erster Linie maßgebend, mit welcher Art von Krankheitserregern das Insekt sich infiziert hat, und wie stark der Wirt für die betreffenden Krankheitskeime empfindlich ist. Lebensgefährlich kann z. B. ein Mückenstich werden, wenn die Mücke das Blut eines an Milzbrand oder Rotz erkrankten oder verendeten Tieres gesaugt hat, da bei diesen Infektionskrankheiten auch die Säfte des erkrankten Tieres die Krankheitserreger in größeren Mengen enthalten. Auch der so harmlos erscheinenden Stubenfliege, die nur im Spätsommer und Herbst am Menschen Blut saugt, wird die Übertragung ernster Krankheiten, des Milzbrandes, des Typhus, der Cholera, der Tuberkulose, der Pocken, der Pest und der Eitererkrankungen, zur Last gelegt. Auch Flöhe können durch ihren Biß Krankheitskeime übertragen, wenn sie z. B. in unsauber gehaltenen Krankenstuben und an Kranken die Gelegenheit haben, sich mit den Krankheitserregern zu beladen. Bekannt ist die Rolle des Rattenflohes bei Übertragung der Pest. Einer Pestepidemie beim Menschen pflegt in der Regel ein Rattensterben vorauszugehen. Auf der Ratte lebt eine Flohart, die Xenopsylla cheopis, die auch auf den Menschen übergeht. Da nun der Pestbazillus im peripheren Blut der Ratte kreist, wird der Krankheitserreger mit dem Rattenblut vom Floh aufgenommen. Die die schwer kranke Ratte verlassenden Flöhe sind nun mit Pestbazillen geschwängert und suchen sich gesunde Tiere als Wirte aus, auf die sie alsbald die Pest übertragen. So kann die Krankheit durch den Außenschmarotzer, den Floh, von Tier zu Tier übertragen werden und auch auf den vom Floh heimgesuchten Menschen gelangen. Die Übertragungsgefahr der Pest durch den Rattenfloh ist sehr groß, weil der Bazillus im Floh noch nach 33 Tagen lebensfähig ist.

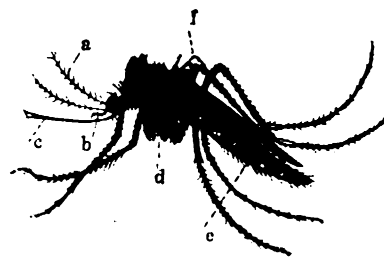


Pestbazillen im Ausstrichpräparat. 1000mal vergrößert.

Auch eine Reihe anderer gefährlicher Infektionskrankheiten wird durch blutsaugende Insekten verbreitet. Eine Stechmücke, die Stegomyia calopus z. B., ist die Verbreiterin des Gelben Fiebers, einer hauptsächlich auf den östlichen Teil Amerikas beschränkten Infektionskrankheit, als deren Erreger neuerdings eine Spirochäte angenommen wird. Eine andere Stechmückenart, der Phlebotomus papatasii *Scopoli*, überträgt den unsichtbaren Erreger des Papatasifiebers, des sogenannten Dreitagefiebers, oder der Hundskrankheit in Oberitalien, der Herzegowina und in Dalmatien. Auch die zu den Spirochäten gehörigen Erreger des Rückfallfiebers werden durch Außenschmarotzer übertragen. Die Ansteckung beim Menschen geschieht durch den Stich von Kleiderläusen und von Zecken, die vorher an einem am Rückfallfieber kranken Menschen Blut gesaugt haben. Das in den Magen der Laus oder Zecke aufgenommene Blut enthält die Rückfallfieber-Spirochäten, und diese können nicht nur in der Laus oder Zecke mehrere Monate lebensfähig bleiben, sie können sich im Innern des Insektes auch noch vermehren. — Eine Krankheit der Rinder, die auch durch Zecken übertragen wird, ist das Texasfieber, das namentlich in den Vereinigten Staaten verheerend auftritt. Die Herden der Südstaaten waren ursprünglich Träger der Infektion, und von Südkarolina und Texas hat sich die Seuche nach dem Norden verbreitet. Auch hier infiziert sich die Zecke am kranken Tiere; die zu den Protozoen gehörenden Krankheitskeime, Babesia bigemina genannt, machen aber im Organismus der Zecke eine eigentümliche Verwandlung und eine Vermehrung durch und bringen sogar in das noch nicht abgelegte Zeckenei ein, so daß auch die neue Zeckengeneration die Krankheit auf das Rind übertragen kann. In dem Fall des Texasfiebers fällt dem Außenparasiten, der Zecke, nicht nur die Rolle zu, den Krankheitserreger auf kürzere oder längere Zeit zu beherbergen, um ihn bei nächster Gelegenheit einem anderen Lebewesen wieder einzuimpfen, in diesem Falle und in sehr vielen anderen Fällen spielt der Außenparasit die Rolle des Zwischen- oder Endwirtes, indem sich wichtige Lebensperioden des Schmarotzers in ihm abspielen. Dies gilt z. B. auch für den Erreger der Malaria und der Schlafkrankheit. Für die Übertragung der Malaria kommen verschiedene Arten der Stechmückengattung Anopheles, einer unseren Stechmücken oder Schnaken der Gattung Culex nahestehenden Sippe, in Betracht. In deren Organismus gelangen die mit dem Blut malariakranker Menschen aufgenommenen Keime des Malaria-Plasmodiums zur Geschlechtsreife, sie vermehren sich und werden damit infektiös. Der in den Darm der Mücke aufgenommene Malariaparasit durchbringt die Darmwand und bildet an der Außenseite der Muskelhaut vorspringende Zysten, in denen sich dann die Keimvermehrung vollzieht. Vom Magen aus gelangen die nun zur Infektion reifen Malariakeime in die Speicheldrüsen der Mücke und werden dann bei dem Saugakt in das Blut des Menschen übergeführt. Unter günstigen Temperaturbedingungen kann eine Stechmücke, die an einem Malariakranken gesaugt hat, die Krankheit nach einem Zeitraum von zehn Tagen auf andere Menschen übertragen.



Links: Kleiderlaus (Pediculus vestimenti). Männchen. Vergrößert. Die Kleiderlaus ist Überträgerin des Fleckfiebers, des europäischen und nordafrikanischen Rückfallfiebers sowie des Quintana- oder fünftägigen Fiebers. — Rechts: Kopflaus (Pediculus capitis). Weibchen mit Ei. Vergrößert.



Stegomyia calopus *Blanchard*. Weibchen. Vergrößert. a) Antennen (Fühler). b) Palpen (Taster). c) Rüssel. d) Thorax. e) Abdomen. f) Femur. (Aus Neumann und Meyer.)

Ganz ähnliche Verhältnisse liegen bei der Schlafkrankheit des Menschen und den Trypanosomenseuchen der Tiere, namentlich der Nagana und der Surra, vor. Die Schlafkrankheit und die genannten Tierseuchen sind keine ansteckenden Krankheiten im gewöhnlichen Sinn des Wortes, denn eine unmittelbare Übertragung von Mensch zu Mensch oder von Tier zu Tier findet ebensowenig statt wie bei der Malaria. Es bedarf zur Überimpfung der Krankheitserreger, der Trypanosomen, einzelliger, mit einer Geißel und einer undulierenden Membran versehener Tierchen, eines Zwischenwirtes, und dieser wurde in verschiedenen Stechfliegenarten der Tsetsefliegen (Glossina palpalis und Glossina morsitans) entdeckt. Eine Vertilgung dieser schädlichen Fliegen würde zum Erlöschen der Trypanosomenseuchen führen.

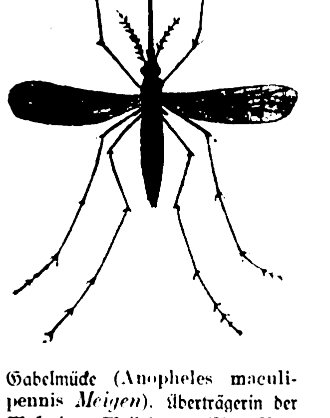


Zecke (Ornithodorus moubata) Überträgerin des afrikanischen Rückfall- oder Zeckenfiebers. Weibchen. Links vergrößert, rechts in natürlicher Größe.

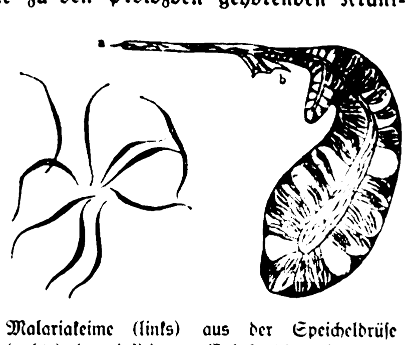
Allein nicht nur für die Übertragung allerkleinster Krankheitserreger der niedersten Organismengruppen, der Bakterien und Protozoen, kommen Insekten in Frage, es gibt in den heißen Ländern Würmer, die im Blute des Menschen und der Tiere schmarotzen, an deren Übertragung ebenfalls Fliegen und Mücken beteiligt sind. Ich meine die Erreger der Filiarienkrankheiten, von denen eine Art unter dem Namen Medina- oder Guineawurm bekannt ist. Der Medina- oder Guineawurm wird allerdings nicht durch Fliegen oder Mücken weiterverbreitet, sein Zwischenwirt ist ein kleiner, im Wasser lebender Flohkrebs, der, wenn er in den Darm des Endwirtes, also z. B. eines Menschen, gelangt, von dem Verdauungskanal aus die Ansteckung vermittelt. Andere Filarien aber, die Filaria Bancrofti und Filaria Loa, die ebenfalls beim Menschen schmarotzen und in seinen Lymphbahnen, wo sie sich zum 4 bis 10 cm langen geschlechtsreifen Parasiten auswachsen, schwere Stauungserscheinungen, Entzündung und gewaltige Schwellungen verursachen können, finden durch die Stechmücke Culex fatigans, ein unsern Schnaken nahe verwandtes Insekt, und durch Stechfliegen (Myzomyia rossii, Stegomyia pseudocutellaris u. a.) und durch die Bremsenart Chrysops dimidiatus ihre Verbreitung. Die Filarien werden aus dem Blut des kranken Menschen als kleine Larven aufgenommen, durchbohren den Magen des Insekts, gelangen in die Leibeshöhle und wandern in die Brustmuskeln oder in die Malphigischen Gefäße, dem der Niere höherer Tiere ähnlichen Exkretionsorgan des Insektes, ein. Hier machen sie eine Verwandlung durch, entwickeln einen Darmkanal, Nervensystem, und Generationsorgane, wachsen zu 1 mm langen Larven heran und gelangen als solche in die Leibeshöhle und auf ihrer späteren Wanderung in den Mückenrüssel, wo sie der Überführung in ein neues Wirtstier beim Blutsaugen harren. — Die Beispiele der Übertragung von Krankheitserregern durch Insekten ließe sich noch vermehren, denn es werden fast jedes Jahr neue Zusammenhänge dieser Art festgestellt, die uns einen Einblick in das geheimnisvolle Wirken der Natur gewähren, uns gleichzeitig aber auch die Möglichkeit geben, uns vor Krankheit und Schaden zu schützen.



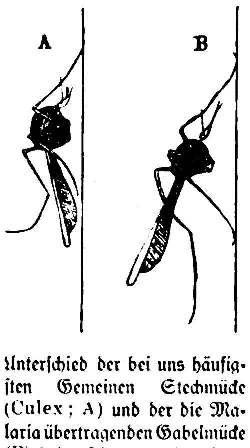
Die Erreger des afrikanischen Rückfall- oder Zeckenfiebers, Spirochaeta Duttoni *Breinl*. Sehr stark vergrößert. (Aus Doflein.)



Gabelmücke (Anopheles maculipennis *Meigen*), Überträgerin der Malaria. Weibchen. (Aus Neumann und Meyer.)



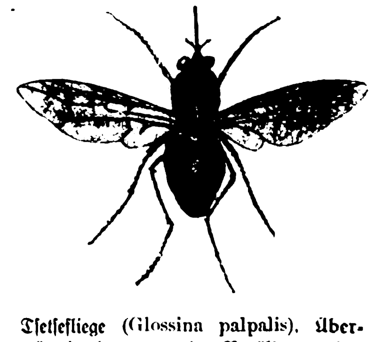
Malariakeime (links) aus der Speicheldrüse (rechts) der infizierten Gabelmücke. 1000mal vergrößert.



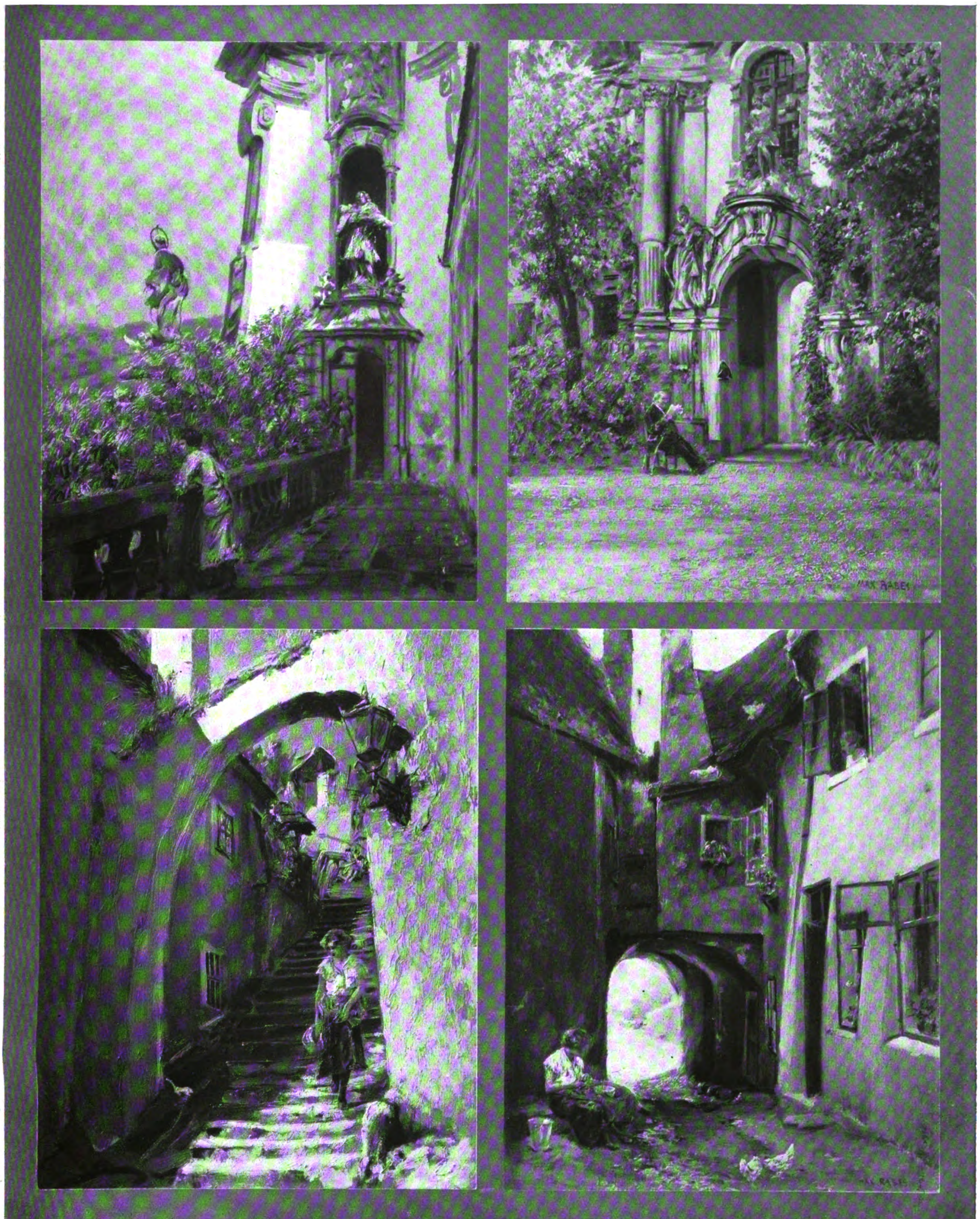
Unterschied der bei uns häufigsten Gemeinen Stechmücke (Culex; A) und der die Malaria übertragenden Gabelmücke (B) beim Sitzen an einer senkrechten Wand. Vergrößert.



Trypanosoma gambiense, Erreger der Schlafkrankheit. 1500mal vergrößert.



Tsetsefliege (Glossina palpalis). Überträgerin der unter der Bevölkerung des tropischen Afrikas verheerend wirkenden Schlafkrankheit. Vergrößert.



An der schönen blauen Donau: Malerische Winkel in der Wachau. Nach Gemälden von Professor Max Rabes.

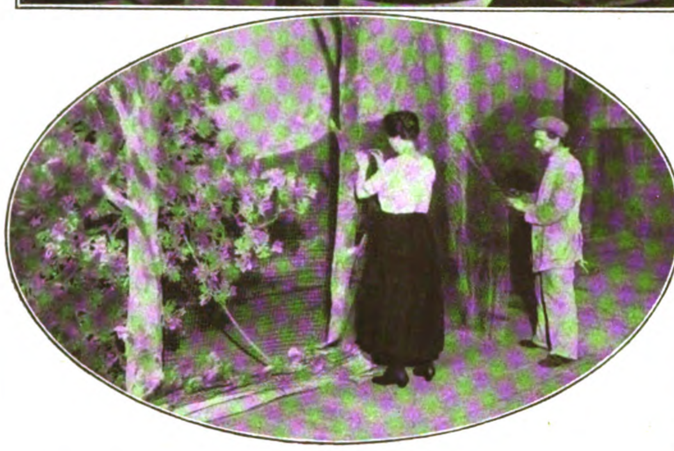
Oben links: Die Kirche in Dürnstein. Oben rechts: Im Klosterhof Dürnstein. Unten links: Treppengasse in Stein. Unten rechts: Sängerhof in Krems.

(Artikel siehe Seite 513.)

Hinter den Kulissen des Berliner Schauspielhauses.

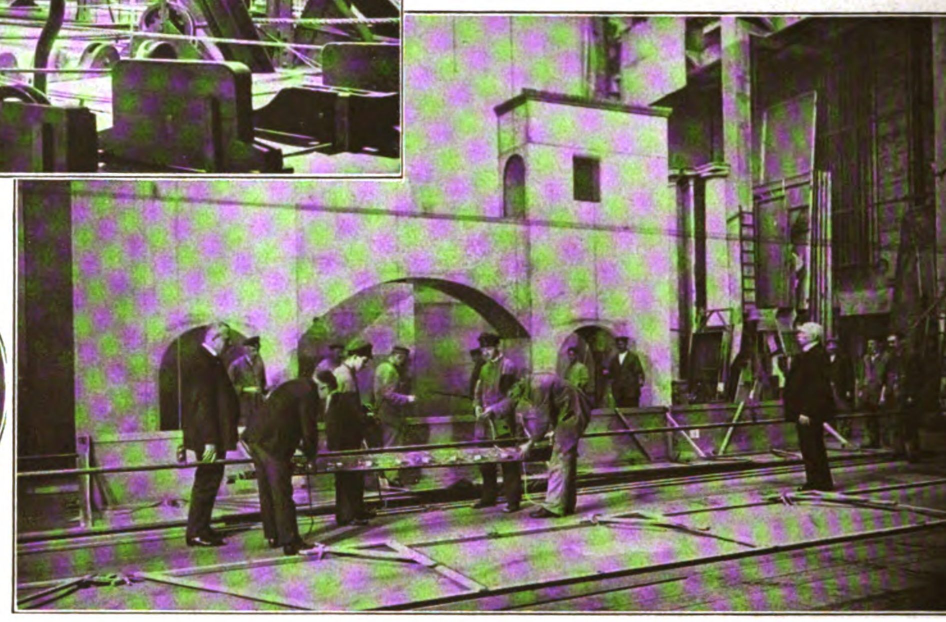
(Zu dessen hundertjährigem Jubiläum am 26. Mai.)



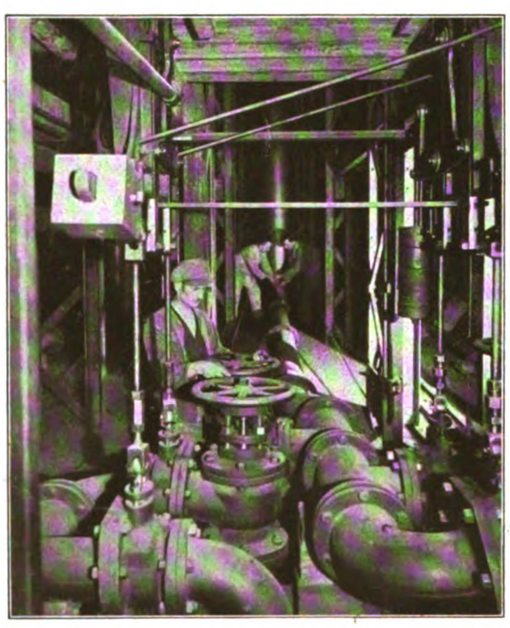


Ausbessern einer Walddekoration.

Oben: Schnürboden.



Aufbau von Dekorationen.



Hydraulische Anlage für die Versenkungen.



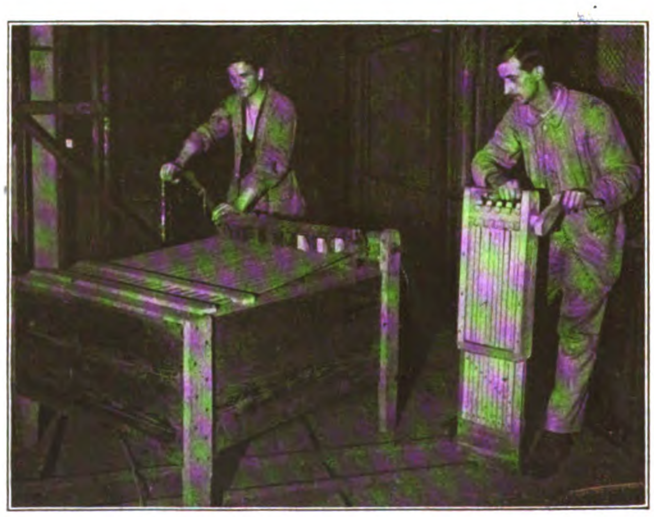
Donnermaschine.



In der Beleuchterloge: Stellwerk für die Bühnenbeleuchtung.



Trommel zur Nachahmung von Meeresrauschen.



Ratsche für Pelotonfeuer.



Windmaschine.

Die Wachau. Von B. v. Enderes.

Wer von Linz auf der Eisenbahn oder auf der Donau ostwärts reist, erblickt an dem Punkte, wo die Bahn zum zweitenmal an den Strom herantritt, auf einer fast 60 m hohen Felsklippe die Kirche und Terrasse des Klosters Melk in herrlichem Barock. Hier beginnt das enge, gewundene Tal der Wachau, in dem die Donau am Fuß dichtbewaldeter Berge dahineilt. Nur an den Mündungen der engen Seitentäler liegen größere Ansiedlungen. Am rechten Ufer folgen Schloß und Kloster Schönbichl, beide hoch über dem Strom auf lotrechtem Felsen. Die starke Strömung der Donau, die die Bergfahrt der Schiffe so sehr verlangsamt, bringt uns desto schneller zu Tal; schon zeigt sich rechts auf steilem Bergesgipfel die gewaltige Ruine Aggstein, deren mächtige Herren einst sogar der kaiserlichen Macht trotzten und erst nach langen Kämpfen sich fügten. Heute ist die Burg verfallen, von uralten Bäumen überwuchert, ein stiller, friedlicher Winkel, durch den bald flüsternd, bald dröhnend die Stimmen des Windes oder der Geister derjenigen erklingen, die hier geherrscht und gedient, geliebt und gelitten haben. Manche Räume sind noch wohlerkennbar; die Kapelle hoch oben, die Küche, die Ställe und Keller im großen Hof.

Ein paar Ortschaften liegen am Fuß der Feste. Dann wird die Teufelsmauer sichtbar; unser guter, alter Wodan, christlich verteufelt mit Hörnern und Schweif, wollte einst mit dieser Mauer das Donautal in einer einzigen Nacht sperren und ersäufen. Der Turmhahn von St. Johann aber krähte den Morgen etwas vorzeitig ein, und wütend darob, schoß ihm Wodan-Satanas hinterrücks einen Pfeil durch den Leib, so noch heutigestags männiglich sichtbar.

Die Ruine Hinterhaus, Spitz, das um einen Weinberg herum erbaut ist, so daß „auf dem Marktplatz tausend Eimer Wein wachsen“, ein Schloß und vier Dörfer namens Arnsdorf schließen das bisherige düstere Bild und eröffnen ein neues; auf dem Nordufer tritt der Wald zurück und gibt Raum für muntere Dörfer und fröhliches Leben, für Weinberge und Obstgärten, die das Tal im Frühjahr mit einem weißen Hochzeitsmantel bedecken, gesprenkelt mit dem herrlichen Rosa der Pfirsichblüte. Da liegen St. Michael mit den rätselhaften, noch immer nicht erklärten sieben Tiergestalten auf dem Kirchendach, Wösendorf, Joching und Weißenkirchen. Ein Brand, der hier vor wenigen Jahren wütete, konnte all der Schönheit nicht viel Eintrag tun, wenn er ihr auch eine Menge neuer Ziegeldächer aufnötigte. Das rechte Ufer deckt hier eine ausgedehnte waldige Insel, wo der aufmerksame Naturfreund ein paar Fischreiher entdecken kann, die nebst Möwen, Enten und Regenpfeifern die Donau überall bevölkern, wo Auen Schutz bieten.

Das Schiff macht einen großen Bogen und .... ah! da liegt Dürnstein.

Die Burg soll nach der Sage Richard Löwenherz als Gefangenen des Babenbergers Leopold beherbergt haben. Früher hat man ein enges Loch als seinen Käfig gezeigt, aus dem ihn der treue Blondel befreite. Wir lächeln dazu. Richard dürfte wohl in seiner ritterlichen Haft in Trifels und Worms manch guten Becher Weins vertilgt und auch sonst nicht viel Not gelitten haben. Das Schönste aber ist das Städtchen, die eigentliche Perle der Wachau: auf einer jäh aus dem Strom aufsteigenden Klippe das Schloß des Fürsten Starhemberg, der Klosterhof und die herrliche Kirche, deren prächtiges Barock Meister Rabes uns in den beiden hier veröffentlichten Bildern vorführt, die Ruine des ehemaligen Clarissinnenklosters, in dem seit Jahrzehnten ein freundlicher Wirt feurigen Dürnsteiner Wein zu trefflicher Kost verabreicht, die Stadtmauern, die sich bis zur Burg hinaufziehen, und eine Menge reizender Einzelheiten machen dieses Zwergstädtchen von 500 Einwohnern zu einer unerschöpflichen Fundgrube für den Maler.

Nun weitet sich das Tal. Links liegt das Schlachtfeld von Loiben, dann folgen die drei Städte Mautern, Stein und Krems als Osttor der Wachau. Welch reiche Ernte der Maler auch hier halten kann, zeigt uns Rabes mit der Treppengasse und dem Sängerhof, einem der ältesten Häuser im tausendjährigen Krems.

Diese Flußstrecke, die etwa halb so lang ist wie der Lauf des Rheins von Bingen bis Koblenz, ist dünn bevölkert, aber belebt und beseelt von zwei Jahrtausenden deutscher Geschichte, umrankt und durchwoben von Sagen meist heidnischen Ursprungs. Begegnen wir doch auf Schritt und Tritt dem Andenken der Asen, zu Teufeln entstellt oder zu Heiligen verklärt. So verbirgt sich Baldur hinter Johannes dem Täufer. **Ihm gelten die Johannisfeuer am 24. Juni: Lodernde Scheiterhaufen am Ufer und auf den Höhen, Tausende von leuchtenden Eierschalen auf den nachtschwarzen Fluten, geschwungene Feuerbrände — all dies übt eine zauberhafte Wirkung!**

Fünf gewaltige Epochen deutscher Geschichte haben hier ihr Gedächtnis hinterlassen. Schon die Peutingersche Tafel, die alte römische Straßenkarte, verzeichnet Anfangs- und Endpunkt der Wachau, Castellum Namare, das heutige Melk, und Mutinum oder Favianis, das heutige Mautern. Dann drängte das Germanentum die Ostvölker donauabwärts; die Namen Karls des Großen, seiner Zeitgenossen und Nachfolger kehren immer wieder.

Geruhsam mag die Zeit dieser Grenzkämpfe nicht gewesen sein, und bald danach kamen schon wieder weltbewegende Ereignisse; zwei Jahrhunderte lang fluteten wiederholt Scharen von Kreuzfahrern längs der Donau ostwärts. Zwischenhinein fielen gelegentlich Meinungsverschiedenheiten zwischen Landesherrn und Lehensträgern — für die Einwohner wohl auch keine Fastnachtsunterhaltungen! Und überdies tobte sich hier der ungezügelte Übermut adeliger Herren aus, so daß Geschichte und Sage von Schreckenszeiten berichten, deren Mittelpunkt die trotzige Feste Aggstein war: Vom blutigen Regiment der Hunde von Kuenring, der Brüder Heinrich und Hadamar, von Schreckenwalds grausamen Untaten und dem buckligen, hinkenden, aber tapferen Scheck vom Wald. Zum vierten Male durchwimmelten kriegerische Scharen diese Gegenden im Dreißigjährigen Krieg, dem Burg Dürnstein zum Opfer fiel, und schließlich brachten die Franzosenkriege eine fünfte Periode von Waffenlärm und Kampfgetümmel, das 1805 in der Schlacht bei Loiben zwischen Dürnstein und Krems ausklang.

Aber neben der Geschichte, die uns in vergilbten Pergamenten trocken von Landkäufen und Belehnungen, Klostergründungen, Zöllen und Marktgerechtigkeiten berichtet, klingt süß bald wie Walters Lieder, bald dröhnend und klirrend wie Hufschlag und Schwertstreich unser unsterbliches Nibelungenlied im Säuseln des Windes und im Brausen des Stromes nach.

„Ein Wirt war da (in Melk) gesessen, Astolt genannt,
der wies ihnen die Straße ins Österreicherland
gegen Mutaren an der Donau nieder.“

Nicht auf der Römerstraße von Ybbs über St. Pölten, sondern durch das wilde Donautal, durch die Wachau, zogen die Burgunder nach dem Heunenlande.

Die Donau besitzt seit 1909 eine Eisenbahn von Krems bis Grein. Die ganze Schönheit genießt aber nur, wer von Passau oder von Linz aus das Post- oder das Eilschiff benutzt.

Thüringer Volkstrachten.

Von L. Gerbing, Schnepfenthal.

Die alte Landschaft Thüringen, zwischen der Werra und der Saale, dem Harz und der Rhön, umfaßte eine bunte Mannigfaltigkeit von Volksgewandung; brachten doch die seit uralter Zeit durchführenden Straßen Einflüsse und Anregungen von allen Seiten.

Die wichtigsten Rohstoffe zur Volkskleidung (Wolle und Leinen) waren eigene Erzeugnisse des Landes. Wohl jedes Dörflein besaß seine Schafherde, die oft nach Hunderten zählte. Blauwogende Flachsgebreiten dehnten sich in Dorf- und Stadtfluren, und im Winter gab es wohl kein Haus, in dem nicht das Spinnrad geschnurrt hätte. Aus selbstgewebter und -gesponnener Wolle und Leinwand stellte die Hausfrau die wichtigsten Kleidungsstücke her. Selbst die Männerkleidung bestand der Hauptsache nach aus Erzeugnissen des Hausfleißes.

Die Grundformen der Volkstracht, Hemd, Rock, Mieder, Kittel und Hose, waren gemeindeutsch, glichen sich also in den Hauptstücken durch ganz Thüringen. Dabei bildete aber jedes staatliche und kirchliche Gebiet seine Eigenart aus in Farbengebung und Auspuß. Je tiefer man eindringt in die bunte Fülle der Trachtenwelt, desto mehr wird man den Geschmack und die Schaffenskraft der Volksphantasie und -kunst bewundern.

Die aus dem 17. und 18. Jahrhundert, zum Teil aber aus weit früherer Zeit nachweisbaren Teile der Volkskleidung sind: 1. Das Hemd. Es war ursprünglich ärmellos und wurde auf den Achseln mit Bändern geschlossen. 2. Das Untermieder aus Leinwand mit Bauschärmeln. 3. Das Schnürmieder, ein ärmelloses Leibchen aus

Wolle, Atlas, Samt mit starkem Wulst am unteren Rand zum Festhalten der Röcke; es gehörte über das Leinenmieder. 4. Der Faltenrock, aus Leinen, Baumwolle oder Wolle. 5. Die Jacke, die zum Warmhalten diente. Die Schürze durfte bei keiner Kleidung fehlen. Man trug sie von der einfachsten aus gefärbtem Leinen bis zur festtäglichen aus Wolle oder Seide, mit Frisuren und bunten Seidenbändern ausgestattet. In sinnbildlichem Weiß schimmerte die Abendmahlsschürze. Stets bedeckte die Schürze mindestens die Hälfte des vorn glatten Faltenrocks.

Ein kostbares Stück war der schwarze oder dunkelblaue, zuweilen mit goldenen Tressen besetzte Tuchmantel (Abbild. 1). Männer wie Frauen legten ihn zum Abendmahl und zu Leichenbegängnissen an. Allgemein bekannt und noch heute vielfach in Gebrauch ist der Thüringer Kinder- oder Kirchenmantel, der die ganze Gestalt warm einhüllt (Abbild. 5). Äußerst festlich und anmutig wirkt der geblümte weiße Mantel des Eichsfeldes (Abbild. 4).

Buntefte Manigfaltigkeit finden wir in den Kopftrachten: den Kopf- oder Heidlappen (Abbild. 5) hauptsächlich auf der Nordseite des Gebirges, mit zierlich seitwärts herabhängenden Zipfeln in Ruhla (Abbild. 8). Das Eichsfeld hat die spitzen „Turmbätzeln", das Werratal tütenförmige „Stutzen" mit spitzer Stirnschneppe (Abbild. 6). Die kostbarste Haube war die weimarische Mütze mit herabwallenden Seidenbändern, auf der Vorderseite eine Binde aus Straußenfedern, Perlen- und kleinen Blumensträußchen.

Zu des „Lebens schönster Feier" legte die Braut das „Flitter"- oder „Bänderheid" an, aus Flittern, Blümchen und Perlen gebunden, oder die kostbare Brauthaube aus Seide, Brokat, Goldstoff und schwerseidenen Bändern.

Zur Männerkleidung gehörte in ganz Thüringen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts (im Werratal zum Teil bis heute) die Kniehose, für Feld und Arbeit der Kittel, zu den Ehrentagen der lange Bratenrock (Abbild. 6). Auf dem Kopf saß im Haus die Zipfelmütze, zur Kirche und zu Ehrentagen wurde der Dreimaster („Napoleonshut"), später der Zylinder („Angströhre") aufgestülpt.

Mit wehmütigem Empfinden müssen wir feststellen, daß die Volkstracht der Thüringer Heimat, die aus Deutschlands glücklicher Zeit stammte, im Verschwinden ist. Mit dem Ableben der wenigen, noch das Kopftuch und die Kirchenhaube tragenden alten Mütterchen wird auch die Thüringer Tracht ausgestorben sein.

Der Zufall. Von Walter Truhlsen.

Ich ringe und kämpfe, um das zu sein, was ich bin. Das ist das Schwerste in unserem Leben — das zu sein, was man ist. Nennt mir die Namen derer, denen es gelang. Ihr könnt es nicht, denn über euch steht der Zufall. Aber euch und über uns allen. Der drohende, geheimnisvolle, liebenswürdige, willkürliche Zufall. Dieser Zufall rollt wie eine goldene, gleißende, grausame, gefühllose Kugel durch unser Leben, unter unseren Füßen hindurch, um uns beglückend zu heben und lächelnd davonzutragen, an uns vorbei, ohne uns zu streifen, oder über uns hinweg, um uns zu zermalmen. Ihr habt oder werdet es erfahren, vielleicht ohne euch bewußt zu werden, daß dies der Zufall ist. Der lächerliche, unbestechliche, winzige, flatterhafte Zufall. Dieser Zufall drängt den Menschen in irgendeine seltsame Form, aber in dieser Form ist der Mensch nie das, was er ist, was er sein könnte, was er sein müßte. Er weiß es nur nicht. Der Mensch weiß es nicht. Er müht sich ab, um die Form zu erfüllen, verstümmelt sein Ich und zwängt sein Dasein unbewußt in die Form, die der Zufall ihm zuwirft. Auch Gedanken wirft der Zufall dem Menschen zu, und diese nehmen dann die Form an, die der Zufall wünscht. Ich lebe. Ich lebe und werde. Werde aus Zufall: Mann, Weib, Beamter, Künstler, Narr! Aber niemals aus Zufall: Mensch. Mensch, das ist das Mysterium, das meine Seele von mir erwartet. Keiner wird es aus Zufall. Ich muß ringen und kämpfen, um nicht Mann, Weib, Beamter, Künstler, Narr oder irgend etwas anderes aus Zufall zu werden. Nicht nur dieses — sondern allererstlich Mensch. Darum muß ich mich gegen die Zufälle aufzulehnen versuchen, muß sie mit flammendem Willen in den Boden stampfen und auf diesem Boden dasjenige errichten, das ich bin, wenn ich meiner Seele gerecht werden will. Was seid ihr? Mensch — oder? Nein! — Ihr kennt euch alle nicht. Ihr glaubt, ihr seid Mann; ihr fühlt, ihr seid Weib. Es ist euer Geschlecht; Zufall — nichts weiter. Ihr tituliert euch Beamter. Aus irgendeinem Zufall wurdet ihr es und fühlt euch nun behäbig zufrieden, denn ihr wißt, daß ihr schon auf Erden in den Himmel kommt, weil ihr pensionsberechtigt seid. Man nennt euch Künstler — heutzutage, früher verwechselte man euch oft mit Zigeunern — weil ihr die Kunst versteht, die natürliche Natur so zu predigen, daß die Welt sie nicht von künstlicher Kunst unterscheiden kann. Wahre Kunst könnt ihr nicht erwerben — sie fällt euch zu. Zufall. Man lächelt über euch als Narren, weil ihr zufällig so dumm seid, euer wahres Denken preiszugeben. Ihr könnt auch Geistlicher, ja Beichtvater aus Zufall werden, und werdet ihr es aus Zufall nicht, wird der Zufall zur Farce, und ihr werdet ein Komödiant — wiederum aus Zufall. Nur das, was ihr wirklich seid, was mit bewußter Absicht in den tiefen Brunnen eures Innern gelegt ist, das werdet ihr nie aus Zufall. Und warum nicht? Ich habe gerungen und gekämpft. Ich weiß es. Und es ist dieses: Aus Zufall springt euch nicht das große Sehnen an — aus Zufall verblutet euch die Seele nicht — aus Zufall ringt ihr nicht mit den Dämonen eures Blutes — aus Zufall fiebern eure Nerven nicht wie zerbrochene Blitze — aus Zufall zerbricht euch nicht der Mann, das Weib, der Beamte, der Narr oder wie sie alle heißen, in eurem Sein und Wirken — aus Zufall verirrt ihr euch nicht in Einöden, in denen euch nichts weiter bleibt als euer schmuckloses Ich. Auch ist es kein Zufall, wenn ihr den Sand dieser Wüsten nehmt und nun beginnt, euer übermaltes, verblaßtes Ich blank zu scheuern — denn es tut weh, unsagbar weh. Aber wenn ihr ringt und kämpft, werdet ihr vielleicht des Zufalls Herr. Vielleicht, sage ich. Vielleicht wird er euch dann eine Handhabe, um dem Leben die Form eures Ichs abzutrotzen. Und dieses Ich verkündet euch dann, wer ihr seid! Ihr werdet dann fühlen, daß ein Segen über euch ist.

Aphorismen. Von Dr. Alfred Friedmann.

Was die Frauen am meisten am Manne lieben, sind die Wunden, die sie ihm schlagen.

Die Liebe ist ein wildes Tier, das man einschläfern, aber nicht zähmen kann.

Manche verzeihen sich ihre Fehler, indem sie sie aufzählen.

Esel sind immer ernst.

Witwen nehmen den zweiten Mann, wie man einen zweiten Band eines — Romans nimmt, weil man den ersten gelesen hat.

Ein Verheirateter vergißt keinen Augenblick, daß er es ist. Vergißt er es aber doch, erinnert — Sie ihn daran!

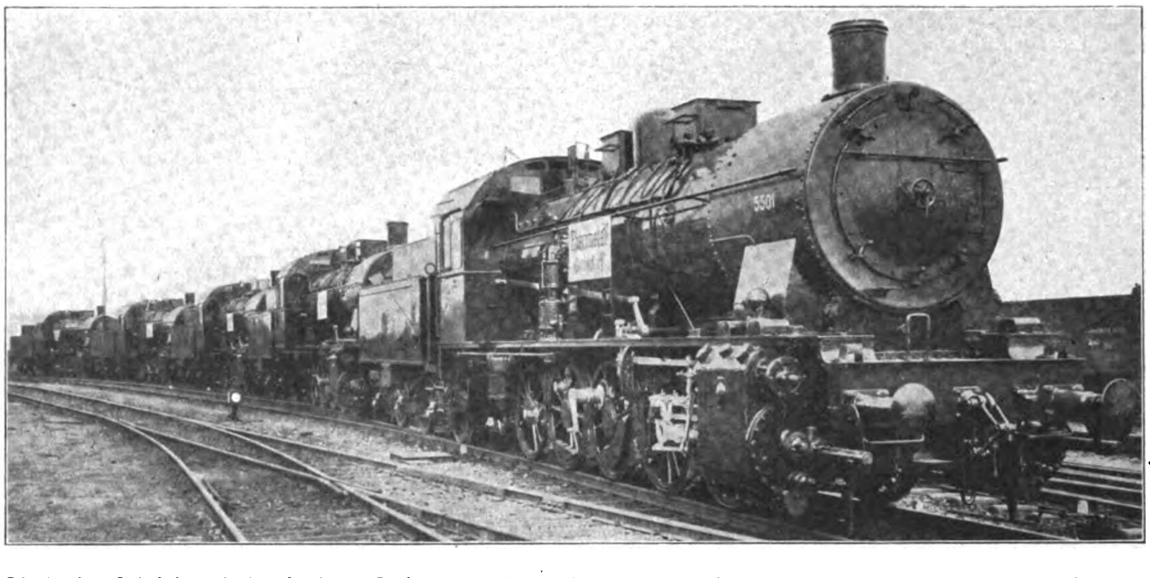
Aus Wissenschaft und Technik.

Vom Scheintod der Tiere. Wir wissen heute, daß es eine scharfe Grenze zwischen Leben und Tod nicht gibt; der Tod entwickelt sich aus dem Leben. Beide — an sich Extreme — bedeuten die äußersten Endglieder einer Entwicklungsfolge, und so sehr sich gesundes Leben vom Tode unterscheidet, so wenig läßt sich in der lückenlos miteinander verbundenen Reihe von Zwischenstadien da eine scharfe Grenze ziehen, wo das Leben endet und der Tod einsetzt. Wohl hat man den Übergang vom Leben zum Tod enger zu umreißen versucht und diesen Zustand als Nekrobiose bezeichnet. Wie bei den großen vielzelligen Organismen, so sehen wir auch bei der einzelnen Zelle den Tod nicht momentan eintreten, vielmehr Leben und Tod durch eine Reihe von lückenlos sich fügenden Übergangszuständen verbunden. So ganz allmählich kommt beispielsweise eine auf operativem Wege des Kernes beraubte Zelle zum Stillstand des Lebens. Der Unterschied zwischen dem scheintoten und dem toten Tier besteht schließlich darin, daß dort noch alle inneren Lebensbedingungen erfüllt und vorhanden, die äußeren jedoch teilweise nicht mehr gegeben sind, beim toten jedoch sind die inneren zerstört, während die äußeren gleichwohl vorhanden sein können. Der Tote ist durch nichts wieder zum Leben zurückzurufen. Preyer sprach einmal den recht zutreffenden Satz aus, demzufolge der scheintote Organismus einer aufgezogenen, aber angehaltenen Uhr gleiche, die ein Anstoß wieder in Gang bringe, der tote jedoch einer zerbrochenen Uhr, die durch keinen Anstoß mehr zum Weitergehen gebracht werden könne. Dieser Vergleich erfährt im Grunde genommen kaum eine Einschränkung durch die Versuche Kubialkos, der in Herzen von Kinderleichen 30 Stunden nach dem Tode Pulsationen zu erzielen vermochte, und zwar dadurch, daß er sie mit Ringerscher Lösung durchströmte. Und wenn das Flimmerepithel menschlicher Bronchien beispielsweise noch tagelang in der Leiche, obgleich also das Herz schon längst zu schlagen aufgehört hat, seine charakteristische Bewegung zeigt, so sehen wir hierin nur eine Bestätigung von dem allmählichen Sterben des Organismus. Nun gibt es eine große Reihe von Fällen, wo Lebenserscheinungen kaum oder überhaupt nicht mehr aufzufinden sind, jedoch der betreffende Organismus trotzdem noch lebt und nach einiger Zeit wieder richtig funktioniert. Es ist das der sogenannte Scheintod, durch alle möglichen Übergangsformen mit den Erscheinungen des Schlafes verbunden. Dahin gehört der Dauerschlaf herabgesetzter Lebenstätigkeit („schlafender Bergmann“, „schlafender Soldat“), der Winterschlaf und die Trockenstarre. Leeuwenhoek entdeckte einst im Staube der Dachrinnen kleine, den Rädertierchen angehörige Wesen, die die merkwürdige Fähigkeit haben, vollständig einzutrocknen und keine Lebenserscheinungen mehr zu zeigen. Ein Tropfen Wasser vermag jedoch sie wieder ins Leben zurückzurufen und alle Lebenserscheinungen zu entfalten, es beginnt sogar nach einiger Zeit das Tier fortzukriechen. Läßt man das Wasser wiederum verdunsten, so schrumpft der Körper bis zur Unkenntlichkeit zusammen und ist von einem Sandkörnchen kaum zu unterscheiden. Ähnliche Versuche kann man mit dem sogenannten Kleisterälchen (lebt in kranken Weizenkörnern), mit verschiedenen Infusorien usw. anstellen. Baker erweckte beispielsweise Weizenälchen nach 27jährigem Schlafen. Mit Würmern (Nematoden) wurden Versuche angestellt, die die Tiere aus 10jährigem Schlafe zurückriefen. Schnecken vermögen, nachdem sie bei großer Hitze ihr Haus durch einen Deckel abgeschlossen haben, mitunter jahrelang zu schlafen. Ein mir bekannter Afrikareisender, der von dort allerlei Schnecken mitbrachte und sie in einer Schublade verwahrte, öffnete diese eines Tages und sah zu seinem Erstaunen, daß die Tiere die Kartons, auf denen sie angeklebt waren, verlassen hatten und sich in eine Ecke des Raumes verkrochen hatten. In Trockenstarre verfallen auch verschiedene bereits höher stehende Tiere, wie Fische, Molche und Vertreter der Klasse der Reptilien, und man braucht, um dieses Phänomen an Wirbeltieren zu sehen, nicht immer in die Tropen zu gehen. Als im heißen Sommer 1911 die Teiche des Fürsten von Monaco austrockneten, fielen die Fische in Trockenstarre, und Barsch, Schleie und Karpfen erwachten wieder unter dem ersten herbstlichen Regenguß. — Der Winterschlaf vor allem bedeutet eine große physiologische Umwälzung im Tierkörper, namentlich in jenem des Warmblüters. Was sonst den Tod herbeiführen müßte, geht auf dem Wege langsamer Veränderungen ohne Schaden für das betreffende Tier vorüber: Starre, lang andauernde Unbeweglichkeit des Schläfers, vollständige Enthaltung von Speise und Trank, Verlangsamung des Blutstromes, mangelhafter Stoffwechsel und verminderte Einnahme von Sauerstoff, funktionelle Veränderungen des Zentralnervensystems, eine für einen Warmblüter unerhörte Temperatursenkung. Rote und weiße Blutkörperchen gehen an Zahl stark zurück. Da schlafen die Winterschläfer mit tief betäubten Sinnesorganen und einem von der Umwelt vollständig abgeschlossenen Gehirn, die Murmeltiere beispielsweise dicht aneinandergeschmiegt und eingerollt, ohne im Lauf der Monate ihre Stellung zu ändern. Nichts vermag sie zu wecken, ihre Sommertemperatur ist von 37,5° C auf 4,5° C zurückgegangen, mitunter sogar auf 4° C. Schlafende Ziesel kühlen sich sogar auf 0° C ab, also auf Temperaturen, die unter normalen Verhältnissen den Tod eines jeden Warmblüters zur Folge hätten. Daß unter solchen Umständen (wo Verdauung, Blutbereitung, Kreislauf, Atmung, Harnabsonderung nur ganz träge sich dahinschleppen, wenn nicht mitunter gar aussetzen) Magen und Darm bis auf einen unverdaulichen, pechartigen Rückstand ganz leer sind, versteht sich von selbst, kein Wunder, wenn das Tier ganz gewaltig an Umfang und Gewicht abnimmt. Nur Rückenmark und Gehirn haben keinen Verlust zu verzeichnen, sie haben sogar etwas zugenommen. Und gerade diese Organe werden es wohl sein, die den Scheintod des Tieres geschaffen haben. Dr. Schmid.

Hundert Jahre wissenschaftliche soziale Hygiene. Zum hundertsten Male jährt sich in diesem Jahre der Todestag des Begründers der wissenschaftlichen sozialen Hygiene, Johann Peter Franks. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die vereinzelten sozialhygienischen Bestrebungen früherer Zeiten in ein wissenschaftliches System gebracht. Dieselbe Zeit, die in der deutschen Kulturwelt nicht mehr erreichte Werte der Dichtkunst und Musik hervorbrachte, hat auch in der Medizin den heute beherrschenden Gedanken der sozialen Hygiene in gereifter Form zur Welt kommen lassen. Er ist zum ersten Male ausgedrückt in dem Werk Franks: „System einer vollständigen medicinischen Polizey.“ Sein Verfasser hat ein weitberühmtes, international-wissenschaftliches Leben geführt. Er wurde am 19. März 1745 in Rodalben, einem kleinen Orte bei Pirmasens, geboren. Nach reicher praktischer und wissenschaftlicher Tätigkeit wurde er 1785 als Direktor des Krankenhauses nach Pavia gerufen. Zehn Jahre später kam er als Direktor des Allgemeinen Krankenhauses und Professor der praktischen Arzneischule nach Wien. Unter anderm war er dort auch einer der behandelnden Ärzte Beethovens. Von Wien kam Frank als Lehrer der klinischen Medizin nach Wilna und als kaiserlicher Leibarzt und Klinikdirektor nach St. Petersburg. Im Jahre 1809 kehrte er nach Wien zurück. Charakteristisch für den geistreichen Humor, der ihn bis zum letzten Augenblick nicht verließ, ist jene sarkastische Äußerung, die er auf dem Sterbebette tat, als nicht weniger als acht Ärzte es umstanden: „Jetzt verstehe ich erst jenen Grenadier, der, bei Waterloo von acht Kugeln durchbohrt, ausrief: »Sapristi, jetzt weiß ich auch, wie viele Kugeln nötig sind, um einen Grenadier zu töten!«“ — Nach dem Erscheinen seines genannten Hauptwerkes hatte Frank zum Teil die heftigsten Anfeindungen zu bestehen. Das ist nicht zu verwundern, wenn man sieht, daß es nicht nur für die damalige Zeit ganz neue und vielem Hergebrachten widersprechende Angaben enthält, sondern auch Vor-

schläge, die heute noch neu und trotz unbestreitbarer Richtigkeit nicht durchzusetzen sind. So wird beispielsweise einer ärztlichen Untersuchungspflicht vor der Ehe, einem Heiratsverbot bei Ehe und Fortpflanzung gefährdenden Krankheiten energisch das Wort geredet. Unter den unter das Heiratsverbot fallenden Krankheiten werden namentlich die Geschlechtskrankheiten angeführt, wie Frank sich überhaupt der Notwendigkeit umfassender Maßnahmen gegen diese Seuche vollauf bewußt ist. Kaum eine Abteilung jener Gebiete, die wir unter dem Namen „soziale Hygiene“ zusammenfassen, ist von ihm nicht mit Gründlichkeit und größtem Weitblick behandelt. Während in der damaligen Zeit eine gewisse Geheimniskrämerei von vielen Ärzten noch sozusagen als Berufsattribut betrachtet wurde, erblickt Frank in der richtigen gesundheitlichen Aufklärung ein unentbehrliches Unterstützungsmittel aller sozial- und individual-hygienischen Bestrebungen.

Dr. W. Schweisheimer.



Die deutsche Industrie und das Ausland: Fünf schwere Güterzuglokomotiven der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf-Derendorf für die rumänische Regierung vor dem Verlassen des Werkes.

In Nummer 4019 vom 8. Juli 1920 brachten wir die erste von der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik nach Umstellung ihres Betriebs auf die Friedensfabrikation hergestellte Lokomotive. Inzwischen ist die Leistungsfähigkeit des Werkes auf diesem Gebiet so gestiegen, daß monatlich 30 Lokomotiven und über 300 Waggons fertiggestellt werden. Im Interesse des Wiederaufbaues des Verkehrswesens in Deutschland und im Ausland, wo namentlich im Osten, in Rußland und seinen Randstaaten, noch gewaltige Aufgaben zu lösen sind, ist diese Entwicklung der alten Firma besonders zu begrüßen.

Eine Kritik der Steinachschen Pubertätsdrüsenlehre. Von Steinach und seinen Schülern war die innersekretorische (inkretorische) Tätigkeit der Keimdrüsen auf die in Hoden und Eierstock gefundenen Zwischenzellen bezogen und diese unter dem Namen „Pubertätsdrüse“ zusammengefaßt worden. Die Nachweise für das Vorhandensein einer solchen Drüse sind aber durchaus noch nicht gelungen, im Gegensatz zu manchen anderweitigen Veröffentlichungen, die eine solche Voraussetzung bereits als gegeben betrachten. Das wurde auch im Vorjahre auf der Naturforscherversammlung in Bad Nauheim von dem Freiburger Pathologen Aschoff ausdrücklich betont. — In einem neuen umfassenden, die ganze Literatur berücksichtigenden Buch „Entwicklung, Bau und Bedeutung der Keimdrüsenzwischenzellen“ (J. F. Bergmann; München, 1921) unterzieht der inzwischen als Nachfolger Roux' nach Halle berufene Anatom Stieve die vorhandenen Beweise oder vielmehr Nichtbeweise der Pubertätsdrüsenlehre einer scharfen sachlichen Kritik. Er kommt zu dem Ergebnis, daß den bindegewebigen Zwischenzellen im Hoden wie im Eierstock eine rein ernährende Tätigkeit zukommt, daß sie in sich die zum Aufbau der Keimzellen nötigen Stoffe speichern, aber nicht eine Drüse mit innerer Sekretion darstellen. Alle bisherigen Untersuchungen waren nicht imstande, eine inkretorische Tätigkeit der Hodenzwischenzellen darzutun, sie zeigen vielmehr deutlich, daß auch bei den höheren Tierarten die Absonderung des geschlechtsspezifischen Inkretes von den Keimzellen selbst ausgeht bzw. von ihren Abkömmlingen, den Sertolischen Zellen. — Für jeden, der das bedeutungsvolle biologische Gebiet der inneren Sekretion verfolgt, sind diese Ergebnisse von hohem Interesse. Auch die „Verjüngungsergebnisse“ werden besprochen, und es wird das Problematische und vielfach Unhaltbare der darüber veröffentlichten Ergebnisse dargelegt. Aus dem Stieveschen Buch geht jedenfalls mit Klarheit hervor, daß diese für das biologische Verständnis grundlegend wichtigen Dinge alle erst im Werden begriffen sind und noch keineswegs so gesichert, wie es manche ihrer Verantwortung nicht bewußte Autoren seinerzeit ihren betrogenen Lesern einzureden suchten.

S.

Stahlerhitzung in der Tropensonne. Oftmals hört man sagen, daß die „Temperatur in der Sonne“ so und so hoch gewesen sei, ohne daß aber näher angegeben wird, was darunter zu verstehen sei. Gewöhnlich denkt man sich ein Thermometer der Sonnenstrahlung ausgesetzt und meint seinen Höchststand, den es so erreicht. Indessen ist das nicht einwandfrei, denn dieser Stand wird verschieden sein je nach der Form des Thermometergefäßes (Kugel und Zylinder), je nach der Glasdicke, je nach der Befestigung des Thermometers in einem weiteren Glasrohre oder auf einem Brettchen und je nach der Sauberkeit des Gefäßes, da Staub die Wärmeaufnahme begünstigt. Handelt es sich aber um die Erwärmung anderer Gegenstände, so spielen der Stoff und die Farbe sowie die Stellung zu den Sonnenstrahlen eine sehr große Rolle. Ich habe einmal ein Thermometer auf meinem dunklen Ärmel in Südbulgarien bei grellem Sonnenschein auf einige fünfzig Grad steigen sehen. Solche Untersuchungen haben besonders in der Technik eine große Bedeutung. So muß man bei den Eisenbahnschienen Lücken lassen, damit sie sich ohne Stau unter der Sonnenbestrahlung frei ausdehnen können. Entsprechendes gilt ja für alle Eisenbauten wie Brücken usw. Bei dem Panamakanal fand man, daß die Schleußentore, die so dicht wie möglich waren, doch ein wenig Wasser durchließen, und zwar am Tage viel mehr als in der Nacht, weil die Sonne die eine Seite beschien und die Tore sich auf dieser Seite ausdehnten, sich gewissermaßen etwas warfen. Es wurden daraufhin Stahlblöcke von 31×5×5 cm Größe, als die Sonne im Zenit

stand, bei Windschutz ihren Strahlen ausgesetzt und in einer mit Quecksilber gefüllten Höhlung alle 15—30 Minuten die Temperatur bestimmt. Die größte Wärme betrug 56° C; doch erschienen 60° noch möglich. Es ist anzunehmen, daß in tropischen Wüsten mit sehr trockner Luft noch höhere Hitzegrade beobachtet werden, denn der Sand in Mesopotamien kann sich öfter auf 85° erhitzen. Auch unbearbeitetes Gußeisen wird über 60° warm werden. Bei weißem, rotem, grünem und schwarzem Ölfarbenanstrich wurden in dieser Reihenfolge steigende Grade beobachtet, so daß zwischen Weiß und Schwarz ein Unterschied von 11° vorhanden war. Wärmer als Weiß war Rot um nur 2°, Grün um 6° und Schwarz um 11°; die Schattentemperatur der Luft lag etwa 15° unter Weiß. Prof. Dr. C. Kaßner.

Ein U-Boot zur Entführung Napoleons I. Der Frankfurter Schriftsteller Karl Friederich erzählt in seinen Lebenserinnerungen, daß er beim Bau eines Tauchbootes zur Entführung Napoleons I. von St. Helena beteiligt war. Ursprünglich wollte man den Korsen in einem Luftballon entführen, der statt der Gondel ein seetüchtiges Schiffchen trug. Man traute aber der Lenkbarkeit des Ballons nicht. Deshalb kam man zu dem Plan, „ein Boot konstruieren zu lassen, das mehrere Schuh tief unter dem Wasser gehe und Raum für acht bis zehn Mann habe. Dieses war auch schon in Amerika bei einem geschickten Mechaniker, der zugleich Kenntnisse von der Schiffbaukunst besaß, bestellt und in Arbeit, das Modell dazu aber schon in London angekommen, und man hatte damit vollkommen genügende Versuche gemacht. Vermittelst eines angebrachten Räderwerkes konnte man die Maschine beliebig tiefer oder höher unter die Oberfläche des Wassers bringen und durch Einhaken das fernere Sinken oder Steigen des Bootes verhindern, so daß es in der Tiefe, in der es sich befand, vermittelst anderer ruderartiger Räder ohne große Anstrengung mit einer ziemlichen Schnelligkeit horizontal fortbewegt werden konnte." Nach dieser Beschreibung kann man annehmen, daß dieses U-Boot an Ketten unter einem Schiff hing. Dieses hätte dann unauffällig an St. Helena angelegt, ohne daß man das Unterwasserschiff sehen konnte. Friederich hatte in Frankfurt a. M. die Gräfin Survilliers, die Gattin des Exkönigs Joseph von Spanien und früheren Königs von Neapel, kennengelernt und er war dort mit dem General Gourgaud bekannt geworden. Dieser kam von St. Helena mit dem Plan, Napoleon zu befreien. Man wollte mit Hilfe eines befreundeten Londoner Kaufmanns zum Schein ein Handelsschiff nach Ostindien schicken. Das Schiff sollte, indem man den Bankerott vorgab, St. Helena anlaufen. Auf der Insel sollte der Kapitän erkranken, die Mannschaft sich aber durch Errichtung einer Gastwirtschaft unter Verwendung der Schiffsvorräte ernähren. So wäre es möglich gewesen, die mißvergnügten Soldaten und Offiziere zu gewinnen. Ein Lord C..., vermutlich Lord Clavering, hatte zuerst den Plan, Napoleon im Luftballon zu entführen, und er war es auch, der den Plan der Flucht im Unterseeboot aufbrachte. Der Lord befand sich in Amerika, um zuverlässige Offiziere und Mannschaften zu sammeln. Friederich war im Begriff, nach London zu reisen, wo das geheimnisvolle Fahrzeug fertig lag. Aus Amerika hatte er die Nachricht erhalten, daß alles vortrefflich stehe. Da traf im Juni die Nachricht in London ein, daß Napoleon am 5. Mai gestorben sei. Da Friederich manche Einzelheiten später verschiedenartig wiedergibt, könnte man die ganze Erzählung von einem Unterseeboot bezweifeln; aber auch Walter Scott erzählt uns in seiner Lebensgeschichte Napoleons, daß ein verwegener Schmuggler, der ehemals Nelsons Schiff gen Kopenhagen gesteuert hatte, namens Johnstone, der Erbauer des Unterseebootes gewesen sei. Scott berichtet auch, daß dieses Boot auf einer Themsewerft begonnen worden sei; die englische Polizei habe aber Nachricht davon erhalten und die Ausführung verhindert. F. M. Feldhaus.

Für die Frauenwelt.

Sommermoden. Die in der Regel mit Spannung erwartete, ein wenig aus der Art schlagende Saisonüberraschung traf diesen Sommer pünktlich ein in Gestalt des Organdykleides. Organdy ist nichts anderes als Glasbatist oder, um auf die klassische Bezeichnung zurückzugreifen, feiner Mull. Er tritt nicht gemustert auf, selten weiß, sondern bunt, korallenrot, lila, resedagrün, schwefelgelb usw. Ob aber weiß und mit einer bunten Farbe zusammengestellt oder bunt und mit Weiß kombiniert, das Überraschendste ist doch die Form, d. h. die sehr weiten Röcke der Kleider aus diesem Material. An einem Modell sah ich den Rock hinten bedeutend länger gehalten als vorn. Er war mit ein paar sehr großen Blumen und einem Vogel in japanischer Manier bestickt und ringsherum mit einem zartblau, gelb, rosa gemusterten Streifen eingefaßt, der sich, etwa 20 cm hoch, nach innen fortsetzte. An einem anderen Modell fielen mehrere Röcke übereinander, an noch einem anderen war der sehr weite Rock aus schwefelgelbem Organdy bis hoch hinauf gestickt, ergänzt durch ein schwarzes Taftleibchen, von dem vier lose, schwarze Taftbahnen bis über den Rocksaum herabfielen. Zur Begrenzung der breiten Volants oder Doppelröcke an diesen Sommerkleidern dient gelegentlich ein neuer und doch so uralter Zierat, und zwar: Aus Stoffblenden in einer vom Kleid abstechenden Farbe werden spitze Zacken genäht, die dem Volantrand untergesteppt werden. Nicht minder „zweites Kaiserreich" mutet das Langettieren der breiten Volants oder ihr Einfassen mit einer farbigen Stoffblende an. Die Leibchen sind meist ganz schlicht gehalten, rund dekolletiert, mit kurzen Ärmeln und dem Rock zusammenhängend gearbeitet, das Ganze reizend, aber vorläufig so überraschend, daß sich eine Frau, die eine derartige Toilette mit Eleganz trüge, kaum auf die Straße wagen dürfte. Landläufig ist nach wie vor die — wie es in der Schneidersprache heißt — „schlanke Linie", also das gerade und weich herabfallende Kleid, für einfache, sommerliche Bedürfnisse aus Voile, für elegante aus Crêpe Georgette, grobfadiger Tussorseide oder grobfadigem, sehr weichem Leinen. Nie sind die Röcke dieser Kleider eng, und wenn sie es sind, dann werden sie zum Teil durch lose fallende Bahnen oder Schürzenteile, oder wenigstens *einen* solchen, verdeckt, denn gar manchmal — o Laune der Mode! — fällt nur vorn eine Art Schärpe über den Rock herab, während er hinten ganz glatt bleibt. Auch Voile oder Batist anbelangend, tritt das weiße Kleid stark zurück hinter dem farbigen. Ungewohnt, aber geschmackvoll — in den meisten Fällen geschmackvoller als die hellen oder gar die weißen Kleider — sind die aus dunklem wie marineblauem, lila oder braunem Voile, der in der Regel mit einer lebhaften Farbe zusammengestellt wird, z. B. Marineblau mit Korallenrot, Braun mit Beige, Lila mit Grau. Neu ist es, die verschiedenfarbigen Stoffe so zusammenzusetzen, daß Streifenwirkung entsteht, beispielsweise: das Kleid bleibt glatt, die Schürzentunika ist gestreift. In sehr reicher Auswahl liegen die buntgestickten, abgepaßten Sommerroben vor. Es gibt darunter sehr Ansprechendes, Preiswertes, das schon deshalb anzuraten ist und viel Abnehmer finden wird, weil die Verarbeitung wenig Schwierigkeiten bietet. M. v. Suttner.

Bade- und Strandzeit. Das ist eigentlich die hübscheste und fröhlichste Zeit in der Mode, wenn die Frauen in die kurzen Höschen schlüpfen, sich dezenter als im Ballsaal dekolletieren und in einem sehr schicken Badecape am Strand promenieren. Denn die heuer modernen Badeanzüge sind so hübsch, daß es schade wäre, sofort ins Wasser zu gehen. Ausgezackte Taftvolants zu andersfarbigen Seidentrikothöschen geben ganz reizende Farbenflecke ab, und wenn man noch dazu ein hübsches apartes Bademützchen aufsetzt, das man kühn unter dem rosigen Kinn festbindet, ist

das hübscheste Strandkleid fertig. Um also auch da ein wenig Abwechslung in die Sache zu bringen, hat man ein reizendes Badecape auf den Plan gebracht, das als Umhang zur Strandpromenade gedacht ist. An einem Sattel eingezogen, mit buntem Schalkragen und Bordüre bedacht, wirkt dieses Badecape reizend. Aber man kann in den schönen Strandtagen nicht nur im Badeanzug spazierengehen, man muß auch ein gutes Kostüm und einige hübsche Kleider haben, die man tragen kann, und da kommt dann vor allem ein fesches helles Kostüm in Betracht aus Gabardine oder Cover-Coat mit schicker Jacke und die heuer so reizvollen Foulardkleidchen, die durch ihre Einfachheit allein wirken, und die so leicht, anmutig und anspruchslos in der Form sind, daß sie die ausgesprochenen Strandkleider darstellen. Dazu ein großer Hut, der ebenfalls anmutig weich gearbeitet ist, und ein hübscher moderner Sonnenschirm mit Elfenbeingriff, der selbst zur Strandtoilette nicht fehlen darf. Von den hübschen Badesandalen bis zum — der Toilette zupassenden — Sämischlederschuh gar nicht zu sprechen, die alle da sein müssen, wenn man darauf hält, gut angezogen zu sein, und das Strandbild verschönern will. Und welche Frau wollte dies nicht? Claire Patek.

Tagung für Berufsberatung. Die „Zentrale für weibliche Berufsberatung“ in Wien hatte für den 22. und 23. Mai d. J. eine Tagung einberufen, die unter dem Vorsitz ihrer um die Aufrollung des Problems sehr verdienten Präsidentin Frau Ally Schwarz sich nicht nur mit der Berufsberatung für Frauen, sondern auch mit der Gesamtfrage eingehend befaßte. Noch sind die Ansichten über die Aufgabe, die der Schule an der Berufsberatung zufällt, nicht geklärt; Schularzt Dr. Burckhard aus Graz führte aus, daß ihr nur die Vorarbeiten zukommen, die Ausfüllung der Fragebogen, und daß der Schularzt nur grundlegende Fragen beantworten könne: „Eignet sich das Kind für jeden Beruf?“ „Welcher ist zu vermeiden?“ Einer Meinung war man darüber, daß Arzt, Psychotechniker, Lehrer und wirtschaftlicher Berater gleichwertigen Anteil nehmen sollen und diesem nicht die entscheidende Stimme zukomme. „Jetzt“, sagte Referent Küpper, „ist die Berufsberatung nur zu oft eine Erwerbsberatung.“ Auch Dr. Neurath vom Forschungsinstitut für Gemeinwirtschaft fordert, daß Eignung, Kenntnisse, Neigung, frei von wirtschaftlichem Drucke, die Berufsbestimmung treffen; dann erst greife die wirtschaftliche Beratung ein. Schon vor dem Übertritt in die Mittelschule habe die Berufsberatung einzusetzen; sie wiederhole sich vor Schulaustritt bzw. vor der Hochschule. Daß Leutenot, daß Berufspolitik überhaupt fernzuhalten sei, wird übereinstimmend verlangt. Gegen den Dilettantismus in der Berufsberatung wendet sich Dr. Uranitsch. Wie eingehend die Ausbildung der Berufsberaterin sich gestalten muß, zeigten fesselnde Lichtbildervorträge im Technischen Museum, die die Gefahren in verschiedenen Betrieben veranschaulichten. — Über geistige und höhere Berufe sprach Hofrat Dr. Bartsch; er verwirft beide Bezeichnungen, denn jeder geistige Beruf erfordert auch körperliche Betätigung, so z. B. der des Chirurgen, und der höhere Beruf ist meist nur der auf historischer Grundlage sozial höher bewertete, eine Bewertung, die der Zeitströmung unterliegt (siehe Offiziersstand). Die Berufsberatung habe der Gesellschaft zu dienen, indem sie jeden auf den Platz weist, auf dem er ihr nützlich wird; in dem einzelnen soll sie Berufstreue erwecken, die in unserer Zeit selten geworden ist. Regine Ulmann.

Der Kampf gegen die Junggesellen in der Türkei. Drakonische Gesetze gegen alle Unverheirateten über 25 Jahre hat das Parlament der türkischen Nationalisten in Angora erlassen. Männer, die sich mit 25 Jahren noch nicht verheiratet haben, werden zunächst damit bestraft, daß man ihnen ein Viertel ihrer Einkünfte wegnimmt. Kein Beamter des neuen türkischen Staates, der über 25 Jahre alt ist, darf Junggeselle sein. Beharrt jemand fortgesetzt dabei, nicht zu heiraten, so kann er schließlich zu Strafarbeit und Zuchthaus verurteilt werden. Heiraten und Familienzuwachs werden auf alle Weise begünstigt, so durch Landschenkungen an Verheiratete, Darlehen zu Heiratszwecken, staatliche Erziehung der Kinder. Auch werden Männer unter 50 Jahren ermutigt, wieder zwei und noch mehr Frauen zu heiraten, während infolge der teuren Zeiten die Türken mehr und mehr zur Einehe gekommen sind.

Literatur und Kunst.

Über das chinesische Theater. Der holländische Dichter Henri Borel, der viele Jahre in Indien und China gelebt hat, ist auch als Schilderer ostasiatischer Verhältnisse, namentlich als Interpret der chinesischen Philosophie und der chinesischen Götter- und Höllenlehre, hervorgetreten. Ebenso verdienstvoll und originell ist sein Buch „Weisheit und Schönheit in China“, das Ernst Keller-Soden ins Deutsche übersetzt hat (Verlag Otto Hendel, Halle). Ich habe selten ein Buch gelesen, aus dem man so viel Belehrung über die Sitten eines seltsamen Volkes, seine Religion und Philosophie, seine Kunst und Kultur schöpfen kann wie aus diesem. Henri Borel ist ein Dichter und Menschenfreund, wie er ein Philosoph ist; aber weil er kein Gelehrter ist, weiß er uns gerade das, was wir über ein Volk wissen wollen, die charakteristischen Momente des Volkswesens und des Kultus, in plastischer Deutlichkeit, in lebhafter Darstellung vor Augen zu führen. Borel berichtet unter anderm über Theatervorstellungen, die er in der Stadt Amoy gesehen hat. Das chinesische Theater ist kein beständiges, es besteht kein Theatergebäude. Das Theater ist für das Volk und existiert durch das Volk, das heißt, wenn einer der Festtage und Geburtstage des Volksheiligen (z. B. Buddhas) ist, dann zirkuliert unter den Einwohnern eine Liste. Jeder Chinese opfert gern sein bißchen „cesh“, und so ist die Aufführung gesichert. Die Bühne wird im Freien errichtet auf einem geeigneten Platze, z. B. gegenüber einem Tempel. Es ist eine einfache Estrade, weiter nichts. Kulissen und Dekorationen gibt es nicht. Ebensowenig gibt es Plätze für die Zuschauer. Wer sitzen will, muß sich seinen Stuhl mitbringen. Das Entree fällt fort, da alles schon bezahlt ist — vom ganzen Volke. Theater wird den ganzen Tag über gespielt. In der lauen Abendluft sitzen die in Hellblau oder Grün gekleideten Chinesen unter den mächtigen Zweigen der großen Bäume; andere stehen, graziös gelehnt gegen die Pfeiler eines Tempels, in der vornehm-nachlässigen Haltung, die jedem Orientalen etwas Malerisches verleiht. Es herrscht eine ehrfurchtsvolle Stille unter diesen Hunderten von Zuschauern, die dem Europäer fast unglaublich erscheint, zumal man nirgends einen Polizisten oder Soldaten sieht. Es wird sogar niemals applaudiert. Die Stücke, die aufgeführt werden, sind zumeist den Klassikern entnommen, z. B. der „Tong Su“ (d. h. Dinge der Thang-Dynastie) oder der „Tsing Tong“ (d. h. Kampf im Osten). In diesen Stücken haben die Kämpfe der Chinesen, als sie noch die Eroberer von ganz Ostasien waren, eine theatralische Bearbeitung gefunden. Wir finden in diesen Theaterstücken Wunder wieder, wie sie ähnlich in dem Nibelungenlied und anderen Heldenliedern vorkommen. Es gibt darin unverwundbare Helden, berühmte Schwerter, Wunderkappen, die unsichtbar machen, Zaubersprüche, auf welche Heere von Dämonen zu Hilfe eilen. Es kommen darin Weltbrände vor, die ganze Heere vertilgen. All das Kindliche, Unwahre, Unbeholfene, aber auch das Grandiose, Riesenhafte und Göttliche der romantischen Heldensage offenbart sich in diesen chinesischen Dramen. Und das Wunderliche und Wundervolle: Diese Romantik wird auf der Bühne in einer ebenso kindlichen wie imposanten Weise dargestellt. Die chinesische Bühne kennt, wie gesagt, keine Dekorationen und Montierungen; aber es ist jenes überwältigende Starke, jenes einfach Große darin, das einem Werke den Stempel der großen Kunst gibt. Shakespeares Dramen wurden ja auch zuerst so aufgeführt. Stundenlang währen bei Tag und Nacht diese Aufführungen, und stundenlang stehen die Zuschauer davor in stiller Andacht. Es ist doch gewiß nichts Primitiveres denkbar als ein Theater, auf dem der Schauspieler, wenn er eben abgetreten ist, sich ruhig auf der Bühne nebenhin stellt, ein Täßchen Tee trinkt oder seine Pfeife ansteckt und sich mit einem der Figuranten unterhält. Auch werden auf der Bühne die Gewänder gewechselt, sogar dicht hinter dem Helden,

(Fortsetzung auf Seite 520.)


Addier- u. Subtrahier-Maschine
CONTINENTAL
Erzeugnis der Wanderer-Werke A.-G.
Schönau b/ Chemnitz
Ich addiere, subtrahiere und schreibe
Eine Entlastung für alle Großbetriebe.
Man verlange Druckschriften u. Auskünfte über Verwendung.


Tekko
Die TEKKO-Wandbekleidung mit ihrem dezenten Glanze und ihren reichen Farben gibt dem Salon, dem Theaterraum oder Festsaal ein feierliches Gepräge. TEKKO besteht nicht etwa aus leicht zerreißbarem Papier oder aus staubhaltigen Geweben, sondern aus zäher, stoßfester Pergamentmasse, in die Geruch und Staub nicht eindringen können. Die Farben sind lichtbeständig und nehmen Wasser nicht an. TEKKO kann daher mit Seifenwasser und Bürste gewaschen werden. Erste Künstler haben es verstanden, den dekorativen Wert des originellen Wandkleides durch edle Musterung noch zu erhöhen.
Musterkarten in allen erstklassigen Tapetengeschäften. Abbildungen und Proben kostenlos von der Salubra A. G., Grenzach .... i. B.
LICHTECHT


Sehr preiswert
Toiletten - Reisekoffer u. Taschen
P. Raddatz & Co
Berlin W, Leipziger Str. 122/23


Deutsche Präzisions-Uhrenfabrik Glashütte Sa. e.G.m.b.H.
Die "Deutsche" Präzisionsuhr Original Glashütter Erzeugnis
Verkauf nur durch Mitglieder.

(Fortsetzung der „Literatur und Kunst“ von Seite 518.)

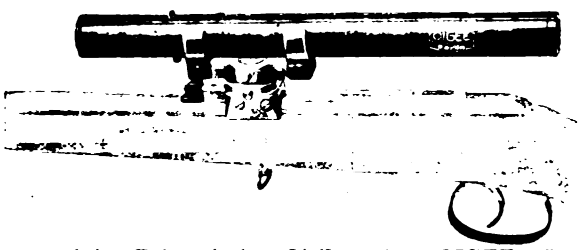
der noch in der Halle ist. Man kann sehen — ohne daß dies irgend zu verbergen gesucht wird — wie ein Schauspieler sein Gesicht bemalt oder seinen Bart festklebt vor einem kleinen Spiegel. Wenn auf der Bühne zwei lange Stöcke aufgerichtet werden, mit einem Stück Segeltuch dazwischen, so stellt dies eine Stadtmauer dar. Wenn mit den Händen die Bewegung des Ruderns gemacht wird, so stellt die Bühne die See vor, und die Spieler befinden sich auf den Schiffen. Ein kleines Pulverflämmchen ist ein Weltbrand, und ein wenig heruntergeschüttetes Wasser ist ein Wolkenbruch. Man denke sich in diese primitive Kunstauffassung hinein, und dennoch spielen sich in der Phantasie des Zuschauers Weltbegebenheiten ab, Kämpfe, die zwischen Millionenheeren stattfinden, Schicksale ganzer Nationen und Geschlechter. Am beliebtesten sind die Stücke aus der glorreichen Zeit der Thang-Dynastie (etwa 650 n. Chr.). Eines der populärsten ist das Stück, in dem ein weiblicher Feldherr, die Prinzessin Hau Lee Hoa, Heldin ist. Der Kampf der Königstochter mit dem schönen Sohne des feindlichen Heerführers wird bald ein Liebeskampf. Die Prinzessin fordert den jungen Helden zum Zweikampf auf. Ihr Schicksal aber ist es, diesen dereinst zu heiraten. Bevor sie daher den Zweikampf beginnt, erklärt sie dem Helden öffentlich, daß sie einst seine Frau sein werde. Er verschmäht die Barbarin und beginnt den Kampf. Dieser Kampf bildet nun den eigentlichen Inhalt des Stückes, der in seinen bunten Verwandlungen märchenhaft, echt orientalisch anmutet. Schließlich schwört der Prinz nach wiederholten Niederlagen einen so großen Schwur, die Barbarin nunmehr zu ehelichen, daß er nicht mehr zurück kann. Die beiden heiraten sich, und die feindliche Stadt unterwirft sich den Chinesen. Die Darstellung ist, wie ich schon erwähnte, die primitivste. Nur einige Musikanten, die mit Flöten, Holzgeigen, Gong und Becken den Text fortwährend begleiten, und zwar nicht nach vorgeschriebener Musik, sondern wie es ihnen der Moment eingibt, und die bunte, fortwährend wechselnde Kleidung der Schauspieler helfen allein der Phantasie der Zuschauer nach.

Dr. Hans Benzmann.

Zum hundertjährigen Jubiläum des „Freischützen“. Am 18. Juni d. J. sind es gerade hundert Jahre, daß Carl Maria v. Webers „Freischütz“

Jedes Ziel — ich wett,
Triffst du mit „Gnomet“,

Wer mit Waffen vertraut ist, jedoch nicht in Verbindung mit einem Zielfernrohr, wird überrascht sein, welche Vervollkommnung der Waffe das Zielfernrohr bedeutet. Während beim Zielen über Korn und Kimme das Auge nach den drei Punkten Kimme, Korn und Ziel suchen muß, zeigt sich im Zielfernrohr das Ziel selbst entsprechend der Vergrößerungszahl vergrößert oder mit anderen Worten, dem Auge näher gerückt. Befindet sich ein Ziel z. B. in 100 m Entfernung und das Fernrohr hat zweimalige Vergrößerung, so erscheint das im Fernrohr sichtbare Bild so groß, als ob das Ziel nur in 50 m Entfernung vom Auge stünde. Bei dreimaliger Vergrößerung des Fernrohres verkürzt sich diese scheinbare Entfernung auf 33$^1/_3$, bei viermaliger auf 25 m usw. Dadurch fällt dem Beobachter beim Blick durch das Fernrohr die größere Klarheit des Zieles geradezu ins Auge. Gleichzeitig aber sieht dieses Auge in gleicher Ebene den Zielstachel im Fernrohrsystem, und zwar durch dessen Optik auf das Ziel projiziert. Zielfehler sind also nahezu, wenn nicht sogar vollkommen, ausgeschlossen, zumal der Zielstachel im Fernrohr dem Schützen im Augenblick zeigt, ob er die Waffe, auf der das Zielfernrohr montiert ist, richtig hält. Im anderen Falle würde der Zielstachel nicht senkrecht, sondern schräg im Bilde stehen und somit sofort das sogenannte Verkanten des Gewehres bemerkbar werden. Gerade dieser Fehler wird bekanntlich von Anfängern beim Zielen über Kimme und Korn regelmäßig gemacht, dagegen beim Gebrauch des Zielfernrohres OIGEE „Gnomet“ unbedingt vermieden.



Es ist klar, daß diese Vorteile des Zielfernrohres allen Augen zugute kommen, ob sie normal-, kurz- oder weitsichtig sind. Nun wird aber der Kurzsichtige, sofern er ohne Brille zielt, die sonst seine Kurzsichtigkeit ausgleicht, wohl die Kimme, möglicherweise auch noch das Korn, niemals aber zu gleicher Zeit das Ziel scharf sehen können, umgekehrt, der Weitsichtige wohl das Ziel, nicht aber Korn und Kimme. Für alle Schützen mit normaler oder nicht normaler Sehkraft bildet das Zielfernrohr demnach das einzige Hilfsmittel zum richtigen Gebrauch der Schußwaffe.

Die Preisfrage sowohl in Zielfernrohren wie in deren Aufpassung auf Schußwaffen hat bisher der allgemeinen Verwendung dieses wunderbaren optischen Hilfsmittels hindernd im Wege gestanden. Das kann jetzt als überwunden gelten. Die Optische Anstalt OIGEE, Berlin-Schöneberg hat mit ihrem Zielfernrohr OIGEE-„Gnomet“ 2 x Vergrößerung für Mark 200.— und ihrer eigens dafür geschaffenen Montage „Oigefix“ zu Mark 125.— unter Verzicht auf nennenswerten, eigenen Verdienst, Neuheiten gebracht, deren Ankauf jedem, am Schießsport interessierten Schützen dadurch ermöglicht ist. Die auch mit Abbildungen reich ausgestattete Beschreibung Nr. KLZ 3918 dieser Neuheiten gibt weitere Aufschlüsse und ist in allen besseren Waffenhandlungen kostenlos zu haben. Sonst verlange man sie auch unmittelbar von der Optischen Anstalt OIGEE, Berlin-Schöneberg unter Beziehung auf diesen Hinweis.

Neue Brillengläser. Die richtige Wahl der Brillengläser ist für die Pflege des Auges und für die Erhaltung seiner Sehkraft von größter Wichtigkeit. Vollkommen zu verwerfen sind die geraden (bikonvexen und bikonkaven) Formen der Brillengläser, die unter dem Namen Bigläser bekannt sind. Schon seit langem ist daher die Brillengläser-Technik zur Fabrikation durchgebogener Gläser übergegangen. Diese Gläser haben nicht nur eine gefälligere und kleidsamere Form als die alten Bigläser, sie sind vor allem dem Bau und der Wirkungsweise des Auges ungleich besser angepaßt als jene. Durchgebogene Brillengläser werden in verschiedensten Ausführungen hergestellt und sind unter den verschiedensten Bezeichnungen im Handel. Als die besten galten bisher im allgemeinen die punktuell abbildenden Gläser, doch sind auch diese in der jüngsten Zeit übertroffen worden. Der Optischen Anstalt C. P. Goerz A.-G., Berlin-Friedenau 9, ist es durch umfassende mathematisch-optische Berechnungen gelungen, eine neue Form von Brillengläsern zu finden, die alle bisher bekannten Gläser bedeutend übertreffen. Diese Gläser sind unter dem Namen Goerz-Sinerral-Brillengläser im Handel. Sie bieten dem Brillenbedürftigen das beste und vollkommenste, was bisher auf diesem Gebiet geleistet ist. Die neuen Gläser gewähren dem blickenden Auge über das ganze Gesichtsfeld, also auch durch deren seitlichen Teile ein gleichmäßig scharfes Sehen. Eine weitere Annehmlichkeit der Sinerralgläser liegt darin, daß beim Wechsel der Blickrichtung, wie er durch die Rollbewegung des Auges bedingt ist, keinerlei schädigender Zwang empfunden wird.

im Schinkelschen Schauspielhause in Berlin zur Uraufführung gelangte. Das war, kurz gesagt, der Geburtstag der deutschen nationalen Oper im umfassendsten Sinne des Wortes. War Mozart der bedeutendste Vertreter der deutschen komischen Oper, die an das nationale Singspiel J. A. Hillers, aber besonders musikalisch noch an die Italiener anknüpfte, so erstand in Weber der eigentliche Begründer einer nationalen Oper ernster Richtung: Beide, Text und Musik, schöpfen aus deutschem Volksgut, aus der heimatlichen Sage und — wenigstens mittelbar — aus dem Volksliede. Ohne Weber ist die deutsche romantische Oper, mit Heinrich Marschner an der Spitze, undenkbar, und selbst die Riesengestalt Richard Wagners wurzelt letzten Endes im deutsch-romantischen Boden des „Freischütz“-Komponisten. Erst die begeistert aufgenommene Uraufführung des „Freischützen“ hat Webers Volkstümlichkeit auf dem Gebiete der Oper begründet; vorher war er vornehmlich der „beliebte“ Verfasser der Weisen zu Körners „Leier und Schwert“ und der angesehene Dresdner Hofkapellmeister. Daß die Ouvertüre zu der Oper nicht auf deutschem Boden, sondern — am 8. Oktober 1820 — in Kopenhagen zum ersten Male öffentlich gespielt worden ist, hat der Sonderforscher der Dresdner Musikgeschichte, Otto Schmid, unlängst in der Dresdner Zeitschrift „Der Zwinger“ nachgewiesen. Dr. M. U.

Memoiren. Der Verlag Langewiesche-Brandt in München-Ebenhausen hat sich stets durch die Gediegenheit seiner Veröffentlichungen namentlich in bezug auf die Memoirenliteratur ausgezeichnet, und er wahrt auch diesen Ruf in seiner letzten Neuerscheinung: „Wolfs“ Geschichten um ein Bürgerhaus erzählt von Wilhelm Langewiesche (26. Band der „Bücher der Rose“; kart. 3 Mark in zwei Büchern). Diese zwei schmalen Bändchen sind „ein unterhaltliches Geschichts- und Geschichtenbuch“ im Sinne des alten Fontane, denn geschickt ist erzählte Historie mit historischer Erzählung darin verknüpft. Jeder Teil enthält eine bunte Fülle von Schatten und Gestalten, Bildern und Geschichten aus der Zeit, da das neue Bürgertum geboren ward und kämpfend und leidend erstarkte. — „Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes“ (Wiener Literarische Anstalt; gebunden 32 Mark) nennt sich ein liebenswürdiges, amüsantes Buch von Pauline Metternich-Sándor, der Enkelin des Kanzlers Clemens Metternich. Die Verfasserin plaudert in ihrer natürlichen, lustigen Art von europäischen Höfen,





von der Gesellschaft Wiens und besonders ausführlich über die Berühmtheiten des Tages, Wagner und Liszt, die sie mit ihrem Einfluß zu fördern eifrig bestrebt war. Namentlich das Wagner gewidmete Kapitel ist von großem Interesse, denn es zeigt uns den Bayreuther Meister in seiner wenig sympathischen Menschlichkeit. Ein außerordentlich unterhaltendes und fesselndes Memoirenbuch sind die „Erinnerungen Joseph Fouchés“, des Polizeiministers Napoleons I. (Deutsch von Paul Aretz. Mit 21 Abb. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart; 20 Mark.) Man schaut hier hinter die Kulissen der Napoleonischen Politik. Fouché leitete die Spionage, alle Staatsgefängnisse standen unter seinem Befehl; die Beaufsichtigung der Fremden, Amnestierten und Emigranten lag in seinen Händen. Ja, sogar Napoleon selbst wurde von ihm überwacht. Er war neben dem Kaiser eine Zeitlang der mächtigste Mann in Europa, und wenn man die Erinnerungen liest, so sieht man, wie Napoleon seinen gewaltigen Einfluß nicht zuletzt dem furchtbaren Werkzeug verdankte, das er sich in seiner politischen und kriminellen Polizei geschaffen hatte. Ein interessantes modernes Gegenstück zu diesem Werk bilden die persönlichen Erinnerungen des Chefs der russischen Geheimpolizei Komaroff-Kurloff, die unter dem Titel „Das Ende des russischen Kaisertums“ bei August Scherl, Berlin, erschienen sind. Kurloff spielte die Rolle eines Fouché unter Nikolaus II., und es ist sehr reizvoll, ihn über seine Tätigkeit als Polizeichef sowohl vor dem Kriege als auch während desselben erzählen zu hören. Jetzt rechnet dieser getreue Monarchist und Zarendiener zu den zahlreichen russischen Emigranten, die vielleicht ihr Vaterland nie mehr wiedersehen werden. — Für das politische und kulturelle Leben Deutschlands kommen folgende Neuerscheinungen in Betracht. Zunächst eine sorgfältig zusammengestellte einbändige Auswahl der Briefe Wilhelm und Caroline v. Humboldts, herausgegeben von Anna v. Sydow (E. S. Mittler & Sohn, Berlin; 40 Mark). Diese lang erwartete Ausgabe des einzigartigen Briefwechsels, der in alle Höhen und Tiefen menschlichen Erlebens und vaterländischer Geschichte führt, wird dem deutschen Volke eine willkommene Gabe sein und in unserer zerrissenen, des Trostes und Haltes bedürftigen Zeit ihm zum Segen gereichen. Er umfaßt die Zeit von 1788 bis 1835. Zeitlich schließen sich die Jugendbriefe Kurd v. Schlözers an, herausgegeben von L. v. Schlözer (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; 25 Mark). Sie reichen bis zum

Jahre 1856, behandeln viele bedeutsame geschichtliche Ereignisse und künden schon die Eigenschaften an, die das Lesen der späteren Briefe des Verfassers so genußreich machen: die Sicherheit des Blicks und Freiheit des Urteils, die lächelnde und doch innerlich oft aber ernsthafte Skepsis gegenüber allem, was sich selbst zu ernst und wichtig nimmt, sowie den feinfühligen historischen Sinn. Endlich sei in dieser Gruppe auf Ottmar v. Mohls „Fünfzig Jahre Reichsdienst“ (Paul List Verlag, Leipzig; 24 Mark) nachdrücklich hingewiesen; denn diese Erinnerungen dieses Kabinettsekretärs der letzten Kaiserin sind eine unentbehrliche Ergänzung zu den zahlreichen Memoiren der Mithandelnden im Weltkriege und heben die begangenen politischen Fehler deutlich hervor. Unter den neu erschienenen Dichtermemoiren befindet sich ein Büchlein von Arthur Achleitner über „Das spanische Königshaus“ (Gebrüder Paetel, Berlin; 6 Mark), das ein Versprechen des Verfassers an die Infantin Maria Theresia, die Schwester des jetzigen Königs, einlöst und nach gesammelten Akten und intimen Kenntnissen des Hofes besonders das Leben, Wirken und Leiden der Königinmutter schildert. Eine genußreiche Lektüre gewähren uns die Lebenserinnerungen von Richard Voß „Aus einem phantastischen Leben“ (Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart; gebunden 50 Mark). Ein reichbewegtes Leben zieht hier an uns vorüber — ein Leben voll Arbeit, Leiden, Schönheit und Genuß. Schier unübersehbar ist die Reihe bedeutender Persönlichkeiten, mit denen der Dichter freundschaftlich verkehrte. Sie alle finden liebevolle, feingezeichnete Charakteristiken. Das Wertvollste bleibt aber doch der Spiegel der Persönlichkeit des Verfassers, der sich stets als der vollendete Mann von Welt, der nach Erkenntnis ringende Weise, der schönheitsdurstige Künstler und vor allem als der edle hilfreiche Mensch offenbart. — Auch Frida Schanz, die bekannte Jugendschriftstellerin, hat Erinnerungen geschrieben (Verlag August Scherl, Berlin; 18 Mark), die von Kindheit und Mädchenalter plaudern und sicher bei den begeisterten jungen Verehrerinnen ihrer Schriften viel Beifall finden werden. Den Schluß der Memoirenreihe mögen Leopold Hirschbergs „Erinnerungen eines Bibliophilen“ bilden (Bibl. Verlag O. Goldschmidt-Gabrielli, Berlin-Wilmersdorf), die mit ihren reichen und amüsanten Erfahrungen jedem Büchersammler empfohlen seien.

Dr. V. T.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Bloch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Bloch; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber in Leipzig

Nr. 4051 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 156. Band

Literatur und Kunst.

Bücher, die uns nicht erreichten ... Eine Elegie, eine Klage ist es, was ich hier schreibe, zugleich aber auch eine Anklage gegen die zerstörerischen Gewalten und Zufälle des Lebens, die von jeher aus der urtriebhaften Feindschaft der Elemente gegen das Gebild der Menschenhand deren Werke, ohne sich durch Gestalt und Stoff beirren zu lassen, im Bunde mit Flammen und Fluten und den apokalyptischen Mächten der Erde zu vernichten suchen. Kaum vermag die Phantasie die Verluste zu begreifen und zu bemessen, die damit der Menschheit seit Jahrtausenden im unaufhaltsamen Wechsel der Ereignisse zugefügt worden sind. Um die Trümmer vergangener Kulturen kreisen trauernd unsere Einbildungen und suchen darin das Leben, das den Ruinen und Reliquien zu entsprechen scheint. Unzweifelhaft ist es durch die Ökonomie der Weltordnung bedingt, daß von den Leistungen der Menschen der größte Teil zugrunde gehen muß, damit an seiner Statt das der jeweiligen Gegenwart Gemäße erstehen kann; trotzdem aber ist der Mensch in seinem oft so aussichtslosen Kampf um seinen und seiner Hände Arbeit Bestand eine Figur von höchster Tragik. Nicht nur, daß alles Naturgeschehen: Feuer, Wasser, Erdbeben, sich gegen ihn verschworen hat, er selbst mit seinen niederen Leidenschaften: Haß, Neid, Unduldsamkeit, und den durch sie erregten Zuständen ist immer sein eigener ärgster Feind. Die Aufgabe, den Ursachen des Untergangs von Werken des Schrifttums nachzuspüren, ist für die frühen Zeiträume der Weltliteratur nur summarisch zu lösen. Unübersehbar ist die Menge und der Umfang des Verschollenen. Jede Aufzählung der verlorenen Schätze würde unvollständig bleiben müssen, weil wir von vielen Werken nicht einmal die Titel kennen, obgleich ihr Vorhandensein durch andere Tatsachen beglaubigt ist. Von des Aischylos etwa 70, nach anderen 90 Dramen sind uns vollständig nur sieben erhalten; die Zahl der von Sophokles verfaßten Dramen wird auf rund 120 beziffert, von denen über 100 durch Titel und Bruchstücke, aber ebenfalls nur sieben ganz überliefert sind; dem Euripides werden 92 Dramen zugeschrieben, aber außer Fragmenten haben sich nur 17 Tragödien und ein Satyrspiel auf die Nachwelt gerettet. Auch die griechische Lyrik ist auf große Strecken nur aus Andeutungen zu erschließen: sowohl Alkaios wie die Sappho, um nur zwei der bedeutendsten Beispiele anzuführen, müssen wir aus Trümmern wiederherzustellen suchen. Fragen wir uns, welchen Umständen wir den Verlust des weitaus größten Teils dieser unersetzlichen Reichtümer zuzuschreiben haben, so leuchten die großen Brände, von denen Alexandria, der Mittelpunkt der heidnischen Gelehrsamkeit bis ins 4. Jahrhundert n. Chr., mehrmals vom Krieg überzogen, heimgesucht war, die tragische Antwort. Vergegenwärtigen wir uns, daß die beiden Bibliotheken des alexandrinischen Museums zusammen 700000 Rollen stark waren, als im Jahre 47 v. Chr. Julius Cäsar die Stadt belagerte, bei deren Eroberung die im Stadtteil Brucheion gelegene größere Bibliothek mit 400000 Rollen in Flammen aufging; im Jahre 390 n. Chr. läßt unter Theodosius d. Gr. der unduldsame Patriarch Theophilos die Bibliothek im Serapeion, mit der seit 273 die des unter Aurelian zerstörten Brucheion vereinigt war, verbrennen, und im Jahre 642 wird von des Kalifen Omar Feldherrn Amru ben Abás mit der Stadt Alexandria überhaupt als einem Sitz des Christentums auch die Bibliothek bis auf den Grund zerstört. Nicht einmal die Kataloge dieser beispiellosen Aufspeicherungen sind uns verblieben. Im Gegensatz dazu besitzen wir für die arabische Literatur in dem Fihrist, d. h. Index des Muhammad ibn Ishaq aus dem 10. Jahrhundert ein Verzeichnis ihres gesamten Bestandes bis auf die Zeit des Verfassers, „ein Inventar von zum großen Teil verlorenen oder verborgenen Schätzen" (Dyroff). Wohin sich diese Betrachtung wenden mag: in allen alten Kulturen haben die Dämonen der Vernichtung das Schrifttum, der Art des Materials und der Überlieferung entsprechend, am wenigsten verschont. Erst die Verallgemeinerung der Leidenschaft für Bücher durch den Geist der Renaissance und, entscheidend, die Kunst des Buchdrucks haben dem Verschwinden von Werken der Literatur durch die Einwirkung feindlich gesinnter Mächte Einhalt geboten. Aber noch immer ist die dichterische oder gelehrte Schöpfung, solange sie Handschrift bleibt, Möglichkeiten ausgesetzt, die ihre Überlieferung auf die Nachwelt verhindern. Ein Dichter kann in einer reiferen Epoche eine Jugendarbeit in die Flammen werfen, wie es Goethe 1767 mit seinem „Joseph" tat, den wiederzufinden auch Herrn Professor Dr. Paul Piper nicht gelungen ist; oder ein Dichter vernichtet ein satirisches Werk, wie Goethe seine Farce „Das Unglück der Jacobis", gewiß, weil er nicht zu Mißdeutungen Anlaß geben wollte. Die Erklärung, warum er seinen „Urfaust" verbrannte, der gleichwohl durch einen Zufall erhalten blieb, liegt vielleicht in diesen seinen, die gleiche Handlungsweise auch für andere Dichter rechtfertigenden Versen:

> „Laß doch, was du halb vollbracht,
> mich und andere kennen!
> Weil es uns nur irre macht,
> wollen wir's verbrennen."

Da wir beim „Faust" sind, so müssen wir Lessings gedenken, dessen denselben Stoff behandelnde Dichtung nicht auf uns gekommen ist, weil das Manuskript der ausgearbeiteten Teile im Jahre 1776 mit einer Kiste, in der sich auch gelehrte Ausarbeitungen befanden, in Verlust geriet. Der Unstern, unter dem Heinrich v. Kleists Leben verlief und dem gewaltsamen Ende zutrieb, hat auch das Schicksal seines zweibändigen Romans bestimmt, dessen Handschrift auf unerklärte Weise nun wohl für immer verlorengegangen ist. Einem Brande im Hause seiner Mutter fiel der größte Teil der Niederschrift von Heines „Rabbi von Bacharach" zum Opfer, jenes Werkes, das der Dichter selbst als sein uneigennützigstes, aber auch gediegenstes bezeichnet hatte. Um Georg Büchners „Pietro Aretino", der schon vollendet vorgelegen haben muß, und über den er sich noch in den Delirien seiner zum Tode führenden Krankheit Mitteilungen zu machen vergeblich bemühte, werden alle trauern, die das Feuer und die Kühnheit des Geistes in dem Verfasser von „Dantons Tod" bewundert haben. So könnten wir den Katalog der Bücher, von denen wir meist wenig mehr als nur die Titel kennen, bis zur Gegenwart fortsetzen, etwa bis zu Peter Hille, dessen handschriftlicher Nachlaß bereits von der Legende umsponnen ist. Nicht minder mannigfaltig als das Schicksal der literarischen Werke, denen es nicht beschieden sein sollte, als Bücher auf uns zu gelangen, ist das der Briefe von geistesgeschichtlich hervorragenden Männern und Frauen, jener Dokumente, in denen das Leben von einst am unmittelbarsten uns berührt. Auch sie sind häufig unter den seltsamsten Vorwänden und Beweggründen, aus Gleichgültigkeit oder Fahrlässigkeit, der Kenntnis der Nachwelt entzogen worden, so daß über vielen Beziehungen und entscheidenden Wendungen ein undurchdringliches Dunkel liegt.

Fritz Adolf Hünich.

Charlotte Niese. Ich glaube, die Zeit für die Romane und Erzählungen von Charlotte Niese ist jetzt wiedergekommen. Es gab einmal Jahre, da erklärte man die schleswig-holsteinische Dichterin für altmodisch und überholt. Damals hatte man den Sinn für den gesunden Realismus verloren und suchte nach naturalistischer Übertriebenheit, damals wünschte man sich Probleme und seelische Konflikte in Hülle und Fülle und erging sich in materiellen und psychologischen Analysen von quälender, peinlicher Deutlichkeit. Heute stürmt die Welt rings um das stille Haus des Literaturfreundes, des Lesers. Die Unruhe des Tages schüttet so viele Qualen und Probleme, Aufregungen und Konflikte in das Dasein des einzelnen, daß die Sehnsucht nach Behaglichkeit, Stille und Vergessen aufersteht. Man will hinweg von der Zeit und wünscht sich endlich einmal wieder eine Stunde der Versenkung ins Gemüt, eine Stunde, wo das Leben nicht bitter und grau erscheint, sondern sich füllt mit dem Glanze der Poesie und des Humors. Man sehnt sich nach dem Umgang mit Büchern, bei denen man sich behaglich im Sessel zurechtrückt, ein allem Genuß vorauseilendes Lächeln auf den Lippen, und die Welt des Dichters über den Alltag fortträgt. In dieser Stimmung greift man zu Charlotte Niese. Und wird nicht enttäuscht. Alles, was zeitblinde Tendenz von ihr und ihrer Schreibweise gesagt haben, trifft nicht zu. Ihre Einfachheit, ihre Natürlichkeit sind verknüpft mit seelischen, geistigen Ewigkeitswerten, und ihre Innerlichkeit ist so reich an Menschlichkeit und Erfahrung, an mütterlichem Verstehen und erfühlter Weisheit, daß davon ein Strom der Beruhigung ausgeht. Charlotte Nieses Bücher tun wohl. Man hat Vertrauen zu der Welt, die sie schildert, weil man spürt, daß alles Geschilderte echt ist, und daß in den vorgestellten Menschen wahrhaftig ein guter Kern steckt. Zustands- und Charakterbilder sind es meist, die sie in durchempfundener Behaglichkeit ausmalt. Schleswig-Holstein, unerschöpflich an Originalen, reinen Volkstumes voll, reich an geschichtlichen Erlebnissen, in stetem Streit mit dem Dänentum, versunken in seine unvergleichlichen Naturschönheiten von Meer zu Meer, ist dieser Dichterin über alles geliebte und gepriesene Heimat, von den jütländischen Grenzen im Norden bis nach Hamburg hin. Bleibt die Niese in diesem Bezirk, ist sie immer echt, tief und warmherzig. Deshalb gab sie in diesen Grenzen ihre Meisterwerke. Als Geschichtenerzählerin etwa in den Bildern und Skizzen „Aus dänischer Zeit". Es ist nicht zu viel gesagt, daß man an Storm denken muß, wenn man etwa die Schilderung des alten Kachelofens mit Bildern aus dem Alten Testament in „Mamsell van Ehren" oder ein solch humorvolles Stück wie die „Diebesrache" liest. Die Niese hat auch die gesammelte Innigkeit Storms, seine Objektivität und seine aus dem Gemüt quellende Stimmungsart. Dabei liegt über all ihren Geschichten, die sie in noch anderen Bänden sammelte, jener Duft, der aus den Linnenschränken unserer Großmütter strömte, mit dem unsere Großväter am Stammtisch einander behaglich Geschichten erzählten. Im Roman stieg sie zu größeren Zusammenhängen auf. Aus Zustandsschilderung her: infolge dessen überwiegt die Einzelszene, das Einzelbild, aber ihre Vielheit schließt sich doch zum großen Bilde: so etwa in „Die Klabunkerstraße", wo die Dichterin in starker, tragender Handlung Hamburgs trotz allem Weltstädtischen stets lebendige Kleinstadtidylle enthüllte. Zu höherer Kunst ward ihr Vermögen emporgerissen, als sie in „Licht und Schatten" Hamburgs Cholerazeit anpackte, und ergänzend stellte sich die Erinnerung an französisches Emigrantentum in „Vergangenheit" daneben.

Hanns Martin Elster.

In der Sammlung „Volksgut deutscher Dichtung", die im Verlag J. J. Weber, Leipzig, von Professor Dr. Max Hecker und Dr. Hans Wahl in mustergültiger Auswahl herausgegeben wird, ist als zuerst erschienener Band der gebundenen Ausgabe Goethes „Faust", erster und zweiter Teil, soeben, in Ganzleinen gebunden, herausgekommen (Preis 27 ℳ). Es verdient besondere Hervorhebung, daß, was bei volkstümlichen Klassikerausgaben häufig nicht beachtet wird, der Text von dem Herausgeber Professor Dr. Max Hecker, dem Ersten Assistenten am Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, aufs sorgfältigste und gewissenhafteste nachgeprüft worden ist, so daß es sich um eine Ausgabe handelt, die allen Anforderungen moderner Textkritik standhält und an manchen Stellen sogar erstmalige Verbesserungen bringt. Dem vornehm ausgestatteten Band ist eine Wiedergabe des Stichs beigegeben, den Joh. Heinrich Lips auf Goethes Veranlassung unter Zugrundelegung des Rembrandtschen Stichs für die erste Ausgabe des Faustfragments von 1790 geschaffen hat. Auf diesen „Faust" des „Volksguts deutscher Dichtung" trifft das Wort zu, daß das Beste für das Volk gerade gut genug ist. Den weiteren 15 Bänden des „Volksguts" kann man nach dieser Leistung mit größten Erwartungen entgegensehen.

Pl.

Das Frankfurter Goethemuseum in Not!

Von Prof. Dr. O. Heuer.

So verschieden man Goethe auffassen kann und auffaßt, in einem Punkte sind wir alle einig: Sein Wirken ist nicht in seiner Zeit beschlossen, auch nicht in der unseren. Der Einfluß seiner großen, tiefen und so klaren, einfachen Gedanken ist in stetem Wachsen. Goethes echter, auf der sicheren Grundlage des gesunden Menschenverstandes und praktischer Vernunft sich erhebender Idealismus wird das deutsche Volk, dem Goethes ganze Lebensarbeit galt, geistig vereinen und einer bessern Zukunft entgegenführen. Aber nicht von heute auf morgen. Es bedarf noch angestrengter, unausgesetzter Tätigkeit, um Goethes großes Lebenswerk seinem Volke näher zu bringen, es fruchtbar zu machen für alle die Tüchtigen im harten Daseinskampfe. Diesem Bestreben zu dienen, ist die Aufgabe des vom Freien Deutschen Hochstift begründeten, an das Geburtshaus Goethes angegliederten Goethemuseums. In 25jähriger Friedensarbeit war es ihm vergönnt, mit dankenswerter Unterstützung von Goethefreunden und Gönnern, seine Rüstkammern zu füllen. Es umfaßt jetzt, neben etwa 300 Gemälden, Plastiken usw. eine Goethebibliothek von 55000 Bänden, ein Archiv von mehr als 5000 Handschriften und eine graphische Sammlung von 6000 Kunstblättern. Es war ein frohes Gedeihen und Vorwärtsschreiten. Besucher und Benutzer fanden sich immer zahlreicher ein. Das 1895 errichtete Museumsgebäude war längst zu eng geworden. Ein großer Erweiterungsbau war von der Stadt beschlossen. Da brach der Krieg aus, Wachstum, Pläne und Entwürfe hemmend. An eine Ausgestaltung der Sammlungen in der bisherigen Art war nicht mehr zu denken. Es begann am Nötigsten zu fehlen. Das Schlimmste aber ist, daß sich am Goethehause selbst, dessen Erhaltung die erste Pflicht ist, schwere Bauschäden bemerkbar machen. In unserer Not hatten wir uns an das Reich und an Preußen gewandt. Eine Hilfe von staatlicher Seite erscheint aber ausgeschlossen. Noch viel weniger ist sie von der selbst mit arger Finanznot kämpfenden Stadt Frankfurt a. M. zu erhoffen.

Daher wendet sich das Goethemuseum hiermit vertrauensvoll an alle Vaterlandsfreunde im In- und Auslande, denen Goethe wert ist, mit der Bitte werktätiger Anteilnahme. Diese kann sich verkörpern in Einzelspenden an das Goethemuseum in Frankfurt a. M. selbst oder durch Eintritt in die Mitgliedschaft des Freien Deutschen Hochstifts, des Nährvaters des Goethemuseums, mit einem Jahresbeitrage von mindestens 20 Mark (Postscheck Nr. 13429 Frankfurt a. M.). Höhere Jahresbeiträge und größere Einzelspenden sind im Interesse der Sache dringend erwünscht. — Goethe hat einmal gesagt: „Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat." Sie verbürgt den Erfolg und ihr gebührt der Dank der Mit- und Nachwelt.

Nummer 4051. 156. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4051. 156. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 30. Juni 1921.

BAD HOMBURG v. d. H.

GESUNDHEIT, SPORT, GESELLSCHAFT



Ritters Parkhotel • Kurpark-Sanatorium früh. Dr. Pariser
Viktoria-Hotel • Sanatorium Dr. Baumstark
Metropol-Hotel Deutscher Hof (Hotel Bellevue) Hotel Minerva
Hotel Kaiserhof **Prospekte durch die städt. Kurverwaltung** Hotel Braunschweig
Savoy-Hotel Villa Nova
1/2-stündl. elektr. Bahnverbindung Frankfurt-Bad Homburg • Für Ausländer kein Valuta-Zuschl.

ATELIER O. F. TISCHBEIN, HANNOVER

Bad Homburg
(im unbesetzten Gebiet)

Altberühmtes Heilbad, 25 Minuten von Frankfurt a. M., am Fuße des Taunus gelegen. Ausgedehnte Parkanlagen inmitten herrlicher Wälder, **Trink- und Badekur** (Magen, Darm, Herz), **Sport**, unbeschränkte Aufenthaltsdauer.

Hotel Victoria
und seine Villen.

Familienhotel ersten Ranges, umgeben von eigenen, schönen Gärten, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet. Privatbäder, abgeschlossene Appartements. **Reichliche Verpflegung.**

Auskünfte:
Direktion Hotel Victoria, G. m. b. H., Bad Homburg.



St. Blasien

Weltbekannter Jahreskurort des südlichen Schwarzwaldes, 800 M. ü. M.

Beste Heilerfolge bei Erkrankungen des Nervensystems, der Atmungsorgane und inneren Leiden; Kriegserholungsbedürftigen besonders empfohlen. Alle Kurmittel der Neuzeit. Angenehmste Temperaturverhältnisse. Ausgedehnte Tannenhochwälder mit bestgepflegten Fuß- und Fahrwegen. Eis- u. Rodelbahn. Prachtvolles Skigelände. Alpenfernsicht. Kurkapelle. Täglich Kraftwagenverbindung von der Eisenbahnstation Titisee u. Albbruck. Neuzeitlich eingerichtete Kuranstalten, Hotels, Fremdenheime und Privatwohnungen. Auskünfte u. Prospekt „D" d. d. Kurverwaltung.

Hotel & Kurhaus St. Blasien Familien- und Kurhotel mit ärztl. Anstalt. — 250 Betten. Jagd, Fischerei, Tennis, Reunions, Luftbäder, Diätkuren. — Neuerdings seit Einbau der Zentralheizung das ganze Jahr geöffnet

Sanatorium Luisenheim für innere u. Nerven-Kranke.
Das ganze Jahr geöffnet. — Einrichtung für die gesamte physik. und diätet. Therapie. In beiden Häusern **infektiös Erkrankte ausgeschlossen.** — Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Königlich
Holländischer Lloyd
Amsterdam

Transatlantischer Dampferdienst via **Spanien** und **Portugal** für **Passagiere, Fracht** und **Post** nach



SÜD-AMERIKA
Rio de Janeiro, Santos, Montevideo, Buenos Aires
CUBA / MEXICO
Havana, Vera Cruz
NORD-AMERIKA
New Orleans

mit modernen Drei- und Doppelschrauben-Schnelldampfern regelmäß. i. kurzen Abständ. ab Amsterdam Moderne schnelle **Frachtdampfer** nach obengenannten Häfen sowie nach **Pernambuco** und **Bahia**
Spezieller 14tägig. Frachtdienst nach **New York**

Alle Auskünfte über Passage und Fracht durch die Gesellschaft in Amsterdam oder die in den meisten Großstädten befindlichen Vertretungen.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. — Prospekte frei. —



Tannenhof
S.-R. Dr. Bieling
Heilanstalt
Friedrichroda
in Thüringen.

Leiden Sie an Schlaflosigkeit?

Schlaflosigkeit ist fast immer das Zeichen eines allgemeinen Kräfteverfalls. Deshalb darf man nicht die Schlaflosigkeit selbst mit irgendwelchen schädlichen Mitteln bekämpfen, die wohl zunächst eine betäubende Wirkung haben, aber das Leiden selbst nur verschlimmern. Es gilt, das Leiden an der Wurzel zu packen. Dem Körper, der unter der mangelnden Ernährung seine Kräfte verlor, muß man die unbedingt nötigen Nahrungsstoffe in leicht assimilierbarer Form verabreichen. Dann schwindet die Schlaflosigkeit von selbst. Das bewährte Kräftigungsmittel **Sel** führt dem Körper die verbrauchten Stoffe in genügendem Maße wieder zu. **Sel** ist außerordentlich wohlschmeckend, absolut unschädlich und wird selbst vom sehr schwachen Magen angenommen. Es ist in Apotheken und Drogerien zu haben, wenn nicht vorrätig bei C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

Wildbad

Schwarzwald, 430 m ü. M.
Weltbekannter Kur- und Badeort.

Thermalbäder
Glänzend bewährt bei: Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Kriegsbeschädigungen. Dampf-, Kohlensäure- u. andere Bäder. Radiumemanatorium. Schwed. Heilgymnastik.
Badeverwaltung.

Dr. Warda-Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's
Das ganze Jahr geöffnet. **Sanatorium Am Goldberg** Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Das
Schweiz. Karlsbad
Tarasp & Vulpera
1200 m Engadin 1270 m

10 Mineralquellen (kräftigste, alkalisch-salinische Glaubersalz-Quellen) dazu äusserst günstiges staub- und windfreies Höhen-Klima in wunderbarer Alpenwelt am schweizerischen Nationalpark. Unübertroffene Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nervenkrankheiten etc. — Sommersport. — Man verlange Prospekte Nr. 15 durch Bade-Verwaltung Kurhaus Tarasp und durch Verkehrsbureau Vulpera.

Bilz
Sanatorium
Dresden-Radebeul
Frühjahrskuren. Prosp. frei.

Browning Kal. 7,65 M. 250, Kaliber 6,35 M. 250, Mauser M. 350, Jagdwaffen. Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.



Bad Elster hilft

Eisen-, Mineral-, Moor- und Radiumbad. — Berühmte Glaubersalzquelle, Radiumeinatmungshalle; 500 m über dem Meere, vor Winden geschützt, inmitt. großer Waldungen an der Linie Leipzig - Eger,

bei Herzleiden (Terrainkuren), Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, allgemeinen Schwächezuständen, Verdauungsstörungen, Nieren-, Leber- und Zuckerkrankheiten, Fettleibigkeit, Lähmungen. Grosse Erfolge bei Nachbehandlung von Verletzungen. **Badeschrift frei durch die Badedirektion.**

NORDSEE-BÄDER

Norderney
Das „Nordsee-Paradies“

wegen seines starken Wellenschlages und der reinen staubfreien Luft von ständig wachsender Beliebtheit. Aerztlich empfohlen. Kilometerlanger breiter Strand. Park- und Waldspaziergänge. Gute Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnisse in allen Preislagen für verwöhnteste und bescheidenste Ansprüche. Warmbadehäuser, Gas, Elektrizität, Kanalisation, Wasserleitung. Vergnügungen und Zerstreuungen jeder Art. — Tägliche Verbindungen mit dem Festlande. — In der Saison: Regelmäßige Dampferverbindungen mit Bremerhaven-Bremen und Cuxhaven-Hamburg über Helgoland. Direkte Schnellzugsverbindungen nach allen Teilen Deutschlands, mehrmals täglich, über Norddeich. — Ständige Flugverbindungen über Bremen nach Berlin, Leipzig usw. — Vorkurzeit: 1. bis 30. Juni, Hauptkurzeit: 1. Juli bis Anfang September, Nachkurzeit: Anfang September bis Anfang Oktober. Winterkuren.

Auskunft und Führer durch die Badeverwaltung.

Die Königin der Nordsee!

Westerland-Sylt
Deutsch — **Paßfrei**

über Hoyerschleuse

Prospekte in allen Verkehrsbüros

Borkum
Haupt-Kurbetrieb 1. Juni bis 30. September

Winterkurort

Warmbad, Familienbad, Licht- und Luftbäder, elektrische therapeutische Bäder, prachtvolle

Wandelhallen

Kurkapelle. Vorzügliche Verpflegung.
Prospekte durch die Badedirektion.

Akt.-Ges. „Ems“ u. Borkumer Kleinbahn- u. Dampfsch.-A.-G., Borkum. Schnellste tägl. Verbindung mit Emden im Anschl. an die Bäderzüge. 4 mal wöch. Verbindung mit Norderney.

Helgoland
Wirksamstes deutsches Nordseebad

Perle der Nordsee

Sommerkurzeit Mai-Oktober. Im Juni besonders vorteilhafter Aufenthalt gegen Heufieberleiden. Bis 1. Juli keine Kurtaxe. Ohne Paßzwang. Auskunft in allen größeren Städten Deutschlands durch die Vertretung des **Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes**, des **Verbandes Deutscher Nordseebäder**, der **Hapag**, des **Norddeutschen Lloyd** und die **Badeverwaltung in Helgoland**.

Wyk-Föhr
Mildestes Nordseebad. Windgeschützter Tannenwald. Vorzügl. Verpflegung. Pension von 40 Mark an. Bäderschnellzüge ab 1. Juni. Kein Paß! Winter-Kuren. Prospekt durch Badeverwaltung.

WYKER DAMPFSCHIFFS-REEDEREI-G. M. B. H.

Schnellste u. sicherste Verbindung nach Wyk u. Amrum über Niebüll-Dagebüll. — Unmittelbarer Anschluß an die vom 1. Juni verkehrenden Bäder-Schnellzüge.

Juist
Ruhiges Familienbad

Hervorragend schöner breiter Nordseestrand. Reichliche gute Verpflegung. Kalte und warme Seebäder. — Reiseweg über Norddeich mit Dampfern der Akt.-Ges. Reederei Norden-Frisia. — Prospekte und Fahrplan bei Einsendung des Portos kostenlos.

Die Badeverwaltung.

Südstrand-Föhr
Südlage. Breiter Strand. Landhausmäßige Bebauung. Ruhiger, vornehmer Erholungsort inmitten weiter Tannenaufforstungen. Winterkur.

Dr. med. Gmelins Nordsee-Sanatorium mit Pädagogium und Jugendheim.

Wittdün a. Amrum
Mildes Klima, staubfreie Lage, vorzügliche Verpflegung und gute Kureinrichtungen sichern beste Kurerfolge. Näheres durch die Kurverwaltung.

Nordseebad Langeoog
Prospekte und Auskunft durch das **Verkehrsbüro.**

Büsum i. Holstein
Eisenbahnstation. Auskunft u. Führer kostenlos durch die **Badeverwaltung.**

Wangerooge
Täglich Lloyddampfer-Verbindung ab Bremerhaven und Wilhelmshaven sowie ab Carolinensiel per Dampfer „Wangerooge“. Prospekte versendet die **Badekommission.**

Insel Spiekeroog
Prospekte gratis durch die **Badeverwaltung.**

Norddeutscher Lloyd
Von **Bremerhaven** nach

Norderney, Borkum, Helgoland mit Anschluß nach **Amrum, Wyk, Westerland.**

Von **Bremerhaven** und **Wilhelmshaven** nach **Wangerooge**

5 bis 8 Tage gültige Rückfahrkarten und Sonntagskarten mit ermäßigten Fahrpreisen.

Ausführliche Fahrpläne kostenlos durch alle Vertretungen des Norddeutschen Lloyd, Reisebüros u. Eisenbahnstationen, sowie durch die

Abt. Seebäderdienst des Norddeutschen Lloyd, Bremen, Bahnhofstraße 35.

Hapag
Schnelldampferfahrten

nach **Cuxhaven, Helgoland, Hörnum-Sylt, Westerland-Sylt, Esbjerg,** Anschluß nach **Amrum, Föhr, Norderney, Borkum und Juist, nach Borkum teils von Helgoland direkt.**

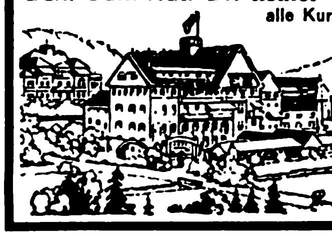
Ermäßigte Sonntagsfahrten. Abfahrt von Hamburg-St. Pauli, Landungsbrücke 7 Uhr vorm. Logierhäuser in Hörnum-Sylt.

Seedienst-Ostpreußen. — Swinemünde-Pillau. — Danzig-Pillau-Memel.

Fahrpläne kostenlos durch den **Seebäderdienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg 4 u. dessen Vertretungen.**

Lloyd-Luftdienst G. m. b. H. ¤ Deutsche Luft-Reederei
Benutzen Sie die Luftpost nach Norderney, Wangerooge, Helgoland, Sylt.
Auskunft bei allen Vertretungen der Hapag und des Norddeutschen Lloyd.

Geh. San.-Rat. Dr. Köhler's Sanatorium G. m. b. H.
alle Kurmittel, auch die des Bades



Bad Elster

Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettsucht. Frauenleiden. Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden. Man verlange Prospekt.

Bad Flinsberg
im schles. Isergebirge, 524—970 m, Bahnstation. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche, arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- u. Nervenleiden. Gicht. Brunnenversand. Moderne Badeanstalten, grosses Kurhaus. Illustrierte Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Sanatorium Lindenbrunn bei Coppenbrügge
in Hann., Kreis Hameln, in herrl. Wald- u. Gebirgslage, 4 natürl. Schwefelquellen. Prosp. frei. **Dr. Netter.**



1921 Münchener Kunstausstellung
Glaspalast

M. Künstler-Genossenschaft, Secession.
Kunstgewerbeverein. Freie Kunstausstellung.

Eintritt 3 Mark. 15. Juni bis Oktober. Täglich 9—6 Uhr.



Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen
Neuer Besitzer und Leiter:
Dr. med. **W. v. KAUFMANN**
Leitende Ärzte:
Dr. H. LYDTIN ✱ Dr. R. MEYER

Kurmittelhaus das ganze Jahr geöffnet.

Jodbad ✚ Sulzbrunn
v. bayer. Roten Kreuz G. m. b. H.
b. Kempten i. Allgäu
875 m ü. d. M.

Auf Wunsch Prospekt Nr. 2 kostenlos.

Bade-, Trink- und Luftkuren

Jodwasserversand

Gute Verpflegung.

Jahresbetrieb. Eig. Oekonomie.

Schierke
Die Perle des Harzes!
Alpiner Luftkurort am Brocken!
Sommer- und Wintersportplatz.
Prospekte durch die Kurverwaltung. Tel. Nr. 50.

KURHAUS Tannenfeld
für Nerven- u. Gemütskranke

bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Bad Warmbrunn
Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. Bahnstation.

8 schwefelhaltige stark radioaktive Thermalquellen, heilkräftig bei allen Formen von Rheumatismus, Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- und Blasenleiden, bei Nerven-, Frauen- u. Hautkrankheiten, Kriegsverletzungen.

Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw.

Kurzeit Mai—Oktober.

Versand der „Neuen“ und „Kleinen Quelle“ sowie des Tafelwassers „Ludwigs-Quelle“ durch „Warmbrunner Brunnenversand“. Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Dr. Hoffbauer's ges. gesch. Yohimbin-Tabletten
Anregend! — Kräftigend!

Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz

Original-Packung:	25	50	100	200 Stück
	15.—	29.50	58.—	115.— Mk.

Literatur diskret und gratis.

Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).

Das Paradies der Ostsee: Brunshaupten-Arendsee
Herrliche Waldungen, grosser Strand.
Jedem Geschmack angepasst.
Prospekt durch die beiden Badeverwaltungen **getrennt.**

Ostseebad Warnemünde
Offene See — Kräftiger Wellenschlag — Herrlicher Sandstrand — Waldreiche Umgebung.
Schnellzug Berlin (4 Std.), Hamburg (4 Std.), Kopenhagen (6 Std.). Luftverkehr.
Segelregatten / Erstklassige Kurkonzerte / Luft- und Wassersport.
Mole 500 m. Auskunft durch die Badeverwaltung. Strandpromenade 45 Minuten.

Theresienhöfer Sauerbrunnen
Goslar a/Harz

Blühendes Aussehen


durch Nähr- und Kraftpillen **„Grazinol“.** Durchaus unschädlich. In kurzer Zeit überraschenden Erfolg. Ärztl. empfohlen. Garantieschein. Machen Sie einen Versuch, es wird Ihnen nicht leid tun. 1 Schachtel 6.50 M., 3 Schachteln zur Kur nötig 18.— M. Frau M. in S. schreibt: Senden Sie mir für m. Schwester auch 3 Schacht. Grazinol Ich bin sehr zufrieden. Apotheker **Krause & Co., Berlin L 119,** Turmstr 16.

Sommersprossen
Das wundervolle Geheimnis ihres Verschwindens teilt allen Leidensgefährten kostenlos mit **E. Sternberg, Berlin SW. 68,** Junkerstr. 30. B.

Fort mit dem Korkstiefel


Bein-Verkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendb. Gratis-Broschüre senden **„Extension“,** Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 113.



Trinkt Sinalco
Alkoholfrei

Allgemeine Notizen.

Die vorliegende Nummer unserer Zeitung ist die letzte des laufenden Vierteljahrs und des 156. Bandes (Januar bis Juni 1921). Soweit Bestellungen auf das neue Vierteljahr Juli bis September noch nicht erfolgt sein sollten, bitten wir dies zur Vermeidung von Unterbrechungen in der Zustellung nunmehr ungesäumt tun zu wollen. Je nach Wunsch nehmen Bestellungen entgegen alle Buchhandlungen und Postämter, auch jeder Briefträger, sowie die Geschäftsstelle der „Illustrirten Zeitung“ (J. J. Weber) in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7. Buchhandlungen, Postämtern und Briefträgern bitten wir unsere Zeitung genau zu bezeichnen: „Illustrirte Zeitung von J. J. Weber in Leipzig“.

Landwirtschaftliche Nothilfe. In entgegenkommender Weise hat sich die Technische Nothilfe beim Reichsministerium des Innern bereit erklärt, auf dem Ausstellungsgelände der 28. Landwirtschaftlichen Wanderausstellung in Leipzig eine Auskunftsstelle zu errichten, die bezüglich technischer und namentlich landwirtschaftlicher Nothilfe jede gewünschte Auskunft erteilte. Zweck und Ziel dieser Stelle war es, alle anwesenden Interessenten und Landwirte durch Auskunftserteilung und Beantwortung von Fragen mit der zum Teil noch recht wenig bekannten Einrichtung der landwirtschaftlichen Nothilfe bekannt zu machen. Die Reichsnothilfe soll in erster Linie für Schutz des deutschen Volksvermögens und Sicherstellung von Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten des Volkes vor dem Streikradikalismus sorgen. In der Landwirtschaft fallen ihr also in erster Linie folgende Aufgaben zu: Maßnahmen zu treffen, um das Verderben von Nahrungsmitteln zu verhüten; für den notwendigen Stall- und Melkbetrieb zu sorgen; Sicherstellung der im Interesse der Volksernährung erforderlichen notwendigsten Bestellungs- und Erntearbeiten; Sicherstellung der Beschaffung der notwendigsten Düngemittel; Schutz der Landwirtschaft bei Eintritt folgenschwerer Naturereignisse. Bezüglich Anforderung, Bezahlung, Organisation und anderer Fragen erteilt die Zentralstelle in Berlin-Steglitz, Birkbuschstraße 18 in Wort und Schrift Auskunft. Ebenso ist dieselbe für Anregungen jeder Art aus Fachkreisen dankbar.

Besuchern der Leipziger Herbstmesse sei mitgeteilt, daß diese vom 28. August bis zum 3. September d. J. stattfindet. Sie ist gleichzeitig Allgemeine Mustermesse und Technische Messe nebst Baumesse. Das Meßadreß-



Eine würdige Auszeichnung. Der Bundespräsident von Deutschösterreich hat dem Herrn Gyula Orendi in Wien, einer anerkannten Kapazität auf dem Gebiete der orientalischen Teppichkunde, in Würdigung seiner Verdienste den Titel eines Kommerzialrates verliehen. Als Chef des Teppichhauses und der Teppichklinik Orendi, als Experte, Sachverständiger, Schätzmeister usw. ist er infolge seines Gerechtigkeitssinnes und seines selbstlosen Wirkens in allen Wiener Kreisen hochgeschätzt und wird diese Ehrung allseits größte Genugtuung hervorrufen.

buch erscheint wieder in drei Bänden: Band I und II für die Allgemeine Mustermesse (Preis 20 Mk.), Band III für die Technische Messe und Baumesse (Preis 10 Mk.). Das Warengruppenverzeichnis erscheint in beiden Büchern an erster Stelle und ordnet die Aussteller nach Meßhäusern. Anmeldungen zum Meßadreßbuch mußten auf den versandten Anmeldebogen bis spätestens 18. Juni erfolgen. **Fremdsprachige Meßadreßbücher** erscheinen in Neuauflagen des englischen, spanischen und portugiesischen Meßadreßbuches. Das **Meßabzeichen** kostet, einheitlich für Einkäufer und Aussteller, 15 Mk. bei Vorbestellung, 20 Mk. bei Entnahme an der Kasse des Meßamts, 10 Mk. vom fünften Meßtag (Donnerstag) an. Es empfiehlt sich, die Abzeichen unter der Rockklappe oder sonst unauffällig zu tragen, damit sich sein Inhaber nicht der Gefahr ausgesetzt fühlt, als Meßfremder übervorteilt zu werden. Die Abzeichen sind nicht übertragbar. Aussteller erhalten für sich und ihre Angestellten unentgeltliche Eintrittskarten zum eigenen Meßhaus. **Meßwohnungen** zu mäßigen Preisen vermittelt der Wohnungsnachweis des Meßamts der Stadt Leipzig gegen geringe Gebühr bei rechtzeitiger Bestellung und richtiger Ausfüllung der dafür bestimmten Drucksachen. Während der Messe ist der Wohnungsnachweis auf dem Hauptbahnhof. Vor „wilden Meßvermietungen" wird gewarnt. Die Leipziger Hoteliers haben zugesagt, für Ausländer keinen Valutazuschlag mehr zu erheben.

Handelshochschule zu Leipzig. Die Aufnahmefrist für das **Sommerhalbjahr** 1921 ist nunmehr abgelaufen. Neu aufgenommen wurden 154 Reichsdeutsche (darunter 67 Sachsen), 25 Auslandsdeutsche und 25 Ausländer. Die Gesamtzahl der Studierenden beträgt 721, darunter 143 Auslandsdeutsche und 78 Ausländer, die Zahl der Hörer (meist Studierende der Universität) 106. In den jetzt beendeten Prüfungen haben die Lehramtsprüfung 7 Kandidaten, darunter 3 Damen, die Diplomprüfung für Kaufleute 110 Kandidaten, davon 86 Reichsdeutsche, 20 Auslandsdeutsche und 4 Ausländer, bestanden.

Italien und die deutschen Klassikerausgaben. „Vor dem Kriege," so klagt Eugenio Giovanetti in der Stampa, „kosteten die Werke des Julianus Apostata im Originaltext wenige Pfennige. Für diese wenigen Pfennige konnte man eine kritische, sorgsam bearbeitete und vollständige Textausgabe dieser Werke in zwei elegant gebundenen Bändchen des Teubnerschen Verlags in Leipzig erstehen. Heute, da die Teubnerschen Ausgaben vergriffen sind,

sieht sich der Italiener, der die Gedanken des klassischen kaiserlichen Schriftstellers kennenlernen will, auf eine unvollständige, fehlerhafte englische Ausgabe angewiesen und muß dafür 120 bis 130 Lire bezahlen. Wir haben noch nicht Abstand genug von den Dingen gewonnen, um die furchtbaren moralischen Schäden des Krieges in ihrer ganzen Ausdehnung zu begreifen. Aber der kleine, hier mitgeteilte Fall genügt schon, um den Ausspruch zu rechtfertigen: „Bisher haben wir nichts erreicht als die Zerstörung der Zivilisation, der Exaktheit und der Wohlfeilheit.“

Ein Vorkämpfer des deutschen Qualitätsgedankens, dessen Werdegang wie der des berühmten Fürsten- und Grafengeschlechts Fugger anhebt, ist das Haus Neuerburg. Drei Generationen der Familie Neuerburg lagen der Tabakpflanzung wie auch dem Tabakgewerbe ob, und es nimmt nicht wunder, daß so gründlich vorgebildete Fachmänner in einer Zeit allerschärfsten Wettbewerbs es wagen konnten, der damals das Feld alleinbeherrschenden ägyptischen Zigarette den Rang abzulaufen. Das konnte aber eben nur durch eine Höchstleistung geschehen, die alle bestehenden Vorurteile überwand. Und die vier Brüder Neuerburg haben das denkbar Vollkommenste geleistet; leisten es trotz aller wirtschaftlichen Fesseln auch heute noch. Haus Neuerburg-Zigaretten sind in allen Qualitätsraucherkreisen beliebt. Wie das Haus Neuerburg entstand, was es will und was es bietet, ist einer künstlerisch ausgestatteten Druckschrift zu entnehmen, die die Firma Haus Neuerburg o. H. G., Zigarettenfabrik in Trier a. d. Mosel (in Köln a. Rh., Neußerstr. 30/32) jedem seiner Geschäftsfreunde auf Verlangen kostenlos übersendet.

Continental wieder in internationalen Rennen Sieger. Am 29. Mai wurde die in diesem Jahre über 432 Kilometer führende klassische „Targa-Florio“, Italiens bedeutendstes Automobilrennen, zum erstenmal nach 1914 ausgefahren. Das Ausland beteiligte sich sehr stark, aber auch Deutschland war vertreten. Es gelang Sailer auf „Mercedes“ mit „Continental“ den Sieg seiner Klasse an sich zu bringen und im Gesamtklassement den zweiten Platz zu belegen. Das pünktliche erfolgreiche Wiedererscheinen deutscher Qualitätserzeugnisse in einem für Deutschland wieder offenen ausländischen klassischen Wettbewerb verdient weiteste Beachtung, da es wiederum untrügliche Rückschlüsse zuläßt, daß die in diesem Rennen auf steiniger, fast nur aus Kurven bestehenden sizilianischen Strecke überaus beanspruchten „Continental-Reifen“ den aus-

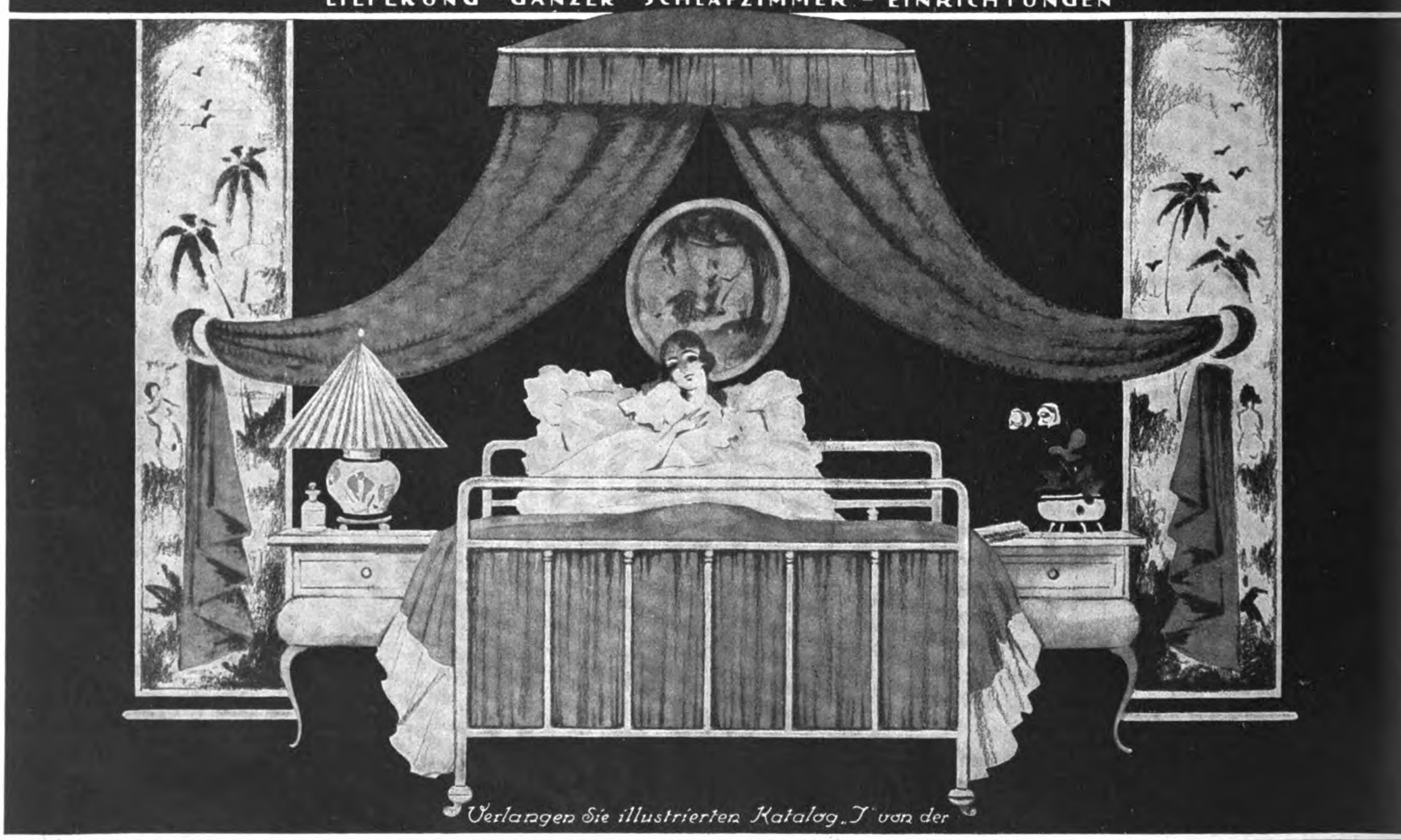
ländischen mindestens ebenbürtig waren. Als mehrfacher früherer Gewinner der „Targa-Florio" und des „Großen Preises von Frankreich" wird der „Continental-Reifen" seinen Weltruf sicher auch weiter zu behaupten wissen.

Eingezogene 50-Mark-Reichsbanknoten. Reichsbanknoten zu 50 Mark vom 30. November 1918 haben auf Grund der Verordnung vom 27. Dezember 1920 ihre Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel bereits seit 31. Januar 1921 verloren; sie werden nur noch bis zum 31. Juli 1921 von der Reichsbank eingelöst, für die mit diesem Zeitpunkte jede Einlösungspflicht endet. Die Besitzer solcher Noten werden in ihrem eigenen Interesse erneut an deren rechtzeitige Ablieferung erinnert.

Badenweiler hat nun auch ein vorzüglich eingerichtetes Inhalatorium erhalten, wodurch der geschätzte Kurort das Heilmittel erhalten hat, das ihm bei seiner günstigen klimatischen Lage für Behandlung von Erkrankungen der Atmungsorgane bisher gefehlt hat. Die bis jetzt schon günstigen Verpflegungsverhältnisse sind noch dadurch verbessert worden, daß ein Lieferungsvertrag für Schweizer Milch abgeschlossen wurde, sodaß nicht nur die Versorgung der Bevölkerung sicher gestellt ist, sondern auch die Kurgäste reichlich mit Milch versorgt werden können. Am 31. Mai d. J. hatte Badenweiler bereits 2383 Besucher.

Das Sanatorium Tannenhof in Friedrichroda hat durch seinen Besitzer und leitenden Arzt Sanitätsrat Dr. Bieling eine weitere Verbesserung seiner ohnehin sehr umfassenden diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen erfahren, die es dem leitenden Arzt des für einen nur beschränkten Patientenkreis bestimmten bestempfohlenen Hauses ermöglichen, in steter persönlicher Fühlung mit den Kranken zu stehen und eine Behandlung auf umso sorgfältigerer klinischer Diagnose und Beobachtung aufzubauen. Zur Behandlung gelangen Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselleiden. Die Verpflegung ist mustergültig. Den illustrierten Prospekt und die Aufnahme-Bedingungen sendet die Verwaltung des Sanatoriums auf Verlangen gern kostenlos zu.

Perlen der hochinteressanten Schwarzwaldbahn sind Höhensolbad und klimatischer Kurort Donaueschingen, ferner Gengenbach im herrlichen Kinzigtal, und der weltbekannte Höhenluftkurort Triberg mit Deutschlands größten Wasserfällen. Prospekte und Preislisten sind von den Verkehrsbüros dieser drei bestens zu empfehlenden Schwarzwald-Kurorte jederzeit unentgeltlich zu erhalten.


Verlangen Sie illustrierten Katalog „J" von der

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Nr. 4051 156. Band.



Mädchen aus dem Frankenland.

Nach einem Gemälde von Professor Rudolf Schiestl.



Blick über die Ausstellung. Im Hintergrund das Völkerschlachtdenkmal.



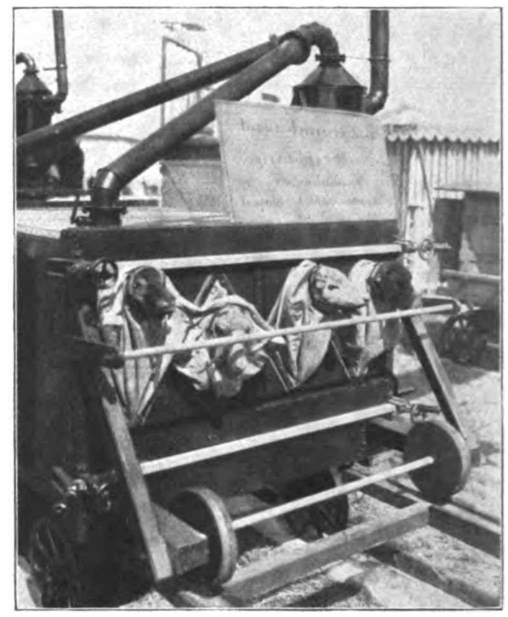
Wirkl. Geheimrat Dr. h. c. Mehnert, Dresden, der Vizepräsident des Ausstellungsgaues, während der Eröffnungsrede am 16. Juni.



Ein Traktor der Firma Heinrich Lanz, Mannheim.



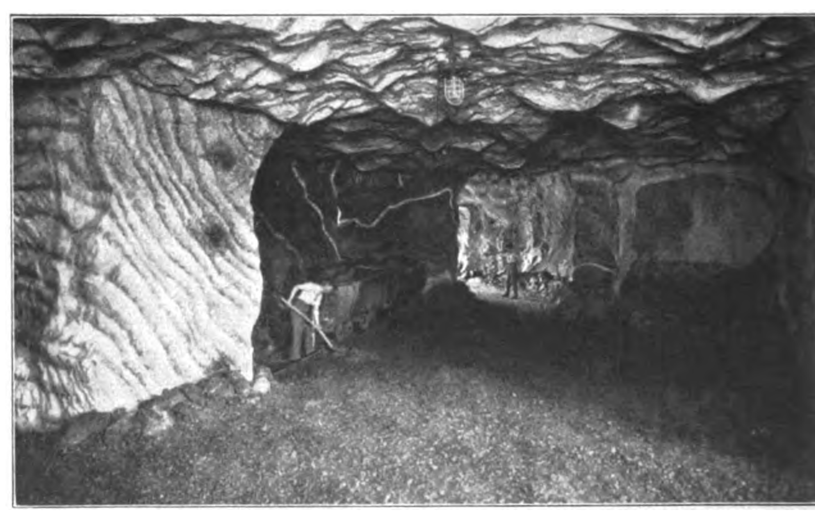
Vorführung eines Tretpfluges.



Ein Räudeheilapparat für Schafe.



Die Ausstellung der Rheinmetallwerke in Düsseldorf.



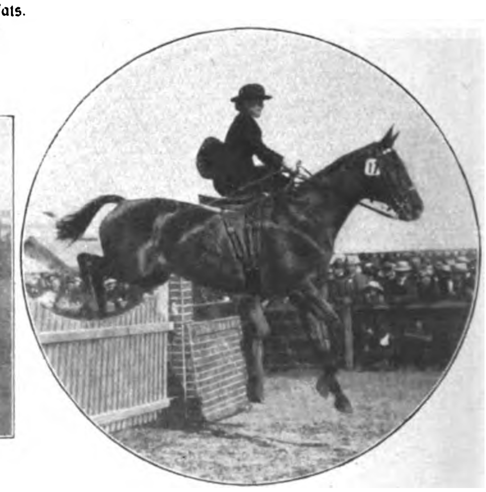
Die naturgetreue Nachbildung eines Kalibergwerks in der Ausstellung des Deutschen Kalisyndikats.
(Phot. Karl Fikentscher, Leipzig.)



Prinz Friedrich Sigismund von Preußen, der Sieger in der Jubiläumsprüfung, auf seinem 6j. Trakehner Fuchswallach „Schwertlied" im Sprung über ein Gatter.



Vom Reit- und Fahrturnier: Freiherrn v. d. Borch-Friedeburgs Fünferzug, der in der Eignungsprüfung für Gespanne mit dem 3. Preis ausgezeichnet wurde.



Frau Willmer, die Siegerin im Damenjagdspringen, die mit „Hanko" und „Seidenspinner" des Freiherrn v. Langen die beiden ersten Preise gewann.

Die 28. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zu Leipzig vom 16. bis zum 21. Juni.

Der neue Weltbankier. / Von Dr. Ernst Schultze

Durch den Krieg hat sich die wirtschaftliche Vormachtstellung der Vereinigten Staaten von Amerika in einem Maße entschieden, das aller Anstrengungen Englands oder gar Frankreichs, die verlorene Position als „Weltbankier" zurückzugewinnen, spottet. Wird heute die Aufnahme einer Anleihe auf dem internationalen Geldmarkt notwendig, so ist es sicher, daß man das in den Vereinigten Staaten versucht. Die Ententeländer wie die neutralen Staaten Europas und der überseeischen Gebiete, schweizerische, dänische, australische Gemeinden und Gemeindeverbände — sie alle müssen nach Neuyork pilgern, um bei dem neuen Weltbankier ihre Wünsche vorzubringen. Freilich werden ihnen gewaltige Zinssätze abverlangt: 8 Proz. und mehr sind keine Seltenheit. Bei der herrschenden Nachfrage nach Geld, oder vielmehr nach Edelmetallgeld, das im internationalen Zahlungsverkehr heute fast noch begehrter ist als vor dem Kriege, müssen sie in diesen sauren Apfel beißen.

Selbst die Goldproduktion der wichtigsten Goldgewinnungsländer fließt zum übergroßen Teil in die Vereinigten Staaten. Im letzten Jahre erhielt England rund 38 Mill. Pfund Sterling neuen Goldes aus den südafrikanischen Goldbergwerken; es mußte aber nicht weniger als 50 Mill. Dollar an die Vereinigten Staaten abführen. Zu allem Unglück ist die Goldproduktion der Welt nicht unerheblich gesunken. Während sie sich 1913 auf rund 693000 kg belief und sich noch 1916 auf 683000 kg hielt, ist sie 1917 auf 631000, 1918 sogar auf 573000 kg zurückgegangen. Schuld daran trägt keineswegs nur die bedeutende Produktionsminderung im bolschewistischen Rußland: 1918 wurden dort nur 18000 kg gegenüber 34000 kg im Jahre 1916 gewonnen. Vielmehr ist der Rückgang auch in Südafrika spürbar, wo ein Absinken von 283000 auf 262000 kg erfolgte; sehr stark aber namentlich in den Vereinigten Staaten selbst: 1915 wurden dort noch 152000 kg gewonnen, 1918 nur noch 103000. Man hat es dort eben nicht mehr nötig, sich selbst so kräftig wie früher um die Gewinnung neuen Goldes zu bemühen; vielmehr überläßt man das, da eine so große Zahl von Ländern den Vereinigten Staaten zinspflichtig geworden ist, anderen Erdgebieten. Auch kommt hinzu, daß die Goldgewinnungskosten ähnlich wie die Produktionskosten aller anderen Gebiete bedeutend gestiegen sind; die Betriebsunkosten werden infolge der Inflation, die ein Sinken aller Geldwerte mit sich brachte, bei den alten Geldsätzen nicht mehr gedeckt. Manche Goldwäschereien und Bergwerke, die vor einem halben Jahrzehnt noch mit Nutzen betrieben wurden, verlieren jetzt ihre Arbeiter, da es unmöglich ist, ihre Löhne soweit zu erhöhen, daß sich der Betrieb noch aufrechterhalten ließe. Denn Gold ist fast das einzige Produkt, dessen offizieller Preis nicht gestiegen ist: nach wie vor erhält der Goldproduzent von der Bundesregierung 20 Dollar für die Unze fein.

Unter diesen Umständen ist es für die Union viel bequemer, Gold vom Ausland an sich zu ziehen. Und das kann sie in sehr hohem Maße, da der Krieg für die Vereinigten Staaten mit einer Forderungsbilanz von fabelhafter Höhe abgeschlossen hat. Auf nicht weniger denn 10 Milliarden Dollar belaufen sich für sie die Schuldverpflichtungen fremder Staaten aus dem Kriege. Der größte Teil dieser Summe entfällt auf die Ententeländer. Da jedoch die Warenproduktion Europas noch nicht wieder auf die Höhe gelangt ist, da sie ferner durch die Weltwirtschaftskrisis empfindlich gestört wird, da endlich die hohen Einfuhrzölle der Union von der Wareneinfuhr nach Möglichkeit abschrecken, so ziehen diejenigen Länder, die ein weiteres Sinken ihrer Valuta gegenüber dem Dollar verhindern wollen, es vor, nach Möglichkeit Gold aus ihren Zentralbanken nach Nordamerika abzugeben. Selbst die englische Bankpolitik gestattet dies, während sie sonst der Goldausfuhr möglichste Hindernisse in den Weg legt.

So ist es zu erklären, daß die Vereinigten Staaten eine gewaltige Goldeinfuhr an sich ziehen. Im Winterhalbjahr 1920/21 belief sie sich auf rund 1,2 Milliarden Goldmark, in zwei Halbjahren während der Kriegszeit ist sie sogar auf 463 bzw. 545 Mill. Dollar, d. h. auf etwa 1,85 bzw. 2,2 Milliarden Goldmark gestiegen, wovon in diesen beiden Fällen eine Goldausfuhr von 70 bzw. 143 Mill. Dollar abzurechnen wäre. Insgesamt schlossen die sechs Fiskaljahre 1914 bis 1919 mit einem Goldeinfuhrüberschuß von 1,114 Mill. Dollar ab.

Die Bankgewölbe der Vereinigten Staaten sind daher so mit Gold überfüllt, daß man kaum noch weiß, wohin mit dem neuen Zustrom. Im April 1921 schwoll er abermals zu so ungeahnter Höhe, daß die Neuyorker Banken sich veranlaßt sahen, die europäischen Goldschiffe nach Philadelphia leiten zu lassen — ja, Abstände in der Ankunft der Schiffe zu fordern! Selbst wenn man annimmt, daß an dieser Kabelnachricht aus Neuyork die amerikanische Reklame nicht ganz unbeteiligt ist — es wird gleichzeitig gemeldet, das Gold komme aus 26 verschiedenen Ländern — so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß ungeheure Mengen Goldes nach Nordamerika abgeflossen sind und dauernd weiterabfließen.

Schon in dem Jahrzehnt vor dem Kriege war der Goldreichtum des Landes zu ungewöhnlicher Höhe gestiegen. Im Jahre 1907 glaubte der amerikanische Münzdirektor, das in der Form von Goldmünzen und Bankbarren in seinem Lande vorhandene gelbe Metall auf etwa 28 Milliarden Goldmark oder ein Fünftel allen Goldes der Welt schätzen zu können. Mittlerweile ist sowohl die absolute Ziffer als auch das anteilige Verhältnis an dem Goldreichtum der Welt bedeutend gestiegen. Schon damals fand ein Teil der Goldproduktion Südafrikas und Australiens den Weg in die Union. England hatte, um die amerikanischen Kriegslieferungen auch nur zum Teil bezahlen zu können, bedeutende Beträge aus der Bank von England nach Ottawa schaffen lassen, nachdem die dort für sie lagernden Bestände in kurzer Zeit verbraucht waren. Es richtete deshalb einen besonderen Kreuzerdienst ein, um seinen Goldverpflichtungen nachzukommen. Damals erregte es Aufmerksamkeit, daß ein ganzer Teil des von Ottawa über die südliche Grenze gehenden Goldes niemals zu dem Goldvorrat der Bank von England gehört hatte, sondern offenbar direkt aus Südafrika oder Australien nach Kanada verschifft wurde.

Und nun soll, geht es nach dem Willen Nordamerikas, der Goldstrom immer weiterfließen. Möchte man doch von den europäischen Völkern so wenig wie möglich Waren kaufen, weil man befürchtet, die Wirtschaftskrisis im eigenen Lande sonst zu verschärfen. Daß diese Rechnung falsch ist, steht auf einem besonderen Blatt; tatsächlich läßt sich die Weltwirtschaftskrisis unter keinen Umständen heilen, wenn jedes Land sich von den übrigen feindselig oder engherzig abschließt. Indessen: die Vereinigten Staaten haben nun einmal die Macht in Händen, und sie können ihre Forderungen stellen. Es fällt ihren europäischen Schuldnern, sogar England, schwer, auch nur die Zinsverpflichtungen zu erfüllen; die Abtragung der Gesamtschuld steht in noch viel weiterem Felde.

Was beginnt Nordamerika mit seinem Goldüberfluß? Zunächst erfreut es sich infolgedessen einer Währung, die stärker als die irgendeines anderen Landes auf dem Golde als Münzgrundlage beruht. Der hohe Valutastand des Dollars, der heute allen anderen Währungen überlegen ist, erklärt sich zum nicht geringen Teil daraus. Selbst der japanische Yen, der eine Zeitlang nach dem Kriege einen noch höheren Kurs hatte als der Dollar, steht heute etwa 3 Proz. niedriger. Der kanadische Dollar steht 12 Proz. tiefer, der englische Sterlingkurs ist 19 Proz. unter den Paristand gesunken, die italienische wie die französische Valuta noch bedeutend tiefer, die deutsche sogar etwa 93 Proz. unter den Friedenskurs. Polnisches, österreichisches, russisches Geld vollends hat gegenüber dem amerikanischen beinahe gar keinen Wert mehr. In Wien kann man für einen Dollar 650 Kronen kaufen. Da der amerikanische Arbeiter heute in vielen Gewerben einen Stundenlohn von rund einem Dollar bezieht, erhält z. B. der Bauarbeiter in Chikago mindestens 8 Dollar täglich; in österreichische Valuta umgerechnet, bedeutet das 5200 Kronen. Um 10 Tage in Nordamerika wie ein Chikagoer Bauarbeiter leben zu können, bedarf man also, ist man mit österreichischem Geld versehen, einer Summe von 52000 Kronen, für 100 Tage 520000 Kronen. Das würde den Jahreszinsertrag eines vor dem Kriege angelegten Vermögens von mindestens 10 Mill. Kronen ausmachen. Für ein ganzes Jahr wäre die dreieinhalbfache Summe erforderlich, mithin der Zinsertrag eines vor dem Kriege in Österreich angelegten Vermögens von mindestens 35 Mill. Kronen. Das bedeutete damals ein fürstliches Vermögen — heute würden die Zinsen nur eben ausreichen, um damit in Nordamerika die Lebenshaltung eines amerikanischen Arbeiters zu bestreiten.

Die Überwertigkeit der nordamerikanischen Valuta spricht sich in solchen Tatsachen deutlich aus. Daß sie nicht nur auf dem Papier steht, davon wissen z. B. auch die besetzten deutschen Gebiete ein Lied zu singen. Obwohl wir an sich die nordamerikanische Besatzung infolge ihrer größeren Sachlichkeit weit lieber sehen als die französische, ergeben sich doch auf Schritt und Tritt durch diesen Hochstand des Dollars die unerträglichsten Spannungen. Der deutschen Bevölkerung kann von einem Amerikaner mit ein paar Dollars alles vor der Nase fortgekauft werden. Versucht aber ein deutsches Geschäft, von den Amerikanern etwas höhere Preise zu nehmen, so läuft der Besitzer oder der Verkäufer Gefahr, verhaftet und vor den amerikanischen Kadi geschleppt zu werden. Es ereignen sich dann tragische, zuweilen auch tragikomische Szenen.

Den Vereinigten Staaten ist also durch ihren Goldüberfluß eine weltwirtschaftliche Übermacht in die Hände gelegt worden, die sie allenthalben geltend machen können und vielfach nach Kräften geltend machen. Im eignen Lande können sie sich zudem den Luxus der Verarbeitung von Gold zu allen möglichen Gebrauchszwecken leisten, während dies in den meisten europäischen Ländern fast unmöglich geworden ist.

Daß aber die Goldsintflut auch ihre Nachteile hat, beginnt man allmählich in Nordamerika zu fühlen: denn gerade infolge der Überwertigkeit des Dollars versuchen die meisten übrigen Länder, ihre Handelsbeziehungen mit Nordamerika einzuschränken, indem sie die Waren, deren sie bedürfen, lieber in anderen Ländern kaufen. Beispielsweise decken sich die argentinischen Zeitungen heute nicht mehr mit nordamerikanischem, sondern mit deutschem Druckpapier ein. Der Union droht daher mancher Absatzmarkt im Auslande verlorenzugehen. Auf die Dauer wird jedenfalls auch diesem Lande sein Überreichtum an Gold noch manches Kopfzerbrechen machen.

Kunst und Qualität. / Von Paul Sorgenfrei.

Wenn man von Kunst spricht, sollte eigentlich der Begriff Qualität überflüssig erscheinen, denn wahre Kunst muß ohne weiteres Qualität sein. Aber in der modernen Zeit hat sich bekanntlich der Kunstbegriff sehr gewandelt. Es haben sich Kunstrichtungen unter dem Einfluß verirrten Geschmacks gebildet, die den Anspruch auf künstlerische Qualität erheben, und die oft auch spekulative Anhänger in Künstlerkreisen finden, die aber nie und nimmer mit dem eigentlichen Wesen der Kunst etwas zu tun haben. Man sagt, auch die Kunst müsse nach Brot gehen, und daher findet sich auch in dieser göttlichen Muse ein menschliches Spekulantentum, das aber dem Wesen der Kunst fremd bleibt und fremd bleiben muß.

Wenn die Kunst auf Abwege gerät und zur Rückkehr weniger auf die Künstlerkreise zu rechnen ist, so muß das Publikum dazu herangezogen werden. Dieses muß mehr als bisher zur Kunst erzogen werden, d. h. es muß auf das Publikum geschmackbildend und künstlerisch eingewirkt werden. Freilich scheint die jetzige Zeit mit ihren politischen Erregungen und ihrer seichten Vergnügungssucht nicht sehr geeignet dazu zu sein. Andererseits aber ist gerade die Zeit eines Umsturzes zu benutzen, ein Volk, das den Beweis erbringen will, daß es sich selber zu regieren imstande ist, auch in Dingen der Kunst aufzuklären.

Beim Betrachten einer Zeichnung oder eines Bildes merkt man: hinter all den Linien und Farben lebt und webt ein schaffender Mensch von bestimmtem Charakter, von eigenartigem Denken, Empfinden und Schauen. Ein geschulter Betrachter wird ein Bild nicht nur inhaltlich und gefühlsmäßig werten, sondern seine Aufmerksamkeit auch der Künstlerpersönlichkeit und den formalen technischen Bedingungen zuwenden, die das Bild entstehen ließen. Das erfordert das Verständnis der Kunst, und gerade Kunst will verstanden sein! Allerdings sagte Anselm Feuerbach: „Um große Kunst nachempfinden zu können, braucht es in erster Linie Herz und Phantasie. Der Verstand kann nachher kommen und sich die Sache zurechtlegen." So analytisch braucht man jedoch nicht vorzugehen, um die Kunst verstehen zu lernen. Ebenso unzeitgemäß ist das Wort Ernst Julius Hähnels, die Kunst populär zu machen, heiße, sie herabziehen, um sie im Schlamm zu betten. Wenn man vor mehr als dreißig Jahren noch so denken konnte, so heißt es jetzt: die Kunst populär zu machen, heißt, das Volk heraufzuziehen, um es kunstverständig zu machen und damit zum guten Geschmack zu erziehen. Der Anfang damit muß bereits in der Schule gemacht werden. Die große Erzieherin der Menschen darf die Kunst nicht vernachlässigen, sonst wird die Erziehung entschieden lückenhaft, denn: non scholae, sed vitae discimus! Und im Leben spielt die Kunst in allen möglichen Formen eine zu große Rolle, als daß sie in der Frage der Erziehung nicht berücksichtigt werden sollte. Die Kunst läßt sich als Kulturfaktor ersten Ranges nicht aus dem Bildungsbedürfnis des Menschen ausschalten!

Kunstgeschichte studieren heißt im Grunde nichts anderes, als das naive Interesse bildlicher Darstellung zum Künstlerischen und gleichzeitig zum Kunsthistorischen werden zu lassen. Kunstgeschichte wird nicht aus Büchern gelernt oder gelehrt, sondern kann nur durch das Studieren von Kunstwerken selbst begriffen werden. Auf diese Weise muß auch dem Volke das Studium der Kunst nahegebracht werden.

Es ist nicht nötig, daß der Mensch aus dem Volke ein Könner wird, aber ein Kenner soll er werden, um Kunst von Unkunst unterscheiden zu können, Geschmack von Geschmacklosigkeit. Der Künstler erwartet mit Recht von einem künstlerisch erzogenen Publikum eine neue Blüte seiner Kunst, denn auch auf dem Kunstmarkte richtet sich das Angebot nach der Nachfrage. Es ist unverkennbar — wie schon der Ausdruck Kunstmarkt bezeugt —, daß hier wiederum die Kunst mit materiellen Interessen kollidiert, aber nur scheinbar. Man hat es hier mit Vergleichsausdrücken zu tun, die freilich nicht als glücklich gewählt gelten können. Mit dem Begriff des Marktes verknüpft sich sofort der des Handels. Aber auch der Künstler kann nicht allein von Luft und von Idealen leben. Es darf aber nicht so weit kommen, wie schon Aristophanes sagte, daß, wo die Kunst nach Brote geht, sie da sinkt. Der Künstler darf sich nicht zum Sklaven der Menge machen, er darf sich aber auch nicht, bei allem erstrebens- und wünschenswerten Individualismus, zum Sonderling machen, der eine unverstandene Kunst pflegt, wie unsere modernen Futuristen und Kubisten, die in der höchsten Potenz des Un- und Übernatürlichen schwärmen und stets nur sonderbare Schwärmgeister bleiben werden, die allerdings hier und da ihre Anhänger und Mitläufer haben. Diese Art Kunst wirkt ebenso verderblich wie die kunstlose Massenware, und immer nur werden es kleine, abgesonderte Kreise sein, die einer solchen Kunst huldigen, die niemals Gemeingut eines Volkes werden kann, auch nicht werden darf, weil es keine Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes ist, keine Qualitätskunst. Wertloser Kitsch kann nur gedeihen, wo

eine kritiklose Masse sich mit Schund begnügt. Daher muß das Publikum zur rechten Kunstanschauung erzogen werden. Ist erst das Publikum künstlerisch erzogen, dann wird es zwischen Kunst und Unkunst zu unterscheiden wissen, dann wird auch die Zeit kommen, wo die künstlerischen Extravaganzen keinen Boden mehr finden, auf dem sie gedeihen könnten.

Der Doppelgänger. Von Hans Freimark.

Es gibt zwei Formen des Doppelgängers. Die eine zeigt das Gegenbild der eigenen Persönlichkeit, die andere das Nachbild eines dem Schauenden irgendwie seelisch verbundenen Menschen. Zu den Fällen des Sichselbstsehens gehört das Erlebnis, das Goethe nach seinem Abschiede von Friederike Brion hatte. Es war auf dem Ritte gegen Drusenheim. Er erblickte sich, wie er in „Wahrheit und Dichtung" sehr bezeichnend sagt, „nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes" sich selber entgegenkommend. Aber auch Wahrnehmungen der anderen Art war Goethe zugänglich. Auf der Heimkehr von einem Spaziergange nach Belvedere bei Weimar, den er mit dem nachmaligen Geheimrat K. unternommen hatte, glaubte Goethe plötzlich seinen Freund Friedrich auf der regennassen Landstraße, und zwar in seinem Schlafrock und Morgenschuhen, zu sehen. Über diesen Aufzug, und zumal er Friedrich in Frankfurt wußte, war er aufs höchste erstaunt. Ebenso plötzlich, wie die Erscheinung aufgetaucht war, verschwand sie. K., dessen Erinnerung der Bericht entstammt, hatte sie überhaupt nicht wahrgenommen. In Goethes Hause angelangt, fanden die beiden Spaziergänger in der Tat Friedrich vor, und zwar wie Goethe ihn geschaut hatte. Friedrich war unerwartet aus Frankfurt eingetroffen und hatte sich, da er vom Regen völlig durchnäßt war, mit des Dichters Kleidern aushelfen lassen.

Goethe selber hielt das erste Vorkommnis für eine Art Vorschau. Diese Auffassung dürfte jedoch kaum zutreffen. Weit näher liegt es, die Erscheinung als eine Wunschphantasie zu nehmen, die nach der schmerzlichen Trennung und bei Goethes Anlagen in dieser Richtung beinahe selbstverständlich war. Eine solche Erklärung läßt der zweite Fall nicht zu. Der halluzinative Charakter der Wahrnehmung ist zwar augenscheinlich, dennoch sprechen gewisse Einzelheiten der Schauung gegen eine bloße Sinnestäuschung. Zum mindesten liegt hier das vor, was Carl du Prel sehr zutreffend eine objektive Halluzination nannte, d. h. eine Halluzination, die nicht dem Seher, sondern einer fremden Einwirkung auf ihn ihre Entstehung verdankt. Es fragt sich nun: Besteht hier lediglich eine seelische Verbindung, oder entsendet, wie von manchen behauptet wird, der Agent einen Teil seiner selbst?

Verschiedentlich sind in dieser Richtung Experimente angestellt worden, unter anderm von den französischen Forschern Durville und Baraduc. Um die Tatsächlichkeit der Entsendung eines Wesensteiles des Ichs zu erforschen, gab Baraduc einer seiner Versuchspersonen in der Hypnose ohne Beisein eines Dritten den Befehl, am kommenden Montag abends um 10 Uhr müde zu werden, sich zu Bette zu legen und einzuschlafen. Sodann solle sie ihren Körper verlassen und zu ihm kommen, und zwar durch ein bestimmtes Fenster, solle sich auf einen bezeichneten Stuhl setzen und eine in der Nähe stehende Wage, die an ein elektrisches Läutewerk angeschlossen war, herunterdrücken. Zu dem bezeichneten Tage lud Baraduc außer einigen Gelehrten auch ein zweites Medium. Das Fenster des Zimmers war mit einem Stoff bespannt, der mit Schwefelkalzium präpariert war, ebenso der Stuhl. Die Wage stand unter einer Glasglocke, die an den Tisch gesiegelt war. Das zweite Medium wurde eingeschläfert. Kurz nach 10 Uhr meldete es: „Ich sehe ein Phantom durch das Fenster hereinsteigen." Gleich darauf leuchtete der Schirm auf, danach der Stoff des Stuhles, und schließlich ertönte das Läutewerk der Wage. — War nun wirklich das Phantom des ersten Mediums der Urheber dieser Vorgänge, wie Baraduc anzunehmen geneigt ist? Daß die betreffende Erscheinung stets erst auf die Ankündigung durch das zweite Medium folgte, spricht nicht dafür. Es wäre sehr wohl möglich, daß die fraglichen Einwirkungen ebenfalls von dem zweiten Medium ausgingen.

Auch sonst läßt sich eine ganze Reihe von Gründen anführen, die bei der Beobachtung eines Doppelgängers zwar unbedingt für eine psychische Verbindung des Wahrnehmenden mit dem Wahrgenommenen sprechen, jedoch gegen die Tätigkeit eines Seelenvehikels im Sinne einer besonderen Leiblichkeit. Wird doch das Phantom, wie bei dem Erlebnis Goethes mit seinem Freunde Friedrich, oft nur von jenem, dem es gilt, erblickt. Wo aber eine Mehrzahl es wahrnimmt, wie in dem berühmten Falle der Emilie Sagée, einer Lehrerin in einem baltischen Töchterinstitut, geht der gemeinsame Eindruck höchstwahrscheinlich auf psychische Ansteckung zurück. Diese ist, wie wir durch die Feststellungen zur Psychologie der Aussage wissen, gar nicht selten. So berichtete mir erst kürzlich eine Lehrerin meiner Bekanntschaft, daß eines Tages ein Schüler in der ersten Stunde das Abhandenkommen seines Federhalterkastens meldete. Er habe ihn vor sich auf dem Tisch stehen gehabt, und plötzlich sei er fortgewesen. Die Lehrerin hält Umfrage bei den Nebensitzenden. Auch diese erklären, der Kasten habe auf dem Tische gestanden. Während die Untersuchung noch im Gange ist, klopft es, ein Dienstmädchen erscheint und bringt dem Knaben den Kasten, den er daheim gelassen hatte.

Den psychischen Charakter des Doppelgängerproblems macht auch der Versuch von Professor Beaunis deutlich. Dieser erteilte in der Hypnose einem jungen Mädchen den Auftrag, ihn 132 Tage später vor ihr erscheinen zu sehen. Im normalen Zustand war keine Erinnerung an diesen Befehl vorhanden. Aber an dem bestimmten Tage sah die Betreffende Beaunis, der sich nicht einmal in Nancy, sondern in Paris befand, die Tür öffnen, in ihr Zimmer treten, hörte ihn sprechen und sah ihn wieder gehen. Dabei ist zu beachten, daß diese Einzelheiten ihrer eigenen Vorstellungstätigkeit entstammten. Beaunis hatte sie in der Suggestion nicht angeordnet. — Aber selbst wo es sich um mehr als eine eingeredete Sinnestäuschung handelt, deuten gewisse Begleitumstände darauf hin, daß die Bildung der Erscheinungen nicht so sehr ein physikalischer Vorgang als einer des Vorstellungslebens ist. So erschien nach einem Bericht, der von der Society for Psychical Researches in London vor Jahren in der „Review of Reviews" veröffentlicht wurde, die Tochter eines bekannten Londoner Rechtsanwaltes, die die Fähigkeit willkürlicher Doppelgängerei bei sich ausgebildet hatte, einer ihrer Freundinnen, jedoch merkwürdigerweise mit einem weißseidenen Schal angetan, den sie in Wirklichkeit seit Jahren unbenutzt bei sich verwahrte. Allein die Kleiderfrage weist darauf hin, daß das Auftreten des Doppelgängers im wesentlichen auf einer Übertragung von Vorstellungen, und zwar in der Hauptsache von Vorstellungen des Unterbewußtseins, beruht.

Darauf ist auch zurückzuführen, daß der Doppelgänger, soweit er in der Form des Sichselbstsehens erscheint, zuweilen der Vorbote einer nahen Gefahr, einer schweren Erkrankung oder gar des Ablebens ist. So sah sich der Professor der Mathematik und Hauptpastor der Rostocker Jakobikirche Becker, als er eines Tages in seine Bibliothek ging, um ein Buch zu holen, dort in seinem gewohnten Stuhle sitzen. Er trat näher und blickte dem Phantom über die Schulter. Der Finger der Erscheinung wies auf eine Stelle der aufgeschlagenen Bibel: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben." Becker nahm dies als Ankündigung seines nahen Endes. Am anderen Tag verschied der in hohem Alter Stehende in den Abendstunden. De la Motte-Fouqué berichtet von einem jungen Edelmann, der auf einem Jagdausflug der Aussicht halber in den oberen unbewohnten Stock eines Försterhauses ging, wo er sich als Leiche liegen sah. Bald darauf hatte er einen Zweikampf, der in demselben Gemach ausgefochten wurde, und in dem er fiel. In dem einen wie in dem anderen Falle sind es naheliegende Erwartungen und Befürchtungen, die in Form eines verdeutlichenden Gesichtes ins Bewußtsein gehoben werden.

Wie nahe diese Vorkommnisse an allgemeine Erfahrungen rühren, beleuchtet gut das von Lemaître aus seiner ärztlichen Praxis beigebrachte Beispiel. Ein achtzehnjähriger Schüler war mit Vorbereitungen für ein Examen angestrengt beschäftigt. Eines Abends mußte er seine Arbeit unterbrechen, um ein Buch aus dem Nebenzimmer zu holen. Bei der Rückkehr gewahrte er, an der Tür stehend, sich am Tische sitzen. Er fühlte die metallene Türklinke in der Hand, zugleich aber hatte er die Empfindung, vor den Büchern zu sitzen, auch spürte er die Feder zwischen den Fingern und meinte sogar, den Satz zu lesen, den er schrieb, obwohl er sich zwei bis drei Meter vom Tische entfernt befand. Diese Empfindungsspaltung des überarbeiteten jungen Menschen zeigt lediglich in hochgradiger Steigerung die uns allen eigentümliche Doppelheit, um nicht zu sagen, Vielheit gleichzeitig ablaufender Empfindungsprozesse. Während wir durch die Straße gehen, nehmen wir die Umgebung wahr und verfolgen gleichzeitig diesen oder jenen Gedanken. Oder wir lesen und unterhalten uns gleichzeitig. Cäsar konnte bekanntlich sechs Schreibern auf einmal sechs verschiedene Briefe diktieren. Ein Mitglied der Society for Psychical Researches, Mr. Barkworth, brachte es durch Übung dahin, lebhaft zu plaudern und gleichwohl große Zahlenreihen richtig zusammenzuzählen.

Wir sind also gewissermaßen in jedem Augenblicke doppelt. Wie jeder Seelenvorgang durch bestimmte Umstände gesteigert werden kann, so auch dieser. Er macht dann, das beweisen verschiedene der angeführten Fälle gleich den neueren Untersuchungen der Gedankenübertragung, nicht in uns halt, sondern geht über uns hinaus und vermag ein anderes Ich zu berühren. Ein völlig immaterieller Vorgang ist das gewiß nicht. Nach dem derzeitigen Stande der Forschung dürfte dabei aber kaum eine Beförderung bestimmter Stoffgefüge, seien es auch nur die einer feineren Leiblichkeit, in Frage kommen, als vielmehr eine Übertragung psycho-physischer Reize, die von dem Unterbewußtsein des Empfängers aufgenommen, verdichtet und für sein Bewußtsein in entsprechende Anschaulichkeiten umgesetzt werden.

Auf der Höch und im Tal. Von F. Joß.

Steig'n drei Wanderer auf d' Höch. In der Schutzhütt'n kemman's z'samm. Der Oane is a Handwerksbursch. Der Anderne a g'studierter Herr. Der Dritte is a Bauer. Der Handwerksbursch schneid't Holz. Der g'studierte Herr hoazt ein. Der Bauer kocht an Sterz. Nacha hocken's beinand und essen und lachen und dischk'rier'n, und a jeder raakt sei Pfeifen. Und der Handwerksbursch is koa Handwerksbursch mehr, dös is a Mensch. Und der g'studierte Herr is koa g'studierter Herr mehr, dös is a Mensch. Und der Bauer is koa Bauer mehr, dös is a Mensch.

Wia's wieder abikemma ins Tal, geht jeder vo dö drei sein oagenen Weg. Der Bauer begegn't sein Nachba und sagt: „Moanst, daß ma heuer an höchern Preis kriag'n fürs Körndl? I glaab net. Aba bals net brav zahl'n, nacha kinnan's verreck'n. Pfeilgrad verreck'n. G'liefert werd nix." — Der Handwerksbursch begegn't an Kamerod'n und sagt: „Dös bekümmert ins durchaus gor nix, was d'andern Leut mocha. Bals it guatwillig nachgeb'n, nacha werd g'streikt." — Der g'studierte Herr begegn't an Freund und sagt: „A wahre Schand is's, wia d' Leut, dö wo nix g'lernt ham, heutigtags 's Mäul aufreißen. Wer nix g'lernt hat, hat überhaupts nix z'reden."

Droben aba, bein Himmelfenster, schaugt der Herrgott mit'm heilig Petrus außa und lacht: „Hoscht as g'sehn dö drei, Peterl? Wia's herob'n war'n, san's Menschen g'wen, wia's aba abig'stieg'n san, san's Viecha word'n." — Sagt der heilig Petrus: „Woi hab i s' g'sehn. Und da sollt do glei der Teufi drei'fahrn." — „Pscht!" macht der Herrgott, „net so hitzig. Laß s' na öfter auffisteig'n auf d' Höch, nacha werd'n's scho Menschen bleib'n."

Die deutsche Not in Oberschlesien. / Von Karl Spitzner.

Seit acht Wochen tobt in Oberschlesien — zum dritten Male seit den denkwürdigen Novembertagen des Jahres 1918 — polnischer Bandenkrieg. Zwei lange Monate schon erduldet der deutsche Teil der Bevölkerung Oberschlesiens unsägliches Leid durch die Gewalt polnischer Insurgenten. Raub, Mord, Plünderung und Brandschatzung sind an der Tagesordnung. Ein Zustand völliger Anarchie macht sich im Lande breit. Er droht das einst so blühende Land vollends zu ruinieren, wenn ihm nicht sofort und energisch Einhalt geboten wird.

Schwer bewaffnete Horden im Verein mit regulärem polnischen Militär haben die Herrschaft über das Land an sich gerissen. Die Interalliierte Kommission, in welcher der Einfluß des Generals Le Rond eine führende Rolle spielt, sieht dem Treiben Korfantys und seiner Mordbanden nicht nur schweigend zu, sie fördert es sogar, soweit ihre französischen Mitglieder in Betracht kommen. Zahlreich sind die Fälle in dem von den Aufständischen besetzten Gebiet Oberschlesiens, daß Franzosen den Insurgenten Waffen geben und sie ungehindert in die Städte eindringen und dort schießen und plündern lassen. Noch nicht bekanntgeworden ist, daß französische Soldaten auch nur einmal gegen die polnischen Aufrührer eingeschritten sind. Die Verhältnisse liegen heute tatsächlich so, daß die Interalliierte Kommission in Oberschlesien nicht die geringste Autorität mehr besitzt. In den besetzten Städten und Gemeinden des Industriebezirks, in denen sich fast überall stärkere französische Truppenkörper befinden, erlassen die Behörden der Aufständischen Verordnungen und Bekanntmachungen, die sich in offenem Widerspruch zu den interalliierten Anordnungen und zu denen der deutschen Behörden befinden. Kein französischer Kreiskontrolleur nimmt daran Anstoß. Ihre Anordnungen sind nach wie vor gegen die deutsche Bevölkerung gerichtet, die, wenn sie sich gegen die polnischen Mordbrenner wehrt, verhaftet, in die Kasernen geschleppt und dort furchtbar mißhandelt wird. — Das blühende oberschlesische Land blutet unter der „neuen Ära der Freiheit und Gerechtigkeit", die ihm die Interalliierte Kommission zu Beginn des vorigen Jahres feierlich versprach, aus tausend Wunden. Das besetzte Gebiet befindet sich im Kriegszustand. Täglich setzen mit Beginn der Dunkelheit die wilden Schießereien der Insurgenten ein. Die geängsteten Bewohner der Städte und Dörfer sind gezwungen, in ihren Häusern zu bleiben, da ihnen auf der Straße die Gefangennahme, Verschleppung und Mißhandlung durch die Insurgenten drohen. Das wirtschaftliche Leben siecht dahin. Die oberschlesische Industrie geht mit Riesenschritten ihrem völligen Ruin entgegen. Die Kohlenförderung erreicht nur ein Drittel der Normalleistung. Die geförderten Kohlen können nicht abgefahren werden. Sie liegen auf den Halden, wo gerade in der warmen Jahreszeit die Gefahr der Haldenbrände besonders groß ist. Andererseits lassen die Aufstandsbehörden große Kohlenbestände nach Polen abfahren, die natürlich in den meisten Fällen nicht bezahlt werden. In der Eisen- und Zinkhüttenindustrie liegen die Verhältnisse ähnlich traurig. Der gänzliche Mangel an Rohstoffen wird über kurz oder lang die Schließung der meisten Werke nach sich ziehen. Die vorhandenen Fertigfabrikate liegen in den Hallen und können nicht abgesetzt werden. Zu alledem kommt der Geldmangel, der eine Entlohnung der Arbeiterschaft unmöglich macht. So kann man sich nicht wundern, daß die von Korfanty inszenierte Aufstandsbewegung immer mehr in bolschewistisches Fahrwasser gleitet und Oberschlesien in ein Chaos zu verwandeln droht.

Draußen im deutschen Vaterlande ist man sich anscheinend nicht bewußt, welch grausames Spiel mit dem oberschlesischen Land und dem oberschlesischen Volk getrieben wird, sonst müßte ein einziger Schrei der Entrüstung alle deutschen Gaue



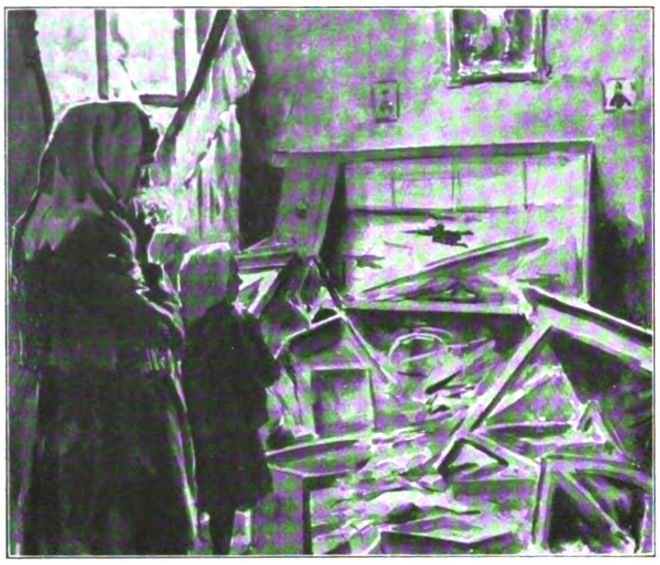
Maschinengewehrabteilung.



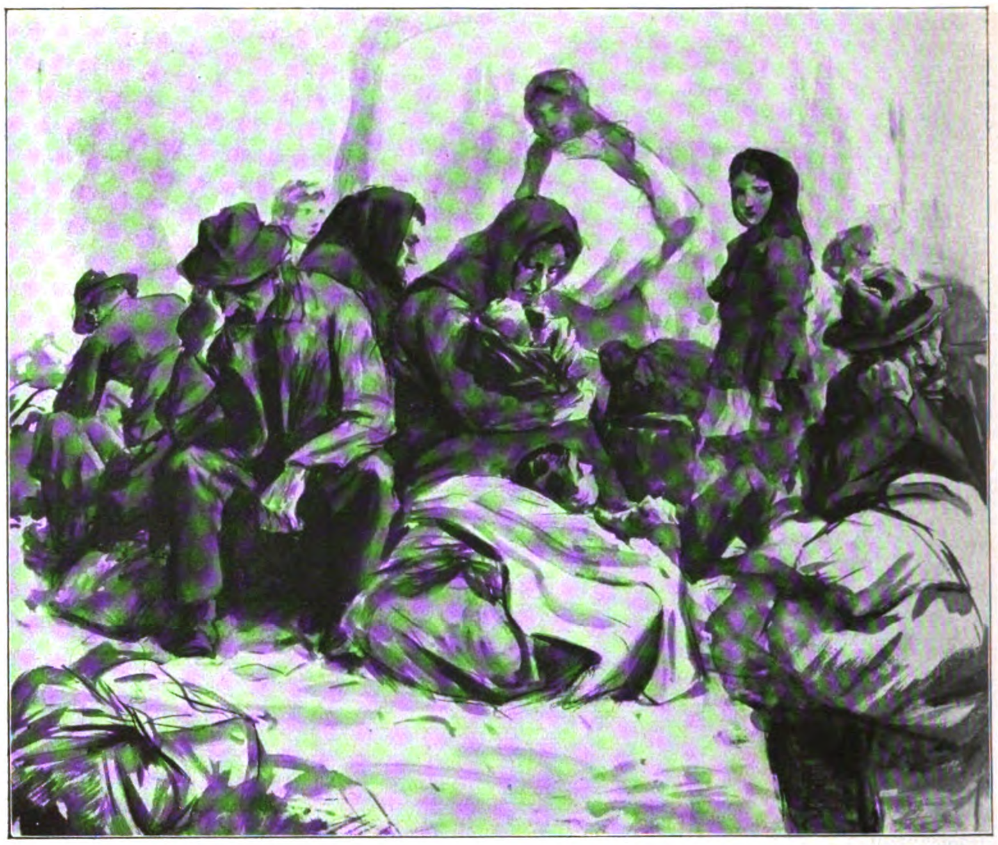
Auslaufen eines Bootes der Oderflottille.

Vom Polenaufruhr in Oberschlesien: Beim deutschen Selbstschutz.

Nach Zeichnungen des nach Oberschlesien entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.



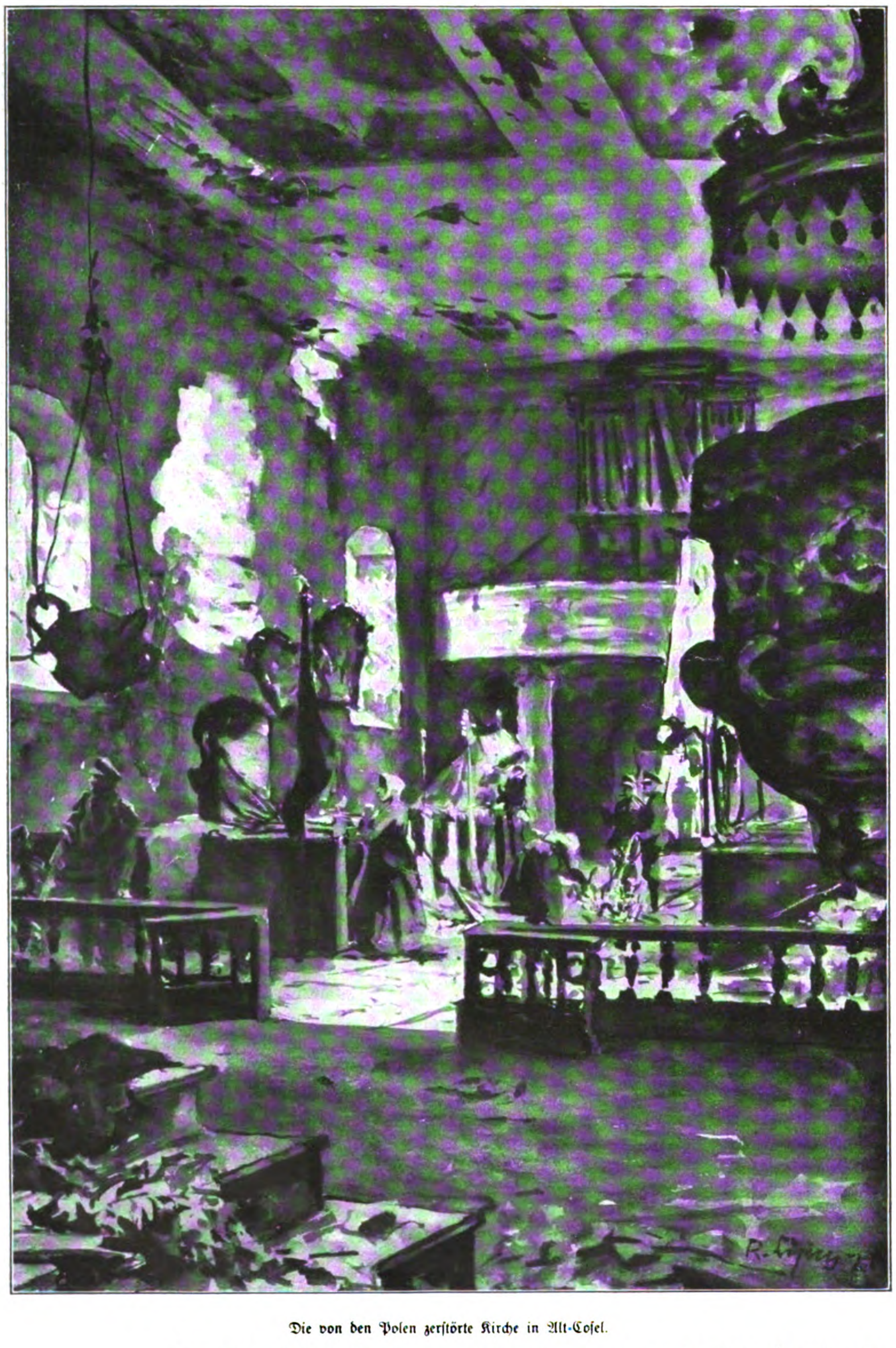
Flüchtlinge bei der Rückkehr in ihr Heim.



Obdachlose deutsche Flüchtlinge aus dem Aufruhrgebiet.

durchgellen. Draußen weiß man es freilich nicht, was es bedeutet, wenn Haus und Hof ausgeplündert und niedergebrannt werden, wenn das Vieh aus den Ställen gestohlen wird und Hunderte von unschuldigen Menschen bis aufs Blut gepeinigt und in grausamster Weise gemordet werden, nur weil sie sich treu zum Deutschtum bekannten. Man weiß es nicht, was es bedeutet, in der heißen Sommerzeit ohne Wasser zu sein, das vertierte Horden abgesperrt haben. Man weiß nicht, wie bitter es ist, Hunger zu leiden und nicht einmal die notwendigste Milch für die Säuglinge zu bekommen. Unbeschreiblich sind die Qualen, die verschleppte Deutsche erdulden mußten. Zu Hunderten in Internierungslagern zusammengepfercht, im Alter von 16 bis zu 70 Jahren, mußten wehrlose und unschuldige Menschen wochenlang unter der Knute sitten- und zuchtloser Mordbrenner schmachten. Sämtlicher Barmittel beraubt, um die notwendigsten Kleidungsstücke bestohlen und gänzlich unzureichend verpflegt, so lagen viele Hunderte gefangen, ohne daß sie auch nur den Schimmer einer Hoffnung auf Besserung ihrer Lage hatten — und ohne daß sich jemand ihrer annahm. Alte angesehene Bürger wurden auf das entehrendste beschimpft, mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt und täglich drangsaliert und gepeinigt.

In dieser großen Not des deutschen Volkes in Oberschlesien erschien der Retter in der Gestalt des einarmigen Generals Hoefer, der, selbst Oberschlesier, bereits im Weltkriege seine oberschlesische Division von Sieg zu Sieg führte und in einem englischen Heeresbericht seiner vorbildlichen Tapferkeit wegen lobend erwähnt wurde. Die verzweifelte Lage des deutschen oberschlesischen Volkes ließ in den Besten des Volkes den Entschluß reifen, den alten bewährten General um Hilfe zu bitten. Und er folgte dem Notschrei seiner Heimat. Seine Liebe zur Heimat und das Vertrauen des Volkes ließen ihn an die Spitze des oberschlesischen Selbstschutzes treten, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, den alten Rechtszustand wiederherzustellen, die von den Insurgenten zerrissene Autorität der Interalliierten Kommission wiederaufzurichten und Frieden zu schaffen, den Korfanty dem oberschlesischen Volke geraubt hat. Dieses Ziel spornte den deutschen Selbstschutz in Oberschlesien an, als er sich den polnischen Insurgentenhorden entgegenstellte. Wenn nicht mehr Teile Oberschlesiens von der Insurrektion heimgesucht worden sind, so ist das lediglich den Getreuen des Generals Hoefer zu danken, die ihr Blut und ihr Leben hingaben für den Frieden ihrer bedrängten oberschlesischen Brüder. Es muß immer wieder betont werden, daß in den ersten Wochen des Aufstandes seitens der Ententetruppen kein Widerstand gegen die vordringenden Insurgenten erfolgte. Die Franzosen waren in genügender Zahl und mit den modernsten Kampfmitteln ausgerüstet im Lande, so daß es für sie ein leichtes gewesen wäre, den Aufstand im Keime zu ersticken, wenn sie nur gewollt hätten. Aber das ist einem jeden Deutschen hier in Oberschlesien seit langem klar: Die Franzosen kümmern sich nicht um Recht und Gerechtigkeit, sie verfolgen seit Beginn ihres Hierseins mit eiserner Konsequenz nur das eine Ziel, nämlich, ihren polnischen Verbündeten



Die von den Polen zerstörte Kirche in Alt-Cosel.



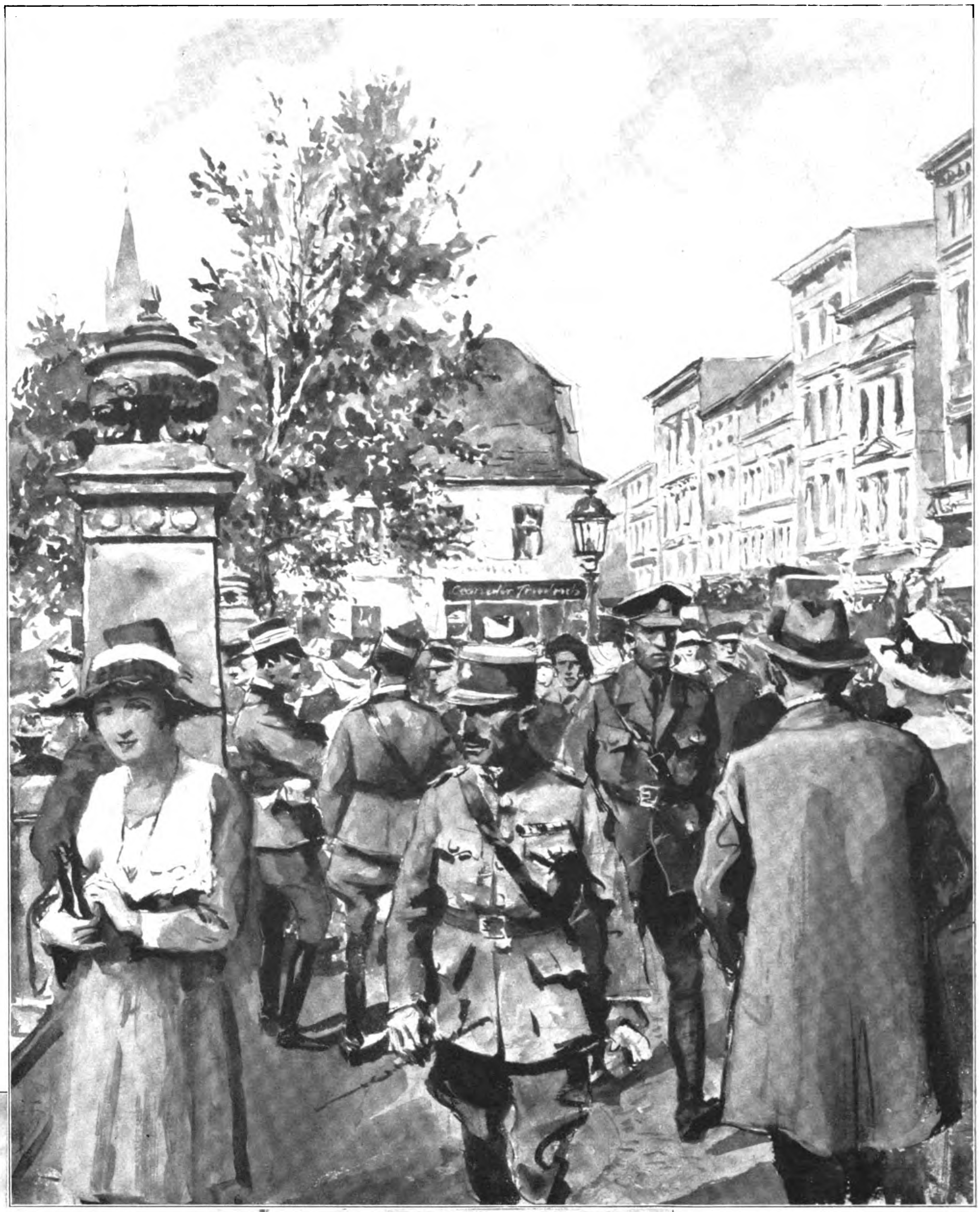
Abführung gefangener polnischer Aufrührer.

Vom Polenaufruhr in Oberschlesien. Nach Zeichnungen des nach Oberschlesien entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.

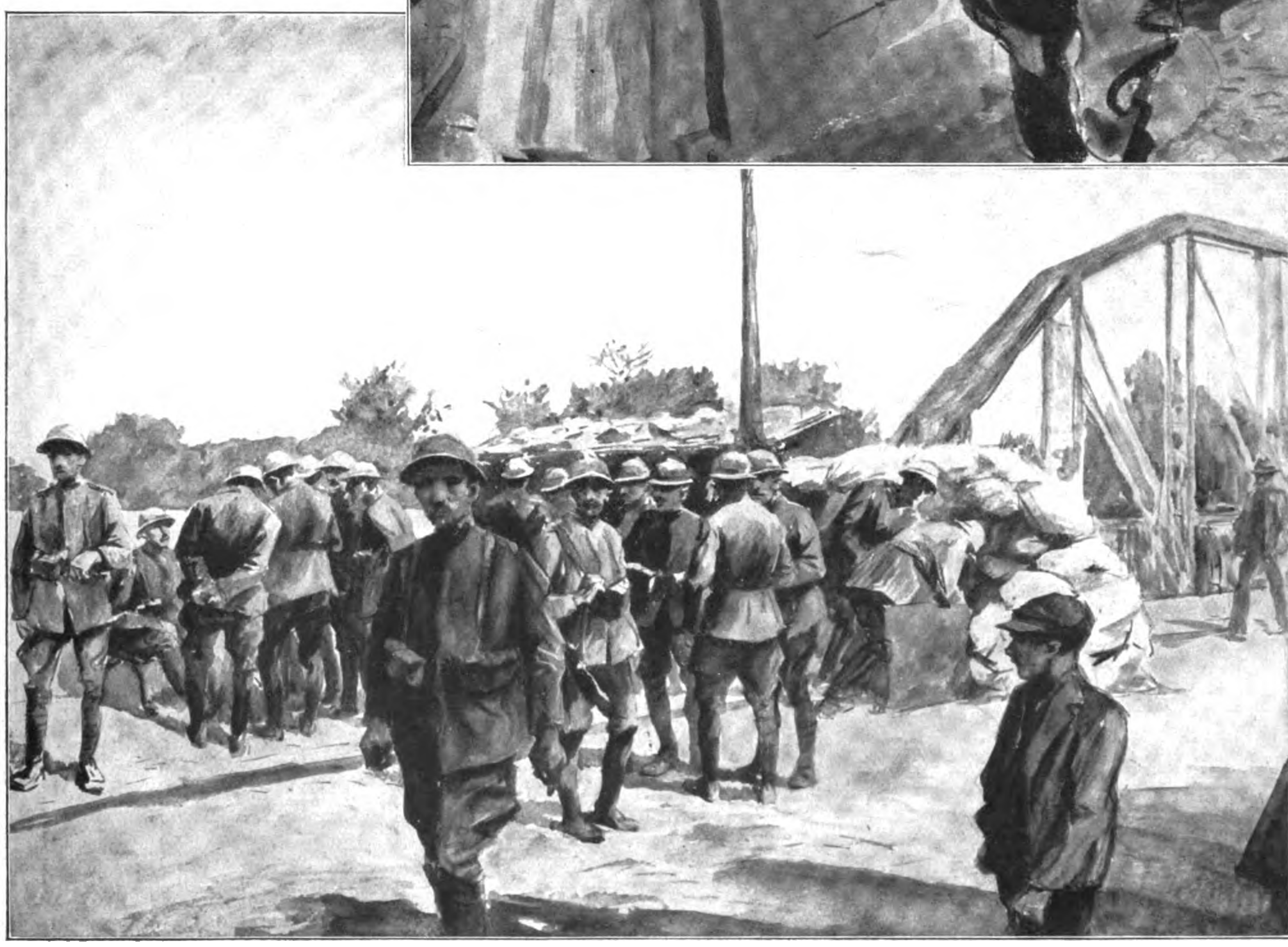
zu helfen. Nicht umsonst verkehrte Korfanty bis zum Tage des Aufstandes im Regierungsgebäude zu Oppeln, dem Sitz der Interalliierten Kommission, und er war bei General Le Rond ein stets gern gesehener Gast. Le Rond war ja auch in den ersten Maitagen „zufällig“ in Paris, und sein Vertreter, der italienische General de Marinis, hatte zu wenig eigene Truppen im Lande, als daß er die überraschend hereingebrochene veränderte Situation sofort zu beherrschen in der Lage gewesen wäre. Das tapfere Verhalten der geringen italienischen Streitkräfte verdient jedes Lob, und die Blutopfer, die die Söhne Italiens auf oberschlesischem Boden gebracht haben, wird das oberschlesische Volk nie vergessen.

Nur eine Hoffnung hält das oberschlesische Volk in seiner furchtbaren Not noch aufrecht. Diese Hoffnung gründet sich auf die Anwesenheit starker englischer Truppenmassen, die mit Gewehren, Maschinengewehren, Kanonen und Tanks hergekommen sind, um das polnische Raubgesindel zur Vernunft zu bringen und das oberschlesische Land zu befreien. Wenn auch der Vormarsch der Engländer in der ersten Zeit nicht die Ausmaße angenommen hat, die man in weiten Kreisen erwartet hatte, wenn heut auch noch nicht der ganze besetzte Teil Oberschlesiens befreit ist, so wäre es doch falsch, wollte man die Engländer eines Zusammengehens mit den Franzosen bezichtigen. Gründe politischer und wahrscheinlich auch militärischer Natur machten bisher eine Verzögerung des englischen Vormarsches in das Industriegebiet notwendig. Aber schon jetzt dringt aus vielen Orten die frohe Kunde, daß die Engländer den Insurgenten energisch zu Leibe gehen, und daß diese sich fluchtartig zurückziehen, wo sich nur ein englischer Soldat zeigt. Bei allem Ernst der Lage darf man also die Hoffnung hegen, daß der Tag nahe ist, der das oberschlesische Volk und Land frei von Insurgenten sieht.

Unsere Bilder nach Zeichnungen des nach dem Aufstandsgebiet entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Rudolf Lipus geben natürlich nur einen kleinen Ausschnitt aus den Zuständen in Oberschlesien. Noch ist der größte Teil des Landes, und insbesondere das Industriegebiet, in der Gewalt der Aufständischen, es besteht also keine Möglichkeit, alle dort verübten Greueltaten sowie die zahllosen Verwüstungen im Bilde festzuhalten. Aber die hier veröffentlichten Bilder werden genügen, um unseren Lesern eindringlich zu veranschaulichen, was unsere deutschen Brüder in Oberschlesien erdulden mußten und noch erdulden müssen. Sie werden auch genügen, um in jedem deutschen Haus Dankbarkeit und Bewunderung für unseren oberschlesischen Selbstschutz zu erwecken. Sie werden das Band der Zusammengehörigkeit zwischen der gemeinsamen deutschen Heimat und dem schwer um seine Existenz ringenden oberschlesischen Volk fester schließen, als es bisher der Fall war. Sie werden Herzen und Hände öffnen helfen, wenn es gilt, die armen um Hab und Gut bestohlenen Deutschen aus Oberschlesien mit Geld und anderen Gaben zu unterstützen. Sie werden nach besten Kräften dazu beitragen, um oberschlesischen Flüchtlingen die Schaffung einer neuen Existenz zu erleichtern. Die Heilung der materiellen Schäden wird das Geringste sein, was wir den deutschen Brüdern in Oberschlesien ermöglichen müssen. **Nur so wird es auch möglich sein, annähernd gutzumachen, was das Deutschtum in all den langen Wochen an seelischen Leiden durchgemacht hat.**

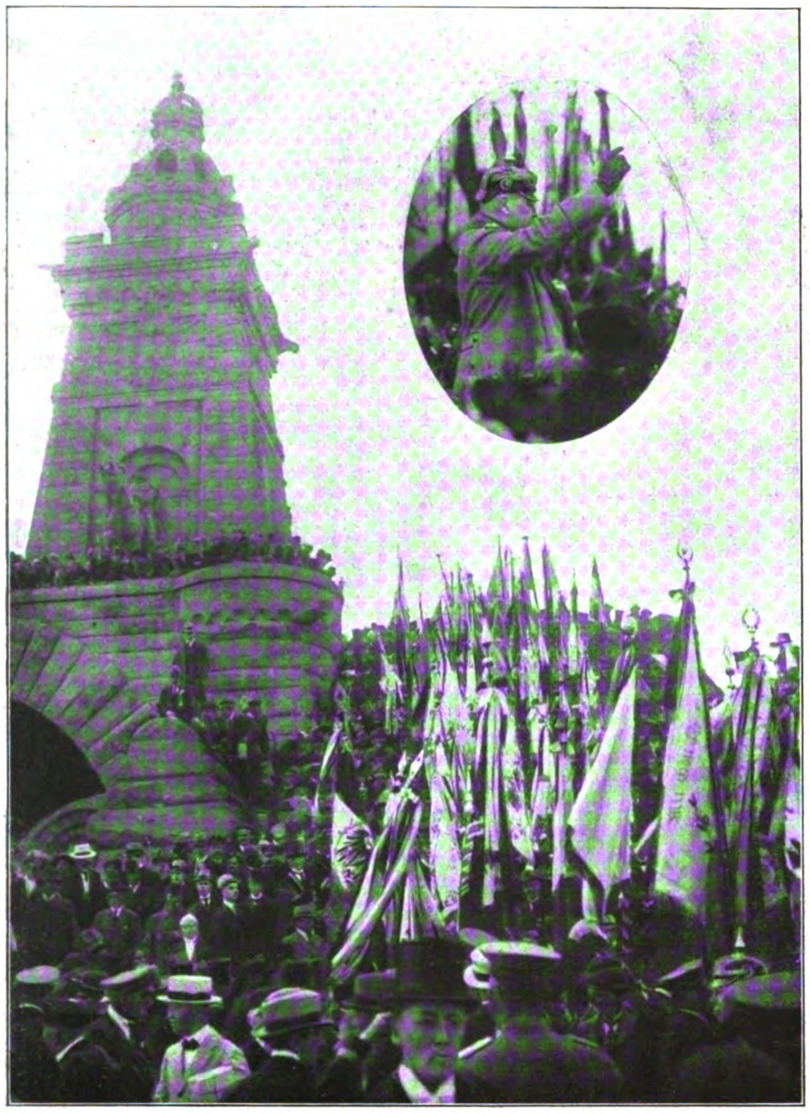


Straßenbild vom Regierungsplatz in Oppeln.



Italienische Brückenbesatzung in Cosel.

Vom Polenaufruhr in Oberschlesien. Nach Zeichnungen des nach Oberschlesien entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Rudolf Lipus.





Prinzessin Maria Alix von Sachsen und Prinz Franz Joseph von Hohenzollern-Sigmaringen. (Phot. H. Pilatus, Ostritz i. S.)



Herzogin Ingeborg Alix von Oldenburg und Prinz Stephan zu Schaumburg-Lippe. (Hofphot. J. B. Feilner, Oldenburg i. O.)

Fürstliche Neuvermählte.



Die zur Erinnerung an die 25jährige Wiederkehr des Tages der Denkmalseinweihung vom Kyffhäuser-Bund der deutschen Landeskriegerverbände am 19. Juni am Kyffhäuser-Denkmal veranstaltete Feier.

Oben: Generalfeldmarschall v. Hindenburg, der Ehrenpräsident des Kyffhäuser-Bundes, bringt das Hoch auf den Bund aus.

Die Gründung der Deutschen Festspielstiftung Bayreuth. (Hofphot. Ramme & Ulrich, Bayreuth.)

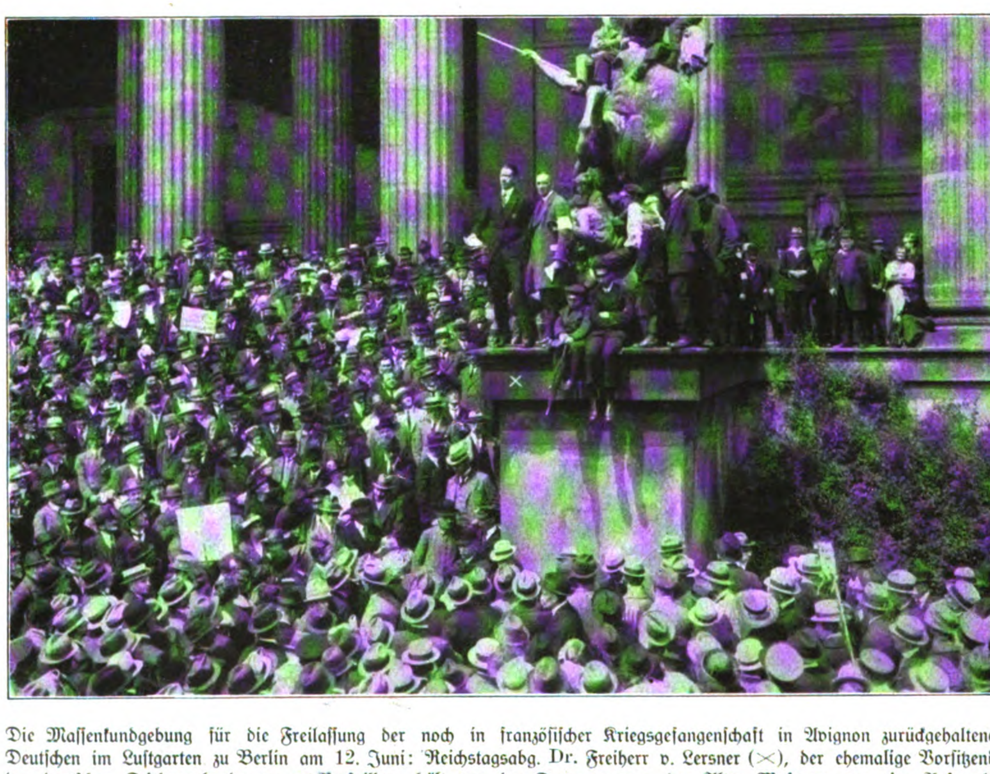
1. Siegfried Wagner, Bayreuth; 2. Frhr. v. Wolzogen, Bayreuth; 3. Dr. Grunsky, Stuttgart; 4. Bez.-Präsident v. Putkamer, Stuttgart; 5. Dr. Bering, Hamburg; 6. L. P. Zenker, Leipzig; 7. Fr. Zimmermann, Chemnitz; 8. Frau Geheimrat Lange, Hannover; 9. Dr. Freiersleben, Dresden; 10. Hauptmann Spring, Stuttgart; 11. Kunstmaler Staffen, Berlin; 12. u. 13. R. Schmidt u. Gattin, Stuttgart; 14. 1. Bürgermeister Hofrat Preu, Bayreuth; 15. u. 16. Oberpostrat Pretzsch u. Gattin, Darmstadt; 17. Dir. Schuler, Bayreuth.



Pfarrer D. h. c. Wilhelm Speck, feinsinniger hessischer Dichter, begeht am 7. Juli seinen 60. Geburtstag.



Dr.-Ing. Dr. phil. h. c. Otto Sarrazin, der Mitbegründer und langjährige Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, † im 79. Lebensjahre.



Die Massenkundgebung für die Freilassung der noch in französischer Kriegsgefangenschaft in Avignon zurückgehaltenen Deutschen im Lustgarten zu Berlin am 12. Juni: Reichstagsabg. Dr. Freiherr v. Lersner (×), der ehemalige Vorsitzende der deutschen Friedensabordnung zu Versailles, hält von der Treppenwange des Alten Museums aus eine Ansprache. Ähnliche Kundgebungen fanden auch in anderen deutschen Städten statt. Sie waren sämtlich von der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener veranstaltet, von der auch der Sammel- und Hilferuf für Avignon ausging.



Graf Praschma, der neue deutsche Bevollmächtigte für den Abstimmungsbezirk Oberschlesien.



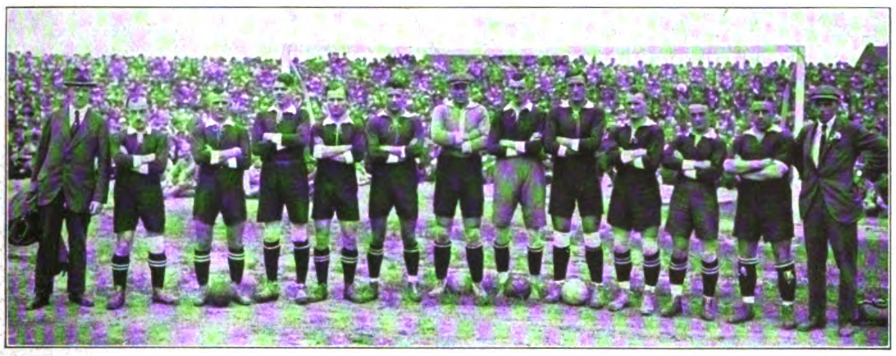
Prof. Dr. Franz Stumpf, der neue Landeshauptmann von Tirol, ein aufrichtiger Freund des Anschlusses an Deutschland.



Vom Großen Hansapreis in Hamburg-Horn: Der Start. Sieger war Frhrn. S. A. v. Oppenheims „Der Mohr", der „König Midas" um einen Hals schlug. (Phot. Otto Reich, Hamburg.)



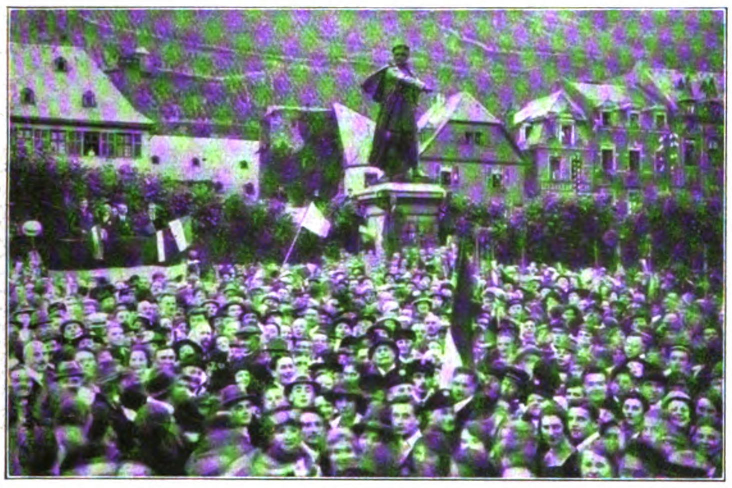
Vom Grubenunglück auf Zeche Mont Cenis bei Herne in Westfalen, bei dem 85 Bergleute getötet und 72 verletzt wurden. Links: Rettungsmannschaften beim Bergen von Verunglückten. Mitte: Aufgebahrte Opfer werden durch Angehörige festgestellt. Rechts: Die Angehörigen der Opfer vor dem Direktionsgebäude, in dem die Totenliste aufgehängt ist.



Die Entscheidung um die deutsche Fußballmeisterschaft in Düsseldorf am 12. Juni: Der Fußballklub Nürnberg, der neue deutsche Fußballmeister, der gegen den Berliner Fußballklub Vorwärts mit 5:0 siegte. 27000 Zuschauer wohnten dem Spiele bei.



Von der Jahnfeier der Berliner Turnerschaft in Berlin-Baumschulenweg am 12. Juni: Aus der Fechtkonkurrenz für Duellfechten. Sieger: Jablonsky (rechts).



Deutsche Sonnwendfeier in dem unbesetzten Caub am Rhein am Jahrestage der Schlacht von Belle-Alliance (18. Juni): Die Menge bei der Feier am Blücherdenkmal.



Die Enthüllung eines Denkmals für den Maler Karl Haider in seinem Geburtsort Schliersee in Oberbayern am 19. Juni: Während der Festrede von Prof. Wilhelm Weigand. Links hinter ihm: Bürgermeister Mièderer, Schliersee. (Phot. Georg Eitzenberger, Schliersee.)



Kammersängerin Claire Dux und ihr Gatte, der Filmschauspieler Hans Albers, vor dem Konzerthaus zu Bad Nauheim.



Szenenbild aus dem Drama „Die lange Jule" von Carl Hauptmann in der Erstaufführung der Berliner Volksbühne. Von links nach rechts: Theobald Stief (Hr. Gerber), Gertrud Stief (Annemarie Loose), Vater Jonathan (Paul Günther).



Vom Wiener Modepreis: Die Tänzerin Marie Ley in hellgrauem Trikotcape und grauem großen Crêpe Georgette. Modesonderaufnahme Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.



Margarete Naumann: Blumen in Margaretenspitzentechnik.

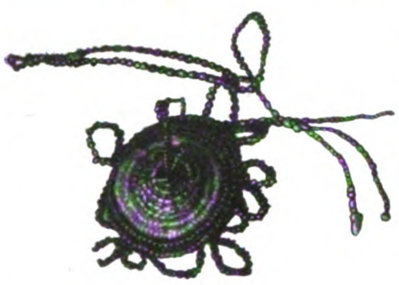


Herta Muth: Papierblumen.

Künstliche Blumen.

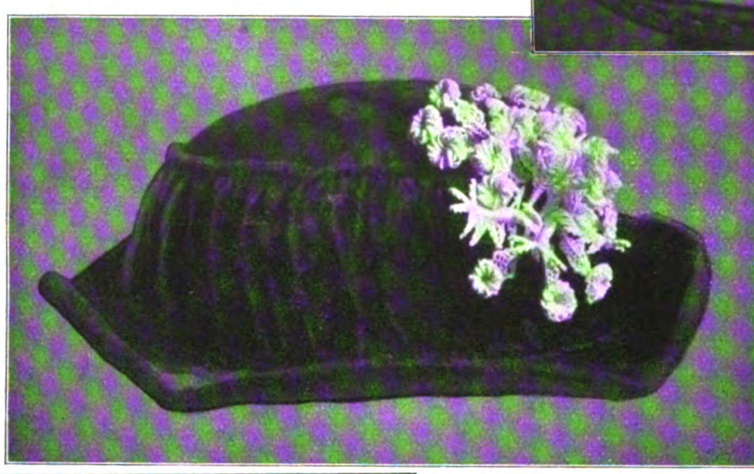
Von Marga Kummer.

Früchte und künstliche Blumen sind augenblicklich die Lieblinge der Mode, und diese Bevorzugung veranlaßt viele kunstfertige Hände, Neues und Schönes zu schaffen. Kaum gibt es noch eine Technik, aus der nicht schon Blumen von Eigenart erblüht wären. In lieblicher Natürlichkeit oder phantastischer Farbigkeit, riesenhaft, halbiert oder in Blätter zerzupft kommt dieser anmutige Schmuck aus den Fabriken in die Schneider- und Putzstuben, Modistinnenhände nähen und garnieren weiche Crêpe de Chine-Sterne, und Künstlerinnen senden feine Einzelstücke in alle Welt hinaus. Die kunstvoll durchbrochene Spitzenblume wächst, Knoten an Knoten reihend, duftig-weiß in ihre Blattränder; zart-lebendig im hellen Spiel geschliffenen Glases ruht die Perlblume im Stoff; leicht und flatternd schmiegt sich die Seidenblume in ihr verwandtes Material. Je schöner sie vollendet sind, um so mehr verzichten sie auf ein herrisches Einzeldasein; auftauchen und vergehen in der Fülle des Kleides, unentschieden mitsprechen in den Schattierungen des Hutes ist ihnen Sinn und Eleganz genug. — Ein sehr beliebter und reizender Zimmerschmuck sind die Papierblumen geworden. Die Hand der Künstlerin glättet das raschelnde Material und bindet mit liebenswürdigem Geschmack stolze Königskerzen, Fingerhut u. Glockenblumen zu unerschöpflich neuen Sträußen zusammen oder ordnet zu festlichem Tafelschmuck große, dunkle Georginen in runde Laubgirlanden. Fremder geartete stehen lässig im Glas, liegen auf der Tafel verstreut oder sind auf feinlackierte Kästchen geheftet, ihr zartes Dasein in immer neuen Auferstehungen feiernd.





Ch. Windschild: Perlblumen.



Margarete Naumann: Strauß in Margaretenspitzentechnik.



Marga Kummer: Tüllblume.



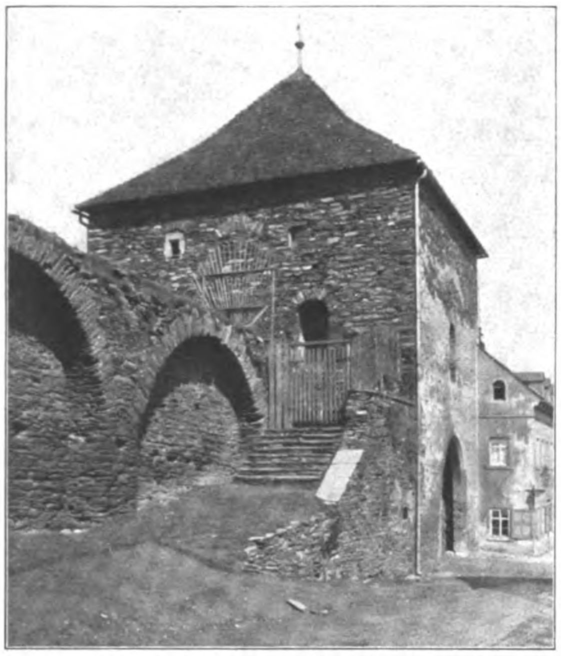
M. Hustig: Papierblumen.



Marga Kummer: Brokat- und Seidenblumen.

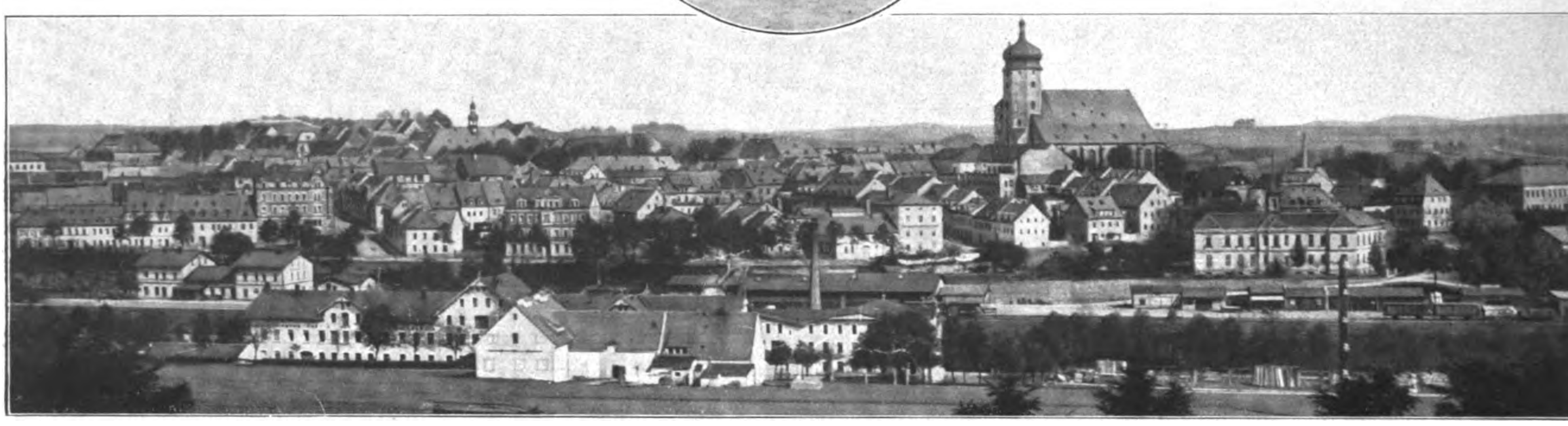


Erkletterung des Totenkirchls im Wilden Kaiser (Tiroler Alpen); Weg der ersten Ersteiger. Nach einer Zeichnung von Ernst Platz.







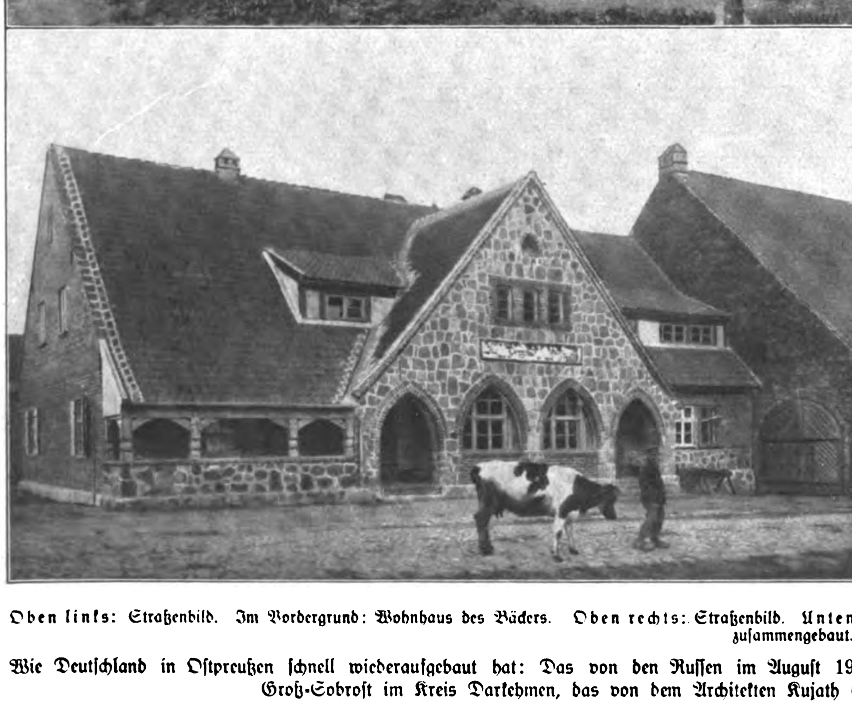


Oben links: Zschopauer Tor. Oben Mitte: Denkmal Herzog Heinrichs des Frommen, des Gründers von Marienberg. Errichtet im Jahre 1900. Oben rechts: Rathausportal. Linkes Rundbild: Herzog Heinrich der Fromme, rechtes: Herzog Georg der Bärtige. Unten: Blick auf Marienberg.

Zum 400jährigen Bestehen der Stadt Marienberg in Sachsen. Nach photographischen Aufnahmen von R. Ochernal & Sohn in Marienberg, Sa.









Oben links: Straßenbild. Im Vordergrund: Wohnhaus des Bäckers. Oben rechts: Straßenbild. Unten links: Gasthaus mit Stall und Ausspannung. Unten rechts: Wohnhaus und Stall, durch überdeckte Unterfahrt zusammengebaut. Straßenansicht.

Wie Deutschland in Ostpreußen schnell wiederaufgebaut hat: Das von den Russen im August 1914 niedergebrannte, aus 26 Bauerngehöften, meistens Holzhäusern mit Strohdächern bestehende Dorf Groß-Sobrost im Kreis Darkehmen, das von dem Architekten Kujath (Berlin) von Mitte 1916 bis zum Winter 1917 wiederaufgebaut wurde.

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(9. Fortsetzung.)

Es wurden Geschichten erzählt, wobei sich die alten Junggesellen befleißigten, ihre gewohnte Derbheit zu mäßigen, was bisweilen einen vorschnellen Abbruch mit sich brachte. Einmal schlug sich Dr. Eck mißbilligend so hart auf den Mund, daß Bullock ihn leise teilnehmend mahnte:

„Verschluck' die teuern Zähne nicht. Sie sind für alte Magen unverdaulich."

Worauf Dr. Eck wütend entgegnete:

„Das nächste Mal flick' ich dich wackliges Gestelle nicht wieder zusammen."

In später Stunde wurde Bleigießen angeregt. Hannes schürte das Feuer, Bullock schaffte das Metall herbei, und Vera brachte eine Schüssel mit Wasser.

Bullock begann. Er hielt die Schaufel mit dem Blei über die Glut. Es löste sich bald, und die flüssige Masse glitt zischend ins Wasser. Begierig wurde es herausgenommen: Ein Vogel mit langem Schnabel.

„Der Schnepfenstrich wird ergiebig sein", urteilte Karr.

„Der Vogel stammt woanders her", bemerkte Dr. Eck und tippte an die Stirn.

Vera goß einen Ring, unzweifelhaft einen Ring.

Das gab ein Hallo und Glückwünsche die Menge; selbst Hannes grinste übers ganze Gesicht.

Spickus brachte ein unbestimmtes Gefüge zuwege, das der Doktor mit tödlicher Sicherheit als Wiege bezeichnete, während Bullock diese Ansicht als unmoralisch verwarf und einen Pantoffel auf einem Ständer darin erblicken wollte.

Auch der Doktor kriegte nur ein undeutliches Gebilde fertig.

„Ein Zahn mit zwei Wurzeln", brummte er enttäuscht.

Hannes drehte den Klumpen um. Nun war es ein Kopf mit einem Geweih. Da gab es wieder ein Lachen und Scherzen.

Hannes weigerte sich, die Zukunft zu erforschen.

„Was später ist, brauche ich nicht", sagte er. „Wie 's kommt, so wird 's gefressen."

Also mußte Karr heran. Zwei vereinte Hände.

„Nun seht mir bloß die Heimlichtuer", grollte Dr. Eck und sah Karr und Vera streng an. „Bei uns wird Farbe bekannt."

Sie wurde rot bis an die Haarwurzeln.

„Na, ich sehe, Sie tun es", lenkte er beschwichtigend ein und setzte sich neben sie.

Spickus schlug vor, der Doktor solle schnell eine Rede halten, die mit dem Rufe der Kuckucksuhr in einen Glückwunsch auslaufen müßte. Alle waren einverstanden; doch der Doktor nörgelte, daß seine tiefen Gedanken kaum auf Verständnis rechnen dürften. So kam man überein, daß jeder in der Gesellschaft eine knappe halbe Minute reden und das Wort dann an den Nachbar abgeben sollte. Irgendwelche Zwischenbemerkung war nicht gestattet. Bullocks Taschenuhr wurde nach der Wanduhr gestellt, auf den Tisch gelegt und nach der Redezeit weitergeschoben. Drei Minuten vor zwölf Uhr fing Bullock an:

„Liebe Freunde! Wenn Ihr Euch etwa einbildet, daß Ihr mit dem Schlage der Uhr die ganze Vergangenheit abtun und in die Rumpelkammer werfen dürft, daß Ihr darauf Euern alten Adam frisch aufgebügelt als Hochgeist ins neue Jahr schwänzeln lassen könnt, so seid Ihr auf dem Holzwege. Ihr sitzt der Mutter Erde tief im Schoße. Euer beschränkter Gesichtskreis hat wenig Einsicht in Zeit, Raum und Geschehnis; doch wollt Ihr mit den Sternen spielen. Bleibt doch hübsch unten und richtet Euch so gemütlich ein wie nur möglich. Da wir einmal aufeinander angewiesen sind und miteinander leben müssen, so heißt es:"

„Arbeiten und nicht verzweifeln!" Schwester Vera sprach leise und mehr zu sich selbst. „Wir sollen insbesondere an uns selbst arbeiten, dann arbeiten wir auch für andere. Ein warmes Verständnis wird uns dann aufgehen für Freud' und Leid unserer Mitmenschen. Wir werden sie zu verstehen suchen in Liebe und sozialem Wirken, wir werden nicht müde werden in werbender Kraft, wir werden Brücken schlagen über klaffende Abgründe. Der deutschen Frau werden große Aufgaben zufallen: Der Geist der Zeit verlangt es."

„Ich höre vom Geist der neuen Zeit", fuhr Dr. Eck wie aus der Pistole geschossen fort. „Noch ist er nicht geboren. Noch stehen dickwanstige Schieber in beneidenswertem Ansehen, noch speien sich die Parteien in Wahn und Dünkel ins Gesicht, noch herrscht der wildeste Haß zwischen den Klassen, anstatt daß sie sich zu gemeinsamer Abwehr zusammentun. Vielleicht tobt sich der alte böse Feind bloß noch einmal gründlich aus, bevor er seine Herrschaft abgibt — obwohl ich nicht glaube, daß sich der Mensch groß ändern wird — vielleicht sind das wirklich die Wehen einer neuen Zeit; dann wird der Arzt eingreifen müssen, denn die Mutter ist schwach. Es wird eine Zangengeburt geben; aber —"

„Wir werden das Kind schon schaukeln", setzte Hannes den Gedanken fort.

Dr. Eck hatte noch viel auf der Zunge gehabt; doch Hannes bewegte schon lange den Satz in seinem Gemüte, und da er befürchtete, der Doktor möchte ihm den wegschnappen, so nahm er ihm zur Sekunde die Uhr vor der Nase weg und polterte seine Rede heraus.

Er wunderte sich, daß nun die halbe Minute noch nicht um war und bekräftigte deshalb in geeigneten Zwischenräumen zum zweiten und dritten Male: „Wir werden das Kind schon schaukeln." Dann schob er die Uhr hastig an Spickus weiter.

„Wir wollen ihm als Patengeschenk in die Wiege legen den Drang zur Wahrheit, den Willen zur Tat, den Glücksglauben an die Zukunft." Spickus sprach überlegt, langsam mit Handbewegungen, als suche er Schülern etwas klarzumachen. „Es wird mit dem Ersten sich selbst erobern, mit dem Zweiten die Erde. Aber seine Jugend wird trotz tausend Irrtümer weitergreifen und mit dem Dritten den Himmel stürmen wollen. Auch dem kühnsten Sterngläubigen wird es nicht gelingen, die Grenzen der Ewigkeit zu erreichen; aber hohe Ziele, selbst wenn sie unerreichbar sind, schaffen große Geister."

„Wenige Auserwählte sind dazu berufen", fuhr Karr fort. „Selbstverleugnung muß ihr Streben geleiten, sonst wird ihre Kraft nicht weiterwirken. Möge ein Strahl die Masse erleuchten, daß sie ihre wahren Führer erkenne in dem Adel vornehmer Denkart, in der Wahrheit der selbständigen Meinung, und nicht im Zugeständnis an das Triebhafte. Frei muß der Führer sein von allem Gemeinen oder wenigstens ernstlich nach dieser Freiheit streben. Solche Führer hat es noch immer in Deutschland gegeben, Führer im kleinen und großen, und neben mir sitzt einer."

Der Kuckuck rief. Da erhoben sich alle und tranken Kalmus zu, ehe sie sich Glück wünschten.

Zwölftes Kapitel.

Am Neujahrsmorgen kamen Luckow und Suse an, und es gab zu Mittag eine Gans; eine Gans, ausgestopft mit Äpfeln, begleitet von weißmehligen Klößen und einer Tunke, die einem das Wasser auf der Zunge zusammenlaufen ließ. Ein Großstädter mußte Schwindelanfälle vor Entzücken kriegen. Beim achten Kloß schlug Luckow auf den Tisch und rief:

„Ich müßte ja ein Hornvieh sein!"

Da er auf keinen nennenswerten Widerspruch stieß, so ging die Mahlzeit ohne Störung weiter, bis er in jener gesegneten Verdauungsstimmung war, wo man keinen Floh umbringen kann.

„Zum Wohle, Herr Kollege", sagte er und trank Kalmus zu, der ihm gegenüber an der Wand hing.

Selbst hervorragend begabten Menschen möchten seine Aussprüche dunkel erscheinen, und von Suse war keine Aufklärung zu erwarten, da sie sich von Spickus ganz offensichtlich küssen ließ und nur die üblichen weiblichen Einwände erhob, über die er einfach zur Tagesordnung ging. Es muß also bemerkt werden, daß Luckow seit einigen Tagen mit einem Entschluß rang, und daß die Gans und Kalmus an der Wand diesen Entschluß soeben in die befreiende Tat umgesetzt hatten.

Luckow war in der Miete gesteigert worden. Das hatte ein gelindes Feuer in ihm entfacht. Das Feuer hatte erregte Armbewegungen ausgelöst, die zwei Scheiben an der Söllertür das Leben zerbrach. Endlich hatte der Arzt Frau Luckow dringend gute Kost und Landaufenthalt empfohlen. Der kohlenlose Winter hatte ihr ebenso stark zugesetzt wie die täglichen Fragen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit sollen wir uns kleiden?

Luckow war sich klar, daß die Nöte der Großstadt nicht so bald zu Ende gehen würden. Bei seinem Einkommen konnte er unmöglich seine Frau aufs Land schicken; es reichte gerade für die täglichen Bedürfnisse. Weihnachten war bei der gedrückten Stimmung und ohne Kuchen und Festbraten ziemlich ledern verlaufen. Die Summe dieser Ärgerlichkeiten heizte ihm hinreichend ein, um den Entschluß, die Stelle in Wietau anzunehmen, reifen zu lassen.

Nachmittags schon wurde die Angelegenheit mit dem Gemeindevorsteher und dem Pastor erledigt. Die Gemeinde war bereit, die Umzugskosten zu tragen, und man hoffte, Luckow vor Ostern in Wietau zu haben.

Die Proben zu seinem Kirchenkonzert hatten durch die Bahnsperre eine Unterbrechung erfahren; nun nützte er die Tage gründlich aus, um den Chor wieder auf die Höhe zu bringen. Dazwischen hatte er so viel zu bedenken über die künftige Einrichtung in dem Schulhause, über die mögliche Übernahme des Schulackers, über Kassen- und Kirchenwesen, daß die Ferienzeit um war, ehe er es sich versah. Aber die Wietauer Luft bekam ihm und seiner Suse nicht minder. Frau Luckow war glücklich über den Plan ihres Mannes.

Liese äußerte nichts dazu. Sie war in tiefer Traurigkeit und Einsamkeit; kein Mensch verstand sie. Ein Marlittscher Roman hatte ihr Geschmack an dem großen, unverstandenen Heldentum des Leidens beigebracht. So stelzte sie in den Zimmern herum mit schmerzlichem Lächeln und großen Augen, die Welt und Menschheit anklagten.

Sie hatte Grund zur Trauer. Die beste Freundin hatte eine beliebte Lehrerin auf dem Spaziergang begleitet, ohne ihr davon Mitteilung zu machen. Natürlich war die Freundschaft in die Brüche gegangen. Wo war überhaupt noch wahre Freundschaft? Nirgends. Die Welt wurde schlechter mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag.

So hatte sie in ihrem Tagebuch mit starkem Uhlandschen Einschlag gedichtet; die Fortsetzung war wegen einiger Schwierigkeiten aufgeschoben worden.

Suse war die zweite Enttäuschung ihres Lebens. Liese war nicht neugierig; aber Pflicht der Schwester wäre es gewesen, ihr die Briefe von Spickus zu zeigen. Sie tat es nicht und zerschnitt damit das zarte rosa Band schwesterlicher Beziehungen; denn wenn Suse auf Spickus zu sprechen kam — auf Alfred, wie sie in alberner Geschmacklosigkeit zu sagen pflegte — dann winkte Liese mit hängenden Mundwinkeln und bebenden Nasenflügeln ab; mußte abwinken. Sie durfte sich nicht in ein Vertrauen hineindrängen, das ihr doch nicht völlig gewährt wurde.

Nun hörte sie gar noch Karrs Namen neben einem andern. Auch davon erfuhr sie erst durch dritte. O Freundschaft! Lug und Trug überall. Wo war der alles vertrauende Freund, der ihr den Glauben an die Menschheit wiedergab?

Stiefgaht versuchte es. Als er sie auf den schmerzenden Sohlen der Trübseligkeit schleichen sah, zog sich sein Gesicht in die sorgenvollen Falten des Mitleids. Mit Leichenbittermiene trat er an sie heran.

„Fräulein Elise," sagte er, „ich merke seit einiger Zeit, daß Sie entweder Zahnreißen oder herzbewegenden Kummer haben. Mir können Sie ihn nicht verbergen, wenn auch die Umwelt keine Ahnung haben mag."

Liese tat es unendlich wohl, eine mitfühlende Seele zu wissen. Freilich, ganz war Stiefgaht nicht zu trauen, er spielte oft Theater. Aber da er so treuherzig tat, würdigte sie ihn einer Antwort.

„Herzenskummer trägt man besser allein. Wahre Freunde sind selten."

Er gab das zu, war aber bereit, ihr durch die schwersten Opfer zu beweisen, daß er eine rühmliche Ausnahme bilde, z. B. würde er ihr gern eine Tafel Schokolade schenken oder sich mit ihr verloben, obgleich dazu wohl das Reifezeugnis des Lyzeums gehöre; kurz, er sei entschlossen, alles zu tun, nur um ihren geheimen, nagenden Kummer wegzubringen.

„Mir kann niemand helfen", murmelte sie dumpf, ohne auf seine Vorschläge einzugehen.

Er widersprach. Er sei ein ausgezeichneter Kammerjäger, der alles Ungeziefer ihres Herzens mit Wonne ausrotten würde, ohne die zarte Tapete ihres Herzbeutels im geringsten zu beschädigen.

Seine Ausdrucksweise machte sie mißtrauisch, und sie äußerte unverhohlen ihre Einwände gegen seine Ehrlichkeit.

Das käme von seinen bissigen Schützengrabenbekanntschaften, meinte er. Außerdem sei er dichterisch belastet. Daher der Widerspruch zwischen Inhalt und Ausdruck. Im übrigen wolle er nicht in sie dringen. Vertrauen und schlechte Zigarren müsse man freiwillig schenken.

Er legte eine Tafel Schokolade auf den Flügel. Sie blickte verträumt darauf; es war eine gute Marke. Dann übte er seinen Bach und war darum auch für Liese nicht mehr zu haben. Sie hörte eine Weile zu, endlich sagte sie:

„Bach ist zu langweilig. Vater spielt ihn auch den ganzen Tag. So eine Fuge klingt wie das Einmaleins vor- und rückwärts mit kindischer Betonung."

Da er ihr nicht den Gefallen tat, aufzuhören, so sang sie „Einmal zwei ist zwei, zweimal zwei ist vier, dreimal zwei ist sechs“ mit plärriger Stimme in die Fugenthemen hinein.

Er spielte geduldig weiter. Als sie aufhörte, bat er milde:

„Nun noch mit der drei; ich helfe weiter, wo es nicht mehr geht. Die Wiederholung wird Ihnen gut tun.“

Da merkte Liese, daß sie aus ihrer Rolle als Märtyrerin gefallen war und nicht in ihr auftreten konnte. Um aber wenigstens etwas zu retten, ergriff sie die Schokolade und rief:

„Für Ihre Unverschämtheit, mich zum Narren zu haben, nehme ich die Schokolade an mich.“

Sprach es, knallte die Tür zu und verschwand. Sie lief zu ihrem Hunde, der sich zu einem ganz hübschen, gefräßigen Vieh heraufgearbeitet hatte und in steter Gefahr war, verkauft oder weggefangen zu werden. Sie hatte ihn sträflich vernachlässigt; denn auch er hatte sie enttäuscht wie alle um sie her. Zu Lieses peinlicher Überraschung war nämlich festgestellt worden, daß der Hund Habakuk seinen Namen zu Unrecht trage, da er eigentlich weiblichen Geschlechts sei. Sie nahm ihm das unter dem Zwange ihrer Laune gewaltig übel und hätte nichts mehr dagegen gehabt, wenn er verkauft worden wäre. Aber der Vater wollte ihn nun nach Wietau mitnehmen, und Habakuk blieb. Immerhin hielt es Liese für nötig, den Namen unauffällig zu ändern und nannte ihn hinfort Habakiek, was ihr weiblicher klang.

Habakiek kam jetzt zu allen Zärtlichkeiten, auf die sie gerechten Anspruch hatte. Eine halbe Stunde verzichtete Liese auf allen Trübsinn und balgte sich mit ihr herum. Dann fühlte sie wieder den Ernst des Lebens in sich aufsteigen, griff zu ihrem englischen Buche und begann eifrig Vokabeln zu lernen. Unwirsch wehrte sie den Hund ab, als er das Spiel fortsetzen wollte. Er verstand ihre Stimmung nicht.

Sie blickte durchs Fenster und sah Fräulein von Grame zum Ausgang bereit vor der Vorgartentür. Schnell griff sie nach der Kappe, zog im Gehen die Jacke an und eilte ihr nach. An der Ecke überholte sie Fräulein Ursula, knickste tief und tat, als ob sie vorüber wollte. Ursula hielt sie freundlich an und lud sie zur Begleitung ein. Mit verlegenem Stolze nahm Liese das Anerbieten an und versuchte, sich durch Gesprächigkeit angenehm zu machen. Sie erzählte von Suses Verlobung, von Vaters Bewerbung um Wietau, von Bullocks Krankheit, von Schwester Vera und Karr, die vielleicht auch noch ein Paar werden könnten. Sie merkte gar nicht, wie still Fräulein Ursula wurde, und als diese ihr die Hand zum Abschiede reichte, glaubte sie, gut unterhalten zu haben.

Ja, Fräulein von Grame galt ihr zur Zeit als Hochbild echten Frauenadels. Ihre große, schlanke Gestalt, ihre Kleidung, Haltung, ihre Umgangsformen, alles erschien Liese unübertrefflich vornehm und nachahmenswert. Wer durfte sich mit ihr messen! Selbst ihre englische Lehrerin verblich neben ihr. Die Herren vollends verschwanden in der Versenkung, ob sie Stiefgaht, Spickus oder Karr hießen. Sie kannte die Männerwelt!

Wie kam z. B. dieser Stiefgaht dazu, eine Tafel Schokolade von ihr zurückzuverlangen, nachdem er sie ihr angeboten hatte. Wollte er nicht ein Geschenk zur Grundlage eines Geschäfts machen und dafür die Geheimnisse ihrer Schwermut ergründen? Pfui! Sie verkaufte ihre Seele nicht. Liese war nahe daran, ihm seine widerwärtige Gabe mit hoheitsvoller Verachtung vor die Füße zu werfen; glücklicherweise kam ihr die Erinnerung, daß sie schon halb verzehrt war, und Fräulein Liese begnügte sich dementsprechend mit dem verstärkten Ausdruck der Verachtung, die dieser dickfellige Mensch wenig genug zu spüren schien.

Wenigstens schlenderte er mit leisem Pfeifen die Treppe hinunter, um Fräulein von Grame Klavierunterricht zu erteilen. War er dessen überhaupt wert?

Drei vierschrötige Männer waren bemüht, einen schweren Eichenschrank aus Frau von Grames Wohnung zu schaffen. Ein gutbeleibter Herr stand dabei und mahnte zur Vorsicht. Während die Leute das kostbare Stück die Treppe hinuntertrugen, trat er noch einmal in die Diele.

„Gnädige Frau werden mit mir immer zufrieden sein. Ich hinterlasse Ihnen meine Anschrift und Fernsprechnummer. Eine halbe Stunde nach Anruf stehe ich Ihnen hier jederzeit zur Verfügung.“

Mit tiefer Verbeugung entfernte er sich, und Stiefgaht trat ein. Er wollte sich ohne weiteres ins Musikzimmer begeben, doch Frau von Grame hielt ihn zurück und ersuchte ihn, die Stunden vorläufig zu unterbrechen. Ihre Tochter wäre zur Zeit zu beschäftigt, um sich dem Studium der Musik so widmen zu können, wie es nötig wäre.

Stiefgaht bedauerte es aufrichtig, eine gute Schülerin zu verlieren, wollte aber gegenüber der bestimmten Absage nicht aufdringlich und geldhungrig erscheinen und empfahl sich kurz. Die Stunden ließen sich verschmerzen, da er genug Unterricht im Konservatorium gab und sogar seine eigenen Studien fortsetzen konnte.

Als er Wulke von dem Ausfall des Klavierunterrichts erzählte, wunderte der sich wenig. Er zeigte Stiefgaht einen abgetragenen Schuh, der ihm längst verraten hatte, wie es um Frau von Grame stand. Nun ging dem Musiker ein Licht auf über die Wegschaffung des schönen Eichenschrankes.

„Hätte ich das gewußt,“ sagte er, „so würde ich gern die Stunden umsonst weitergegeben haben. Es muß schrecklich sein für die alte Dame, sich so abwärts gleiten zu sehen.“

„Es geht vielen so“, entgegnete Wulke gleichmütig. „Um Fräulein Ursula ist mir nicht bange. Die hat arbeiten gelernt. Und Frau von Grame ist auch nicht von der Art, sich unterkriegen zu lassen.“

„Schade um das schöne Vermögen“, mengte sich Frau Kricke ein.

„Geld hat noch nie besser oder glücklicher gemacht“, entgegnete Wulke.

„Das ist Unsinn“, fuhr sie heftig dazwischen. „Wenn eine solche alte Familie ihr Geld verliert, so ist das ein Unglück. Die beiden Damen haben ihre Zinsen auf vornehme Weise ausgegeben. Wer wird jetzt Nutzen aus ihrer Not ziehen? Die Schieber und Protzen. Denen werden Sie wohl das Wohlleben noch weniger gönnen.“

„Neid kenne ich nicht; ich hasse das Kapital, nicht die Menschen.“

„Alberichs Fluch lastet auf dem Golde“, bemerkte Stiefgaht.

„Sie haben auch Kapital in der Sparkasse.“

„Schenken Sie es weg; mir ist es gleichgültig.“

„O Sie unschuldiges Kind, wovon wollen Sie leben, wenn Sie einmal alt und verbraucht sind?“

„Dann lebe ich eben nicht mehr.“

„Denken Sie etwa, der Tod wird Sie besuchen, wie sie es gerade wünschen? — Aber das ist ja alles dummes Gerede, und ich habe anderes zu tun, als mich mit Ihnen zu zanken. Zu ändern ist da doch nichts. Vor ihrer Stirn ist eine dickere Sohle als unter ihren Füßen.“

Stiefgaht hatte vergnügt zugehört.

„Meister Wulke,“ sagte er, als Frau Kricke draußen war, „das wäre eine Frau für Sie. Halten Sie sie sich warm. Der Schneider an der Ecke ist scharf auf sie, und ich fürchte, unsere ganze Gemütlichkeit geht flöten, wenn er sie uns wegschnappt. Oder soll ich sie heiraten?“

„Den windigen Schneider nimmt sie nicht.“

„Sie nimmt ihn oder den dreikindrigen Briefträger. Heiraten will sie nun einmal. Dagegen hilft kein Reden. Vorläufig haben Sie noch Oberwasser, aber lange nicht mehr.“

Wulke grübelte. Den Schneider Labies sollte sie nicht nehmen, lieber wollte er in den sauren Apfel beißen. Er durfte sie nicht mit sehenden Augen ins Unglück stürzen. Aber mit dem Briefträger war das eine ganz andere Sache. Das war ein braver Mann; an dessen Seite war Frau Kricke an der rechten Stelle. Die drei Jungen würden eine gute Mutter bekommen. Freilich, er würde viel verlieren; aber dort war sie nötiger. Also wollte der weltabgekehrte Schusterkopf den Heiratsplan mit dem Briefträger fördern.

Frau Kricke dachte an nichts Böses, als sie von Wulke aufgefordert wurde, sich zu setzen. Er rückte die Brille tiefer, schaute sie forschend an und fragte:

„Frau Kricke, haben Sie die Absicht, zu heiraten?“

Sie wiegte den Kopf hin und her. Erst wollte sie wissen, wohin die Frage führte. Bei dem komischen Menschen war man vor Überraschungen nicht sicher.

„Ich habe nach drei Seiten die Wahl“, sagte sie ausweichend.

„Den Labies würde ich ausschalten“, meinte er. „Mit dem Windhund würden Sie unglücklich werden.“

„Dem fehlt nur die rechte Erziehung.“ Ihre Antwort war so rasch und bestimmt, daß sich Wulke den ungesprochenen Nachsatz „Ich werde mir ihn schon ziehen“ denken konnte.

„Frau Kricke, solche Männer ändern sich nicht. Warum wollen Sie nicht lieber den Briefträger nehmen? Dort könnten Sie viel Gutes schaffen.“

Diese Fortsetzung kam der Hausmeisterin unerwartet. Sie hatte am Anfang etwas wie Eifersucht zu spüren geglaubt und sie ein wenig schüren wollen. Nun war es klar, er wollte sie loswerden. Oder war das etwa eine Seelenfalle?

In ihrer Bedrängnis nahm sie Zuflucht zu dem weiblichen Hausmittel. Sie weinte, weinte herzbrechend, und gut 75 vom Hundert waren echte Tränen über und um den wunderlichen Meister Wulke.

Der wollte zuerst in eine philosophische Erörterung des Falles eintreten, jedoch störte das Rauschen des Wasserfalls seine ruhige Überlegung.

„Frau Kricke,“ sagte er, „ich würde Sie ja selber gerne nehmen, aber für mich sind Sie zu jung.“

„Aber um für Sie zu sorgen, bin ich nicht zu jung.“

„Liebe Frau Kricke, ich rechne nur, wo Sie der Menschheit am besten mit Ihrer Arbeit nützen könnten, und sagte mir, um mich ist es nicht so schade wie um den Briefträger mit seinen drei Jungen.“

„Der hat die Mutter bei sich und die Schwägerin.“

„So? Das wußte ich nicht.“

„Ja, es bleibt mir nur der Schneider übrig.“

Wulke fuhr nachdenklich über Stirn und Augen.

„Müssen Sie durchaus heiraten?“

„Man will doch sein Bestimmtes haben.“

„Na, gut. Ich will mein möglichstes tun, um ein Unheil zu verhüten. Wenn Sie mich wollen, werden wir in einem Jahre heiraten.“

„Sagen wir, in einem halben.“

Er gab ihr die Hand darauf. Sie aber beschlagnahmte sofort den ganzen Meister.

„August, dich habe ich immer geliebt“, schluchzte sie an seiner Brust.

Er ließ es sich als ein ihr zustehendes Recht gefallen, aber nach zehn Minuten sanfter Zärtlichkeit sank er zerknittert auf seinen Schusterschemel und seufzte:

„Weibesliebe ist eine anstrengende Arbeit.“

Draußen aber sang Frau Kricke mit heller Stimme: „Das Lieben bringt groß' Freud', es wissen 's alle Leut'.“

Stiefgaht kam vom Konservatorium. Er setzte den Gesang fort:

> „Weiß mir ein schönes Schätzelein
> Mit zwei schwarz-braunen Augelein,
> Das mir mein Herz erfreut.“

Frau Kricke wartete kaum den Schlußton ab.

„Herr Stiefgaht, ich habe mich verlobt.“

„Verloben ist gut, heiraten ist besser. Mit wem haben Sie die Ehre? Mit Schneider Labies oder dem Briefträger?“

„Herr Stiefgaht,“ begehrte sie auf, „ich bin eine anständige Frau. Ich habe immer nur meinen August geliebt.“

„Gott sei Dank“, sagte er. „Sonst hätte ich Sie heiraten müssen. So können wir beisammen bleiben, und das Äußerste ist verhütet. Meinen innigsten Glückwunsch! Ist der Meister so weit hergestellt, daß man ihn sprechen kann?“

Wulke starrte auf seine Schusterkugel, als Stiefgaht eintrat. Er schien die guten Wünsche zu überhören und fragte:

„Stiefgaht, haben Sie schon einmal richtig geliebt?“

„Richtig? Einmal — ja.“

„Wie ist das eigentlich?“

Stiefgaht schloß die Augen.

„Das ist eine göttliche Symphonie, ausgeführt von den vereinigten Orchestern des Himmels und der Hölle.“

„In Schusterdeutsch: Ein vornehmer Bergschuh mit bestem Oberleder und Pappsohle.“

„Ungefähr so; jedenfalls hat die Sache einen Haken.“

„Den spüre ich.“

Frau Kricke erschien an der Tür.

„Eine Empfehlung von Herrn Luckow, und ob der Herr Stiefgaht ihm die Orgel registrieren wollten.“

„Eine Empfehlung von Herrn Stiefgaht, und er würde sofort bereit sein.“

Er ging ins Nebenzimmer, während Frau Kricke zu Wulke hinschwebte und ihm einen Kuß aufdrückte.

„August, du mußt etwas glücklicher dreinschauen“, sagte sie mit leisem Vorwurf. „Was sollen denn die Leute denken?“

„Sie werden denken: Beim Wulke hat sich eine Schraube gelöst. Damit kommen sie der Wahrheit nahe.“

„O August, du bleibst der alte. Noch nicht einmal hast du mich beim Vornamen genannt.“

„Gehört das auch in die Eheakten? Na, meinetwegen. Also wie heißt du denn eigentlich? Anna? Ein hübscher, kurzer Name, den ich mir merken werde.“

Sie schmollte über seine Kühle, hatte aber dafür am Abend noch eine große Überraschung.

Stiefgaht hatte im Konservatorium einige Freunde mobil gemacht, lustige Vögel, zu jedem Streich aufgelegt. In der Dunkelheit schlichen sie sich durch die Einfahrt. Ein paar Kinder als Laternenträger waren bald zur Hand. Schon setzte ein frischer Marsch ein, der alle Bewohner des Häuserviertels an die Fenster brachte, trotz der Kälte.

Erst wollte man an gewöhnliche Hofmusik glauben und warf den jungen Leuten Geldscheine, um Knöpfe gewickelt, zu. Die Kinder sammelten sie und lieferten alle getreulich an Stiefgaht ab. Schnell aber flog die Wahrheit von Haus zu Haus: „Wulke hat sich mit Frau Kricke verlobt. Sie bringen ihm ein Ständchen.“

Wulke war nahe daran, seinen Gleichmut zu verlieren. Dann lächelte er und schusterte ruhig weiter. Frau Kricke band eine weiße Schürze vor und zeigte sich am Fenster. Darauf überreichte ihr Stiefgaht einen Blumenstrauß, und ein Hoch wurde ausgebracht. Es war überaus herrlich.

Frau von Grame stand mit Frau Luckow am Fenster und hörte sich das Ständchen an.

„Frau Kricke tut wohl daran, zu heiraten. In jetziger Zeit kann eine einzelne Frau den Mann gut gebrauchen.“

„In deren Haushalt ist die Frau der Mann“, lachte Frau Luckow. „Er könnte sie nicht entbehren. Aber im allgemeinen ist der Satz wohl gültig.“

„Mir fehlt jedenfalls ein männlicher Berater.“

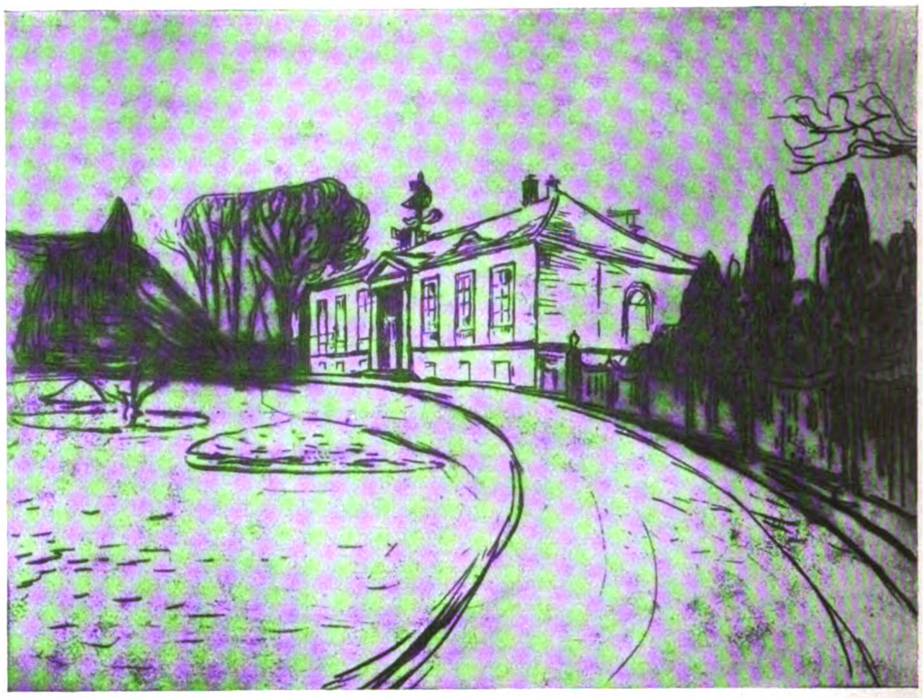
(Fortsetzung folgt.)



Moderne Großstadtbilder: Kunstauktion. Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg.



Liegende Frau. (Lithographie.)

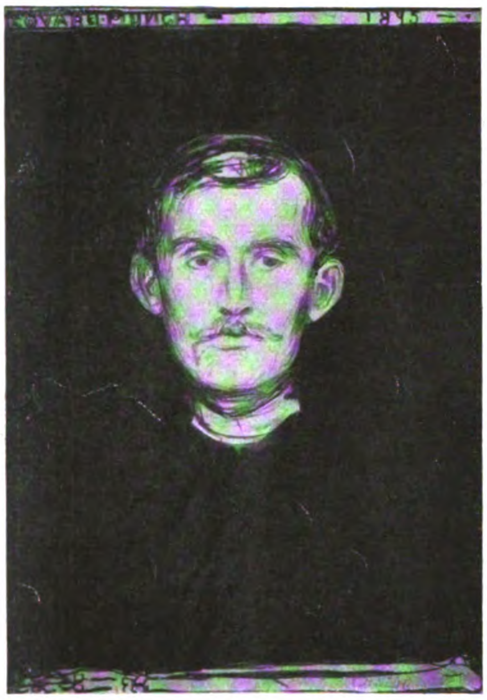


Haus. (Radierung aus der Linde-Mappe 1902.)

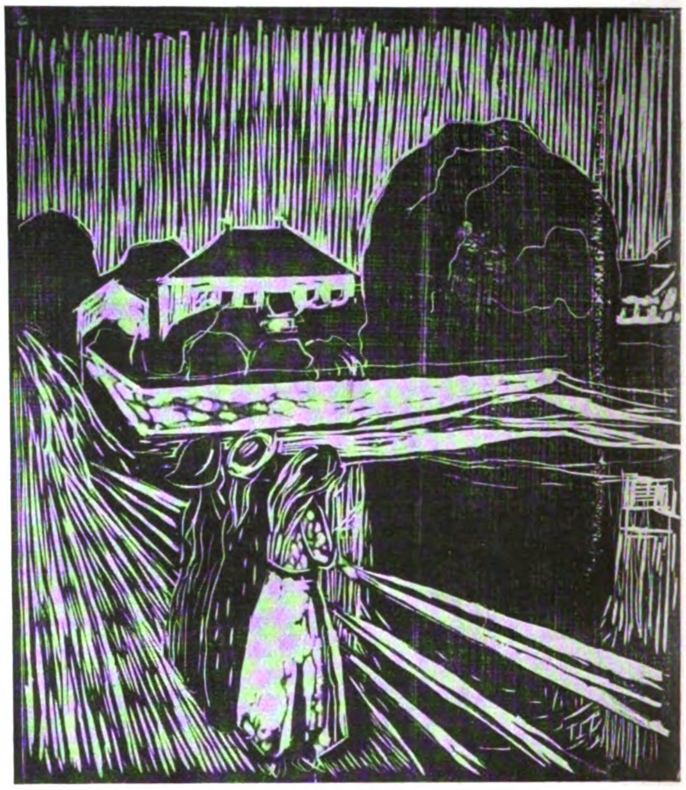
Edvard Munch. Von Dr. Joachim Kirchner.

(Gelegentlich einer Munch-Ausstellung im Salon Cassirer, Berlin.)

Jene Zeiten, wo die Kunst Edvard Munchs im Brennpunkte ernsthafter kunstliterarischer Debatten stand, und wo das Für und Wider der Meinungen hart aufeinanderprallte, sind längst vorüber. Keiner, der heute das Werk des nunmehr Siebenundfünfzigjährigen überblickt, wird es sich einfallen lassen, seine Gemälde und graphischen Arbeiten mit einem Achselzucken als einem „Finis picturae“ abzutun, wie dies vor 25 Jahren möglich war. Munch ist unter die Großen seiner Kunst erhoben worden, nicht etwa durch eine kunstpolitische Taktik und Propaganda, mit der heutzutage manchem jungen Talente der Weg zu frühzeitigem Erfolge erschlossen wird — nein, es brach sich die Erkenntnis Bahn, daß in diesem Norweger starke individuelle Kräfte wirksam sind, die über jede „Richtung“ hinaus zu einer ganz eigenen Wiedergabe des Weltbildes führten. Munchs Name bedeutete niemals ein Programm, er war niemals der Führer einer bestimmten Künstlergruppe, und wenn man angesichts der jüngsten Kunstrichtung von Munch als einem Vorläufer des Expressionismus spricht, so will das doch nur so viel sagen, daß so manches, was Munch schon vor vielen Jahren an eigenen neuen Werten schuf, von der jungen Generation als der wesentliche Ausdruck ihrer eigenen Sehnsucht wiedererkannt wurde.



Selbstbildnis. (Lithographie.)



Mädchen auf der Brücke. (Holzschnitt.)

Munchs künstlerisches Schaffen hat in Deutschland stets einen günstigen Resonanzboden gefunden, und das ist um so verständlicher, als der Geist, der Atem dieser Kunst uns bis aufs letzte eine germanische Seele enthüllt, die Seele eines Menschen, in dem allein die Empfindung und ein inneres Schauen mächtig sind, und dem die äußeren Vorgänge nur soweit bedeutungsvoll sind, als sie in ihm zum Erlebnis reifen. Dieses Moment verdient um so stärker hervorgehoben zu werden, weil es wieder einmal zeigt, daß die sogenannte Expression, auf deren Wiederentdeckung sich die junge Kunstrichtung soviel zugute hält, keine Zeiterscheinung ist, sondern als ein immanentes Prinzip allen germanischen Kunstschöpfungen zugrunde liegt. Es ist sicherlich ganz belanglos, ob Munchs künstlerische Laufbahn in eine expressionistische Kunstkonjunktur hineinragt oder nicht, ob man ihn zum Vorläufer der Ausdruckskunst stempelt oder nicht — uns Deutschen des 20. Jahrhunderts steht er deshalb nahe, weil wir in seiner Kunst etwas Ahnungsvolles, etwas von faustischem Geiste spüren, der hinter den Masken das wahre Sein zu ergründen sucht. Und auf dieser geistigen Basis gedieh seine Kunst, ohne sich jemals in das literarische Gebiet zu verirren oder eine lehrmeisterlich philosophische Haltung anzunehmen, wie dies bei Klinger der Fall ist. Munchs Werk ist nur als Ausdruck eines starken Erlebens und eines fein differenzierten Empfindens zu werten, der Verstand hat an ihm keinen Anteil: die Weltanschauung, die seine Bilder verkünden, ist nicht von außen in sie hineingetragen, sondern liegt in ihnen beschlossen. Munchs Streben ging von Anfang an darauf aus, seinem Empfinden eine klare und verständliche



Die letzte Stunde. (Holzschnitt.)



Mann und Frau. (Radierung.)

Ausdrucksform zu leihen, er erreichte dies durch eine immer größere Konzentration und Vereinfachung der Ausdrucksmittel. Nur für die starken, bestimmenden Akkorde, die in seiner Seele klangen, fand er eine sinnfällige Niederschrift; die äußeren Geräusche blieben ihm fremd. Für eine solche Künstlernatur bietet vielleicht die Graphik das geeignetste Tätigkeitsfeld. Denn wo die Farbe dem Ausdruckswillen des Malers Hemmungen entgegensetzt, da vermag der Griffelkünstler freier zu schalten. Mit wenigen Strichen kann er das Wesentliche herausholen und wiederum das Belanglose nach Belieben unterdrücken. In diesem Sinne hat sich Munch die graphischen Künste für seine Intentionen zunutze gemacht. Mit unendlich feinem Gefühl versteht er es, Schwarz und Weiß in rechter Weise auszubalancieren, Helligkeiten und Dunkelheiten kontrastreich zu gestalten und den Kontur gegenüber dem farblosen Hintergrund auszuwerten. Ein Überblick über das graphische Werk des Meisters, wie ihn zur Zeit der Kunstsalon von Paul Cassirer in Berlin bietet, läßt dies klar erkennen. Von den älteren Arbeiten, die dort gezeigt werden, ist die 1895 entstandene Radierung „Der Kuß" für die Empfindungssphäre und Arbeitsweise des Künstlers das bezeichnendste Beispiel. Keusch und behutsam nähert er sich den verborgenen Tiefen menschlichen Empfindungslebens, er sucht nach einer symbolischen Umschreibung für das Einssein zweier Liebenden, und er findet sie, indem er allein die ineinanderfließende Silhouette der Liebenden sprechen läßt. Aus demselben Jahre stammt das lithographierte Selbstbildnis des Künstlers. Ohne jede Pose hat er hier die eigene geistige Wesenheit auf eine letzte Formel gebracht. Schlichtestes Pathos strahlt von diesem Antlitz aus, in dem duldende Entsagung und starke Willenskraft, phantasiereiches Träumen und durchforschendes Schauen sich in einer seltsamen Harmonie widerspiegeln. Im Jahre 1902 machte sich in Munchs graphischer Technik ein Wandel bemerkbar. Versuchte er früher, die mannigfaltige Skala von farbigen Tonwerten in Hell und Dunkel zu übertragen, so gelangt er nunmehr zu einer mehr zeichnerischen Behandlung, die die Konturen scharf absetzt und den Gegensatz von Schwarz und Weiß präziser hervortreten läßt. Ein großes graphisches Mappenwerk, das er für den Sammler Dr. Linde in Lübeck ausführte, läßt die veränderte technische Arbeitsweise deutlich erkennen. Unsere Abbildung gibt das Haus Dr. Lindes wieder. Die schön geschwungene Kurve der Anfahrtsstraße leitet den Blick des Beschauers auf das Portal des Hauses, auf dem der Hauptakzent des Bildes ruht. Der Künstler läßt es als Helligkeit zwischen den dunklen Massen hoher Bäume klar hervortreten. Man muß gestehen: mit wenigen Mitteln und mit der größten Sachlichkeit — und darin liegt ja letzten Endes das Geheimnis aller großen Kunst — ist der Vorwurf gelöst. Dieser jüngeren Schaffensperiode entstammen auch die reproduzierte Lithographie der „Liegenden Frau" und die Radierung „Mann und Frau", in der das so oft behandelte Thema von der Zusammengehörigkeit zweier Menschen mit schlichter Innigkeit widerklingt.

Munchs künstlerische Lebensaufgabe, stets zur größeren Klarheit und Vereinfachung der Formen durchzudringen, um so das Wesentliche in seiner ganzen monumentalen Kraft zu erfassen, fand vielleicht im Holzschnitt das geeignetste Tätigkeitsfeld. Wohl kaum ein anderer lebender Künstler hat sich in dieser Technik so fleißig geübt wie Munch, und wohl keiner hat ihr eigentliches Wesen mit so sicherem Gefühl erfaßt und gemeistert. Eine Übersicht über die bei Cassirer ausgestellten Holzschnitte beweist, daß alles, was unsere jungen Künstler mit dieser Technik an Ausdruckskraft erstreben, vor vielen Jahren schon von Munch gelöst wurde. Aus dem Jahre 1897 existiert zu der schon besprochenen Radierung „Der Kuß" eine Holzschnittbearbeitung des Themas. Alle individualisierenden Einzelformen, die der früheren Fassung angehören, sind hier gestrichen, die Gruppe der Liebenden ist nur noch in ihren Umrissen geblieben. Munch war mit dieser bewußt primitiven Gestaltung zu den Urlauten der Kunst vorgedrungen. Dieselbe Monumentalität tritt uns einprägsam in dem berühmt gewordenen Blatte „Der Urmensch" entgegen, und wir empfinden ihre zwingende Kraft auch in den jüngeren und jüngsten Arbeiten, zu denen „Die Mädchen auf der Brücke" und die schreckhaft dämonische Vision der „Letzten Stunde" gehören.

Verregnete Touren. Von R. H. Francé.

Es gibt zwei Sorten von Touristen: die Gefühllosen, gewissermaßen die touristischen Dilettanten, die bei jeder Verabredung mit hochgezogenen Augenbrauen und einem prüfend mißtrauischen Blick auf den Himmel sagen: „Aber nur bei schönem Wetter kommen wir!" — und die Echten, die Feinfühligen und Meister des Naturgenusses, die bei jedem Wetter gehen. Es gibt nämlich in den Bergen kein Wetter, das eine Tour verderben könnte; es gibt nur Kleider, die verderben, Schuhe, die aufweichen, und Menschen, deren Verwöhnung nicht jeder Zwiesprache mit der Natur gewachsen ist.

Die Poesie des schlechten Wetters ist ein Lebensgenuß, der die Freuden einer Ferienreise überaus steigern kann, zumal er noch immer ungemein billig ist.

Schon der Tag vorher ist voller Freuden. Denn im deutschen Klima, zumal in seiner extremen Ausgabe, die alpines Klima heißt, gibt es kein schlechtes Wetter ohne Vorboten. Die sichersten davon sind: unwahrscheinliche Schönheit am Himmel und auf Erden. Und gerade die wird von den meisten Neulingen mißverstanden.

Nie beginnt ein Sommertag strahlender, feuriger, einschmeichelnder, als wenn auf seinem Nachmittagsprogramm ein tüchtiges Gewitter steht. Hat man schon gleich am Morgen das prachtvolle Schauspiel eines Berggewitters, so weiß ohnehin jeder Kenner, daß es am Nachmittag wiederkehrt. Eine Fülle nie gesehener Schönheit liegt auf der Landschaft in den Stunden, da der Himmel heimlich sein Feuerwerk rüstet. Ein unsäglich sanfter, blauer Schimmer hängt über fernen Bergeshäuptern und Silberglanz über dem Blick auf Ebenen; stärker duften alle Blumen, dunkler, drohender erscheinen alle Schatten, und seltsam rührt es an das Herz, wie so nach und nach eine Stimme des Waldes nach der andern verstummt. Die Vögel schweigen; auf den Waldwiesen setzt das zitternde Gesinge der Grillen aus, nachdem sie vorher noch einen besonders wütenden Chor angestimmt. Und auf einmal umfängt ein Neues, sonst nicht Erlebtes des Wanderers Herz: die unbeschreibliche Stimmung des ängstlichen Wartens . . . Kein Laut ringsum, sondern ein Schweigen, das wie ein ferner Gesang der Ewigkeit ist . . . Und am Himmel dann ein stummes Wallen und Zurüsten der Wolken, wie wenn Schlachtschiffe auffahren würden. Wer sich nach solchen Genüssen noch über das erfrischende, kühle Bad beklagt, denkt unbillig.

Noch schöner aber sind die Vorfreuden, wenn es dem Wettergott gefällt, eine Tour endgültig zu verregnen. Niemals naht sich in unseren Landen eine Depression ohne ganz bestimmte gesetzmäßige Anzeichen. Und es ist eigentlich nicht zu kühn, zu sagen, daß — mit Ausnahme der unvermeidlichen Gewitter — jede verregnete Bergtour eine Strafe ist für mangelnde Naturkenntnis derjenigen, die aufbrachen, ohne Zwiesprache mit dem Himmel zu halten.

Ich denke dabei nicht an das Barometer; das allein, ohne bestimmte Begleiterscheinungen, kann weit mehr irreführen als die untrügliche Erfahrung der „Bergler" und sonstigen wirklichen Naturkenner.

Jede nahende Depression sendet vor allem besonders schönes Wetter voraus. Am auffälligsten und am klarsten das Gesetz demonstrierend, zeigt sich das in den Alpen, wenn sich die sogenannte „Föhnlage" einstellt. Föhn ist eigentlich ein warmer, stoßweise hervorbrechender Südwind, Föhnlage aber im meteorologischen Sinn eine bestimmte Luftdruckverteilung, bei der sich — unter deutschen Verhältnissen — eine Depression von Westen her nähert, aber die Grenzen Deutschlands noch nicht überschritten hat. Dann pflegt die über den Hochalpen, überhaupt die über jedem deutschen Gebirge (denn lokale "föhnähnliche" Situationen gibt es überall) stehende kühlere Luft gegen das Minimum zu in die Täler und die Ebenen abzufließen. Dabei erwärmt sie sich, kann mehr Wasserdampf aufnehmen, wird also trockener, und es entsteht ein bald leiser, bald — z. B. in den Alpentälern von Mittenwald oder im Inntal — orkanartiger Süd- und Südostwind. Und im Nu ist die ganze Landschaft verzaubert. Schönheiten, Farben, Stimmungen, Seelenzustände stehen auf, die der Araber mit den Paradieseswonnen vergleichen würde.

Man erinnere sich doch nur oder achte von nun an darauf. Auf die unwahrscheinlich farbenglühenden Sonnenuntergänge, da der ganze Himmel in Flammenfeuer stand und ein sonst nie gesehener karminfarbener Hauch oder gleißendes Rot Wälder und Berge überzog. Auf ein „Alpenglühen", so schön, daß nach herkömmlicher Sitte in den Alpenhotels die ältesten Oberkellner schwören, ein so schönes niemals gesehen zu haben. Das sind die Vorboten des schlechten Wetters. Und dazu ganze Tage, an denen die Natur verliebt erscheint wie ein junges Mädchen. Schmachtend, sehnsuchtsblau alle Fernen, das Fernste nahegerückt, Aussichten so unbegrenzt, als hätten wir die Augen eines Falken, die Wälder voll Duft und Schimmer und in der eigenen Seele ein Glücksgefühl, sanftes Träumen, unbestimmte Sehnsüchte, sich steigernd bis zu unerklärbarer Trauer und Weltschmerz. Man plant; man sehnt sich nach jedem ferne blauenden Berg. Das sind die Tage, an denen die Unkundige nicht widerstehen kann und die längst geplante Tour nun trotz aller sonstigen Hindernisse antritt... Aber das alles war nur trügerische „Föhnlage". Wenn noch dazu leise sich dehnende Wolkenzüge oder gar Schäfchenwolken am Himmel einwandern, harmlos und lieblich, dann ist das Schicksal der Tour besiegelt. Wer klug ist, kann freilich rechnen. Drei Tage lang pflegt sich jede größere Depression vorzubereiten, und wenn man seine Wanderung in sie verlegt, genießt man mehr als andere. Wer aber am letzten Tag der Vorbereitungen erst aufbricht, dem bleibt freilich meist nur noch der Trost, daß auch das schlechte Wetter seine noch lange nicht genügend geschätzte Poesie hat und — daß im deutschen Klima nach langhundertjähriger Beobachtung das Wetter alle drei Tage Neigung hat, sich zu ändern. Man braucht also nur zu warten — es wird bestimmt wieder schön.

Arabische Weisheit.

„Wer ist dein Vater?" fragten sie das Maultier. Es antwortete: „Das Pferd ist mütterlicherseits mein Onkel!"

Ein Kluger lernt aus dem Gesicht eines Narren mehr als aus den Reden eines Gelehrten.

Niemand ist so blind wie einer, der seine Augen mit Willen schließt.

An einem Tage das Rechte tun, wiegt sechzig Jahre Gebet auf.

Wer gegen die Schöpfung gütig ist, gegen den ist Gott gütig.

Die Mutter Weide, der Vater Weide — erwartest du, die Tochter werde Safran sein?

Die Glieder des Menschen sind die Waffen Gottes: mit jedem von ihnen kann er ihn erschlagen.

Diese Welt ist ein Schlaf, die kommende Welt das Erwachen.

Der Geizige ist ein Quell, aus dem kein Mensch Wasser gewinnt.

Nahrung, die nicht verdaut wurde, verzehrt den, der sie verzehrte.

Gott schuf den Menschen mit einer Zunge und zwei Ohren.

Gott ist in den besten Gedanken, den wahrsten Worten und aufrichtigsten Handlungen.

Kulturrundschau.

Der Bahaismus. Die Geistesgeschichte der westlichen Menschheit zeigt uns mit unbestreitbarer Deutlichkeit, daß sie die großen Impulse ihres sittlichen und geistigen Werbens immer aus dem Osten empfing. „Ex oriente lux!" — sagt der alte Spruch, „Aus dem Osten das Licht!" — und wenn wir das für den westlichen Menschen entscheidendste Buch betrachten, die Bibel — von den unvergleichlichen, dem Westen kaum noch völlig erschlossenen Weistümern Indiens und Arabiens abgesehen — so zeigt sich uns klar, daß, gleichnishaft, wie das belebende Licht der physischen Sonne uns allmorgendlich vom Osten her zuerst erreicht, auch das Licht geistiger Sonnen im Osten seinen Aufgang nimmt, um dann, im Westen, mit verwandelnder Kraft, auf Herz und Geist der Menschen befruchtend einzuwirken. — Die zehn Gebote Mosis, die Worte Christi, die indische Lehre von den Wesenheiten des Menschen, das Schicksalsgesetz, die Wiederverkörperungslehre — der Westen hat nichts hervorgebracht, was sich an Größe und Tiefe mit diesen Gesetzen und Erkenntnissen messen ließe. Wohl aber konnte der Westen sie aufnehmen und, in seiner Kunst, verklären. — Ost und West verhalten sich zueinander wie Frau und Mann. Der feminine, passive Osten ist gleichsam der feinere Empfänger für göttliche Offenbarung, er ist der Meister der inneren Welt. Der derbere, rauhere Westen, der Meister der äußeren Welt, ist hingegen der nach Erleuchtung und Offenbarung sich Sehnende, denn er erkennt, daß erst ein Reich, das nicht nur von dieser Welt ist, ein Reich der wahren Menschenwürde sein kann. — Im Anfang des vergangenen Jahrhunderts trat in Persien ein junger Mann auf, Mirza Ali Mohammed, der sich der „Bab" nannte, das „Tor", durch das die Menschen zur Erkenntnis Gottes gelangen können. Dieser Bab, der viele Anhänger gewann, wurde auf Betreiben der persischen Priester, der Mullas, um 1850 zu Täbris erschossen. Man entledigte sich seiner als eines „politischen Verbrechers", obgleich er nur ein Verkünder des göttlichen Gesetzes und dessen Erfüller sein wollte. Der von ihm vor seinem Tode verkündigte Nachfolger und neue Führer der Bewegung trat um 1863 in der Gestalt eines persischen Edelmannes auf, der sich Baha'o'llah nannte, „die Herrlichkeit Gottes". Baha'o'llah war zweifellos eine erleuchtete Persönlichkeit. Wer die „Verborgenen Worte" liest, die, aus dem Arabischen und Persischen übertragen, auch in deutscher Sprache erschienen sind (Bahai-Verlag, Stuttgart, Hölderlinstraße 35), wird erkennen, daß nur ein Weiser, ein Eingeweihter, der um die letzten Dinge des Menschen weiß, sie hat offenbaren können. Baha'o'llah, verfolgt und gefangengesetzt, beendete sein Leben im Exil um 1892 zu Akka in Palästina. War der Bab der Begründer der Bewegung, so gab ihr Baha'o'llah die geistige Durchleuchtung, die erhabene Spiritualität. Darin gleich ist ihm sein ältester Sohn, den er als seinen würdigsten Nachfolger bezeichnete, Abdul Baha Abbas, der „Diener Gottes und der Menschen", eine sehr bedeutende, hochgeistige Persönlichkeit, ein Propagator von weiser Milde und gütigem Wort. Abdul Baha, der während des Krieges in London und Paris Reden hielt, Deutschland bereiste und Wien und Budapest besuchte, lebt zur Zeit in Haifa, oft besucht von den europäischen Anhängern der Bewegung, namentlich Engländern. — Was will nun der Bahaismus? Er stellt sich das erhabene Ziel, die Menschheit, die er als Einheit betrachtet — „Ihr seid alle die Früchte eines Baumes und die Blätter eines Zweiges" —, zu vereinigen, das heißt, einen „Völkerbund" zu schaffen, der nicht allein auf politischen Abmachungen beruht, sondern auf der ewigen Erkenntnis, daß alle Völker und Menschen Brüder seien, die einander in Liebe und Hilfsbereitschaft zu begegnen haben, um den heiligen Plan Gottes zu verwirklichen. Die Bahais, das heißt „Kinder des Lichts", wollen die Menschheit zu einer einzigen Familie machen; sie wollen, daß die Wahrheit höher gestellt werde als das Bekenntnis. Einheit der Menschenwelt, unabhängige Forschung nach Wahrheit, Gleichheit von Mann und Frau, Weltfriede, Weltsprache, Lösung der wirtschaftlichen

Probleme, internationales Schiedsgericht — das sind einige der Grundsätze der Bahais, Grundsätze, die uns heute, da Wilsons Gedanke vom „Völkerbund“ unverwirklicht im Raume flattert, ungemein modern anmuten, obgleich sie längst, vor Jahrzehnten schon, von jenem Perser klar und bestimmt ausgesprochen wurden. Die Ideen der Bahai-Bewegung sind unzweifelhaft erhaben, und sie werden nicht sterben, weil Ideen der Versöhnung und Eintracht göttlichen Ursprungs und unsterblich sind. Daß sie aber die Herzen der Völker ergreifen und so ein Zeitalter der Völkerverständigung schaffen helfen, das ist sehnlichst zu wünschen. Max Hayek.

Musikverständnis, Raumfreude, Gesellschaftssitte. Musik, der erlösende Segen von der Qual innerer Spannung, der leicht flutende Rhythmus froher Gedanken und die Quelle reinster Erhebung und beglückender Freude, wie hat sie vom Anfang aller Kunstübungen die Seele geläutert und erhoben! Ihr formender Einfluß, ihre Entwicklung und ihre Verbreitung sind die umfassendste aller künstlerischen Arbeit. Das Verständnis für solche Macht und Größe? Auch dies ist selbst im ungebildetsten Menschen lebendig. Und doch fehlt ein Etwas! Erst in den weitgespannten Hallen des Kirchenraumes konnte ein Bach seine erhabenen musikalischen Gedanken ausreifen. Nicht zum letzten Ende waren es der festlich gestaltete Saal und die glänzende Pracht der damaligen Raumkunst, die Mozarts so reizvolle Rhythmen erstehen ließen. Und die gewaltige Tonsprache eines Wagner, das erschütternde Werk Brahms' oder Chopins, wie mag es von dem Sturm der Naturgewalten, der lichtumfluteten Bergeswelt oder der drückenden Macht der Meereswogen grundlegend beeinflußt worden sein! Es besteht eine bedeutungsvolle Wechselwirkung zwischen dem Inhalt des Tonwerks und der Umgebung, dem Raum, in dem der Künstler schafft. Und umgekehrt, es kann keines wirklichen Meisters Werk recht zum Verständnis der lauschenden Seele bringen, wenn nicht der Raum, in dem seine Wiedergabe erfolgt, ein Lösen von all dem Ablenkenden des täglichen Lebens gestattet, wenn nicht eine Sammlung möglich wird oder der Raum der mutig schweifenden Phantasie leicht federnde Brücken baut! Wie ist es heute damit? Die Hauskonzerte sind jetzt sehr in Mode. Man bohrt die Blicke in einen Punkt des Teppichs oder stiert in „die“ Ecke des Raumes, den einzigen Ort, wo Ablenkung nicht zu erwarten ist. Endlich schließt man die Augen, nur um nicht zu sehen, was an Häßlichem die Andacht stört. Die Musik beginnt. Machtvoll ertönen die ersten Klänge, schwillt das Motiv zu berauschender Größe empor! Da schlägt die jungschöne Gastgeberin zwei Meter von mir die Beine übereinander. Ein spinnwebfeiner Strumpf, eine köstliche Linie enthüllt sich. Die Andacht — passée. Man wendet den Blick. Da, der Herr mit dem Gelehrtenkopf und den großen runden scharfen Brillengläsern. Wie schlecht sitzt seine Krawatte. Wohin du, Auge?! Das Ohr saugt die Rhythmen. Die Seele jubelt! Und das Auge irrt und irrt! Die Wände voll Bilder, gewiß kostbare Werke. Die Möbel prachtvolle Stücke. Die Menschen teuer oder einfach gekleidet, auch sie vielleicht voll sehnsuchtsvoller Erwartung — sie alle sind so überaus lästig. Die Raumstimmung, diese markvolle Hilfe beim Sprung von der Wirklichkeit ins Nirwana göttlichen Gefühls . . . sie — fehlt! Und sie ist so unentbehrlich, so bitter nötig! Muß es gemeinsame Freude an der Musik herrlicher Macht sein, dann werde ein Raum erschaffen, der den Menschen nicht verletzt, seine Seele nicht beleidigt. Der Raum sei nichts als Raum. Voll Symbolik in Linie und Farbe, indifferent, ohne Bilder, deren Inhalt die Stimmung in vorgezeichnete Linien zwingt, ohne Möbel, deren Zweck aufdringlich in des Lebens Nöte zurückführen muß! Kragende Stützen für die Decke formen halb geöffnete tiefe Sitznischen, breite Bänke gestatten gelöste hingebende Ruhe. Und der Farben glühende Pracht, stumpfe Mystik oder beweglicher Glanz stütze den erschütternden Einfluß, der uns hilft und vorbereitet: wahrhaft reine Freude und Erhebung am erlösenden Segen der Musik zu gewinnen. So möchte ich die Tempel gestaltet wissen, die uns des heutigen Lebens gräßliche Qual vergessen lassen könnten. Andachtsräume! Wahre Feierstunden! Dr. Werner Scheibe, Hamburg, Architekt, Deutscher Werkbund.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Austrocknung der Erde ist ein Problem, das schon zahlreiche Forscher beschäftigt hat, und es sind viele Ansichten darüber aufgestellt worden, die sich zum Teil widersprechen. Der Grund dafür ist in der falschen Fragestellung zu suchen. Eigentlich gibt es nämlich zwei Hauptfragen: 1. Trocknet die ganze Erde aus? — 2. Trocknen einzelne Teile der Erdoberfläche aus? Die zweite Frage ist am leichtesten zu beantworten, und zwar zu bejahen. Wir wissen, daß manche jetzt öde liegende Gegenden, z. B. die östlichen Mittelmeerländer, Teile von Innerafrika und von Innerasien einst blühende Städte und Dörfer hatten, und daß die Ursachen der Verödung nicht bloß in Kriegsverwüstungen zu suchen sind. Zum Teil sind die Menschen schuld, indem sie Raubbau mit den Wäldern trieben und an Aufforstung nicht dachten — auf einer einzigen Fahrt von Smyrna nach Konstantinopel sah ich drei Riesenwaldbrände, die meist von den Landbewohnern verursacht wurden, nur um bequem Holzkohle zum Verkauf zu gewinnen — oder indem sie die Ziegen jeden Nachwuchs abfressen lassen. Auf solchem Gelände kann der Regen nun die oft dürftige gute Erdschicht abspülen, und dann ist auf dem bloßgelegten kahlen Felsen eine Aufforstung nicht möglich; der Holzhandel und der Schiffbau gehen zurück und damit auch die Ansiedlung. Eine zweite menschliche Ursache ist die fortschreitende Kultur, d. h. Zunahme der industriellen Anlagen. Alle Fabriken, elektrischen Zentralen usw. verbrauchen viel Wasser, das meist Tiefbrunnen entnommen wird; in weitem Umkreise senkt sich dann das Grundwasser, ebenso durch den Bergbau. Dieser läßt, solange er nicht in die Tiefe geht (Steinbrüche, Braunkohlengruben), das absteigende (vadose) Wasser gar nicht erst zum Grundwasser und damit zu den Brunnen, Seen und Flüssen gelangen; geht er in die Tiefe, so hindert er das aufsteigende (juvenile) Wasser am Emporsteigen in Felsspalten und Quellen. Endlich macht auch starke Besiedlung oder im großen betriebene Viehzucht wasserarme Gegenden (Südafrika) noch trockener. Kann man bei allen diesen Beispielen ohne weiteres Ursache und Wirkung feststellen, wozu noch das oft zu weit getriebene Dränieren der Äcker kommt, so muß man bei der Beurteilung der natürlich erscheinenden Ursachen für das Austrocknen schon weit vorsichtiger sein. Flüsse versinken öfter in den Geröllmassen, die sie selbst beim Austritt aus dem Gebirge in die Ebene ausschütten, ohne daß deshalb ihre Wasserführung geringer geworden ist. Bei Seen, die im Verschwinden begriffen oder schon verschwunden sind, schneidet sich ihr Abfluß bisweilen in das Gestein bis zum Seegrund ein, so daß der See ausläuft; bei Seen ohne oberirdischen Abfluß können (z. B. im Karst) neue unterirdische Spalten oder durchlässige Schichten das Wasser entführen. Sinkstoffe, durch Zuflüsse und Wind herbeigeführt, verflachen den See und füllen ihn allmählich aus, zum Teil auch durch das dadurch erleichterte Zuwachsen unterstützt; flache Seen werden auch leichter von der Sonne durchwärmt und ihre Wasser so zum Verdunsten gebracht. Hinsichtlich der Wüstenbildung in der Sahara und der Kalahari (Südafrika) stellt jetzt Schwarz (Johannisburg) eine sehr beachtenswerte Ansicht auf, die auch für manche andere Gegenden passen dürfte. Bei der Sahara meint er, daß der Niger ursprünglich etwa bei Timbuktu nordwärts geflossen sei, daß sich aber sein jetziger Unterlauf, der gesondert als Küstenfluß bestand, durch rückwärtige Erosion immer tiefer in die Randgebirge von Oberguinea eingefressen, schließlich den oberen Niger angezapft und dadurch zur Laufänderung und zur Austrocknung der Sahara veranlaßt habe. Ähnlich habe auch der Sambesi die nordwestlichen Zuflüsse des Ngamisees angezapft, so daß der See langsam kleiner wurde. Dabei braucht nicht immer eine unmittelbare Ablenkung der Zuflüsse zu erfolgen, sondern es kann auch durch tiefes Einschneiden des Hauptstromes statt der Zuflüsse das Grundwasser abgelenkt und so See und Zufluß zu stärkerem Versickern veranlaßt werden. In manchen solcher Fälle läßt sich wahrscheinlich der Vorgang durch Staumauern usw. rückgängig machen. Von einer großen Zahl von angeblich verschwindenden Seen liegen aber

auch Berichte von neuerlichem Anwachsen des Wasserstandes vor, so vom Ostrowsee in Mazedonien, vom Aralsee in Vorderasien, bei dem deshalb sogar die Ufereisenbahn landeinwärts verlegt werden mußte, vom Tschad- und Ngamisee in Afrika, vom Lake George in Australien usw. Das hängt mit Klimaschwankungen zusammen, die sich in kürzeren oder größeren (35jährigen und längeren) Zeiträumen ereignen und vielfach nachgewiesen werden konnten. Solche Schwankungen betreffen, soweit bis jetzt bekannt ist, und soweit sie nicht eine sehr große Jahrfolge, d. h. Tausende von Jahren, umfassen, niemals die ganze Erde, sondern größere oder kleinere Gebiete, vor allem weil die beiden Halbkugeln der Erde entgegengesetzte Jahreszeiten haben. In dieser Hinsicht kann man also nicht von einer Austrocknung der ganzen Erde und selbst nicht einmal einzelner Gegenden sprechen, da zu erwarten ist, daß nach einer Reihe von Jahren auch wieder feuchtere Zeiten kommen werden. Regenmessungen, die für das vierte vorchristliche Jahrhundert aus Indien und für Christi Zeit aus Palästina vorliegen, ergeben, daß es dort schon damals soviel wie heute geregnet hat; dadurch ist auch die gelegentlich auftauchende Meinung, wonach es jetzt weniger regnet als früher, widerlegt. Von außen erhält die Erde und ihre Lufthülle offenbar keinen Wasserdampf, aber sie gibt auch an den Weltenraum nur so geringe Mengen ab — durch ihre ultravioletten Strahlen zerlegt die Sonne nämlich den Wasserdampf der Luft in Wasserstoff und Wasserstoffsuperoxyd, von denen jener bei seiner Leichtigkeit rasch aufsteigt und allmählich die Erdhülle verläßt — daß es wohl erst nach vielen Jahrtausenden zu einer überhaupt nur merkbaren Austrocknung kommen kann. Prof. Dr. C. Kaßner.

Der Widerhall. Die merkwürdige Erscheinung des Echos hat seit alter Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Naturfreunde erregt. Als einer der ersten hat sich der Jesuitenpater Athanasius Kircher eingehend mit ihm beschäftigt. In seinen Schriften gedenkt er unter anderm eines Echos, das im Innenhofe der Villa Simonetta bei Mailand auftritt. Dort wird ein Wort, das man aus einem Fenster des einen Seitenflügels ruft, von den Wänden nicht weniger als 24 mal wiederholt. Neuere Untersuchungen zeigten, daß ein Pistolenschuß sogar 40 mal und öfter, bis zu 60 mal, wiederholt wird. Ein anderes auffallendes Echo beschrieb der französische Mathematiker Gassendi; dieses befindet sich beim Grabmal der Metella in der römischen Campagna und vermag den ersten Vers der „Aeneis" achtmal zu wiederholen. In den Denkschriften der Französischen Akademie vom Jahre 1710 berichtet Teinturier über ein bemerkenswertes Echo, das in der Nähe von Verdun zu beobachten war und durch zwei 26 Toisen = 52 m voneinander entfernte und von dem Hauptgebäude getrennte Türme gebildet wurde. In der Mitte, zwischen den beiden Türmen stehend, konnte man ein laut gesprochenes Wort 12- bis 13 mal in gleichen Zwischenräumen von dem Echo wiederholt vernehmen; trat man aber in die Verbindungslinie zwischen einem der Türme und dem Hauptbau, so hörte man nur ein einfaches Echo. Das Echo entsteht durch die Zurückwerfung der Schallwellen, die an den verschiedensten Flächen, wie Mauern, Wällen, Bergwänden, Waldrändern, erfolgen kann. Auch die Segel der Segelschiffe und hochgetürmte Wellen vermögen den Schall zu reflektieren; letztere geben z. B. einen deutlichen Widerhall der Schüsse, die man auf Vögel richtet. Für das Zustandekommen eines Echos ist es erforderlich, daß die Zeit, in der der Schall den Weg zum Hindernis und zurück durcheilt, größer ist als die Zeit, die zum Aussprechen des Wortes nötig ist. Rechnet man für einen Pfiff oder Ruflaut eine Mindestdauer von 1/5 Sekunde, so ergibt sich bei einer Schallgeschwindigkeit von 340-m-Sekunden als kürzester Abstand der Schallquelle von der reflektierenden Wand eine Strecke von 34 m. In diesem Falle vermag das Echo eine Silbe zu wiederholen, bei der doppelten Entfernung zwei Silben usw. Man kennt eine Reihe von Echos, die zum Teil eine außerordentlich große Zahl von Silben nachsprechen können, ohne sie zu verwirren. Das berühmte Echo im Park von Woodstock bei Oxford wiederholt bei Tage 17, in der Stille der Nacht sogar 20 Silben. Noch erstaunlicher ist aber die Leistung eines von Ebell bei Derenburg beobachteten Echos, das den 27silbigen Satz „Conturbabantur Constantinopolitani innumerabilibus sollicitudinibus" (es wurden die Konstantinopolitaner durch zahllose Kümmernisse verwirrt) nachsagte, ja selbst das Stampfen und Schnauben der Pferde deutlich wiederholte. Zu den Echos, die den ursprünglichen Ruf mehrmals beantworten, zählt außer dem schon erwähnten Echo der Villa Simonetta unter anderm ein an der Nahemündung bei Bingen gelegenes Echo, das ein Wort oder einen Schuß bis zu 17 Malen wiederholt; die einzelnen Wiederholungen klingen bald lauter, bald leiser, so daß sie aus verschiedenen Entfernungen zu kommen scheinen. Auch das Rollen des Donners entsteht durch eine mehrfache Zurückwerfung des Schalls einerseits an der Erdoberfläche, andererseits am unteren Rande der Wolkendecke. Eigenartig sind die sogenannten harmonischen Echos, bei denen der zurückgegebene Ton eine andere Höhe besitzt als der ursprüngliche. Zu diesen gehören die Echos von Bingen, von Paisley und im Bedgeburgpark in England und von Killarney in Irland. Der reflektierte Ton kann die Oktave oder Duodezime, aber auch eine höhere oder tiefere Terz bilden. Die harmonischen Echos scheinen dadurch zustande zu kommen, daß die den Schall zurückwerfenden Wände sich dem erregenden Tone gegenüber verschieden verhalten, indem z. B. ein Wald mit der ganzen Fläche den Grundton, einzelne Bäume oder Baumgruppen aber die Obertöne bevorzugen. Eine merkwürdige Beobachtung machte endlich auch Hirn, nach dessen Angaben das Geräusch des aus einem Kessel ausströmenden Dampfstrahls sich im Widerhall um eine Oktave erniedrigte, wenn man an den Wänden einer Gebäudegruppe entlangschritt. Dr. S. v. J.

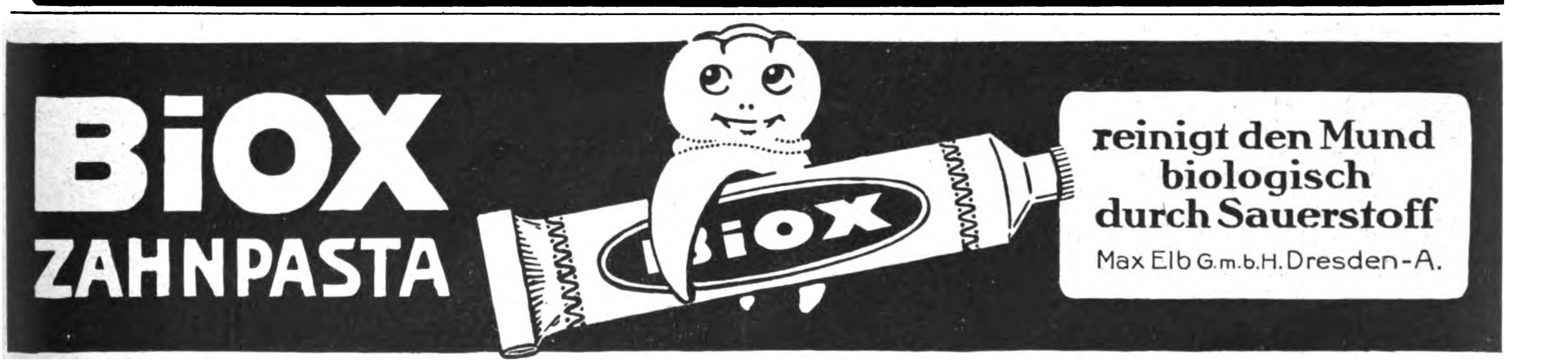
Atmung und Aroma der Früchte. Abgesehen von der noch immer in ziemliches Dunkel gehüllten chemischen Zusammensetzung der Früchtearomas aus Säuren und ätherischen Ölen, haben uns neuere Versuche und Beobachtungen doch interessante Aufschlüsse über Art und Entstehung dieser wichtigen Geschmacksduftstoffe gebracht. Wir wissen jetzt, daß sie in der Hauptsache durch die Atmung der Gewächse zustande kommen. Die Forschungen und Versuche von G. R. Hill und L. A. Boodle zu Ithaka (Vereinigte Staaten) und im Botanischen Garten zu Kew bei London ergaben unter anderm, daß aufgestapelte Früchte in Lagerhäusern je nach der Intensität, mit der sie atmen, ihr Aroma verlieren. 100 g reife Weintrauben z. B. atmen bei einer Lagerraumtemperatur von 30° C in einer Stunde 5,2 mg = 2,9 ccm Kohlensäure aus, d. h. in 32,6 Stunden ihre eigene Gewichtsmenge; reife Kirschen brauchten dazu sogar nur 11,8 Stunden. Die Folge war in beiden Fällen Zersetzung des Fruchtfleisches und gänzliche Verflüchtigung des Aromas. Die auffallende Schnelligkeit erklärt sich dadurch, daß durch das Atmen Wärme entwickelt und durch das erzeugte Wärmeplus sofort wieder die Atmung entsprechend gesteigert wird, so schnell und so sehr, daß trotz sorgfältigster Lüftung die besten Kältemaschinen die Temperaturerhöhung oft nicht verhindern können. Verfolgt man nun den Weg, den das offenbar recht bewegliche Aroma in der Pflanze genommen hat, zurück, so gelangen wir zu den Fruchtstielen und -stengeln und erinnern uns, daß die Italiener und Franzosen schon längst ihre im Spätherbst unreif gebliebenen Tomatenfrüchte an den Stengeln belassen, diese abschneiden und in der warmen Küche aufhängen: das Aroma wird so

durch die erhöhte Wärmeatmung aus den Stengeln herausgelockt, während es ohne diesen Kniff in ihnen stecken bleibt. Eine großzügige moderne Anwendung des letzteren sehen wir bei der Notreife der Bananen. Sie werden absichtlich grün und unreif, in großen Büscheln an dicken Stengeln sitzend, vom Baum geschnitten und in den Lagerräumen besonders zu diesem Zweck gebauter Dampfer aufgehängt. Deren Kühl- und Wärmeanlagen halten die Temperatur ständig auf + 10° C. Tiefer darf sie nicht sinken, sonst wandert das Aroma nicht in die gleichzeitig reifenden Schoten. In den Winterlagerhäusern benützt man übrigens dasselbe Wärmereizmittel, um nur immer so große Mengen Bananen zu reifen und mit Aroma zu sättigen, wie gerade auf dem Markt gebraucht werden. Von den Stengeln gelangen wir zu den eigentlichen Naturretorten des Aromas, zu den Blättern. Daß sie es sind, die durch ihr lebhaftes Einatmen von Luftkohlensäure die Aromastoffe erzeugen und vorbereiten, lehrt folgender Versuch von Professor Viktor Grafe. Man pflückt im Sommer, verschiedene Wochen vor der Fruchtreife, von den betreffenden Pflanzen frische grüne Blätter, zerquetscht sie zu einem Brei, übergießt ihn mit einer Lösung Zuckerwasser und setzt etwas Weinhefe zu. Dadurch entsteht binnen kurzem eine alkoholische Vergärung. Kostet man jetzt den Brei, so schmeckt man das Aroma der betreffenden Fruchtsorte, und zwar um so stärker, je kürzere Zeit vor der Reife die Blätter gepflückt wurden. Zeigen diese Versuche bereits deutlich Ort und Art der Aromaerzeugung, so belehrt uns darüber, daß die Geschmacksduftstoffe nicht etwa hauptsächlich aus dem Boden, sondern aus der Luft mit Hilfe der chemischen Sonnenlichtwirkung von den atmenden Blättern aufgenommen und entwickelt werden, nichts so gut wie die Gewinnung des Aromas der Vanille. Diese windende Orchidee wurzelt nicht in der Erde, sondern entnimmt ihren ganzen Nahrungsbedarf mittels zahlreich an den Blattachseln frei herabhängender Stengelwurzeln aus der immer feuchten Luft des tropischen Urwaldes. Ihre Kletterwurzeln sind nur Haftorgane, die nachgewiesenermaßen ihrem Wirtsbaum keinen Saft rauben. Weder die schönen weißgoldenen Blütenglocken noch die grünen, fleischigen Kapselschoten verraten indessen beim Riechen und Schmecken eine Spur von Vanillin. Erst wenn man die welkenden grünen Schoten, in schwarze Wolldecken eingeschlagen, an der Sonne zum Schwitzen bringt und sie dann noch einen ganzen Monat im Backofen liegen läßt, wo sie eine glänzendweiße Kristallschicht ausschwitzen, offenbart letztere endlich das von den atmenden Blättern gebildete Vanillinaroma. Hermann Radestock.

Hormone. Neben den längst bekannten Sekreten, wie sie von verschiedenen unserer Drüsen als spezifische Stoffe nach außen abgegeben werden, hat man in neuerer Zeit Produkte bestimmter Zellen entdeckt, Inkrete genannt. Sie werden nicht nach außen abgesondert, sondern gehen als innere Sekrete direkt in die Blutbahnen. Heute ist für die Inkrete der von Starling geprägte Name „Hormone" geläufig, und die entsprechenden Organe, die solche Stoffe absondern, nennt man endokrine Drüsen. Die Hormone scheinen in unsere Lebensvorgänge mehr einzugreifen, als wir vorläufig ahnen. Sie stehen in inniger Beziehung zu den Vorgängen des Wachstums, der Geschlechtstätigkeit, wirken regulierend auf andere Sekretionen und auf den Stoffwechsel einiger Nährstoffe usw. Chemisch sind die Hormone nur ganz wenig erforscht. Wir erkennen sie vorläufig mehr an den Folgen der Ausschaltung ihrer Tätigkeit, an Reizversuchen usw. als in ihrer Struktur und ihrem inneren Chemismus. Die Produktion von Hormonen steht in den kompliziertesten Abhängigkeitsbeziehungen zu den Nervenbahnen und in allerlei Abhängigkeiten von Nerveneinflüssen. Chemisch erkannt ist nur das Adrenalin; alle übrigen Produkte endokriner Drüsen, wie die der Schilddrüse, Nebenniere, Hypophyse (Hirnanhang), der Bauchspeicheldrüse, der Geschlechts- und mancher Darmdrüsen, so exakt deren Hormone funktionieren, und so schwer die Störungen bei deren Ausfall sind (Wachstumsstörungen, psychische Störungen usw.), sind uns vollständig unbekannt, ebenso, inwieweit sie bei ihrer Wirkung selbst Zerstörung erleiden und aus dem Stoffwechsel sich zahlenmäßig ergänzen. Manche, wie das Adrenalin und das Hormon des Pankreas, stehen in einer Weise untereinander in Beziehung, daß man geradezu den einen als den Antagonisten des andern bezeichnen kann. Das Adrenalin beispielsweise erhöht durch seine Sekretion bekanntlich den Blutdruck. Es scheint daneben in ursächlichen Beziehungen zum Zuckerstoffwechsel zu stehen. Entfernt man nämlich die Bauchspeicheldrüse und damit seine Hormone, dann tritt tödlich verlaufender Diabetes ein, aber, wie sich herausstellt, deshalb, weil das Adrenalin uneingeschränkt wirken kann und so das Blut mit Zucker überschwemmt wird. So wenig wir Kenntnis von der Natur der Hormone haben, so wesentlich sind die Aufschlüsse, die wir über die Korrelation der Organe besitzen. Ganz interessant sind derartige Aufschlüsse in bezug auf die Geschlechtsbildung. Zweifellos üben die Hormone der männlichen wie weiblichen Keimdrüsen einen großen Einfluß auf den Geschlechtstrieb aus, wie denn auch die Entfernung der Hormonentätigkeit größte Veränderungen im Organismus zeitigt (starkes Wachstum, reichlicher Fettansatz, Vergrößerung des Hirnanhangs) und die Verpflanzung der Stätten der Hormone (Transplantation der Keimdrüsen) auf Tiere anderen Geschlechts eine vollständige Umkehr der Geschlechtscharaktere eintreten läßt. Dr. Schmid.

Die Verlängerung der Lebensdauer bei Pflanzen. Die Lebensdauer der Pflanze ist bekanntlich zeitlich beschränkt. Nun gelingt es aber, wie besonders Molisch durch sorgfältige Experimente nachgewiesen hat, das Leben der Pflanze über die gewöhnliche Dauer hinaus auszudehnen, mit Ergebnissen, die auch in allgemein biologischer Hinsicht von großem Interesse sind. Als wirksames Mittel hierzu dient z. B. die zeitweise Entziehung unumgänglich notwendiger Lebensbedingungen (Wasserentzug, Nährstoffmangel usw.). Dadurch wird in den normalen Lebensablauf der Pflanze eine Zeit des „Scheintodes", also eine latente Lebensperiode eingeschaltet. Sind dann wieder alle notwendigen Lebensbedingungen erfüllt, so kann sie, falls sie diesen abnormen Zustand zu überdauern vermag, ihre Lebensbahn vollenden, die naturgemäß um die Dauer der Latenzperiode verlängert wird. Ein zweiter sehr wirksamer Faktor, um das Leben der ganzen Pflanze zu verlängern, besteht in der Verhinderung des Blühens und Fruchtens. Molisch experimentierte beispielsweise an der in Gärtnereien häufig gezogenen Reseda odorata. Wird diese Pflanze im Frühjahr ausgesät, so blüht sie im Sommer mit anschließender Fruchtbildung und stirbt im Herbste ab. Innerhalb einer Vegetationsperiode ist also ihr Entwicklungskreis abgeschlossen. Wird aber die Blütenbildung unterdrückt, so kann man die Pflanze zwei bis drei Jahre als Kronenbäumchen am Leben erhalten. Zu diesem Zwecke werden schon bei den jungen Sämlingen alle Seitentriebe und Blütenknospen abgeschnitten, wodurch der Hauptstengel oft die Höhe von zwei Metern erreicht. Nun wird auch der Endsproß abgeschnitten. Dafür läßt man jetzt die Seitentriebe ohne Blüten, die entfernt werden, zur Entwicklung kommen, bis eine dicht verzweigte Krone des Bäumchens entstanden ist. Bei dieser Kultivierung der Pflanze wächst der Stamm ganz beträchtlich in die Dicke, verholzt und paßt sich seiner Aufgabe, die Krone mit Wasser und Nährsalzen zu versehen, vorzüglich an. Auf diese Weise kann also das Leben der ursprünglich einjährigen Pflanze auf mehrere Jahre ausgedehnt werden. Ewald Schild Wien.





Für die Frauenwelt.

Hochsommerhüte. Die Mode ist genügsam geworden, zumal bei den Hüten. Längst nahm sie von wallenden Straußfedern, von kostbaren Reiher- und Paradiesvogel-Gestecken Abstand und verwendet spärlich nur Band, Blumen und kleine Flügel. Wie in der Biedermeierzeit, von der die Hüte manche Ideen verwerten, ist die Mode anspruchslos auch im Material, sinnt nur darauf, ein Köpfchen kleidsam einzurahmen, nicht es zu putzen. Weich, biegsam, wie die modernen Kleider, will die Mode auch die Kopfbedeckungen, und deshalb verwirft sie die fabrizierten Formen aus Strohgeflechten, um sich fast ausschließlich dem Stoffhut zuzuwenden. Im Frühjahr galt ihr Crêpe Georgette als das Ideal, nun hat sie schon wieder ein anderes gefunden, und dieses ist das denkbar duftigste: Organdin und der wesensverwandte Glasbatist. Zart wie diese Gewebe, sind auch die neuen Farben für den Hochsommer. Vor allem weiß, doch nicht allein, irgendein Farbfleck muß sich daran befinden: Eine tiefdunkle Samtblume, eine lebhaft glänzende Schleife, oder abstechende Randunterseite, die kleidsam einen Hauch ihrer Farbe über das Gesicht breitet. So entspricht die Mode der modernen Hochsommerkleidung, die zweifarbige Effekte sucht und sie bei Voile und Batistkleidchen in farbiger Stickerei oder Besatz durch andersfarbigen gleichen Stoff findet. Porzellanblau, gelb, lila, kirschrot und altrosa sind beliebte Verbindungen mit weiß. Ausdrucksvollem Zweiklang im Kleide gesellt sich jedoch der einfarbige Ton im Hute. Orangegelb, wenn das weiße Kleid mit orangegelb bestickt ist, blaß lila, wenn das lila Batistkleid mit weißen Volants versehen ist, blau, sobald das weiße Kleid an den Volants, die seinen Rock bilden, blau eingefaßt wurde, und altrosa zu einem weißen, rosa bordierten und mit rosa Taille ausgestatteten Kleide. Doch wie lieblich auch umreihen korallenrote Perlchen einen weißen Organdinhut und die Blumen, die ihn flach garnieren. Denn die Modistin, Feindin aller Fabrikation bei den Hüten, bildet die schmückenden Blumen selbst nach ihrem Willen. Einfach, wie die ganze modische Hutart, sind auch die Formen, die tief, mit weiten Rändern die Stirnen beschatten. Rund, fast gleichmäßig rund, ist ihr Rand, leicht nach unten gewölbt oder seitlich, in leiser Annäherung an die biedermeierische Schute beigebogen, und der Kopf rundlich, doch nach rückwärts faltig sanft abfallend. Wie lange werden sie leben, diese flüchtigen Erscheinungen, die Begleiter der Hochsommertoiletten? Schon taucht der Filzhut am Modehorizont auf und wartet nur das Verblühen der trüb gewordenen luftigen hellen Batisthüte ab, um an ihre Stelle zu treten. C. W.

Parfümmoden. Blitzende Verlockungen stellen die heuer so ungemein modernen kuppelförmigen Silberflakons dar, in denen, dem letzten Modeschrei nach, ein paar Tropfen Parfüm eingekapselt sein müssen, Parfüm von intensivstem Geruch! Ja, selbst des Parfüms hat sich die Mode angenommen und ganz energische Vorschriften gemacht. Puder und Parfüm sind ein hochwichtiges Thema in der Toilettenkunst geworden. Es gehört genau so ein Studium dazu, eine gut parfümierte als eine gut angezogene Frau zu sein, und speziell bei der Mode der starken Gerüche ist Vorsicht geboten. Die Kunst des Parfümeurs hat nun eine Höhe erreicht, die wirklich anerkannt werden muß. Amberhaltige Toilettenwässer sind die Vorstufen, damit erfrischt und imprägniert man sozusagen die Haut. Dann kommt der zart duftende Hauch des Puders, der in zarten Farben zum Teint und Timbre der Haut abgestimmt werden muß. Und wenn nun all diese Toilettenkunstgriffe erledigt sind, holt man die wundervoll geschliffenen Kristallflakons mit den an goldenen Kettchen befestigten Goldstöpseln vom Toilettentisch, die die modernen, von Paris lancierten Phantasiegerüche

(Fortsetzung auf Seite 560.)

(Fortsetzung der „Frauenwelt“ von Seite 558.)

enthalten. Stark duftend, aus verschiedenen Blütenölen bestehend, sind z. B. „L'origan“, „Chypre“, „Peau d'Espagne“. Blondinen mit zarter Hautfarbe werden diese Düfte z. B. dem würzig duftenden „Fougère“ vorziehen, dem erotisch und schwer duftenden „Scheherazade“, dem intensiven „Ideal“ oder dem betörenden Duft des „Fleur d'amour“-Parfüms. Alle diese Gerüche passen eher zu dunkel timbrierten Frauen. Ein scharf riechendes Toilettenwasser ist auch „Eau de Cologne Russe“. Wie man sieht, sind diese modernen Parfüms alles, nur nicht bescheiden. „Trèfle“, „Violette pourpre“, „Maiglöckchen“, diese entzückenden Duftwolken, gehören einer vergangenen Parfümmode an, und nur die betäubenden Gerüche begleiten heuer die mondäne Frau. Wenn sich die elegante Frau zu einem Parfüm entschlossen hat, dann muß sie ihm auch vollkommen treu bleiben. Ihr Puder, ihr Lippenstift, ihre Toilettenwässer müssen dieses eine gewählte Parfüm enthalten, und um auch die Handtasche, den Schirm, das Batisttüchlein und die Handschuhe jeweils mit diesem Geruch bekannt zu machen, dazu ist das kleine kuppelförmige Silberflakon da, das überallhin mitgenommen wird, und das nebst dem entzückenden grünen, sevresblauen oder rosenfarbenen Emailledöschen mit der gestochenen Silberauflage und dem Brillantbukett als Zier — in dem sich ein wenig Puder befindet — die steten Begleiter sind. Claire Patek.

Über das Nichtessen der Kinder. Groß ist die Zahl der Kinder, die, obgleich sie gesund sind, nicht essen wollen. Manche Kinder werden als schlechte oder schwache Esser bezeichnet, obwohl sie es in Wirklichkeit nicht sind; sie essen genügend, d. h. soviel wie ihr Körper verlangt und braucht; sie essen aber nicht soviel, als die Umgebung für notwendig erachtet. Ein jüngeres Kind ißt unter Umständen mehr als ein älteres, obgleich auch das letztere gesund ist. Die Ansprüche des kindlichen Körpers sind, wie auch bei den Erwachsenen, verschieden, das Nahrungsbedürfnis ist bei dem einen größer als bei dem andern. Auch die Gewöhnung spielt eine große Rolle. — In seinem für Eltern und Erzieher empfehlenswerten Büchlein „Die Pflege des Kleinkindes“ (München 1920, Gmelin) macht Neter auf diese Verhältnisse und ihre Ursache aufmerksam. Verträumtsein ist bei vielen Kindern, wie er weiter ausführt, Ursache des schlechten Essens. Ein richtiges pädagogisches Anfassen

dieser verspielten Kinder bessert in kurzer Zeit die Appetitlosigkeit. „Diesen Löffel für den Papa, diesen für die Mama" usw. — eine uralte Methode, den Kindern noch etwas beizubringen, wenn sie nicht mehr essen wollen. Es läßt sich gegen diese und ähnliche Gewohnheiten, der mangelnden Eßlust in Ausnahmefällen (z. B. bei Krankheiten) nachzuhelfen, nichts einwenden; nur darf eine gewisse Grenze nicht überschritten werden, wenn lästige Folgen vermieden werden sollen. Von dem Kind angefangen, das nur essen will, wenn man jeden Löffel oder Bissen mit jenem Sprüchlein begleitet, führt eine ununterbrochene Reihe bis zu jenen kleinen Tyrannen, die nur essen können, wenn man ihnen etwas vorsingt, etwas erzählt, oder die nur an einem bestimmten Tisch essen können, nur wenn sie stehen oder mit dem Teller umhergehen. Es handelt sich hier nur um eine schlechte Angewöhnung infolge zu großer Nachgiebigkeit der Eltern, die aus Furcht, das Nichtessenwollen könne dem Kinde schaden, nun mit allen Mitteln versuchen, ihm etwas Essen beizubringen. Diese Furcht ist unbegründet, und die Methode erreicht ihren Zweck nicht, der in der Bekehrung eines schlechten Essers durch Nachgiebigkeit besteht. Neben den Kindern, die überhaupt schlechte Esser sind, gibt es viele, die nur bestimmte Speisen nicht essen wollen. Manche Kinder haben keine Lust, das zu essen, was gerade auf den Tisch kommt. Im allgemeinen empfiehlt es sich, der Entwicklung bestimmter Geschmacksrichtungen beim Kinde schon sehr frühzeitig entgegenzutreten. Je früher dies geschieht, desto geringer ist die Mühe für die Eltern, desto schmerzloser gestaltet es sich für das Kind, und desto sicherer ist der Erfolg. Leider werden diese Gelegenheiten, Selbstüberwindung zu üben, immer seltener benutzt. Allerdings gibt es, worauf auch Neter hinweist, Kinder, deren Antipathie gegen eine bestimmte Speise so groß ist, daß man geradezu von einem Ekel vor ihr sprechen kann; diese Fälle sind aber sehr selten. Oft wird eine solche Abneigung als unüberwindlich geschildert. Dabei genügt aber eine Änderung des Milieus, um den Widerstand des Kindes zu beseitigen: das Kind ißt z. B. eine bestimmte Speise zu Hause niemals, bei Nachbarsleuten dagegen ohne Schwierigkeiten. Oder eine Speise, die es aus der Hand der Mutter nicht nimmt, nimmt es gern, wenn man sie vorher bei einer Bekannten abgegeben hat und sie dann dort abholt.

Dr. W. Schweisheimer, München.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escubillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co. Zürich.